Allgemeine Weltgeschichte.

Elfter Band.

Allgemeine
Weltgeschichte

mit besonderer Berücksichtigung

des

Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen

für die gebildeten Stände bearbeitet

von

Dr. Georg Weber.

Elfter Band.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1875.

Geschichte

der

Gegenreformation

und der

Religionskriege.

Von

Dr. Georg Weber.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1875.

Inhaltsverzeichniß.

Geschichte der Gegenreformation und der Religionskriege.

A. Katholische Kirche und Papstthum.*)

Literatur. L. v. Ranke, Die römischen Päpste in den vier letzten Jahrhunderten, Leipzig 1874, in 6. Aufl. Huber, Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doctrin, Wirksamkeit und Geschichte, Berlin 1873. M'Crie, History of the progress and suppression of the reformation in Italy, Edinburgh und London, 1827. Deutsch von Friederich, Leipzig 1829. Erdmann, Die Reformation und ihre Märtyrer in Italien, Berlin 1855. — Bezüglich des Tridentiner Concils vgl. über de Thou Bd. X, S. 2 und über die beiden grundlegenden Werke des Servitenmönches Paolo Sarpi (französisch mit sehr schätzbaren Zugaben von le Courayer, 1736) und des Cardinals Sforza Pallavicini vgl. Bd. X, S. 356 fg. Der Erste konnte noch manche betheiligte Personen sprechen und Manuscripte einsehen, die selbst der Zweite nicht mehr hatte. Dafür stand diesem der Vatican zu Gebote; er theilt aber daraus nur mit, was ihm paßt. Nachdem Ranke gezeigt hatte, wie Beide „von Herzen parteiisch" sind, wollte der vaticanische Bibliothekar A. Theiner die Berichte der päpstlichen Legaten auf dem Concil veröffentlichen. Aber die Jesuiten wußten dieses Vorhaben zu vereiteln. Neuerdings sind aus den Archiven von Brüssel, Simancas und Wien neue Quellen zu Tage gekommen, welche Lanz (vgl. Bd. X, S. 1), Maurenbrecher (vgl. ebend. S. 89) und Döllinger (Beiträge zur politischen, kirchlichen und Culturgeschichte der sechs letzten Jahrhunderte, Bd. I, Regensburg 1862) mitgetheilt haben. Endlich hat Sickel den Anfang zu umfassenden Veröffentlichungen aus österreichischen Archiven gemacht, wobei jedoch ausgelassen ist, was schon bei Döllinger und in älteren Werken, wie in Le Plat's Collectio monumentorum (Löwen 1781—87) und in Mendham's Memoirs of the council of Trent (London 1834) Aufnahme gefunden hat: Zur Geschichte des Concils von Trient, 1872.

I. Die neuen Mönchsorden.

Während man in Deutschland nur mit der Auflösung des Mönchthums beschäftigt war, strebte man innerhalb der romanischen Welt eine Verjüngung dieses Institutes an. Bereits hatte die Reformation dasselbe in der Wurzel angegriffen, indem sie nicht blos den Cölibat entwerthete, sondern auch überhaupt die Gelübde, sofern sie Verdienst haben und eine über dem Gebotenen liegende,

*) Der folgende Abschnitt rührt von Professor Dr. H. Holtzmann her.

graduirte Tugend darstellen sollen, verwarf. So waren Mönchthum und Klosterwesen im Laufe der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts in steigenden Verfall und in große Mißachtung gerathen. Aber die katholische Kirche konnte dasselbe nicht aufgeben, weil ihr sittlicher Standpunkt ganz auf der Anerkennung einer abgestuften Heiligkeit und Schätzung verdienstlicher Werke und Entsagungen beruhte. Auf der anderen Seite konnten die Orden in der Folgezeit schwerlich mehr den bisherigen Standpunkt einnehmen. Nicht blos war eine Reformation des Mönchs- und Klosterwesens überhaupt nöthig geworden, sondern es mußte demselben insonderheit eine haltbarere Stellung dadurch verliehen werden, daß den Zeitgenossen seine Nützlichkeit auf bestimmten Arbeitsfeldern gleichsam vor Augen gestellt wurde. Aber auch vor der Kirche selbst mußten die alten Institute ihre fortdauernde Brauchbarkeit und Nothwendigkeit erst neu bewähren. Es nahmen daher die neuen Orden, die jetzt hervortraten, so sehr auch religiöse Begeisterung, Christenliebe und Selbstentsagung bei ihrer Gründung obwalten mochten, mehr oder weniger eine dem Protestantismus entgegenwirkende Tendenz an, und selbst ältere Orden erhielten theilweise eine strengere Form mit polemischer Richtung gegenüber der Glaubensneuerung. Zwar lebte in den Kapuzinern, als den nachgeborenen Sprößlingen der Minoriten, der ältere, rein ascetische, mehr darstellende als wirksame Mönchsgeist wieder auf. Aber auch sie dienten dem speciellen Zwecke der Volksbelehrung, richtiger gesagt der Versorgung des Volksgemüthes mit plumpem, gemeinfaßlichem Aberglauben. Bei etwas gehobeneren Formen waren in derselben Richtung die Barnabiten thätig. Andre Orden zielten mehr auf die Hebung des geistlichen Standes durch Bildung, wie die Theatiner, oder durch Frömmigkeit, wie die Oratorianer. Hatten jene, eine Schöpfung des Cardinals Caraffa, es auf Regeneration des tief gesunkenen kirchlichen Lebens vermöge der Heranbildung eines tüchtigen, durch die Mönchsgelübde strenger gebundenen Priesterstandes abgesehen, so erstrebte der von Philippus Neri, dem originellsten aller Heiligen Roms, gestiftete Verein der geistlichen Väter des Oratoriums gegenseitige Erbauung ohne Gelübde. Andere Orden widmeten sich theils der Armen- und Krankenpflege, wie außer den schon genannten Theatinern und Oratorianern besonders der italienische Verein der Somasker, die in Spanien entstandene Verbindung der barmherzigen Brüder und der in Frankreich und Deutschland weit verbreitete Orden der barmherzigen Schwestern, theils der leiblichen und geistigen Pflege des Volks überhaupt, der Wohlthätigkeit und dem Jugendunterricht insbesondere, wie die Piaristen, die Congregation des Vincenz von Paula, die Ursulinerinnen, Elisabetherinnen, Karmeliterinnen und andre Vereine. Auch die für die Beförderung des Christenthums unter den verwahrlosten Schichten des Volkes gestifteten Vereine von Missionspriestern, voran die Schöpfung des Vincenz von Paula, zeugen von dem erneuten Lebenstriebe, welchen die Reaction gegen den Protestantismus in der katholischen Kirche geweckt hatte.

Von jeher war der Orden der Franciscaner besonders fruchtbar an inneren Spaltungen und Abzweigungen gewesen (vgl. Bd. VII, S. 84 fg.). Noch im fünfzehnten Jahrhundert wurde seine Strenge überboten durch den frommen Einsiedler Franz von St. Paula im Neapolitanischen. Der Orden der Eremiten vom heiligen Franz, wie sich seine Jünger nannten, wurde von Sixtus IV. bestätigt und verbreitete sich auch in Frankreich, wohin Ludwig XI. den büßenden Wundermann gezogen hatte (vgl. Bd. VIII, S. 875), später auch in Spanien und Deutschland. Unter Alexander VI. entstand für diese Genossenschaft der Name Minimen, ihr Stifter wurde schon von Leo X. kanonisirt. Franz von Paula 1416—1507. 1474. 1519.

Eine bedeutendere Abart der Franciscaner trat bald darauf unter dem Namen Kapuziner hervor. Kapuziner. Sie hatten es darauf abgesehen, dem Orden wieder diejenige Gestalt zu geben, in welcher er das Herz des Volkes zuerst gewonnen hatte. In diesem Sinne versuchte es Matthäus von Bassi in Urbino gleichsam mit einer Reformation von außen, vom Kleide her, nachdem ein Klosterbruder ihm gesagt hatte, daß der heilige Franz eine andere Kapuze getragen, als die damaligen Franciscaner. Auch in Bezug auf völlige Besitzlosigkeit sollte die ursprüngliche Regel wieder hergestellt werden. Zu diesem Behufe vereinigte er sich mit dem Observanten Ludwig von Fossombrone. Beiden gab Clemens VII. die Erlaubniß, eine pyramidale Kapuze aufzusetzen und zu predigen. 1526. Aber erst nachdem sie den Widerstand ihres Ordens überwunden und es durchgesetzt hatten, daß sie von den Observanten getrennt und den Conventualen zugetheilt wurden, konnten sie ungehindert umherziehen. Von den Kindern Kapuzinermönche (capucini) genannt, adoptirten sie diesen Namen und stellten auf einem Capiteltage die Satzungen für die neue Gesellschaft fest. 1528. 1529. Dieselben verpflichten die Ordensgenossen, nicht mehr zusammenzubetteln, als für jeden Tag nöthig ist, kein Geld anzurühren, mit Ausnahme von wenigen Tagesstunden stillzuschweigen, barfuß zu gehen u. s. f. Der Orden nahm bald einen bedeutenden Aufschwung; aber mit seinen ersten Generälen hatte er Unglück. Matteo von Bassi konnte weder befehlen noch gehorchen; er trat wieder aus, schnitt die von ihm erfundene Spitze der Kapuze wieder ab und zog frei predigend umher; Lodovico von Fossombrone wurde wegen Widersetzlichkeit ausgestoßen. Der originelle Volksredner Bernardino Ochino aus Siena, welcher fünf Jahre Generalvicar gewesen war, fiel sogar der Reformation zu, was einen düsteren Schatten auf den ganzen Orden warf und ihn beinahe seine Existenz gekostet hätte. 1538—43. Bernhardin Ochino 1487—1565. Seitdem gehören absichtliche Verwahrlosung an Geist und Körper und eine bizarre und stark gewürzte Beredsamkeit, die ihr Publicum in den untersten Schichten des Volkes sucht, zu den Charakterzügen des Kapuzinerthums; sie bilden als die Proletarier unter den Mönchen den einen Pol des Mönchthums gegenüber den gelehrten und vornehmen Jesuiten. In solcher Gestalt fanden sie gegen Ende des Jahrhunderts namentlich in Frankreich, wo sie sich sehr anstellig im Dienste der Guisen erwiesen, später in Deutschland und in der Schweiz, zuletzt auch in Spanien Eingang, zogen als Heidenbekehrer in fremde Welttheile und löften schließlich auch den Verband mit den Conventualen. 1619. Einen weiblichen Kapuzinerorden gründete Maria Laurentia Longa.

Eine Stiftung viel vornehmerer Art stellen die unter dem Namen der Cajetaner oder Theatiner bekannten „apostolischen" oder „regulirten Kleriker von der göttlichen Vorsehung" dar, auch „Chorherren vom gemeinsamen Leben" genannt, welche durch Erweckung eines neuen apostolischen Geistes mittelst Predigt und Gottesdienst, durch Zucht und gemeinnützige Thätigkeit eine Gegenwirkung gegen die Reformation beabsichtigten. Den einen Namen führen sie von Cajetan von Thiene, einem Juristen und Protonotar des Papstes Julius II., der dann Priester geworden war und in Vicenza sich Cajetan von Thiene 1480—1547.

ganz der Krankenpflege, der Ausübung mönchischer Frömmigkeit und den Entzückungen eines geistlichen Enthusiasmus gewidmet hatte. Ueber Venedig nach Rom zurückgekehrt, faßte er den Plan einer Reform und verband sich zu diesem Behufe mit dem stürmi-
Johann Peter Caraffa 1476 —1559 schen Zeloten **Johann Peter Caraffa**, Bischof von Chieti oder Theate, ferner mit **Bonifacius von Colle** und **Paul Consiglieri**. Alle legten ihre Kirchenämter nieder und stifteten ein Institut, welches die klerikalen Pflichten mit den klösterlichen in einer eigenthümlichen Weise vereinigen sollte. Das Gelübde der Armuth wurde dahin modificirt, daß man weder erwerben, noch betteln, sondern warten solle, was die göttliche Vorsehung von selbst zufallen lassen werde. Auf diese Weise lebten sie lange in einem Hause auf dem Monte Pincio zusammen. Zuweilen stiegen sie in die Stadt herab, um zu predigen. So sah man auf der Kanzel, wo man in Italien schon längst nur Ordensgeistliche reden zu hören gewohnt war, wieder Priester erscheinen.
24. Juni 1524. Nachdem der Orden von Clemens VII. bestätigt worden war, gedieh er vor Allem dadurch zu großem Ansehen, daß einer seiner Stifter und Superioren, Caraffa, später als Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg. Unter Sixtus V. verwandelte sich seine Verfassung aus einer Aristokratie in eine Monarchie: die Theatiner erhielten einen
Ursula Benincasa 1547 —1618. General. Spätere Päpste, Gregor XV. und Clemens IX., haben zwei von **Ursula Benincasa** gestiftete Nonnencongregationen mit dem Orden vereinigt. Außerhalb Italiens wollte derselbe dagegen nicht gedeihen.

1533. Einen ähnlichen Zweck verfolgte eine gleichfalls von Clemens VII. bestätigte Ver-
Barnabiten. bindung von lombardischen Klerikern, welche von der Kirche des heiligen Barnabas in
1535. Mailand den Namen der Barnabiten tragen, während sie Paul III. die Congregation der regulirten Kleriker des heiligen Paulus nannte. Erst auf einem unter Carl Borro-
1579. meo gehaltenen Generalcapitel zu Mailand haben sie sich vollständig constituirt und zur Unterstützung der Bischöfe in der Seelsorge verpflichtet. Zu den drei Mönchsgelübden trat hier als viertes die Verpflichtung, nicht nach kirchlichen Würden zu streben.

Philippus Neri 1515 —95. Einer der liebenswürdigsten Heiligen der katholischen Kirche, arm an pharisäischem Wesen, dafür reich an köstlichem Humor, war **Philippus Neri** aus Florenz, welcher
1548. zunächst eine Brüderschaft zu gemeinsamer Andachtsübung in Rom stiftete und dieselbe
1550. anläßlich eines Jubeljahres zur Pflege von hülfsbedürftigen und kranken Pilgern verwandte; er miethete zu diesem Zweck ein eigenes Haus, woraus allmählich ein großes Hospiz und eine eigene, der Dreieinigkeit geweihte Kirche wurde. Dies die bis in unsere Zeiten herab bestehende Brüderschaft von der allerheiligsten Dreieinigkeit. Aber noch mehr als dies, machten ihn seine Abendandachten im Betsaale (Oratorium), wobei Gebet, Vorlesen, kirchengeschichtliche Vorträge, Katechisationen und Gesänge abwechselten, seine oft tagelangen Umzüge, da er mit seinen Freunden in der Umgegend Roms sich erholte, betend und singend, trinkend und spielend, seine vielen, namentlich an Gemüthsleidenden vollbrachten Wunder, deren Realität er doch selbst leugnete, seine Verzückungen und Gesichte, von denen er aber nur als von „seinen Thorheiten" sprach, seine Verhöhnung der sauertöpfischen Frömmigkeit der römischen Prälaten, seine ehrlichen Aeußerungen und treffenden Witze zu einer allbekannten und geliebten Erscheinung in Rom. Wie anregend er aber im engeren Kreise wirken konnte, beweist das Beispiel seines ergebensten Schülers, des **Cäsar Baronius**, aus dessen Vorträgen im Oratorium die größte Kirchengeschichte jener Zeit hervorgegangen ist. Diese allmählich festere Formen annehmende Verbindung von Weltgeistlichen, in welcher die Beschäftigung mit der Wissenschaft des kirchlichen Alterthums die bewegende Triebkraft eines in eigenthümlicher Freiheit verlaufenden Gemeinschaftslebens war, erhielt mit der Zeit für ihre
1575. Ordnungen, die völlige Gleichheit aller Glieder mit sich brachten, die päpstliche Bestätigung. Seelsorge und Beichtstuhl war und blieb Neri's und der Seinen Hauptbeschäf-

tigung bis zu seinem Tode. Daß man nicht umhin werde können, ihn heilig zu sprechen, hatte er scherzend vorausgesagt, und Gregor XV. erfüllte die Weissagung. Oratorianer 1622.
oder Philippiner gab es bald in allen größeren Städten Italiens. Nach Frankreich verpflanzte die Bruderschaft der spätere Cardinal Peter Berulle, der in Paris ein Peter Berulle 1575—1629.
Oratorium eröffnete, welches viele Nachahmung, aber auch in Cardinal Richelieu und 1611.
noch mehr im Jesuitenorden entschiedene Gegnerschaft fand. Die italienischen Oratorianer sind übrigens unter sich nicht centralisirt; die französischen unterstehen dem Mutterhause in Paris. Die Wirkungen dieser Stiftung auf den Geist des französischen Klerus waren die wohlthätigsten. Namentlich hat sich durch sie erst der Charakter der französischen Predigt festgesetzt.

Von anderer Art wieder war der von Girolamo Miani, einem bekehrten Girolamo Miani 1481—1537.
Soldaten, gestiftete Orden der Somasker, welcher seine Wirksamkeit in einer Reihe von 1532.
Häusern übte, die in Oberitalien für Pflege von Waisenkindern und Rettung gefallener Weiber errichtet wurden und ihren Mittelpunkt in dem Erziehungshause von Somascho hatten. Es waren die verwüstenden Folgen der unaufhörlichen Kriege, davon Oberitalien seit Jahren heimgesucht war, denen auf diesem Wege entgegengetreten werden sollte. Miani's Nachfolger, Angelo Marco Gambarana, erlangte die Erhebung der Congregation zu einem nach der Regel Augustin's verfaßten Orden der „Kleriker von St. Majolus". Zur Besserung gefallener Mädchen war außerdem auch der, von der Gräfin Luise Torelli von Guastalla gestiftete, Orden der Angeliken oder Engelsschwe- 1534.
stern bestimmt, welchem viele adlige Damen beitraten.

Aus der großen antireformatorischen Strömung des italienischen Katholicismus ging auch die bedeutende Stiftung der Ursulinerinnen hervor. Es war die Schwärmerin Angela Merici aus Desenzano, nachher hauptsächlich in Brescia wirksam Angela von Brescia 1470
(daher Angela da Brescia), welche eine unter dem Patronate der Ursula und ihrer —1540.
11000 Jungfrauen stehende Vereinigung von Religiosinnen ohne bindendes Gelübde also eine freiere Schwesterschaft zum Zwecke des Unterrichtes der Jugend und der Kran- 25. Nov. 1535.
kenpflege gründete. Der Papst bestätigte den Orden, und Cardinal Borromeo über- 9. Juni 1544.
nahm in so wirksamer Weise das Protectorat darüber, daß bei seinem Tode schon 600 1584.
Jungfrauen dazu gehörten. Aber die einfachen Regeln der Stifterin wichen allmählich einer strengen klösterlichen Verfassung, und die ganze Institution wurde bald zu directer und indirecter Bekämpfung der Reformation verwendet. Auch in Frankreich fanden die Ur- Cäsar von
sulinerinnen Eingang, wo besonders Cesar von Bus sie begünstigte. Letztgenannter Bus 1544—1607.
ist übrigens auch der Stifter der Priester der christlichen Lehre oder Doctrinarier gewor- 1593.
den, neben welchen auch noch die von Gregor XIV. zum Orden erhobenen „Väter des 1591.
guten Sterbens," die den Sterbenden geistlichen Beistand leisten, zu erwähnen sind.

Noch wirksamer wurde der, von einem frommen und aufopfernden Spanier, Joseph von Calasanze, zum Zwecke des unentgeltlichen Jugendunterrichtes ge- Joseph von
stiftete Orden der Piaristen (piae scholae) und vor Allen die barmherzigen Brüder und Calasanze 1556—1648.
Schwestern. Letzterer Namen eignet übrigens verschiedenen ähnlichen Gesellschaften, während der erstere einen bestimmten Orden bezeichnet. Der Portugiese Johann Ciu- Johann di
dad, eine zwischen Ausschweifung und religiösen Instinkten umhergetriebene Natur, Dio 1495—1550.
suchte endlich in aufopfernder Uebung der Barmherzigkeit Befriedigung für seine nach Gnadengefühlen lechzende Seele, indem er in Granada anfing, Arme zu pflegen und für sie zu betteln. Schon zu Lebzeiten als ein Mensch „von Gott" (Iuan di Dio) gefeiert, 1540.
später heilig gesprochen, hinterließ er einen Orden, welchen Pius V. anerkannte und Cle- 1572.
mens VIII. nur deßhalb mit einigen Beschränkungen umgab, um ihn seiner ursprüng- 1592.
lichen Bestimmung treu zu erhalten. Das Gelübde fügt zu den drei Mönchsgelübden noch die Verpflichtung zur Krankenpflege hinzu. Die in ganz Europa verbreiteten Klöster

des Ordens sind große Hospitäler mit musterhafter Einrichtung. Die verhältnißmäßige Weitherzigkeit, womit in diesen Anstalten auch der Unterschied der Confessionen übersehen wird, macht diesen Orden vielleicht zu der edelsten Blüthe, welche am Baume der römisch-katholischen Kirche in dem für sie so verhängnißvollen Zeitalter der Reformation erwachsen ist.

Vincent de Paula 1576—1660. Fast nicht minder wohlthätige Wirkungen gingen aus von Vincenz von Paula, einem mit der geistigen und leiblichen Noth des Volkes wohlvertrauten, gottbegeisterten Gascogner, der zeitlebens der erfinderische Patron aller Bettler, Kranken, Galeerensclaven und Unglücklichen aller Art, der große Missionar der gemeinen Leute war. Als
1617. er einst zu Folleville in Frankreich eine Bekehrungspredigt gehalten hatte, entstand in Folge derselben ein so ungeheurer Zudrang zum Beichtstuhle, daß er unter dem Namen der Congregation der Missionäre oder Lazaristen einen eigenen, mit der Zeit vom Par-
1631. lamente bestätigten Verein stiftete, mit welchem die seither stehend gewordene Methode für die katholische Volksmission gefunden war, auf die Massen durch erschütternde Predigten einzuwirken und diejenigen, welche dem Rufe folgen, dann in den Beichtstuhl zu weisen. Andere Missionspriester waren die Missionäre der Klerisei, auch Congregation
1632. des heiligen Sacramentes genannt, zu Avignon gestiftet, und die Eudisten oder Missionspriester von der Congregation Jesu und Mariä, gestiftet durch einen Oratorianer
Eudes 1601—80. mit Namen Eudes. Der Orden sollte hauptsächlich zur Bildung junger Geistlichen mitwirken, und überhaupt unter dem Klerus Mission treiben, konnte aber nie weiter gehende Bedeutung gewinnen.

Barmherzige Schwestern. Ein von Vincenz von Paula gestifteter und besonders durch die thätige Mitwir-
1625. kung der Wittwe Le Gras erweiterter Frauenverein für Krankenpflege der Armen wurde
1633. vom Erzbischof von Paris unter dem Namen der „barmherzigen Schwestern" (soeurs de charité, auch soeurs grises genannt) zu einer selbständigen Genossenschaft erhoben
1668. und von Clemens IX. bestätigt. Die, übrigens nicht lebenslänglich verpflichteten, Schwestern dieses Ordens haben innerhalb und außerhalb Frankreichs unzweifelhaft viel Segen und Heil gebracht. In Deutschland hat sich mehr eine andere Gesellschaft,
1652. die von Louys, dem General der Prämonstratenser, gestiftete Schwesterschaft des heiligen Borromeo verbreitet. Für Frauenzimmer von zarterer Leibesbeschaffenheit grün-
1610. deten gleichfalls mit dem Zwecke der Krankenpflege Franz von Sales und Frau Francisca von Chantal den milden Orden von der Heimsuchung Maria's, dessen Angehörige auch Visitantinerinnen oder Salesianerinnen heißen.

Hospitalbrüder. Noch sind als sogenannte Hospitalbrüderschaften zu erwähnen die in Flandern ent-
1615. standene Congregation der bußfertigen Brüder und die, ihnen nach Zweck und Beruf
1655. ähnlichen Hospitalbrüder vom Orden der Bethlehemiten, ferner die zugleich dem Unterrichte sich widmenden Genovefaner oder Kanoniker von der Congregation von Frankreich,
1614. durch den Mönch Carl Faure gestiftet, und die Genovefanerinnen, gewöhnlich nach der Superiorin Miramion Miramionen genannt. Selbst im fernen Mexico stiftete
1585. Alvarez die Brüderschaft der christlichen Liebe vom heiligen Hippolyt für Armen- und Krankenpflege, die jedoch kein rechtes Gedeihen fand. Gleichfalls in der neuen Welt
Peter von Betheancourt 1619—67. entstand durch Peter von Betheancourt, einen Franciscaner in Guatemala, die gleichfalls dem Spitaldienste sich widmende Congregation von Bethlehem (Bethlehemiten).

Ordensreformen. Aber auch zur Erneuerung bestehender Orden ist im Reformationsjahrhundert Vieles geschehen, und regten sich manche alte Triebe auf's Neue. So die schon aus den Zeiten der Kreuzzüge stammenden „Väter" oder „Brüder des Todes", welche für kurze Zeit noch einmal auflebten, namentlich in Frankreich. Mit ihnen verwandt und zeitweilig sogar vereinigt war der schon im fünfzehnten Jahrhundert von Mendo Gomez de
1578. Simbra gestiftete, aber erst von Gregor XIII. bestätigte Orden der heiligen Einsiedler

des Paulus von Theben, meist in Portugal ansässig. Von größerer Bedeutung war es, als der Orden der Camaldulenser durch Paolo Giustiniani, welcher die Congre- 1522.
gation von Monte Corona stiftete, derjenige der Cistercienser durch Jean de la Bar- 1577.
riere, derjenige der Franciscaner durch den Generalvicar Felice Peretti, nachmaligen Papst Sixtus V., auf die ursprüngliche Strenge zurückgeführt wurden. Als die französischen Benedictiner sich der in Lothringen vollzogenen Reformation dieses Ordens anschlossen, fügten sie den übrigen Obliegenheiten die Verpflichtung hinzu, sich 1618.
der Gelehrsamkeit und der Erziehung des jungen Adels zu widmen. So entstand die Congregation von St. Maur, welcher Nicolaus Hugo Menard dann in so erfolgreicher Weise eine Richtung auf die kirchlichen Alterthümer gab. — Mit den Männern wetteiferten die Frauen; auch hier steht Frankreich voran, wo die Feuillantinen sich Büßungen auferlegten, welche mehr als einer Nonne das Leben kosteten; gleichzeitig wurden zu Port royal Stillschweigen, Nachtwachen und unausgesetzte Anbetung des Sacraments ausgeführt, und die Nonnen von der Schädelstätte suchten durch unausgesetztes Gebet am Fuße des Kreuzes die Beleidigungen zu sühnen, welche der Protestantismus Gott zugefügt hatte. — Besonders zahlreich waren die Reformen, aber auch die Spaltungen im Schooße des Karmeliterordens. Zunächst gingen dieselben von Spanien aus. Hier waren zwei religiöse Geister, bei welchen die Gluth und Innigkeit schwärmerischer Begeisterung kaum mehr von dem düstersten Wahnsinn zu unterscheiden ist, Theresia aus Avila, genannt von Jesu, und der von ihr begeisterte Johann de Yepes, genannt vom Kreuz, bemüht, den Karmelitern im bewußten Gegensatze gegen die Reformation einen Geist des fanatischen Ascetismus einzuhauchen, der dem Orden bis dahin fremd war und ihm jetzt plötzlich einen neuen Aufschwung verlieh. Der in seiner Weise großartige Enthusiasmus, der in Theresia's Andacht lag, machte überall tiefen Eindruck. Von einer ihren besonderen Liebhabereien nannten sich die strengen Karmeliter Barfüßer, ein eigenes Mittelding zwischen Kapuzinern und Jesuiten. Bald trennten sich die unbeschuhten Ordensgenossen von den beschuhten und nahmen einen eigenen General an; mit 1593.
der Zeit theilten sie sich in eine spanische und eine italienische Congregation, so daß die 1600.
Karmeliter seither vier Generale haben, den der gemilderten Regel (Observanten), den der Congregation von Mantua, den der spanischen und den der italienischen Barfüßer, auch Kameliter vom heiligen Elias genannt.

Theresia von Jesu 1515—82.
Johann vom Kreuz 1542—91.

II. Die Jesuiten.

1. Gründung des Ordens.

Don Inigo (Ignaz) Lopez de Recalde aus altadeligem aber unbemitteltem Geschlechte ward als der jüngste Sohn des Ritters Beltran von Loyola 1491 auf dem gleichnamigen, im baskischen Gebirge gelegenen Schlosse geboren. Seine Jugend verbrachte er am Hofe Ferdinand des Katholischen, früh ausgezeichnet als Kriegsmann und Cavalier wie als devoter Sohn der Kirche und Verehrer der Heiligen. Als er unter Karl V. gegen die Franzosen focht (vgl. Bd. X, S. 32), zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel das rechte Bein. Unter furcht- 1521.
baren Qualen ward er auf dem väterlichen Schlosse operirt, um lebenslänglich hinkend und für Ritterehre und Damendienst untauglich zu bleiben. Auf seinem Schmerzenslager las er in Ermangelung seiner Lieblingslectüre, der Ritterromane, Lebensbeschreibungen von Heiligen, und es dauerte nicht lange, so hatte

Ignatius von Loyola 1491—1556.

sich ein neues Ideal seiner Seele bemächtigt; er wollte „wie St. Franciscus durch der Erde Elend des Himmels Herrlichkeit erwerben". Vor seinem enthusiastisch ritterlichen Geiste stand das glänzende Bild eines geistlichen Ritterthums, das an Heroismus und Opfer, an Sieg und Ruhm nicht zurückstehen sollte hinter dem weltlichen. Er hätte ein Don Quixote werden können. Aber diese Fügung machte ihn zum Heiligen. Nothdürftig hergestellt wanderte er nach dem be-
1522. rühmten Wallfahrtsorte Montserrat in Catalonien, hielt in Erinnerung an den Amadis in Bettlertracht mit dem Pilgerstab in der Hand, unter Gebet und Thränen eine Waffenwacht zu Ehren seiner reinen Herrin, der Maria, vor deren wunderthätigem Bilde er Schwert und Dolch aufhing. Zunächst hätte er nun als Pilger das heilige Grab in Jerusalem aufsuchen mögen. Da aber die Pest seine Abfahrt verzögerte, wandte er sich nach dem benachbarten Manresa, wo er unter Bettlern und Kranken hauste und zuletzt in eine Felsenhöhle sich zurückzog, um ganz der Ascese und Contemplation zu leben. Hier gewann die Richtung, die er halb im Spiel eingeschlagen, vollständig die Herrschaft über ihn. Nachdem er in furchtbarer Kasteiung seine Natur zerstört hatte, brachten eine Reihe von Visionen, die ihm die Dreieinigkeit, den Gottmenschen und die Gottesmutter zeigten, wieder Frieden in seine umnachtete Seele. Aus einer schweren Krankheit erstanden, faßte er den Plan ein wirksames Leben zu führen und nahm demgemäß eine weniger aufreibende Methode der Ascese an. Zunächst führte er seinen älteren
1523. Vorsatz aus. Als Bettler wanderte er über Venedig nach Palästina, als Bettler kehrte er, da ihm die Franciscaner in Jerusalem einen längeren Aufenthalt daselbst versagten, über Italien wieder in sein Vaterland zurück, um nunmehr an den Anfang seiner Studien zu denken. Mit unglaublicher Anstrengung und unter den aufreibendsten Entbehrungen und Uebungen studirte er in Barcelona Grammatik, in Alcala Philosophie und in Salamanca Theologie. Der seltsame Schwärmer wurde aber der Inquisition verdächtig und mußte zweimal mehrwöchige Haft und Untersuchung erdulden. Um solchen Belästigungen zu
1528. entgehen, packte er seine Bücher und Hefte auf einen Esel und wanderte nach Paris, wo er abermals von äußerster Noth bedrängt sein Brod vor den Thüren erbetteln mußte. Aber unter allen Kümmernissen vergaß er keinen Augenblick sein eigentliches Ziel, befähigte Genossen zur Stiftung eines Ordens zu sammeln. Endlich gewann er seine beiden Stubengenossen in dem Collegium von St. Bar-
Pierre Favre 1506—46. bara, den Savoyarden **Peter Faber** (**Lefevre**) und einen spanischen Jüngling,
Franz Xavier 1506—52. **Franz**, genannt nach seinem Geburtsorte, dem spanischen Schlosse **Xavier** bei Pamplona, jenen durch gemeinsame Repetition des philosophischen Lehrgangs, diesen durch ein Uebermaaß von aufopfernder Freundschaft und Liebenswürdigkeit, welchem aller Ehrgeiz und Adelsstolz des jungen Gelehrten nicht zu widerstehen vermochte. Ihnen entdeckte Ignatius zuerst seinen Plan, einen Orden zur Verbreitung der wahren Religion unter Ketzern und Heiden zu stiften. Nachdem er noch den Portugiesen **Simon Rodriguez** und die Spanier **Alfons Sal**-

meron, Jakob Lainez und Nicolaus Bobadilla gleichfalls an sich gefesselt, legte die kleine Gesellschaft in der Marienkirche von Montmartre auf eine geweihte Hostie das Gelübde zu einem geistlichen Kreuzzuge nach Palästina ab; im Falle dasselbe sich als unausführbar erweisen sollte, wollten sie sich ganz zur Verfügung des Papstes stellen. Ignatius kehrte nunmehr nach Spanien zurück, wo er bereits wie ein Heiliger verehrt wurde, die Andern beendeten ihre Studien. Dann traf die Gesellschaft, verstärkt durch drei neue Genossen, die Franzosen Jean Codure und Brouet und den Savoyarden Le Jay, ihrer Uebereinkunft gemäß in Venedig wieder zusammen. Der zwischen der Republik und dem osmanischen Reiche ausgebrochene Krieg machte aber eine Fahrt nach dem Orient unthunlich, und dies gab der Sache jene bereits in dem Gelübde auf dem Montmartre vorgesehene Wendung. Dazu kam noch ein neuer Anlaß. In den Hospitälern, wo Ignatius seine Jünger beschäftigte, wurden diese durch die Theatiner auf die religiösen Wirren aufmerksam gemacht, welche in Folge der Reformation entstanden waren; jetzt fing der neue Orden an, den großen Abfall im Abendlande in den Bereich seiner Aufmerksamkeit zu ziehen. So war Ignatius in die Spuren Caraffa's gerathen, wenn er auch persönlich sich mit ihm nicht vertragen konnte. Sowohl er als diejenigen seiner Freunde, welche noch nicht Priester waren, nahmen nun die Weihen und wirkten mit unvergleichlicher Aufopferung als Krankenpfleger und Bußprediger in den Städten des venetianischen Gebietes. So z. B. Franz Xavier, welcher im Dienste des ekelhaftesten und gefährlichsten Elendes bei Padua seine Natur vollends brach. Als sich fortdauernd keine Gelegenheit nach Palästina ergab, traten die Freunde, hierin einen Wink Gottes erkennend, auf verschiedenen Wegen, fortwährend predigend, die Reise nach Rom an. Dort hatte Ignatius wieder eine Vision. Jesus erschien und verhieß ihm, an diesem Orte besonders gnädig zu sein. Darauf hin scheint Ignatius seinem Verein den militärisch gemeinten Namen der „Compagnie Jesu“ (societas Jesu) gegeben zu haben. Jetzt wirft sich die Gesellschaft dem heiligen Vater zu Füßen und weiß durch Speisung der Armen mit erbetteltem Geld, durch Krankenpflege und priesterliche Thätigkeit, durch Bußübungen und Bekehrungen bald einen so tiefen Eindruck auf Hohe und Niedere zu machen, daß schon damals der König von Portugal sich Jesuiten zum Dienste der indischen Mission erbat. In der That wurden Xavier und Rodriguez abgesandt, welche sich auch sofort in hohe Gunst beim Könige zu setzen wußten. Gleichzeitig erfolgte, nachdem mancherlei entgegenstehende Bedenken beseitigt waren, in Rom die kirchliche Bestätigung durch die Bulle Regimini militantis, und wurde Ignatius von den Brüdern zum ersten General des Ordens erwählt.

15. August 1534.

Januar 1537.

1538.

27. September 1540.

Der Stifter und die Stiftung.

Der Hinweis auf die streitende Kirche, womit Paul III. seine Bestätigungsbulle eröffnet hatte, entsprach ganz dem Charakter des neuen Ordens, insonderheit der Absicht seines Stifters, aus einem weltlichen Kriegsmanne ein geistlicher zu werden. So war und blieb zwar sein Leben Krankenpflege, Kinderlehre und

Seelsorge; geistliche Uebung und Ertödtung aller sinnlichen Triebe bildeten den Mittelpunkt seines Strebens; glühende Phantasiethätigkeit und religiöse Aufregung waren bei ihm chronische Zustände. Dabei aber war er auch „ein abwägender, organisirender und strategischer Kopf“, ein Mann der Mittel und der Zwecke zugleich, der sich seiner selbst nur ganz sicher zu sein schien, wenn er im Feuer stand und Krieg führte. „Kein Sturm — sagte er — ist ärger als die Meeresstille, und kein Feind gefährlicher als keine Feinde zu haben.“ Dabei offenbarte er, wo es Noth that, eine überraschende Geschmeidigkeit und Klugheit, der es gegeben war, die Menschen zu formen nach seinen Zwecken. „Er lenkte den staatsklugen Lainez, er zügelte den ungestümen Bobadilla, er bildete den schüchternen Faber zum gelehrten Theologen und Diplomaten, er hauchte dem Franz Xavier den Geist ein, der ihn zum christlichen Helden und zum geistlichen Ueberwinder der Heidenwelt salbte.“ Er ist trotzdem daß Andere und Spätere Verfassung, Schulwesen, Missionspraxis ausbildeten, doch ein so allseitiger Typus des Ganzen, daß auch die arglistige Schlangenklugheit einen bewußten Vertreter in ihm findet. Es ist Alles gesagt, wenn er vorschreibt: „Ein guter Seelenjäger muß Vieles übersehen, als verstände er es nicht. Ist er aber einmal Herr des Willens geworden, dann kann er den Lehrling der Tugend leiten, wohin er nur immer will.“

Zu den drei gewöhnlichen Ordensgelübden der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams hatte die „Gesellschaft Jesu“ in ihrer Supplik an den Papst noch ein viertes gefügt, nämlich „ihr Leben dem beständigen Dienste Christi und der Päpste zu weihen, unter dem Kreuzesbanner Kriegsdienste zu leisten, nur dem Herrn und dem römischen Oberpriester, als dessen irdischem Stellvertreter zu dienen, so daß, was immer der gegenwärtige Papst und seine Nachfolger in Sachen des Heils der Seele und der Verbreitung des Glaubens ihnen befehlen und in welche Länder er sie immer senden möchte, sie ohne jegliche Zögerung und Entschuldigung sogleich, soweit es in ihren Kräften liege, Folge zu leisten gehalten sein wollten“. In einem Zeitpunkte, da alle Welt dem Papst den Gehorsam aufkündigte, legte sich hier ein aus phantastischen Anfängen rasch in das Stadium weltkluger Berechnung übertretender Orden ihm unbedingt zu Füssen. „Das ist der Finger Gottes“ — rief **Paul III.** aus, als er diese Statuten las. Schon er ging den späteren Päpsten in Begünstigung des neuen Ordens kräftig voran. Er ertheilte seinen Mitgliedern die Vollmacht, überall in Kirchen und auf Straßen zu predigen, die Sacramente zu verwalten, Beichte zu hören und selbst in einigen Fällen, die sonst nur dem Papst vorbehalten sind, zu absolviren; er verlieh ihnen alle priesterlichen Vorrechte in ausgedehntem Maaße und Exemtion von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe. Andrerseits entband er sie durch die Bulle Cum
1545. inter cunctas von dem zeitraubenden gemeinsamen Singen der kanonischen
Horen im Chor. Ihre ganze Kraft sollte soviel als immer möglich für den
1546. Kampf nach außen aufgespart werden. Darum gab er ihnen auch durch die

Bulle Expone nobis das Recht. weltliche und geistliche Mitarbeiter (Coadjutoren) zu wählen, deren Gelübde nur für die Zeit bindet, während welcher sie dem Orden dienen. Endlich machte er den General zum unumschränkten Souverän, 1549.
der blos dem Papst Gehorsam schuldet. Nicht minder folgenreich griff Julius III. in die innere Organisation des Ordens ein, indem er die Verpflichtung der Armuth, die so wenig zu dem Gesichtspunkte paßte, unter welchem den Päpsten der neue Orden sich von vornherein empfohlen hatte, nur auf die eigentlichen 1550.
Professen und die Profeßhäuser beschränkte, während der General und die Collegien ungehindert für die Gesellschaft Güter erwerben durften. Daher kam es, daß der Jesuit nicht gezwungen war, den äußeren Cynismus der Bettelorden zur Schau zu tragen, seine Armuth vielmehr in Wahrheit nur im Gehorsam gegen den General bestand, der ihm zutheilt oder entzieht, was ihm gut scheint. Gleichfalls auf die Professen beschränkte derselbe Papst auch das Gelübde des unbedingten 1555.
Gehorsams für die Mission. Auf solche Weise erschien theils der Charakter des Bettelordens blos als ein fingirter, theils wurde der Schwerpunkt der jesuitischen Wirksamkeit in die Christenheit selbst verlegt.

2. Die Generale des ersten Jahrhunderts.

Als der Stifter zu Rom starb, war die Wirksamkeit und Verbreitung des 31. Juli 1556.
Ordens schon sehr ausgedehnt. Derselbe zählte 14 Provinzen, von denen 7 auf die pyrenäische Halbinsel, wo er sich am schnellsten ausbreitete, und ihre Colonien kamen. Während aber in Spanien weder Karl V. noch Philipp II. ein besonderes Wohlgefallen an dem Orden zeigten und der Dominicaner Melchior Canus ihnen es schwer genug machte, Boden zu faßen, beherrschte Rodriguez Portugal unter Johann III. und Sebastian fast unumschränkt, und in den indischen und südamerikanischen Colonien waren jesuitische Missionäre thätig. Peter Ribadeneira 1527—1611.
Nach Belgien hatte Loyola seinen eifrigen Schüler Peter Ribadeneira gesandt, zunächst ohne Erfolg. Auch die französische Provinz verdiente noch kaum den 1555.
Namen. Drei Provinzen kamen auf Italien, zwei auf Deutschland. Hier war der zum Professor der Theologie in Löwen beförderte Lefevre erschienen und hatte in Mainz einen Niederländer mit Namen Petrus Canisius als vielversprechenden Erstling für den Orden gewonnen. Petrus Canisius 1524—97. 1544.
Dieser Mann, von jesuitischen Schriftstellern als zweiter Apostel Deutschlands verehrt, war seither unermüdlich für die Gegenreformation wirksam, zuerst in Bayern, dann in Oesterreich von 1551.
Wien aus, wo er mit 14 Ordensbrüdern sich niedergelassen hatte, um sofort die Universität zu beherrschen Auch Bobadilla und Le Jay waren gekommen und hatten den Herzog Wilhelm IV. von Bayern vermocht, Jesuiten, darunter den Canisius, an seine Universität Ingolstadt zu berufen. 1549.

Unter Jakob Lainez, welcher dem Orden zuerst als Generalvicar, dann als General vorstand, wurden die von Ignatius hinterlassenen Constitutionen von 1553—65.
der Generalcongregation angenommen und ihnen zur Erläuterung die von Lainez 1558.

entworfenen Declarationen hinzugefügt, so daß erst dieser staatskluge General welcher seinen Untergebenen auch die Erlaubniß zu freierem Weltumgang, als sonst die Mönche haben, verschaffte, als eigentlicher Organisator des Ordens
1565–72. gilt. Dagegen repräsentirte der dritte General Franz Borgia, einst spanischer Grande und Vicekönig von Catalonien, wieder ganz die ascetische Strenge und den frommen Enthusiasmus. Ein Mißgriff war die durch Gregor XIII. ver-
1572–81. anlaßte Wahl des Niederländers Eberhard Mercurian, unter dessen Generalat der Bau der für den Jesuitenstil mustergültigen Ordenshauptkirche del Gesu in Rom begann (vgl. Bd. X, S. 380), zugleich aber auch der Orden durch innerliche Parteiung schweren Schaden litt. Diese dauerten zunächst noch
1582–1615. fort, als ein achtunddreißigjähriger Neapolitaner, Claudius Aquaviva, General geworden war, gegen dessen energisches Regiment die schon zum zweitenmal vom Generalat ausgeschlossenen Spanier, gleichsam im Vorgefühle einer eintretenden Wandlung in der ursprünglichen Politik des Ordens, einen nationalen Widerstand versuchten. Selbst das Königthum und die von den Dominicanern geleitete Inquisition alliirten sich mit dieser Opposition gegen den herrschsüchtigen Neapolitaner, der alle bedeutenden Stellen mit seinen Creaturen besetzte; von den spanischen Jesuiten gewonnen, ordnete selbst Papst Clemens VIII., welcher auch seinerseits schon über die Herrschsucht, den Hochmuth und das intriguante Treiben der Gesellschaft zu klagen hatte, eine Generalcongregation an, welche die
1592. Macht des Generals brechen sollte. Es war eine gefährliche Krisis, welche damit dem Ordenswesen nahte. Aber das unter den mildesten und schmiegsamsten Formen unwiderstehlich sich geltend machende Herrschertalent Aquaviva's wußte den Sturm nicht blos auf dieser, sondern auch noch auf einer späteren Ge-
1607. neralcongregation zu beschwören und die Macht des Generals thatsächlich zu einer unumschränkten zu erheben. Diese Rettung der imponirenden Stellung seines Ordens gelang ihm namentlich dadurch, daß er im Anschluße an den Umschwung, welcher gleichzeitig in der päpstlichen Politik vor sich ging, den spanischen Einfluß durch den französischen zu paralysiren verstand. Er bequemte sich dabei den Interessen Heinrich's IV. an, welcher, nachdem die Jesuiten in Spanien den Dominicanern gegenüber den kürzeren gezogen hatten, seinerseits sich ihnen näherte, um ihre Macht im Dienste Frankreichs zu gebrauchen.

In diese kirchenpolitische Intrigue spielt übrigens noch eine dogmatische Controverse hinein, die erste größere Fehde, welche die Jesuiten innerhalb der katholischen Welt auf dem Gebiete der Lehre zu bestehen hatten. Hier sollte eigentlich nach dem Willen der Stifter der heilige Thomas von Aquino als Patron herrschen. Aber bald genug schien es den Jesuiten unthunlich, in allen Dingen den Dominicanern nachzutreten, zu welchen Thomas gehört hatte, und die als die natürlichen Erklärer seiner Meinungen angesehen wurden. Nur in Einem entscheidenden Punkte nahmen die Jesuiten ihre Stellung vollkommen auf Seiten des Thomas, nämlich in der Lehre von der absoluten Monarchie und Infallibilität des Papstes. Dagegen erlaubten sie sich in Bezug auf die Dogmen von Gnade und Verdienst einerseits, von der unbefleckten

Empfängniß der Maria andrerseits schon auf der Synode zu Trient weitgehende
Abweichungen von der Lehrautorität des Aquinaten. In jener Beziehung mischten sie
sich in den Streit, welcher sich schon während des Concils anläßlich der Behauptungen
des thomistisch und augustinisch gestimmten Michael Bajus zu Löwen entsponnen Michael Ba-
hatte. Gegen ihn traten im scotistischen und pelagianischen Sinne (vgl. Bd. VII, S. 93) jus 1513—89.
die Jesuiten Leonhard Leß und Johannes Hamel auf den Plan. Möglichste
Entfernung von jeder protestantisch aussehenden oder im protestantischen Sinne deut-
baren Lehrform war dabei der leitende Gesichtspunkt. Derselbe Streit wurde auf einem
anderen Boden fortgesetzt, als zwei gelehrte Jesuiten, der sogenannte portugiesische Ari- Peter von Fonseca 1528
stoteles Peter von Fonseca und noch mehr sein Schüler Ludwig Molina, die —99.
Lehre von der göttlichen Vorherbestimmung zu Gunsten des freien Willens des Menschen Luis Molina 1535—1600.
völlig aufgaben und zur Deckung der dadurch in der Dogmatik entstandenen Lücke ein
sogenanntes mittleres oder hypothetisches Wissen Gottes verwandten, vermöge dessen er
die freien Handlungen des Menschen vorhersehe und seine Gnade demjenigen zuwende,
von welchem er voraussehe, daß er, falls sie ihm zu Theil werde, auch selbstthätig zu
seinem Heile mitwirke. Da diese in Lissabon und Evora ans Licht getretene Entdeckung, 1588.
welche schließlich das ganze Werk der Seligkeit auf Rechnung des menschlichen Willens
bringt und für Gott nur das Zusehen und Vorherwissen reservirt, von den Thomisten
und Dominicanern aufs heftigste als Ketzerei bekämpft ward, entstand daraus ein, von
beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführter Ordensstreit, für Niemanden un-
angenehmer als für den Papst, welcher entscheiden sollte. Clemens VIII. setzte zu diesem 1596.
Behufe eine eigene Congregation (de auxiliis gratiae) nieder, welche indessen nach
siebenjähriger Arbeit resultatlos auseinanderging, worauf Paul V. beiden Parteien Still- 1599—1606.
schweigen gebot. Die genannten Päpste wären im Grunde geneigt gewesen, den Domi-
nicanern Recht zu geben, thaten es aber nicht um des Widerstandes der Jesuiten willen,
die sogar mit einem allgemeinen Concil und mit Kritik der päpstlichen Allgewalt drohten.
„Sie wagen Alles, Alles" — rief Clemens VIII. aus. Unter Paul V. aber legten sie
gelegentlich der Irrungen desselben mit Venedig eine glänzende Probe dieses ihres rück-
sichtslosen Muthes gerade zu Gunsten des Papstes ab, so daß man sie anständiger Weise
nicht fallen lassen konnte. So war der Streit im Sande verlaufen, um ein halbes
Jahrhundert später als jansenistischer Handel wieder aufzuleben.

In Aquaviva, welcher den Studienplan des Ordens und eine ganze Reihe
von charakteristischen Anweisungen über die Amtsführung, namentlich auch die so
wirksame Instruction für die Beichtväter der Fürsten, ein Meisterstück der Schlau-
heit, herausgegeben, starb der größte General, den der Orden je besessen hat.
Ihm folgte eine viel schwächere Persönlichkeit, der im engeren Kreise als „Engel
des Friedens" verehrte Mutius Vitelleschi, an dessen dreißigjähriges Regi- 1615—45.
ment freilich der gleichzeitige dreißigjährige Krieg, daran der Orden wesentliche
Schuld trägt, eine wenig friedliche Erinnerung mit sich führt. Aber obgleich
unter ihm die widerstrebenden Elemente im Innern sich wieder zu rühren begannen
und namentlich jetzt auch die Professen sich von der Armuth entbanden, war doch
das äußere Gedeihen des Ordens in steter Zunahme begriffen. Nachdem ihm
Vitelleschi 10 Jahre lang vorgestanden, zählte er 39 Provinzen, 15493 Mit-
glieder und 803 Häuser, worunter 15 Profeßhäuser, 467 Collegien, 63 Mis- 1626.
sionen, 165 Residenzen und 136 Seminarien waren. So konnte denn auch die

1640. erste Säcularfeier, bis zu welcher wir hier die Geschichte des Ordens begleiten, mit großem Gepränge und nicht minder großer Siegeszuversicht begangen werden.

Es ist nur zu wahr, was das damals erschienene Jubiläumsbuch der Gesellschaft von derselben sagt, daß sie „einen heftigen und ununterbrochenen Krieg für die katholische Religion gegen die Ketzerei unternommen“ hatte. „Vergeblich erwartet die Ketzerei, daß die Gesellschaft durch Stillschweigen sich mit ihr vertragen werde. So lange uns ein Hauch des Lebens bleibt, werden wir gegen die Wölfe für die Vertheidigung der katholischen Heerde bellen. Kein Friede ist zu hoffen, die Samen des Hasses sind uns eingeboren.“ In der That haben sie diesen Krieg mit allen Mitteln und wahrhaft „bis auf's Messer“ geführt. List und Verrath, Ränke und Gewalt, Verleumdung und Verhetzung — alles war erlaubt, wenn es galt, die Rechte der Protestanten zu verkümmern und zu unterdrücken, die durch solche Chicanen in Verzweiflung gebrachten Schwachen unter ihnen zu biegen, die Starken aber zu brechen. Das friedliche Zusammenleben der Confessionen wurde, wo es etwa schon vorhanden war, zerstört, für den größten Theil Europa's aber überhaupt auf lange hinaus unmöglich gemacht. Darum lastete aber auch, je länger je mehr, auf ihnen der steigende Argwohn nicht weniger Regierungen, der Fluch unzähliger Familien, deren Frieden sie untergraben hatten, und zuletzt der Haß der Völker, die sie an den Abgrund des physischen und moralischen Verderbens führten.

3. Erfolge.

Aber es mußte lange währen, bis die giftigen Früchte der Drachensaat zur allgemeinen Empörung gegen den Orden führten. Während der beiden ersten Jahrhunderte seines Bestehens hat er fast nur Fortschritte aufzuweisen, und man kann sich namentlich den Umschwung, welchen er in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts bewerkstelligt hat, nicht groß genug vorstellen. Bald bildeten die Universitäten der Jesuiten ein Gegengewicht gegen Wittenberg und Genf; ihre Schulen zeichneten sich durch die Sicherheit des Lehrganges und den Glanz der Resultate so sehr aus, daß selbst Protestanten ihnen ihre Söhne anvertrauten. Indem sie sich so der heranwachsenden Geschlechter bemächtigten, drang unaufhaltsam die kirchliche Gesinnung durch die Zöglinge in die Familien ein. Die Früchte blieben nicht aus. Allenthalben wurden bald die Fasten wieder beobachtet, die Rosenkränze kamen wieder zum Vorschein, die in Verruf gerathenen Wallfahrten, Marienandachten, Bruderschaften und Reliquien gediehen wieder zu Ansehen, die verlassenen Gnadenorte wurden wieder von Pilgern aufgesucht. Zahlreiche Anhänger des neuen Glaubens wurden durch Ueberredung und Verführung zur Rückkehr in die alte Kirche bewogen. Der Beichtstuhl mußte dazu dienen, Fürsten und einflußreiche Personen zur Beschränkung der Glaubensfreiheit und zur gewaltthätigen Gegenreformation zu bestimmen. Beichtstuhl und Hörsaal waren das Feld ihrer Wirksamkeit; in jenem wirkten sie für die Gegenwart, in diesem für die Zukunft.

Treffend sagt Macaulay: „In der Gesellschaft Jesu concentrirte sich die Quintessenz des katholischen Geistes, und ihre Geschichte ist die Geschichte der großen katholischen Reaction." „Als die Jesuiten zur Rettung des Papstthums kamen, fanden sie es in äußerster Gefahr, aber von diesem Augenblicke an wendete sich der Stand der Schlacht. Der Protestantismus, der ein Menschenalter hindurch Alles überwältigt hatte, wurde in seinem Vorschreiten aufgehalten und in reißender Schnelle von dem Fuß der Alpen zu den Küsten der Ostsee zurückgeschlagen. Bevor der Orden ein Jahrhundert bestanden, hatte er die ganze Welt mit Denkzeichen großer Thaten und Leiden für den Glauben erfüllt."

Diese Thaten werden nun in der mit unserem Abschnitte sich eröffnenden Geschichte a. Wirksamkeit in Europa.
der Gegenreformation zu verzeichnen sein. Auf Schritt und Tritt werden wir den Jesuiten und ihrer allenthalben mit demselben Erfolge betriebenen Maulwurfsarbeit begegnen. Dabei befolgten sie durchweg das System der römischen Kirche, den Ketzern nicht blos alles Recht abzusprechen, sondern auch ihnen gegenüber keine gemeinsame Rechtsbasis anzuerkennen. Im Sinne einer weltlichen Kriegsführung und Diplomatie hielten sie jede Waffe, jeden Hinterhalt, jede Täuschung, ja auch jede Gewaltthat für erlaubt, wo es galt, der katholischen Kirche einzelne Seelen oder gar ganze Länderstrecken wiederzugewinnen. Ein solches Verfahren, erklärte Possevino, als er Soldaten gegen die
savoyischen Waldenser führte, „wurde von der Zeit der Apostel an gemäß den Edicten 1561.
der Kirche und der Kaiser und nach ältester Gewohnheit niemals unterlassen". Wie damals bei den Herzögen von Savoyen, so wußten sich die Jesuiten auch bei denen von Parma, den Farnesen, als Beichtväter einzuführen; überall in Italien, besonders aber
in Neapel, wo Salmeron ihre Niederlassung begründet hatte, fanden sie in vornehmen 1551.
Kreisen schnellen Eingang und häuften unermeßliche Reichthümer an. Nur in Toscana
vermochten sie nicht zur Geltung zu gelangen, und Venedig schloß ihnen wenigstens 1606.
vorübergehend seine Pforten.

Auch in Portugal waren die Jesuiten Beichtväter der königlichen Familie und sahen sich mit Ehren und Reichthümern überhäuft. Gleichwohl betrieben sie die Ver-
einigung Portugals mit Spanien unter Philipp II., welcher seine ursprüngliche Ab- 1580.
neigung gegen den Orden in demselben Maaße milderte, als er in ihm den zuverlässigsten Verbündeten für sein Project einer autokratischen Universalmonarchie, darin nur die römische Kirche geduldet werden sollte, entdeckte. Lange unterstützten sie seine Absichten auf Frankreich und waren seine eifrigsten Parteigänger im Kriege gegen England und die Niederlande. Im letzteren Lande hatten sie, von Margaretha begünstigt, ihre
Collegien in Löwen und Antwerpen errichtet; nachdem Alexander Farnese ihnen feste 1562.
Wohnsitze in Courtray, Tournay, Brügge, Ypern, Gent, Antwerpen, Brüssel verschafft hatte, gelang es ihnen, wenigstens die südlichen Provinzen, welche schon zur Hälfte protestantisch geworden waren, wieder ausschließlich katholisch zu machen. Von Belgien
aus drang der erste Jesuit in die vereinigten Niederlande vor, wo sich seither gleichfalls 1592.
die Zahl der Katholiken wieder hob.

In Frankreich hatten die Jesuiten zunächst von Lyon aus um sich gegriffen; ein gewaltiger Prediger, Edmond Augier, war das erste glänzende Talent, dessen sie sich bemächtigten. Aber die Sorbonne, das Parlament und der Erzbischof von Paris setzten ihren weiteren Niederlassungen trotz der Gunst, welche dieselben am Hofe der Valois fanden, wirksamen Widerstand entgegen. Erst auf dem Convente zu Poissy,
wo der General Lainez persönlich erschien, gelang es, ihnen unter beschränkenden 1561.
Bedingungen — sogar den Namen mußten sie zunächst aufgeben — Zulassung zu erwirken. Doch strengte die Universität fortwährend Alles an, um ihre Lehrwirksamkeit zu verhindern. Es war namentlich der spätere Generaladvocat Stephan Pasquier,

1564. welcher die Gefahren, die der bürgerlichen Gesellschaft von den Jesuiten drohten, wirksamst beschrieb und ihnen unter Anderm auch Erbschleicherei zum Vorwurf machte. Trotzdem nehmen sie seither überhand, und ihre Missionen durchziehen, von den Guisen protegirt, in den mannigfaltigsten Richtungen das Land. In den Kämpfen der Ligue waren sie die Seele des Aufstandes gegen Heinrich III.; sie brüteten das Project der Uebergabe Frankreichs an Philipp II. aus und intriguirten mit allen Mitteln gegen Heinrich IV., bis dieser selbst sich ihnen näherte und die schon beschriebene Wendung der Politik des Jesuitenordens unter Aquaviva eintrat. Nach fast zehnjähriger Ver-
1594—1603. bannung, welche sie in Folge des Attentates von Châtel getroffen hatte, hielten sie nicht blos ihren Wiedereinzug in Frankreich, sondern erlebten auch den Triumph, daß Heinrich IV. in der Person des Paters Cotton einen jesuitischen Beichtvater annahm, welche Praxis alsdann in dem Hause Bourbon stehend wurde. Wir werden sehen, wie dieser Umschlag in der äußeren Politik der Gesellschaft Jesu, beruhend auf sehr richtiger Einsicht in den wechselnden Werth der Staaten, sich bewährt und reiche Früchte getragen hat, insonderheit wie einflußreich die Jesuiten in ihrer neuen Stellung zur Vernichtung des französischen Protestantismus, aber auch zur Corruption der gesammten Gesellschaft beigetragen haben. Auch in England waren sie unablässig für Wiederherstellung des römischen Katholicismus thätig; von Frankreich aus, wo unter William Allen's Leitung katholische Söhne Englands zu diesem Zwecke von ihnen erzogen wurden, conspirirten sie fortwährend gegen Elisabeth. Endlich gingen 13 Priester, an ihrer Spitze
1580. die Jesuiten Robert Parsons und Edmund Campion, über den Canal und bekämpften in wirksamen Druckschriften, die plötzlich aus dem Dunkel auftauchten, die königliche Suprematie. Wir werden sehen, wie diese Machinationen den Tod zahlreicher
1585. Katholiken, insonderheit Maria Stuart's, und die Verbannung sämmtlicher Jesuiten aus England zur Folge hatten. Aber als es endlich zu diesen äußersten Maßregeln kam, waren schon nicht weniger als 300 Missionäre aus den Seminarien von Douay, Rheims und Rom heimlich in England erschienen. Selbst an dem Hofe des Königs von Schottland, Maria Stuart's Sohn, wurde mehrere Monate lang ein Jesuitenpater gesehen und geduldet. Erst die Mitwissenschaft der Jesuiten um die Pulververschwörung setzte sie bei ihm außer Credit.

In derselben Richtung wie in England ging auch die Thätigkeit, welche der Orden in dem durch Gustav Wasa der Reformation zugeführten Schweden unter dessen Sohn Johann III. und Enkel Sigismund entfaltete. Gleich der erste Jesuit, welcher den schwe-
1574. dischen Boden betrat, Stanislaus Warsewicz, gewann den König vollständig; zwei
1576. andere aus Löwen, Florentius Feyt und Laurentius Norvegus folgten, und
Antonio Possevino seitdem gar der vielgewandte Antonio Possevino als päpstlicher Nuntius in Stock-
1534—1611. holm erschienen war, hörten die katholischen Intriguen nicht auf, bis sie endlich den Enkel
1578. 1604. Gustav Wasa's um seinen schwedischen Thron brachten. In Polen, worauf Sigismund nunmehr beschränkt blieb, war der Orden glücklicher. Hier hatte ihm zuerst der Bischof
1569. Hosius von Ermeland ein reich dotirtes Collegium in Braunsberg errichtet, welches eine Hauptmissionsanstalt für den Norden werden sollte. Bald entstand eine Reihe von Collegien, in welchen sich die polnische Jugend, namentlich aus den adligen Ständen, versammelte. Dann legte Stephan Bathory den Grund zu ihrem Hauptsitze, der Universität Wilna; auch im protestantischen Livland, in Dorpat und Riga, entstanden
1587—1632. unter diesem Fürsten Collegien. War schon er den Einflüssen der Jesuiten erlegen, so war Sigismund III. der eigentliche „Jesuitenkönig". Alle Staatsämter wurden nach der Gunst der Jesuiten vergeben und das Werk der Gegenreformation überhaupt mit allen Mitteln ins Werk gesetzt. Livland ging dadurch an Schweden verloren; nutzlose Kriege gegen Rußland, zu welchen die Jesuiten, um dieses katholisch zu machen, auf-

stachelten, brachten das vor Sigismund's Regiment noch in Bildung und Wissenschaft, in Handel und Gewerbe blühende Land in einen Zustand der Verkommenheit, daraus es sich nie wieder erholt hat. Von der Herrschaft der Jesuiten datirt das Verderben Polens. Aber sie selbst zogen daraus wenigstens den Gewinn, daß es der ökumenischen Thätigkeit Possevino's gelang, den größten Theil der griechischen Kirche Litthauens für die Union mit Rom zu födern. Es war sogar noch auf Weiteres in dieser Richtung 1590—96.
abgesehen. Schon vorher war Possevino in Moskau gewesen und mit dem russischen 1581.
Großfürsten Iwan IV. in Verhandlung getreten, um eine Vereinigung seines Volkes mit der römischen Kirche zu erwirken. Aber hier begegnete der Jesuitismus einer ihm gewachsenen Größe. Der schlaue Großfürst bediente sich der getäuschten Väter nur so lange, als er sie gegen Stephan Bathory brauchen konnte. Dann kündigte er ihnen den Vertrag, und sie waren darauf reducirt, von dem unirten Litthauen aus die Propaganda in Rußland zu betreiben. So drangen sie denn auch in der That in die Ukraine, in Podolien, in Volhynien und in Weißrußland vor. Auch in Galata, der Vorstadt Constantinopels, gründeten sie ein Collegium, und wir werden sehen, wie sie in dem 1603.
Handel mit Cyrillus Lukaris für die Zwecke der französischen Politik thätig waren, bis ihre Ränke zu einer Verbannung aus dem türkischen Reiche Veranlassung boten. 1628.

Aber kaum dürfte sich ein Land in Europa nennen lassen, welches von jenem, allen materiellen Wohlstand vernichtenden, alles geistige Leben ertödtenden, alle naturwüchsige Kraft des Volkes entmannenden Einfluß der Jesuiten mit solchem Recht reden kann, als Deutschland. Hier eröffneten sie ihre Eroberungszüge hauptsächlich von drei Positionen aus. Die erste war Ingolstadt, die wissenschaftliche Festung des Katholicis- 1557.
mus, wo sie ein Collegium eröffneten, dem bald ein anderes in München folgte. Seither 1559.
ist es das Hauptziel der Herzöge von Baiern gewesen, ihre Unterthanen wieder katholisch zu machen; sie nahmen zu diesem Zwecke alle Formen des restaurirten Katholicismus aus Italien herüber; selbst der Index und die Einführung der Inquisition wurden nicht 1558.
gescheut. Schon einige Jahre vorher hatten die Jesuiten in Köln, dem zweiten Hauptcentrum, Fuß gefaßt, und in Wien, dem dritten, sahen wir sie bereits auf eine Einladung Ferdinands erscheinen, dessen Hofprediger Canisius die wirksamste aller katholischen 1554.
Glaubenslehren jener Zeit (Summa doctrinae christianae) und als Auszug daraus 1566.
einen Katechismus schrieb, welcher nicht ohne Glück auf das Ziel lossteuert, die Wirkungen des kleinen Katechismus Luthers wieder aufzuheben. Ferdinand I., auf dessen Wunsch das geschehen war, ermächtigte außerdem die Jesuiten, in allen Erblanden zu 1558.
lehren und zu predigen, und wies ihnen zwei Lehrkanzeln der Theologie an der Universität an. Bald folgten Errichtungen von Jesuitencollegien in Prag, Olmütz, Brünn, Tyrnau, Innsbruck und Hall. Auch die geistlichen Fürsten am Rhein und Main schenkten ihnen ihre besondere Gunst. Bald blühten jesuitische Anstalten in Trier, Mainz, Worms, Speier, Fulda, Aschaffenburg, Würzburg. Im Bisthum Augsburg übertrug ihnen der Cardinal Bischof Otto, Truchseß von Waldburg, die neugestiftete Universität Dillingen und gründete ihnen zugleich ein Collegium daselbst. Von hier 1563.
gelang es ihnen dann, auch in Augsburg selbst einzudringen. In den letzten Decennien 1579.
des sechszehnten Jahrhunderts entstanden noch Collegien in Regensburg, Münster, Hildesheim, Paderborn; in den ersten des folgenden zu Constanz, Bamberg, Passau und Eichstädt. Ueberall, wo sie auftraten, war die religiöse Duldung rasch zu Ende. In Westphalen und am Rhein wurden die Anhänger der neuen Lehre fast vollständig bewältigt. Im Laufe von zwei Jahren machten die Jesuiten die Reformation in der 1570—71.
Markgrafschaft Baden rückgängig. Der Bischof Julius von Würzburg zog in Begleitung des Jesuitenpaters Gerhard Weller von Dorf zu Dorf und stellte seinen pro- 1584—86.
testantischen Unterthanen die Wahl zwischen Uebertritt oder Landesverweisung. Das

gleiche Mittel brachte er in seiner Hauptstadt zur Anwendung, deren Bürgerschaft zur Hälfte aus Protestanten bestand. Der Erzbischof Wolf Dieterich von Salzburg, ein Zögling des deutschen Jesuitencollegiums in Rom, folgte mit ähnlichen Zwangsmitteln
1588. nach; die Renitenten erfuhren schon damals eine erstmalige Austreibung aus dem Salzburgischen.

Dies Alles aber war nur das Vorspiel zu der großen, mit äußerster Härte durchgesetzten Gegenreformation, welche sich nunmehr zuerst in Bayern, dann seit Maximilian's II. Tod in Oesterreich, in Steyermark und soweit es damals schon anging, auch in Böhmen und Ungarn vollzog. Die Werkzeuge der Jesuiten bei diesem Unternehmen waren die ihnen blindergebenen österreichisch-deutschen Kaiser Rudolf II., Ferdinand II., Ferdinand III. und Leopold I. Die politische Geschichte der genannten Länder wird zeigen, wie es den Jesuiten auf diese Weise gelungen ist, zuerst den dreißigjährigen Krieg heraufzubeschwören, dann Oesterreich in unendliche Kämpfe mit Ungarn zu verwickeln und das deutsche Land gründlich zu ruiniren. Maßloses, in Jahrhunderten nicht zu hebendes Elend, gänzliche Verarmung, politische Ohnmacht, culturhistorischer Niedergang, sittliche Verwilderung, geistige Verödung — das waren die Früchte der jesuitischen Vorherrschaft, und was man für das Alles an angeblichen Gütern eintauschte, das war ein befestigtes System der Volksverdummung, das war die geistige Lähmung der Nation, der allerdings jeder große Gedanke und alle fortschrittliche Regung auf lange hinaus ausgetrieben war. Nicht minder verderblich wirthschafteten sie übrigens
1574. 1582. auch in der Schweiz, wo Jesuiten zuerst in Luzern, dann in Freiburg und in Pruntrut,
1591. 1605. 1620. 1646. später auch in Wallis, im Veltlin, wo sie sofort eine Niedermetzelung von 600 Prote-
1662. stanten bewirkten, in Solothurn und in Sitten sich niederließen und bald die äußere Politik der katholischen Kantone in Händen hatten.

Collegia nationalia. Die Wirksamkeit der Jesuiten in Deutschland bot auch den ersten Anlaß zur Entstehung von Anstalten, welche bald die Hauptorgane für die Wiederherstellung und Ausbreitung des Katholicismus werden sollten. Es sind dies die sogenannten Nationalcollegien, Bildungsanstalten für Missionäre, die unter christlichen aber der römischen Kirche entfremdeten Völkern wirken sollten. Kaum hatte Loyola in Rom mit dem Gelde des Franz Borgia das erste Collegium als Pflanzschule seines Ordens gegründet (colle-
1551. gium romanum), so erweckte Cardinal Morone in ihm den Gedanken, eine klösterliche Bildungsanstalt speciell für deutsche Jünglinge zu errichten, welche eigens zum Zweck der Bekehrung der Protestanten in ihrem Vaterlande herangezogen werden sollten (collegium
1552. germanicum). Die neue Anstalt zählte schon im ersten Jahr ihres Bestehens 22 Zöglinge und ist nachher für die Restauration des Katholicismus in Deutschland von hervorragendster Bedeutung geworden. Die Zöglinge verpflichteten sich, dem Papste lebenslänglich ergeben zu bleiben, Priester zu werden und sich abschicken zu lassen, wann und wohin der Orden es für gut finden werde. Der Zweck war, ein Geschlecht von Priestern heranzuziehen, welches an wissenschaftlicher und praktischer Tüchtigkeit dem zu bekämpfenden Gegner gewachsen war. Nach kurzer Blüthe war dieses Collegium etwas in Verfall
1573. gerathen, als Gregor XIII., ein Wohlthäter fast aller Jesuitenschulen der Welt, es neu einrichtete. Dieser Papst ist überhaupt nach Loyola der eigentliche Vater der Nationalcollegien als „Pflanzschulen des katholischen Glaubens und seiner unverfälschten Lehre" geworden. Die Einrichtungen derselben waren in der Regel dem Muster des deutschen
1577. 1579. Collegiums nachgebildet. So stiftete Gregor XIII. ein griechisches, ein englisches und ein
1584. maronitisches Seminar; auch ein ungarisches und ein illyrisches entstanden, davon aber
1584. das erstere mit dem neuhergestellten deutschen vereinigt wurde (collegium germanico-hungaricum). Andere Stiftungen des genannten Papstes von ähnlicher Art in Wien,
1600. Fulda und Prag schliefen mit der Zeit wieder ein. Wohl aber stiftete Clemens VIII.

ein weiteres Collegium für die Schotten, Gregor XV. eines für die Irländer (collegium hibernense). Das Protectionsrecht über alle diese Anstalten ging unter demselben Papst an eine der merkwürdigsten Institutionen des modernen Katholicismus über. Es ist dies die große Congregation für die Ausbreitung des Katholicismus, die sogenannte Propaganda (congregatio de propaganda fide). In diesem, meist aus Cardinälen bestehenden Collegium erstand die Centralbehörde für die Leitung und Pflege der katholischen Mission unter Ungläubigen, Ketzern und Schismatikern auf der ganzen Erde. Eines seiner Hauptorgane ist die Pflanzschule für künftige Missionäre aus allen Völkern (collegium urbanum oder seminarium de propaganda fide), welche von Urban VIII. gestiftet und mit der Congregation verbunden wurde. Abgesehen von ihren kirchlichen Bestrebungen hat sich die Propaganda zweifelsohne auch für allgemeine Sprachkunde bedeutende Verdienste erworben. 1628. 1627. 21. Juni 1662. 1627.

Der ursprüngliche Gedanke Loyola's hatte dem von ihm gestifteten Orden die Aufgabe der Heidenmission zugewiesen. In der That gelang es der Geschicklichkeit und Opferfreudigkeit der Jesuiten, auch hier Erfolge von ungeahnter Größe herbeizuführen, wenngleich die rechten Klassenbekehrungen, in welchen dieselben bestanden, ihrer Natur nach des soliden Grundes entbehren mußten. Während Rodriguez, wie wir sahen (S. 9), in Portugal zurückblieb, reiste Franz Xavier, als apostolischer Nuntius für Indien mit großen Vollmachten versehen, mit zwei Jesuiten nach Indien, bekehrte unterwegs Matrosen und machte dann Goa zum Ausgangspunkte der ostindischen Mission. Dort sah man ihn schon vom frühen Morgen durch die Straßen ziehen, um die Jugend zum Unterrichte zu sammeln. Aber auch auf die Erwachsenen der verdorbenen Colonialbevölkerung verfehlten seine Sanftmuth, Demuth und Liebe ihren Eindruck nicht. Die ärgsten Sünder warfen sich ihm zu Füßen. Er gründete in Goa ein Missionsseminar und pflanzte das Christenthum in vielen Städten und Dörfern oder stellte es wieder her, wo es dem Untergange nahe war. So auf den Küsten von Malabar und Koromandel. Um den Erfolg der Mission sicher zu stellen, ließ er die Hauptstücke des katholischen Christenthums (Dekalog, Credo, Vaterunser, Ave Maria) in die Landessprache übersetzen und stellte die Vorzüglichsten unter den bekehrten Eingeborenen als Lehrer an. Unterstützt wurde dieses sein Wirken nach der Legende durch seine außerordentliche Sprachen- und Wundergabe, in Wirklichkeit durch die selbst vor gewaltthätigen Maßregeln nicht zurückscheuende portugiesische Regierung. Er hatte den Plan, den ganzen indischen Archipelagus mit einem Missionsnetze zu überziehen. Nach sechsjähriger Wirksamkeit verließ er deshalb Indien, um auf den Molukken zu lehren und dann, seinem Wahlspruche „Weiter, weiter" (amplius, amplius) getreu, in dem neu entdeckten Japan eine Stätte erfolgreichster Wirksamkeit aufzusuchen. Er landete auf der Insel Kiusiu, erlangte Zutritt bei dem Unterkönig von Kagosima, der sein Wirken begünstigte, ja sogar der Kaiser soll die christliche Predigt im ganzen Reich freigegeben haben. Die Methode der Mission war übrigens auch hier eine ziemlich flüchtige und oberflächliche, und sie mußte es sein, da Xavier und seine Umgebung die japanesische Sprache erst erlernen mußten. Nachdem er in Städten und Dörfern gepredigt, hinterließ er auf den beiden Inseln Kiusiu und Nipon vier Gemeinden. Er selbst aber wandte sich nach China trotz der schweren Strafen, welche jeden Ausländer bedrohten. Aber schon auf der Insel Santhian ereilte ihn der Tod. Xavier gilt als der Schutzpatron aller katholischen Missionen, als der Apostel Indiens, neben Ignaz als der größte Heilige und als die zweite Säule des Ordens: jedenfalls eine Persönlichkeit voll hoher und zum Theil wahrhaft apostolischer Gaben des Geistes und Gemüthes. Sein Wirken ist schon gleich nach seinem Tode mit den ausschweifendsten Wundergeschichten ausgeschmückt worden. b. Heidenmission. 1541. 1542. 1547. 1549. 1552. 2. Dec. 1551.

Unter seinem Nachfolger und Ordensgenossen Cosmo de Torres machte das

Bekehrungswerk auf Kiusiu große Fortschritte. Die Jesuiten hatten das Glück, in den
1554. Bürgerkriegen des Reiches sich für den erklärt zu haben, der den Sieg behielt. Mehrere
Fürsten traten über, und in Nangasaki, das sich den Portugiesen öffnete, erhob sich so-
1565. gar eine Kirche. Als die berühmte japanesische Gesandtschaft zu Gregor XIII. wallfahrte,
1580. mögen etwa 300,000 Christen in Japan gewesen sein mit 250 Kirchen und zahlreichen
Schulen. Aber dies war der Höhepunkt der dortigen Mission. Bald darauf bestieg
1587—98. Kaiser Taikosama den Thron; unter seiner Regierung wurde die lange Reihe von
Verfolgungen eröffnet, denen das Christenthum in Japan endlich erliegen sollte. Da-
5. Febr. 1597. mals kamen bei Nangasaki jene 26 Märtyrer um (darunter 3 Jesuiten und 6 Francis-
caner), welche dann unter Pius IX. kanonisirt wurden. Als später die Holländer die
japanesische Regierung gegen Spanien und Portugal aufreizten, erhob sich ein neuer
1613. Sturm, der massenhafte Opfer forderte; sämmtliche Häfen wurden für die fremden
1624. Nationen geschlossen, der vom Papst für einen Theil von Japan zum Bischof ernannte
1638. Franciscaner Ludwig Sotelo verbrannt, die Gemeinde in Nangasaki niedergemetzelt.
1644. Sechs Jahre darauf wurden die letzten Jesuiten in Japan hingerichtet.

Matteo Ricci 1552—1610. Glücklicher war der Orden in China, wo der Jesuit Matthäus Ricci die
1584. Mission in der Provinz Kanton damit eröffnet hatte, daß er dem Reiche der Mitte mit
den Erfindungen Europa's beizukommen suchte. Später trat er, als Mandarin ver-
1600. kleidet, am Hofe zu Peking auf, wo ihm das Geschenk einer Schlaguhr Zutritt verschaffte.
Nur allmählich und vorsichtig ließ er in seine mathematischen, geographischen und astro-
nomischen Vorträge auch Belehrungen über das Christenthum einfließen, welches er für
eine Wiederherstellung der alten und vergessenen Lehre des Confucius erklärte. Dem-
gemäß legte er den Hauptnachdruck auf den Monotheismus, während er das eigenthüm-
1605. lich Christliche zurücktreten ließ. Schon er sah eine marianische Societät in Peking er-
blühen. Nachdem er, von den vielen Besuchen, den langen Mittagessen und den übrigen
gesellschaftlichen Pflichten China's aufgerieben, gestorben war, brachten die Jesuiten durch
1610. richtige Voraussagung einer Mondfinsterniß das Christenthum abermals vorwärts, und
1611. es kam zur Gründung der ersten christlichen Kirche in Nanking. Fortwährend schlossen
1624. sie sich dabei so eng als möglich an die Gebräuche des Landes an. Bald darauf erschien
Johann Adam Schall 1591—1666. auf dem Plane der Jesuit Johann Adam Schall, welcher als kaiserlicher Astronom
und Mechanicus verheirathet am Hofe lebte und großen Einfluß besaß, bis ein Thron-
1664. wechsel das Signal zum Rückgang der Mission gab. Auf ihrem Höhepunkte hatte die-
selbe einen Erfolg von etwa einer halben Million bekehrter Chinesen aufzuweisen gehabt.

Nicht minder merkwürdig sind die Versuche, welche die Jesuiten am Hofe des Groß-
moguls Akbar in den Indusländern machten. Wir haben diesen berühmten Fürsten
früher als Beförderer der persischen Literatur kennen gelernt (X, 54). Dort nahm nun
1595. ein Neffe des großen Missionärs Indiens, Hieronymus Xaver, seinen Sitz und beutete
die Empörungen der Mohammedaner zu Gunsten des Christenthums aus. Feierlichst
1599. ward bald darauf das Weihnachtsfest in Lahore begangen. Akbar selbst studirte das
1610. Leben Jesu, und nach seinem Tode empfingen drei Prinzen aus königlichem Geblüte
feierlich die Taufe. Je nachdem man seither am kaiserlichen Hofe mit den Portugiesen
besser oder schlechter stand, gestalteten sich daselbst auch die Geschicke des Christenthums.

Waren die Jesuiten in China als Mandarine aufgetreten, so nahm auf der Küste
1606. von Malabar der Ordensbruder Nobili Kleidung und Lebensweise der Brahmanen an,
unterzog sich ihren Büßungen, lernte Sanskrit und predigte eine durch die Forderungen
des indischen Kastengeistes ermäßigte Religion der Liebe. Er sah das Unglück des
Christenthums darin, daß es vielfach als Religion der Parias galt. So legitimirte er
denn zunächst selbst seinen alten Adel und ging auf alle Vorurtheile der Brahmanen

ein; den Parias wurde das Sacrament nicht unmittelbar gereicht, sondern vermittelst eines Instrumentes, oder es wurde ihnen vor die Thüre gestellt. Auch das Tragen von Amuletten und Götzenbildern wurde den neuen Christen unter Umständen erlaubt. Zu so rücksichtsloser Anwendung des Accommodationsgrundsatzes kam die schnödeste Beeinträchtigung der Missionsthätigkeit anderer Orden, wie besonders die Franciscaner sowohl in Japan als in China die feindseligste Behandlung seitens der Jesuiten zu erfahren hatten. Wiesen die anderen Orden zu ihrer Beglaubigung päpstliche Breven auf, so übten die Jesuiten an denselben historische Kritik und erklärten sie für gefälscht oder erschlichen. Als endlich Innocenz X. die Bekehrungspraxis der Jesuiten feierlich ver- 1645.
dammte und unter Strafe der Excommunication verbot, gaben diese sich den Schein, als hätten sie keine Kenntniß von dem Decret erhalten und setzten ihre chinesischen und indischen Bekehrungsunternehmungen mit ungeschwächten Mitteln fort, so daß die Päpste noch ein volles Jahrhundert brauchten, bis sie endlich dem fortgesetzten Widerstande des Ordens die Unterdrückung der „chinesischen und malabarischen Riten" abrangen.

Während es so den Jesuiten gelang, den Widerstand der alten Nationalreligionen des Orients bis zu einem gewissen Grade aufzulösen, gründeten sie von Portugal aus auch in Abessynien eine Mission, und zwar zunächst mit Aussichten auf großen Erfolg. Hier erschien der Pater Paez und überredete den Kaiser, von seinem wilden Christen- 1603.
thum zum römischen Katholicismus überzutreten, worauf der Papst einen portugiesischen 1622.
Jesuiten zum Patriarchen von Aethiopien ernannte. Aber schon diese Erfolge waren nur nach heftigen Bürgerkriegen möglich gewesen. Es dauerte nicht lange, so kam es zu einer allgemeinen Christenverfolgung, welche der Mission ein Ende bereitete. 1642.

Ihre dauerndsten Schöpfungen aber haben die Jesuiten in America begründet. Hier hatte sich überhaupt frühzeitig die Eroberung in Mission, die Mission in Civilisation verwandelt. Mit dem Jesuitencollegium in Mexico war ein theologisches Seminar verbunden. Am großartigsten aber entfaltete sich ihre Wirksamkeit auf der südlichen Hälfte des Welttheiles. Unwiderstehlich drangen sie in die Urwälder vor und wußten sich das Vertrauen der von den Spaniern mißhandelten Eingeborenen zu erwerben. Auf diesen Zügen betraten sie zuerst den Boden von Paraguay, wo sie mit Genehmigung 1586.
des Königs von Spanien ein eigenes Gemeinwesen unter seiner Oberhoheit einrichteten. 1610.
Der ganze Staat sollte ein christliches Patriarchat darstellen und trug auch in der That mindestens ein socialistisches Gepräge. Die Indianer wurden als Kinder behandelt, an Bodenwirthschaft, Viehzucht und religiöse Uebungen gewöhnt, im Uebrigen in jeder Beziehung bevormundet und auf eine möglichst niedere Stufe von Wissen und Urtheil reducirt. Jede Familie hatte ein kleines Besitzthum, aber der größte Theil des Landes war Gemeindeacker (possessio Dei). Mit dem Ueberschusse der Erträgnisse trieb der Orden einen großartigen Handel, dessen Gewinn dem Staate selbst wieder zu Gute kommen sollte. Um Einfälle abzuwehren, wurden Grenzfestungen angelegt und die Indianer waffenfähig gemacht. Das Land selbst war jedem Fremden verschlossen, und selbst Spanier konnten nur zeitweilig im Gefolge des Gouverneurs und des Bischofs Zutritt erhalten. Gelegentlich scheuten sich auch die Jesuiten in Paraguay nicht, einem bischöflichen Visitationsversuch mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten, wie das der Bischof de Cardenas zu erfahren hatte, welcher endlich von den Jesuiten gefangen 1629—56.
und auf einem elenden Schiffe in die Ferne abgeführt wurde. — Auch in den übrigen spanischen Colonien und in Brasilien waren die Jesuiten zahlreich und mächtig. Ueberall verbanden sie klug Weltliches und Geistliches, und neben ihren Kirchen voll Pracht, aber ohne Geschmack (vgl. Bd. X, S. 388), erhoben sich Kaufhäuser und Handelsfactoreien, welche die Reichthümer des Ordens, aber auch das Gift der Habsucht und

Ueppigkeiti n demselben mehrten. Ein wirklicher Segen ruhte auf diesen Unternehmungen nicht; sie sind alle im Laufe des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts spurlos verschwunden.

4. Verfassung.

Wir haben im Vorhergehenden gesehen, wie gerade in den Zeiten der größten Bedrängniß, da der Protestantismus nach allen Seiten sich ausbreitete und mit seinen hochgehenden Wogen schon England und Scandinavien, die Niederlande, Deutschland und die Schweiz fast ganz überfluthet hatte, da die Autorität des päpstlichen Stuhles aber auch in katholisch gebliebenen Ländern ernstlichst erschüttert war und die Lostrennung von Rom selbst unter den romanischen Völkern immer wachsende Dimensionen annahm, dem Papstthum eine unerwartete, von vornherein nach ihrer enormen Bedeutung nicht einmal vollständig gewürdigte Hülfe erwuchs in einer kleinen, aber auserlesenen Schaar von Streitern, in welchen glühende Schwärmerei, kriegerische Tapferkeit und unbedingte Hingabe an die Zwecke der katholischen Kirche und des Papstthums in einziger Weise vereinigt waren. Der Reformation aber erstand eben in diesem Vereine, welcher von Einem Geist durchdrungen, von Einem Willen gelenkt, von gleichem Gehorsam im Denken wie im Handeln beseelt, ganz nur die Vertretung der römischen Interessen zu seiner Lebensaufgabe machte, ein Gegner, welcher sich ihr in überraschendster und verhängnißvollster Weise gemessen erweisen sollte. Noch einmal maaßen sich der germanische und der romanische Geist aneinander. Wie die Reformation das Erzeugniß des deutschen, so war der Jesuitenorden das echte Product des spanischen Wesens. Jenes Land, darin die Kreuzzüge nie aufgehört hatten, darin ein siebenhundertjähriger Kampf mit dem Islam, Sache der religiösen und nationalen Begeisterung zugleich, männliche und ritterliche Eigenschaften auch in der Kirche mehr als sonstwo gepflegt und erhalten hatte, hat namentlich zwei weltgeschichtlich wirkende Producte seines kriegerischen Fanatismus aufzuweisen, die Inquisition und den Jesuitenorden. Der letztere kann in vieler Beziehung geradezu als eine neue und zeitgemäß verbesserte Auflage des mit Führung der ersteren betrauten Dominicanerordens gelten, der ja gleichfalls seine Entstehung auf einen Spanier zurückführt. Andererseits stellt erst der Jesuitenorden das erreichte Ziel der vielen Anstrengungen dar, welche der neuere Katholicismus machte, um das alte Ordenswesen zeitgemäß und wirksamer als je zu reorganisiren. Keine der bisher erwähnten Congregationen und Corporationen hat auch nur von fern die constante und universale Bedeutung des Jesuitenordens erlangen können; alle stellen sie gleichsam nur Versuche dar; erst in der Schöpfung des Ignatius von Loyola ist das Werk gelungen. „In ihr paarte sich glühender, rücksichtslos schaffender und aufopfernder Eifer für die Erhaltung der römischen Kirche, als der Bewahrerin und Spenderin des durch Christus gebrachten Heils, mit einem unversöhnlichen Hasse gegen die Ketzerei, in welcher das Werk des

Teufels verabscheut wurde, und gegen welche darum der Vernichtungskrieg geführt werden sollte."

Es lohnt sich, dieses merkwürdige Product raffinirtester Berechnung und überspanntester Schwärmerei im Einzelnen kennen zu lernen. Die Verfassung des Jesuitenordens hat zu jeder Zeit viele Bewunderer gefunden, und etwas Einziges in ihrer Art bleibt sie in jedem Falle. „Fromme und sittliche Motive haben mit großer politischer Klugheit und legislatorischer Kunst zu ihrem Bau zusammengengewirkt, und so gleicht sie einem Panzer mit festgefügten Ringen, welcher seinen Träger wehrhaft und unverletzlich machen und zugleich elastisch genug sein soll, um alle Bewegungen zu gestatten." — Zunächst handelte es sich darum, die Mitglieder der geistlichen Armee innerlich zu Soldaten umzuschaffen, ihre natürliche Weltanschauung und Begehrlichkeit vollkommen zu zerstören und neue Gesichtspunkte und Triebe, der Sphäre des mystisch-ascetischen Lebens entnommen, in ihnen zu pflegen. Dies hatte Loyola selbst einst bei den Benedictinern zu Manresa gelernt; nach den dort gemachten Erfahrungen entwarf er jetzt den Plan zu jenen „geistlichen Uebungen" (exercitia spiritualia), welche abwechselnd in Gebet, Betrachtung, Gewissenerforschung, Kasteiung und Gesprächen mit den drei Personen der Gottheit und allen Heiligen bestehen und vermöge der stets in Anspruch genommenen, ja gereizten Thätigkeit der Sinne und der Phantasie darauf angelegt sind, einen höchsten Grad von Schwärmerei und fieberhafter Träumerei zu erzeugen. Diese durch die Phantasie beherrschte Meditation praktisch fruchtbar zu machen, war dann eine weitere Aufgabe. So hat es der Stifter trefflich verstanden, seinen persönlichen Entwickelungsgang zu einer stehenden Form zu gestalten, in welche das Seelen- und Geistesleben aller seiner Nachfolger gegossen werden sollte; was davon nicht in dieser Form aufging, das galt als unberechtigt und mußte verduften. Das Ziel, zu welchem man innerhalb der vier Meditationswochen gefördert wird, winkt dort, wo man es endlich als eine Wohlthat empfindet, sich ganz alles eigenen Urtheilens und Wollens begeben zu dürfen und in blinder Unterwerfung unter die Kirche sich selbst nur noch als einen belebten Organismus zu fühlen, der lediglich im Dienste eines außer und über ihm stehenden Gemeingeistes arbeitet. Wie der ganze Orden im Laufe seiner Entwickelung über die schwärmerische Stimmung seiner Stifter hinausgeführt wurde und ganz in der Tendenz auf- und unterging, ein allgegenwärtiges kirchliches Werkzeug zu sein, so sollte auch der Lebensgang des Einzelnen denselben Verlauf aufweisen. Daher an die Stelle der Kasteiung, die auf das Noviziat beschränkt wird, je länger je mehr nur die Eine Grundübung des unbedingten oder, wie Ignatius gern sagte, „blinden" Gehorsams tritt. Dem alten Soldaten, welcher den Orden gestiftet hatte, galt nun einmal Subordination als das Geheimniß aller Machtentfaltung, als die Seele aller Tugend. Aber ausdrücklich dehnte er diesen Gehorsam über die blos militärische Unterordnung hinaus auch auf den Willen und Verstand aus, also gerade auf dasjenige, was die Persönlichkeit ausmacht. Diese äußerste Schärfung des Gelübdes des Gehorsams kennzeichnet den Jesuitenorden vor allen ähnlichen Corporationen. Etwa 500 mal kommen die Constitutionen darauf zurück, daß jeder im General Christus selbst sehen müsse. In seiner Hand werden Wille, Einsicht und Gewissen der ganzen Gesellschaft zu einem gefügigen Werkzeuge, welches keinem Befehle versagt. „Ein jeder sei überzeugt" — heißt es — „daß diejenigen, welche unter dem Gehorsam leben, von der göttlichen Vorsehung durch Vermittelung ihrer Vorgesetzten sich ebenso bewegen und regiren lassen müssen, wie wenn sie ein Leichnam wären (perinde ac si cadaver essent)." Ein besonderes Gewicht legt dabei der straffe Rigorismus des Statuts auf den unverweilten, plötzlichen Vollzug des Befehles. „Morgen werdet Ihr nach China gehen; dort erwartet Euch

Der Ordensgeist.

Verfolgung, vielleicht der Martertod." — „Ja, mein Vater!" So nur konnte das Ziel erreicht werden, daß Ein unveränderlicher Wille den ganzen Bund in allen Welttheilen beherrschte.

Die Ordensgrade. Die von diesem Subordinationsgeiste getragene und durchdrungene Verfassung war militärisch monarchisch, sofern die ganze Glaubensritterschaft dem in Rom residirenden, auf Lebenszeit gewählten General zu gehorchen hatte. Dieser schaltet souverän innerhalb des durch die Constitution gebotenen Spielraums. Der Einzelne ist ihm völlig in die Hand gegeben, die Gesellschaft nicht. Vielmehr stellen es die Constitutionen ausdrücklich als Ideal hin, daß nicht blos der General gegen den Einzelnen, sondern auch die Gesellschaft gegen den General möglichst viele Macht besitze, „so daß Alle zum Guten Alles vermögen, schlechthin gebunden aber sind, wenn sie übel handeln wollen." Während daher der General den Secretär, gleichsam als sein Gedächtniß und seine Hand, selbst wählt, setzt ihm die Gesellschaft durch die Provinciale den Admonitor, der ihn beständig zu controliren und zu erinnern hat, und einige (gewöhnlich vier) Assistenten, welche seinen geheimen Rath bilden. Es sind sogar Fälle vorgesehen, wo der General durch die Generalcongregation der Professen abgesetzt werden kann. Reicht die Anklage zur Absetzung nicht aus, „so soll man zum Scheine, als wäre deshalb die Versammlung berufen, andere Gegenstände verhandeln und sich stellen, als sei von dem Vergehen des Generals gar nicht die Rede gewesen". Sofern Wahl oder Absetzung des Generals sowie auch die Gesetzgebung bei der Generalversammlung ruht, erscheint die Verfassung mehr als Aristokratie; ja sie hat sogar einen demokratischen Grundzug, weil jeder Jesuit von der untersten Stufe bis zur höchsten Stufe emporsteigen kann. Diese unterste Stufe bildet der Noviziat, eine der Aufnahme in die Gesellschaft vorangehende, zweijährige, schwere Prüfungszeit, während welcher die Eigenschaften und Neigungen eines Jeden genau erforscht werden. Die zum Noviziat sich Meldenden werden genau examinirt und dabei besonders darauf gesehen, daß nur geistig und körperlich Tüchtige zugelassen, Leute von schwerer Fassungskraft und Unnütze dagegen ferngehalten werden. Im Uebrigen ist fast kein Hinderniß, darüber die Wahrnehmung besonderer Brauchbarkeit nicht wegheben könnte. Die Tagesordnung der Novizen ist von Morgens 4 bis Abends 9 Uhr genau bestimmt — eine ertödtende Monotonie von düsteren Andachtsübungen, niedrigen Dienstleistungen, phantastischer Lectüre und herber Selbstqual, ganz dazu geeignet, alle gesunde Eigenart zu brechen und die geistige Verschrobenheit, die den jungen Mann ins Novizenhaus geführt hat, zu vollenden. Jeder Verkehr mit der Außenwelt ist ihm versagt, von lebenden Eltern und Verwandten darf er nur sprechen, als von solchen, die er einst hatte; alle Erinnerungen muß er durchstreichen, alle Bande, die ihn an die Welt knüpfen, lösen; nur im Orden hat er sein Vaterland, in den Oberen desselben seine Vorsehung. Ganz insonderheit aber ist es darauf abgesehen, ihn zu bestimmen, daß er sein Vermögen dem Orden zuwende. Die erprobten Novizen werden Gehülfen (coadjutores), welche dem Orden dienen, ohne die innersten Triebfedern des großen Maschinenwerkes, dessen Räder sie sind, zu kennen. Es gibt für die weltlichen Dienste weltliche Coadjutoren, welche als Verwalter, Diener, Köche, Handarbeiter für die physischen Bedürfnisse des Ordens sorgen. Wie diese, so legen auch die Novizen für den geistlichen Stand nach Ablauf der zwei Prüfungsjahre die drei Mönchsgelübde ab und werden nunmehr Scholastiker. Fünf Jahre lang obliegen sie in einem Collegium des Ordens dem Studium der Rhetorik, Literatur, Philosophie, Physik, Mathematik. Hierauf folgt praktische Einübung dieser Fächer als Lehrer in einer Unterrichtsanstalt; ein vier- bis sechsjähriges Studium der Theologie schließt diese Lehrjahre ab, worauf der Jesuit etwa in einem Alter von 33 Jahren die Priesterweihe erlangt, nachdem er in der Regel schon zuvor, in einem Alter von 20—25 Jahren, zum

geistlichen Coadjutor promovirt worden ist. Aus der Zahl dieser Coadjutoren sind die Rectoren der Collegien genommen; auch zu wichtigen Geschäften des Ordens und insonderheit zu wissenschaftlichen Arbeiten werden sie verwendet.

In dem Institut dieser geistlichen Coadjutoren lag die eigentliche Stärke der Gesellschaft. Ihnen waren Anstalten und Thätigkeiten, die wie die Collegien nur bei einer ununterbrochenen Anwesenheit gedeihen konnten, zugewiesen, während die eigentlichen Professen keine bleibende Statt hatten. In der Zahl der letzteren werden unterschieden solche, welche nur die drei Gelübde verbunden mit demjenigen, sich dem Jugendunterrichte zu widmen, und solche, welche außerdem auch das vierte, sich jeder Mission des Papstes unbedingt zu unterziehen, abgelegt haben (professi trium und quatuor votorum), so daß Novizen, Scholastiker, weltliche und geistliche Coadjutoren, Professen der drei und Professen der vier Gelübde die fünf concentrischen Ringe bilden, die sich um den Mittelpunkt des Ganzen, den General, legen. Je äußerlicher der Kreis ist, welchem ein Mitglied angehört, desto leichter kann es vom Orden wieder abgestoßen werden, und zwar ohne sein Vermögen rückerstattet zu bekommen. Umgekehrt aber kann Niemand eigenmächtig ausscheiden und vermag selbst der Papst aus seiner Machtvollkommenheit die Befreiung vom Ordensverbande nicht zu verfügen. Die eigentlichen Erwählten des Ordens, die Professen der vier Gelübde, aus denen die Oberen hervorgehen, bilden ungefähr den fünfzehnten Theil der ganzen Gesellschaft (societas professa). Aus ihrer Zahl gehen die Missionäre hervor. Sie lebten im ersten Jahrhundert des Bestehens meist noch in vollkommener Armuth in den Profeßhäusern, deren Regiment in den Händen der Superioren liegt, wie dasjenige der Collegien und der Novizenhäuser in denen der Rectoren und Novizenmeister. Aus der Zahl erprobter und bewährter Exrectoren werden die Procuratoren oder Verwalter der weltlichen Angelegenheiten und Vorsteher der weltlichen Coadjutoren erwählt. Die Stelle des Generals vertritt in jeder Provinz der Provincial, von welchem, wie beim Heer, jene ganze Reihe von Abstufungen, die wir kennen gelernt, in genau gegliederter Hierarchie bis zum untersten Novizen herabgeht. Endlich gab es, wie bei jedem anderen Orden, so auch hier, Affiliirte, d. h. Weltleute, welchen, ohne daß sie die Ordensgelübde abzulegen brauchten, doch eine gewisse Theilnahme an den Gebeten und Verdiensten des Ordens gesichert war. So konnten die Jesuiten von sich rühmen, daß selbst Fürsten und hohe geistliche Würdenträger in ihren Listen eingeschrieben gewesen seien, z. B. die beiden Ferdinande, welche während des dreißigjährigen Krieges den deutschen Kaiserthron einnahmen. Solchen hohen Gönnern und Freunden pflegte der Orden besondere Diplome für das Theilhaberrecht an seinen Gnadenschätzen auszustellen. Von ihnen, den jesuitischen Affiliirten mitten im Weltleben, müssen übrigens wohl unterschieden werden wirkliche Mitglieder des Ordens, denen es gestattet wurde, ihre Zugehörigkeit zu demselben geheim zu halten, und die darum zeitweilig von der Beobachtung der Regel dispensirt wurden, um unter ihrer Verkleidung für die Interessen des Ordens um so wirksamer thätig sein zu können.

Die ganze Verwaltung, Regierung und Jurisdiction über die so organisirte Gesellschaft ruht in den Händen des Generals, welcher die Provinciale, Rectoren und Superioren meist auf drei Jahre ernennt und fortwährend ihre Berichte empfängt. Der Vorsteher jedes Hauses hat vollständige Kataloge zu führen, worin die einzelnen Glieder nach Namen, Alter, Studien, Beschäftigungen, geistiger Befähigung charakterisirt werden. Die Kataloge gehen jährlich durch den Provincial an den General. Alle Monate berichtet der Provincial, alle drei Monate der Superior und der Novizenmeister; dazu noch die Rapporte der Rectoren, Missionäre und zahllose Privatschreiben. Auf diese Weise konnte der General für jeden Posten sofort den geeigneten Mann bereit haben. Ordensdisciplin.

Denn er war von den persönlichen Eigenschaften der Mitglieder, von dem Stande der Profeßhäuser, Collegien, Provinzen und Missionen so unterrichtet, als wenn er sie unmittelbar vor Augen hätte. Alle bedenklichen Gegenstände wurden überdies in einer, vom General bestimmten, Zeichenschrift behandelt. Neben dieser umsichtigen Arbeitstheilung, auf welcher die Organisation der Aemter beruht, ist von nicht minderer Wichtigkeit die unausgesetzte gegenseitige Ueberwachung und strammste Disciplin. Jeder Jesuit muß es sich gefallen lassen, fortwährend beobachtet zu sein; jeder hat mindestens einen Aufpasser zur Seite, welcher seine Fehltritte dem Vorgesetzten denuncirt. Persönliche Freundschaften werden nicht geduldet. Alle müssen wechselseitig bereit sein sich zu corrigiren und corrigiren zu lassen, sich anzuzeigen und anzeigen zu lassen. In jedem Hause befinden sich Syndici und Unteraufseher, welche über alle Vorkommnisse an die Vorgesetzten Anzeige zu erstatten haben, und diese vermitteln sie wieder an die zunächst höhere Stelle. So bildete sich ein unübertroffenes Lauer- und Spürsystem aus, in dessen vielmaschigem Netze sich Alles einfing, was man zu wissen brauchte, um jeden Einzelnen ganz zu haben. „Das Regiment — klagt selbst der Jesuit Mariana in seinem unten zu nennenden Buche — ist gegründet auf Censuren und Angebereien, wodurch sich die Galle über den ganzen Körper verbreitet und ihm eine allgemeine Gelbsucht verursacht."

Die Tendenz der Gesellschaft, alle ihre Mitglieder gleichsam als ihr Eigenthum zu besitzen, läßt sich bis in die detaillirtesten Bestimmungen über Dinge verfolgen, die sonst für äußerlich und zufällig gelten. Die vorgeschriebene Tracht hatte mit der sonst üblichen Mönchskleidung nichts gemein, sondern bestand aus langem schwarzem Gewand und Mantel, mit einer schwarzen viereckigen Mütze oder einem flachbodigen Krempenhut. Der in diesem Habit wandelnde Jesuit darf sein Haupt nicht frei bewegen, sondern muß es mit leichter Beugung nach vornen aufrecht halten; die Augen sollen den Boden suchen und während des Redens nur den unteren Theil des Angesichtes des Angeredeten fixiren. So sind Gang, Schritt, Gesticulation, Stimme, Haltung genau regulirt. Diese consequente Eingewöhnung in den äußern und innern Gehorsam, die ununterbrochene Ueberwachung, die nirgends eigenem Belieben Raum lassende Tagesordnung — dies Alles muß dazu führen, daß der Jesuit seine angeborene Eigenthümlichkeit mehr und mehr abstreift und mit der Ordensphysiognomie vertauscht. Was aber auch dann noch übrig blieb von Differenzen der geistigen Begabung und Richtung der Anlagen, das wurde umgekehrt zur kräftigsten Entwickelung gebracht und mit bewunderungswürdiger Kunst im Interesse der Ordenszwecke ausgebeutet. So konnte der Orden die verschiedenartigsten Beschäftigungen in sich vereinigen. Eben diese Vielseitigkeit der Betriebsamkeit, wodurch er sich des gesammten Lebens bemächtigte, bildete seine Stärke. Den Einen gestattete man ein frommes Klosterleben, um die Verdienste des Ordens im Himmel und das Gewicht seiner Heiligkeit auf Erden zu mehren; Andere lebten in wissenschaftlicher Muße und veröffentlichten ganze Bibliotheken von Streitschriften und Abhandlungen über Astronomie, Optik, Chronologie, Geschichte, Patristik, Dogmatik, Ethik u. s. f. Wieder Andere leiteten den Unterricht der Jugend. Die Klügsten und Feinsten suchten eine einflußreiche Wirksamkeit in Palästen und an Höfen. Feurige Redner wirkten als Prediger der inneren Mission, martyriumssüchtige Eiferer zogen als Heidenbekehrer in fremde Welttheile. So waren sie Alles, was man wollte, Prediger, Schriftsteller, Professoren, Lehrmeister der Jugend, Hofmeister der Prinzen, Beichtväter der Fürsten, Minister der Könige — Alles sie allein: „Solipsi" nannten sie sich selbst. „Eine solche Vereinigung — sagt Ranke — von hinreichender Wissenschaft und unermüdlichem Eifer, von Studien und Ueberredung, Pomp und Kasteiung, von Ausbreitung über die Welt und Einheit der leitenden Gesichtspunkte ist auch weder früher noch später in der Welt gewesen. Sie waren fleißig und phantastisch, weltklug und voll Enthusias-

mus, anständige Leute, denen man sich gern näherte, ohne persönliches Interesse; einer beförderte den andern. Kein Wunder, wenn es ihnen gelang."

5. Grundsätze und Praxis.

Ein so fein berechneter, kunstvoll gegliederter Organismus, wie die Verfassung des Jesuitenordens ihn darstellt, sucht selbstverständlich sein Ziel nicht sowohl in der Pflege des innern Lebens, als in der äußern That. Nicht in der beschaulichen Stille der Zelle, sondern in der Welt findet der Orden den entsprechenden Schauplatz seiner Wirksamkeit. Es waren daher seine Angehörigen nicht, wie die anderen Mönche, an einen bestimmten Ort gebunden, sondern sie mußten als ein allzeit mobiles Heer stets bereit sein, sich schicken zu lassen, wohin der General für gut fand. Groß und schwierig war aber auch die Aufgabe, welche der Gesellschaft Jesu zugefallen war. Wiedereroberung der europäischen Gesellschaft für das Papstthum, Restauration und Ausbreitung des mittelalterlichen Katholicismus, Herrschaft der Kirche über den Staat, Bekämpfung des Protestantismus und Unterdrückung der durch die Reformation ins Volk eingedrungenen Geistesfreiheit — das sind die praktischen Zwecke des Ordens, die er mit unermüdlicher Consequenz verfolgt. In diesem Interesse hat er die verschiedenartigsten Wege betreten, aber auch je länger, je mehr, den ursprünglichen Absichten seiner frommen Stifter zuwider, dem Geiste der politischen Berechnung Eingang gestattet, welcher die Intrigue und Gewalt als die mächtigsten Hebel für die Erreichung der angestrebten Ziele kennen lernte und empfahl. Die schlimmste Entartung eines solchen Ordens war ein unvermeidliches Ergebniß seiner geistigen Naturanlage, sie lag schon gegeben in dem ganzen, sein Dasein bedingenden Zwecke, denn ein corrumpirtes System kann mit Mitteln der Wahrheit und Moral nicht vertheidigt werden. Irgendwo und irgendwann wird an die Stelle der naiven Begeisterung die bewußte Unwahrheit, die Befleckung der innersten Gesinnung treten. Unrettbar verfiel der Geist des Jesuitenthums der Weltlichkeit. Die Armuth schien bald nur noch zum Hohn auf seiner Fahne zu stehen. Denn nachdem die Jesuiten einmal gefunden hatten, es sei kein wesentlicher Unterschied, den Acker mit eigener Hand zu bauen, wie die älteren Mönche gethan, und Handelsgeschäfte zu treiben, widmeten sie sich den letzteren bald mit allem Fleiß, sie bezogen zuletzt Messen mit ihrer Waare, und bei dem engen Verhältnisse der verschiedenen Collegien bildete sich das Wechselgeschäft durch sie aus. Der General Franz Borgia, welcher noch betend regierte, gab in einem encyklischen Schreiben der Befürchtung Ausdruck, es werde eine Zeit kommen, da der Jesuitenorden in Ehrgeiz und Stolz entarte, und selbst Aquaviva gestand, daß die Krankheiten der Weltlichkeit und des Haschens nach Hofgunst sich bei den Seinen eingeschlichen hätten. Vergebens hatten Ignatius und die fünfte Generalcongregation davor gewarnt, sich mit Staatsgeschäften und weltlichen Dingen zu befassen. Die Herrschsucht verschlang bald alle religiösen Motive, nnd schon Carl Borromeo und

Clemens VIII. sprechen sich deshalb aufs schärfste über das Treiben der Jesuiten ihrer Zeit aus. Aber der Beruf des Ordens als streitende Miliz der Kirche selbst drängte seine Glieder mit verhängnißvoller Nothwendigkeit in diese Bahnen.

Der Orden selbst wiederholte es unabläßig, daß er Alles zu größerer Ehre Gottes (ad majorem Dei gloriam) unternehme und ausführe. Nun besteht aber die Ehre Gottes nach jesuitischer Ansicht in seiner Herrschaft über die Welt, und da Gott nur in der Kirche waltet, die Kirche aber im Papstthum sich concentrirt, so gestaltet sich die Ehre Gottes praktisch zur Glorie des Papstes um, durch welchen Gott als seinen Vicar die Kirche und die Welt regirt. Demnach ist der besprochene Grundsatz identisch mit dem Gelübde an den Papst, welches der Orden als viertes den drei Mönchsgelübden hinzugefügt hatte. In diesem Sinne hat die Gesellschaft Jesu vielleicht länger als zwei Jahrhunderte hindurch die Geschicke der Welt zu leiten versucht und jedenfalls einen Einfluß auf das politische Leben von so weitreichender Bedeutung geübt wie niemals ein anderer Orden. Ihre ganze Kraft setzte sie dafür ein, dem Befehle des römischen Papstes einen starken und stets gefügigen Arm in einer katholischen Weltmonarchie, sei es der spanischen, wie der ursprüngliche Plan war, sei es der französischen, wie seit Aquaviva's Zeiten versucht wurde, zu beschaffen. Keine Anstrengung und kein Opfer war ihr um dieses Zieles willen zu groß. Jener Instinkt der Welteroberung und Weltbeherrschung, welcher aus dem römischen Weltreich in die römische Weltkirche übergegangen ist, hat sich innerhalb der letzteren seit den Tagen der Reformation keinen so wirkungskräftigen Ausdruck mehr zu verschaffen gewußt, wie den Jesuitenorden, welcher, während er Ketzer und Schismatiker, Juden und Heiden bekehrt und ganze Länder, die der päpstlichen Herrschaft verloren gegangen waren, wieder gewinnt, zugleich auch die ganze Bildung der katholischen Völker und das Gewissen ihrer Fürsten lenkt, überhaupt auf die Politik Europa's immer entscheidungsvoller einwirkt.

Rechtsphilosophie und Politik des Ordens.

Daß dem Orden solche Leistungen möglich waren, könnte insofern auffallen, als seine Grundsätze nichts weniger als dazu angethan waren, eine gesunde staatliche Politik zu befördern. Niemals sind die Consequenzen der theokratischen Ansprüche des Papstthums der staatlichen Machtsphäre gegenüber mit so rücksichtsloser Schroffheit geltend gemacht worden, wie es jetzt von Seiten der jesuitischen Theologen geschah, und zwar
1625. gleicher Weise sowohl von denen, welche wie Santarelli mit Approbation des Generals lehrte, dem Papste eine directe und absolute Gewalt auch in zeitlichen Dingen
Alfons Salmeron 1515—85. zuerkannten, als auch von den diplomatischer Geschulten, welche, wie Salmeron, Bellarmin und Molina, der veränderten politischen Weltlage insofern Rechnung trugen, als sie nur eine indirecte Gewalt des Papstes in weltlichen Dingen behaupteten.

Franz Suarez 1548—1617.

Ein Hauptvertreter der Ordenspolitik auf dem Gebiete der Wissenschaft war Franz Suarez aus Granada. Die 23 Foliobände seiner Werke umfassen die aristotelische Philosophie und scholastische Theologie. Er galt als erster Lehrer, als Wunder und Orakel seiner Zeit, und die Lobhudeleien seines Ordens haben reichlich ergänzt, was persönliche Leistungen etwa noch vermissen ließen. In der übrigen Kirche freilich hat der Ruf seiner Rechtgläubigkeit, trotzdem daß er alle theologischen Fragen erst der Jungfrau

Maria zur Entscheidung vorlegte, ehe er sie behandelte, dadurch einen Stoß erlitten, daß er sich in der Gnadenfrage nahe zu Molina hielt oder wenigstens ein unnützes und unhaltbares Mittelding zwischen diesem und der thomistischen Lehre schuf. Was er aber so als Erfinder des sogenannten Congruismus fehlte, machte er dadurch wieder gut, daß er, als Paul V. den englischen Katholiken den Treueid, welchen Jakob I. von ihnen verlangt hatte, verbot, auf Seiten des Papstes trat und den Grundsatz vertheidigte, daß der Papst eine Zwangsgewalt über weltliche Fürsten besitze und namentlich häretische absetzen, ihre Unterthanen vom Eide der Treue entbinden könne. Dafür bedankte sich zwar der Papst in einem eigenen Handschreiben bei dem großen Jesuitentheo- 1613.
logen in Spanien, gleichwohl aber wurde dessen Buch nicht blos in London, sondern 1614.
auch in Paris verbrannt.

Ganz in Uebereinstimmung mit Suarez befand sich in dieser Frage die größte aller gelehrten Autoritäten, über welche der Jesuitenorden zu verfügen gehabt hat, Robert Bellarmin, gebürtig aus Toscana, ein Mann von feiner, classischer Bil- Robert Bellarmin 1542—1621.
dung, welcher mit Leichtigkeit lateinische Verse dichtete und innerhalb des Jesuitenordens mehr die scholastisch verständige Richtung gegenüber der mystischen Gluth der Spanier, aber auch bezüglich der Gnadenfrage mehr als diese den thomistischen Standpunkt vertrat. An der Universität Löwen, wo er zuerst wirkte, verschaffte er sich eine umfassende Kenntniß von der großen Controverse mit den Protestanten. Dies war Veranlassung, daß ihn Gregor XIII. mit dem Auftrage, über diesen Gegenstand im Collegium Romanum Vorlesungen zu halten, nach Rom rief, wo er nunmehr allmählich seine „Disputationen gegen die gleichzeitigen Häretiker" herausgab — ein Buch, welches noch 1581—93.
heute in der katholischen Kirche als ein Werk ersten Rangs, als authentische Darlegung des römischen Lehrsystems benutzt wird und seinen Verfasser in den Ruf des eigentlichen Normaldogmatikers gebracht hat. Die durch Ordnung und Klarheit, wie durch eine gewisse Mäßigung des Ausdrucks ausgezeichnete Schrift hat auch in protestantischen Kreisen Aufsehen erregt und eine Unmasse von Erwiderungen hervorgerufen. Gleichwohl hat Sixtus V. denjenigen Theil, worin Bellarmin dem Papste nur indirecte Gewalt über Weltliches vindicirte, auf den Index setzen lassen; unter Clemens VIII. aber wurde Bellarmin 1599.
Cardinal und Erzbischof von Capua, und nach dessen Tode wäre er, wenn man nicht 1602.
die Macht seines Ordens gefürchtet hätte, leicht Papst geworden. In seiner geschwätzigen 1605.
und ruhmredigen Selbstbiographie, womit er seine zukünftige Kanonisation vorzubereiten gedachte, verzeiht er seinen Feinden diese Unbill. In der That blieb er stets ein treuer Anwalt von Paul's V. Politik gegen Jakob I. und die Republik Venedig und ein extremer Vertheidiger der päpstlichen Unfehlbarkeit. So sehr tritt bei ihm die letztere an die Stelle des individuellen Gewissens, daß der Papst auch bezüglich des Sittengesetzes nicht irren kann; was er befiehlt, sei schlechthin gut, was er verbietet, schlechthin Sünde.

Im Uebrigen nahmen die staats- und rechtsphilosophischen Theorien der Gesellschaft Jesu schon bei Bellarmin, noch mehr in der unter Approbation des Ordens erschienenen Schrift des Rosseus oder Rainold, jene Wendung nach dem Principe 1592.
der Volkssouveränetät und des gesellschaftlichen Vertrags, wodurch sie den Ideen Rousseau's den Weg bereiteten. Um nämlich den Fürsten jede Möglichkeit zu entziehen, sich nach Anleitung der Reformatoren ein göttliches Recht an sich, abgesehen von der Legitimation durch die Kirche, zu vindiciren, erfand man jesuitischer Seits ein System des Naturrechts, wonach der Staat aus dem, den Menschen von Natur eingeprägten Gesellschaftstrieb, Fürstenthum und Obrigkeit lediglich aus Wahl seitens des Volkes hervorgegangen, alle weltliche Ordnung mithin im Gegensatze zur göttlichen nur „von unten" entstanden wäre. Selbstverständlich könne das Volk eine im Grunde nur ihm selbst zustehende Macht an Einen oder an Mehrere übertragen, ebenso gewiß aber auch

wieder an sich zurücknehmen. Wie auf diese Weise aus der Wahl des Volkes, so entspringe die fürstliche Gewalt andererseits freilich aus der Sanction der Kirche, sofern nach Bellarmin die Völker unter des Papstes Leitung jene Wahl zu vollziehen haben, oder nach Rosseus erst mit dem feierlichen Acte der Krönung durch die Bischöfe die königliche Würde legitim wird. Rechtskräftig abgesetzt kann daher ein Fürst nach Bellarmin entweder durch das Volk werden oder durch den Papst. Das ist gleichmäßige Theorie der ganzen Jesuitenschule der Zeit, findet sich daher auch ausdrücklich vorgetragen in einem, damals durch die ganze katholische Welt verbreiteten Handbuche für die Beichtväter.

Wenn so in der jesuitischen Rechtsphilosophie die Ideen der Theokratie und der Demokratie sich freundlichst die Hand reichen, so schließt das nicht aus, daß je nach Bedürfniß oder Individualität der Schwerpunkt nach der eeinn oder andern Seite gerückt werde. Während die oben genannten Theologen im Grunde doch mehr theokratisch als demokratisch denken, hat ein vom Geiste der Republiken des Alterthums angehauchter Geist innerhalb des Jesuitenordens das Recht der Selbsthülfe des Volkes gegen die Tyrannei bis zu der äußersten Consequenz der Berechtigung des Tyrannenmordes getrieben. Es
Juan Mariana 1537—1624. war dies derselbe Juan Mariana, welcher nicht blos eine berühmte Geschichte Spaniens, sondern in den Zeiten der spanischen Auflehnung gegen Aquaviva's Generalat auch ein Werk „über die Schäden der Gesellschaft Jesu" geschrieben hat, worin nament-
1594. lich der von den Ordensgeneralen geübte Despotismus eine so schneidige Verurtheilung
1625. erfuhr, daß es, nach dem Tode seines Verfassers in Bordeaux gedruckt, sofort von den Jesuiten für unecht erklärt werden mußte. Auch außerhalb seines Ordens wurde Mariana nicht minder berüchtigt durch seine, nicht blos vom Orden, sondern auch von
1599. der spanischen Regierung approbirte Lehre vom Fürstenthum (de rege et regis institutione). Da hier ganz offen gelehrt wird, daß, wofern eine Volkserhebung gegen einen Tyrannen unmöglich, jeder Privatmann befugt sei, ihn zu erlegen, wie denn auch die Tyrannenmörder alter und neuer Zeit bis auf Jakob Clement herab hohes Lob empfangen, erregte das Buch besonders in Frankreich ungeheures Aufsehen. Und zwar fesselte diese Lehre die Franzosen zuerst wie mit magischem Zauber. Dann aber, nach der Ermordung Heinrich's IV., erhob sich der Sturm mit einer solchen Heftigkeit dagegen, daß Aquaviva für gut fand, den freundschaftlichen Beziehungen zu Frank-
1610. reich ein Opfer zu bringen und den Jesuiten jene gefährliche Behauptung wiewohl sie nach Suarez' Versicherung die gemeinsame Lehre des ganzen Ordens darstellt, zu verbieten. Pater Cotton aber suchte zu beweisen, nicht ein Jesuit, sondern ein reformirter Ketzer habe das Buch geschrieben, um dem Orden zu schaden. Und doch hatte Mariana nur muthig formulirt, was in der Praxis der römischen Curie und der jesuitischen Politik längst Uebung geworden war. Nicht blos der genannte Mörder Heinrich's III. wurde von den Jesuiten verherrlicht, auch Barriere und Châtel, welche die ersten Attentate auf Heinrich IV. versuchten, und nicht minder der Mörder des Prinzen von Oranien, Balthasar Gerard, waren von Jesuiten in ihrem Vorhaben bestärkt worden. Dieselben waren es auch, die ihre Hände beständig bei den Mordplanen gegen das Leben der Königin Elisabeth mit im Spiele hatten. Gerade ihr gegenüber bewiesen Allen und Parsons, daß jede Nation unter Umständen vom Papste nicht blos der Pflicht des Gehorsams entbunden, sondern geradezu zur Rebellion verpflichtet werden könne.

Moral des Ordens. Wie der Jesuitenorden durch seine ganze Tendenz der unversöhnliche Feind des confessionellen Friedens, durch seine Lehrwirksamkeit der Widersacher aller Geistesfreiheit und Volksaufklärung war, so durch die Richtung, in welcher er die theologische Moral anbaute, der Vernichter von Treu und Glauben. Eine schon im fünfzehnten Jahr-

hundert zumeist von Dominicanern angebahnte, die Sünde in allen ihren möglichen Variationen aufsuchende und sich an der Untersuchung der obscönsten Fälle weidende Casuistik ist erst von jesuitischen Theologen auf den Gipfel ihrer Ausbildung geführt worden. Dazu kam der, gleichfalls von thomistischen Lehrern begründete Probabilismus, den die Jesuiten in einer Richtung ausbildeten, die es mit sich brachte, daß jeder sittliche Ernst in der Gewissensberathung hinter frivolen und spitzfindigen Erörterungen zurücktreten, jede Rechtssicherheit zerstört und alle Forderungen des sittlichen Bewußtseins in Frage gestellt werden mußten. Dieser Probabilismus löste das Sicherste und Gewisseste, was es für den Menschen geben kann, in eine Reihe von Wahrscheinlichkeiten und bloßen Möglichkeiten auf, zwischen welchen der dialektisch klügelnde, raffinirte Verstand die Wahl hat. Wahrscheinlich oder probabel heißt nämlich eine Meinung, für welche Gründe von einigem Gewicht, besonders Autoritäten, sprechen. Wer einer solchen Meinung, wäre sie auch nur von einem einzigen Schriftsteller vertreten, im Handeln folgt, der beschwert sein Gewissen nicht, selbst wenn er für seine Person vom Gegentheil überzeugt ist oder eine andere Meinung für sicherer hält. Auf diesem Gebiete liegen schließlich die innersten Motive, welche den ungeheuren Erfolg der Gesellschaft Jesu erklären. Ausdrücklich und im schroffsten Gegensatze zu den Forderungen des Protestantismus wurde erklärt, daß die Forderung einer den ganzen Menschen erfassenden Gottesliebe ihn in diesem sterblichen Leben nichts angehe, vielmehr zu den überspannten Forderungen gehöre. Einer der ersten Moralisten und Casuisten des Ordens, Escobar aus Valladolid, lehrt, daß es genüge von fünf zu fünf Jahren „einen Act der Liebe zu Gott zu erwecken"; auch die Forderung der Buße und Reue wurde fast zu den gänzlich überflüssigen Dingen gezählt.

Antonio Escobar y Mendoza 1589—1669.

Der Wunsch, man möchte Reue empfinden können, genügt nach Filliucio zur Absolution.

Vinzenz Filliucio † 1622.

Valentia aber, derselbe Jesuit, welcher im Gnadenstreite wissentlich gefälschte Ausgaben des Augustinus producirte, meinte, ein zerknirschtes Herz sei eher ein Hinderniß, als eine Bedingung für den richtigen Sacramentsgenuß.

Valentia † 1603.

Ein Hauptsatz, worauf als auf etwas Neues, die jesuitische Moral sich viel zu gut thut, lautete dahin, daß Sünde nur da vorliege, wo vollständiges Bewußtsein um die Verwerflichkeit einer Handlung mit vollkommener Beistimmung des Willens zusammentreffe, so daß also was in Eile und Leidenschaft geschieht selbstverständlich straffrei ist; ebenso was nicht mit der Absicht zu sündigen begangen wird. Je weniger man bei einer Uebelthat an Gott denkt, desto verzeihlicher wird sie. Je mehr man aus Gewohnheit sündigt, desto weniger Schuld hat man. Solcherlei Lehren waren so schlau auf die Schwächen der menschlichen Natur berechnet, daß sie reißenden Absatz unter Gebildeten und Ungebildeten, namentlich aber bei den entnervten Naturen in den höhern Ständen fanden. Aber nicht blos alle Begierden und Lüste, auch alle Heimtücken und Bosheiten, deren die menschliche Natur fähig ist, wurden mit dem Mantel der Liebe zugedeckt. Zwar der Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, ist, so sehr er einem Orden, dessen ganzes Wesen in Mittel und Zwecke zerfiel, im Blute stecken mußte, schwerlich je in dieser Nacktheit, ohne jedwede Cautele, hingestellt worden; wohl aber lehrten der Spanier Escobar und Busenbaum, ein in Köln, Hildesheim und Münster wirksamer Jesuit, welcher das nächst Escobar gebrauchteste jesuitische Moralcompendium geschrieben hat, daß nur der Zweck den Handlungen die sittliche Beschaffenheit gebe, so daß bei guten Zwecken nur gute, bei schlechten nur schlechte Handlungen begangen werden könnten.

Hermann Busenbaum 1600—1668.

So hat es namentlich nichts auf sich, wenn der Redende um eines guten oder auch nur erlaubten Zweckes willen eine Antwort, ein Versprechen oder einen Eid im stillen Herzen willkürlich auf einen engeren Sinn beschränkt, als der Wortlaut anzunehmen gestattet, oder wenn er eine Zusage stillschweigend von Bedingungen abhängig macht, welche derjenige, welchem sie gegeben wird, nicht kennt (reservatio mentalis). Damit hängt zusammen der

Leonhard Lessius † 1623. Gabriel Vasquez † 1604. Thomas Sanchez 1550—1610.

Grundsatz der Amphibolie, nach welchem es gerechtfertigt erscheint, wenn man sich absichtlich eines zweideutigen Ausdrucks bedient, um Andere zur Wahrung des eigenen Interesses irre zu leiten. Ueberhaupt gibt es fast keine Sünde, die man nicht begehen dürfte, wenn es sich darum handelt, einen erheblichen Nachtheil von sich abzuwehren. Die angesehensten Moralisten des Ordens haben in dieser Beziehung wahrhaft ungeheuerliche Behauptungen aufgestellt. Nach **Leonhard Leß** darf ein Bankrottirer so viel von seinen Gütern für sich behalten, als er braucht, um mit seiner Familie anständig leben zu können. Nach **Gabriel Vasquez** braucht ein Kaufmann, welcher mehr Geld als ihm gehört empfangen hat, dasselbe, sobald er es einmal mit dem seinigen vermischt, nicht mehr herauszubezahlen. Nach **Thomas Sanchez** darf man nicht blos unter Umständen sich duelliren, sondern auch seinen Feind, um ihn nicht in die Lage zu setzen, im Duell einen Mord zu begehen, vorher heimlich umbringen. Noch berüchtigter ist Sanchez durch sein Buch über die Ehe geworden, wie denn an Entschuldigungen für Geschlechtssünden die jesuitischen Moralbücher geradezu unerschöpflich sind.

Beichtwirksamkeit

Da kein Buch von Mitgliedern des Ordens ohne Approbation der Obern erscheinen darf, am wenigsten selbstverständlich Werke, welche zur Grundlage bei Vorlesungen und zur Norm bei der seelsorgerlichen Praxis dienen sollen, sind diese Doctrinen als solche zu betrachten, wofür die ganze Gesellschaft einsteht. Gleichwohl würde man irre gehen, wenn man darum der letzteren eine dämonische Lust am Weißbrennen aller sittlichen Laster zuschreiben wollte; auch hier war es vielmehr einfach der Instinkt der Zweckmäßigkeit, welcher sich Geltung verschaffte. Angesichts des Protestantismus, welcher das im Dienste der Kirche so unschätzbare, dem Einzelnen aber gleichwohl oft so lästige Institut der Ohrenbeichte ganz aufgegeben hatte, schien es geboten, dieses Joch, zwar nicht zu entfernen, vielmehr wieder möglichst allgemein, zugleich aber auch möglichst leicht und sanft, namentlich auch für die Vornehmen und Mächtigen der Welt weniger drückend und möglichst bequem zu machen. Der Orden accommodirte sich auch hier lediglich den Zeit- und Weltverhältnissen. Dazu kam die erklärliche Eitelkeit, die gesuchtesten Beichtväter zu liefern. Durch die Jesuiten ist die Beichte, nachdem ihr die Reformation einen kräftigen Stoß versetzt hatte, wieder in allgemeine Aufnahme in der katholischen Kirche gekommen. Die unbedingte Wahrung
1590. des Beichtgeheimnisses schärfte Aquaviva allen Priestern ein, und nicht minder sorgfältig wurden sie darauf eingeschult, Fürsten und Vornehme an ihre Beichtstühle zu fesseln. Eben dazu diente die Casuistik. Auf solchem Wege sicherte sich der Orden die wichtigen Stellen der Gewissensräthe an den Höfen und befestigte dem gesammten übrigen, an den herkömmlichen sittlichen Begriffen festhaltenden Klerus gegenüber seinen Einfluß in der höhern Gesellschaft, die sich von ihnen ihre Sünden immer wieder vergeben ließ. „Es ist die gewandte Kunst — so rühmt das Jubiläumsbuch von 1640 — und Betriebsamkeit einer sinnreichen Liebe, welche mit diesem süßen Zauber die Widerstrebenden angreift und sie sich und Gott wiedergiebt.“ Daß der Beichtvater dem Sünder die Sache nicht schwer machen dürfe, ist darum auch das A und O aller bezüglichen Anweisungen bei **Filliucio**, **Escobar** u. A., und so wußten die Jesuiten auch bei passenden

Gelegenheiten stets die Menschen darauf hinzuweisen, wie prompt und billig das Geschäft der Sündenvergebung bei ihnen betrieben werde.

Während die Ordenstheologen, wo es galt, die Seelen von der protestantischen Glaubenslehre abzuführen und sie zu gewöhnen, ihr Heil auf dem Wege der Beichte und der verdienstlichen Werke zu suchen, den vulgären Menschenverstand zu Hülfe riefen und in dieser Richtung namentlich, wie schon gezeigt, die Dogmen von der Gnade, dem Verdienst und der Vorherbestimmung einer rein verstandesmäßigen Behandlung unterwarfen, huldigten sie auf anderen Gebieten gleichzeitig der crassesten Phantastik, recht als ob Rationalismus und Aberglauben die beiden in erster Linie zu berücksichtigenden Grundbestandtheile der menschlichen Natur bildeten. Als fruchtbares Princip des Aberglaubens war namentlich ein auf die Spitze getriebener Mariencultus wirksam. Ignatius selber war, wie die Jubiläumsschrift versichert, „ein Werk der Jungfrau"; „ihr verdankt die Gesellschaft sich selbst". So überwucherte denn bald der roheste, geschmackloseste und sinnlich anstößigste Mariencultus bei den Jesuiten den ganzen Gottesdienst; unermüdlich waren sie in der Erfindung neuer Devotionen der Jungfrau, die sie mit großem Pomp und sinnlichem Reiz ausstatteten. Ein stehendes Thema in ihren Predigten und Erbauungsbüchern wurde es, daß es schwer sei durch Christus, leicht durch Maria selig zu werden. Aber auch sonst fand aller Heiligen-, Bilder- und Reliquiendienst die eifrigste Unterstützung, Fortbildung und Verbreitung durch die Jesuiten. Sie producirten Wundergeschichten, Talismane und Fetische in Menge und suchten damit auf die Phantasie des gedankenlosen Volkes zu wirken. Auch den ganzen Unfug des Ablaßwesens vertheidigten sie aufs Neue, und nicht minder unermüdlich waren sie im Abhalten von Processionen, Wallfahrten und frommen Festen, wobei es nicht an drastischen Mitteln, religiösen Gaukeleien und himmlischen Erscheinungen aller Art zu fehlen pflegte.

6. Kirchliche Machtstellung.

So stand zu Ende der uns in diesem Bande beschäftigenden Periode der Jesuitenorden als eine gigantische Schöpfung unheimlichsten Gepräges vollendet da. In Bezug auf Jugendunterricht hatten sie die Thätigkeit der alten Benedictiner, in Bezug auf Bekehrung und Bekämpfung der Ketzer die Dominicaner, in Bezug auf Seelsorge und Werke der Barmherzigkeit die Franciscaner zum Muster genommen und alle diese Vorbilder weit hinter sich gelassen. Insonderheit waren sie in Förderung des Aberglaubens und des roh sinnlichen Cultus hinter keinem Bettelorden zurückgeblieben, ihre von den Dominicanern überkommenen, marianischen Congregationen waren ein gefügiges Mittel, auch die weltliche Gesellschaft zu beherrschen und an die Interessen des Ordens zu knüpfen. Indem sie so alle Kräfte der Mönchsorden in sich vereinigten, wollten sie selbst kein Mönchsorden sein. Sie tragen kein Klosterkleid, sie können ihre Tracht

ablegen; alle Schwerfälligkeiten und Hemmungen der alten Mönchsregeln sind vermieden. Was sie so von allem, auf diesem Gebiet je Dagewesenen unterschied, war eben zuletzt jener eminent politische Charakter, vermöge dessen sie ganz in der Bestimmung aufgingen, die kirchlichen und weltlichen Machtansprüche des Papstthums zu vertreten. Wie nie ein andrer Orden vorher oder nachher, ist darum auch die Gesellschaft Jesu seitens der Päpste mit Privilegien, Indulgenzen und Exemtionen begünstigt worden. Von allen Abgaben ist sie befreit — sowohl dem Papst als den Fürsten gegenüber, keinem weltlichen Souverän sind sie unterworfen, in allen Ländern dürfen sie Handel und Bankgeschäfte treiben; alle ihre Schenkungen sind gültig; akademische Grade theilt der General aus wie jede Universität, an allen Universitäten dürfen die Professoren des Ordens lehren. Der Orden ist im Besitze der größten Indulgenzen und vollkommener Ablässe, ihm steht jede Art von Dispensation zu Gebote, so daß seine Mitglieder in alle Verhältnisse des Lebens eindringen und sich vollkommen frei bewegen können. Kein Interdict bindet sie. Alles was gegen sie unternommen wurde, ist schon im Voraus für nichtig erklärt. Ja sogar im Gegensatze gegen mögliche päpstliche
1571. Zurücknahme hat Pius V. alle Privilegien des Ordens für unbeschränkt und unwiderruflich erklärt. Auch andere Päpste gingen soweit, sich selbst jede etwa nöthig fallende Reform des Ordens zum voraus zu verbieten, so daß der letztere innerhalb der katholischen Welt in der That eine absolute Ausnahmsstellung einnimmt, welche denn auch nicht verfehlt hat, den Neid und die Eifersucht der übrigen Orden sowie der Bischöfe und der Universitäten gegen ihn rege zu halten. Die Päpste hatten ihn zu einem eigenen unabhängigen Staat in der Kirche gemacht, um auf ihn ihr absolutes Regiment zu stützen. Kein Wunder, daß die Institution Loyola's die Herrschaft über die Kirche errang und dieselbe je länger je mehr im Interesse eines infallibilistischen Papalsystems ausbeutete. Seither trug der römische Katholicismus mit mehr oder weniger Ausschließlichkeit das Gepräge des Jesuitismus.

Gleichwohl ist nie ein Jesuit Papst geworden, und auch Cardinäle wie Bellarmin erscheinen nur als Ausnahmen. Mit kluger Selbstverleugnung schlossen sich die Jesuiten selbst von allen festen Aemtern und Würden in der Kirche aus, damit der Zweck des Bundes nie durch ein anderes Streben gefährdet werde. Durch Privatehrgeiz könnte der Eifer für den Orden leicht geschwächt werden. Nur ausnahmsweise konnte der General die Erlaubniß zur Annahme einer geistlichen Würde ertheilen. Damit trat der Betreffende aus dem Orden aus und blieb demselben doch zugleich auch wieder verbunden; denn er mußte vor Gott geloben, auch nach der Annahme der Prälatur zu jeder Zeit auf den Rath des Generals zu hören und denselben wo möglich zur Ausführung bringen zu wollen.

Man kann es der Gesellschaft Jesu nicht verargen, wenn sie im Hinblicke auf die ungeheuern Erfolge, die sie in kurzer Zeit erzielt hat, bald ganz erfüllt

war von ihrer unersetzlichen Wichtigkeit für das Papstthum. So sehr schien ihr die Förderung der Ordensinterressen mit denjenigen des Papstes selbst zusammenzufallen, daß sie dieselbe Rücksichtslosigkeit, welche sie den übrigen Orden gegenüber in der Kirche an Tag legte, unter Umständen auch gegen das Papstthum kehrte, wo dieses Miene machte, ihren Ausschreitungen entgegentreten zu wollen. Die schlagendsten Belege hierfür bietet die Gesellschaft der jesuitischen Missionen in China und in Indien. Die Jesuiten verehrten und vergöttlichten den Papst, wenn er Beweise gab von dem Bewußtsein seiner Verpflichtungen ihnen gegenüber; sie mißachteten und verhöhnten ihn, wenn er seine Selbständigkeit ihnen gegenüber zu wahren oder gar thatsächlich zu erweisen versuchte. Als Sixtus V. ihnen ihren Namen nehmen, als Clemens VIII. ihre Gnadenlehre verurtheilen wollte, prophezeite Bellarmin beidemal mit Erfolg den baldigen Tod dieser Päpste, und als Paul V. Miene machte, in dem Streite über Gnade und Verdienst den Dominicanern Recht zu geben, drohte ihm Aquaviva mit den Federn von 1000 Jesuiten. Vergeblich verboten ihnen mehrere Päpste Handel und Geschäfte. Und wie die Jesuiten in solchen Fällen sich nicht an den Papst kehrten, so respectirten sie auch sonst keine Autorität mehr innerhalb der Kirche, ja die letztere selbst war für sie nur insofern vorhanden und berechtigt, als sie ganz das Gepräge ihres Geistes sich aufdrücken ließ. Insonderheit legten sie gegenüber den bischöflichen Würden und Gerechtsamen nicht selten eine Mißachtung äußersten Grades an den Tag, so daß bald der gesammte Episkopat, der Erzbischof Borromeo an seiner Spitze, gegen die Jesuiten verschworen war. Das Leben z. B. des ehrwürdigen Bischofs Johann Palafox von Angelopolis in Mexico gestaltete sich durch die Feindschaft der Jesuiten zu einem beständigen Martyrium, und zuletzt brachten sie ihn auch noch um die beabsichtigte Kanonisation.

Wo möglich noch verhaßter als die Ansprüche des Episkopats war ihnen der Betrieb der Theologie durch den Weltklerus und an Universitäten, wo die Berührung mit dem Geiste freier Wissenschaftlichkeit unvermeidlich schien. Nur sich selbst trauten sie die unfehlbar sichere Uebung der großen Kunst zu, den erwachten Wissens- und Forschungstrieb der Menschheit in die richtigen Bahnen zu leiten und ganz im Interesse der Kirche zu verwerthen. Hatte der ältere Humanismus sich entweder durch die classischen Studien dem Christenthum ganz entfremdet oder aber vorbereitend und nachschaffend im Dienste der Reformation gearbeitet, so schlugen die Jesuiten einen neuen Weg ein, indem sie zwar im Gegensatze zu früheren Mönchsorden, welche ihre Sache ganz nur auf religiösen Eifer und klösterliche Frömmigkeit gegründet hatten, die zeitgemäßen Wissenschaften in ihren Bereich zogen, dies aber doch nur in dem Sinne und Geiste thaten, als die noch fast ganz unselbständige, an Autoritäten hangende, blos formelle Bildung erzielende Methode der damaligen Wissenschaftlichkeit eine geeignete Vorschule für die höchste Leistung der Unterwerfung des gesammten Denkvermögens unter den Gehorsam der Kirche zu bieten schien. Auf der einen Seite

sah man wohl ein, daß gerade die geistige Verdumpfung und Unwissenheit der Klostergeistlichkeit der Reformation den größten Vorschub geleistet habe, daß folglich der neue Glaube nur dadurch erfolgreich bekämpft werden könne, daß man den geistigen Bedürfnissen der Zeit entgegenkomme; auf der anderen aber wollte man dieser Bildung eine mit ihrem Wesen unvereinbare Gestalt geben und schlug den Geist in Fesseln, die noch beengender waren, als die abgestreiften des Mittelalters.

Wissenschaftliche Betriebsamkeit.

Martin Becanus † 1624. Franz Coster † 1619. Jakob Gretser 1560—1625. Fronton le Duc 1558—1624. Franz Garasse † 1631. Juan Maldonato 1534—1583. Bollandisten seit 1643. Jakob Sirmond 1559—1651. Philipp Labbé 1607—1667. Dionysius Petavius 1583—1652. Jean Garnier 1612—1681. Giampietro Maffei 1536—1603. Alegambe 1592—1652. Nicolo Orlandini 1556—1606. Franz Sacchini † 1625.

Hat es den Jesuiten auch nie an guten Lateinern, geschickten Uebersetzern, gewandten Dialektikern, bedeutenden Rednern, fleißigen Sammlern, überhaupt an Gelehrten auf den verschiedensten Gebieten des Wissens gefehlt, so haben sie doch nie eine Wissenschaft anerkannt, die sich selbst Zweck wäre. Selbst in der Theologie haben sie vorzugsweise nur die Felder der Polemik und Casuistik bearbeitet, was bezeichnend genug ist für die Zähigkeit, womit der Ordenszweck als leitender Gedanke auch in der Studirstube festgehalten wurde. Die Casuisten haben wir schon genannt. Der gleichfalls schon erwähnte **Bellarmin** steht an der Spitze der Polemiker und Dogmatiker. Hinter und neben ihm glänzen die Namen eines **Martin Becanus**, welcher zugleich als Beichtvater **Ferdinand's** II. von eminenter Wichtigkeit für den Orden war, eines **Franz Coster**, der in Köln gewirkt hat, eines **Jakob Gretser**, welcher von Ingolstadt aus eine unerschöpfliche Polemik gegen den Protestantismus eröffnete, eines **Fronton le Duc**, welcher, aus Bordeaux gebürtig, vorzugsweise den Kampf mit Du Plessis Mornay, dem großen Anwalt der hugenottischen Sache, geführt hat, ja auch eines **Franz Garasse**, welcher, als Prediger in Paris thätig, zur Personification der auf den Mann dressirten Polemik und groben Injurie geworden ist. Dagegen wurden die biblischen Wissenschaften vernachlässigt, und außer dem Spanier **Johannes Maldonatus**, dem ersten jesuitischen Lehrer an der Sorbonne zu Paris, hat der Orden kaum einen gründlichen Kenner der alt- und neutestamentlichen Sprachen aufzuweisen. Aber gerade Maldonat war von zu selbständigem Geiste, als daß die Jesuiten sich auf die Dauer zu ihm, der selbst in der Frage wegen der unbefleckten Empfängniß nicht correct dachte, hätten bekennen können. Auf dem Gebiete der Kirchengeschichte haben sie wenig Positives geleistet, wurden vielmehr durch ihre Sucht zu fälschen geradezu berüchtigt. So ist das große Legendenwerk des J. **Bollandus** (Acta sanctorum, die sogenannten Bollandisten) nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Viel verdienstlicher haben auf dem Gebiete der Conciliengeschichte Gelehrte wie **Jakob Sirmond** und **Philipp Labbé** durch ihre Sammelwerke, auf dem Gebiete der Dogmengeschichte **Denis Petau** und **Jean Garnier** durch ihre selbständigeren Forschungen gewirkt. Ihre Leistungen hat man einfach und treffend als „Nachscholastik" bezeichnet. Nur im Naturrecht hat der schon genannte **Molina** Aufsehen erregt. Um Geschichte und Bibliographie des Ordens haben sich **Giampietro Maffei**, der elegante Geschichtschreiber der portugiesischen Eroberungen in Indien und Biograph Loyola's, ferner der fast in ganz Europa wirksam gewesene **Alegambe**, vor Allem aber **Nicolo Orlandini** und **Francesco Sacchini** verdient gemacht. Aber einen reellen Gewinn vermochten die Jesuiten doch fast nur auf Gebieten zu bringen, welche, wie Mathematik, Naturwissenschaft, Chronologie u. a. mit den Doctrinen der Kirche außer Zusammenhang stehen. Hier konnten Gelehrte ersten Ranges unter den Jesuiten auftreten; und so lange die Sache ungefährlich schien, konnte sich der Orden gern im Ruhme, Kometen entdeckt, Luftballone erfunden und Kalender verbessert zu haben; wenn sich aber einmal auf dem Gebiete der Natur Entdeckungen einstellen wollten, welche das unantastbare Glaubens-

concept zu verrücken drohten, so verwendete er sofort gerade seine besten Köpfe zur Bekämpfung derselben. So hatte Pater Scheiner in Ingolstadt die Sonnenflecken und die Trabanten des Jupiter entdeckt, mußte aber gleichwohl gegen eigene bessere Einsicht das kopernikanische Weltsystem bekämpfen, und Bellarmin war die Seele der Verfolgung gegen Galilei.

7. Erziehungswesen.

Am charakteristischsten spiegelt sich der wissenschaftliche Geist des Jesuitenordens in seinem Unterrichts- und Erziehungswesen ab. Von Anfang an hatte er auf die Erziehung und Bildung der heranreifenden Generationen sein Augenmerk gerichtet und das Gelübde des Jugendunterrichtes in seine Ordensregel aufgenommen. Er ist diesem Gelübde treu geblieben und hat von der Volksschule bis herauf zur Universität erfolgreich in das Unterrichts- und Erziehungswesen der europäischen Völker eingegriffen. Die Vermächtnisse und Schenkungen, welche er zu erwirken wußte, dienten vorzugsweise zur Gründung von Collegien und Seminarien. Der steigende Reichthum erleichterte die Errichtung und Unterhaltung zahlreicher Jesuitenanstalten, die, mit Allem reichlich versehen, im Principe sogar einen möglichst wohlfeilen ganz kostenfreien Unterricht ertheilten und dadurch die Dürftigen in großer Zahl anlockten. Daß sie aber nicht wie die Bettelorden des Mittelalters ausschließlich an das eigentliche Volk und seine Jugend herantraten, sondern ihre Kraft meist auf den höheren gelehrten Unterricht und auf die Erziehung und Bildung der Söhne aus besseren Ständen und talentreicher Köpfe concentrirten, geschah in der Erwartung, daß die Masse des Volkes von selbst demjenigen zufallen werde, welcher sich erst einmal der gebildeten Kreise der Gesellschaft bemächtigt hat. Es galt eben zunächst einmal, den humanistischen Schulen der Reformation ein, denselben Bedürfnissen genügendes, der Concurrenz mit jenen fähiges, ihnen wo möglich überlegenes Schulwesen zu schaffen, um auch auf diesem wichtigen Gebiete die Ketzerei zu bekämpfen. Auch hier also war der Ordenszweck der allbestimmende, die ganze pädagogische Betriebsamkeit leitende Gedanke. In ihren Schulen konnten die Jesuiten die Männer erziehen, welche später in einflußreichen und mächtigen Stellungen ihnen ergebene und einflußreiche Freunde blieben; hier war ihnen aber auch die Gelegenheit geboten, die verschiedenen Individualitäten nach Anlagen und Charaktereigenthümlichkeiten kennen zu lernen und aus ihnen dem Orden einen brauchbaren Nachwuchs zu gewinnen. Und wie den Unterricht der Ihrigen und der katholischen Laienwelt, so besorgten sie vielfach auch den des Klerus, indem sie die meisten der durch die Tridentinische Synode hervorgerufenen Priesterseminarien in ihre Hand zu bringen wußten.

Als eigentlicher Schöpfer des jesuitischen Unterrichtswesens gilt Aquaviva; wenigstens hat er durchgreifende Consequenz und System in den Entwurf gebracht, welchen die Constitutionen bieten. Sein Studienplan (ratio atque institutio studiorum societatis Jesu) ist zwar in erster Redaction von der Inquisition 1581.

1599. um der freieren Stellung willen, die er zur Autorität des heiligen Thomas einnimmt, unterdrückt worden, bald aber auf's Neue an's Licht getreten. Derselbe schließt sich der bestehenden humanistischen Schulbetriebsamkeit, namentlich der Methode des Straßburgers Sturm möglichst an. Auch hier werden vor Allem die alten Sprachen, oder wenigstens das Lateinische, tüchtig gelehrt, aber nur zum Zwecke der formellen Geistesbildung und als Vorbereitung für weitere, besonders theologische Studien. Auch eine auf ihre scholastische Grundbegriffe zurückgeführte und in mittelalterlicher Form vorgetragene Philosophie sollte nur die allgemeinen Voraussetzungen der katholischen Theologie begründen und den Geist für die Aufnahme der letzteren präpariren.

Es liegt unter solchen Umständen am Tage, daß auch die Schulbetriebsamkeit, welcher sich der Orden widmete, ihren letzten Zweck nicht sowohl in dem Ziele aller wahren Erziehung, der Veredlung der Menschen, als vielmehr nur wieder in dem finden wird, was der Orden „die größere Ehre Gottes" zu nennen beliebte. Wie umfassend und gründlich der Studienplan des jesuitischen Scholasticus auch auf dem Papiere erscheinen mag, so leistet er doch in Wirklichkeit schon darum viel weniger, weil Meditation, Beten und Kirchenbesuch, ja auch Erholungen unverhältnißmäßig viel Zeit wegnehmen. Dazu kommt, daß alle Religionssatzungen, Gebräuche und Einrichtungen der römischen Kirche als göttliche Wahrheiten, deren genaue Befolgung allein gen Himmel führe, über allen Zweifel hinaus gerückt wurden. Es war streng verboten, irgend eine, sei es auch rein geschichtliche und thatsächliche, Mittheilung zu machen, welche geeignet war, Bedenken oder Zweifel wach zu rufen. Es erzielte daher dieser Unterricht nicht eine Entwickelung des jugendlichen Geistes zum selbständigen Denken und zur Befähigung, Großes und Kleines zu unterscheiden und menschliche Verhältniße richtig zu beurtheilen, sondern nur das Erlernen der im praktischen Leben jener Zeit, namentlich in den geistlichen und weltlichen Aemtern, denen die Zöglinge sich zuwenden würden, anwendbaren Kenntnisse. Eben dazu ist vor Allem die Fertigkeit in der lateinischen Sprache zu rechnen, als allgemeinste Eigenschaft aller Gebildeten. Weit entfernt von jeder modernen Methode gehört somit das jesuitische Unterrichtswesen noch ganz in die scholastische Sphäre; es war mehr ein Abrichten als ein Unterrichten. Die Jesuitenzöglinge wurden fähig gemacht, in dem ihnen vom Schicksal angewiesenen Stand und Beruf zu wirken, den Posten, darauf sie gestellt waren, auszufüllen und als brauchbare Geistliche, Lehrer oder Gewerbleute ihrer Bestimmung nachzukommen, ohne sich um das, was über oder außer ihrem Bereich lag, zu kümmern oder gar eine freie, objective Welt- und Lebensansicht zu erringen. Wie die Lehrmeister in diesen Schulen selbst nur als Werkzeuge eines höheren Willens ihren bestimmten Zweck auf gewiesener Bahn verfolgten, so sollten auch alle Zöglinge handeln und denken. Geistesfreiheit war auf diesem Standpunkt ein nutzloses, ja gefährliches Gut. Alle Wissenschaften wurden vielmehr in eine bestimmte, engbegrenzte Form und

Schablone gebannt und jeder Gedanke, der dieselbe zu durchbrechen strebte, zur Sünde gestempelt.

Die Zöglinge in den Jesuitenanstalten waren von dreierlei Art: theils Scholastiker, die für den Orden erzogen wurden, theils Pensionäre, theils einfache Externe; von den beiden letzteren Classen wurde meist ein mäßiges Schulgeld erhoben. Es wurden demgemäß nicht blos Schulen für die dem Orden geweihten Knaben (seminaria), sondern auch für fremde angelegt (convictoria alumnorum), die um so häufiger besucht wurden, je mehr sich die Glieder dieser Gesellschaft in den Ruf exquisiter Frömmigkeit zu setzen und durch Weltklugheit und Politur zu imponiren und sich wichtig zu machen verstanden. Auch hier hatte es der Orden darauf abgesehen, den verschiedensten Lebensinteressen, geheimen und offenen, geistigen und gemüthlichen Bedürfnissen im Schooße der Kirche eine religiös motivirte oder doch geduldete Befriedigung zu gewähren. Während der orthodoxe Protestantismus durch das fortwährende fromme Beisichsein die reiche Entfaltung und sinnliche Heiterkeit des Daseins beeinträchtigte, machten die Jesuiten den Menschen wie er ist zum Gegenstand eindringender Studien, und da sie zugleich die wirkliche Welt kannten, waren sie meist gute Pädagogen und erzielten, wenn auch nicht wirkliche Gelehrsamkeit oder Bildung, doch fast immer eine außerordentliche Geschicklichkeit im Redekampf und dialektische Schlagfertigkeit. Ja man kann sagen, daß erst hier jene lateinische Abrichtung, welche die Jesuitenschule mit dem humanistischen und reformatorischen Schulwesen gemein hat, Zweck und Sinn gewann. Denn der fast ausschließliche Unterricht in der entnationalisirenden Sprache Roms paßte vortrefflich zu den römischen Tendenzen des Ordens. Die als absolute Norm hingestellte Diction Cicero's that erhebliche Dienste, wo es darauf ankam, die freie Bewegung der Individualität zu hemmen, die Geister von vornherein an Beugung unter die Autorität zu gewöhnen. Es herrschten hier auf philosophischem Gebiete Aristoteles, auf exegetischem Hieronymus, auf dogmatischem Thomas von Aquino; lauter Vorbilder des großen Gedankenmonarchen in Rom, für dessen Dienst erzogen wurde. Wenn daher im niederen Cursus (studia inferiora) Latein das Hauptziel war, so geschah es mit dem bestimmten Zwecke, die Geister vorzubereiten für die Knechtschaft der Kirche. Damit sich aber nicht der freie Geist des Alterthums der Gemüther bemächtige, las man die Classiker nur in verstümmelter Gestalt und in Auszügen. Bei dieser Gelegenheit fanden sich denn auch wohl einige zufällige Kenntnisse aus der Mythologie, den Antiquitäten und der Geschichte hinzu. Wo es hoch kam, war diese Geschichte eine chronikartige Zusammenstellung vergangener Ereignisse, nicht ein lebendiges Bild von dem Leben der Völker; selbstverständlich wurden auch die Charaktere der Menschen, ihre Ideen und Bestrebungen nur an dem Maßstabe, den die römische Kirche dafür aufstellt, gemessen und danach beurtheilt. Ein höherer Cursus (studia superiora) bildete dann geradezu die künftigen Ordensglieder aus; er umfaßte zunächst das Wenige, was etwa an Realien erinnern könnte, die aristotelische Philosophie, darunter auch die Physik, und die euklidische Mathematik; im Uebrigen glich er mehr einer philosophisch-theologischen Facultät, als einer Schule. Wo der Orden eine Universität besaß, umfaßte daher das Collegium auch nur die fünf Classen des niederen Cursus.

Schulordnung.

Am bekanntesten sind übrigens die Jesuitenschulen durch das raffinirte System ihrer Disciplin geworden. Mochte es demselben auch gelingen, äußere Unarten zu entfernen, den widerspenstigen Geist der Jugend zu brechen, Geschick und Fügsamkeit in allen Verhältnissen zu erzeugen, so wurden doch alle diese Leistungen auf Kosten der Seelen der Pfleglinge erzielt. Radical ausgetilgt wurde Alles, was Lauterkeit, Vertrauen, gegenseitige Liebe heißen konnte; dagegen grundsätzlich genährt Ehrgeiz, Schadenfreude,

Neid, Eifersucht, Heuchelei, Augendienerei und Hochmuth. Es waren im Gegensatz zu Luther's Erziehungsprincipien meist finstere seelenverkäuferische Mittel, die in Bewegung gesetzt wurden. Alle Briefe, selbst die der nächsten Angehörigen, wurden gelesen, und auch die Verhältnisse, in welche man Mitschüler zu Mitschüler zu versetzen wußte, sind nichts weniger als anmuthig. Denn hier wurde das Angebesystem recht eigentlich in's Große getrieben. Jeder hatte seinen Nebenbuhler und in ihm zugleich seinen Ueberwacher und Angeber. Zugleich aber gab es auch amtliche Aufpasser (censores) für Alle. Ehrgeiz und Wetteifer (aemulatio) war das Hauptmotiv. Oeffentlich ausgezeichnet wird selbst der, der am besten beten kann. Ueberhaupt ist die Rolle, welche die religiöse Bildung spielt, charakteristisch. Die Schüler sollen sich gewöhnen, Herz und Gewissen im Gebet an gewisse Heilige zu eröffnen. Zur Vermeidung des Ueberdrusses und weil Abwechslung ergötzt, sollen sie das Gebet bald aus dem Buche halten, bald aus dem Gedächtniß, bald „selbst im Geist denkend vollbringen". Solche Andachtsübungen wurden unter Umständen auch als Strafen auferlegt. Alle Strafen aber waren Entehrungen (contumeliae). Freilich wurden körperliche Strafen vermieden, aber nur, um dem Orden kein Andenken des Hasses zu bereiten. Im Nothfall ertheilt der dem Orden nicht angehörige Corrector die Schläge. Den lehrenden Ordensbrüdern war strenge Unparteilichkeit zur Pflicht gemacht; im Uebrigen sollten sie daran denken, wie bald ihre Zöglinge den Schulbänken entwachsen und in der Lage sein dürften, dem Orden Gutes oder Böses, das sie empfangen, zu vergelten. Denn dauernde Anhänglichkeit seiner Zöglinge war es, was der Orden in erster Linie erzweckte. Eben deßhalb suchte er mehr durch Belohnungen, als durch Strafen zu wirken. Wie diese Schande brachten, so jene Ehre (honores). Die Ersten auf den Schulbänken (primates) waren auch sonst Despoten und mußten von den übrigen Schülern nach Rang und Verdienst respectirt werden. Die Austheilung der Prämien war jedesmal eine wichtige Haupt- und Staatsaction. Ausgezeichnete Arbeiten der Schüler wurden „zum ewigen Ruhm des Namens der Wissenschaft" erhalten.

Die ethischen Resultate dieser Erziehung bestanden natürlich in durchdachtester Heuchelei, in Wohlgefallen an der Intrigue um der Intrigue willen, in ausgebildetem Interesse an der eigenen Person, in blindem Ordensgehorsam und in herzlosem Fanatismus. Keinen Hinrichtungen sollten die Zöglinge zusehen, außer denen der Ketzer. Anstatt das weiche und empfängliche Herz der Jugend der Menschenliebe zu öffnen, erfüllten die Jesuiten es mit dem engherzigsten Confessionshaß. Kurz, dieses Erziehungssystem war fast ganz auf die unlauteren Triebe und Regungen des Menschen, namentlich auf die Ehr- und Selbstsucht, auf Neid und Eigendünkel gegründet. Nirgends tritt die Thatsache, daß der Geschäftsbetrieb des Ordens auf eine kluge Berechnung der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur gebaut ist, in ein so unangenehmes und grelles Licht. Fern von allen Idealen fußt seine Erziehungsmethode auf der kühlen Beobachtung, daß die menschliche Natur mehr nach der Erde als nach dem Himmel strebt. Wer sich der menschlichen Schwächen und Fehler als Mittel zur Erreichung seines Zieles bedient, der mag freilich sicherer gehen, als wer auf Begeisterung und Edelmuth baut. Aber eine Erziehung, die sich diesen traurigen Umstand zu Nutze macht, nur um durch Cultivirung der gemeinen Züge im Menschen desto sicherer über den Zögling zu herrschen und ihn zu unbedingtem Gehorsam zu gewöhnen, steht den höchsten Zielen, den besten Idealen der Menschheit feindlich gegenüber und kann in der Culturgeschichte der Völker nicht anders wirken denn als eine dämonische Macht.

III. Das Tridentiner Concil.

1. Das Concil unter Paul III. und Julius III.

Wir haben gesehen, wie die Forderung bald eines allgemeinen christlichen Concils, bald, als hätte man gefühlt, daß die Zeiten der ökumenischen Kirche vorüber sind, eines deutschen Nationalconcils durch die Reformation auf die Tagesordnung gebracht wurde, um davon sobald nicht wieder zu verschwinden. Fast dreißig Jahre lang wurde sie zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen Klerus und Reichsständen, zwischen Kaiser und Papst discutirt, ehe es endlich zur Verwirklichung eines so lange gehegten Wunsches aller Fürsten und Völker der Christenheit gekommen ist. Namentlich war es Karl V., welcher an der Spitze der katholischen Welt gebieterisch eine Reform durch ein Concil verlangte. Wer dagegen ein solches am wenigsten wünschte, am meisten fürchtete, das war der Papst. Es konnte ihm nicht viel nützen, unter Umständen sogar viel schaden, zumal wenn, wie vorauszusetzen war, auch die Protestanten als Partei darauf sollten erscheinen können. Aber auch abgesehen davon, konnte man in Rom der Gespensterfurcht vor den Schatten der großen Reformconcilien nicht los werden. Die Schuld der Verzögerung lag daher in erster Linie, wie der Kaiser oft und richtig betonte, an der Abneigung des Papstes Clemens VII., welcher der Nothwendigkeit, die über ihm schwebte, so lange als nur irgend möglich sich zu entziehen suchte. Die Absicht, das Concil zu vermeiden, war im Grunde der leitende Gedanke bei allen Kreuz- und Winkelzügen seiner Politik. Günstiger gestalteten sich die Aussichten sofort unter seinem Nachfolger.

Alexander Farnese 1466 —1549. Als Paul III. 13. Okt. 1534 —10. Nov. 1549.

Alexander Farnese hatte als Jüngling noch die Gärten Lorenzo's von Medici in Florenz besucht. Weltanschauung und Sitten hatten sich demgemäß gestaltet. In Rom zeugt der farnesische Palast von seinem Geschmack. Nachdem er sich unter drei Vorgängern durch tendenziöse Parteilosigkeit zum Papste qualificirt hatte, bestieg er endlich, sieben und sechzig Jahre alt, den Stuhl Petri. Ein Politiker von weit aussehender Berechnung, allseitigen Rücksichten, geheimnißvollen Erwägungen, besaß er nur Eine wirkliche Schwäche, die des interessirten und zugleich schwachen Vaters. Wir sahen bereits, wie er vorsichtig und zweideutig zwischen Karl V. und Franz I. vermittelt, den Einen gegen den Andern, beide gegen die Türken brauchte, um schließlich für seine Söhne Fürstenthümer und für seine Enkelinnen vornehme Heirathen ausfindig zu machen (Bd. X, S. 668. 720). Nebenbei sollte aber auch der Protestantismus unterdrückt und die Kirche reformirt werden. Daß es ihm mit letzterer Absicht wenigstens im Anfange seiner Regierung eine Zeit lang Ernst war, bildet das schönste Blatt in derselben. Er begann damit, eine Reihe von Männern ohne jede andere Rücksicht als auf ihr Verdienst in das Cardinalcollegium zu berufen. Der erste und bedeutendste unter ihnen war der Venezianer Caspar Contarini, ein Mann von hohem Adel des Geistes und evangelischer Gesinnung. Auf seinen Rath wurden weiter berufen der uns schon bekannte Theatinergeneral Johann Peter Caraffa, auch Jakob Sadolet aus Modena, Bischof von Carpentras bei Avignon, der im Briefwechsel mit Erasmus, Butzer, Sturm, Melanchthon stehend, bald in seiner Diöcese auf vorbildliche Weise der Jugendbildung und Pflege milder Zwecke oblag, bald in Rom als Diplomat und Friedenstifter thätig war; ferner Reginald Pole, der seit seiner Verbannung aus England (vgl. Bd. X, S. 593), wo er als Hochverräther galt, meist zu Viterbo inmitten eines Kreises andächtiger und gelehrter Männer und Frauen lebte, Bischof Giberto von Verona und

Caspar Contarini 1483 —1542.

Jakob Sadolet 1477—1547.

Reginald Polus 1499 —1558.

der Erzbischof Federigo Fregoso von Salerno. Alle diese Männer mit einziger Ausnahme Caraffa's dachten namentlich im Punkte der Rechtfertigungslehre nicht viel anders als die Reformatoren. Kein Wunder, wenn man sich nunmehr in Rom ernstlich die Frage vorlegte, ob man sich nicht mit der Reformation durch Aneignung eines Theiles ihres Programmes verständigen und so das Schisma von innen heilen und schließen könne. Der Papst ließ die genannten Männer zu einer Congregation zusammentreten, welche als Vorbereitung auf das Concil einen Entwurf der vorzunehmenden
1537. Reformen ausarbeiteten (consilium de emendanda ecclesia). Dieses Actenstück ist
1538. nachher zu Rom gedruckt worden als ein offenes Bekenntniß, welches die Kirche selbst von ihrer Reformbedürftigkeit ablegte. Ohne Rückhalt wird ausgesprochen, daß die Wurzel des Schismas im Verderben der Kirche selbst, namentlich in der von den Schmeichlern der Päpste aufgestellten Lehre von der unbeschränkten Regierungsgewalt derselben liege. Was hier vorliegt, ist somit der Versuch, eine Reformation ohne Schisma, ein rationelles Papstthum zu begründen und einen fähigen und sittlich reinen Klerus zu schaffen. Trotzdem daß die vorzeitige Bekanntmachung des Reformplanes Luther's Hohn herausforderte und dem Unternehmen überhaupt nicht günstig war, schien es doch, als wolle in der That der römische Hof sich selbst reformiren; Paul III. machte Anstalten zum Concil und ließ mehrere reformatorische Bullen ausgehen. Auch an annähernden Schritten gegenüber den deutschen Protestanten fehlte es nicht. Wir
1535. haben gesehen, wie Peter Paul Vergerius mit Luther unterhandelte, wie in Worms der
1540. selbst zu der reformatorischen Rechtfertigungslehre neigende Bischof Morone von Modena
Giovanni de Morone 1509—80. erschien, wie endlich in Regensburg Contarini zum Behufe einer dogmatischen Aussöhnung beider Kirchen das denkbar Möglichste geleistet hat (Bd. X, S. 646. 657 fg.). Aber gerade damals nahm Caraffa nicht minder großen Anstoß an den vereinbarten Formeln als auf der anderen Seite Luther; der Papst selbst wurde mißtrauisch und schickte seinem Legaten strengere Befehle; und jetzt kam es in Rom zu einem Umschwunge, welcher seither nicht wieder rückgängig geworden ist.

Es war theilweise wenigstens die Concilsangelegenheit, welche hierzu mitwirkte. Geneigt zu überlegter Ausnutzung der Verhältnisse, suchte Paul III. sich einerseits mit dem Gedanken an das Concil zu befreunden, andererseits aber doch das werdende Concil möglichst in der Hand zu behalten. Daher die Projecte einer Kirchenversammlung bald in Mantua, bald in Vicenza, wo die Protestanten nie erschienen wären. Die Vermittlerrolle, welche jetzt der Kaiser in Regensburg spielte, ließ den Verdacht aufkeimen, das ganze Versöhnungswerk möchte am Ende statt der päpstlichen der kaiserlichen Autorität zu Gute kommen, Karl V. die kirchlichen Angelegenheiten selbständig regeln. „Die Feinde des Kaisers — schrieb damals Contarini's Secretär — in Deutschland und alle, die außerhalb seine Größe fürchten, wofern er ganz Deutschland vereinige, fangen an Unkraut zu säen." Unverrichteter Sache zog der Cardinallegat ab, um bald darauf in Italien zu sterben.

Um dem Kaiser keine Zeit zu lassen, etwa gar selbst ein Concil zu berufen, schrieb
22. Mai 1542. der Papst nun das Concil wirklich aus, und zwar nach Trient in der Grafschaft Tirol, welches politisch zu Deutschland, national und geographisch dagegen zu Italien gehörte, so daß ein starker Zudrang italienischer Prälaten hier mit Sicherheit zu erwarten stand.
22. Nov. In der That trafen noch vor Ende des Jahres der zum Cardinal erhobene Morone, Pole und Parisio als Legaten ein. Aber nur wenige Bischöfe kamen zusammen, und
6. Juli 1543. der zwischen Karl V. und Franz I. wieder ausgebrochene Krieg veranlaßte eine Suspensionsbulle. Sobald nun aber beide Gegner im Frieden von Crespy selbst Hand an die Zusammenberufung eines Concils zu legen schienen (Bd. X, S. 673), kam ihnen der
19. Nov. 1544. Papst wieder mit einer neuen Convocationsbulle zuvor, welche das Concil auf nächste

Ostern ansagte. Wir sahen, wie nunmehr der Kaiser dasselbe als Waffe bald gegen die Protestanten, bald wieder gegen den Papst zu gebrauchen, dieser aber es ihm aus den Händen zu winden suchte (Bd. X, S. 718 fg.). Da in Deutschland indessen die Dinge zum Kriege trieben, konnte der Kaiser nicht länger gefährlich erscheinen; er bedurfte des Concils, und der Papst verwilligte es gern, wenn ihm Karl nur den Gefallen einer gewaltsamen Unterdrückung des Protestantismus erwies. Abermals also fanden sich jetzt päpstliche Legaten in Trient ein; diesmal waren es Giovanni Maria März 1545.
Giocci, bekannt unter dem Namen des Cardinals del Monte, und zwei der Reformpartei zugethane Cardinäle, Marcello Cervino und Pole. Endlich erfolgte 4. Dec.
der Befehl zur Eröffnung.

Zwischen dem Lateranconcil Leo's X., welches als zwanzigste in der Reihe der 1517.
ökumenischen Synoden gilt, und dem Concile, welches jetzt in der alten Kathedrale von 13.Dec.1545.
Trient seinen Anfang fand, bestehend aus 4 Erzbischöfen, 21 Bischöfen, 4 Ordensgeneralen und einer großen Anzahl von Aebten und Theologen, hatte die Reformation noch einmal den Gedanken an Pisa, Constanz und Basel geweckt. Nach der Ansicht Vieler von denen, die sich jetzt zusammengefunden hatten, sollte das neue Concil mit den dort gefeierten auf Eine Linie zu stehen kommen, ein Reformationsconcil im strengsten Sinne des Wortes werden und leisten, was im vorigen Jahrhundert nicht hatte erreicht und vollendet werden können. Wir werden zu zeigen haben, wie davon gerade das Gegentheil geschehen und das Tridentiner Concil, so wenig es auch aus päpstlicher Entschließung hervorgegangen war, doch wider Willen zur Hauptstütze des päpstlichen Absolutismus werden konnte. Es ist den Legaten, welche gleich von Anfang an eine extreme Scheu vor jeder Erinnerung an Constanz und Basel an den Tag legten, gelungen, ihre Tendenzen einer wesentlich anders, ja entgegengesetzt gestimmten Versammlung mitzutheilen.

Zwei Ansichten von der Aufgabe des Concils standen sich von Anfang an entgegen. Der Kaiser meinte, es solle die nothwendigen Reformen innerhalb der Kirche besorgen, ohne welche er mit den Protestanten nicht fertig werden konnte. Er dachte dabei nicht zum wenigsten auch an Schwächung der päpstlichen Gewalt. Der Papst dagegen verstand die Sache anders; ihm und seinem Rathgeber Caraffa schien der ganze Werth des Concils in der dadurch zu bewerkstelligenden Verdammung der protestantischen Lehre zu bestehen. Der Eifer, womit die versammelten Väter, obwohl sie es an Reformen nicht fehlen ließen, den letzteren Weg beschritten, zerstörte die Grundlagen des Bündnisses Karl's V. mit Moriz von Sachsen (Bd. X, S. 728. 733). Andererseits wären die Väter von Trient schon gleich bei Beginn des Krieges beinahe nach allen Seiten entflohen (Bd. X, S. 731), und es bedurfte seitens des Kaisers gegenüber dem Cardinal der Versicherung, er werde ihn in die Etsch werfen lassen, wenn es nicht schon im Sommer 1546 zu einer Verlegung des Concils gekommen sei. Den Papst aber ließ dieser Gedanke nicht mehr los; er fürchtete die Verstärkung des staatlichen Einflusses auf dem Concil in demselben Maaße, als das Waffenglück den Kaiser begünstigte, und so haben wir bereits gesehen, wie die erste Periode des Concils, nachdem in acht Sessionen die Lehrpunkte bezüglich des Ansehens von Schrift und Ueberlieferung, der Erbsünde, Rechtfertigung und der Sacramente erledigt waren, unter dem lächerlichen Vorwande, die Luft zu Trient sei ungesund, mit einer Verlegung nach
Bologna schloß (Bd. X, S. 739—742). Damit war, weil eine Minderheit von 11. März 1547.
kaiserlich gesinnten Bischöfen in Trient verharrte, eigentlich ein Schisma eingetreten. 21. April.
In der That hatte die Majorität zu Bologna zwei Sessionen, welche trotz ihrer Inhalt- 2. Juni.
losigkeit den Kaiser, der einstweilen die niedergeworfenen Protestanten zur Beschickung der Kirchenversammlung zu nöthigen suchte, so sehr reizten, daß er förmlichen Protest 1548.

gegen die Rechtmäßigkeit der Bologneser Versammlung einlegte (Bd. X, S. 753 fg.). Der Papst, der mittlerweile immer neidischer, mißtrauischer und feindseliger gegen den Kaiser geworden war, ging darauf nicht ein. Dadurch gerieth die Concilssache über-
13. Septbr. 1549. haupt in's Stocken, die Prälaten von Bologna zerstreuten sich, und Paul III. schloß
10. Novbr. die Versammlung, um bald darauf zu sterben.

Wie ganz anders standen die Dinge am Ende seines Regimentes, als zu Beginn desselben! Damals die verheißungsvollen Jahre der Selbstreform des Papstthums! Jetzt drei Neuschöpfungen, welche dem modernen Katholicismus sein unterscheidendes Gepräge als ausschließlichen Papismus aufdrücken sollten: zuerst der Jesuitenorden, welchen Paul bestätigt, dann die Inquisition, die er eingeführt, endlich das Tridentiner Concil, das er eröffnet hatte! Ein gebildeter Mann von durchdringender Klugheit hatte er durch die zweideutige und hinterlistige Weise, womit er in die europäische Politik eingriff, die französische Regierung, deren Plane er im Allgemeinen begünstigte, doch nur in stetem Mißtrauen zu erhalten gewußt, den Kaiser aber, der fast mehr im päpstlichen Interesse gethan hatte, als er selbst verantworten konnte, zu immer entschiedenerer Feindschaft, den englischen König endlich, dem gegenüber er alle Anmaßungen seiner Vorgänger auf dem Stuhle Petri entwickelte, zum Abfall von der Kirche gedrängt. Dabei war es ihm zwar gelungen, seinem Sohn Luigi das Herzogthum Parma und Piacenza zu verschaffen, aber er mußte es erleben, daß der neue Herzog sich in kürzester
10. Septbr. Frist allgemein verhaßt machte und endlich ermordet wurde. Nunmehr gerieth der Papst
1547. bezüglich der Dispositionen, welche er über dessen Besitzungen getroffen hatte, mit seiner eigenen Familie in Zerwürfnisse. Der 83jährige Greis starb, nachdem er eine heftige Scene mit dem Cardinal Alessandro Farnese gehabt und demselben das Barret aus der Hand geschlagen hatte. Die hagere Wolfsphysiognomie auf Tizian's berühmtem Porträt und einige Anekdoten in Benvenuto Cellini's Lebensbeschreibung charakterisiren seine persönliche Art zu sein und sich zu geben vielleicht am anschaulichsten.

Julius III. Daß der bisherige Präsidialgesandte von Trient, Cardinal del Monte, nunmehr
7. Febr. 1550 —23. März 1555. als **Julius III.** den päpstlichen Thron bestieg, gehörte mit zu den Triumphen der damals auf dem Höhepunkt ihrer Erfolge angelangten kaiserlichen Politik. Karl V. hoffte, wofern das Concil wieder aufgenommen wurde, die Protestanten nunmehr zum Besuche desselben und zur Unterwerfung unter seine Beschlüsse nöthigen zu können, und mit Bereitwilligkeit ging der Papst auf seine Forderungen ein. So kam es denn, wie wir
1. Mai 1551. bereits sahen (Bd. X., S. 772 fg.), zu abermaliger Eröffnung des Concils. Aber über Charakter und Form desselben waren bereits die tiefgehendsten Gegensätze bei den deutschen Reichsständen hervorgetreten, indem die katholischen darin, wie der Papst selbst, eine einfache Fortsetzung der Tridentiner Versammlung erblickten, die protestantischen dagegen unter Verwerfung der letzteren eine ganz neue Synode forderten, darauf der Papst nicht den Vorsitz führen, sondern als Partei vertreten sein sollte (Bd. X., S. 775).

Julius III. war mit einem, gegen seine frühere Präsidialthätigkeit seltsam contrastirenden Leichtsinn in die Sache eingegangen. Er hatte das Schifflein seiner Kirchenpolitik ganz an das große Staatsschiff der Habsburger angebunden und führte ein vergnügliches Leben auf seiner Villa vor der Porta del popolo. Im Uebrigen war er für Versorgung seiner Verwandten bemüht; einen sechzehnjährigen Jungen, den er liebte, erhob er vom Affenwärter zum Cardinal; die Regierungsgeschäfte überließ er ganz dem Cardinal **Marcello Crescentio**. Dieser leitete im Verein mit den beiden italienischen Bischöfen **Pighino** von Siponte und **Lipomanni** von Verona auch das Concil. Ein Hauptmangel des letzteren war es, daß, weil dem mit dem Papst verbündeten Kaiser der König von Frankreich den Krieg ansagte, keine französischen Prälaten erschienen

waren; ja der französische Gesandte protestirte geradezu gegen die Rechtmäßigkeit der 1. Sept.
Synode, deren Physiognomie auf diese Weise von vornherein eine vorzugsweise politische war, wie man denn auch in der Abschaffung schnöder Mißbräuche, die zu Gunsten der päpstlichen Gewalt bestanden hatten, nicht sparsam war. Gleichwohl arbeiteten auch hier die päpstlichen Legaten so gut, daß es zu keiner wesentlichen Beeinträchtigung der päpstlichen Machtstellung kam, und auf einem Hauptpunkte triumphirte sogar die päpstliche Politik: darin nämlich, daß das Concil schlechtweg als Fortsetzung des früheren auftrat und auch die dogmatischen Verhandlungen gerade dort wieder aufnahm, wo sie vor vier Jahren liegen geblieben waren. So kam es in der dreizehnten Session zu 11. Okt.
feierlicher Bestätigung der katholischen Lehre vom Abendmahle; mit großer Eile wurden in den folgenden Sessionen auch die übrigen Sacramente in ihrer scholastischen Gestalt festgestellt. So war Alles fertig, ehe noch eine Einwirkung seitens der Protestanten ermöglicht war. Der Kaiser hatte nichts erreicht, als daß die Beschlußfassung über den Laienkelch verschoben wurde (Bd. X, S. 776 fg.). Es wurde bereits dargestellt, wie dann im Winter und Frühjahr Vertreter des Protestantismus sich allmählich auf dem Concil einfanden, aber nur, um sofort ihre Sonderauffassung von der Aufgabe und 1552
Stellung desselben geltend zu machen und wieder abzuziehen, als bei Annäherung des Kurfürsten Moriz auch die katholischen Prälaten auseinanderstoben (Bd. X, S. 776. 785 fg.). Nur noch wenige Väter waren gegenwärtig, als in der sechszehnten Sitzung die Legaten das Concil für auf zwei Jahre suspendirt erklärten. Nicht minder wurde 28. April.
bereits darauf hingewiesen, wie nach dem kurzen Pontificate des früheren Legaten Marcello Cervino in dem greisen Cardinal Caraffa ein Mann den päpstlichen Marcellus II.
Stuhl bestieg, dessen Feindschaft gegen das Haus Habsburg beinahe den Charakter der 11. April–1. Mai 1555.
fixen Idee angenommen hatte (Bd. X, S. 815. 821 fg.). Er zerriß das Band, welches bisher Papst und Kaiser bald enger bald laxer verbunden hatte, mit leidenschaft- Paul IV.
licher Zerstörungswuth. Was ihn dabei leitete, war der Gedanke, der Befreier Italiens 23. Mai 1555–18. August
werden zu können: mit Hülfe der Franzosen gedachte er den „Judensamen", die „Hefe 1559.
der Welt", wie er die Spanier nannte, namentlich aus seinem neapolitanischen Heimathlande zu vertreiben, und selbst die Beihülfe des Sultans war ihm hierzu nicht zu bedenklich. Wir haben bereits gesehen, wie diese Politik des blinden Eigensinnes dem Kirchenstaate eine spanische Invasion zuzog, die nur durch Alba's Bigotterie einen verhältnißmäßig glimpflichen Verlauf nahm (Bd. X, S. 830—835). Gegenüber England vollends war Paul's IV. Politik eine solche, daß er sich kaum anders hätte betragen dürfen, wenn es seine Aufgabe gewesen wäre, das von Cardinal Pole so klug eingeleitete Werk der Wiederherstellung des Katholicismus seinerseits zu hintertreiben (Bd. X, S. 872).

Während so dieser hochfahrendste und unbeugsamste aller neueren Päpste, den wir schon als Stifter der Theatiner und als intellectuellen Urheber der Tridentinischen Beschlüsse kennen gelernt haben, dem päpstlichen Stuhle eine Niederlage nach der andern vor den Augen Europa's zuzog, war seine übrige pontificale Führung keineswegs geeignet, ihm Liebe und Achtung zu erwerben. Fortwährend schäumte er bei schwerem neapolitanischen Weine seinen Ingrimm gegen Ferdinand und Philipp, gegen Spanier und Deutsche, gegen Fürstenhäuser, wie die Farnese und Medici, gegen römische Adelsgeschlechter wie die Colonna, Orsini, Cesarini, Massimi, in wenig gewählter Sprache aus; seinen Neffen Carl Caraffa, einen Soldaten, von dem er selbst sagte, er habe seinen Arm bis an den Ellbogen in Blut getaucht, erhob er zum Cardinal, freilich nur um ihn, der ihm fortwährend neue Schande bereitete, endlich definitiv sammt den übrigen Nepoten 1558.
vom Hofe zu verweisen. Nachdem so die Ereignisse ihn gezwungen, seine politischen Ideen aufzugeben, und nachdem ihm überdies die Augen aufgegangen waren für das

verwerfliche Verhalten seiner Angehörigen, warf sich sein ganzen Eifer wieder auf die Reform der Kirche, die er freilich im specifisch römischen Sinne in's Werk setzte, unter schroffer Zurückweisung alles dessen, was mit der wirklichen Reformation verwandt war. Jetzt wurden Cardinal Morone, welcher als päpstlicher Nuntius in den verhängnißvollen
1557. Augsburger Religionsfrieden verwickelt schien, und sein Nachfolger auf dem Bischofstuhl
Aegidius Foscarari 1512—64. von Modena, der Dominicaner Egidio Foscarari, in's Gefängniß geworfen, um es erst nach dem Tode dieses Papstes wieder zu verlassen. Selbst der Cardinal Pole in England (vgl. Bd. X., S. 868) und sein Freund Aloysio Priuli wurden in Untersuchung gezogen. Paul's ganze Liebe gehörte der von ihm gegründeten, italienischen Inquisition. An jedem Donnerstag versammelte er die betreffende Congregation um sich. Er war es, der das Glaubensgericht mit der Vollmacht versah, auch zur Ermittelung
Januar 1559. der Mitschuldigen die Tortur anzuwenden; von ihm stammt eine ganze Reihe von Bullen und Breven, welche Recht und Macht auch der spanischen Inquisition erweitern. Er war es auch, der, nachdem Verzeichnisse verbotener Bücher schon bald durch Facultäten, bald durch päpstliche Legaten veröffentlicht worden waren, den ersten eigentlichen Index (prohibitorum librorum) aufstellen ließ. Auf denselben setzte er unter andrem jenes Reformationsgutachten vom Jahr 1537, an dessen Abfassung er selbst betheiligt gewesen war. Nachdem eine Krankheit, welche auch einem jüngeren Mann gefährlich geworden sein würde, den vier und achtzigjährigen Greis in's Grab geworfen hatte,
18. August. brach das römische Volk darüber in Jubel aus, zerstörte seine Denkmale, plünderte das Inquisitionsgebäude und beschimpfte auf jede Weise das Andenken des Dahingeschiedenen. Auch die Juden, welche er in dem jetzigen Ghetto eingeschlossen und auf das furchtbarste bedrängt und gedrückt hatte, schlossen sich dem wüthenden Römervolke bei diesen Demonstrationen an.

2. Die Wiedereröffnung des Concils unter Pius IV.

Die letzten Jahre Paul's IV. waren damit bezeichnet gewesen, daß wieder die ganze katholische Welt das, durch große politische Ereignisse eine Zeit lang in Vergessenheit gerathene Concil forderte. So in Deutschland Kaiser Ferdinand und der Herzog von Bayern, welche ohne gewisse Concessionen, wie z. B. Laien-
1559. kelch, die reformatorischen Wünsche ihrer Unterthanen nicht mehr im Zaum halten zu können glaubten; so aber auch Frankreich, wo die religiöse Spaltung politisch gefährlich zu werden drohte und man das Heilmittel in einem gekräftigten Galli-
5. Sept.—6. Dec. canismus suchte. Selbst in Rom waren die Cardinäle, welche das lange Conclave nach dem Tode jenes Papstes bildeten, der Meinung, es sei namentlich dieser Gedanke sofort wieder aufzugreifen. Die Abhaltung eines Concils, wozu der Friede von Chateau-Cambresis die Möglichkeit bot, bildete daher die bedeutendste der Verpflichtungen, welche eine Wahlcapitulation dem künftigen Papste zum voraus auferlegte. Was man durch Halsstarrigkeit versäumen könne, hatte man seit vier Jahren erlebt. Man wollte einen geschmeidigen, staatsklugen Herrscher. Zugleich bemühte sich der sofort nach Rom geeilte außerordentliche Gesandte des Kaisers, Graf Thurn, der an Pacheco, Morone und dem Cardinal Madruzzius von Trient seine Vertrauensmänner im Cardinalcollegium hatte, und der spanische Gesandte Vargas um einen habsburgisch gesinnten Papst. Allen Ansprüchen schien endlich ein mailänder Emporkömmling, Cardinal Giovanni Angelo Medici,

zu genügen, welcher bereits einmal einige Worte von Concessionen und Reformen hatte fallen lassen und durch seinen Bruder, einen kaiserlichen Heerführer, an das österreichische Haus geknüpft schien, auch unter Paul IV. in freiwilligem Exil gelebt hatte. Dieser wurde jetzt als Pius IV. gekrönt. 6. Jan. 1560.

Im Gegensatze zu seinem Vorgänger charakterisirte den neuen Papst ein nüchterner Sinn für das Praktische, eine klare Unterscheidung von Großem und Kleinem, Nothwendigem und Möglichem. Gleich die ersten Handlungen ließen den neuen Geist erkennen, welcher am Sitze Petri eingekehrt war. Pius IV. gewann die Herzen, indem er den Tumultuanten, die sich am Andenken Paul's IV. versündigt hatten, Amnestie gewährte, dagegen der letzten großen Nepotenfamilie, den Caraffa's, den Proceß machen ließ. Selbst der Cardinal entging nicht dem Tod des Verbrechers — eine Demonstration, welche ebenso sehr den Zorn des römischen Volkes zu sühnen, als das Haus Oesterreich von der freundschaftlichen Gesinnung des neuen Papstes zu überzeugen geeignet war. Gleich nach der Thronbesteigung desselben hatte auch Ferdinand I. die ihm von Paul IV. beharrlich verweigerte Anerkennung als Kaiser gefunden. Daß Pius IV. nicht willens war, bei Worten stehen zu bleiben, bewies die Würdigung, welche bei ihm das allgemeine Verlangen nach einem Concil fand. Bald nach seiner Krönung erklärte er sich im Conclave an die Bedingungen seiner Wahl gebunden und verhieß, mit der Reform bei sich selbst beginnen zu wollen. Gleichwohl bedurfte es noch mancherlei Anstöße von außen, um die Sache in Fluß zu bringen. Solche gingen zunächst von Wien aus, wo man ernstlich die Frage zu erwägen begann, welche Stellung Ferdinand zum Concil einzunehmen habe. Noch immer betrachtete man hier die Beschlüsse einer allgemeinen Kirchenversammlung als bindend für die abendländische Christenheit und überlegte daher, ob der Kaiser mächtig genug sein werde, ihre Ausführung den Protestanten gegenüber gewährleisten zu können. In Rom war man über solcherlei Illusionen längst hinaus. Seit dem Religionsfrieden von Augsburg hatte sich der deutsche Protestantismus nicht blos von seiner Niederlage erholt, sondern auch, zumal da mit Karl's V. Abdankung die unnatürliche Verbindung deutscher und romanischer Interessen aufgehört hatte und Paul's IV. wahnsinnige Politik den Kaiser Ferdinand sogar zu Rücksichten auf seine protestantischen Verbündeten zwang, so sehr consolidirt, daß seine Stellung so bald nicht mehr anzugreifen war. Auf der einen Seite hatten also die Protestanten weder Interesse noch Verpflichtung, die Synode zu besuchen; auf der andern gab der Papst, indem er sich anschickte, ein Concil, von welchem der Protestantismus bereits mit dem Fluche belegt worden war, einfach fortzusetzen, selbst alle Hoffnung auf Wiedergewinnung der Protestanten auf. Von vornherein war daher die Wirksamkeit der Tridentiner Synode in ihrem letzten Stadium auf den Umkreis der katholischen Welt beschränkt. Um diese sollte das Concil eine, wenn auch engere, so doch um so befestigtere Mauer ziehen, indem es das Dogma auch in den noch nicht bestimmten Punkten dem Prote-

Die Politik des päpstlichen Hofes.

12. Januar.

stantismus gegenüber abschloß. Außerdem gedachte Pius IV. durch Eröffnung der Synode den immer drohender werdenden Gedanken eines französischen Nationalconcils, überhaupt die Reformation der gallicanischen Kirche vermöge selbständigen Vorgehens des Cardinals von Lothringen zu verhindern und statt dessen die begonnene innere Reform der Universalkirche zu vollenden. Sofort aber erhoben sich wieder oft schon dagewesene Schwierigkeiten, zunächst wegen der Wahl des Ortes. Frankreich und Spanien hatten dieselbe von Ferdinand I. abhängig gemacht; dieser dachte, um den Protestanten das Erscheinen möglich zu machen, an Regensburg, Köln, Constanz; aber der Papst, der das Concil am liebsten gleich nach Italien gezogen hätte, schickte den Bischof Delfino von Liesina zu dem Kaiser, um ihn zu bearbeiten. Endlich vereinbarte man sich wieder auf
29. Nov. 1560. Trient, wohin die Convocationsbulle auf nächste Ostern die Prälaten zusammenrief. Das Concil sollte „mit Aufhebung jeder Suspension" gehalten werden — ein zweideutiger Ausdruck, womit man zwischen der Auffassung des Königs von Spanien, welcher keine Rücksichten auf Protestanten zu nehmen hatte und Fortsetzung des begonnenen Concils wünschte, und den gerade entgegenstehenden Interessen des französischen und des deutschen Hofes zu vermitteln hoffte, so eifrig auch der neue kaiserliche Gesandte, Graf Prospero von Arco, vor jeder Hinterlist und Unredlichkeit im Ausdruck gewarnt hatte. Der Papst aber war Diplomat genug, um vor dem Gesandten, als er sich beschwerte, dergleichen zu thun, als seien es nur die Cardinäle, welche gegen seine Absicht, von Philipp II. gewonnen, dem Kaiser jenes Aergerniß bereitet hätten. Um ihn vollends zu födern, stellte man einen Bund der christlichen Mächte gegen die Türken und Wiedereroberung Ungarns für den Kaiser in Aussicht, und mußte dem Letzteren
December. der Cardinal von Trient schreiben, wie der Papst ihn kürzlich vor allen Cardinälen, welche dadurch bis zu Thränen gerührt worden, über alle Maßen gelobt
Januar 1561. und gepriesen habe. Zum Schluße sandte man noch einen päpstlichen Kämmerer an ihn ab, um ihm einen geweihten Hut und Degen zu bringen. In der That versäumte es Ferdinand, sich mit Katharina von Medici zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die Anschläge der Curie, wodurch diese zum Nachgeben gezwungen worden wäre, zu verständigen, und so endigten die Verhandlungen mit Annahme der Convocationsbulle von Seiten beider Mächte, nur daß dieselben das Concil als ein neues betrachteten und die Protestanten zu seinem Besuche aufforderten. Der Fürstentag zu Naumburg trug, indem er die Beschickung eines solchen Concils ablehnte, sofort Sorge, daß der Kaiser auch von dieser Seite um eine Illusion ärmer werden mußte. Den französischem Hof hatte die Curie gleichzeitig mit Zusage von Hülfe gegen die Hugenotten, den spanischen mit einem gleichen Versprechen gegen die Türken und mit der insgeheim gegebenen Versicherung gewonnen, das neue Concil sei lediglich als Fortsetzung des alten zu betrachten.

Zu Ostern begab sich als geistlicher Legat zunächst Herkules Gonzaga,

Cardinal von Matua, nach Trient, ihm folgten im Laufe des Jahres mit gleicher Eigenschaft drei andere Cardinäle, Girolamo Seripando, ein hervorragender Theologe, Lodovico Simonetta, ein gewandter Kanonist, und der Bischof Stanilaus Hosius von Culm und Ermeland, welcher, so schwach und leidenschaftlich er war, schon bisher durch Restauration des Katholicismus in Preußen und Polen, dann als apostolischer Nuntius in Wien sich große Verdienste um den päpstlichen Stuhl erworben hatte. Ein nachträglich noch beigegebener Nepote des Papstes ist nicht lange in Trient geblieben. In den Händen dieser Legaten lag abermals die Geschäftsführung, und auch die Beschlüsse wurden wie früher durch Stimmenmehrheit der anwesenden Bischöfe und Ordensvorsteher gefaßt.

Stanislaus Hosius 1504 –79.

3. Die Lösung der Aufgabe.

Glänzender als je erschien das Concil bei seiner dritten Eröffnung (17. Sitzung). Es waren 102 Bischöfe anwesend; ihre Zahl steigerte sich im weiteren Verlaufe bis auf 250; dazu eine Menge von Gesandten, Aebten, Ordensgeneralen und Theologen. Aber auch die Schwierigkeiten des ganzen Unternehmens waren nie so zu Tage getreten. Die Spanier hatten wieder ihre Theorie mitgebracht, daß die Residenz der Bischöfe in ihren Diöcesen nicht sowohl auf menschlicher Anordnung, als auf göttlichem Rechte beruhe. In Voraussicht der Unvermeidlichkeit dieser Debatte und um für Anderes Zeit zu gewinnen, hatten die Legaten selbst der Synode die Frage gestellt, wie die Residenz zu bewerkstelligen sei. Während man darüber stritt, reichten die kaiserlichen Gesandten, der Erzbischof von Prag und der Bischof von Fünfkirchen, Reformpläne ein, welche keinen Zweifel über die ernsthaften Absichten Ferdinand's übrig ließen. Papst, Conclave, Cardinalcollegium, Klosterwesen — Alles bedürfe gründlicher Reform, Priesterehe und Laienkelch müssen freigegeben, die Schulen verbessert, die Kirchenlieder deutsch gesungen werden u. s. f.

18. Januar 1562.

Nachdem man sich schon stark gezankt und die Legaten mehrfach, um die Hitze abzukühlen, die Veröffentlichung der Decrete vertagt hatten, erschien ein neues Haupt der Opposition in dem Cardinal Carl Guise von Lothringen, der mit einer ganzen Anzahl französischer Bischöfe nach Trient kam. In ihm war das katholische Frankreich, waren die gallicanischen Ideen repräsentirt. Von dieser Seite griff man die Tradition von Basel wieder auf, wie der deutsche Kaiser an die Geschäftsordnung von Constanz errinnert hatte. Bei den Franzosen stand die Idee der Repräsentativverfassung ebenso obenan, wie bei den Spaniern die bischöfliche Residenz. Indem sie sich fast allen Forderungen des Kaisers und des bayrischen Herzogs, dessen Gesandter Augustin Baumgärtner kurz zuvor durch seine freimüthigen Reden die äußerste Besorgniß der Legaten erregt hatte, anschlossen, gingen die Franzosen außerdem geradezu auf die Erklärung los, daß der Papst unter dem Concil stehe. Dies der wesentliche Inhalt ihrer

Die Opposition.

13. Novbr.

27. Juni.

Augustin Baumgärtner 1531–99.

1563. Reformartikel, mit deren Uebergabe das neue Jahr begann. So spitzten sich die Verhältnisse in Trient immer gefahrdrohender für die Curie zu; denn während die Spanier zwar den Laienkelch und die Priesterehe verdammten, so daß es zu keinem Zugeständnisse auf diesem Punkte kam, cooperirten sie mit den Deutschen und den Franzosen um so tapferer in der Forderung des freien Vorschlagsrechtes für die Synode. Daß die Legaten nicht blos allein dieses Recht üben, sondern überdies sogar über jeden Beschluß, welcher zu fassen war, erst das Gutachten des Papstes einholen wollten, schien allen drei Nationen eine Beschimpfung der Würde des Concils. Auf diese Weise, meinte der Kaiser, gab es zwei Concilien, ein scheinbares in Trient, ein wirkliches in Rom, und die Franzosen brachten den Scherz auf, der heilige Geist werde wöchentlich im Felleisen nach Trient geschickt. Da aber den vereinigten Franzosen, Spaniern und Deutschen die Italiener, welche weitaus die Majorität bildeten, widerstanden, kam es fast ein Jahr lang 17. Sept. 1562 —25. Juli 1563. überhaupt zu nichts, und man konnte es zehn Monate hindurch nicht einmal zu einer Session bringen.

Das Einlenken. Das Concil hatte einen Verlauf genommen, da für Rom Alles gleich gefährlich war: Fortsetzung, Verlegung, Vertagung, Auflösung. Im Concil selbst einen Umschwung der Stimmung herbeizuführen, schien unmöglich. Da fand Pius IV. den rettenden Ausweg aus dem Labyrinth. Auf der einen Seite regten sich bei den Nationen selbst verschiedene Interessen. Nur die Deutschen und die Franzosen hatten die Möglichkeit der Revision der frühern Beschlüsse im Auge, nicht aber die Spanier, und ebenso schieden sich die Gesichtspunkte bezüglich der den Protestanten zu machenden Concessionen. Das göttliche Recht der Residenz war das Pathos der spanischen, nicht aber der französischen Bischöfe. Die letzteren waren zwar zu eitel, der römischen Kirche einen wirklichen Vorrang vor der französischen zuzugestehen, aber ein reineres reformatorisches Interesse, wie es auf Seiten der kaiserlichen Regierung gefunden wurde, lag ihnen ferne. In Etikettenfragen kam es mehrfach zwischen spanischen und französischen Gesandten zu den ärgerlichsten Scenen. Selbst die romanischen Nationen konnten sich mithin nicht verständigen. So vieler Uneinigkeit gegenüber war Rom im Vortheil. Auf der anderen Seite war gerade der gegenwärtige Papst immer der Meinung gewesen, das Heil des Papstthums beruhe fortan auf seinem guten Einvernehmen mit der weltlichen Macht. Die Quellen der Meinungsverschiedenheiten lagen diesmal nicht in Trient, sondern in Rom, in Wien, Paris und Madrid. Wie wenn man directe Verhandlungen mit den katholischen Fürsten versuchte, um dann gemeinsam mit diesen das Concil zu bearbeiten und zum Schluße zu führen? Pius sah sich im Kreise seiner Räthe nach einem Mann um, welcher einer solchen Aufgabe gewachsen schien; er fand ihn glücklich aus in jenem Morone, in welchem der Reformator längst hinter dem Cardinal zurückgetreten war. Da 2. 17. März 1563. die beiden Legaten Gonzaga und Seripando rasch nach einander starben, benutzte der Papst die Gelegenheit, um dem Concil in den Cardinälen Morone und

Bernardo Navagerio neue Präsidenten zu schicken. Das Ziel des Ersteren aber war nicht sowohl Trient, als Innsbruck, wo sich Ferdinand aufhielt. Dort war kurz zuvor schon der Cardinal Guise gewesen, ohne daß die Jesuiten hatten erfahren können, was zwischen ihm und dem Kaiser verhandelt worden war. Jetzt begab sich Morone ebendahin, um ein Meisterstück diplomatischer Kunst zu vollbringen und die ganze Ueberlegenheit des italienischen Geistes auf diesem Gebiete zu entfalten. Zunächst mußte der verstimmte Fürst begütigt werden. Zürnte er darüber, daß der Papst seine Legaten fortwährend instruire, so bewies ihm der Cardinal, daß er selbst und die übrigen weltlichen Fürsten es gleichfalls so machten. Auch öffnete er dem Kaiser das Verständniß dafür, daß seine Reformartikel, über deren Hintansetzung er sich beklagte, zwar nicht der Form, aber der Sache nach bereits zur Berathung, theilweise sogar zur Annahme gelangt seien. Bezüglich der Reformen aber stärkte der Italiener des Deutschen wankendes Vertrauen zum Papst; dieser werde schon Alles, was man in Trient von ihm verlange, aus freien Stücken und darum auch besser thun. Am Papste werde der Kaiser auch die beste Stütze gegen hochfahrende Bischöfe finden; dagegen sei es gefährlich, den Bischöfen das Recht der Initiative auf der Synode zu verleihen, da sie, einmal im Besitze dieses Rechtes, gar bald auch Vorschläge in einem, den bisherigen Ansprüchen und Rechten des Staates entgegenlaufenden Sinne machen würden. Einen Fall, in welchem die Legaten sich der ausschließlichen Initiative entäußern wollten, gab Morone selbst zu, aber nicht sowohl zu Gunsten der Väter des Conciliums, als zu Gunsten der Gesandten der Fürsten. Andererseits fiel es dem gewandten Unterhändler nicht schwer, den Bischöfen die Meinung beizubringen, daß nur ein starkes Papstthum ihnen als Stütze gegen die Uebergriffe der weltlichen Macht dienen werde; als Köder für sie wurde sogar die Frage wegen der Reform der Höfe aufgeworfen, weil sich die Laien zu viel erlaubten der Kirche gegenüber. So kam es, daß sich die gesammte Physiognomie der Synode jetzt rasch veränderte.

April.

Nachdem der müde und mürb gewordene Kaiser den Widerstand aufgegeben, machte auch Philipp keine Schwierigkeiten mehr. Er war nie so streng episkopalistisch gewesen, wie sein Gesandter, der Graf Luna; seine eigene Machtstellung war ohnehin auf geistliche Interessen gegründet. Die spanischen Bischöfe konnten unter solchen Umständen mit zweideutigen Formeln über Residenzpflicht und Vorschlagsrecht abgespeist werden. Eine andere Aufgabe war es, den Cardinal Guise zu gewinnen. Dieser hatte blos den Ehrgeiz, als Schiedsrichter zwischen den Parteien zu stehen und wollte nichts weniger als mit dem Papstthum, von welchem er neue Ehren hoffte, brechen. Er träumte sogar davon, als Führer einer anständigen und mäßigen Opposition dereinst den Stuhl Petri zu besteigen. Einstweilen sah er sich Rom einmal an, und der Papst konnte nicht Worte genug finden, um seinen „christlichen Eifer für den Dienst Gottes" zu rühmen. Nach Trient zurückgekehrt, wurde er von Morone als Vertrauter behandelt, einem

Schluß des Concils.

September.

Legaten ebenbürtig. Seither stand er, mit Erfolg an der schwachen Seite gefaßt, dem Papste zu Gebote. Er führte das Concil jetzt zu Ende, was ja auch für ihn ein Triumph war. Niemals schritt dasselbe rascher vorwärts. Die Väter schienen nach Sarpi's Bemerkung mehr zu fliegen als zu gehen. Alles sehnte sich nach dem Schlusse der Synode. Die wichtigsten Dogmen von der Priesterweihe, der Ehe, dem Ablaß, dem Fegfeuer, der Verehrung der Heiligen wurden ganz obenhin behandelt; in dieselbe letzte Zeit des Concils fallen auch die bedeutendsten reformatorischen Anordnungen, zu welchen es in Trient überhaupt gekommen ist. Die Reform der Fürstenhöfe ließ der Papst fallen; daher thaten ihm die Fürsten den Gefallen, daß von einer Reform des Hauptes jetzt nicht mehr die Rede war; man begnügte sich mit den beschlossenen Reformationen, welche alle die Glieder, nicht aber Curie, Cardinäle und Conclave, betrafen. „Wenige — erzählte der triumphirende Morone — sahen die Wichtigkeit der Sache ein, und auf diese Weise wurden alle Klippen vermieden.“ So lief denn das Schiff der Tridentiner Synode nach fünfzehnjähriger Fahrt in den Hafen ein. Ein vortreffliches Mittel der Abkürzung bot die Methode dar, alles Schwierige und Streitige dem Papst zur Entscheidung anheimzugeben. Nur nach seinem Ermessen sollte ausnahmsweise der Laienkelch gestattet werden. Ihm überließ man den Index, den Katechismus, das Brevier, das Missale, das Rituale. Schließlich setzte Guise sogar durch, daß das Concil den Papst um Bestätigung seiner Beschlüsse anging. An zwei auf einander folgenden Tagen — man hatte so viel
3. u. 4. Dec. Beschlüsse gefaßt, daß sie an einem nicht alle zu verlesen waren — hatte die letzte, fünfundzwanzigste, Session statt. Der Cardinal Morone ertheilte allen Mitgliedern vollkommenen Ablaß und der Cardinal von Lothringen durfte die Acclamationen am Schluße intoniren. Zuerst wünschte er dem Papst, als dem Oberpriester der Universalkirche, Glück und Leben; am Schluße rief er: „Anathema allen Ketzern“, und die Väter antworteten: „Anathema, Anathema.“

4. Charakter und Ergebnisse des Concils.

Die Tridentinische Synode ist die Grundlage des neueren Katholicismus geworden. Dreihundert Jahre lang, bis zum Vaticanischen Concil von 1869 und 1870, ist seither keine Kirchenversammlung gehalten worden, und sofern das Tridentiner Concil selbst den Papst zum Universalerben der Synodalautorität eingesetzt hat, kann man auch sagen, daß am katholischen Lehrsystem seither nichts mehr geändert worden ist. Aus den tridentinischen Beschlüssen ist dasselbe vielmehr in allen Hauptpunkten nach seinen Grundsätzen und nach seinem Inhalte authentisch zu erkennen. Gleichwohl weist dieses Concil in seinen verschiedenen Stadien nicht immer das gleiche Gesicht auf. Unter
Erste Periode 1545—47(49) Paul III. war es noch beherrscht vom Gedanken einer Auseinandersetzung mit der neu entstehenden Kirche. Es reichten sogar die Schwingungen der neuen Lehre eine Zeit lang hinein bis unter die Väter des Concils. Besonders als man über Erbsünde, Gnade und Rechtfertigung debattirte, kamen einzelne Thomisten wie der Augustiner Seripando und der Karmeliter Marinier, aber auch Bischöfe wie Nachianti von Chiozza und Martellus von Fiesole, theilweise sogar der Cardinallegat Pole, der

protestantischen Auffassung näher, als es der Mehrheit der Väter beliebte. Eine reformatorische Sehnsucht, die von der Scholastik abdrängte, gibt sich namentlich in den Beschlüssen über die Lectüre der heiligen Schrift und über die Predigt kund. Aber im Großen und Ganzen gerieth das Concil schon hier entschieden in Gegensatz zur Neuerung, und so wurde durch die damals gefaßten Beschlüsse eine Scheidewand innerhalb der abendländischen Christenheit aufgerichtet, deren Beseitigung auf Jahrhunderte hinaus nicht mehr abzusehen war und ist (vgl. Bd. X, S. 740 fg.). Die Gesammtfärbung des Concils war damals eine entschieden scholastische, und namentlich machten sich die alten Ordensgegensätze geltend. Spanische Dominicaner wie Domingo de Soto und Melchior Canus spielten die Hauptrolle, gewöhnlich als Thomisten. Der Hauptführer der Scotisten dagegen war der Franciscaner Andrea de Vega; aber auch der Dominicaner Ambrosius Katharinus hielt auf diese Seite.

Dominicus de Soto 1494—1560. Melchior Canus † 1560.

Diese oft hervortretenden Gegensätze aus dem Mittelalter vererbter Lehrweisen hatten zur Folge, daß die aufgestellten Lehrformeln vielfach in möglichst weite und unbestimmte Ausdrücke gekleidet wurden. Den einmal festgestellten Glaubenssätzen aber wurde das Siegel der Unfehlbarkeit aufgedrückt und in Folge dessen jedem Dogma das Anathema, d. h. Verdammung aller derer beigefügt, welche dasselbe direct oder indirect leugneten. Da nun aber der Kaiser wenig Gefallen daran fand, wenn das Concil den Fanatismus der Parteien durch neue Anatheme verstärkte, hatte er endlich durch seinen Botschafter das Verlangen gestellt, dasselbe solle überhaupt keine Glaubensartikel mehr formuliren, sondern sich ausschließlich mit der Reformfrage befassen. Aber gerade auf diesem Gebiete thaten sich schon damals unlösbare Schwierigkeiten auf, und die gepflogenen Verhandlungen schlossen sich ganz an den Gegensatz der kaiserlichen und päpstlichen Interessen und an die Schachzüge an, welche Karl V. und Paul III. auf politischem Gebiete wider einander führten. Daneben her liefen die auseinandergehenden Interessen der Bischöfe einerseits, der Ordensgenerale andererseits auf dem Concile selbst. Zuletzt kam in der fünften Sitzung ein Reformationsdecret zur Verlesung, welches im Wesentlichen den Pflichten der Bischöfe im Gegensatze zu den mit Privilegien so reichlich ausgestatteten Bettelmönchen gerecht wird und ihnen namentlich auch die Aufsicht über die in ihren Diöcesen kirchliche Functionen ausübenden Mönche beilegt, wobei jedoch nicht unterlassen wird zu bemerken, daß die Metropoliten hier nur als Bevollmächtigte des apostolischen Stuhles handeln. Aber gerade dies führte auf einen neuen verhängnißvollen Streitpunkt. Der Spanier Peter Pacheco, Bischof von Jaen, fand den Hauptgrund für die Uebergriffe der Orden in der Abwesenheit so vieler Bischöfe von ihren Diöcesen, und bei Gelegenheit dieser Verhandlungen fiel dann zuerst das Schlagwort vom göttlichen Rechte der bischöflichen Residenz.

17. Juni 1516.

Unter Julius III. waren es nur noch in sehr untergeordneter Weise dogmatische Gegensätze, die sich innerhalb der Synode bekämpften, wohl aber hatten sich die päpstlichen Legaten der Politik Karl's V. zu erwehren, welche die beiden bereits in sich abgeschlossenen Parteien der abendländischen Christenheit wieder gewaltsam vereinigen wollte. Der scheinbar glückliche Erfolg, daß jetzt protestantischer Seits Gesandte und Theologen auf dem Concil erscheinen, will nichts mehr besagen, da dieselben von den Legaten nicht als christliche Brüder, mit denen man verhandelt, sondern als ausgemachte Ketzer, die sich zu unterwerfen haben, behandelt wurden. Als das Concil die alte scholastische Lehre von der reellen und körperlichen Gegenwart Christi im Abendmahl, von der durch die Consecration geschehenden Verwandlung der ganzen Substanz des Brodes und Weines in die Substanz des Leibes und Blutes Christi (Transsubstantiatio), endlich von der diesem Sacramente gebührenden göttlichen Verehrung (latriae cultus) aussprach, und als es diesem Beschlusse denjenigen vom Sacramente der Buße folgen

Zweite Periode 1551 u. 52.

11. Okt. 1551.

25. Novbr.

ließ, priesterliche Absolution und satisfactorische Werke für göttliche Stiftungen erklärt wurden, war der Riß zwischen beiden Lehrformen nur noch tiefer und durchaus desperat geworden.

Dritte Periode 1562 u. 63. Unter Pius IV. endlich handelte es sich nirgends mehr um Vereinigung mit den Protestanten, sondern lediglich darum, die alte Kirche gegenüber der neuen in eine möglichst vortheilhafte Situation zu bringen. Die kirchlichen Fragen wurden daher ebenso breit, als die dogmatischen kurz und nicht selten auf ganz diplomatische Art abgemacht. Als Nachtrag zum Abendmahlsbeschluß wurde festgestellt, daß die doppelte Gestalt der Eucharistie keineswegs zur Vollständigkeit des Sacramentsgenusses erforderlich sei, daß (17. Sept. 1562.) überhaupt die Eucharistie nicht blos Sacrament, sondern auch Sacrificium sei, d. h. ein Opfer, wodurch derselbe Christus, welcher sich blutig am Kreuz dahingegeben hat für die Sünden der Menschen, immer wieder auf's Neue, als Hostie, unblutig, durch die Hand des Priesters in der Messe geopfert und Gott dargebracht werde, und daß dieses wiederholte Opfer für Lebende und Todte dieselbe sühnende Kraft besitze wie das Opfer Christi am Kreuz. Da auf diese Weise die Kirche des neuen Testaments im Abendmahl ein sichtbares Opfer empfangen hat, so muß sie in derselben Weise auch ein sichtbares Priesterthum besitzen. In diesem Sinne haben die Beschlüsse der dreiundzwanzigsten (25. Juli 1563.) Session über die Priesterweihe die Hierarchie theoretisch begründet. Nur Bischöfe können die Ordination ertheilen; nur Ordinirte können taufen, opfern, Beichte hören und Sünden vergeben; kein Ordinirter kann wieder Laie werden. Obgleich gerade die Priester nicht heirathen können, wurde doch in der folgenden Session die Ehe für ein (11. Novbr.) Sacrament und für unauflöslich erklärt; zu Stande komme sie lediglich durch Willenserklärung der Verlobten in Gegenwart des Pfarrers und zweier qualificirten Zeugen, also nicht durch das priesterliche Machtwort. Gleichwohl gründet die Synode auf den sacramentalen Charakter der Ehe das Recht der kirchlichen Gerichtsbarkeit über alle Ehestreitigkeiten. Gleichzeitig wurden die mosaischen Ehehindernisse adoptirt und der Kirche das Recht zugesprochen, von sich aus auch noch andere Verwandtschaftsgrade zu bestimmen, welche dieselbe Wirkung haben sollten.

Die Residenz der Bischöfe. Wie durch solche Beschlüsse theoretisch, so wurde die Hierarchie praktisch neubegründet durch die Tridentinischen Reformationsartikel. Eine Reform kann man dies zwar nicht in dem Sinne nennen, als ob etwa die kirchlichen Einrichtungen und Lehren dem Sinne des ursprünglichen Christenthums und der Bildungsstufe des Zeitalters gemäß erneuert worden wären, wohl aber insofern, als durch das Tridentinum jene grobe Vermischung von weltlichen und geistlichen Interessen, jene Ueberwucherung der ersteren und Verfälschung der letzteren, wie sie den ersten und nächsten Anstoß zur Reformation gegeben hatte, aufgehoben und die Kirche bis zu einem gewissen Grade wieder auf ihre Idealität zurückgeführt wurde. Insofern bleibt das Concil immerhin eine der Reformation analoge Erscheinung auf katholischem Boden. Manches Altkirchliche wurde zurückgeführt, viele grobe Mißbräuche abgeschafft. Es wurden Seminarien gegründet, um den künftigen Klerus darin in strenger Zucht und Gottesfurcht aufzuerziehen; die Zügel der Kirchenzucht wurden wieder streng und unnachsichtig angezogen; die Pflichten der Pfarrer neu eingeschärft, die Mitwirkung der Klostergeistlichkeit in bestimmte Grenzen verwiesen; den Bischöfen wurde die Beaufsichtigung des Klerus, aber nicht minder auch die Sorge für ihre eigene Heerde auf die Seele gebunden. Dies führt uns auf den, das ganze Concil sich hindurchziehenden und auch unter Pius IV. sofort wieder in den Vordergrund tretenden Streit wegen der Residenzpflicht der Bischöfe. Der Dominicaner (Pedro de Soto † 20. April 1563.) Pedro de Soto, welcher in der letzten Periode des Concils eine ähnliche Rolle spielte, wie in der ersten sein Ordensgenosse und Namensverwandter, schrieb noch sterbend an den Papst einen dringlichen Brief in dieser Sache. Um so vielen Eifer zu verstehen,

muß man erwägen, daß der von den spanischen Bischöfen eingebrachte Antrag, diese Pflicht für göttliche Anordnung zu erklären, nicht blos im Interesse der Verbesserung der kirchlichen Zustände gestellt wurde, sofern die Abwesenheit der Bischöfe von ihren Diöcesen, die sogenannte „Nichtresidenz", eine Quelle der größten Corruption, namentlich auch der Cumulation von Stellen, war, sondern auch die päpstlichen Privilegien und Einkünfte wesentlich beschränkte. Die Päpste pflegten nämlich von der Residenzpflicht zu dispensiren und konnten auf diese Weise mehrere Bisthümer in Eine Hand geben, so daß viele Bischöfe, fern von ihren Diöcesen die fetten Einkünfte derselben verzehrend, ihre Sprengel nicht einmal kennen lernten, geschweige denn sich um die Zustände der Kirche daselbst kümmerten. Aber nicht blos die Dispensationsbefugnisse des Papstes wären geschmälert worden, nicht blos die reichlichen Abgaben, welche für solche Dispensationen geleistet werden mußten, wären hinweggefallen, wenn die Spanier ihren Antrag vollkommen durchgesetzt hätten, sondern es hätte auch die theoretische Voraussetzung desselben Bestätigung erlangt, daß die Bischöfe nicht erst durch Vermittelung des Papstes, sondern unmittelbar von Christus eingesetzt, daher kraft göttlicher Anordnung an ihre Heerde gebunden seien. In dieser Richtung spitzte sich die Debatte namentlich unter Pius IV. zu, und deswegen enthält die Residenzcontroverse geradezu die entscheidende und principielle Fragestellung, ob die Rechte des Episkopates göttlicher und selbständiger Natur oder nur ein Ausfluß der kirchlichen Gesetzgebung und der päpstlichen Gewalt seien. Ersteres behaupteten schon 1546 die spanischen Bischöfe Pacheco und Carranza, unter den Gelehrten namentlich die Dominicaner, wie Domingo de Soto, und seit 1562 der Erzbischof Guerrero von Granada; letzteres zu Anfang wie zu Ende des Conciles mit gleicher Consequenz die Jesuiten. Durch die Bemühungen der letzteren wurde wenigstens so viel erreicht, daß das Concil es ablehnte, den theoretischen Streit zu entscheiden. In der Sache selbst aber kehrte man zu den früheren Bestimmungen zurück: die sechste Session erneuerte unter Androhung erhöhter Strafen das altkirchliche 13. Januar
Residenzgebot und verbot zugleich den Bischöfen, in andere Sprengel überzugreifen. 1547.
Diesem fügte die dreiundzwanzigste Session die zweideutige Formel, daß „alle, welchen 25. Juli 1563.
eine Seelsorge anvertraut ist, kraft göttlicher Vorschrift verbunden seien, ihre Schafe zu kennen", und vier allgemein gehaltene Ausnahmsfälle bei: Bischöfe sollten von der Residenz dispensirt sein, wenn die christliche Liebe, eine dringende Nothwendigkeit, der Gehorsam gegen die Obern oder ein sichtlicher Nutzen für Kirche oder Staat es so verlangen.

Einen ganz ähnlichen Verlauf hatte übrigens der gleichfalls principielle Streit über Der Competenzstreit.
den Titel der Synode, welcher später zu einem Streit über das Vorschlagsrecht wurde. Schon in der zweiten Session verlangten die französischen Bischöfe bezüglich des Titels, 7. Januar 1546.
unter welchem die Synode eröffnet worden war (sacrosancta synodus), den von Constanz und Basel her bekannten Zusatz, wonach die Synode die ganze Kirche repräsentirt (universalem ecclesiam repraesentans). Die Legaten des Papstes zogen die Sache hin und eröffneten selbst beim dritten Beginn die Sitzungen wieder mit einer Formel, welche das Recht der Initiative ihnen selbst zusprach (proponentibus legatis). 18. Januar
Dadurch war das Concil fast zu einer nur berathenden Körperschaft herabgedrückt. 1562.
Nachdem man sich lange gezankt, brachte endlich der Cardinal von Lothringen ein Decret zur Annahme, wonach jene Formel zwar nicht zurückgenommen, jedoch erklärt 11. Novbr.
wurde, daß dadurch an der üblichen Verhandlungsweise nichts solle geändert erscheinen 1563.
— ein Auskunftsmittel, welches zumal am Schlusse der Synode einen fast komischen Eindruck machte.

An die ursprüngliche Absicht, die Macht des Papstes zu beschränken, konnte man sich in den letzten Wochen der Synode vollends nur unter Erröthen erinnern. Die seit

Die Jesuiten auf dem Concil. Jahrhunderten schwebende Frage zwischen Absolutismus und Constitutionalismus, zwischen Papismus und Episkopat war zum Austrage gekommen; aber zum alleinigen Vortheil des Papstes. Selbst der bedeutendste Vertreter des Gallicanismus mußte sich schließlich sagen, daß nur in einheitlicher Zusammenfassung die alte Kirche noch ferner werde zu halten sein. Man hatte nur die Wahl zwischen nationaler Trennung oder Unterwerfung unter die absolute Papstgewalt. Ersteres hätte dem Protestantismus zugetrieben. Letzteres forderte das Opfer der Selbständigkeit der Landeskirchen und der constitutionellen Ideen. Dafür daß die Entscheidung so fiel, wie sie fiel, hat sich Niemand mit so klarem Bewußtsein interessirt, als der Jesuitenorden, welcher in den letzten Jahren eine Großmacht auf dem Concil geworden war. Er lehrte in einem von italienischen Interessen freieren, thatsächlich universalen Papstthum die Macht erkennen, welche allein dem Umsichgreifen protestantischer Ideen auf die Dauer werde widerstehen können, und er hat sich darin nicht getäuscht. Außerdem suchte er sich möglichst allseitig noch der Erziehung des Klerus zu bemächtigen, um sie strenger im kirchlichen Sinne zu gestalten. In allem Uebrigen waren die Jesuiten die extremsten Anwälte aller Ausartungen und Uebergriffe der päpstlichen Herrschaft. An ihrer Spitze wirkten in Trient Lainez und Salmeron. Dieselben hatten sich das wohl ausgesonnene Vorrecht verschafft, daß dieser zuerst, jener zuletzt sprechen durfte. Besonders seitdem er General geworden war, führte Lainez eine immer kühnere und verletzendere Sprache. Er erklärte
16. Juni 1563. in der Congregation offen, daß die römische Kirche, weil sie höher sei als alle Particularkirchen zusammen, wohl diese reformiren, nicht aber von ihnen, und seien sie auch auf einem Concil vereinigt, reformirt werden könne. Denn der Jünger sei nicht über dem Meister, der Knecht nicht über dem Herrn. Ja er stand sogar nicht an, zu behaupten, Vieles, was man als einen Mißbrauch betrachte, sei in Wahrheit ein Vorzug der Kirche, so namentlich der Reichthum ein Geschenk Gottes; die Annaten und übrigen Abgaben an Rom aber seien göttlichen Rechtes. Theils innerhalb, theils, und noch mehr, außerhalb des Concils wirkte in demselben Sinne Canisius, indem er den Kaiser bestimmte, allmählich in seinem Drängen auf Reformen nachzulassen, so daß, da vor seinem Verhalten auch die beiden andern katholischen Hauptmächte, Frankreich und Spanien, bestimmt wurden, mit der Zeit jede Pression der Staaten hinwegfiel und das Concil zuletzt nur noch im Interesse Roms arbeitete. — Ferner erklärte Lainez in der schon angeführten Rede, daß der Papst mit Christus vollkommen gleiche Autorität habe,
20. Okt. 1562. nachdem er schon Jahrs zuvor in einer nicht minder berufenen Rede, für welche ihm die Legaten eine ganze Sitzung einräumten, ausgeführt hatte, die ganze Gewalt der Jurisdiction sei dem Papste vollständig übergeben, die Kirche ihrerseits aber sei, wie sie sich nicht selbst ihre Entstehung verliehen habe, so auch in ihrem Bestehen ohne Freiheit und Eigengewalt; die Schafe, welche Petrus weiden sollte, seien Thiere ohne Vernunft u. s. w. Der Unterschied der Verfassung der Kirche von derjenigen der menschlichen Gemeinwesen bestehe darin, daß die letzteren sich ihre Regierung selbst gestalten und daher frei seien, die Quelle aller Jurisdiction in sich selbst haben und nur die eigene Gewalt den Obrigkeiten übertragen. So kamen die Jesuiten über dem Eifer, den gründlichen Unterschied zwischen Kirche und Staat festzustellen, hinsichtlich des letzteren auf die Lehre von der Volkssouveränetät, und wir haben bereits gesehen, wie dieses Princip in der That vom Orden weiter verfolgt und je nach Bedürfniß ausgebeutet worden ist (S. 29 fg.).

Dieselben Jesuiten waren es auch, welche schon früher auf dem Concil die Ordensdoctrin der Franciscaner von der unbefleckten Empfängniß der Maria lebhaft unterstützt und der Controverse über den Cardinalpunkt von der Rechtfertigung die Wendung gegeben hatten, in Folge deren dieselbe zuletzt im scholastischen Sinne auf die Wiedergeburt und die guten Werke zurückgeführt, jede Vermittelung mit der entgegenstehenden prote-

stantischen Lehre also ausgeschlossen wurde. Ueberdies leisteten sie während des ganzen Concils, indem sie in die deutschen und französischen Berathungen eindrangen, ersprießliche Dienste als Spione der päpstlichen Legaten. Seit Trient wußte man in Rom, was man an den Jesuiten hatte; sie haben das Papstthum von der Gefahr eines constitutionellen Concils für immer befreit. Freilich geschah dies, theilweise wenigstens, um den Preis, daß seither der Katholicismus selbst sich der Signatur des Jesuitismus immer schwerer entziehen kann.

Stellung der Confessionen in Folge des Concils.

Ueberhaupt bestand zwar die große Leistung des Tridentiner Concils darin, daß es, was entweder stets zweifelhaft gewesen oder in Folge der letzten Reformationsstürme schwankend geworden war, festigte und dem rüttelnden Sectengeist und Neuerungsdrang ein Bollwerk von sehr dauerhaftem Gefüge entgegenstellte. Aber die abendländische Weltkirche, wie sie bisher bestanden hatte, gab man dafür preis. Nur noch die romanischen Völker hielten ganz fest und ungetheilt an diesem restaurirten Katholicismus. Die germanische Welt war zum großen Theil abgefallen und wurde dadurch, daß die zuvor flüssigen scholastischen Theorien in Trient zu festen Lehrformen sich krystallisirten, für immer ausgeschlossen. Man konnte sich über dieses Resultat nur trösten, wenn man in der Weise der Jesuiten in der einheitlichen Machtentfaltung, welche der Kirche innerhalb dieses beschränkten Gebietes gesichert war, einen alle Verluste aufwiegenden Vortheil und in der Thatsache, daß die Unabhängigkeit der päpstlichen Gewalt von den Concilien jetzt fast zweifellos und ausschließlich nationale Reformbestrebungen innerhalb der katholischen Kirche für die Zukunft unmöglich geworden waren, ein Vorzeichen endgültigen Sieges zu erblicken vermochte. Aber eben indem man solcher Gestalt dem kirchlichen Dogma und dem kanonischen Rechte eine Einheit und Festigkeit verlieh, die sie bisher noch nicht gehabt hatten, machte man aus dem Gegensatze der Confessionen einen noch umfassenderen und bald über den rein dogmatischen Gesichtspunkt weit hinausgehenden Gegensatz der Weltanschauung und der Lebensauffassung. Seit den Zeiten des Tridentinums ist der Katholicismus nahe daran, irreformabel zu werden. Alle freisinnigen Kräfte, selbst solche, welche in der mittelalterlichen Kirche sich noch unbefangen hervorwagen durften, wurden jetzt sorgfältig und mißtrauisch überwacht und wo nur immer möglich unterdrückt. Wenn solche Argusaugen, wie der Jesuitismus und die Inquisition sie besaßen, alle geistigen Regungen controliren, so wird es bald zwar nicht an Verdächtigen und Schuldigen, aber an Muthigen und Fähigen fehlen. Daher die allgemeine Erlahmung der Geister, selbst in Italien, von wo der Humanismus einst die Welt erleuchtet und eine neue Zeit herbeigeführt hatte (vgl. Bd. X, S. 351). Ueberall wich die Begeisterung für das Alterthum der kirchlichen Gesinnung, die schöpferische Geistesthätigkeit der sclavischen Reproduction. Selbst die Kunst ward auf's empfindlichste von dem sentimentalen, kraftlosen Ungeschmack berührt, der im Gefolge der neuen Richtung einherging (Bd. X, S. 386). Originalität wurde auf allen Gebieten gebannt und ausgetrieben. Die katholische Welt schien die Satzungen eines Jesuitencollegiums annehmen zu wollen. Zuerst hatte die Kirche die Censur und den Index erfunden, um dadurch die Resultate selbständiger Forschung und rücksichtsloser Kritik dem Bewußtsein der Völker und der Individuen wo möglich einfach zu entziehen. Dann verfielen auch die katholischen Staaten im Interesse der fürstlichen Autokratie auf dasselbe Mittel des Bücherverbotes.

Das Ergebniß dieses mit so entsetzlicher Consequenz betriebenen Weges hätte ein allgemeiner Stillstand der Geister werden müssen. Denn nachdem alles Streben nach gründlicher Reform und Neuerung zurückgewiesen war, konnte der Katholicismus nicht anders als jenen Charakter der Stabilität annehmen, welcher sich mit dem Geiste der freien Fortbildung und ungehemmten Bewegung, wie er sich immer wieder im Prote-

stantismus Bahn brach, in unlösbaren Zwiespalt setzte. Dafür durfte freilich die katholische Kirche seither mehr als jemals zuvor den Vorzug der Einheit, der Gleichförmigkeit und Unwandelbarkeit in Anspruch nehmen, auf ihren kunst- und poesiereichen Cultus hinweisen und die unabhängige, selbstbewußte Stellung rühmen, welche sie dem Staate gegenüber einnahm. Auf allen diesen Punkten mußte die Kirche, welche der Protestantismus hervorgerufen hat, zurückstehen hinter der stolzen und feindlichen Schwester. Dafür aber hat sie, wenigstens in ihren besseren Zeiten, das hohe Gut der Freiheit besessen; sie hat eine wirkliche Theologie hervorgebracht und sich wirksamst bei der Ausbildung der neueren Philosophie betheiligt. Ueberhaupt aber ist der Protestantismus nicht blos ein kirchliches, sondern auch ein wissenschaftliches, ja selbst ein politisches Princip. Von der Tridentinischen Kirche und ihren Oberhäuptern ging die Idee der absoluten Monarchie aus, welche von den großen katholischen Staaten Europas bis in's achtzehnte Jahrhundert herein gepflegt wurde, während der in Trient zu Fall gebrachte Gedanke der Repräsentativverfassung vom protestantischen Geiste diesseits und jenseits des Oceans erfaßt und endlich fast überall im modernen Europa zur siegreichen Geltung gebracht worden ist.

5. Nachgeschichte des Concils.

Päpstliche Bestätigung.

Pius IV. fühlte sich nach Schluß des Concils in der vollen Ueberlegenheit eines klugen Menschen, dem es gelungen ist, eine ganze Welt nach seinem Willen zu lenken. Er besann sich sogar, ob er die Beschlüsse der ihm doch so unterwürfigen Synode bestätigen wolle. Es bedurfte der nachdrücklichsten Vorstellungen von Seiten Morone's und Simonetta's zu Gunsten ihres Werkes, um ihn zu einem Schritte zu bestimmen, worin die päpstlichen Ultra's eine Beeinträchtigung seiner Würde sahen. Endlich erfolgte die Bestätigung und damit der factische Beweis der übergreifenden Papstgewalt gegenüber der Synodalautorität. Die authentische Interpretation der Beschlüsse behielt der Papst sich selbst vor, und zwar sich persönlich. Allen Klerikern und Laien wurde unter Androhung der schärfsten Strafen untersagt, Commentarien und Anmerkungen zu den Synodalbeschlüssen herauszugeben. Ueberzeugt aber, wie er stets war, daß auf dem Wege weiser Mäßigung das Größte zu erreichen sei, gestattete er bald darauf dem Kaiser Maximilian, mit dessen Anerkennung er gleichfalls etwas gezögert hatte, und dem Bayernherzog Einführung des Laienkelches. Im Uebrigen glaubte man zu bemerken, daß seit Durchführung des großen Synodalwerkes seine Spannkraft nachlasse, und daß Tafelgenüsse und Baulust mehr Anziehungskraft für ihn als je offenbarten.

20. Januar 1564.

Annahme der Beschlüsse seitens der Staaten.

Die meist nur stillschweigende Annahme des dogmatischen Resultats seitens der katholischen Welt schloß die Annahme der Reformartikel noch nicht ein. Vielmehr waren zwar nicht Portugal, Polen und die italienischen Fürstenthümer, wohl aber gerade die drei Hauptstaaten in letzterer Beziehung mehr oder weniger bedenklich. Ferdinand I. weigerte sich im Interesse des Laienkelches, den man ihm schnöde verweigert hatte. Erst seinem Sohne Maximilian machte Pius IV., wie soeben gezeigt wurde, auch diese Concession. In Folge dieser, stets nur die

Hauptsachen verfolgenden Politik fanden die Beschlüsse unter Max II. Aufnahme im katholischen Deutschland (Reichstag zu Augsburg). Anders ging es in Spanien, Neapel und Belgien, wo Philipp II. die Beschlüsse erst mit der Zeit und unter Vorbehalt der Rechte der Krone verkündigen ließ. In Frankreich vollends fanden nur diejenigen Reformdecrete ungehinderten Eingang, welche sowohl den dortigen Staatsmaximen und Kronprivilegien wie den kirchlichen Gesetzen und Gewohnheiten entsprachen. Was dem aber entgegen war, das ver- 1593.
warfen die Räthe des Königs und die Behörden des Reichs, insonderheit die Parlamente. Sind später auch die Stände zur Annahme gezwungen worden, 1614.
so haben doch die Könige selbst sich niemals ausdrücklich unterworfen.

Für die literarische Betriebsamkeit der streitbaren Theologie jener Zeit boten Polemik.
natürlich die Beschlüsse der Synode ein unerschöpfliches Material des Angriffes und der Vertheidigung. Die protestantische Bekämpfung des Concils beginnt mit Calvin (Acta synodi tridentinae cum antidoto, 1547) reformirter, mit M. Chemnitz (Examen concilii tridentini, 1565—73) lutherischer Seits. Unter den Katholiken hatte sich besonders Cassander durch milde Entgegnung Georg Cassander
auf Calvin's Angriffe (1561) den Namen eines Vermittelungstheologen erworben. † 1566.
An ihn und Wicelius wandte sich nun Kaiser Ferdinand, als er die Unbrauchbarkeit der Tridentiner Beschlüsse für das von ihm beabsichtigte Friedenswerk erkannte. Sofort schrieb Cassander in Köln ein Gutachten über die Vereinbarkeit 1564.
der Augsburgischen Confession mit der katholischen Lehre, worin er die letztere idealisirt, Priesterehe und Laienkelch für unter Umständen gestattbar erklärt und die Unionsgrundlage in der Lehre der alten katholischen Kirche findet. Natürlich wurde der friedfertige Schwärmer verlacht und sein Buch auf den Index gesetzt. Auch später noch dauerten wie die Widerlegungen, so auch die Vereinigungsversuche fort, aber mit wenig Erfolg und mit stets abnehmendem Eifer.

Noch sind einige päpstliche Acte, die zur Vervollständigung des Synodalwerkes Ausführung der Beschlüsse.
dienten, zu erwähnen. In Rom hatte man schon während des Concils die Absicht, die weltlichen und geistlichen Behörden durch ein besonderes Glaubensbekenntniß feierlich zu verpflichten. Die zu diesem Behufe dem Concil übergebenen 17 Sätze erregten natürlich 29. April 1563.
großes Bedenken auf Seiten der weltlichen Vertreter. Die letzten Sessionen sprechen daher von Glaubens- und Gehorsamseiden ohne ein Formular mitzutheilen. Ein solches 11. Novbr. 3. u. 4. Dec.
ließ erst Pius IV. redigiren und publiciren. Dasselbe (professio fidei Tridentinae) 1564.
verpflichtet alle Geistliche und Professoren zum Gehorsam gegen die Synodalbeschlüsse und zu unbedingter Unterwürfigkeit gegenüber dem Stuhle Petri. Gleichzeitig erfolgte auch die Veröffentlichung der Concilbeschlüsse, vornehmlich aber auch die Aufstellung jenes vom Concil dem Papst übertragenen Index. Unter dem folgenden Pontificat 24. März
wurde das Tridentinum nicht blos von Diöcese zu Diöcese zu fast allseitiger Anerkennung gebracht, sondern es erfolgte auch, um den Pfarrern den Sinn der Beschlüsse klar zu 1566.
machen, die Herausgabe des von der Synode beabsichtigten Katechismus (Catechismus romanus, meist von der Hand der zu Trient gewesenen Dominicaner Franz Foreiro und Aegidius Foscarari), woran sich später gleichfalls in Ausführung tridentinischer Beschlüsse die kirchliche Ausgabe der Vulgata und des römischen Rituals schlossen. Für 1592. 1614.

die authentische Auslegung der Synodalbeschlüsse aber setzte Sixtus V. eine eigene Congregation von Cardinälen nieder, so daß auch insofern die Tridentinischen Beschlüsse dazu dienten, alle Fäden des kirchlichen Regiments in den Händen des Papstes zusammenlaufen zu lassen. Nur Eines konnte im Grunde seither noch fraglich erscheinen. Während auf der Synode selbst die Kirche von einer großartigen Voraussetzung ihrer selbst ausging, daher auch nichts über die eigene Unfehlbarkeit bestimmte, spricht der römische Katechismus die Lehre von der infallibeln Kirche aus, und man konnte insofern immer noch zweifeln, ob diese Infallibilität dem Papste für sich allein als dem Repräsentanten der Gesammtkirche oder aber ihm in Uebereinstimmung mit dem auf den Concilien sich aussprechenden Episkopate zukomme. Es blieb dem neunzehnten Jahrhundert aufbehalten, diesen letzten Zweifel auf einem letzten ökumenischen Concil zu zerstreuen.

IV. Die Reformation in Italien.

Eigenthümlichkeit der italienischen Reformbewegung.

Der Wall der Alpen hatte den Siegeslauf der Ideen Luther's und Zwingli's nicht aufzuhalten vermocht. Eine große Bewegung durchzog die apenninische Halbinsel bis zum äußersten Süden und erwarb sich zahlreiche Anhänger und Freunde in fürstlichen Palästen wie in armen Hütten. Aber vermöge eines eigenthümlichen Zusammentreffens günstiger und ungünstiger Verhältnisse nahm dieselbe in Italien einen ganz eigenen, von andern Ländern verschiedenen Verlauf. Auch hier hatte der Humanismus, der ja in Italien entstanden war, die scholastische Theologie entwurzelt und insofern der religiösen Bewegung vorgearbeitet. Aber in den eigentlichen Volksschichten war das neue Regen des Geistes kaum bemerkbar geworden. Schon damals war es, wie vielfach noch jetzt, der Fall, daß die gebildeten Stände dem offenen Indifferentismus und Unglauben huldigten, während das Volk in rohem Aberglauben und im äußerlichen Dienst der Werkheiligkeit befangen blieb. Nur bei verhältnißmäßig Wenigen hatte jener wissenschaftliche Geist, welchen der Humanismus erweckte, eine religiöse Richtung genommen. Im Allgemeinen war und blieb der Protestantismus in Italien eine ausländische, durch deutsche Studenten und Soldaten, durch Franzosen, die sich am Hofe Renata's von Ferrara aufhielten, und durch Spanier wie Juan Valdez in Neapel importirte Pflanze. Meist beschränkten sich daher die Erfolge der Reformation auf engere Kreise. Nirgends wurde in dem äußerlich so zerstückten Italien die Sache des Evangeliums zur Fahne einer compacten, fest zusammenhängenden Partei. Es waren durchweg einzelne gebildete Cirkel oder volksmäßige Conventikel, wo sie ihren Heerd fand. Aber hier machte sie im Stillen, besonders seit 1530, bedeutende und verheißungsvolle Fortschritte, bis endlich seit 1542 die römisch-katholische Reaction sich mit aller Macht zum Kampfe dagegen erhob, und Inquisition, Jesuitismus und weltliche Gewalt sich zu schonungsloser Ausrottung der kleinen Häuflein von Protestanten verbanden.

Neben den entschiedenen Anhängern der schweizerischen oder lutherischen Reformation sehen wir aber auch eine evangelische Richtung innerhalb des hohen

katholischen Klerus selbst Raum gewinnen. Schriftsteller wie der Dichter Marcantonio Flaminio, der Benedictiner Giambattista Folengo zu Monte Casino und der edle Cardinal Federigo Fregoso wirkten in wahrhaft reformatorischem Sinne. Eine mehr praktische Vertretung fanden die Reformgedanken in den Bischöfen Morone und Foscarari von Modena und San Felicio von Cava. Aber schon unter Paul III. war der Umschlag eingetreten und unter Paul IV. wanderten die zuletzt Genannten in's Gefängniß. Nur zu bald über- 1557.
wogen aber auch bei ihnen selbst die Interessen der Stellung und der Verhältnisse. Um das Schisma zu vermeiden, gaben sie allmählich auch die Reform preis, und wie sie, so fügten sich in der Folge auch ihre Anhänger. Die auf Herstellung des vollen mittelalterlichen Katholicismus losarbeitende Partei gewann das Uebergewicht. Seither stand es in Rom fest, daß die Feinde nur vermittelst durchgreifender Gewaltmaßregeln niederzuwerfen seien, und der italienische Protestantismus bekam diese blutige Politik in vollem Maaße zu fühlen.

Der erste Schritt, welcher die neuen Wege der Curie verrieth, war die durch Die Reaction.
eine päpstliche Bulle verkündigte Errichtung eines obersten Inquisitionstribunales 21. Juli 1542
in Rom, welches nach dem Vorbilde des spanischen Officiums mit unumschränkter Gewalt über Leben und Tod in Glaubenssachen richten sollte, und zwar mit rücksichtsloser Strenge gegen Jederman ohne Unterschied des Standes und der Person. Sechs Cardinäle bildeten diese „Congregation des heiligen Officiums", welcher der weltliche Arm überall schuldige Hülfe zu leisten hatte. Caraffa, der an der Spitze stand, richtete sofort aus eigenen Mitteln Zimmer für Beamte und Gefängnisse für Verdächtige ein; er versah sie mit Schlössern und Riegeln, mit Blöcken, Ketten und Torturwerkzeugen, so daß die Arbeit unverzüglich beginnen konnte. Keine weltliche Macht hat sich dem grausamen Unternehmen widersetzt, vielmehr nahmen nacheinander Toscana, Mailand, Neapel und Venedig das neue Institut auf, welches freilich in beiden letztgenannten Reichen der Aufsicht des Staates unterstellt blieb. Es folgte die weitere Bestimmung, daß ohne 1543.
Bewilligung dieser Inquisition kein Buch mehr gedruckt werden durfte. So hatte die Entscheidungsstunde für das Loos des Protestantismus in Italien geschlagen. Von Rom aus sandte Caraffa seine Späher nach allen Seiten und überallhin ergingen Anregungen zu gewaltsamem Einschreiten. Unter den ersten, welche sich zur Flucht genöthigt sahen, waren Peter Martyr Vermili und Ochino. Ihnen folgten Viele, die sich um des Glaubens willen von Vaterland und allem, was ihnen theuer war, losreißen mußten. Andre büßten im Kerker oder in den Flammen. Als erster Blutzeuge der italienischen Reformation gilt Fanino da 1550.
Faenza in Ferrara. Gleichzeitig wurde der dreißigjährige Domenico della Casabianca verbrannt. Drei Jahre später starb nach treuem Bekenntniß der 1552
Franciscaner Giovanni Mollio da Montalcino zu Rom den Märtyrertod. Noch heftiger wurden die Verfolgungen unter Paul IV., welcher der Inquisition seine volle Theilnahme und Aufmerksamkeit schenkte und in ihr „den ein-

zigen Stolz des Papstthums in Italien" sah. Aber auch nachdem Pius IV. den päpstlichen Thron bestiegen, wurde die Sache nicht besser. Wie unter Paul IV. der vierundzwanzigjährige Pomponio Algieri, so wurde unter Pius IV., ja in seinem Beisein der calabresische Waldenserprediger Lodovico Pascali
1560. verbrannt. Dem Vorbilde der französischen Waldenser folgend hatten auch die italienischen im Norden und Süden die Reformation angenommen. Als nun nach dem Frieden von Chateau-Cambresis der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen die Absicht verlauten ließ, seine waldensischen und protestantischen Unterthanen in den Schooß der römischen Kirche zurückzuführen, wies ihn der Papst selbst auf den Weg der Gewalt als den einzig lohnenden hin. Gleichzeitig schickte der Jesuitengeneral Lainez den stets reisefertigen Possevino (vgl. S. 17) an ihn
1561. ab, um ihn in solchen Grundsätzen zu befestigen. Der Sendling durchzog zunächst die friedlichen Thäler von Piemont und Savoyen, um seine Schlachtopfer kennen zu lernen. Dann ließ der Gouverneur von Pinerolo 2000 Mann ausrücken; aber die Waldenser leisteten diesmal bewaffneten Widerstand und erhielten sich die Religionsfreiheit. Um so trauriger war ihr Geschick in Calabrien, wo die Gemeinden von Casal di San Sisto und Guardia Fiscalda zerstört und eine Menge von Männern und Frauen von dem rohen Inquisitor Panza auf die Folter gelegt und grausam zu Tode gebracht wurde. In dem benachbarten Montalto wurden in 11 Tagen an 2000 Menschen wie Heerdenvieh abgeschlachtet. Die Seelsorge an den Hinzurichtenden hatten die Jesuiten übernommen. Die Uebriggebliebenen wurden auf die spanischen Galeeren geschickt, die Weiber und Kinder als Sklaven verkauft. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nahm aber auch die römische Inquisition immer festere Gestalt und immer ausgedehntere Wirkungs-
Michele Ghislieri kreise an. An ihrer Spitze stand der zelotische Dominicaner Michele Ghis-
1504—72. lieri. Die Ausrottung des Protestantismus in Italien ist hauptsächlich sein Werk. Nachdem er gar den päpstlichen Thron bestiegen hatte (Pius V.), ließen in Rom die Erdrosselungen, Enthauptungen und Verbrennungen nicht ab. Es war ihm nicht genug, daß die Inquisition die neuen Verbrechen bestrafte; auch den alten von zehn und zwanzig Jahren her forschte er nach. Auf ein päpstliches Schreiben hin ließ der Herzog Cosimo von Florenz an eigener Tafel seinen Gast, den früheren päpstlichen Protonotar Pietro Carnesecchi, den Freund
1566. der eben erst durch den Tod einer Citation nach Rom entgangenen Julia Gon-
1567. zaga, festnehmen und zur Hinrichtung nach Rom ausliefern. Damals fand
Aonio Paleario 1500 auch Antonio dei Pagliarici, unter dem Namen Aonius Palearius
—70. bekannt, der als Humanist und Lehrer der Beredtsamkeit in ganz Italien und im Auslande großes Ansehen genoß, die Märtyrerkrone. Er wurde zu Mailand verhaftet und, nachdem er drei Jahre im Kerker geschmachtet, zu Rom verbrannt. Schon als er noch zu Siena lehrte, hatte er geschrieben, es gezieme in diesen Tagen einem Christen nicht, im Bette zu sterben.

Wenn unter solchen Verfolgungen der italienische Protestantismus in wenigen

Jahrzehnten vollständig verbluten konnte, so begreift sich das, abgesehen von der Grausamkeit und Raffinirtheit der in Anwendung gebrachten Mittel, vornehmlich aus der nationalen Bedeutung des Papstthums für Italien. Das Urtheil Machiavelli's hierüber (vgl. Bd. X., S. 341) war weit entfernt, dasjenige der Mehrzahl des Volkes zu sein. Vielmehr schmeichelte der Glanz der Curie und des über die Welt verbreiteten römischen Cultus nicht blos dem Hang der Italiener zu äußerem Prunke, sondern mehr noch ihrer Nationaleitelkeit. Mit dem Fortbestande der Hierarchie schien die weltliche Stellung Italiens solidarisch verbunden. Durch Rom allein sah sich dieses Land an der Spitze der Völker Europa's. Was diese letzteren über den Druck und das Aussaugungssystem der Päpste zu klagen hatten, kümmerte die Italiener nicht. Im Gegentheil: es kamen die aus der ganzen katholischen Christenheit nach Rom zusammenfließenden Summen wieder der Umgebung der Curie zu gute. So behielt das Papstthum in Italien trotz der Verachtung, womit man ihm gerade hier vielfach begegnet war, die starken Wurzeln seiner Kraft. Der Protestantismus dagegen konnte nie populär werden, nie es über ganz primitive und unfertige Zustände hinausbringen. Selten nur waren eigentliche Gemeinden organisirt worden; in den Massen des unwissenden Volkes hatten die neuen Ideen nur unsichere Wurzeln geschlagen; von Machthabern waren sie nirgends begünstigt. Die vornehmen Herrn und Damen, welche sich eine Zeit lang der Bewegung günstig gezeigt hatten, waren nicht auf das Martyrium eingerichtet und zogen sich vor den Wütherichen Caraffa und Ghislieri scheu zurück. Ihr Beispiel schüchterte die schwächeren Gemüther ein, und so hatte die mähende Sense des Glaubensgerichtes leichte Arbeit mit den vereinzelt stehen gebliebenen Halmen der Saat, welche die Reformation im Vaterlande der Renaissance und des Humanismus ausgestreut hatte. *Die Mißerfolge.*

Schon früh hatte der Buchhändler Froben Anlaß, an Luther Meldung von dem reißenden Absatz ergehen zu lassen, welchen seine Schriften in Italien fanden. Insonderheit bildete Venedig bei dem lebhaften Verkehre, welcher hier mit Deutschland unterhalten wurde, einen Stapelplatz für dieselben. Von hier aus erhielt Luther bald Nachrichten über den erfreulichen Fortgang der evangelischen Sache. Von Venedig gebürtig war jener Contarini, welcher auch noch im Cardinalspurpur der evangelischen Rechtfertigungslehre zuneigte. Um ihn bildete sich ein Kreis von Männern, welche einer ernsten christlichen Richtung zugethan waren, wenn sie auch mit der hierarchischen Verfassung und Einheit der Kirche nicht zu brechen gesonnen waren. Andere Geistliche gingen viel weiter, wie namentlich der Provinzial der Franciscaner und spätere Märtyrer Baldo Lupetino. Eine längere Reihe von Jahren hatte es den Schein, als sollte Venedig eine Freistatt aller freien Ideen und Bewegungen in Italien werden. Aber schon früher hatten hier auch Jesuiten und Inquisition Eingang gefunden. Ein Opfer derselben war jener unglückliche Rechtsgelehrte Francesco Spiera, welcher sich dazu hatte bewegen lassen, die gewonnene Ueberzeugung abzuschwören, und durch sein verzweiflungsvolles Ende ungeheures Aufsehen erregte. Seither nahm die Verfolgung zu, und jetzt hörte Venedig, wo eben noch innerhalb sechs Jahren das Büchlein „von *Venedig. 1519. 1528. Francesco Spiera 1498—1548. 1543—49.*

der Wohlthat Christi" in 40000 Exemplaren abgesetzt worden war, auf, eine Haupt-
1549. niederlage ketzerischer Schriften zu sein. Vielmehr erschien gerade hier das erste „Verzeichniß verbotener Bücher" in Italien. Im Schooße der protestantischen Gemeinde aber hatten die Abendmahlsstreitigkeiten eine, von Luther selbst in beklagenswerthester Weise genährten Zwiespalt hervorgerufen. Gleichwohl mehrten sich auch in Städten des venezianischen Gebietes wie Vicenza und Treviso die Protestanten, geschaart um den energischen Neapolitaner Baldassare Altieri, welcher Verhandlungen mit Luther unterhielt, um den Schutz der Fürsten des Schmalkaldischen Bundes zu gewinnen. Dies zog ihm
1550. mannigfache Bedrängniß zu, und er starb auf der Flucht. Als die venezianischen Prote-
1557. stanten sich gleichwohl zu einer geheimen Gemeinde verbanden, wurden sie verrathen und
1560. eingekerkert. Nun begann der Proceß. In der Stille der Nacht fuhren seither öfters vom Gefängnisse aus Gondeln in die Lagunen hinaus; auf einem Brette in der Mitte zwischen zwei Barken saß der Verurtheilte, ein schweres Gewicht an den Füßen. Auf ein gegebenes Zeichen fuhren die Gondeln auseinander, und die Opfer ihres Zeugenmuthes versanken in den Wellen.

In einem andren Theile des venezianischen Gebietes, in Capo d'Istria, waren die
Pier Paolo Vergerio 1498—1565. Grundsätze des Protestantismus von einem Mann vertreten und verbreitet worden, von dem man es am wenigsten erwartet hätte. In jener seiner Vaterstadt war Peter Paul Vergerius zum Lohne für seine Wirksamkeit in Deutschland Bischof geworden. Vom
1536. Wormser Religionsgespräch zurückgekehrt, sah er sich vom Papst, dem er verdächtigt worden war, mit Kälte empfangen. Um sich zu rechtfertigen, wollte er die Schriften Luthers widerlegen, wurde aber über dem Studium derselben von ihrem Geist ergriffen
1548. und überwältigt. Das Uebrige that die Augenzeugenschaft bei dem unglücklichen Ende des Spiera. Jetzt aber wurde die Inquisition auf ihn aufmerksam. Sein Bruder Giovanni Battista, Bischof von Pola, der mit ihm an der Evangelisation Istriens gearbeitet hatte, starb plötzlich, wie man glaubte an Gift. Er selbst ergriff den Wanderstab und begab sich nach Graubündten, dem Zufluchtsorte der italienischen Glaubensgenossen.

Am frühesten nächst Venedig war Ferrara ein Vereinigungspunkt für die Anhänger des neuen Glaubens geworden. Hierher hatte Renata, Tochter des französischen
1527. Königs Ludwig XII., die neue Lehre gebracht, als sie sich mit Herkules II. von Este verheirathete. Hier sahen wir bereits Calvin (Bd. X, S. 635) und Clement Marot (Bd. X, S. 695) eine Zuflucht suchen. Aber auch hochgebildete Männer aus
Cölius Secundus Curio 1503—69. einheimischen Kreisen, wie Flaminio, Aonio Paleario, Celio Secundo Curione und der von ihm für die evangelische Sache gewonnene Fulvio Peregrino
Olympia Morata 1526—55. Morato, der Vater der gelehrten und liebenswürdigen Olympia, gingen hier ab und zu. Bald aber erschien ein päpstliches Breve, welches gegen die Verdächtigen zu
1545. inquiriren befahl. Es kam zu Verbannung und Gefängniß, ja zu Hinrichtungen. Die edle Olympia Morata vertauschte ihr Vaterland mit Deutschland. Renata aber konnte selbst durch die unwürdigste Behandlung seitens ihrs Gemahles nicht in ihrer Ueberzeugung wankend gemacht werden und blieb auch in Frankreich, wohin sie nach seinem
1559. Tode zurückkehrte, eine Beschützerin der Protestanten.

Von Ferrara kam die erste Anregung zur neuen Glaubensrichtung nach Modena, welches damals den Herzogen von Este gehörte. Dort sammelte der Sicilianer Paolo
1540. Ricci eine Gemeinde, und die neue Lehre wurde sogar öffentlich von Kanzeln herab verkündigt. Der damalige Bischof von Modena, Morone, ließ die Protestanten ruhig gewähren und verbreitete sogar selbst eine Zeit lang das Büchlein „von der Wohlthat Christi". Aus Florenz gebürtig war eine ganze Reihe von Vorkämpfern des Evangeliums wie Peter Martyr und Carnesecchi. In Bologna siedelte sich der refor-

matorisch gesinnte Franciscaner Giovanni Mollio da Montalcino als Universitätslehrer und Prediger an. Auch andere Städte des päpstlichen Gebietes blieben nicht unberührt, wie Imola und Faenza, ja in Rom selbst gaben nicht Wenige Luther insgeheim Recht. 1533.

Anders wieder stand es im Süden, wo Philipp II. herrschte. In Sicilien gehorchte die Inquisition dem spanischen Großinquisitor und entwickelte ihre aus der spanischen Geschichte hinreichend bekannte Thätigkeiten (vgl. Bd. X, S. 843 fg.). Nach Neapel sollen die deutschen Soldaten Karl's V. die ersten Samen reformatorischer Ideen ge- 1527. tragen haben. Um der seither um sich greifenden Ketzerei zu wehren, setzte sich zwar der Orden der Theatiner in Neapel fest; gleichzeitig aber kam ebendahin der Spanier Juan Juan Valdez 1500—40. de Valdez (vgl. Bd. X, S. 844). Um ihn, einen Menschen von tiefer religiöser An- 1533. lage und edlem Geist, sammelte sich bald eine Gesellschaft von Stillen im Lande, die, ohne die Kirche anzugreifen, ein lebendiges, innerliches Christenthum zu pflegen unternahmen. Bald darauf trat der originelle Kapuziner Bernardino Ochino in Neapel als feuriger Fastenprediger auf. Selbst Karl V. wurde durch seine, von der reformatorischen 1536. Gnaden- und Rechtfertigungslehre beeinflußten Reden gerührt; noch mehr war das der Fall bei zwei verwittweten Damen, Vittoria Colonna, Marchesin von Pescara (Bd. X, S. 321), und Julia Gonzaga, Herzogin von Traietto. Starkmüthiger noch als beide hielt Isabella Manrica an der neuen Lehre. Trotzdem daß der Kaiser noch vor seiner Abreise ein Edict erließ, welches der Ausbreitung der lutherischen Ketzerei mit den härtesten Strafandrohungen zu wehren suchte, predigte Ochino bald wieder ungehindert in Neapel, und zwar in einer Weise, daß man im härenen Gewande und 1539. unter der spitzen Kapuzinerkutte immer deutlicher den Protestanten erkannte. Gleichzeitig entfaltete Valdez eine ausgebreitete Thätigkeit als Verfasser evangelischer Tractate und Schriftcommentare. An ihn, den angenehmen Gesellschafter und treuen Seelsorger, hatten sich außer Frauen, wie die genannte Herzogin von Traietto, mit der Zeit auch eine Reihe von hervorragenden und vornehmen Männern angeschlossen, wie zunächst Marcantonio Flaminio, hierauf Pietro Carnesecchi und je länger je mehr 1538. 1540. 1541. auch der Graf Galeazzo Caraccioli, ein Neffe des Cardinals Caraffa. Nach dem Galeazzo Caraccioli 1517—86. frühen Tode des Valdez setzten seine Schüler und Freunde, der vom Augustinerconvent als Prior nach Neapel gesandte Peter Martyr Vermili und Ochino, sein Werk Pietro Martire Vermili 1500—1562. fort. Aus dieser valdesischen Schule rührt auch das damals, wahrscheinlich von einem Benedictiner verfaßte, ohne hinreichende Gründe dem Aonio Paleario zugeschriebene, von Flaminio revidirte Büchlein „von der Wohlthat Christi" (del beneficio di Cristo) her, welches einen unerhörten Erfolg hatte und bald darauf in Neapel mit einigen Schriften des Erasmus und Melanchthon öffentlich verbrannt wurde. So erfolgreich hat die Inquisition Jagd darauf gemacht, daß erst dreihundert Jahre später vereinzelte Exemplare davon wieder auftauchten. Auch der reformatorisch gesinnte Franciscaner Giovanni Mollio, der eine Zeit lang an der Gemeinde gewirkt hatte, mußte aus Neapel fliehen. Aber so stark waren die Nachwirkungen, welche in höhern Kreisen Valdez, in weiteren Ochino geübt hatten, daß ein Versuch, die spanische Inquisition 1547. auch in Neapel einzuführen, an einer förmlichen Revolution der Bevölkerung scheiterte. Drei Erzbischöfe, 8 Bischöfe und etwa 3000 Schullehrer sollen bereits dem Valdesianismus zugethan gewesen sein, als Scipione Rebiba, der Stellvertreter Caraffa's, mit kräftigen Gegenmitteln einschritt. Die römische Inquisition fand, nachdem die spanische 1549. zurückgewiesen war, um so leichteren Eingang. Wer nicht, wie der Graf Galeazzo 1551. Caraccioli mit Preisgebung von Vermögen und Familie, das Vaterland verließ und im Ausland Unterkunft suchte, mußte sich wenigstens äußerlich wieder zur katholischen Kirche halten oder das Leben wagen. So starben zwei Edelleute, Alois di 1561.

Caserta und Gargano d'Aversa, wegen Lutherthums, durch Henkershand auf dem Markte der Hauptstadt.

Von Neapel verdrängt war Peter Martyr von seinem Orden nach Lucca ver-
1541. setzt worden, wo er sofort sowohl unter Ordensgenossen als auch unter Laien einen neuen Kreis für seine evangelische Wirksamkeit sammelte. Als aber mehrere seiner Freunde durch die Inquisition verhaftet wurden, verließ er, zeitig gewarnt, die Stadt,
1542. traf in Florenz mit dem, durch die Inquisition eben nach Rom citirten Ochino zusammen und flüchtete mit ihm und einigen Schülern nach der Schweiz. An seiner Stelle in Lucca wirkte fast noch ein Jahr lang der von Renata dorthin empfohlene Celio Secundo Curione, bis auch er veranlaßt war, sich im Norden vor den Nachstellungen der Inquisition zu sichern, gefolgt von einer großen Anzahl angesehener und vornehmer Bürger,
1545. welche den Wanderstab ergriffen, als der Senat von Lucca sich von Rom aus zu harten Maßregeln gegen die Protestanten bestimmen ließ. Die Uebrigen schwuren wieder ab, und so erlosch auch diese Gemeinde.

Das Schicksal der Flüchtigen, soweit sie das Heimweh nicht wieder zurückführte, war ein verschiedenes. Vergerius fand zuerst eine Wirksamkeit als Pfarrer im Engadin
1542. und Veltlin, dann aber wurde er vom Herzog Christoph von Würtemberg zu seinem Rath ernannt und ließ sich dauernd in Tübingen nieder, von wo er noch eine Reihe von lateinischen und deutschen Schriften gegen das Papstthum ausgehen ließ, auch mehrere Missionsreisen nach Polen und nach Graubündten unternahm. Die letzten Jahre seines Lebens wurden getrübt theils durch den Sacramentsstreit der deutschen Theologen, der seinem überlegenen Geist widerwärtig war, theils durch theologische Streitigkeiten mit seinem, einer freisinnigen Richtung zuneigenden Landsmanne Curio, welcher zuerst in Lausanne, dann in Basel Stellung und Ansehen gewonnen hatte. Ein ähnliches Verhängniß spielt auch herein in das Leben der beiden anderen Flüchtlinge Peter Martyr
1542. und Ochino, welche in Zürich, Basel und Genf, dann auch in reformatorisch gesinnten Städten Deutschlands Aufnahme fanden, bis sie nach dem unglücklichen Ausgang des
1547. Schmalkaldischen Krieges nach England übersiedelten. Wir sahen, wie sie dort in erfolgreicher Weise in die innere Geschichte der Reformation eingriffen (Bd. X, S. 854), der eine als Professor der Theologie in Oxford, der andere als Prediger der italienischen
1553. Flüchtlinge. Aber neue Fluchtwege öffneten sich für sie nach der Thronbesteigung der blutigen Maria. Peter Martyr erhielt einen Ruf nach Zürich und behielt bis an das Ende seines Lebens Ansehen und Stellung. Gerne hätte er auch dem, in seinem Alter in theologische und philosophische Grübeleien versinkenden Ochino ein ähnliches Loos
1562. bereitet. Dieser aber neigte nach Peter Martyr's Tode dem Socinianismus zu, wurde deßhalb mitten im Winter mit vier Kindern aus Zürich vertrieben und starb nach langem
1565. und traurigem Umherirren zu Schlackau in Mähren — ein Opfer der Intoleranz und der theologischen Gereiztheit der Zeit. Der Graf Caraccioli endlich lebte als vertrauter Freund Calvin's in hoher Achtung in Genf, bis an sein Ende alle, ihm von Seiten seines Vaters, seiner Kinder und der Päpste nahe tretende Versuchungen, in die alleinseligmachende Kirche zurückzukehren, standhaft zurückweisend. So tragisch endete nach verheißungsvollen Anfängen das Werk der Reformation in Italien; nur die Waldenser fristeten unter mancherlei Druck und Verfolgung ihr Dasein bis in die neuere Zeit.

V. Die Päpste und der Kirchenstaat.

1. Der Umschwung der päpstlichen Politik.

Wir haben die Geschichte der Päpste schon bis zum Schluße des Tridentiner Conciles verfolgt und das bedeutendste Motiv derselben in dem Widerspruche gefunden, welchen die bisherige durchaus ungeistliche Politik mit der Nothwendigkeit, dem Protestantismus mit inneren kirchlichen Reformen und einer strengeren Erfassung der geistlichen Aufgabe entgegenzutreten, bilden mußte. Bis fast zu Ende der Regierungszeit Paul's III. hatten die politischen Wirren und Kämpfe des vielgetheilten, übermächtigen Einflüssen von außen preisgegebenen Italien das Papstthum von seinem geistlichen Berufe abgezogen. Die Sicherung und Förderung ihrer Stellung als weltlicher Fürsten war durch die Päpste aus den Häusern Borgia, Medici und Farnese vorzüglichstes Augenmerk der römischen Politik geworden. Paul III. selbst gehörte zwar seiner Gesinnung nach ganz in diese Classe; aber schon unter ihm sahen wir jene Rückströmung eintreten, welche dann seine Nachfolger je länger je ausschließlicher beherrschte. Paul IV. versuchte es noch mit Experimenten in europäischer Staatenpolitik; sie fielen unglücklich aus. Er versuchte es auch noch einmal mit dem alten System des Nepotismus; er mußte selbst davon zurückkommen. Ein bewußtes Einlenken in die neuen, durch die Verhältnisse gebotenen Bahnen erfolgte unter Pius IV. Pius IV. 26. Dec. 1559 – 9. Dec. 1565.
Hatte noch Paul IV. gemeint, es sei an ihm, Kaiser zu bestätigen und Könige abzusetzen, so war es gegentheils der leitende Gedanke seines Nachfolgers, daß ein gutes Einverständniß mit der weltlichen Gewalt fortan erste Grundvoraussetzung für die Erhaltung der päpstlichen Autorität und Machtstellung sein werde. Sein ganzes Leben hindurch stand er in fast ungetrübtem Einvernehmen mit den katholischen Staaten. Selbst die Unternehmungen seiner Vorgänger gegen das protestantische England und Deutschland wurden sistirt. Letzteres freilich nur aus Politik, nicht etwa weil man die straffer angezogenen Zügel wieder hätte loser werden lassen. In Bezug auf die innere Politik verblieb vielmehr Pius IV. trotz seiner lebenslustigen, an Gespräch, Tafel und Scherz Geschmack findenden Natur, ganz in der seit den letzten Jahren Paul's III. eingeschlagenen Richtung. Hier also waren die Verhältnisse und die einmal zur Herrschaft gekommenen Ideen stärker als die Persönlichkeit. Wiewohl im Ganzen der Inquisition gram, ließ er sie doch wenigstens ungestört walten, wenn er sie auch nicht direct beförderte, wie seine Vorgänger und Nachfolger. Aber nachhaltiger noch als die feindliche Verfolgung gegnerischer Richtungen wirkte die positive Befestigung, welche unter ihm der Katholicismus durch Vollendung des Tridentiner Concils und durch innere Vertiefung in seinem eigenen Schooße fand. Bezeichnend in letzterer Beziehung ist namentlich die Stellung, welche unter ihm sein Schwestersohn Carl Borromeo, einer der größten Heiligen des modernen Katholicismus, einnahm.

Die Caraffa's waren die letzten Nepoten von der Art der Riario, Borgia, Medici und Farnese gewesen. Das Nepotenwesen änderte seither seine Gestalt. Seine Träger waren jetzt nicht mehr weltliche Fürsten, sondern geistliche Würdenträger. So vor Allen Carl Borromeo 1538—84. Carl Borromeo aus Arona, ein Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit und unermüdlicher Pflichttreue, dessen Einflusse man es vorzugsweise zuzuschreiben hat, wenn Pius IV. mit seinem weltlichen Hange doch eine würdige Haltung des Pontificates verband, wenn alle Geschäfte mit Eifer und Ernst besorgt und ein gedeihlicher Zustand der Kirche unter ihm hergestellt wurde. Er traute dem Katholicismus die Kraft zu, sich aus sich selbst wiederzugebären, und was das eigene Vorbild in dieser Richtung leisten konnte, das hat er geleistet. Nachdem er so seinem Oheim in der Verwaltung der Regierung zur Seite gestanden hatte, zog sich Borromeo nach dessen Tod auf seinen erzbischöflichen Sitz in Mailand zurück, welche Stadt unter ihm ein Heerd von Frömmigkeit und Mildthätigkeit wurde, ein „zweites Jerusalem", wie ein damaliger Besucher versichert. Die ganze Zeit des Erzbischofs war zwischen geistlichen Exercitien, Studien und treuer Seelsorge getheilt; seine Kräfte wie sein Vermögen gehörten der Kirche. Auch die entlegensten Flecken seiner Diöcese hat er zwei oder dreimal besucht und es dabei vornehmlich auf Wiedergewinnung der zum Protestantismus Abgefallenen abgesehen.
1586. Von ihm datirt jene reactionäre Bewegung in der Schweiz, welche nach seinem Tode zu der Gründung des borromeischen Bundes, einer Allianz aller katholischen Cantone, führte. Zum Zwecke der Bekehrung der Alpenländer gründete er in Mailand ein helvetisches Seminar, wie er sich überhaupt die Heranbildung junger Kleriker zur Hauptlebensaufgabe gemacht hatte, in deren Verfolgung er freilich in Conflict mit den Jesuiten gerieth, die auf dem Gebiete des Seminarwesens keine Concurrenz zuzulassen entschlossen waren.

Franz von Sales 1567—1622. Ein ähnlich gestimmter Geist war Franz, Graf von Sales, aus Annecy in Savoyen, der sich von Jugend auf ganz dem Dienste der katholischen Gegenreformation gewidmet hatte. Er missionirte in der Umgebung des Genfer Sees, wo er bald durch gute Worte, bald aber auch durch Unterstützung des weltlichen Armes von Savoyen viele Bekehrungen machte. Es schwebte ein eigener Geist der Ruhe und Milde über Allem, was er sagte und that. Nie ging er mit Eile oder Anstrengung bei etwas zu Werke, nie aber war er auch müßig. Mit den Werken, durch die Arbeit müsse man beten, sagte er. Diese seine persönliche Liebenswürdigkeit, verbunden mit einer Klugheit, die um so gefährlicher war, als ihr Inhaber selbst sie beständig verleugnete und nichts davon zu wissen schien, hatte ihm bereits auch in Paris große Erfolge eingetragen,
1602. als er zum Titularbischof von Genf ernannt wurde, als welcher er, gewönlich in Lyon lebend, durch mystische, mit herzlicher Volksthümlichkeit abgefaßte Schriften sowohl die Gläubigen zu erbauen als die Abtrünnigen zu bekehren wußte. Mit Strenge reformirte er die alten Klöster; Milde dagegen ließ er in dem, durch die ihm innigst verbundene Francisca von Chantal gestifteten Frauenorden walten (vgl. S. 6). Auch auf den Klerus hatte er, seinem Vorbilde Borromeo folgend, ein wachsames Auge. Er war ebenso stark darin, Fehler und Schwächen der Geistlichen bis hinauf zur Curie zu bemerken als sie zu bemänteln und zu verschweigen, wie er auch von seiner Ueberzeugung, daß ein Concil über dem Papste stehe, nie irgend welchen dem letzteren unangenehmen Gebrauch machte. Duldsamkeit und weitherziges Christenthum war bei aller liebevollen Sorge für des Volkes leibliche und geistige Wohlfahrt seine Sache fast noch weniger als die Borromeo's.

Diesen beiden Heiligen des modernen Katholicismus reiht sich übrigens noch eine große Anzahl anderer Glaubenshelden an, deren Thun und Treiben nicht minder charakteristisch für die Zeit der restaurirten Kirchlichkeit ist. Die wohlthätigste Wirkung unter den

Juan de Avila 1500—69. Ludwig von Granada 1504—88. Ludwig von Leon 1527—91. Stanislaus Kostka 1550—68. Aloysius von Gonzaga 1568—91. Katharina von Ricci 1522—89. Magdalena de' Pazzi 1566—1607. Marina von Escobar 1554—1633. Marie de Vallées † 1655. Rosa von Lima 1586—1617.

hier zu erwähnenden Namen mögen wohl die großen Prediger geübt haben, welche das damalige Spanien aufzuweisen hat. So der „Apostel Andalusiens", Juan de Avila, welcher sein Wanderleben und die Thätigkeit an Schulen und auf Kanzeln allen Ehren, womit ihn Paul III. und Philipp II. bedenken wollten, vorzog; so sein Schüler Ludwig von Granada, den Fürst und Volk in seiner Klosterzelle zu Lissabon aufsuchten und verehrten; so auch der zugleich als Dichter glänzende Augustiner Ludwig von Leon. Bei den meisten Anderen, welche der officielle Kirchenglaube als Sterne erster Größe am Himmel der damaligen Religiosität feiert, kann man kaum noch etwas von gesunder Natur entdecken. So bei den zwei Jesuitenheiligen, die in jugendlichem Alter in Ascese und Krankendienst zu Rom untergingen, Stanislaus Kostka aus Kostkow und Aloysius von Gonzaga; so auch bei einer ganzen Reihe verzückter Schwärmerinnen, wie in Italien die heilige Katharina von Ricci, Dominicanerin zu Prato, und die heilige Magdalena de' Pazzi, Karmeliterin zu Florenz, in Spanien Marina von Escobar aus Valladolid, eine kranke Visionärin, in Frankreich die Erfinderin der Andacht zum heiligen Herzen Maria's, Marie de Vallées, welche dem Zorne des Herrn Christus eine große Menge Seelen abgebetet haben soll. Ja selbst im fernen Peru blühte eine große Heilige, deren sich der Dominicanerorden rühmt, Rosa von Lima. Es ist bezeichnend für die ganze Zeitstimmung, daß jetzt wieder so viele Kanonisationen vorkommen konnten, daß wieder Wunder erlebt wurden, Marienbilder sprachen und überhaupt Alles geschah, was man noch vor einem halben Jahrhundert als Absurdität verlacht hatte.

Pius V. 8. Jan. 1566—1. Mai 1572.

Ein solcher Heiliger von der neuen Schule, umgeben schon jetzt von einem blutigen, im Dienste des Inquisitionstribunals gewonnenen Scheine, war jener uns schon bekannte Ghislieri, welcher jetzt als Pius V. den Stuhl Petri einnahm. Er war ein Geschöpf Paul's IV., welcher an dem mit dem Sack auf dem Rücken umherwandernden, Ketzer aufspürenden Dominicaner Gefallen gefunden und ihn zum Bischof, später zum Cardinal gemacht hatte. „Kommet nach Rom — schrieben die Anhänger der streng kirchlichen Partei nach seiner Wahl sich einander zu — Gott hat uns Paul IV. wieder auferweckt." Jetzt erst ging das Tridentinum in Fleisch und Blut der Kirche über, und wurde es mit der Reform in seinem Sinne überall Ernst. Der neue Papst ging mit dem strengsten Beispiele voran. Sein einziger Genuß war Andacht. Man sah ihn in Processionen, barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit langem weißen Bart. Aber es war ein finsterer Geist, der in dieser Religiosität waltete. Pius war geneigter, an die schlechten, als an die guten Seiten der menschlichen Natur zu glauben. Niemals hat er Criminalsentenzen gemildert; in der Regel wünschte er, sie wären noch schärfer ausgefallen. Niemand konnte sich großer Gunstbezeigungen oder Belohnungen rühmen. Dem älteren Nepotenwesen machte er ein gründliches Ende, indem er in einer eigenen Bulle jede Alienation vermöge einer Belohnung mit irgend einer Besitzung der römischen Kirche für alle Ewigkeit verbot und selbst diejenigen, welche auch nur dazu rathen würden, im voraus mit dem Banne belegte. Gegen alle Bischöfe, welche nicht in ihren Diöcesen residirten, wurde ohne weiteres eingeschritten, alle Pfarrer mußten bei ihren Kirchen bleiben; die dem zuwiderlaufenden Dispensationen wurden widerrufen. In den Klöstern wurde

so strenge Zucht hergestellt, daß manche Bewohner derselben aus Verzweiflung entflohen. In ganz Italien ward diesem Papst ein Gehorsam geleistet, wie kaum einem früheren; alle öffentlichen Schauspiele waren verboten, das ganze Leben wurde in die strengste kirchliche Zucht genommen.

Das Einvernehmen mit den weltlichen Mächten war nicht immer ein so ungetrübtes, wie unter seinem Vorgänger. Pius V. war keine geschmeidige Natur; er verfuhr rücksichtslos und gewaltthätig. Zwar fand er auch hier selten Widerstand. Einen seiner ergebensten Diener, den Herzog Cosimo von Florenz, erhob er aus eigener, zweifelhafter Machtvollkommenheit zum Großherzog von Toscana. Mit diesem wetteiferten die alten Gegner der Medici, die Farnese in Parma, in Devotion gegen Rom. Dagegen gerieth der Papst, als er Neapel reformiren wollte, öfters in kleine Mißhelligkeiten mit König Philipp II. Jenem thaten die königlichen Behörden zu wenig, diesem die geistlichen zu viel. Alle katholischen Fürsten fühlten sich mehr oder weniger verletzt und zu Protesten
1568. gereizt, als Pius es sich beigehen ließ, die alte Bulle In coena domini mit ihren Verwünschungen und Flüchen, darüber sich die weltlichen Gewalten stets beklagt hatten, nicht blos auf's neue zu publiciren, sondern sie auch mit Zusätzen zu versehen, laut welchen den Fürsten und Städten das Recht, neue Abgaben ohne päpstliche Bewilligung zu erheben, abgesprochen war. Alle Gründonnerstage wird diese Bulle seit alten Zeiten in allen Kirchen verlesen. Außerdem werden wir diesen Papst in allen Unternehmungen thätig finden, welche die Jesuiten gegen Elisabeth von England, Philipp II. gegen die Niederlande, Katharina von Medici gegen die Hugenotten in's Werk setzten. Die letzteren haßte er so blutig, daß er ein eigenes päpstliches Fähnlein gegen sie aussandte, und dessen Hauptmanne, dem Grafen Santafiore, die Weisung mitgab, „keinen Hugenotten gefangen zu nehmen, sondern jeden, der ihm in die Hände falle, sofort zu tödten".

2. Die Reform des Kirchenstaates.

Hugo Buoncompagno 1502—1585 als Papst Gregor XIII. 13. Mai 1572 —10. April 1585.

Eine einmal zur Herrschaft gekommene Richtung formt die Menschen in ihrem Sinne um. Das sah man, als nach dem Tode Pius' V. der Jurist und Cardinal Hugo Buoncompagno aus Bologna als Gregor XIII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Von Natur heiter und lebenslustig — brachte er doch sogar einen Sohn mit, dessen Titel jetzt „Signor Giacomo Buoncompagno, eng verbunden mit Seiner Heiligkeit" lautete — suchte der neue Papst alsbald seinen Vorgänger an Frömmigkeit und Regierungseifer noch zu überbieten, las dreimal wöchentlich die Messe, verwaltete alle Pflichten seines Amtes getreulich und führte einen geradezu erbaulichen Lebenswandel. Sein anerkanntestes und dauerndstes Verdienst besteht aber wohl in der auf sein Geheiß vollzogenen Verbesserung des julianischen Kalenders (vgl. Bd. IX., S. 942). Der neue Kalender wurde
13 Februar 1582. als ein Beweis der unermeßlichen Gnade Gottes gegen seine Kirche durch eine

Bulle feierlich bekannt gemacht, aber freilich eben deßhalb lange von den Protestanten als päpstliche Erfindung abgewiesen. Bei diesen letzteren stand der Mann in schlimmem Andenken, welcher, obwohl Verbesserer der kanonischen Rechtsbücher und Ordner der Jahresrechnung, doch bei der Nachricht von der Bartholomäusnacht ein Tedeum für die Ausrottung der Feinde Christi hatte singen lassen und fortwährend die Unternehmungen Spaniens gegen England und die Niederlande mit großen Summen unterstützte. Dazu mußte er freilich die Finanzkräfte des Landes in einer Weise ausbeuten, welche zu einer förmlichen Zerrüttung des Kirchenstaates hätte führen können, wenn nicht der Nachfolger Gregor's eine kräftige Remedur gebracht hätte.

Wir werfen bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die Zustände des Kirchenstaates. Der Kirchenstaat. Nachdem Julius II. die Romagna erobert hatte, beherrschten die Päpste einen großen und schönen Theil Italiens, von Terracina bis gen Piacenza, vom adriatischen Meer bis zum tyrrhenischen. Dieses Land war damals so blühend und cultivirt, daß Venedig und Genua, zuweilen sogar Neapel, von hier aus mit Getreide versehen werden konnten. Der Hafen von Ancona war einer der lebhaftesten Stapelplätze des Handels. Die Männer aus den päpstlichen Staaten waren noch tüchtig und regsam, wegen ihrer Fähigkeit für den Krieg allgemein geschätzt. Aber alle diese reichen Landschaften waren jetzt einer allmählich friedlich gewordenen, geistlichen Gewalt unterworfen. Wie der italienische Staat überhaupt, so beruhte auch dieser päpstliche auf einer mehr oder minder durchgreifenden Beschränkung der municipalen Unabhängigkeit durch die Staatsregierung. Jede Stadt hatte ihre eigenen positiven Rechte, Privilegien und Gerechtsame. In der Regel war es ein Prälat, der im Namen des Papstes als Governator die Verwaltung leitete. Die Bürger, Kaufleute und Handwerker in der Stadtbevölkerung hielten sich meist ruhig und gehorsam, während die Nobili, welche die municipale Gewalt in Händen hatten, in ewiger Bewegung waren. Noch immer bestanden unter ihnen die alten Parteiungen; man wußte von jeder Familie, ob sie zu den Guelfen oder zu den Ghibellinen gehörte. Hatten sich auch die Interessen ganz verändert, so erwachten doch die alten Namen wieder, so oft irgend ein Zustand der Gährung eintrat. In Faenza, Forli, Ravenna waren die Ghibellinen, in Rimini die Guelfen in der Mehrzahl; in Cesena und Imola standen sich die Parteien ziemlich gleich gegenüber. Jede derselben suchte beim päpstlichen Governator oder Legaten die andere in Schatten zu stellen und sich auf ihre Kosten hervorzuthun, was natürlich nicht zum Vortheil der Erhaltung der Stadtprivilegien ausschlagen konnte. Angenehmer war die Lage der Barone auf dem Lande, weil sie es sich meist angelegen sein ließen, mit ihren Bauern, welche noch den größten Theil von Grund und Boden zu eigen besaßen, auf gutem Fuße zu leben und ein patriarchalisches Verhältniß zu erhalten. Ganz freie Bauernschaften, waffengeübt und halb verwildert, gab es noch hier und da in der Romagna. Nur die ewige Entzweiung aller dieser Elemente ermöglichte es den römischen Prälaten, ihre Staatsgewalt geltend zu machen; die friedlichen Leute waren ohnehin immer auf ihrer Seite. Ueberall bildete sich geradezu eine Partei zu Gunsten der Regierung und zur Aufrechterhaltung der Ordnung (die sogenannten pacifici). Nur wenn die Fractionen sich einmal vereinigten, kam es zu lebhaftem Gegendruck der Municipalitäten gegen die Regierung. Beinahe in jeder Geschichte dieser Ortschaften findet sich das eine oder das andere Beispiel grober Widersetzlichkeit, worauf dann neue Uebermannung, Strafe der Schuldigen und größere Beschränkung der Freiheit zu folgen pflegte. So namentlich in Ancona unter

1532. 1550. Clemens VII. und in Perugia unter Paul III., wo theilweise berechtigte Aufstände mit vollständigem Sieg der Päpste endeten.

Finanzen. Trotz so reicher Hülfsquellen war die Finanzverwaltung im Kirchenstaate nicht die musterhafteste. Hier zuerst bildete sich das moderne Staatsschuldenwesen aus. Zwar floß Geld aus der ganzen Christenheit in Rom zusammen, und der Kirchenstaat leistete noch unter Clemens VII. von allen Ländern, und speciell Rom von allen Städten Italiens die wenigsten Abgaben. Oft hat man es damals den Römern vorgehalten, daß jede andere Stadt ihre Herren mit schwerem Gelde bezahlte, während ihr Herr, der Papst, sie vielmehr reich machte. Aber schon Leo X. hatte die Staatskasse in einer Erschöpfung zurückgelassen, welche seine Nachfolger zu fühlen bekamen. Die vielen Kriege unter ihm und seinen Vorgängern hatten den Schatz geleert. Verschwendung und Kunstliebhabereien thaten das Uebrige. Das Geld der Christenheit kam am päpstlichen Hofe blos an, um sofort wieder in tausend Hände zu zerfließen; es wurde von den Aemtern verschlungen, deren man immer zahllosere schuf, weil man sie schon seit geraumer Zeit zu verkaufen pflegte. Sie waren meist auf Sporteln gegründet und ließen der Industrie der Beamten einen weiten Spielraum. Die Päpste hatten nichts davon als den Kaufpreis, wenn sie vacant wurden. So oft sie für ihre kostspieligen Unternehmungen wieder neue Mittel brauchten, creirten sie, besonders seit Sixtus IV., neue Aemter. So entstanden eine Unmasse von Procuratoren, Registratoren, Correctoren, Notaren, Läufern, Thürstehern ꝛc. Leo X. allein hat über 1200 Stellen geschaffen, die alle keine weitere Bedeutung hatten, als daß sie ihren Käufern den Genuß der Zinsen durch kleine Privilegien vermehrten. Eben um dieser Verschwendung willen drangen die christlichen Staaten beständig auf Vereinfachung des päpstlichen Hofhaltes. Die Quellen, aus denen diese Hunderte, ja Tausende von Beamten ihre Einkünfte zogen, waren freilich nicht unerschöpflich. Schon Hadrian VI. und Clemens VII. konnten daher das Mittel directer und indirecter Auflagen nicht mehr umgehen; der Letztere gab
1526. sogar das erste Beispiel einer reinen Anleihe, indem er den Monte della fede gründete. Einige Unternehmer hatten die ganze Summe, deren der Papst damals zu seinem Krieg wider Karl V. bedurfte, nämlich 200,000 Ducaten ausgezahlt und dann an die Mitglieder der Gesellschaft, die sogenannten Montisten, untergebracht, welche jährlich 10 Procent erhielten. Dies war nur der Anfang zu weiteren Finanzoperationen. Paul III. führte eine directe Steuer ein, den sogenannten Sussidio, wie er denn überhaupt nicht blos die Staatseinkünfte, sondern auch, zumal um den Kaiser im Schmalkaldischen Kriege durch Hülfstruppen zu verstärken, die Staatsschulden beträchtlich vermehrte. Als sich Julius III. auf einen Krieg mit den Franzosen und Farnesen einließ, errichtete er einen neuen Monte, und die folgenden Päpste sind ihm meist auf diesem Wege gefolgt. Wie man früher kirchliche Aemter schuf und auf die zu vermehrenden Gefälle der Curie anwies, nur um durch Verkauf jener Aemter in den Besitz der Summe zu kommen, die man gerade brauchte, so erhöhte man jetzt die Einkünfte des Staates durch neue Auflagen, deren man sich aber nur als Zins für ein großes Capital bediente, das die Montisten lieferten und das man anderswie nicht bekommen hätte. Was zu solchen Anleihen den nächsten Anlaß bot, war fast immer die Unterstützung der katholischen Mächte in ihren Kämpfen theils mit den Protestanten, theils mit den Türken. Fast jede europäische Bewegung berührte den Kirchenstaat in dieser Gestalt, und darin liegt es begründet, daß der Besitz eines solchen Staates für die Päpste zu einer Lebensfrage geworden war. Für sein tägliches Bedürfniß dagegen war der Papst vorzüglich auf die Dataria verwiesen, d. h. theils bestimmte Geldzahlungen, für welche der Datar kanonische Unregelmäßigkeiten bei dem Uebergang von einer Stelle zur andern gestattete, theils Einkünfte, welche sich bei der Vacanz und neuen Uebertragung der verkäuflichen Hofämter ergaben. Dies war die

Entwickelung der Dinge, durch welche es gekommen ist, daß im Verlaufe der Zeitperiode, die uns beschäftigt, der Kirchenstaat, welcher zuvor der mindestbelastete unter den italienischen Staaten gewesen war, allmählich schwerer tragen mußte, als die übrigen. Die Päpste verwalteten das Land immer mehr wie eine große Domäne, deren Rente zum Theil ihrem Hause zu Statten kommen, hauptsächlich aber für die Bedürfnisse der europäischen Kirchenpolitik verwendet werden sollte.

In neue Verlegenheiten kam die Geldwirthschaft des Staates durch die kostspieligen Unternehmungen Gregor's XIII., der sich für das Zustandekommen der spanischen Armada und der französischen Ligue ebenso sehr wie für die Blüthe aller möglichen Jesuitenanstalten interessirte. Erhebung neuer Auflagen und weitere Alienationen waren nicht möglich. Der Papst machte sich daher daran, beim Adel seines Landes eine Menge Mißbräuche wahrzunehmen, die man zum Vortheil der Staatscasse abstellen könne. Ein großer Theil der Schlösser und Güter der Barone galten jetzt plötzlich als dem Papst anheim gefallen, die einen durch den Abgang der eigentlich damit belehnten Linie, die andern, weil der schuldige Zins nicht abgetragen worden sei. Als sich aber auf diese Weise viele große Familien in ihrem Besitze bedroht, ja über Nacht beraubt sahen, geriethen sie auf den Gedanken bewaffneter Gegenwehr, und bei dem Einfluß des Adels auf seine Bauern und auf die Nobili der benachbarten Städte entstand bald eine Gährung im ganzen Lande. Plötzlich schienen sich die Bewohner desselben ihrer alten Kriegstüchtigkeit und Waffenfertigkeit zu erinnern, und man fing an, das Regiment der Prälaten zu verachten. Die bewaffnete Macht, über welche dasselbe verfügte, war zudem eine ganz geringe. Pius V. hielt kaum 500 Mann auf den Beinen. Um so zahlreicher waren die Heerhaufen von Banditen, die sich nun in allen Provinzen des Kirchenstaats bildeten. An ihre Spitze traten Alfons Piccolomini, Robert Malateste und andere junge Männer aus den vornehmsten Geschlechtern. Jetzt vermehrte zwar Gregor XIII. seine Streitkräfte und ließ seinen Sohn gegen die Banditen in's Feld rücken. Aber sobald die päpstlichen Söldner sich irgendwo entfernt hatten, erhob sich hinter ihnen das alte Unwesen auf's Neue, zumal da die Nachbarstaaten, die sich alle mehr oder weniger von Gregor verletzt wußten, die Räuber, wenn sie zeitweise vom päpstlichen Gebiete verdrängt waren, ohne Bedenken in ihren Grenzen aufnahmen. Vor seinem Tode mußte er es erleben, daß Rom selbst voll Banditen steckte und Piccolomini sogar ihm eine Bittschrift mit Aufzählung aller der von ihm verübten Mordthaten überreichte, wofür ihm der bedrängte Papst die Absolution ertheilen mußte.

Da erhob sich aus dem niedersten Stande ein Mann, welcher durchgreifende Ab- Felice Peretti
hülfe bringen sollte. Felix Peretti aus einer herabgekommenen Familie, die in 1521—90.
besseren Tagen in der Stadt Montalto gewohnt hatte, war nach einer ärmlich verlebten Jugend — auch Schweinehüter ist er gewesen — in den Franciscanerorden getreten. Nur allmählich war es ihm möglich geworden, etwas zu studiren. Beim Schein einer Laterne im Kreuzgang oder bei der Lampe vor der Hostie in der Kirche sah man ihn oft lesen, ohne daß er zu Abend gegessen hatte. Nachdem er in Ferrara und Bologna die scholastische Theologie und das kanonische Recht sich zu eigen gemacht hatte, lernte ihn in Rom bei Gelegenheit einer Fastenpredigt der Inquisitor Ghislieri kennen und fand in ihm einen gleich gerichteten Geist. Ebenso wußte ihn Paul IV. zu schätzen. Unter ihm arbeitete Peretti als Theolog in der Congregation für das Tridentinische Concil und als Consultor bei der Inquisition. Dann ernannte ihn Pius V. zum Generalvicar der Franciscaner, zum Bischof und Cardinal. Als solcher nannte er sich von dem Sitze seiner 1570.
Ahnen Montalto. Bewährten Vorbildern folgend zog er sich seit dem Tode seines Gönners Pius V. ganz zurück, pflegte friedsam seine Vigna bei Maria Maggiore in Rom und gab den Ambrosius heraus. Sein Ehrgeiz aber war schon jetzt nach der Tiara 1580.

gerichtet; eine oft wiederholte Sage läßt ihn nach dem Tode Gregor's XIII. demüthig, gebeugt und hustend am Stock in das Conclave schleichen. Wahr ist dagegen, daß, als nahe bei seiner Vigna sein Neffe Francesco Peretti, der unbedeutende Gemahl der schönen
1581 und klugen Vittoria Accorombuona, von einem Liebhaber derselben ermordet wurde, Cardinal Montalto, tief erschüttert, dennoch der erste war, welcher verzieh und den Papst um Niederschlagung der Untersuchung bat. Man dankte ihm dies in Rom, da im Falle einer Untersuchung Alles vor der Rache des mächtigen Herzogs Orsini von Bracciano zitterte, den man für den Mörder hielt. Eine solche Großmuth erhöhte das Lob Montalto's, und er wurde mit großer Stimmenmehrheit zum Papste gewählt, am selben Tage als die geflüchtete Vittoria mit dem Orsini ihre Hochzeit feierte.

Sixtus V. 24. April 1585—21. Aug. 1590

Sixtus V. war vielleicht der bedeutendste Kirchenfürst des ganzen Jahrhunderts; ein Mann von einer gewaltigen Herrschernatur, strebte er weniger danach, die Ketzer auszurotten, als dem päpstlichen Ansehen den alten Glanz zu verleihen und die katholischen Fürsten mit der Curie in eine dem Ansehen der letzteren förderliche Verbindung zu bringen. Hat man ihn auch kaum je geliebt, so wurde er doch wie wenige Päpste gefürchtet und bewundert. Nicht ein Jahr verfloß seit seinem Regierungsantritte, so war die entsetzliche Verwirrung und Unsicherheit, in welcher sein Vorgänger den Kirchenstaat hinterlassen hatte, vollständig gehoben, und unangefochten konnte der Reisende seines Weges ziehen. Dies erreichte er dadurch, daß gleich seine ersten Befehle mit Blut geschrieben waren und Entsetzen hervorriefen. Er verschonte mit Hinrichtungen weder Vornehme noch Niedrige. Der arme Knabe in Trastevere, der sich päpstlichen Dienern widersetzt hatte, die ihm einen Esel wegführen wollten, mußte trotz seiner Thränen so gut sterben als der Vertreter eines der vornehmsten Geschlechter Bologna's, Graf Giovanni Pepoli, der sich mit den Räubern eingelassen hatte. Aller Orten in Wald und Feld stieß man auf Pfähle, darauf Banditenköpfe steckten. Nur diejenigen Legaten und Governatoren waren in Gunst bei dem Papst, die ihm viele Köpfe einsandten. Dieser setzte nicht blos Preise darauf, sondern versprach auch einem jeden Banditen, der seinen Genossen todt oder lebendig einliefern würde, eigene Begnadigung und Begnadigung einiger seiner Freunde, so daß sich die Räuber bald untereinander mordeten. Da er die Mißhelligkeiten, in welche Gregor XIII. mit seinen Nachbarn gerathen war, sofort beilegte, so beeilten sich diese, ihm als Gegengeschenk alle flüchtig gewordenen Ordnungsfeinde auszuliefern. Nachdem so mit barbarischer Strenge ein geordneter Rechtsstand hergestellt und der Kirchenstaat vor drohendem Verfalle bewahrt war, suchte er eine weitere Quelle von Unfrieden dadurch zu verstopfen, daß er die beiden einflußreichen Familien der Orsini und Colonna durch Heirathen zugleich mit seinem eigenen Hause und unter sich verband. Noch im ersten Jahre seiner Herrschaft hatte ein düsteres Verhängniß sowohl den Herzog von Bracciano als seine nunmehrige Gemahlin erreicht; dem Sohne des Herzogs aus erster Ehe, Virginio, gab nun der Papst die eine, dem Contestabile Colonna die andere seiner Enkelnichten. Die Präcedenzstreitigkeiten beider Häuser glich er dadurch aus, daß er

immer dem Aeltesten von beiden Häusern den Vortritt zusprach. Seine Verwandten bereicherte er, ohne ihnen einen Einfluß auf das Regiment zu verstatten. Für die Regierung der Kirche und die Verwaltung des Kirchenstaates schuf er eine neue Reihe von Congregationen, darunter auch eine für die Inquisition, meist aus Dominicanern bestehend. Die Jesuiten haßte er, gebrauchte sie aber als Spione. Die Zahl der Cardinäle bestimmte er auf 70. Seine Hauptleidenschaft aber war auf die Anhäufung eines großen Schatzes gerichtet. Um zu diesem Ziele zu gelangen, hat er freilich alle verwerflichen Finanzoperationen seiner Vorgänger bis zum Exceß gesteigert, Aemter auf Aemter creirt und verkauft, unaufhörliche Auflagen auf Handel und Gewerbe, Lebensmittel und Bedürfnisse aller Art decretirt und auf diese Weise auf Kosten des großen Handels und der kleinen Gewerbe über fünf Millionen Scudi hinterlassen, die er in der Engelsburg verschloß. In der Mitte von Staaten, denen es meist an Geld fehlte, thronte nun mit neugewonnener Zuversicht zu sich selbst ein reicher Papst, im Besitze eines Schatzes, welcher nach seiner eigenen Bestimmung ausschließlich zur Vertheidigung und Ausbreitung des katholischen Glaubens verwendet werden sollte.

Wohlthätiger wirkte Sixtus auf anderen Gebieten. Den Städten gegenüber war er ein gütiger Herr, freigebig mit Privilegien und Instituten, die der öffentlichen Wohlfahrt dienten. Allenthalben förderte er den Ackerbau; die Austrocknung der pontinischen Sümpfe beschäftigte ihn; hier und dort legte er Fabriken an; vor Allem interessirte er sich für allgemeine Einführung der Seidenzucht. Ungemein Großes hat dieser Papst endlich für den Glanz und die Gesundheit der Stadt Rom gethan. Unter ihm hob sich die Einwohnerzahl bis zu 100000. Sein Werk ist der kolossale Aquäduct, welcher die Aqua Martia von den Bergen über die Campagna nach Rom führt, die oberen, nordöstlichen Theile der Stadt versorgt und 27 Fontänen speist. Er nannte ihn nach seinem Namen Aqua Felice. Seither wurden jene Höhen wieder angebaut. Er war es auch, der den Grund zur spanischen Treppe legte und die Straßen um Maria Maggiore herstellte. Gleichfalls unter ihm wurden der Lateranpalast und die Kuppel von St. Peter erbaut, und der große Obelisk, den er von der Stätte, wo er anderthalb Jahrtausende geruht hatte, erheben und auf dem Petersplatze aufrichten ließ 10. Septbr. 1586. — ein Triumph der damaligen Mechanik — erinnert noch heute an den kühnen Geist dieses Papstes. Freilich aber auch an die Schranke dieses Geistes. Sixtus ließ ein Kreuz und eine Inschrift darauf errichten, besagend, er habe dies Denkmal den Kaisern Augustus und Tiberius entrissen und dem heiligen Kreuze gewidmet. Aehnliche Inschriften brachte er am Fuße der Säulen des Trajan und Antonin an; auf die Spitzen derselben aber stellte er zwei Apostelstatuen. Die Minerva auf dem Capitol wurde nur geduldet, indem sie statt des Speeres ein Kreuz in die Hand nahm. Das Septizonium des Severus hat er gründlich zerstört, und dem Grabmahl der Cäcilia Metella drohte ein ähnliches Schicksal.

Nur soweit sie dienen mochten, den Sieg des Kreuzes zu verherrlichen, zog er Riesenwerke des Alterthums, wie das Kolosseum, aus ihren Trümmern hervor.

Veränderung der geistigen Richtung. Das Letztbemerkte erinnert an den großen Umschwung, welcher in Italien bezüglich des Verhältnisses zum Alterthum eingetreten war. Zwar der wissenschaftliche Eifer war nicht erstorben. Sixtus V. selbst legte den Grund zur Größe der vaticanischen Bibliothek; auch ließ er verschiedene Bibelwerke, namentlich die zu Trient beschlossene authentische Vulgata drucken. Aber wie flüchtig und ungenau sind gerade diese Arbeiten ausgefallen! Noch lebte damals Sirlet, von allen Cardinälen seiner Zeit der wissenschaftlichste und sprachkundigste, eine lebendige Bibliothek, wie Muret sagte. Der Letztgenannte (Marc Antoine Muret 1526—1585.) selbst, der beste Latinist seiner Zeit, ward noch im Alter Priester. Das Griechische, wofür man im Anfang des Jahrhunderts geschwärmt hatte, verstand man gegen Ende desselben nur noch ausnahmsweise. Verehrte man früher im geringsten Denkmal eine Spur des antiken Geistes, so drängte jetzt das Interesse an der restaurirten Kirchlichkeit alle Begeisterung für das Alterthum als solches zurück. Die gelehrten Werke dieser Epigonenzeit verließen in der Form und Darstellung die Bahnen des Alterthums und hoben es ganz nur auf Anhäufung des Stoffes ab. Der typische Repräsentant dieser Art von Gelehrsamkeit (Cäsar Baronius 1538—1607.) ist jener Cäsar Baronius, den wir schon als Schüler Neri's kennen lernten (S. 4), welcher ihn zum Vertheidiger der Kirche gegenüber den Magdeburger Centuriatoren aufrief. Ein so formloses und schwerfälliges Werk wie seine Annalen, an welchen er 30 Jahre schrieb, wäre zu Anfang des Jahrhunderts unmöglich gewesen. Aber auch ein solcher Gelehrtencharakter! Selbst als er Protonotar des apostolischen Stuhles, Bibliothekar des Vaticans, ja Cardinal geworden war, stand er immer vor Tag auf, um an dem alten Faden fortzuspinnen. Alles was an dem päpstlichen Hofe aufkam, trug dieselbe Farbe, wie die Wissenschaft — Politik, Staatsverwaltung, Poesie und Kunst. Diese Bestrebungen waren, mit ihrem Aussehen am Anfang des Jahrhunderts verglichen, jetzt gerade so verändert, wie der Hof selbst, an dem sie sich zusammenfanden. Nur die Musik hat in Palestrina's Schöpfungen einen wirklichen Vortheil von dem vollbrachten Umschwung gezogen. Den übrigen Künsten nahte der Verfall (Bd. X, S. 383 fg.). Man hatte für sie auch weniger Sinn und Zeit mehr. Ganz Rom war fromm und ascetisch geworden. Die Cardinäle, früher so rebellisch und weltsinnig, hielten sich jetzt still und klösterlich. Ein nachlässiges Wort konnte ihren Ruf gefährden. Würde, Ernst und Religion herrschten am Hofe, freilich daneben auch die alte Habsucht, Ambition und Verstellung. Wie damals überhaupt in Italien die frühere Naivetät der Lebensformen hinter schwerfälliger Convenienz und Titulatursucht verschwand und jederman Marchese oder Duca sein und Excellenz heißen wollte, wie in die heitere Unbefangenheit früherer Verhältnisse durchweg ein Zug spanischer Grandezza eingedrungen war und alle Zustände strenger, fester, abgeschlossener sich gestaltet hatten, so war auch der römische Hof dieser Jahre voll Ceremonie, Ergebenheit und Unterordnung. Gleichwohl ist Alles, was sich hier neben und durcheinander bewegt, nur begierig, irgend etwas zu erreichen, durchzusetzen, anderen abzugewinnen. Die Päpste kamen ja viel älter auf den Thron als andere Fürsten. In jedem Moment konnten neue Veränderungen eintreten und die Gewalt in andere Hände übergehen, so daß man die Zeit wohl ausnutzen mußte. „So lebte man wie in einem unaufhörlichen Glücksspiel, unberechenbar, wie dieses, aber unablässig in Hoffnung erhaltend."

Europäische Stellung des Papstes. Das Haupt, um welches ein solcher Hof sich sammelte, der Papst, hatte sich allmählich von dem Schlag, welchen die Reformation ihm versetzte, vollständig erholt und einen nicht viel geringeren Einfluß erlangt, als derjenige gewesen war, den er im elften und zwölften Jahrhundert besaß. Wieder verjüngt faßte das Papstthum den Gedanken,

die Abgefallenen in ganz Europa, ja die Ungläubigen der anderen Welttheile zu unterwerfen. Noch einmal ward Rom eine erobernde Macht. Es hielt die ganze katholische Welt fortwährend in Athem durch die Unternehmungen, welche es aus dem religiösen Gesichtspunkt unaufhörlich in Anregung brachte. Aber auf der anderen Seite bildete der in dieser katholischen Welt bestehende Gegensatz spanischer und französischer Interessen einen bösen Knoten, über dessen schwieriger Lösung schon mancher Papst und nun auch Sixtus V. dahingestorben ist. Er sah Gefahren auf dieser, Gefahren auf jener Seite, und überdies war dieser so willensstarke Selbstregent, mehr als er es sich selbst gestehen mochte, abhängig von seinen Eindrücken und Einfällen, vor Allem von einer hochfliegenden Phantasie. Er hat bald von allgemeinem Türkenkrieg, bald von Eroberung des heiligen Grabes, bald von Unterwerfung des russischen Großfürsten, bald von der Bekehrung sämmtlicher protestantischen Fürsten geträumt. Anlaß zu so großen Täuschungen in letzterer Richtung waren die Aussichten, welche Heinrich IV. schon mehrere Jahre vor seinem wirklichen Uebertritt bot. Die entgegenkommenden Schritte, die deßhalb der Papst that, reizten aber Heinrich's unversöhnlichen Gegner Philipp II. auf's äußerste, so daß Sixtus zuletzt, um seine Beziehungen zu Spanien aufrechtzuerhalten, fast genöthigt worden wäre, aus der neutralen und zuwartenden Stellung, die er Frankreich gegenüber eingenommen hatte, wieder herauszutreten. Er starb, nachdem soeben spanisches Geld, die niedergeworfenen Banditen auf's Neue auf die Beine gebracht und dem Papst, der sein Lebenswerk bedroht sah, schwere Stunden verursacht hatte.

3. Der Conflict der spanischen und der französischen Interessen.

Wie Paul IV. von den Creaturen Paul's III. und Gegnern Julius' III., Pius IV. von den Feinden Paul's IV., Pius V. wieder von den Anhängern Paul's IV., Sixtus V. von den Gegnern Gregor's XIII. erhoben worden war, so gewann auch jetzt wieder die Opposition die Vorhand, und es bestieg der von Sixtus V. beleidigte Cardinal Gianbattista Castagna, von unzweifelhaft spanischer Gesinnung, als Urban VII. den Thron, um zwölf Tage darauf zu sterben. 1590.
Abermals erhob sich der Wettkampf der Parteien, und abermals siegten die Spanier. Als krank und friedliebend zog sich während des Conclave Cardinal Nicolo Sfondrato in seine Zelle zurück und gab so Gelegenheit, ihn zu wählen. Er nannte sich **Gregor XIV.** und verwandte die von Sixtus V. gesammelten Gregor XIV. 5. Dec. 1590 —15. Oct. 1591.
Schätze ganz zu Gunsten Philipp's II. und der Ligue. Nach seinem baldigen Tode drangen die Spanier zum drittenmal im Conclave durch, indem sie den Gianantonio Fachinetto erhoben, welcher als **Innocenz IX.** zwei Monate lang Innocenz IX. 30 Oct.— 30. Dec. 1591.
von seinem Sterbebett aus regierte.

Jetzt endlich trat ein nachhaltiger Umschwung ein. Seit Pius IV. hatte sich der Kirchenstaat vertrauensvoll und ohne Rückhalt an Spanien angeschlossen und auf diese Weise dem König Philipp II. die Hingebung, die er der römischen Kirche trotz Paul's IV. Undankbarkeit zu widmen nie müde ward, vergolten. Man betrachtete es daher als selbstverständlich, daß nunmehr der Cardinal Santorio mit dem Titel Sanseverina, die Seele der Inquisition und der spanischen Partei, den Stuhl Petri besteigen werde. Schon hatte die Mehrzahl der Cardinäle ihn davon benachrichtigt und um Gnade für seine Gegner gebeten. Aber im letzten

Augenblicke ward geheime Stimmenabgabe beliebt; es zeigte sich bald, daß die Abneigung der Cardinäle gegen die übermächtige spanische Partei und gegen Sanseverina's Härte nicht zu überwinden war. So wurde Cardinal Ippolito Aldobrandini gewählt, welcher nunmehr als **Clemens VIII.** regierte.

Ippolito Aldobrandini 1536—1605. Als Clemens VIII. 20. Jan. 1592 —5. März 1605. Der neue Papst war so arbeitsam und pünktlich, wie kaum einer seiner Vorgänger. Anstatt der Tafelfreuden führte er zweimaliges wöchentliches Fasten ein. Er wußte, daß die Person auf dem päpstlichen Stuhle nunmehr nichts mehr, das Amt Alles bedeutete. Wir werden sehen, wie er die französische Frage in einer, von seinen Vorgängern durchaus verschiedenen Weise löste. Indem er äußerlich noch lange sich ganz als das Haupt der kirchlich-spanischen, streng orthodoxen Partei betrug und die Ligue unterstützte, ließ er es andererseits auch zu heimlichen Annäherungen Heinrich's IV. kommen, und nachdem dieser nicht blos übergetreten, sondern auch seine Ueberlegenheit in den Waffen aufs Neue bewiesen
17. Dec. 1595. hatte, kam es zur feierlichen Absolution seitens des Papstes vor der Peterskirche. Damit war die Uebermacht Spaniens gebrochen; es gab wieder zwei große, auf einander eifersüchtige, in unaufhörlichem Wettstreit begriffene Mächte der abendländischen Christenheit, und zwischen beiden nahm Clemens VIII. eine vermittelnde, unter Umständen gebietende, jedenfalls eine weit unabhängigere Stellung ein, als es seinen Vorgängern seit langer Zeit möglich gewesen war. Das erste Ereigniß, bei welchem sich der französische Einfluß am päpstlichen Hofe wieder deutlich geltend machte, war der Erwerb Ferrara's von Seiten des päpstlichen Stuhles. Bei der offenen Parteinahme Spaniens für den von Alfonso II. eingesetzten Erben
1597. hätte Clemens VIII. es nimmermehr wagen können, diese reichen Länder als heimgefallene Lehen einzuziehen, wäre er nicht der thatkräftigen Unterstützung Heinrich's IV. sicher gewesen. So verstand es der Papst trefflich, das Gleich-
1598. gewicht der katholischen Welt wieder herzustellen. Der Friede von Vervins war
1600. hauptsächlich sein Werk, und nicht minder das Abkommen, welches Frankreich und Savoyen wegen des zwischen ihnen streitig gewordenen Saluzzo trafen. Andererseits hat er sich doch wohl gehütet, die französischen Waffen wieder nach Italien zu rufen. Es war ihm genug, sich von der Uebermacht der Spanier loszumachen und der kirchlichen Politik wieder eine breitere Grundlage zu geben — auf friedlichem Wege, ohne Erschütterung, allmählich, aber desto sicherer.

In Clemens' VIII. Natur lag bei großer Klugheit und Ruhe der Handlungsweise eine nicht minder große Neigung nach Alleinherrschaft. Von seinen Gemächern im Vatican aus — er gründete die seitherige Papstresidenz — beobachtete und leitete er persönlich Alles. Schon früher haben wir gesehen, wie die im Schooße des Jesuitenordens ausgebrochene Zwietracht ihm Anlaß bot, sich in die inneren Angelegenheiten des Ordens zu mischen (S. 13). Aquaviva wich den Machtsprüchen des Papstes der Form nach; der Sache nach haben die Jesuiten gerade unter seinem Pontificat sich wieder befestigt, und Clemens selbst ist einmal das Opfer jesuitischer Täuschungen, die ihm Parsons bereitete, geworden. Dagegen erwies er sich den Cardinälen gegenüber durchaus überlegen; die Thätigkeit der Consistorien sank zur Formalität herab, der Papst

that Alles. Neue Auflagen wurden ausgeschrieben, ohne daß man jemand gefragt hätte, die Einkünfte der Communen unter strenge Aufsicht genommen. Die Barone wurden der strengsten Rechtspflege unterworfen, Herkommen und Bevorrechtung nicht geachtet. Die nicht aussterbende Erinnerung an das tragische Ende des Hauses Cenci, dessen Güter eingezogen wurden, hat der barbarischen Justiz seiner Zeit ein trauriges Denkmal gesetzt.

Erst als der Papst zu höheren Jahren gekommen und die Leitung der Geschäfte auf den Nepoten Cardinal Pietro Aldobrandini übergegangen war, erlaubte sich im Vertrauen auf spanischen Rückhalt das Haus Farnese wieder offene Widersetzlichkeit gegen die päpstliche Polizei, und beim Tode des Papstes standen sich die spanische und die französische Partei wieder mit der alten Schärfe gegenüber. Gleichwohl gelang es dem Cardinal Aldobrandini, im Verein mit den französisch gesinnten Cardinälen zuerst einen Medici, der als Leo XI. 26 Tage lang regierte, dann den Camillo Borghese auf den Thron zu heben, einen Mann, der vom Stande eines Advocaten durch alle Grade kirchlicher Würden zum Cardinal aufgestiegen war und in den letzten Jahren die übliche Zurückgezogenheit eines Candidaten für den päpstlichen Stuhl beobachtet hatte.

Paul V., der Papst, welcher seinen Namen mit ungeheueren Buchstaben auf die unter ihm vollendete Façade der Peterskirche hat setzen lassen und ihn nicht minder innig durch die Herstellung der Aqua Paolina mit der Schönheit und Größe Roms verband, trat gleich anfangs mit einer Schroffheit und Härte auf, die Erstaunen und in einzelnen Fällen Entsetzen erregte. Mit derselben Unbeugsamkeit, womit er in seinen bisherigen Aemtern den Buchstaben des Gesetzes gehandhabt hatte, nahm er sich vor, auch die höchste Würde zu behaupten. Als strenger Kanonist fühlte er sich namentlich im Gewissen verbunden, den Eingriffen der weltlichen Macht in kirchliche Dinge ein Ende zu machen und gerieth darüber sofort in einen wenig überlegten Streit mit der Republik Venedig. Hier hatte man schon seit länger gegenüber dem übermächtig werdenden Einfluße Spaniens französische Politik getrieben und den König von Navarra sogar schon zur Zeit, als er noch ein Ketzer war, als französischen König anerkannt. Zu Zeiten Sixtus' V., der darüber schon mächtig gegen die Republik erbost war, war es überdies einer mißvergnügten Mehrheit im Senate, meist aus jüngeren Mitgliedern bestehend, gelungen, sich Antheil an der Verwaltung, welche bisher in den Händen weniger Patricier gelegen hatte, zu erkämpfen. Schon um des Gegensatzes willen nahm diese neue Regierung weniger Rücksichten auf die Kirche als die alte. Seit die Päpste durch die Erwerbung Ferrara's unmittelbare Nachbarn der Republik geworden waren, fehlte es vollends nicht an Grenzstreitigkeiten und Mißhelligkeiten aller Art, und als nun gar Paul V. die streitigen Ansprüche seiner Gewalt mit rücksichtslosem Eifer überspannte, wurde in Venedig die antirömische Opposition Meister, ihr Führer Lionardo Dandolo zum Dogen erhoben. Der Papst wollte nicht blos die Criminaljustiz über venezianische Kleriker an sich reißen, indem er die Auslieferung einiger geistlicher Verbrecher forderte, sondern verlangte auch Aufhebung eines gegen Vermehrung der liegenden Besitzungen der

Camillo Borghese 1552—1621. Als Paul V. 16. Mai 1605 —18. Januar 1621.

1582.

Jan. 1606.

Kirche bestehenden Gesetzes, sowie eines anderen, welches die Errichtung neuer Kirchen von der Genehmigung der weltlichen Behörde abhängig machte. Man fand sich in Rom durch die venezianische Staatsverfassung beeinträchtigt, während die Venezianer ihrerseits Miene machten, noch weiter zu gehen und kirchliche Pfründen künftig nur an Eingeborene zu verleihen, jede Bulle der Genehmigung des Staates zu unterwerfen, alle Geldsendungen nach Rom zu verbieten u. s. w. Während der Staatsconsultor Paolo Sarpi die Ansprüche der Republik ver-
17. April 1606. theidigte (vgl. Bd. X., S. 356), schleuderte **Paul V.** Bann und Interdict auf den Staat Venedig. Dandolo befahl den Geistlichen, ruhig in ihren Functionen fortzufahren. In der That gehorchten Kleriker wie Mönche; nur die Jesuiten, Theatiner und Kapuziner schlossen sich dem Papst an und mußten das venezianische Gebiet sofort verlassen. Dann wurde in der Lagunenstadt, als ob nichts geschehen wäre, das Frohnleichnamsfest mit dem größten Prunk gefeiert. Im
1607. Verlaufe des nächsten Jahres fand der Streit der sich bekämpfenden Gewalten zwar durch französische und spanische Vermittelung in der Weise sein Ende, daß Venedig, ohne gerade seinem Rechte etwas zu vergeben, dem Papste persönlich entgegenkam, aber die Jesuiten, welche mittlerweile ganz Italien gegen die ketzerische Republik aufgehetzt hatten, blieben noch ein halbes Jahrhundert aus dem Gebiete derselben verbannt.

So waren dem Plane des restaurirten Papstthums, die ganze katholische Welt zu einer sich in Idee, Glauben, Leben und Politik zusammenschließenden Einheit zu verbinden und zu Einer großen Action gegen den Protestantismus zu gebrauchen, theils, wie von Frankreich aus, Schwierigkeiten der Nationalität, theils, wie in Venedig, die Ansprüche des modernen Staates und seiner Souveränetät entgegengetreten; die europäische Politik selbst war wieder in sich zerfallen: nicht blos bestand der Antagonismus der protestantischen und der katholischen Mächte, sondern innerhalb der letzteren hatte sich der französisch-spanische Gegensatz aufs Neue aufgethan, und auf dem Gebiete der Lehre bekämpften sich trotz der Tridentinischen Einheitsbestrebungen die beiden mächtigsten und streitbarsten Orden der katholischen Christenheit, die Jesuiten und die Dominicaner. Nur der auf deutschem Gebiete neu entbrannte Kampf wider den gemeinsamen protestantischen Feind ließ die inneren Gegensätze noch einmal zurücktreten und führte zu jenen schweren Niederlagen des Protestantismus, welche Paul V. und die auf ihn folgenden Pontificate erlebten. Er selbst zeigte sich, nachdem ihm seine ersten Erfahrungen eine so nachdrückliche Lehre ertheilt hatten, im Uebrigen ruhig und gemäßigt. Er zahlte bei Beginn des dreißigjährigen Krieges bedeutende Subsidien an die katholischen Mächte; Die Frucht dieser Bemühungen erntete sein
Alessandro Ludovisi 1554 –1623. Als Gregor XV. 9. Febr. 1621 —8. Juli 1623. Nachfolger Alexander Ludovisi, der als **Gregor XV.** die ersten Triumphe der Kirche erlebte. Das Regiment unter ihm führte sein Nepote Lodovico Ludovisi, welcher, von den Jesuiten erzogen, ihnen die Ignaziuskirche in Rom erbaute, die Kanonisation des Ignazius und des Xaverius betrieb und die Propaganda

gründete (S. 19). Für das glücklichste Ereigniß seines Pontificates erklärte es Gregor XV., als in Folge der Eroberung der Pfalz der Kurfürst Maximilian ihm die Heidelberger Bibliothek schenkte. „Endlich darf — schrieb bald darauf der Empfänger an den Geber — die Tochter Zion die Asche der Trauer von ihrem Haupte schütteln und sich in festliche Gewande kleiden.“

Maffeo Barberini 1568 —1644. Als Urban VIII. 6. Aug. 1623 —29. Juli 1644.

Maffeo Barberini, welcher seine Studien bei den Jesuiten gemacht und mit großer Auszeichnung schon als päpstlicher Protonotar und Nuntius in Frankreich gedient hatte, dann Erzbischof von Spoleto geworden war, bestieg nunmehr als **Urban VIII.** den römischen Stuhl, seit langer Zeit wieder einmal ein Papst, welcher schon als lateinischer Dichter aufgetreten war und sich in erster Linie als italienischer und weltlicher Fürst fühlte. Man zeigte ihm die marmornen Denkmale seiner Vorfahren; er sagte, er wolle sich eiserne setzen, und warb Soldaten, sammelte Waffen, baute Festungen, als wäre ein Krieg vor der Thür. Rom erfüllte sich wieder mit militärischem Lärm; Civitavecchia ward ein Freihafen. Man wußte nicht, wozu dies Alles dienen sollte, und er sagte es Niemanden, wie er denn durchaus selbstherrlich regierte, ohne Congregation, überzeugt, mehr Verstand zu besitzen, als alle Cardinäle zusammen. Bei einem Mann von so stark ausgeprägtem Selbstgefühle konnte, als er im Mantuanischen Erbfolgekrieg seiner Leidenschaft gegen das Haus Oesterreich-Spanien die Zügel schießen ließ, der Einwurf nicht verfangen, daß er sich damit in Widerspruch zu fast allen seinen Vorgängern setze. Er meinte, ein lebender Papst sei mehr werth, als hundert todte. Und so erneuerte sich das Schauspiel, welches schon Paul III. der Wel gegeben hatte: in demselben Augenblicke, als der habsburgische Monarch den Pro- 1629.
testantismus ganz unter die Füße getreten hatte und auf umfassende Wiederherstellung der alten Religion alle Aussichten vorhanden waren, fiel der Papst vom Kaiser ab und erkannte dem von Letzterem geführten Kampfe kühl den Charakter eines Religionskrieges ab. Er war sogar nicht unbetheiligt an dem französischen, ja an dem schwedischen Auftreten in Deutschland. Die Angst vor einem übermächtigen Kaiserthum hatte die Kirchenpolitik seiner Vorgänger fast völlig in den Hintergrund gedrängt. Laut klagte Ferdinand II. über die unbegreifliche Gleichgültigkeit Urbans gegen die heiligsten Interessen der Kirche. Selbst die Mitglieder der Curie, die Einwohner von Rom waren erstaunt, und es fehlte nicht viel, so hätte der ehemalige Nepote Ludovisi im Verein mit den spanisch und kaiserlich gesinnten Cardinälen ein Concil gegen den Papst berufen. So zeigte es sich, daß der Katholicismus, als Einheit betrachtet, seine eigenen Siege nicht ertragen konnte. Es bedurfte erst aller Erwägungen, die Gustav Adolf's Siegerlauf nahe legte, bis endlich der Papst wieder Subsidiengelder an den Kaiser zahlte. Jetzt aber traten an die Stelle der alten Mißhelligkeiten neue, indem der Papst, nachdem er so viel dazu beigetragen hatte, daß die kriegerischen Unternehmungen des Hauses Habsburg scheiterten, nunmehr auch das Friedenswerk hemmte und zu keinerlei Concessionen an die Protestanten seine Beistimmung geben

wollte. Auf diese Weise bewirkte er freilich nur, daß das Papstthum allmählich eine Stellung außerhalb der lebendigen und wirksamen Interessen der Welt einnahm. Schließlich blieb ihm nichts mehr übrig als jener ohnmächtige Protest, welchen Urbans VIII. Nachfolger, Innocenz X., gegen den Westfälischen Frieden einlegte. Damit war der Versuch der Päpste, ihre Weltherrschaft zu erneuern, als für diesmal entschieden mißlungen zu betrachten.

Uebrigens gelangte noch unter Urban VIII. der Kirchenstaat durch den Heimfall
1631. Urbino's zu seiner Vollendung. Aber auch die Schuldenlast war seit Sixtus V. fortwährend gestiegen, da die Päpste, so viele Monti sie auch gründen mochten, immer Käufer für Plätze in denselben fanden. Unter Paul V. war Rom wohl der vornehmste Geldmarkt in Europa geworden. Urban VIII. erhöhte die Schulden allmählich bis auf 30 Millionen Scudi und darüber. Nicht wenig trugen zur Anhäufung solcher Schuldenmassen die neuen Familien bei, welche von Pontificat zu Pontificat sich erhoben und unmittelbar in den Rang der hohen Aristokratie des Landes aufstiegen. Dies war die Art und Weise, wie seit Sixtus V. die Päpste, da ihnen die Gründung eigener Fürstenthümer durch die Bulle Pius' V. unmöglich gemacht worden war, ihre Anverwandten aus dem Ueberschusse der geistlichen Einkünfte versorgten. So waren nacheinander die Peretti und Aldobrandini, die Borghesen und Ludovisi, jetzt auch die Barberini zu großem Reichthum und ausgedehntem Besitz auf Kosten des Staates gelangt. Den höchsten Rang aber unter allen nicht herrschenden Papstfamilien behaupteten immer noch die Farnesen in Parma und Piacenza. Einige zu ihrer Demüthigung unternommene
1641—44. Maaßregeln des Papstes hatten den sogenannten Krieg von Castro zur Folge, in welchem die päpstliche Politik eine vollständige Niederlage erlitt. Mitten unter diesen Verwickelungen und Verlegenheiten starb Urban VIII. Neben der weltlichsten Politik hatte er auch wieder die stärksten Theorien über die päpstliche Allgewalt festgehalten. Er gab der Bulle
1623. In coena domini ihre letzte Redaction und verdammte mit gleichem Anspruch auf un-
1633. 1642. fehlbares Urtheil sowohl Galilei's physikalische wie des Jansenius dogmatische Irrthümer. Den Krieg von Castro beendigte auf eine für das Papstthum glimpfliche Weise sein Nach-
Innocenz X. folger Innocenz X., mit welchem die Familie der Pamfili obenauf kam. Auch sonst
16. Septbr. 1644—5. Januar 1655. lief das Pontificat des alten Mannes ohne erhebliche Widerwärtigkeiten ab. Nur in Familie und Palast hörten die Intriguen und Katastrophen nicht auf. Das Nepotenregiment, welches unter fast allen vorangegangenen Pontificaten Staat und Kirche beeinflußt hatte, konnte unter ihm nicht einmal zur Ausführung kommen, da vielmehr des Papstes Schwägerin, Donna Olimpia Maidalchina von Viterbo Alles allein beherrschte. Die Zeit des erneuerten Weltsturmes war abgelaufen, und das Papstthum mußte sich forthin mit einer geringeren Rolle im Concerte der europäischen Politik bescheiden.

B. Der Süden und Westen Europa's zur Zeit der Machtstellung Spaniens.

Literatur. Die zu Anfang des X. Bandes angeführten Werke reichen zum Theil auch noch in die gegenwärtige Periode herein, wie die große Geschichte des 16. Jahrh. von de Thou; wie die Werke über die allgemeine spanische Geschichte von Ferreras, von Mariana mit ihren Fortsetzungen, von Lafuente, denen noch beizufügen: Rosseeuw-St. Hilaire, hist. d'Espagne. Paris 1860; wie die Werke von Ranke, Raumer, Häusser-

Oncken u. a. Ueber Philipp II. und seine Zeit: die Specialwerke von Sepulveda (l. III. histor. Phil. II. Regis Hisp. inde ab a. 1556—1564); Ant. de Herrera (hist. del reynado del Rey D. Phelipe II. d. 1554—1598. Mad. 1613. 13 voll. fol.); Cabrera de Cordova (hist. del Rey D. Phelipe II. Mad. 1619. fol.); Vita del Rè Filippo II mon. d. Sp. da Greg. Leti, Coligni (Genf) 1679, auch deutsch (Leipz. 1716. 8.), franz. u. holländ.; die Gesandtschaftsberichte von Fr. Chr. Khevenhiller in Ann. Ferd. Leipz. 1716 ff. 12 voll. fol.; the history of the reign of Phil. II king of Sp. by Rob. Watson. Lond. 1777. 2 voll. 4° auch Deutsch, Lübeck 1778; Prescott, hist. of the reign of Phil. II. Lond. 1855. 1858. Deutsch v. J. Scherr 1856—59; bis zum J. 1574 reichend. W. Havemann, Darstellungen aus der inneren Gesch. Span. im 15. 16. 17. Jahrh. Gött. 1850. — Ueber die Insurrectionskriege der Moriskos sind die Hauptwerke: Guerra de Granada contra los Moriscos por Diego de Mendoza. Valenzia 1776. 4. (vgl. X, 62); hist. de Rebellion y castigo de los Moriscos del Reyno de Granada por L. Marmol Carvajal. Malaga 1600. Circourt, hist. des Mores mudejares et des Morisques. Par. 1846. — Viel neues Licht über das ganze Zeitalter verbreiten die Relationen der venet. Gesandten, die in mehreren Sammlungen in neuerer Zeit publicirt worden sind, am reichhaltigsten von Eugenio Albèri. 1855. 9 Bde. — Besonders ist das Schicksal des Infanten Don Carlos in neuerer Zeit der Gegenstand eingehender Forschungen geworden. Die älteren Schriften von de Thou, von den Biographen Philipp's II., Gregorio Leti und Luis Cabrera, die Memoiren von Brantôme u. A., welche dem Roman des Abbé de St. Real und der Tragödie Schillers zur Unterlage dienten, sind, nachdem schon die kritischen Untersuchungen von Llorente, Ranke, Raumer, Ahrendt u. A. die dunkle Geschichte aufzuhellen und den wahren Sachverhalt klar zu stellen gesucht, durch die beiden Werke von Mouy und von Gachard (Don Carlos et Philipp II.), welche in ihren Resultaten von Warnkönig (Stuttg. 1864) zusammengefaßt und durch die von Matth. Koch herausgegebenen Gesandtschaftsberichte und Briefe des Freih. von Dietrichstein (in den Quellen zur Gesch. Kaiser Maximilian's II. Leipz. 1857) ergänzt worden, in den Hintergrund gedrängt und damit die ganze Frage, soweit das vorhandene historische Material reicht, zum Abschluß geführt. — Ueber Don Juan: D. Juan d'Aust. hist. por Lor. Vanderhammen. Madr. 1627. und W. Havemann, Don Juan d'Austria. Gotha 1865. — Die Geschichte des Antonio Perez ist behandelt in den Werken von Salvador Bermudez de Castro (Madr. 1842) und von Mignet, Antonio Perez et Phil. II. Par. 1846. 2. Aufl. — Ueber die Geschichte von Italien sind die Angaben in VIII, 318 f., in IX, 702 nebst den Ergänzungen in X, 298 f. und in dem ersten Abschnitt des gegenwärtigen Bandes auch für das 16. und 17. Jahrh. zureichend. — Zum Osmanischen Reich vergl. man VIII, 620. Den dort angeführten Werken ist noch beizufügen: das schon erwähnte Buch von L. Ranke: Fürsten und Völker von Südeuropa; Gratiani de bello Cyprio, ins Franz. übersetzt von Pelletier. Par. 1685, und zu dem Belagerungskrieg von Malta: Vertot, histoire des chevaliers de Malte. Paris 1726. — Ueber die Cultur- und Literaturgesch. Spaniens vgl. man X, S. 33; dazu noch Tapia, historia de la civilizazion d'España. Madr. 1840. 4 voll. — Ueber Portugal IX, 411. — Zu der Geschichte der Niederlande, Frankreichs, Englands sind die literarischen Nachweisungen bei der Geschichte dieser Länder angegeben.

I. Das spanische Reich unter Philipp II.

1. König Philipp II. und seine Regierung.

Philipps Persönlichkeit. August 1559. Bald nach dem Frieden von Chateau-Cambresis kehrte Philipp II. nach Spanien zurück. Nach einer stürmischen Ueberfahrt, wobei mehrere Schiffe mit kostbarer Ladung ein Raub der Wellen wurden, betrat er das Land seiner Geburt und seiner Liebe, um es nie wieder zu verlassen. Wie oft er auch in der Folge die Absicht kund gab, in die Niederlande zurückzukehren, ja schon Reiseanstalten treffen ließ, er hat wohl niemals ernstlich daran gedacht. Als er sich zehn Jahre früher zum erstenmal in Deutschland und in den Niederlanden gezeigt, hatte man in der äußeren Erscheinung große Aehnlichkeit mit Karl V. entdeckt: „dasselbe mehr weiße, als blasse Gesicht, dasselbe blonde Haar, das nämliche Kinn, denselben Mund. Sie waren beide nicht groß, Philipp noch etwas kleiner, zierlicher, schwächer als sein Vater; doch schienen die Gesichtszüge des Sohnes nicht den Ausdruck von Scharfsinn darzubieten, welcher den Vater auszeichnete." Dieser körperlichen Aehnlichkeit entsprach aber keine Aehnlichkeit des Charakters, der Sitten, der Lebensgewohnheiten. Nur den Hang zu reichlichen Mahlzeiten und zum wechselnden Umgang mit Frauen theilte Philipp mit dem Kaiser; in allen übrigen Neigungen zeigte sich ein Gegensatz des Temperaments, der Bildung, der Lebensweise, der mit den Jahren immer schärfer hervortrat: Während der alte Kaiser an der Spitze der Heere von Land zu Land zog oder die Meere durchschiffte, schlug der Sohn seinen bleibenden Wohnsitz in Madrid auf, in der Mitte der pyrenäischen Halbinsel. Diese neue Residenz Madrid, das Herz des ganzen großen Reichskörpers, verließ Philipp nur, „um jenen öden Weg hin, wo kein Baum Schatten und kein Bach Mannichfaltigkeit gewährte, nach dem Escurial zu fahren, das er zwischen nackten kleinen Hügeln in einem steinigen Thale Hieronomytenmönchen zum Aufenthalt und seinem Vater zum Grabmal bauete, oder um im Frühjahr nach Aranjuez zu gehen, wo er die Jagd in die Berge begleitete und sich zu Alkalden und Monteros herabließ, doch ohne sie nach etwas Anderem zu fragen, als nach ihrem Amt, und ohne sie von etwas Anderem reden zu lassen, als von ihrem Geschäft." Jenes Aranjuez mit seinen schattigen Laubgängen und kühlenden Springbrunnen war der einzige Ort, wo er Erholung suchte und Stärkung zu neuer Arbeit. „Es schmeichelte dem Stolze des Despoten, vom Dunkel seines Cabinets aus eine halbe Welt in steter Bewegung zu erhalten." An männlichen Vergnügungen und Zerstreuungen, an denen Karl V. trotz seines gebrechlichen Körpers gerne Theil nahm, an Ritterspielen, Jagdpartien, gesellschaftlichen Unterhaltungen im Kreise seiner Edlen, hatte Philipp so wenig Gefallen wie an dem kriegerischen Wanderleben und Umherziehen des Vaters. König Philipp setzte nicht so oft den Fuß in den Steigbügel, sagt Brantôme, oder auf die Galeere wie sein kaiserlicher Vater; aber aus weiter Ferne und wie mit

geschlossenen Augen leitete er Feldzüge, schlug er Schlachten. „Zuweilen finden wir ihn noch im Gehölze von Segovia," heißt es bei Ranke, „einmal in Lissabon: übrigens immer zu Hause. Anfangs erschien er hier bei den Festen des Volkes; später ließ er sich das Jahr ein paar Mal auf einer Galerie sehen, welche von seinen Zimmern nach seiner Kapelle ging; in den letzten Jahren unterließ er auch dies und blieb immer in seinen Gemächern. Da gewöhnte er sich zu dem Ausdruck einer ganz leidenschaftlosen Ruhe, eines bis zur Vollkommenheit ausgebildeten Ernstes, einem Ausdruck, der eine völlig unterwerfende Wirkung hatte. Selbst geübte und belobte Redner kamen aus dem Texte, wie sie vor ihm standen, wenn er sie, wie er pflegte, mit den Augen von oben bis unten maß. Er sagte alsdann: „Beruhigt Euch." Mit einem leisen Lächeln antwortete er." Mit wunderbarer Selbstbeherrschung wußte er sein Inneres zu verbergen; Auge und Lippen verriethen nie was in ihm vorging; seine melancholischen starren Züge dienten nie der Seele als Spiegel; er war der größte Meister in der Kunst des Truges und der Verstellung. In Leid und Freude hüllte er sich in dieselbe Schweigsamkeit, die er von Jedem in seiner Umgebung verlangte. Für ein Wort des Scherzes fehlte ihm das Verständniß.

Auch in vielen andern Dingen bestand ein Gegensatz zwischen Vater und Sohn. Wir wissen, daß Karl V. seine Umgebung und seine einflußreichsten Räthe aus Niederländern wählte, daß er im Umgang mit den verschiedenen Nationen seines Reiches sich bemühte, in Sprache, Sitten und Lebensweise als einer der Ihrigen angesehen zu werden, den Flandrern als Flandrer, den Italienern als Italiener, den Spaniern als Spanier zu erscheinen, selbst den Deutschen einige Charakterzüge zu entlehnen. Ganz anders Philipp II. Dieser war nur Spanier; nur in castilischer Sprache vermochte er sicher und geläufig sich auszudrücken; vom Lateinischen hatte er nur geringe Kenntniß, des Französischen und Italienischen war er wenig mächtig. Einheimische Granden bildeten seinen Rath, seine Umgebung; nie wich er von der spanischen Würde und Gravität ab, sie allein erschien ihm als der angemessene Ausdruck des Herrschers. Wenn er sich in früheren Jahren aus Politik oder auf das Zureden Anderer herbeiließ, den Deutschen, den Engländern, den Flamändern sich ein oder das andere Mal gefällig und entgegenkommend zu erweisen, so war dies für ihn ein lästiger Zwang, den er in der Folge ablegte. Wir werden bald erfahren, wie sehr sein kaltes, stolzes, zurückhaltendes Wesen ihm die Herzen der Niederländer entfremdete; in seiner Nähe drückte das Gefühl einer despotischen Zwingherrschaft wie ein Alp auf die Gemüther. Und wie für die Sprachen so fehlte ihm auch der tiefere Sinn für die Wissenschaften und Künste der fremden Völker. Es ist uns bekannt, wie sehr Karl V. von dem mächtigen Geiste der Renaissance ergriffen war, mit welcher Gunst er die hervorragenden Schriftsteller und Künstler auszeichnete; auch dieser edlen Herrschereigenschaft entbehrte Philipp II. Er widmete den literarischen und künstlerischen Schöpfungen keine besondere Theilnahme, und wo er als Beschützer

Geringe Culturinteressen.

auftrat, geschah es nicht aus innerer Freudigkeit und Hingebung für die Gaben der Musen, sondern weil er es für seine Regentenpflicht hielt, auch diese Seite nicht unbeachtet zu lassen. Wir werden später die dramatische Poesie kennen lernen, welche unter ihm ihre Blüthenkeime ansetzte; allein selbst diese Kunst war nur ein Werkzeug seines Regierungssystems; sie zog das Volk von den Anliegen des Staats ab und diente zugleich zur Verherrlichung der kirchlichen Institute und Rechtgläubigkeit. Wenngleich nicht ohne mancherlei Kenntnisse, besonders in der Geschichte und ihren Nebenzweigen, wenngleich ausgerüstet mit großem Verstand, Gedächtniß und Einsicht menschlicher Dinge, so zeigte Philipp II. doch nur Sinn und Interesse für Politik, für Staatsgeschäfte und für die religiösen Fragen seiner Zeit. Cultur und Geistesleben erhalten nur dann von Fürsten und Höfen Förderung und Impuls, wenn ein persönlicher Verkehr, ein Austausch von Gedanken und Ansichten obwaltet; aber König Philipp vermied die unmittelbare Berührung mit der Außenwelt, wodurch die Seele offener, freier und wärmer wird.

Das Regierungssystem der Schreibstube. In den Geschäften des Cabinets stand Philipp hinter seinem Vater nicht zurück: fleißig und arbeitsam in seltenem Grade, nahm er von Allem Einsicht, suchte er sich über Personen und Sachen aufs Genaueste zu unterrichten, war er unermüdlich im Niederschreiben seiner Ansichten, Gutachten, Befehle. In persönliche Unterhandlungen pflegte er sich nicht einzulassen; den Sitzungen des Staatsraths wohnte er nicht selbst an, damit der Meinungsaustausch nicht durch seine Gegenwart beschränkt würde; aber aus den schriftlichen Berichten, die aus allen Theilen seines weitläufigen Reiches auf seinem Arbeitstische zusammenliefen, verschaffte er sich eine klare Einsicht in den Gang und die Beschaffenheit der Regierungsgeschäfte und ertheilte Bescheid und Antwort. Er schrieb, verordnete, befahl Jahr aus Jahr ein, Tag für Tag mit rastlosem Eifer. Oft saß er noch um Mitternacht in seinem Cabinet, um Briefe abzufassen, die eingelaufenen Depeschen mit Randbemerkungen zu versehen, Aufzeichnungen und statistische Notizen zu machen, bald allein, bald von einem zuverlässigen Schreiber unterstützt. Mit unermüdlichem Fleiß führte er Buch über Alles, was in seinem Reiche vorging, über alle Persönlichkeiten, die in seinem Dienste standen. Oft staunten die vortragenden Räthe, wenn sie aus den Bemerkungen des wortkargen Monarchen wahrnahmen, wie gut er von Allem Bescheid wußte. Keiner war so gründlich mit den Einzelheiten aller Zweige der Verwaltung vertraut, keiner kannte so genau alle Eigenschaften, die Tugenden wie die Fehler der von ihm verwendeten Staatsmänner, Feldherren und Amtleute. Dennoch gingen ihm die höheren Herrschergaben ab: es fehlte ihm jene rastlose Regsamkeit des Geistes, jene bewegliche Spannkraft des Willens, jenes unermüdliche Schaffen und Treiben, wie wir es bei Karl V. bemerkt haben. Von dem genialen Herrscherblick, welcher in der wirklichen Welt, im unmittelbaren Menschenverkehr sich zeigt und das Richtige und Zweckmäßige im rechten Moment ergreift, hatte Philipp keine

Spur. „Seine Thätigkeit war das vielgeschäftige Treiben eines engen mittelmäßigen Kopfes, der von dem menschlichen Organismus nur eine sehr unvollkommene Vorstellung hatte." Mit pedantischem Geiste traf er seine Anordnungen auf Grund fremder Belehrung, bildete er sich Urtheile und Vorurtheile nach starren Regeln und unsichern Auffassungen. Er kannte wohl die Lage und die Verhältnisse der seinem Scepter unterworfenen Welt, und durch seine weitläufig angelegten Verzeichnisse, die er über alle Angestellten führte, konnte er sich der ausgedehntesten Personalkenntniß rühmen, wozu ihm ein wohlorganisirtes Spürsystem die Mittel lieferte; aber er erfaßte Alles mit den schwankenden und schillernden Vorstellungen eines Einsiedlers. „Er war abgeschieden von seinen Zeitgenossen und doch ihr Regierer, selber in einer beinahe bewegungslosen Ruhe, und doch die Veranlassung des bewegtesten Lebens." In der Stille des Cabinets spann er ungesehen die Fäden, welche alle christlichen Staaten umgarnten. Allein er kannte nur das mechanische Räderwerk der Staatsmaschine, die lebendig wirkenden Kräfte, die geistigen Triebfedern, die durch momentane Impulse in Bewegung gesetzt werden, blieben ihm fremd. Seine Regierung war ein „vielschreibendes Cabinetsregiment", eine „papierne Bureauthätigkeit", die wie ein Uhrwerk vierzig Jahre lang sich unverdrossen und regelmäßig abspielte. Selbst mit seinen Ministern und Räthen und mit seiner nächsten Umgebung zog er den schriftlichen Verkehr dem mündlichen Gespräch vor. Wenn er die öde Gegend zwischen Madrid und Aranjuez durchfuhr, sah man ihn Akten lesen oder den Inhalt von Berichten aus verschiedenen Landschaften zusammenstellen. Es war in seinem Munde keine Unwahrheit, wenn er zu seinen Räthen sagte: „Ich versichere Euch, dem König ist das mühereichste Amt im Leben beschieden."

Und was waren denn die Zielpunkte dieses so geschäftigen Lebens, dieses so unermüdlichen stillen Schaffens? Sie lassen sich kurz zusammenfassen bei einem Manne, der nicht reich war an fruchtbaren Ideen. Auch dem zweiten Philipp schwebte wie seinem Vater das Traumbild einer Habsburger Weltmonarchie vor der Seele und lenkte seine Politik; aber so hoch verstieg er sich nicht, daß er auch über Kirche und Papstthum eine Schirmvogtei angestrebt hätte; vielmehr erblickte er seine höchste Regentenaufgabe in der Herstellung der gestörten kirchlichen Einheit: dem heiligen Vater in Rom, dem er selbst in Demuth und Unterwürfigkeit ergeben war, sollte die ganze Christenheit gehorsam sein, die Gesetze und Anordnungen der römischen Kirche sollten alle christlichen Gewissen binden, die Priester und Ordensgeistlichen dem Denken und der Wissenschaft Gepräge und Grenzen setzen. Wie er selbst sein ganzes Leben hindurch aufs Pünktlichste allen von der Kirche vorgeschriebenen Handlungen sich unterzog, regelmäßig zur Messe und Beichte ging, die Reliquien andächtig verehrte, den Processionen und Glaubensakten anwohnte, sich in Escurial strengen Büßungen unterzog, alle Feiertage und Fastengebote heilig hielt, so sollten auch alle seine Unterthanen denken, handeln und leben. Dieser monarchisch-hierarchische Herrscherplan konnte aber nur dann Zielpunkte.

zur Vollendung reifen, wenn die königliche Gewalt und ihre Organe sich in unbeschränkter Freiheit bewegten, ungehemmt durch irgend eine ständische oder demokratische Opposition. Der Grundgedanke seiner Seele, an den er sich wie an einen Glaubensartikel anklammerte, der fast ein halbes Jahrhundert hindurch das politische Leben Europa's in Athem hielt, war die Begründung absoluter Machtherrschaft unter Habsburgs Scepter im Bunde mit hierarchisch-klerikaler Autorität und kirchlicher Rechtgläubigkeit. Mit der ganzen Zähigkeit eines starren, in pedantischer Abgeschlossenheit sich bewegenden Geistes, der keiner Einsprache zugänglich war, keinen Widerstand zu ertragen vermochte, bei dem jedes freimüthige Wort Verdacht und Argwohn erregte, verfolgte er den Plan, der spanisch-habsburgischen Dynastie die Ehre der katholischen Majestät zu wahren und mit Hülfe der Inquisition und der Jesuiten die absolute Staatseinheit, wie er sie in Spanien ererbt hatte und vollendete, mit der ganzen königlichen Machtfülle in allen Theilen seines Reiches durchzuführen und ihr die Herrschaft über das christliche Europa zu verschaffen. Als er nach dem Tode des Vaters im zweiunddreißigsten Lebensjahr (er war geboren zu Valladolid am 21. Mai 1527) das Regiment übernahm, galt das Sprichwort: „Wenn Spanien sich rührt, so zittert die Erde.“ Dieses Sprichwort sollte unter Philipp II. ein Wahrspruch bleiben. Der monarchische Absolutismus und die katholische Staatsreligion, die sich in ihm zu einem untheilbaren Begriff gestalteten, sollten der Menschheit als die ewig gültige Lebensform aufgeprägt werden, mochte der Weg über Leichenhügel und Trümmerhaufen führen; mochten darüber Herzen brechen und alte Rechte und Staatsordnungen zusammenstürzen. Mit schonungsloser Gewalt und finsterem Despotismus suchte er in die lebensvolle Menschenwelt die „Ruhe eines Friedhofes“, die starre Oede eines einförmigen, mechanisch sich abwickelnden Daseins einzuführen. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Gott ihn zum Statthalter irdischer Reiche bestellt, mit Machtvollkommenheit ausgerüstet und mit dem Ausfluß seiner Weisheit begnadet habe, bebte er vor keinem Mittel zurück, das ihm zur Durchführung der von der Vorsehung ihm zugewiesenen Mission dienlich schien: Späherei und Ueberwachung, die Ausgeburt seines mißtrauischen, argwöhnischen Herzens, Heuchelei und Verstellung, Kabalen und Hofränke, Kerker und Meuchelmord, die Schrecken der Inquisition und der Fanatismus der Jesuiten, diese und andere dunkele Mächte waren die Stützen und Werkzeuge seiner völker- und menschenfeindlichen Staatskunst.

Haltung und Benehmen. Und war etwa diese Staatskunst gemildert, ihrer Gehässigkeit entkleidet durch feine äußere Formen, durch gewinnendes Benehmen? Keineswegs. Von dem gewandten leutseligen Wesen, durch welches Karl in seinen jüngeren Jahren die Menschen an sich zu ziehen verstand, von den ritterlichen Manieren, womit jener den spanischen und niederländischen Adel an seine Person fesselte, war in Philipp keine Spur. Wir werden bald erfahren, wie sehr er durch sein kaltes hochmüthiges Betragen die erregbaren Flamänder verletzte. Und auch gegen seine

spanische Umgebung zeigte er kaum jemals eine menschlich liebenswürdige Seite. „Im Gespräch war er gewöhnlich knapp, abgemessen, finster, wortkarg; Bitten gewährte er selten und wenn er ablehnte, so geschah es in hartem, hoffärtigem Ton.“ Keinem seiner Räthe und Hofleute war er aufrichtigen Herzens zugethan; er mißtraute allen, und um ihre wahre Gesinnung zu erforschen, nährte er Neid, Eifersucht, Parteiung, Kabalen und Intriguen, alle die bösen Triebe und Leidenschaften, welche das höhere gesellschaftliche Leben vergiften und zersetzen. Voll Ehrgeiz und Herrscherstolz ertrug er keinen selbständigen Charakter, keinen einsichtsvollen Staatsmann, keinen erfahrenen Rathgeber längere Zeit an seiner Seite; er vertraute nur auf sich selbst, auf seine Beobachtungen, Erforschungen und Aufzeichnungen, auf die Mittheilungen und Einflüsterungen, die er in dem Schreine seiner verschlossenen Seele barg. Selbst die beiden einflußreichen Männer, die sich am längsten der königlichen Gunst erfreuten, der Staatsminister Ruy Gomez, Graf von Melito, später zum Fürsten von Eboli erhoben, und der uns bereits bekannte Feldherr, Herzog von Alba, waren nur die Vollstrecker seiner Pläne und Entwürfe, und die Rivalität und tödtliche Feindschaft, welche die beiden Günstlinge, die „zwei Säulen, welche die große Maschine aufrecht hielten“ gegen einander hegten, und die der König absichtlich nährte, brach ihre Machtstellung und sicherte die königliche Alleinherrschaft und Superiorität. Denn je mehr durch den Zwiespalt der beiden Häupter alle Angelegenheiten zu Streitpunkten wurden, um so mehr wußte Philipp sich unabhängig zu halten von dem vorherrschenden Einfluß des Einen oder des Andern. Ruy Gomez, mit Philipp erzogen, erwarb sich sowohl durch seine unbedingte Hingebung an den um einige Jahre jüngeren Monarchen, als durch seine Gemahlin, die Fürstin von Eboli, welche den sinnlichen, wollüstigen König durch ihre Reize und Buhlkünste an sich fesselte, die Gunst des Gebieters und hohe amtliche Stellungen bei Hof und in der Regierung. Er besaß angenehme Manieren, eine beredte Zunge, große Geschäftsgewandtheit und nachgiebige Dienstfertigkeit; seine Kenntnisse waren schwach und oberflächlich, aber seine natürlichen Anlagen und seine rasche Auffassung ersetzten den Mangel und machten, daß er sich keine Blößen gab. Des Königs Gnade zu erlangen und zu bewahren, betrachtete er als Zweck und Aufgabe seines Lebens. Dafür lohnte dieser dem wohlgesinnten ergebenen Hofmann mit Ehren und unermeßlichen Glücksgütern. Durch seine Empfehlung kam der talentvolle aber gewissenlose und intrigante Antonio Perez in den Dienst des Monarchen. Er wurde Staatssecretär und genoß die Gunst und das Vertrauen Philipps im höchsten Grade. Keinem andern sprach der König seine geheimsten Gedanken so offen aus, als dem gewandten, thätigen und einsichtsvollen Hofmanne aus Aragonien. Als der Vertraute des königlichen Halbbruders Don Juan, Escovedo, aus der Welt geschafft werden sollte, fand Perez bald Mittel und Wege zur Ausführung, wie wir später erfahren werden. Der Staatssecretär machte von seiner Stellung einen verwegenen Gebrauch zum eigenen Vortheil und

Räthe und Hofleute.

Ruy Gomez.

Antonio Perez.

zur Erhöhung seiner Lebensgenüsse. Er hielt ein glänzendes Haus, die Pracht seiner Wohnung und der verschwenderische Luxus seiner Gastmähler erweckten Bewunderung und Neid. Um den Aufwand zu decken, verkaufte er seine Protection und Fürsprache um hohe Geschenke. Lange Jahre behauptete sich Antonio in seiner erhabenen Stellung und übte im Verein mit der Fürstin Eboli einen unbegrenzten Einfluß, bis er nach dem Tode seines Gönners Ruy Gomez in selbstvertrauender Ueberhebung sich zum Rivalen des Königs in der Liebesgunst der Fürstin aufschwingend ein Opfer der königlichen Rache ward. Perez, wegen verschiedener Anklagen von seinem Feind und Widersacher Vasquez auf die Folter gespannt und zu Geständnissen gebracht, sollte als Urheber der Ermordung Escovedos vor Gericht gestellt werden. Er suchte Schutz in seiner Vaterstadt Saragossa. Als aber die Privilegien Aragoniens sich nicht kräftig genug erwiesen, den von dem König und der Inquisition Verfolgten zu retten, entwich er nach England, wo er als Flüchtling sein Leben beschloß, nachdem er in seinen Denkwürdigkeiten die häßliche Gestalt seines Verfolgers und Tyrannen der Nachwelt dargelegt. Auch die Fürstin wurde in die Ungnade verwickelt und auf die Feste Pinto abgeführt (1579).

Alba. Ruy Gomez war ein Freund und Fürsprecher der Friedenspolitik; denn nur in einem ruhigen Staatsleben war für seine Wirksamkeit Raum. Schon aus diesem Grunde würde sein Gegner Alba für den Krieg gearbeitet haben, wäre er auch nicht durch Geburt, Natur und Neigung auf den Dienst der Waffen gewiesen worden. Einem Geschlechte entstammt, das mehrere Generationen hindurch in den Maurenkriegen sich durch kühne Thaten hervorgethan, war er selbst, als er noch kaum das Jünglingsalter erreicht, in das kaiserliche Heer eingetreten und hatte alle Kriegszüge Karls V. mitgemacht; wir haben ihn als Oberfeldherrn bei Mühlberg und vor Metz kennen gelernt. Seine Kühnheit und sein hoher Muth, die weniger bestritten wurden als seine strategischen Gaben, erwarben ihm die Bewunderung der Zeitgenossen. Noch lange erzählte man sich von dem siebenzehntägigen Ritt aus Ungarn nach Spanien, um seine neuvermählte Gattin durch einen kurzen Besuch zu überraschen. Von großer schlanker Gestalt, gerader strammer Haltung und von dunklem sonnenverbrannten Angesichte mit blitzenden Augen, machte er in seiner ganzen Erscheinung einen gebieterischen militärischen Eindruck. Mit derselben ritterlichen Treue und Hingebung wie dem Vater war Alba auch dem Sohne zugethan, und wie wenig immer das barsche Wesen und die rauhe Sprache des stolzen strengen Kriegsmannes zu dem Hoftone und den Schmeichelreden der Höflinge stimmten, Philipp stellte ihn über alle Andern, erwies ihm Vertrauen und legte großen Werth auf sein Urtheil und seine Erfahrung. Er fand in dem castilischen Edelmann jene Eigenschaften, die in seinen Augen das Ideal eines königlichen Dieners bildeten, loyale Ergebenheit gegen den Willen seines Monarchen, das Talent zu doppelzüngigem Ränkespiel, und die Verbindung von arglistiger Verschlagenheit und rücksichtsloser Energie.

Was dem Herzog an politischem Verstand, an fruchtbaren Ideen abging, ersetzte er durch fanatischen Eifer für die katholische Kirche und das absolute Königthum. In allen Kriegen bediente sich Philipp seines Armes; in späteren Jahren nahm er manchmal Aergerniß an dem stolzen Freimuth, mit dem sich der Herzog seiner Thaten und Verdienste rühmte und dabei einfließen ließ, wie viel Dank ihm der König schulde, und eine Zeitlang, als sein Sohn Don Fadrique von Toledo eine Hofdame entehrt und verlassen hatte, verwies Philipps Ungnade den Herzog in die Festung Uzeda; daß sich Papst und Kaiser und viele katholische Fürsten für den Gefangenen verwendeten, trug nur zur Verlängerung der Ungnade bei; erst der Krieg gegen Portugal brachte ihm Versöhnung. Bald nach der Unterwerfung des Nachbarlandes starb Alba zu Tomar in den Armen seines Königs (12. Decbr. 1582) in einem Alter von 72 Jahren.

„Zwischen den Fürsten und den Herzog trat ein Doctor. Es war Diego Espinosa, der auf dem Wege gerichtlicher Aemter bis zur Stelle eines Präsidenten von Castilien gestiegen war; der darauf, als er diese erlangt hatte und nun häufiger Gelegenheit fand, sich dem König zu nähern, durch die Würde seiner Erscheinung, die muthige Frische seiner Natur, den hohen Geist, der aus ihm sprach, sich bei demselben in das größte Ansehen setzte.“ An Arbeitskraft kam ihm Keiner gleich. Er leitete die Geschäfte im Rath von Castilien, versah das Amt eines Großinquisitors, hatte den Vorsitz im Rath von Italien, wurde Cardinal und erlangte solchen Einfluß, daß man ihn den „Monarchen von Castilien“ nannte. Viele Jahre erfreute sich der unermüdliche Mann der Gunst des Königs; endlich gelang es den Einflüsterungen seiner Neider und Widersacher, ihn in Ungnade zu stürzen. Diesen Fall vermochte Espinosa nicht zu ertragen; er starb noch in demselben Jahre 1571. Auch Ruy Gomez zitterte mehr als einmal vor einem ähnlichen Schicksal und lebte in steter Furcht vor den geheimen Einflüssen, denen der König sich nicht zu entziehen vermochte. „Ein Günstling,“ ließ er sich klagend vernehmen, „empfindet eine leichte Hautverletzung stärker, als ein Anderer eine Wunde bis auf den Knochen.“ Aber durch seine Vorsicht und durch seine Gewandtheit und Geschmeidigkeit im Umgang wußte er sich bis zu seinem Tod im Jahre 1572 die königliche Gnade zu erhalten.

Espinosa.

Bei seinem Streben nach absoluter Gewalt brauchte Philipp nur auf den Grundlagen fortzubauen, welche von seinem Vater und von dem katholischen Königspaar in Spanien gelegt worden; indem er aber das System auf die Spitze trieb, zerstörte er den Lebensorganismus des ganzen Staatskörpers und ließ nur seelenlose Formen bestehen. Wir wissen, daß Karl V. den Aufstand der Comuneros zur Beschränkung der Cortes, jener ständischen Vertretung, auf welcher die alte Freiheit der Nation beruhte, benutzt hat. Die Versammlung bestand seit dem Jahre 1523 nur aus Repräsentanten der Stadtgemeinden, bei deren Wahlen die königlichen Beamten solchen Einfluß übten, daß keine Opposition aufkommen konnte; und wenn früher die Abgeordneten zuerst ihre Beschwerden vor-

Die Cortes in Castilien.

brachten und dann über die Steuerforderungen in Berathung traten, so wurde das Verfahren von der Zeit an umgekehrt; erst wenn das Servicio bewilligt worden, war die Einbringung anderweitiger Anträge gestattet. Alle drei Jahre traten die Procuradoren der Städte zusammen, um unter dem Vorsitz eines vom König ernannten Präsidenten die Abgaben zu bewilligen und Beschwerden und Petitionen einzureichen, die dann theils genehmigt, theils abgelehnt wurden. Von einer Mitwirkung bei dem öffentlichen Leben war keine Rede. Ihre ganze Thätigkeit beschränkte sich auf die Darlegung von Wünschen, Bitten und Beschwerden in Sachen der Verwaltung, der Rechtspflege der Volkswirthschaft. „Die Versammlung der Cortes läßt sich als ein Rath betrachten, welchen die Städte, in Erinnerung an ältere bedeutendere Rechte, auf ihre Kosten alle drei Jahre an den König schicken, damit er Mißbräuche abstellen, Aufsicht über die Beamten halten helfe, damit er des Herkommens wahrnehme und Vorschläge für das allgemeine Beste mache. Es ist dafür gesorgt, daß dies der absoluten Gewalt keinen Eintrag thue; jede Entscheidung fällt ganz allein dem Ermessen des Königs anheim. Seine Beamten aber in Zügel zu halten, eine vollkommene Gewalt über sie zu behaupten, wird er hiedurch nicht wenig unterstützt.“ Die Cortes bildeten somit nur ein Glied in dem großen Ueberwachungssystem.

Die Verfassung in Aragonien.

Zunächst trat diese Abschwächung der alten Reichsstände in Castilien ein, während in Aragonien die ständische Verfassung sammt dem Justicia, wie wir sie früher kennen gelernt (VII., 553 f.,) noch längere Zeit fortbestand. Da aber die Landschaft, in welcher die neue Hauptstadt lag, unter Philipp im ganzen Staatsleben eine vorherrschende Stellung behauptete, zu der die übrigen Landestheile als untergeordnete Provinzen erschienen, so wurde das Beispiel der castilischen Cortes bald Norm und Vorbild für die andern. Zwar war das aragonische Staatssystem durch uralte Gesetze und Gewohnheiten ein so festgefügtes Gebäude von gegenseitigen Rechten und Pflichten, daß weder Karl V. noch seine Großeltern dasselbe umzustürzen wagten oder vermochten; selbst gegen die Inquisition konnte der Justicia auf Berufung Schutz gewähren. Aber unter Philipp II. trat auch hier eine Umwandlung ein. Als sich der alte Geist der Freiheit und Selbständigkeit noch einmal regte, wie im Jahr 1591 zu Saragossa, da der flüchtige Antonio Perez die Fueros von Aragon seiner Heimath gegen das wider ihn aufgebotene Inquisitionsgericht anrief und der Justicia, unterstützt von der bewaffneten Bürgerschaft der Hauptstadt, für die verbrieften Rechte eintrat, da benutzte Philipp die Gelegenheit, um auch die Cortes von Aragonien in größere Abhängigkeit von der Königsgewalt zu bringen. Gegen das alte Vorrecht des Landes rückte castilianisches Kriegsvolk über die Grenze; die Volksbewegung, die sich unter dem nationalen Banner hervorwagte, wurde niedergeschlagen, der Justicia, „der Schirm aragonischer Freiheit“ vor der Schwelle seines Hauses enthauptet; viele Ricoshombres und Hidalgos kamen im Gefängniß um, andere wanderten aus. Darauf wurden die Cortes nach Tarragona beschieden und

unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Zaragossa die Verfassungsgesetze in einigen wichtigen Punkten geändert. Philipp legte der Krone das Recht bei, den Vicekönig frei zu ernennen, gleichviel ob eingeboren oder fremd, gab dem Gerichtshofe eine solche Einrichtung, daß er ganz von dem Willen des Monarchen abhing, und beschränkte die Befugnisse der Cortes. Das eigenmächtige Zusammentreten hörte auf; den Vertretern der Stadtgemeinden konnte der König eigene Abgeordnete beifügen, aus dem Adel nach Gutdünken die Mitglieder auswählen; statt der Stimmeneinheit sollte bei Beschlüssen Stimmenmehrheit genügen; die Einreichung von Beschwerden wurde an eine bestimmte Zeit gebunden. Der Aufbau einer die Stadt beherrschenden Feste bürgte für die Aufrechthaltung der königlichen Gewalt. „Hiemit ist dem König der entscheidendste Eingriff in die alten aragonischen Rechte gelungen. Das Gericht ist ihm unterworfen, die Reichsversammlung seinem Einfluß blosgestellt, das Land seinen Soldaten geöffnet, der Inquisition weiterer Raum gemacht; in die geschlossene Ordnung des alten Staats sind große Lücken gerissen.“ Doch blieben noch immer einige Rechte und Privilegien bestehen, als Ziele künftiger Gewaltstreiche.

Zu dieser Bedeutungslosigkeit sanken die castilischen Cortes hauptsächlich dadurch herunter, daß seit dem Jahre 1538 der hohe Adel nicht mehr zu den Versammlungen einberufen ward. Der trotzige Widerstand, den die Großen, vor Allen der Condestable Velasco, den Geldforderungen Karls entgegensetzten, in beleidigenden Ausdrücken auf ihre Rechte pochend, gab diesem Veranlassung, die unfügsamen Herren, die da behaupteten, mit ihrer Person, nicht mit Abgaben seien sie der Krone zu dienen verpflichtet, von den Reichstagen auszuschließen und sie dadurch jeden Einflusses auf die öffentlichen Dinge zu berauben. Wie rasch sank nun die Bedeutung jener mächtigen Granden, die einst den Thron als Gleiche und Ebenbürtige des Königs umgeben und leitend und bestimmend auf das Staatsleben eingewirkt hatten! Waren sie früher gewohnt, eigene Heerhaufen in ihrem Sold, viele Hidalgos ohne eigenes Besitzthum unter ihren Fahnen, in ihrem Dienst zu halten, so sahen sie sich jetzt, da es keine Kriege mehr in Spanien gab, zur Unthätigkeit verurtheilt und von ihrem ritterlichen Gefolge verlassen. Den auswärtigen Kriegsdienst verschmähend, weil sie durch ihre Privilegien nur zur Beschützung des eigenen Landes verpflichtet waren, oder von den Königen davon ferne gehalten, weil diese keine Heere mehr wollten, in denen man die Befehle mit der Formel bekannt machte: „So gebietet der König und der Condestable“, stiegen die Nachkommen der alten waffenfrohen Feudalherren mehr und mehr von der romantischen Höhe der Kreuzritter früherer Tage herab und versanken in Müßiggang und Thatlosigkeit. Durch den mißtrauischen Philipp, der nur ganz zuverlässige und ergebene Vollstrecker seiner Befehle um sich haben wollte, von den Hof- und Staatsdiensten ferne gehalten, durch eigene Schuld von dem öffentlichen Leben und der Heerführung ausgeschlossen, war ihnen wenig Gelegenheit zu Ruhm und Auszeichnung, zur Entfaltung des alten Glanzes gelassen. „Sie gingen nach

Der castilische Adel.

ihren Landsitzen, nach ihren etwas maurischen Palästen, die, fast ohne Fenster nach der Straße, im Viereck um einen weiten, mit Bäumen besetzten Hof gebaut waren, um ihrer Reichthümer zu genießen." So die Häupter der Mendozen und Enriquez, die den Titel Herzöge von Infantado und Medina de Rioseco führten, so die Pechecos und Gironen, die Herzöge von Escalona und Ossuna, die fürstliche Einkünfte und Tausende von Unterthanen besaßen und durch großen Aufwand, durch zahlreiche Dienerschaft, Pagen und Untergebene aller Art, durch Luxus und Pracht in Kleidung und Einrichtung, durch vornehmes Ceremoniel ihren Rang, ihren Stolz und ihre alte ruhmvolle Herkunft vor der Welt zu zeigen liebten, bis ihr ererbtes Vermögen zu schwinden begann. „Der Adel zweiten Ranges, bemerkt Ranke, konnte nun nicht mehr in ihrem Dienste Ehre und Beförderung erwarten. Cervantes gedenkt eines Sprichworts damaliger Zeit: „Wähle Kirche, Meer oder das Haus des Königs." Viele von den Hidalgos, die früher unter den Fahnen der Granden gewesen, begaben sich nun nach Indien; andere fingen an zu studiren, um sich zu kirchlichen Aemtern geschickt zu machen; andere suchten, so lange es Krieg gab, des Königs Dienst im Felde, oder, wenn man Frieden hatte, den Dienst im Palast; dann konnten sie von ihm, auch schon darum, weil er die drei Ritterorden verwaltete und so viele Pfründen zu verleihen hatte, eine angemessene Stellung für ihr übriges Leben erwarten."

Die Kriegsmacht. Aus den Reihen dieser Hidalgos gingen die Offiziere hervor, welche den spanischen Heeren des sechzehnten Jahrhunderts jenen festen kriegerischen Geist einflößten, durch den sie über alle anderen Truppen der Zeit hervorragten. Von jeher an Waffen und Gefahren gewöhnt erblickte der Spanier im Kriegsdienst seinen eigentlichen Beruf; nichts ging ihm über den Ruhm der Tapferkeit, des Muthes, der Ehre. Entbehrung, Anstrengung, Mühseligkeit schreckten ihn nicht ab, alle diese Beschwerden hatten ja ihre Väter im Uebermaß während der Maurenkriege ertragen; dergleichen war das Erbe ihrer Geburt, ihrer Heimath. Alles, was sie in der Fremde zu überwinden hatten, stand weit hinter den Schwierigkeiten und Gefahren zurück, welche die Kämpfe und Feldzüge in den Bergen und Schluchten der Sierren darboten. Und welch' treffliche Kriegsschule hatte die thatenreiche Regierung Karls V. geschaffen! Noch dienten in den Heeren der Alba und Don Juan, der Requesens und Spinola gar manche jener Veteranen, die unter dem großen Kaiser die Feldzüge in Italien und in Deutschland mitgemacht, auf spanischen und italienischen Galeeren gegen die Corsarenstaaten in Tunis und Algier gezogen. War es zu verwundern, daß Philipp II., wenn er in seinen Listen die Legionen musterte, die über sein weites Reich vertheilt standen, und das stehende Heer bildeten, jene durch stramme Kriegszucht hervorragende Infanterie, jene schwere und leichte Reiterei, jenes treffliche Geschütz großer und kleiner Gattung; wenn er die Haufen der Landwehr und Milizen überschaute, welche die Küstenländer schützten, und die Seemannschaften der Flotten, die in den spanischen und italienischen Häfen lagen, das Mittelmeer durchkreuzten, um Jagd auf Türken und

Corsaren zu machen, oder über den Ocean fuhren, um den Verkehr mit den jenseitigen Colonien zu beleben und die edlen Metalle der neuen Welt dem Mutterlande zuzuführen, war es unter solchen Umständen zu verwundern, daß der spanische Monarch im stolzen Selbstgefühl es für möglich und ausführbar hielt, nachdem er auch Portugal bezwungen, eine habsburgische Universalmonarchie zu gründen, das durch Partei- und Religionskriege zerrissene Frankreich in ein abhängiges Verhältniß zu bringen, und an der Spitze der romanischen Welt alle der katholischen Majestät widerstrebenden Staaten zu unterwerfen?

In Spanien selbst hatte Philipp in seinen späteren Regierungsjahren, da diese ehrgeizigen Pläne schärfer und deutlicher hervortraten, keinerlei Widerstand gegen seinen Willen zu erfahren. Die weltlichen Stände, so weit sie nicht in dem königlichen Dienst waren, fügten sich in Demuth und Willfährigkeit den Machtgeboten; die Geistlichkeit zeigte sich zufrieden und dienstbeflissen unter einem König, welcher ihr ein geehrtes und behagliches Dasein gönnte, wenn er gleich auch die Kirche fühlen ließ, daß Er der Herr sei, welcher den Ordensleuten nicht wehrte, wenn sie in ihren anmuthig gelegenen mit Gärten, Baumpflanzungen und landschaftlichen Reizen umgebenen Klöstern ein gemächliches Leben führten, welcher dem höheren Klerus Gnade und Ehre erwies, wenn er gleich dabei auch den geistlichen Stand zu den Lasten des Staates herbeizog, zum Zweck der Türkenkriege außerordentliche Beisteuern von ihm erhob und Gehorsam und Ehrerbietung heischte. In dem Santo Officio, dem Tribunal der Inquisition, waren die Interessen der Kirche und des Königs vereinigt. Die Richter und Beisitzer, wenn auch meistens Geistliche, wurden vom König ernannt und die Güter der Verurtheilten fielen der königlichen Kammer zu; aber die Reinerhaltung der kirchlichen Doctrinen und Gebräuche, die Unterdrückung jeder abweichenden Lehrmeinung, die Vertilgung des maurischen und jüdischen Unglaubens, der ausgesprochene Zweck dieses Instituts, diente dem Ansehen und der Macht der katholischen Priesterschaft. Wir haben dieses Tribunal des Schreckens in seiner furchtbaren Wirksamkeit mit dem Pomp seiner Autosdafé zur Genüge kennen gelernt (IX, 463 ff. X, 844 ff.). In Philipps Händen war es das hervorragendste Mittel des Despotismus, wodurch er alle Unterthanen in angstvoller Unterwürfigkeit hielt. Die Geistlichkeit, aus deren Mitte der Vorsitzende und die Richter gewählt wurden, lag nicht minder unter dem Bann der Inquisition als der Laienstand, die Granden wie die Höflinge und Staatsbeamten. Die Angeberei, geschützt durch den Schleier des Geheimnisses, richtete ihren giftigen Zahn gegen Alle, die man stürzen oder verderben wollte. Als der Staatssecretär Antonio Perez von der Ungnade und Rache des Königs getroffen ward, wurde die Hülfe der Inquisition gesucht und das heilige Gericht verschmähte es nicht, sich zu Schergendiensten gebrauchen zu lassen. Wie leicht war es in Spanien, wo Jahrhunderte lang Mauren und Juden mit Christen vermischt wohnten, wo dann, nachdem jene die Taufe angenommen und als Morisken und Neuchristen äußerlich der Kirche beigetreten, eheliche Verbindungen zwischen beiden

Die Königsmacht in Spanien.

Die Inquisition.

Racen geschlossen wurden, gegen irgend Jemand den Vorwurf unreinen Blutes zu erheben und ihn damit den Proceduren des Glaubensgerichts preiszugeben! Wie Viele hat das falsche Zeugniß eines geheimen Feindes ins Verderben gestürzt, ihrer Familie Ehre und Vermögen geraubt! Mindestens vier Zeugungen hindurch mußte der Beweis des reinen Blutes geliefert werden, wenn die Inquisition von dem Angeschuldigten ablassen sollte. Selbst dem Papst schien das spanische Schreckensgericht zu weit zu gehen; wenigstens wurde in Zeiten der Spannung oder des Streits manchmal Beschwerde dagegen erhoben. Dann kam es wohl auch vor, daß in Rom gedroht wurde, man werde den Monarchen selbst vor dem Glaubenstribunal verklagen.

Die Verfolgung der Morisken.

Nirgends hatten die Diener des Heiligen Amtes ein weiteres und fruchtbareres Arbeitsfeld für ihren fanatischen Eifer als in den südlichen Staaten Andalusien und Granada, die so oft der Schauplatz der Kämpfe zwischen den Anhängern des Kreuzes und des Korans gewesen und seit den Tagen des Cardinal Ximenez von einer Bevölkerung arabischer Abkunft bewohnt waren, welche durch Druck und Verfolgung zur Verleugnung des Glaubens der Väter und zur äußerlichen Annahme der christlichen Gebräuche und Kirchensatzungen gezwungen worden (IX, 825 ff.). Aber der Gegensatz des Blutes und des Glaubens, der während des ganzen Mittelalters die Spanier und Araber zum Krieg wider einander geführt, dauerte auch nach der Bekehrung und nach den Zwangstaufen noch fort; die „Moriskos" waren nicht minder der Gegenstand des Hasses, der Verachtung, der nationalen und religiösen Antipathie der christlichen Spanier, als ihre mohammedanischen Vorfahren, und der priesterliche Argwohn und Fanatismus lastete schwer auf ihrem Haupte. Man setzte kein Vertrauen in die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung und suchte daher so viel als möglich jede Verschiedenheit, die an ihre arabische Abstammung erinnerte, zu verwischen. Schon unter Karl V. war im J. 1526 ein Gebot ausgegangen, daß die Moriskos ihre altherkömmlichen Gebräuche, ihre Tracht, ja ihre Sprache aufgeben sollten. Es gelang den Geängstigten jedoch durch ein Bittgesuch, dem ein Geschenk von achtzigtausend Ducaten Nachdruck verlieh, den geldbedürftigen Kaiser zu bewegen, das Gebot außer Wirksamkeit zu setzen. Aber unter Philipp II. fing die Bedrückung von Neuem an. Der Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung in den fleißig bestellten Thälern der Alpuxarras, jener steilen Sierren, die sich südöstlich von Granada bis zu 11,000 Fuß über den Meeresspiegel erheben, erregte den Neid der christlichen Umwohner; ihr Handelsverkehr mit den mohammedanischen Stämmen Nordafricas erweckte Verdacht und Aergerniß. Die Diener der Inquisition und die Agenten der Regierung strengten daher alle Kräfte an, um neue Verbote und Beschränkungen hervorzurufen. Im Jahr 1560 erschien eine königliche Ordonnanz, durch welche den Morisko von Granada das Halten afrikanischer Sclaven untersagt ward, eine Maßregel, die den Feldarbeiten sehr nachtheilig war. Drei Jahre später wurde der Besitz von Waffen verboten außer wo ein besonderer Erlaubnißschein des Generalcapitäns eine Ausnahme gestattete; und selbst dann noch sollten sie mit einem Regierungsstempel versehen sein. Schon damals zeigten sich Spuren von Widersetzlichkeit unter den über dieses Mißtrauen erbitterten Granadinern; doch verhütete die Mäßigung und kluge Umsicht des obersten Befehlshabers Don Iñigo Lopez de Mendoza, der bald darauf nach dem Tode seines Vaters den Titel eines Markgrafen von Mondejar erlangte, feindselige Auftritte. Aber der Einfluß und Eifer der geistlichen Wächter nahm mit jedem Jahre zu. Sie beschuldigten die Morisko, daß sie im Geheimen die Beschneidung an ihren getauften

Kindern vollzögen, die Eheschließung nach der priesterlichen Einsegnung noch nach ihren nationalen Gebräuchen mit Gesängen und Tänzen feierten, den Freitag als Feiertag begiengen, im Verborgenen die religiösen Vorschriften des Koran befolgten, ja daß sie Christenkinder ihren Glaubensgenossen in der Berberei verkauften. Philipp bestellte eine Junta unter dem Vorsitze des uns bekannten Cardinalbischofs und allmächtigen Staatsministers Espinosa, welche die Angelegenheiten der Moriskos untersuchen und Vorschläge 1566.
zu ihrer vollständigen Bekehrung machen sollte. Diese kam wieder auf das alte Verbot der arabischen Sprache, der nationalen Tracht und Familiennamen zurück. Innerhalb drei Jahren sollten sie die castilische Sprache, Kleidung und Sitten annehmen, die Frauen unverschleiert gehen. Selbst die Bäder und Waschungen wurden untersagt; mit den Traditionen der Ahnen, mit den Erinnerungen der Vorzeit sollte vollständig gebrochen werden. Mit schweren Strafen in Geld, Gefängniß, Verbannung war jede Uebertretung belegt. Wenn diesen Vorschlägen, denen Philipp II. durch eine Pragmatica vom 17. November 1566 Gesetzeskraft verlieh, die geheime Absicht zum Grunde lag, die maurische Bevölkerung des Südens zur Verzweiflung und zum Aufstand zu treiben und dadurch eine Veranlassung zu ihrer gänzlichen Entfernung zu erlangen, so erreichten die geistlichen Räthe Espinosa und Deza ihren Zweck. Wir werden im nächsten Abschnitt die Anstrengungen kennen lernen, welche die Moriskos mittelst Aufruhr und Bürgerkrieg zur Rettung des letzten Restes ihres nationalen Wesens machten. Schon aus der Aufregung, womit die Verkündigung im Albaicin, dem von den Moriskos bewohnten Stadttheil von Granada am 1. Januar 1567, dem Jahrestage der Uebergabe, aufgenommen wurde, konnte man die kommenden Stürme ahnen. Vergebens suchten einige angesehene Gemeindevorsteher durch Bitten und Vorstellungen den vernichtenden Schlag abzuwenden, wie bei Karl V. ein namhaftes Geldgeschenk in Aussicht stellend; sie erhielten zur Antwort, das Gesetz sei heilig und gerecht und müßte zur Ausführung kommen, und was ihr Anerbieten betreffe, so schlage der König die Rettung einer einzigen Seele höher an, als alle Schätze der Moriskos. Alle weiteren Schritte bei dem König selbst und bei dem castilischen Staatsrath wurden durch Espinosa, der damals auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, vereitelt. Der Markgraf von Mondejar selbst, welcher für die Moriskos Fürbitte eingelegt hatte, mußte nun zur Ausführung des Verfolgungsedikts die Hand reichen; aber die Seele des ganzen Unterdrückungssystems war der fanatische, herzlose Erzbischof Deza von Granada.

2. Die spanischen Nebenländer in Italien.

Nicht ganz so willfährig und widerstandslos wie Spanien fügten sich die Sicilien.
übrigen europäischen Theile des Reichs in den königlichen Absolutismus. Von den Niederlanden werden wir im nächsten Abschnitt handeln. Aber auch die italienischen Besitzungen, die Königreiche Sicilien und Neapel und das Herzogthum Mailand, die unter der Verwaltung spanischer Statthalter oder Vicekönige standen, setzten mitunter dem Despotismus des fremden Gebieters einige Opposition entgegen, die wenigstens zu einem vorsichtigeren Auftreten mahnte. Wenn auf Sicilien die spanische Herrschaft dadurch einen festeren Boden hatte, daß viele der angesehensten Familien catalanischen oder aragonischen Geblüts waren und daß die Insel durch eine fast dreihundertjährige geschichtliche Tradition mit dem Pyrenäenlande in Verbindung stand; so bot dagegen die tiefgreifende Parteiung unter

den Ständen und die zwischen den einzelnen Adelsgeschlechtern bestehende Erbfeindschaft den Statthaltern die größten Schwierigkeiten. Stießen in den Parlamenten die Geldforderungen der Regierung häufig auf Widerstand, weniger bei den Feudalherren, welche die Abgaben ihren Unterthanen zuschoben, als bei den Geistlichen und den Procuratoren der Städte, die das Servicio aus eigenen Mitteln aufbringen mußten; so hatte der Vicekönig einen noch schwereren Stand gegenüber den Richtern und Beamten, die aus Eingebornen ernannt, theils auf Lebenszeit theils auf zweijährige Amtsdauer, jedoch mit Zulassung fortlaufender Verlängerung, durch Parteisucht, Intriguen, Käuflichkeit und zweideutiges Verhalten Gesetz und Gericht beugten und lähmten und zu zahllosen Klagen und Beschuldigungen Anlaß gaben. Das Ränkespiel wurde häufig genug von der Insel nach Madrid verlegt, und fand an dem Hof, „wo für Jeden ein Feind gefunden ward, wo sich die Verleumdung sichere Wege zum Ohre des Königs öffnete, wo schon das Mißtrauen zum Verderben wurde", einen günstigen Boden. Nirgends wechselten so oft die Statthalter als in Palermo, und kaum daß Einer seine Laufbahn mit Ehren schloß. Ungnade, Amtsentsetzung, gerichtliche Untersuchungen waren ihr gewöhnliches Loos.

Neapel. Sehr verwickelte Verhältnisse mit divergirenden Interessen bestanden in Neapel; aber gerade die Spaltung und Zerklüftung der einzelnen Volkstheile machte es dem spanischen König möglich, mit Hülfe ergebener Besatzungstruppen und einer strengen Beamtenhierarchie in jenem von der Natur so reichgeschmückten Lande ein absolutistisches Regiment aufzurichten und eine Servilität zu erzeugen, wie sie nicht einmal in Castilien zur Entwickelung kamen. Neapel war unter ein doppeltes Joch gebeugt, unter das monarchische und priesterliche. Wir haben in den früheren Bänden dieses Werkes öfters der Factionskämpfe und Eroberungskriege gedacht, die in Unteritalien durchgefochten wurden. Die spanische Partei trug den Sieg davon über die französische; aragonesisch gesinnte Barone bereicherten sich mit den eingezogenen Gütern ihrer angiovinischen Gegner; aber im Wetteifer, einander in Luxus und Aufwand zu überbieten und am Hofe von Neapel, dem sie sich dankbar und dienstwillig hingaben, eine glänzende Rolle zu spielen, liefen ihnen die gewonnenen Schätze wieder durch die Finger; bald theilten sie mit ihren angiovinischen Gegenfüßlern das Loos der Verarmung und Verschuldung. Was kann aber einer königlichen Regierung zur Begründung einer despotischen Herrschaft nützlicher sein als ein in seinem Vermögensstand herabgekommener Adel, der nichts als seinen Degen, seinen Ehrenrang, seine gesellschaftlichen Privilegien hat, die er nur im Dienste und durch die Gnade des Monarchen erhalten und verwerthen kann? So hatten die Vicekönige in den Baronen des Reichs mit den gräflichen, herzoglichen, fürstlichen Titeln der alten Geschlechter willfährige Diener, servile Anhänger, welche die von der Regierung verlangten Donative mit hingebendem Eifer bewilligten, ohne Murren und Opposition sich unter die Richter- und Beamtenmacht beugten.

(Marginal note beside "doppeltes Joch": Barone.)

Und auch die bürgerlichen Elemente waren bescheiden in ihren Ansprüchen auf Freiheit und genügsam mit dem geringen Antheil, den man ihnen in den öffentlichen Angelegenheiten gönnte. Wenn in Sicilien die Städte Messina und Palermo sich rühmten, daß sie die aragonesischen Könige freiwillig und vertragsweise zur Herrschaft gerufen; so konnte Neapel sich nicht auf eine solche Vergangenheit berufen. Die Hauptstadt hatte stets das Schicksal des Landes getheilt, sie war dem jedesmaligen Sieger als Beute zugefallen. Doch hatten die Neapolitaner meistens aragonesische Sympathien gezeigt und dieses Verdienst wurde ihnen von der spanischen Herrschaft angerechnet und belohnt. Vor dem Gesetz und dem Richterstuhl wurden die Bürger dem Adel gleichgestellt. Es war eine unerhörte Neuerung, daß der schuldige Edelmann derselben Procedur und Bestrafung unterworfen ward, wie der bürgerliche Mann, und daß bürgerliche Rechtsgelehrte zu Gericht sitzen durften über den Baron. Für dieses werthvolle Recht fühlte sich der Bürgerstand in erhöhtem Selbstgefühl der Regierung zu Dank verpflichtet, und wie konnte er denselben besser beweisen als durch Gehorsam und Unterwürfigkeit? Nur einmal sah man Bürger und Edelmann in gemeinschaftlicher Opposition der Obrigkeit entgegentreten, Arm in Arm vor dem Palast des Vicekönigs erscheinen: als die spanische Inquisition in Königreich Neapel eingeführt werden sollte. Man gab denn auch die Zusicherung, daß das gefürchtete Glaubenstribunal nicht unter ihnen aufgerichtet würde. Auch in Sicilien konnte die Inquisition nur mit Unterbrechung und beschränkter Gewalt auftreten. Doch haben wir bereits erfahren, daß die Neapolitaner nicht viel durch das Zugeständniß gewannen; denn bei der Stellung der Landeskirche zu Rom wurden sie nunmehr dem päpstlichen Ueberwachungssystem zur Beute. Bürgerstand.

Wie uns bekannt ist, hat das Pontificat seit Jahrhunderten die Oberherrlichkeit über Neapel angesprochen. In Folge dieses Lehnrechtes war die Geistlichkeit des Königreichs unmittelbar dem päpstlichen Stuhle unterworfen und in viel engere Verbindung mit demselben gesetzt, als anderwärts. Von Rom gingen die Ernennungen aus, nach Rom mußten die Zehnten und alle Abgaben geliefert werden. Wenn dieses Verhältniß strenge eingehalten und durchgeführt ward, welche Hindernisse und Gefahren konnte dann die geistliche Jurisdiction dem Staate und der weltlichen Obrigkeit zufügen! Ein Klerus, der unabhängig von den Landesgesetzen und der Regierung nur die päpstliche Gewalt und Hoheit als zuständige legitime Autorität anerkannte, die päpstlichen Bullen auch in zeitlichen Dingen und gegenüber der Laienwelt allen königlichen Verordnungen voranstellte, konnte in einer absoluten Monarchie keine Stelle haben. Da kam es denn den Vicekönigen zu statten, daß die neapolitanische Geistlichkeit selbst an dieser engen Verbindung und Unterordnung kein Wohlgefallen hatte; daß sie die Abgaben und Sporteln, welche sie nach Rom liefern sollte, lieber ganz oder zum Theil für sich behielt. Es fehlte nicht an Streitigkeiten, und in solchen Fällen suchte der Klerus den Schutz der weltlichen Obrigkeit. So wurde zwischen der Regierung und dem Geistlichkeit.

geistlichen Stand ein Bund geschlossen, ein Bund, „in welchem dieser seine Ansprüche auf weltliche Gerichtsbarkeit fahren lassen, in welchem jene ihre Absichten auf eine höchste Gewalt durchsetzen mußte. Und so ward auch der geistliche Stand von der centralen Macht des Staats abhängig."

Das Lehnsverhältniß. Nun erstreckte sich aber die Lehnshoheit des Papstes auch über den Herrscher selbst. Sie sank jedoch hier zu einer traditionellen Form herab, zu einer äußerlichen Ehrenhuldigung, der sich Philipp schon aus kirchlicher Devotion nicht entziehen wollte. Dagegen durfte kein päpstlicher Erlaß ohne Erlaubniß der Regierung im Reiche bekannt gemacht werden; ja selbst Verordnungen kirchlicher Natur wurden vor ihrer Veröffentlichung einer Prüfung unterworfen. Wie sehr immer die Päpstlichen gegen eine solche Beschränkung der Investiturrechte klagen mochten; Philipp folgte standhaft dem Beispiele, das schon sein Vater und Ferdinand der Katholische aufgestellt. In diesem Bestreben, der Krone das Exequatur, „das Kleinod des Reichs, den wahren Damm gegen alle päpstlichen Eingriffe" unverkürzt zu erhalten, wurde die Regierung von den weltlichen Ständen unterstützt, sowohl von den Edelleuten, welche manches kirchliche Eigenthum im Besitz hatten, das der Papst zurückfordern könnte, als von den Städten, welche die von dem Pontificat geforderte Exemtion der geistlichen Güter von den öffentlichen Lasten nicht zugeben wollten. So beschränkte sich denn der ganze Lehnszins auf den weißen Zelter, den der Vicekönig alljährlich am Peter- und Paulstage nach Rom lieferte. Der päpstliche Einfluß ging in Neapel wie in den andern Ländern der Monarchie nicht weiter, als der Wille des Königs zuließ. Ueberhaupt verstand es die castilianische Politik in Neapel den Schein zu erhalten, als ob die alten Verhältnisse noch fortdauerten, während doch das spanische Regiment nirgends so fest und systematisch gefügt war als gerade dort. Noch bestand der Lehnsdienst der Barone in gesetzlicher Kraft, allein man machte eben so wenig Gebrauch davon wie von der Landwehr oder Miliz, die man aus Bauern und Heerdenbesitzern formirte: die Hut des Landes und die Stärke der Regierung beruhte auf der bewaffneten Macht zu Fuß und zu Roß, die aus Spaniern und Italienern zusammengesetzt in den zahlreichen Festungen untergebracht war und unter dem Oberbefehl des Vicekönigs und des von ihm ernannten Feldherrn stand. Auch konnte man noch bei einzelnen Gelegenheiten die Würdenträger des alten Reichs mit ihren Fahnen und Attributen aufziehen sehen, aber sie dienten nur zum Schauspiel; alle Gewalt, administrative wie richterliche, war in die Hände verschiedener Rathscollegien und Justizhöfe gelegt, die zum geringeren Theil aus Eingebornen, zum größeren Theil aus Spaniern zusammengesetzt waren, oder aus solchen, die aus einer Vermischung spanischen und neapolitanischen Blutes hervorgegangen. Diese letzten, heimlich als Mameluken oder „Janitscharen" verspottet, waren die ergebensten Diener der Regierung. Das Amt eines Vicekönigs von Neapel gehörte zu den angesehensten Staatswürden. Vermehrung der königlichen Einkünfte war das Hauptmittel, sich in Gunst zu erhalten; kein Wunder, daß Druck und Verarmung des Volkes mit

Das spanische Neapel.

der Vermehrung der Abgaben gleichen Schritt hielten. Der Hof in Neapel war ein Abbild des königlichen Hofes in Madrid, sowohl in den gesellschaftlichen Formen und Sitten als in der künstlerischen und literarischen Geschmacksrichtung. In den Erscheinungen des äußern und inneren Lebens herrschte große Uebereinstimmung und lebhafte Wechselbeziehung, welche durch den regen Verkehr der vornehmen und gebildeten Stände beider Länder, der Edelleute und Cavaliere, der Beamten, Künstler und Schriftsteller wesentlich gefördert ward.

Mailand.

Die größte Wachsamkeit erforderte das Herzogthum Mailand. Wir wissen, wie schwer dem Kaiser die Besitznahme dieses Landes fiel, wie viele Schlachten geliefert werden mußten, bis die lombardische Ebene mit dem nördlichen Gebirgswall unter spanische Herrschaft gerieth. Die Franzosen hatten auf dieses vermeintliche Erbe der Valois nie Verzicht geleistet; die Eingebornen beugten sich mit Widerstreben dem fremden Joch; die Schweizer schauten stets mit Lüsternheit auf die fruchtbaren Gefilde, wo so oft eidgenössisches Blut geflossen. Wollte die spanische Krone sich das schwererworbene Land sichern, so mußte sie es in guten Vertheidigungsstand setzen. Und daran ließ es Philipp nicht fehlen. In der Hand des Governatore war die militärische und bürgerliche Gewalt vereinigt; es wurde stets ein bewährter Feldhauptmann zu dem Posten ausersehen. Das Castell von Mailand galt für einen der stärksten Plätze; daneben gab es eine Menge größerer und kleinerer Festungen, alle mit Besatzungen und Geschütz reichlich versehen. Das Fußvolk bestand aus lauter spanischen Soldaten, nur in die Reiterei wurden auch Italiener aufgenommen. Die Mailändische Statthalterschaft galt als die eigentliche Pflanzschule der spanischen Heere. Sollte nun der Governatore seiner wichtigen Aufgabe vollkommen genügen, so mußte er auch in der Verwaltung und in den Gerichten größere Gewalt haben, als die alten Gesetze und Institute, welche sich unter der wechselnden Herrschaft gebildet, erhalten und befestigt hatten, zuließen; er mußte namentlich gegenüber dem mit lebenslänglichen Räthen besetzten Senat, der über die Personen und Handlungen der Beamten und Richter eine scharfe Controle führte und die Autorität des Statthalters oft lähmte und schwächte, freiere Hand haben. Philipp zögerte lange, ehe er das Collegium, in dem die Mailänder die Hüter ihrer Gesetze und Rechte ehrten, in die Schranken wies; erst durch die Ordonnanz vom 17. April 1581 traf er Bestimmungen, wodurch die Machtbefugnisse des Oberbefehlshabers gemehrt und gegen hemmende Eingriffe von Seiten des Senats und der Magistrate sichergestellt wurden.

Der Governatore und Senat.

Der Erzbischof.

Trat der Senat der absoluten Macht mit dem alten Landrecht entgegen, so erinnerte sich der Erzbischof von Mailand, daß einst Ambrosius dem mächtigen Kaiser Theodosius als Rächer verletzter Menschenrechte sich gegenübergestellt. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß zwei Gewalten, die im Ganzen dieselben Ziele verfolgten, in heftigen Streit ausbrachen, weil die Mittel und Wege verschieden waren. Der spanische Monarch und sein Stellvertreter, wie der Erz-

bischof Carlo Borromeo hatten bei ihren Handlungen und Geboten den Triumph der römisch-katholischen Kirche im Auge; aber der weltliche Herrscher glaubte ihn durch absolute Regierungsmacht, der Kirchenfürst durch geistliche Zucht zu erringen. Als König Philipp im J. 1563 den Versuch machte, die spanische Inquisition auch in Mailand einzuführen, mochte ihm der Gedanke vorschweben, der geistlichen Opposition des erzbischöflichen Stuhls einen Damm entgegenzusetzen; aber der Plan mußte aufgegeben werden, als sich gegen das verhaßte Institut ein ähnlicher Widerstand erhob, wie in Neapel, als Volk, Senat, Priesterschaft und selbst der Papst Einsprache dagegen einlegten. Die Gewissensfreiheit wurde darum nicht mehr geachtet oder geduldet als in Spanien; aber die geistliche Sitten- und Glaubensüberwachung wurde williger ertragen, weil sie mit wahrhaft religiösem Ernst gepaart war, weil sie nicht im Dienste eines monarchischen Despotismus stand, nicht zu politischen Zwecken mißbraucht ward.

Carlo Borromeo und die spanische Regierung.

Wir haben schon oben in einem andern Zusammenhang der Wirksamkeit des Carlo Borromeo gedacht. Einer alten Mailänder Familie entstammt (geb. 2. Okt. 1538), in jungen Jahren von seinem Oheim Papst Pius IV. zum Cardinal und Erzbischof erhoben, gerieth Borromeo mit dem Governatore und der spanischen Richter- und Beamtenwelt in Streit, als er die geistliche Gerichtsbarkeit ausdehnte, neue kirchliche Gesetze und Verordnungen ausgehen ließ und seine censorische Strenge nicht nur gegen Geistlichkeit und Klosterleute, sondern auch gegen Laien richtete. Daß er mit dem Eifer der alten Heidenbekehrer gegen die Ketzer auf den südlichen Abhängen der Alpen einschritt, ließ man sich gerne gefallen; als er aber nach dem Vorbilde des calvinischen Genf in der ganzen Lombardei eine rigorose Kirchenzucht handhabte, selbst mit Hülfe bewaffneter Mannschaft seine geistliche Disciplin ohne Rücksicht auf Stand oder Person durchführte, in eigenmächtiger Selbständigkeit als Reformator der Sitten und des Lebens auftrat, da erwachte die Eifersucht der spanischen Regierung, die genährt ward durch viele mit der erzbischöflichen Strenge unzufriedene Kleriker. Der Gegensatz der beiden höchsten Gewalten stieg zu solcher Höhe, daß die Regierung den erzbischöflichen Palast mit Soldaten umstellte, der Kirchenfürst dagegen mit Bann und Fluch einschritt. Es kam vor, daß ein erzbischöflicher Diener ergriffen und mit dem Strange bestraft ward, daß widerspenstige Mönche das Leben des Prälaten bedrohten, daß ein Ordensbruder der Humiliaten in der Kapelle auf den betenden Prälaten schoß. Aber Borromeo fand kräftigen Schutz bei Papst Pius V. und bei dem Mailänder Volk. Denn „in einer Gesinnung, welche wahrhaft in der Seele gegründet ist, liegt eine Gewalt, die die Feinde nicht allein besiegt, sondern sogar beruhigt". Mit der Strenge eines Glaubens- und Sittenrichters verband der Erzbischof die Milde und Menschenliebe eines apostolischen Seelenhirten, den Ernst eines gottbegeisterten Glaubensboten, der ohne zeitliche Absichten der verderbten und erschlafften Welt die kirchlichen Heilslehren und ein Leben nach den Vorschriften des Evangeliums darbringen wollte. „Man sah ihn

während einer Hungersnoth (1570) und während der Pest (1576) Tag und Nacht auf der Straße, in den Häusern den Dürftigen zugleich mit leiblicher und geistlicher Hülfe beistehen, sein Haus ausleeren, sein Bett hingeben." Er wurde als Heiliger verehrt, noch ehe die Kirche seine Apotheose feierte. Die Reinheit seines Lebens, die Kraft seines Charakters, die ernste Thätigkeit seiner Amtsführung flößte selbst den Widersachern Ehrfurcht ein.

Ausgang des Streits.

Die Heftigkeit des Streits ließ mit den Jahren nach. Als der Erzbischof am 3. November 1584 aus der Welt ging, konnte der Hader als beendigt gelten. Das Andenken des Heiligen blieb in der vaterländischen Landschaft, auf die noch jetzt seine hohe Gestalt segnend und gefeiert herabschaut, in Ehren. Aber unter dem zweiten Nachfolger, Federigo Borromeo, dem Bruderssohn Carlo's, lebte der Hader von Neuem auf, als dieser das Beispiel des Oheims in den äußerlichen Dingen nachahmte, ohne die „versöhnende Milde des Genius" zu besitzen. Sobald Federigo die rigorose Kirchenzucht erneuerte, Laien vor sein Forum zog und mit Gefängniß bestrafte, die Superiorität der geistlichen Gewalt durch kleinliche verletzende Maßregeln darthun wollte, trat ihm Juan Velasco, „ein Spanier, stolz auf den Namen eines christlichen Cavaliers, auf seine Herkunft von den ersten Granden von Castilien, auf seines Königs Dienst", scharf und energisch entgegen. Ein heftiger Streit entbrannte und wurde Jahre lang fortgesetzt: der Erzbischof ordnete ein Gebet an, wie es während der Verfolgungen Diocletians gehalten worden, er richtete strafende Ermahnungen an den Statthalter, er bedrohte ihn mit dem Bann. Stadt und Landschaft waren in der größten Aufregung. Da bewirkte der König, daß der Papst sich ins Mittel legte und eine Ausgleichung herbeiführte, wodurch die Rivalität beider Gewalten eingedämmt wurde.

Zunahme der unbeschränkten Königsgewalt.

Die lombardischen Stadtgemeinden hatten noch einen Rest municipaler Selbständigkeit gerettet, der besonders bei Abgabenbewilligungen hervortrat. Nicht immer konnte das Donativ im ganzen Umfang erlangt werden, wenn Cremona oder andere Städte ihre Zustimmung versagten. Aber wenn schon zur Zeit der französischen Herrschaft in Mailand, in Como und in den andern größeren Communen des Herzogthums der Stadtrath in seiner Bedeutung eingeschränkt, die Zahl der Decurionen vermindert, die popularen Elemente zu Gunsten der aristokratischen Geschlechter ausgeschieden worden, so hatte dieser Prozeß unter dem spanischen Regiment seinen weiteren Fortgang, bis die städtischen Aemter und Würden einer beschränkten Zahl rathsfähiger Familien anheimfielen und fast einen erblichen Charakter annahmen. Diese waren aber auf die Dauer nicht vermögend, dem methodisch vorgehenden Militärdespotismus der Spanier zu widerstehen; und so kam es, daß auch im Mailändischen die durch Senat und Magistrate lange mit Sorgfalt gehüteten Rechte, Gesetze und Gewohnheiten mehr und mehr der unumschränkten Regierungsgewalt erlagen, daß auch in dem Lande, wo zuerst die bürgerliche Freiheit ihre Entwickelung genommen, das verzehrende System des spanischen Absolutismus Leben und Bewegung erstickte.

Fortdauern der Lebensglanz in Mailand. Uebrigens war der spanische Despotismus, wie lähmend er auch auf das öffentliche Leben wirken mochte, nicht stark genug, in der Lombardei, vorab in Mailand, den alten Glanz des Daseins gänzlich zu verwischen. Er vermochte weder die Kunstfertigkeit und Industrie ganz zu untergraben, noch die heitere Lebenslust aus der Gesellschaft zu bannen. Die alte Uebung in allen Zweigen der Gewerbthätigkeit füllte noch immer die Märkte mit soliden und geschmackvollen Waaren, die Bank- und Handelshäuser bewahrten noch immer ihre Verbindungen, ihren ausgedehnten Credit, die Fruchtbarkeit des Bodens lud noch immer zum fleißigen und lohnenden Anbau der Felder ein, der ererbte Reichthum erhielt sich noch immer in vielen vornehmen Geschlechtern. Die Gewandtheit, die leichten graziösen Manieren, die gesellschaftlichen Gaben der Mailändischen Cavaliere und Herren fanden in ganz Europa Anerkennung und Bewunderung, und in den eleganten Carossen und Prunkgewändern, in denen sie sich auf den Straßen und freien Plätzen zu zeigen liebten, entfalteten sie noch immer den Glanz und den Wohlstand, der seit Jahrhunderten in Mailand und andern lombardischen Städten zu Hause war und oft den Neid anderer Völker erregt hatte. Im Reiten, Tanzen, Fechten, in allen Künsten der Geselligkeit waren die Mailänder Cavaliere Meister; durch Anmuth und Grazie erhöhten die Frauen die Reize ihrer schönen Gestalten und Züge.

3. Don Carlos.

Eingang. Den dunkelsten Punkt in Philipps Leben bildet die Stellung zu seiner Familie, insbesondere zu dem Infanten Don Carlos, seinem ältesten Sohne, den ihm seine erste Gemahlin Maria von Portugal in der Nacht des 8. Juli 1545 zu Valladolid, der damaligen Hauptstadt Spaniens, geboren. Nur dreiundzwanzig Lebensjahre waren dem Königssohne, dessen Geburt mit den größten Freudenfesten begrüßt wurde, beschieden, und nur wenige Sonnenblicke des Glücks erhellten sein kurzes Dasein. Seine Mutter, damals achtzehn Jahre alt, starb vier Tage nach der Entbindung, seinen Vater, der die nächsten vierzehn Jahre fast ausschließlich in England und Flandern verbrachte, hat er selten gesehen und nie Liebe und Vertrauen zu ihm gefaßt; seine Tante, die Regentin Johanna, unter deren Aufsicht er gestellt ward, gab dem eigenwilligen schwächlichen Knaben zu viel nach. Man hat in alter und neuer Zeit mit Sorgfalt und Interesse den Lebensschicksalen des königlichen Jünglings nachgeforscht und Wahres und Erdichtetes über ihn veröffentlicht. Dennoch ist es nicht gelungen, alle Räthsel zu lösen oder die Neugierde zu befriedigen, die durch Schiller's und Alfieri's Dramen so sehr erregt worden ist. Die Vorstellungen von einem großartig, ideal angelegten Fürstensohne, wie sie die Phantasie und das jugendliche Pathos des deutschen Dichters erzeugte, hat die Forschung zerstreut und in das Reich der Träume verwiesen; auch die Liebe zu der französischen Königstochter Elisabeth, die man ihm einst als Lebensgefährtin zugedacht hatte, die dann aber Philipp selbst zu seiner dritten Gemahlin erkoren, ist nur ein Gebilde dichterischer Thätigkeit, ersonnen, um der tragischen Katastrophe eine romantische Unterlage zu geben. Aus dem kurzen Lebensgange beider läßt sich nichts weiter erkennen, als daß die sanfte, edelsinnige Elisabeth für den unglücklichen Stiefsohn mehr Theilnahme zeigte als

der übrige Theil des Hofes, die Infantin Juaña ausgenommen, und daß Don Carlos für diese liebevolle Theilnahme dankbares Gefühl und warme Hingebung offenbarte. Ebensowenig kann geschichtlich nachgewiesen werden, daß Carlos für die neuen Religionslehren Sympathien gezeigt und dadurch des Vaters Haß und Mißtrauen geweckt habe; er wohnte den schrecklichen Schauspielen der Autos da fé bei, mit denen Philipp II. seinen Einzug in Spanien feierte; was er dabei in seinem Innern gefühlt, ist nie zu Tage getreten. Auch dieses menschliche Interesse, das man für den Unglücklichen zu erzeugen gesucht, beruht nur auf Vermuthung, auf hypothetischen Annahmen und Voraussetzungen.

Naturanlage.

Don Carlos, erzogen zu Alcala de Henares, wo er auch später, zum Jüngling gereift, zugleich mit Alexander Farnese von Parma und Don Juan d'Austria den Studien an der berühmten Hochschule oblag, zeigte von Jugend auf eine ungestüme, heftige Natur, die auf eine krankhafte Anlage, auf eine Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit hindeutete, deren er nicht Herr zu werden vermochte. Schon Kaiser Karl, der auf seinem Wege nach San Juste den Enkel einige Tage in Valladolid um sich hatte und ihm von seinen Kriegsthaten erzählte, gewahrte mit Unruhe das trotzige, auffahrende Wesen des Enkels und verwies seiner Tochter ihre allzu große Nachgiebigkeit. Noch während seines Klosterlebens ließ sich der Kaiser von dem Hofmeister des Prinzen, Don Garcia de Toledo, Bruder des Herzogs von Alba, über dessen Erziehung, Lebensweise und Fortschritte Bericht erstatten. Aus allen Zügen, die wir von dem Infanten in den nächsten Jahren erfahren, geht ein ungeregeltes, zu Ueberschreitungen geneigtes Temperament hervor: sowohl in seinem Betragen gegen seine Umgebung als in seiner Freigebigkeit wußte er nicht Maß zu halten. Viel mag zu diesem extravaganten Wesen der Umstand beigetragen haben, daß er häufig von Wechselfiebern befallen ward, die seine Lebensgeister aufzehrten, seine Körperkräfte dahinschwinden machten. Schwerlich hat die schöne Königstochter Frankreichs, als sie bei ihrer prachtvollen, mit allen erdenklichen Festlichkeiten und Schaukünsten verherrlichten Vermählungsfeier zu Toledo im J. 1560 zum erstenmal den Infanten von Angesicht zu Angesicht sah, für den mit wenig Reizen ausgestatteten, verwachsenen und kränklich aussehenden Stiefsohn, der ihr einst zum Gemahl bestimmt war, die zarte Liebe gefaßt, die Roman und Poesie ihr zuschreiben!

Der Treppenfall in Alcala. 1562.

In Alcala ereignete sich im April 1562 ein Vorfall, der für den ohnedies schwachen und reizbaren Prinzen schlimme Folgen gehabt zu haben scheint. Als er eines Abends eine Treppe hinabstieg, um, wie es heißt, mit der Tochter des Schloßaufsehers im Garten eine Zusammenkunft zu haben, fiel er fünf bis sechs Stufen hinab gegen eine Thüre und verletzte sich so schwer am Kopf, daß er besinnungslos in sein Zimmer gebracht ward und eine heftige, mit Fieber und Delirium verbundene Krankheit durchmachte. Das ganze Volk war in Trauer und erflehte durch Gebete und Prozessionen die Hülfe des Himmels. Die Heilung wurde der Wunderkraft eines vor hundert Jahren im Rufe der Heiligkeit verstor-

benen Franciskanermönchs zugeschrieben, dessen Gebeine man auf das Bett des Kranken getragen hatte. Bei dieser Gelegenheit zeigte Philipp zum erstenmal gegen Don Carlos ein väterliches Herz. Bis zur Herstellung des Sohnes hielt er sich in Alcala auf und bewies ihm die sorgfältigste Theilnahme.

Ungeregelter Lebenswandel.

Es ist vielfach behauptet worden, daß diese Erschütterung des Gehirns störend auf den Geist des Prinzen eingewirkt habe; wenigstens rechtfertigt die von der Zeit an immer stärker hervortretende Ueberspanntheit und Ausgelassenheit eine solche Vermuthung. Er führte einen ungeregelten Lebenswandel und überließ sich ohne Rückhalt allen Ausschweifungen, Launen und Einfällen, die weniger von jugendlichem Uebermuth als von einer zu Despotismus, Willkür und Härte hinneigenden Natur Zeugniß gaben. Wenn sein anmaßendes und hochfahrendes Wesen dabei von Zügen großer Mildthätigkeit und Freigebigkeit durchbrochen war, wenn er durch einzelne Handlungen sich die Liebe und Theilnahme seines Lehrers Honorato Juan, seiner weiblichen Verwandten, seiner Dienerschaft zu erwerben und zu erhalten wußte, so kann dies nur als Beweis gelten, daß in seinem Charakter widersprechende Regungen und Triebe unversöhnt neben einander lagen, die zu keiner inneren Harmonie zu gelangen vermochten, daß die Keime edler und großmüthiger Gesinnungen, die in seiner Seele verborgen waren, durch Leidenschaftlichkeit und ungestüme Aufwallungen in der Entfaltung gestört, an einem normalen Wachsthum gehindert wurden. Wohldienerei und schmeichelnde Willfährigkeit der Untergebenen, die sich stets an jede Hoheit und Machtstellung herandrängt, trugen dann das Ihrige bei, die guten Eigenschaften zu unterdrücken und die Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung niederzuhalten.

Vater und Sohn.

Daß bei solchem Gegensatze zwischen der stürmischen aufbrausenden Natur des Infanten und der gemessenen, vorsichtigen, abgeschlossenen Haltung des Königs das Verhältniß vom Sohne zum Vater immer kälter, abstoßender, feindseliger werden mußte, war begreiflich. Philipp faßte ein tiefes Mißtrauen gegen den Erben seiner Krone; er hielt ihn von allen Staatsgeschäften fern, vertraute ihm keine Befehlshaberstelle in der Armee an und zwang den nach Auszeichnung und militärischen Ehren sich sehnenden Sohn zu einer ruhmlosen Unthätigkeit; und jemehr dieser darauf drang, in die seinem Range und seiner künftigen Bestimmung entsprechende Stellung in Staat und Heer eingeführt zu werden, desto stärker wuchs bei Philipp der Argwohn, Don Carlos hege feindselige Absichten, wolle in sein Regierungssystem störend eingreifen, auf die Kriegspolitik, auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten einen bestimmenden Einfluß gewinnen. Er umgab ihn mit Spähern und lieh allen Verdächtigungen, allen Zuträgereien böser Zungen, wozu der leichtsinnige unbesonnene Lebenswandel des Prinzen nur zu reichlichen Stoff bot, ein geneigtes Ohr. Der Plan einer Verheirathung desselben mit der jüngeren Schwester der Königin Elisabeth scheiterte an Philipps Zaudern, und auch der zweite Vermählungsplan mit Anna von Oesterreich, der Tochter des Kaisers Maximilian, wurde nach längeren Verhandlungen zwischen

den Höfen von Madrid und Wien aufgegeben, so sehr auch die bereits Verlobten das Ehebündniß wünschten.

Das Mißtrauen des Königs in die Absichten seines Sohnes erreichte den höchsten Grad, als man ihm mittheilte, die Führer der Widerstandspartei in den Niederlanden suchten den Infanten nach Flandern zu ziehen, die zwei Gesandten Bergen und Montigny, denen wir später begegnen werden, seien zu dem Zweck in Madrid eingetroffen, Don Carlos sei dem Vorhaben geneigt und wünsche als Oberbefehlshaber in das aufgeregte Land geschickt zu werden oder falls dies nicht gelinge, sich heimlich dahin zu begeben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der nach Thaten dürstende Jüngling, dessen Sinn mit Vorliebe auf Krieg und Waffen gerichtet war, solche Gedanken in sich getragen hat und daß einige Anzeichen davon hervorgedrungen sind, wenigstens fand sich später unter seinen Papieren ein Brief von seinem Almosenpfleger Suarez, worin dieser den Prinzen anflehte, „seine gefährlichen Pläne, die Trugbilder des Satans, die ihm selbst Unheil und dem Reiche Verwirrung bereiten würden, aufzugeben"; und als der Herzog Alba sich vor seiner Abreise nach Flandern, von ihm verabschieden wollte, gerieth der Prinz in solche Wuth und Aufregung, daß er gegen jenen den Dolch zückte und ihn zu ermorden drohte. Nur durch seine überlegene Stärke erwehrte sich der Herzog des Rasenden, bis auf das Geräusch ein Kämmerling aus dem anstoßenden Gemach eintrat, worauf Don Carlos sich zurückzog. Philipp war über dieses Benehmen des Sohnes sehr ergrimmt, und da er von den Kundschaftern, durch die er alle Schritte und Worte des Infanten belauschen ließ, in Erfahrung brachte, daß derselbe sich durch Anleihen große Geldsummen zu verschaffen suchte, offenbar in der Absicht, heimlich aus Spanien zu entweichen, sei es nach den Niederlanden oder nach Wien zu seiner Braut, so wuchs des Königs Mißtrauen und Wachsamkeit. Montigny wurde nach der Festung Segovia abgeführt und in der Folge durch heimliche Hinrichtung in mitternächtlicher Stunde aus der Welt geschafft.

Don Carlos und die Niederländer.

In der Woche vor Weihnachten 1567 begab sich Philipp nach Escorial, um den Fortgang des Baues zu besichtigen und sich seiner Gewohnheit gemäß religiösen Bußübungen bei den Mönchen zu unterziehen. Um diese Zeit machte der Prinz seinem ihm fast gleichalterigen Oheim Don Juan d'Austria, zu dem er seit den Studienjahren Zuneigung und Vertrauen hegte, Mittheilungen von seinem Fluchtplan und suchte ihn durch große Versprechungen zur Theilnahme und Beihülfe zu bewegen. Don Juan erschrak; er suchte den Neffen von dem Vorhaben abzubringen und als seine Vorstellungen ohne Eindruck blieben, eilte er nach Escorial und theilte dem König die Absicht des Infanten mit.

Don Carlos und Don Juan. 1567.

Kurz nachher empfing Philipp eine andere Kunde, die ihn noch mehr aufregte. Don Carlos hatte dem Prior eines Hieronymitenklosters vor den Thoren Madrids in der Beichte anvertraut, er hege gegen einen Menschen tödtlichen Haß. Die Absolution wurde ihm deshalb vorenthalten und die geweihte Hostie ver-

Die geheimnißvolle Beichte.

weigert. Andere Mönche, die befragt wurden, sprachen sich in gleichem Sinn aus. Darauf fragte der Prinz, ob er nicht eine ungeweihte Hostie empfangen könnte. Es war nämlich Sitte, daß am 28. December alle Glieder der königlichen Familie gemeinschaftlich das Abendmahl nahmen; er wollte sich daher mit casuistischer Hülfe aus der schwierigen Lage ziehen. Dem Prior war das räthselhafte Betragen auffallend; er wußte mit schlauer Priesterlist dem Prinzen das Geheimniß zu entlocken, daß er seinen Vater tödten wolle. Als Philipp in Escorial die Ueberzeugung gewann, daß der Infant in seinem erhitzten Geiste wahnsinnige Entschlüsse fassen und ausführen könnte, kam ihm der Gedanke, sich desselben zu versichern. Wie er bei wichtigen Dingen zu thun pflegte, ließ er anordnen, daß in allen Klöstern Gebete für das Gelingen seines Planes abgehalten würden. Um die Mitte des Januar 1568 kehrte Philipp nach Madrid zurück. Kein Mensch vermochte aus seinen ruhigen immer gleichen Mienen zu errathen, was in seiner Seele vorging. Sein Vorhaben wurde beschleunigt durch die Meldung Don Juans, daß der Prinz in einer Unterredung bei verschlossenen Thüren den Degen gegen ihn gezogen, weil er seine Mitwirkung zu der in der nächsten Nacht vorzunehmenden Flucht verweigert habe. Am 18. Januar 1568 sah man den König, einen Helm auf dem Haupte und eine Rüstung über den Kleidern nach der Wohnung des Infanten gehen, begleitet von Feria, dem Hauptmann der Garde, von dem Minister Eboli, dem Prior Don Antonio und mehreren andern Herren und Leibwächtern. Ein Handwerker hatte heimlich den Sicherheitsverschluß beseitigt, welchen Don Carlos, aus Furcht vor einem Ueberfall, schon vor längerer Zeit an seiner Thüre hatte anbringen lassen, und dadurch möglich gemacht, daß die Edlen und die Leute der Garde leise eintreten und die Waffen, die jener gewöhnlich neben sich und unter seinem Kopfkissen liegen hatte, unbemerkt wegnehmen konnten. Durch das Geräusch aus dem Schlafe geweckt fragte der Prinz, wer da sei. Als einer der Herren antwortete: „Der Staatsrath", fuhr er auf und wollte nach den Waffen greifen. Da trat der König ein und gebot ihm Ruhe. Darauf wurden Fenster und Thüren vernagelt, alle eisernen Geräthe selbst die Feuerböcke weggeräumt und der sich verzweifelt geberdende junge Mann, der fußfällig die Knie des Königs umfaßte und Hand an sich selbst zu legen drohte, unter die Aufsicht des Herzogs von Feria und anderer Edlen gestellt. Diesen wurde befohlen, dem Gefangenen ehrfurchtsvoll zu begegnen, aber ihn aufs Genaueste zu bewachen und keinerlei Verbindung mit Andern zu gestatten. Am andern Tag versammelte Philipp den geheimen Rath und theilte ihm das Vorgefallene mit. Seine Pflicht gegen Gott und die Rücksicht auf die Wohlfahrt des Reiches habe ihn genöthigt, so zu handeln. Dabei sollen ihm Thränen in die Augen getreten sein. Alsdann ordnete er eine gerichtliche Untersuchung durch ein geheimes Tribunal an, der er selbst häufig beiwohnte.

Die Verhaftung. 1568.

Motive. Die Verhaftung des Thronfolgers, dessen Rechte schon durch die Cortes von Castilien feierlich anerkannt worden waren, erregte das größte Aufsehen. Der König selbst

beeilte sich, sowohl der Geistlichkeit, dem Adel und den städtischen Municipalitäten seines Landes als den auswärtigen Höfen den Vorfall mitzutheilen. Er wiederholte die Versicherung, daß nur seine Pflichten gegen Gott und gegen sein Volk ihn zu einem solchen Verfahren bewogen hätten. In dunkeln Ausdrücken deutete er an, daß der Infant nicht bei seinem richtigen Verstand und zum Herrschen unfähig gewesen. Aber diese Auffassung fand nicht überall Glauben. Die unbestimmten, verhüllten Ausdrücke wie die Strenge der Haft, die sich zu einer Ueberwachung bei Tag und Nacht unter der Oberaufsicht von Ruy Gomez und zu einer vollständigen Abschließung von jeglichem Verkehr mit der Außenwelt steigerte, ließen andere Motive voraussetzen und füllten die Phantasie mit Vermuthungen und Gerüchten. Daß Don Carlos der politischen und religiösen Bewegung in den Niederlanden große Sympathie zugewendet und die Absicht gehegt habe, daselbst handelnd aufzutreten, scheint außer Zweifel zu stehen. Daraus mochten Einige gefolgert haben, daß er der kirchlichen Reformation, die bei jenen Bewegungen mitgewirkt, zugethan gewesen. In den Augen des mißtrauischen Königs war jede Verbindung mit dem ketzerischen Lande ein Hochverrath gegen Königthum und Religion; und von einem Fürsten, der einst bei dem Auto da fé in Valladolid dem verurtheilten Carlos de Sese, als er sich über die einem castilischen Edlen zugefügte Schmach beklagte, zur Antwort gegeben, daß er sein eigenes Kind, wenn es sich eines Abfalles von Rom schuldig mache, den Flammen überliefern würde, durfte man das Aeußerste erwarten. Das angebliche Liebesverhältniß zur Königin mochte seine Quelle in einem Namensverzeichniß haben, worin Don Carlos eigenhändig seine Freunde und Gegner aufgeführt. In diesem Verzeichniß, das man unter den bei der Verhaftung weggenommenen Papieren fand, standen an der Spitze der ersteren Elisabeth und Don Juan, an der Spitze der letzteren der Fürst und die Fürstin von Eboli, Alba, der Cardinal Espinosa. Die große Traurigkeit, welche die Königin bei der Nachricht von dem Vorgange an den Tag legte, verstärkte den Glauben an ein solches zartes Verhältniß, und da sie den Prinzen nicht lange überlebte, so entstand die in Roman und Dichtung übergegangene Sage.

Der Schmerz und die Bestürzung über die Verhaftung des Thronfolgers war allgemein. Don Juan legte Trauerkleider an, bis es ihm der König verbot; Philipps Tante, die Königin Isabella von Portugal, seine Schwester Johanna, die österreichischen Verwandten bestürmten den Monarchen um Freilassung oder Erleichterung; der Papst beschwor ihn, als Vater, nicht als strenger Richter zu handeln; die Prälaten und Granden legten Fürbitte ein, mehrere Stände und Städte Spaniens ordneten Deputationen zu Gunsten des Gefangenen ab. Philipp blieb unerbittlich; doch machten die zahlreichen Kundgebungen solchen Eindruck auf sein Gemüth, daß er längere Zeit nicht das Schloß verließ, sogar die Fahrten nach Escorial einstellte, aus Furcht, die gereizte Stimmung möchte sich zu Aufruhr und Volksbewegung steigern. Vom königlichen Palaste aus belauschte er die öffentlichen Kundgebungen. Allmählich legten sich jedoch die Wogen und die Nation kehrte zu dem gewohnten ruhigen Gehorsam zurück. Schon im Februar konnte Graf Dietrichstein nach Wien melden, von dem Prinzen sei es so stille, als ob er todt wäre. Aufregung.

Und in der That war Don Carlos seit der Nacht vom 18. Januar ein todter Mann. Die anfängliche Verzweiflung und Raserei, die ihn zu Selbstmordversuchen trieb, wich allmählich einer stummen Resignation, einem hinbrü- Don Carlos' Tod.

tenden Stillschweigen. Selbst Andachtsübungen und Beichte wies er von sich, und von den religiösen Büchern, die man ihm allein gelassen, machte er keinen Gebrauch. Seine Kräfte schwanden mehr und mehr dahin; sein Magen durch unregelmäßige Diät geschwächt, vertrug keine Nahrung mehr, das Fieber raste in seinen Adern; um die Gluth zu dämpfen wendete er im Uebermaß Eis und Schneewasser an. So siechte er mehrere Monate dahin, bis am Jacobustage, dem Fest des Schutzheiligen von Spanien, der Tod seinen Körper- und Seelenleiden ein Ende machte. Don Carlos starb in der Nacht vom 23. auf den 24. Juli 1568 versöhnt mit Gott und der Welt. Ob die Krankheit eine natürliche Folge der unregelmäßigen Lebensweise, der geistigen Aufregung und des Mangels an frischer Luft und Bewegung war, oder ob, wie Gerüchte und dunkle Andeutungen vermuthen lassen, vergiftete Speisen oder Arzneimittel ihre Wirkung gethan, wer möchte diese Frage entscheidend lösen? Was hinter den stark vergitterten Fenstern, in den öden kahlen Räumen des Schlosses vorgegangen ist, wer hat das je erfahren? Von tiefem Geheimniß umgeben, in sorgsam verschlossener Heimlichkeit des Palastes ist der unglückliche Erbe der Habsburgischen Weltmonarchie umgekommen, wir wissen nicht wie. Der Leichnam wurde, in ein Franciscanergewand gekleidet, in feierlichem Zuge aus dem Sterbezimmer des Schlosses nach dem Kloster San Domingo Real gebracht, wo er seine Ruhestätte fand. König Philipp schaute zum Fenster heraus, als der Zug sich langsam durch die volksbelebten Gassen bewegte. Eine glänzende Todtenfeier wurde abgehalten, gleichsam zum Ersatz für das unglückliche Leben. In der Folge erhielt der Verstorbene seine Grabstätte in Escorial.

Die Todtenfeier.

Tod der Königin Elisabeth. 3. Oktober 1568.

Unter den Wenigen, welche bei der Leiche des Infanten von Asturien aufrichtige Thränen weinten, war die Königin Elisabeth, und nicht drei Monate waren verflossen, so sank auch sie ins Grab. War es zu verwundern, daß die aufgeregte Phantasie des Volks einen inneren Zusammenhang zwischen den beiden Ereignissen erblickte und auch das Hinscheiden der edlen Fürstin einer Vergiftung zuschrieb, daß diese Beschuldigung auch bei feindlichen oder leichtfertigen Schriftstellern Eingang fand und daß Dichtung und Romantik daraus ein Gewebe von Liebe, Leid und tragischem Untergang flochten? Eine Frühgeburt in Folge eines schon seit längerer Zeit krankhaften Zustandes und ungeeigneter Behandlung durch spanische Aerzte führte ihren Tod herbei. Sie starb in einem Alter von dreiundzwanzig Jahren, wovon sie acht als spanische Königin verbracht, mit ruhiger Fassung und freudiger Zuversicht, daß sie nach den „Eitelkeiten dieser Welt" in ein besseres Jenseit eingehe. Ueber ihr Wesen und Leben war in Wirklichkeit der verklärte Hauch ausgegossen, in welchem der deutsche Dichter die ideale Gestalt erscheinen läßt. Selbst der leichtfertige Brantôme gedenkt ihrer nur in Ausdrücken der Verehrung und der tiefen Huldigung gegen ihre Reinheit und Tugend. Philipp tröstete sich bald über den Verlust der edlen Lebensgefährtin, die ihm zwei Töchter geboren hatte und von dem spanischen

Volke wie eine Heilige verehrt ward. Anderthalb Jahre nachher schloß er eine vierte Ehe mit Anna von Oesterreich, welche, wie einst Elisabeth, die Verlobte seines Sohnes Don Carlos gewesen war. Sie wurde die Mutter des neuen Infanten von Asturien, des Thronerben Philipp. 12. Novbr. 1569.

4. Don Juan d'Austria und der Aufstand der Morisken.

Auch Don Juan d'Austria, der Studiengenosse und Freund des Prinzen von Asturien, der einzige heldenmüthige und ritterliche Charakter an Philipps Hof, fand bei dem königlichen Halbbruder nicht die seiner Ruhmbegierde und Thatenlust entsprechende Stellung. Wir haben den lebhaften Knaben, den eine deutsche Bürgerstochter, Barbara Blomberg, in Regensburg dem Kaiser Karl V., wahrscheinlich an seinem eigenen Geburts- und Krönungstag, dem 24. Februar 1545 (nach andern Angaben 1547) geboren, schon in San Juste unter der Aufsicht des Haushofmeisters Luis Quijada, Herrn von Villagarcia kennen gelernt (X, 827). Er führte den Namen Geronimo, wohl nach dem deutschen Edelmann im kaiserlichen Hofdienste, Hieronymus Kagell, an den Karl die schöne sangreiche Barbara vermählt hatte, und Niemand außer Quijada, kannte seine Herkunft. Die Mutter, die später ihren Wohnsitz in Gent nahm, lebte in dürftigen Umständen. Viele waren der Meinung, sie sei nur vorgeschoben, um die wahre Mutter, die man in den höchsten gesellschaftlichen Kreisen suchte, zu verbergen. Vom Jahr 1550 an lebte Geronimo in dem castilischen Dorfe Leganes, einige Meilen von Madrid, in dem Hause eines flandrischen Geigers, bei dem ihn Quijada unterbrachte, dürftig unterrichtet von dem Ortsgeistlichen und mit der Dorfjugend Feld und Wald durchstreifend. Dann wurde der schöne kräftige und gewandte Knabe mit den funkelnden blauen Augen, der hohen Stirn, dem langen blonden Haar auf den Wunsch des Kaisers nach dem Schlosse Villagarcia bei Valladolid gebracht und der Pflege Madalena's de Ulloa, der edeln feingebildeten Gattin Quijada's übergeben. Während dieser Zeit erfreute sich Karl in seiner klösterlichen Einsamkeit des hoffnungsvollen Sohnes, der als Page oft in seiner Umgebung weilte und im Reiten und Fechten die größte Gewandtheit zeigte. Vor seinem Tode fügte er seinem Testamente eine geheime Zuschrift an Philipp bei, worin er demselben das Geheimniß entdeckte und den unbekannten Halbbruder seiner Fürsorge empfahl; auch für die in Flandern weilende Mutter bestimmte er einen kleinen Wittwenunterhalt. Auf einer Jagd im Walde von Toros enthüllte König Philipp dem ihn begleitenden Geronimo seine Herkunft, nannte ihn Don Juan d'Austria und wies ihm die seinem fürstlichen Range gebührende Stellung an. Es wurde erwähnt, daß er auf der Hochschule zu Alcala de Henares zugleich mit Don Carlos und Alexander Farnese, den Studien oblag. Die drei königlichen Jünglinge wohnten vereint im erzbischöflichen Palast. Neben den Wissenschaften wurden auch Leibesübungen und ritterliche Künste gepflegt. Durch sein bescheidenes, offenes, wahrhaftiges Wesen gewann sich der schöne Jüngling mit dem klugen

Don Juans Jugendjahre.

leuchtenden Auge die Herzen Aller, die ihm nahe kamen. Für Intriguen und Hofkünste hatte er weniger Anlage, als sein geschmeidiger Gefährte Alexander, der frühe gelernt hatte, sein Wort und Thun nach den Vorschriften der Klugheit abzumessen. Mit Don Carlos blieb Juan wie früher gemeldet, bis zu dem traurigen Ende desselben, in freundschaftlichem Verkehr.

Die ersten Kriegsthaten. Noch vor der Verhaftung des Infanten regte sich der kriegerische Geist des Kaisersohnes. Philipp war der Meinung, Don Juan sollte in den geistlichen Stand treten, wie schon der alte Kaiser gerathen, damit er nicht etwa durch ehrgeizige Bestrebungen einmal Veranlassung zu Zwietracht und Spaltung in der Königsfamilie geben möchte. Diesen lockte aber mehr das Schwert als der Rosenkranz. Bei der Nachricht, daß die Insel Malta von einer türkischen Kriegsflotte hart bedrängt sei und daß der tapfere Großmeister Jean de la Valette die Hülfe des katholischen Königs angerufen habe, eilte er heimlich nach Barcelona, um sich mit den Söhnen des castilischen Adels zu einem Kreuzzug wider die Ungläubigen einzuschiffen. Ein Fieber, vielleicht die Folge der Aufregung, verhinderte die Abfahrt, bis der Befehl des Königs ihn nach Madrid zurückrief. Wir werden später erfahren, durch welche Anstrengungen das Land der Christenheit erhalten ward. Durch seinen Gehorsam und durch viele Beweise von Treue und Hingebung versöhnte Don Juan den königlichen Bruder, so daß dieser ihn im J. 1568 zum Admiral ernannte, als es galt, die erwartete Silberflotte vor einem Ueberfall der Corsaren zu schützen und das spanische Küstenmeer von den Geschwadern der Mauren zu säubern. Mit Muth und Geschick vollführte der ritterliche Jüngling den Auftrag. Mit dreiunddreißig Galeeren verließ er am 3. Juni den Hafen von Cartagena, segelte der spanischen Küste entlang bis nach Cadix, bestand die Freibeuter in mehreren glücklichen Gefechten und verfolgte die Fliehenden bis in die Schluchten und Klippen ihrer Heimath. Mit Ruhm bedeckt kehrte der Prinz an den Hof zurück; der König und sein Staatsrath erwiesen ihm Ehrenbezeigungen; man fing an, große Hoffnungen auf ihn zu setzen. Bald wurde er zu einem neuen Kriegszug ausgesandt.

Aufstand der Morisken. 1568. Als die obenerwähnte königliche Verordnung erging, welche den Moriskos die letzten Erinnerungen aus den Zeiten der Väter, die letzten Spuren der arabischen Herkunft und mohammedanischen Sitten raubte, da rüsteten sich die Gedrückten und Mißhandelten noch einmal zu einem Kampf der Verzweiflung. Im J. 1568 wurde es lebendig unter den Bewohnern des Albaicin in Granada; Sendboten wanderten heimlich zu den Stammesgenossen in den Gebirgen und reizten zum Aufstand; an die Glaubensverwandten in der Berberei gingen Briefe ab, „geschrieben in Nächten von Thränen und Angst". Darin hieß es: „Wir sind arg bedrängt und unsere Feinde umschließen uns rings herum wie ein verzehrend Feuer." Noch vor Ende des Jahres fiel die heißblütige Bevölkerung der Alpuxarras über die Schaarwächter, die Polizeimannschaft und einen Soldatentrupp her und nahm ihnen die Waffen weg. Dies gab das Signal zu dem großen Insur-

rectionskrieg der Moriskos, der über zwei Jahre die blutgetränkten Landschaften von Granada durchtobte und den jugendlichen Helden Don Juan zu neuen Waffenthaten rief. Die Aufständischen erhoben einen jungen Maurensprößling, der seinen Stammbaum auf das Khalifenhaus der Ommajaden zurückführte, Hernando Muley de Valor, zum König und begannen unter dem neuen Häuptling, der sich den Namen Aben Humeya (Ben-Omeya) beilegte, einen verwegenen Bandenkrieg. Ohne bedeutende Gaben und in zerrütteten Vermögensumständen lebend übte Aben Humeya doch durch den Adel seiner Herkunft und seine persönliche Tapferkeit einen gewaltigen Einfluß auf die streitbaren Gebirgssöhne. Angethan mit den Insignien der Königswürde, Purpurgewand und rother Schärpe, empfing er die Huldigung als „Herr von Andalusien und Granada". Die Spanier aber nannten ihn verächtlich „den kleinen König". Die Ausplünderung und Verwüstung christlicher Kirchen, die Ermordung christlicher Einwohner bildete die Einleitung zu einem Kampf auf Leben und Tod. In furchtbaren martervollen Hinrichtungen, denen besonders die Priester ausgesetzt waren, gab sich der tiefwurzelnde, im Stillen genährte Haß der heimlichen Moslemen kund. An 3000 Spanier jedes Alters und Geschlechts sollen nach castilischen Berichten in dem ersten Auflodern dieses wüthenden Religions- und Racenkrieges ihr schreckliches Ende gefunden haben. Unter den Peinigern zeichnete sich vor Allen Aben Farax aus, ein Färber aus Granada, der von dem maurischen Königsstamm seinen Ursprung ableitete und die Flamme des Aufruhrs gleich Anfangs am heftigsten geschürt hatte.

Auf die Kunde von dem Aufstande der Moriskos in den Alpuxarras traf der Generalcapitän Marques von Mondejar kriegerische Anstalten. Er verstärkte sein Heer durch Einberufung der Wehrmannschaften, welche die andalusischen Städte und Edelleute zu stellen verpflichtet waren, und unternahm, den Oberbefehl in der Alhambra seinem Sohne, dem Grafen von Tendilla übertragend, Anfangs Januar 1569 einen beschwerlichen Winterfeldzug in die Gebirgslandschaften, deren Gipfel in die Region des ewigen Schnees emporsteigen. Alle Hindernisse überwindend, welche die Jahreszeit, die Beschaffenheit der von Schluchten und Abgründen zerrissenen, von Bergflüssen durchströmten Gegend, die auf Höhen und Engpässen aufgestellten Insurgenten bereiteten, durchzog der greise Feldherr, welcher kriegerische Energie mit Menschlichkeit vereinigte, die südlichen Theile des aufständischen Landes, schlug die Moriskos an mehreren Stellen zurück, besetzte ihre Hauptorte Orgiva, Bubbion, Jubiles und befreite die geängstigten Christen aus der Gefangenschaft. Schaaren von Frauen und Kindern wurden nach Granada gerettet, ein Bild des Jammers, die Spuren der ausgestandenen Todesangst und Entbehrung auf den abgezehrten und entstellten Gesichtern tragend. Den zu Gehorsam und Unterwerfung Zurückkehrenden gewährte der Feldherr Gnade und Verzeihung, zum großen Verdruß der spanischen Soldaten. Die Folgen dieses milden Verfahrens traten bald zu Tage: viele Insurgenten legten die Waffen nieder; Der Marques von Mondejar.

Aben Humeya flüchtete sich mit wenigen Getreuen in die unzugänglichen Berge der Sierra Nevada; seine Hauptstadt Paterna wurde eingenommen und den Truppen zur Plünderung überlassen; eine der Frauen und zwei Schwestern des Rebellenführers geriethen in die Gewalt Mondejar's, der ihnen Schutz gewährte. Aber das Audienzgericht von Madrid erklärte, daß sie wie alle andern gefangenen Moriskoweiber auf den Sklavenmarkt zum Verkauf gebracht werden sollten. Man war mit der Milde des Generalcapitäns unzufrieden; theils um die Vorwürfe abzuschwächen, theils aus Aerger über den heftigen Widerstand, den er vor dem festen Las Guajaras erfuhr, ließ er nach der Einnahme des Bergorts, aus dem die meisten Bewohner während der Nacht entwichen waren, den zurückgebliebenen Rest niedermachen, die Häuser und Mauern zerstören. Der tapfere Anführer El Zamar wurde auf der Flucht ergriffen und nach Granada gebracht, wo ihn der Graf von Tendilla, der seines Vaters humanen Geist nicht besaß, mit glühenden Zangen langsam tödten ließ.

Los Velez. Kriegsgräuel. Trotz der glänzenden Erfolge, welche Mondejar's Waffen davontrugen, vermochte er die Eiferer nicht zufriedenzustellen. Der Erzbischof Deza bewirkte daher am Hofe, daß die östliche Gegend um Almeria einem andern Führer übertragen ward. Die Wahl fiel auf den Markgrafen von Los Velez, der in der anstoßenden Provinz Murcia das Amt eines Adelantado bekleidete, der Sprosse eines kriegerischen Geschlechts, das sich in manchem Kampfe rühmlich hervorgethan hatte, das aber mit den Mendozas in alter Erbfehde lebte. Der Generalcapitän mußte daher in der Ernennung dieses Rivalen eine persönliche Zurücksetzung erblicken. Los Velez zog sofort mit seinen Söhnen an der Spitze eines eilends aufgebotenen Heerhaufens in die aufständische Gegend und verrichtete manche tapfere Kriegsthat. Aber er befleckte seinen Ruhm durch unmenschliche Härte. Diejenigen Moriskos, die auf den Schlachtfeldern von Huécija, Filix und Ohanez ihr Leben ließen, waren glücklich zu preisen im Vergleich mit denjenigen, welche den fanatischen und verwilderten Kriegshaufen in die Hände fielen. Ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht wurden sie unter Martern getödtet, über Felsenriffe herabgestürzt, die Weiber geschändet, alles Werthvolle geraubt, die Hütten angezündet. Wie in den Kreuzzügen von ehedem wurden die ärgsten Gräuel mit der Heiligkeit der Religion gerechtfertigt, Schonung galt als ein Verbrechen gegen die Ehre Gottes, gegen die Majestät des Königs. Ein Gerücht, daß Aben Humeya einen Ueberfall auf die Hauptstadt vorhabe, wurde als Vorwand benutzt, die in dem Kanzleigefängnisse verhafteten Moriskos, hundertfünfzig an Zahl, größtentheils angesehene Männer zu überfallen und die Unglücklichen, die trotz ihrer Wehrlosigkeit ihren Angreifern einen verzweifelten Widerstand leisteten, sämmtlich zu erschlagen. Nur zwei entkamen, der Vater und der Bruder Aben Humeya's. Die ansehnlichen Güter der Ermordeten wurden für die Krone eingezogen.

Don Juan in Granada. 1569. Nach dieser Gräuelthat war keine Versöhnung mehr möglich; von Wuth und Rache durchglüht griffen die Moriskos in dem ganzen Granadischen Gebiet von

Neuem zu den Waffen und pflanzten allenthalben die blutrothe Fahne der Empörung auf. Und so wenig auch die zerrissene, zerschlagene, schlecht bewehrte Bauernbevölkerung hoffen konnte, daß die neue Guerilla einen glücklicheren Ausgang haben werde, als in den Tagen der Väter, so nahm doch die Rebellion durch die Grausamkeit und den Fanatismus der Spanier eine so kühne drohende Gestalt an, daß man bei Hofe beschloß, den beliebten Don Juan, der so eben frische Lorbeeren aus dem Corsarenkrieg heimgebracht, als Oberbefehlshaber nach Granada zu senden und ihm, zur Milderung seiner Hitze, vielleicht auch aus Vorsicht und Mißtrauen, einen Kriegsrath zur Seite zu stellen, in welchem neben Quijada Gonzalo Fernandez de Cordova, ein Enkel des „großen Feldherrn", der Generalcapitän Mondejar und der Erzbischof Deza von Granada das höchste Ansehen hatten. Im April 1569 hielt Don Juan seinen Einzug in die festlich geschmückte Stadt. Von allen Seiten strömten die Edelleute des Südens herbei, um unter der Fahne des erlauchten Kaisersohnes an dem Kampfe wider die Feinde des christlichen Glaubens Theil zu nehmen. Rasch traf der Prinz seine Anordnungen zum nachdrücklichen Angriff zu Land und zur See. Aber er stieß auf einen unternehmenden Feind, dem die Verzweiflung Kühnheit und Entschlossenheit einflößte.

Unterstützt von den Emirn von Tunis und Algier führte Aben Humeya, der mit neuer Zuversicht zu seinem Gebirgsthron zurückgekehrt war, an der Spitze der abgehärteten, ortskundigen und schlauen Bergsöhne der Sierra einen muthigen Schaarenkrieg und focht in manchem Strauß mit Glück und Erfolg gegen die spanischen Kriegsknechte. Von den Bergen und Schluchten gedeckt machte er bald da bald dort unerwartete Angriffe und zog sich dann wieder in die unzugänglichen Wald- und Felsengründe zurück. Los Velez, dessen andalusische Landwehr aus Mangel an Lebensmitteln nicht zusammengehalten werden konnte, gerieth in die schwierigste Lage. Aber im königlichen Rath hatte die Kriegspartei die Oberhand; der Aufstand sollte mit Blut und Eisen niedergeworfen werden. Der Marques von Mondejar, welcher zur Milde und Versöhnung neigte, wurde abberufen und als Vicekönig nach Neapel gesandt. Um jedes Einverständniß der Insurgenten mit der Hauptstadt abzuschneiden, wurden alle Moriskos, Männer, Frauen und Kinder, viele Tausende an Zahl unbarmherzig aus Granada weggewiesen und in einzelnen Haufen in entlegene Gegenden geführt, wo sie als „Feinde Gottes" gehaßt und verachtet größtentheils dem Hunger, dem Elend, der Erschöpfung, oder dem Mord durch fremde oder eigene Hand zum Opfer fielen. Soweit die christlichen Kriegshaufen in die Ebenen und Thäler vordrangen, wurden die Moriskischen Hütten niedergebrannt, die Gärten und Pflanzungen zerstört. Bald lagerte sich Verfall und Verödung über die einst so blühende reich bevölkerte Landschaft. Manchmal aber wurden auch die Spanier unerwartet an gefährlichen Orten von Aben Humeya überfallen und zu Hunderten und Tausenden erschlagen, weggeschleppt, auf Corsarengaleeren als Sclaven verkauft. Wie gern hätte Don Juan seiner kriegerischen Natur folgend durch einen raschen energischen Feldzug dem Auf-

[Marginalia: Der Insurrectionskrieg. — Juli 1569.]

stand ein Ende gemacht! Indem sich der Krieg in die Länge zog, gewannen die Insurgenten immer mehr Kraft und Selbstvertrauen; von Tunis und Algier kamen Hülfstruppen, eine osmanische Flotte stand in Aussicht. Allein die Verhaltungsbefehle von Madrid geboten dem Feldherrn vorsichtiges Ausharren in Granada und beschränkten ihn auf Abwehr; der Kriegsrath war uneinig, die Soldknechte versagten den Gehorsam, weil die Löhnung ausblieb, die Milizen zeigten wenig Geschick und wenig Lust zum Kampf. Nur der Zwietracht unter den Häuptern der Moriskos war es zu danken, daß nicht das ganze Küstenland im Süden und Osten von Aufruhr ergriffen ward.

Aben-Abu und Don Juan. Aben Humeya, ein tapferer und gewandter Guerillaführer, aber tyrannisch, heimtückisch und lüstern, wurde durch eine Verschwörung gestürzt, seiner
4. Okt. 1569. Schätze beraubt und ermordet. An seine Stelle trat der energische und schlaue Aben-Abu, dem weder sein Alter noch die erlittene Tortur und Galeerenstrafe die Kraft geraubt hatte. Er legte sich den königlichen Namen Muley Abdallah Mohammed bei und entzündete die Herzen seiner Anhänger mit frischer Glaubenswuth. Unter seiner Führung gewann der Insurgentenkrieg neuen Fortgang und größere Ausdehnung. Wie in den alten Maurenkriegen loderten die Feuersignale auf den Gipfeln der Sierra, die Bewohner des Gebirges und der Thäler zum heiligen Kampfe zu ermahnen. Da erst löste König Philipp II. die Fesseln, die er theils aus Mißtrauen theils aus ängstlicher Behutsamkeit dem Halbbruder angelegt, und gestattete ihm größere Freiheit des Handelns. Das Heer wurde verstärkt und faßte unter dem ritterlichen Feldherrn, der wie ein kühner Kreuzfahrer oder Romanheld durch die Vega sprengte, neuen Muth und neue Kampflust. Die Erstürmung der Feste Guejar an der Quelle des
Decbr. 1569. Xenil, die den Moriskos als Halt und Stützpunkt diente, gab Zeugniß von dem guten Geist der Armee. Aber die ausführlichen Vorschriften und Anweisungen, die der König fortwährend an Don Juan richtete, konnten als Beweis dienen, daß er mit Eifersucht die Bewegungen überwachte, stets beflissen, seine königliche Autorität in die erste Linie zu stellen, jedes Selbstvertrauen in Andern niederzuhalten. Am 7. Februar 1570 fiel die Bergstadt Galera, welche die Morisken mit dem Todesmuth der Verzweiflung vertheidigten, nach wiederholten Stürmen und Felsensprengungen in die Gewalt Don Juans, der tollkühn sich in das dichteste Kampfgewühl stürzte und verwundet weggetragen ward. Die eroberte Stadt wurde von Grund aus zerstört, die Einwohner ohne Erbarmen gemordet. Das Schicksal von Galera erfüllte die Morisken von Seron, zu dessen Belagerung das königliche Heer jetzt auszog, mit Wuth. Die Stürmenden wurden zurückgeschlagen, sechshundert Spanier, die bereits in die Stadt eingedrungen, abgeschnitten und mit Schwert und Feuer getödtet. Quijada, der treue Pfleger und Hüter Don Juans, empfing die Todeswunde, und starb bald darauf in den Armen seines Pflegesohnes. Der Prinz selbst, kühn voranstürmend, schwebte in Lebensgefahr, Grund genug für Philipp zu größerer Vorsicht zu mahnen und den

jugendlichen Ungestüm zu tadeln. Auch Seron wurde endlich zur Unterwerfung gezwungen; wiederum wurden tausende von Familien aus dem aufständischen Lande nach Castilien abgeführt und dort an verschiedenen Orten in kleinen Abtheilungen angesiedelt. März 1570.

Ausgang des Insurrectionskrieges. 1570.

Die Lage der Insurgenten verschlimmerte sich von Tag zu Tag; die Weiler waren niedergebrannt, die Heerden fortgetrieben, die Ernten zerstampft, die Fruchtbäume umgehauen, der Weg nach der Seeküste verlegt. Woher sollten sie Lebensbedürfnisse nehmen? Aber auch Philipp sehnte sich nach dem Ende des wilden Kampfes auf dem Boden der Halbinsel. Allenthalben waren feindliche Elemente in Bewegung, denen er mit den Waffen entgegentreten mußte, und die Geldmittel des Reiches erschöpften sich. Und was war nicht Alles zu befürchten, wenn der große Osmanenkrieg, der drohend vor der Thüre stand, an den aufständischen Morisken Helfer und Bundesgenossen fand? Von beiden Seiten wünschte man ein friedliches Abkommen. Don Juan knüpfte daher mit einigen Häuptlingen Unterhandlungen an; El Habaqui, der Unterfeldherr Aben-Abu's warf sich dem Kaisersohn zu Füßen und erklärte sich zur Unterwerfung bereit. Allein sowohl der von der Priesterschaft genährte Fanatismus der Christen, als das durch die bitteren Erfahrungen der Vergangenheit gerechtfertigte Mißtrauen der Morisken vereitelten die Bemühungen des Feldherrn. El Habaqui wurde von türkischen Soldaten gefangen nach dem Mecina, dem Hauptquartier Aben-Abu's gebracht und auf Befehl des Häuptlings erdrosselt. Der wilde Guerillakampf dauerte fort, bis alle Bewohner maurischen Blutes aus der Vega von Ronda und aus den Thalungen der Sierra Nevada, so viele nicht dem Schwerte erlagen oder sich auf die Nordküste Africa's retteten, nach andern Gegenden des christlichen Spaniens verpflanzt waren, wo sie getrennt und zerstreut ein Leben voll Elend und Knechtschaft führten, ein steter Gegenstand des Hasses, des Argwohns, der Verachtung, der Furcht. Einige Tausend, die mit Aben-Abu sich in die Schluchten und Berghöhen der Alpuxarras warfen, entschlossen Leben um Leben einzusetzen, wurden durch fliegende Colonnen, die in die innersten Schlupfwinkel eindrangen, aufgespürt und niedergemacht. Was nicht durch das Schwert aufgerieben ward, starb am Galgen oder durch Hunger. Der Häuptling selbst, der letzte Sprößling des Herrscherstammes der Omejjaden, der sich einst mit der Hoffnung geschmeichelt, er könne König eines neuen Maurenreiches werden, fiel durch die Blutrache der Anverwandten Aben Humeya's. Noch lange sah man seinen Kopf von dem nach den Alpuxarras gerichteten Thore Granada's niedergrinsen. Die Zahl der weggeführten Morisken wird auf mindestens 400,000 angegeben. Seitdem wurde es in dem einst reichen und bevölkerten Granada still und einsam wie in der Wüste. Die Blüthengärten der Vega welkten, die Industrie erstarb, der Staat konnte von den auf die eingezogenen Grundstücke gesetzten Colonisten kaum die Kosten der Bestellung gewinnen. Bei den Zurückbleibenden wurden die Verbote der nationalen Sitten, Gebräuche, Sprache aufs strengste gehandhabt; die Verpflanzten durften

die ihnen angewiesenen Wohnsitze nicht ohne besondere Erlaubniß der Obrigkeit verlassen. Ihre alten Ueberlieferungen, ihre Feste, Gesänge und Tänze sollten verschwinden; alles, was sie als heiligen Schatz aus den Tagen der Väter im Herzen getragen, sollte ausgelöscht sein, alles Sonderleben, alle nationalen Erinnerungen sollten vom spanischen Boden weggefegt werden, die Einförmigkeit des Grabes sollte herrschen. Aber keine irdische Macht vermag die Regungen und Gefühle, die in der Tiefe der Menschenseele wohnen, auszurotten, nur die äußeren Kundgebungen können mit rauher Despotenhand unterdrückt werden. Am 30. November 1570 verließ Don Juan das niedergetretene Land, zu dessen Sicherheit neue Festen mit spanischen Wachmannschaften angelegt wurden.

5. Der Held von Lepanto.

Kriegsbund gegen die Türken. 1571. Don Juan d'Austria war noch in Baza und Guadix mit der Niederwerfung des granadinischen Aufstandes beschäftigt, als die Kunde, daß Mustapha, Kapudan-Pascha des Großherrn Selim II. Nicosia, die Hauptstadt von Cypern erstürmt habe und im Begriff stehe, die ganze reiche Insel, die letzte Besitzung der Republik Venedig in der Levante, dem Osmanenreich beizufügen, das christliche Abendland mit Schrecken füllte. Diese Botschaft weckte noch einmal die alten Kreuzzugsideen. Papst Pius V., der den strengen Geist eines Dominicanermönchs auf den päpstlichen Stuhl mitbrachte, suchte eine christliche Liga gegen den gemeinsamen Feind zu stiften: Philipp II., dessen italienische und spanische Staaten am meisten den von Türken und Corsaren drohenden Gefahren ausgesetzt waren, sollte mit Venedig sich zu einem Waffenbund einigen; Pius selbst wollte Geld und Schiffe stellen. Viele Monate dauerten die Unterhandlungen, bis man sich über die Beiträge und den Oberbefehlshaber zu einigen vermochte. 20. Mai 1571. Erst am 20. Mai 1571 kam der Vertrag zum endlichen Abschluß, kraft dessen Don Juan das Obercommando führen, Marc Antonio Colonna die zweite Stelle einnehmen sollte. Den Admiral von Sicilien, Giovanni Andrea Doria aus Genua, hielt die Eifersucht der Venetianer vom Oberbefehl fern. Der Kriegsbund war sowohl gegen die Osmanen im Osten als gegen die Vasallenstaaten Tunis und Algier gerichtet.

Die vereinigte Flotte unter Don Juans Oberbefehl. Am 5. August 1571, um dieselbe Zeit als die Türken die heldenmüthig vertheidigte Festung Famagosta zur Unterwerfung gezwungen und damit die ganze Insel Cypern in ihre Gewalt gebracht, ging Don Juan in Genua unter Segel, um in Messina, dem Sammelplatz aller spanischen, deutschen und italienischen Streitkräfte, den Oberbefehl über die Kriegsflotte zu übernehmen. In dem Heiligthum zu Monserrate hatte er vor dem Gnadenbilde der Mutter Gottes den Beistand des Himmels angefleht, in Barcelona die Glückwünsche und Huldigungen des catalanischen Adels empfangen. In seinem Gefolge sah man viele spanische Granden, die sich dem ritterlichen jungen Manne mit Begeisterung angeschlossen, den Geheimschreiber Juan de Soto, den der König dem Halbbruder

zum Begleiter gegeben, und den Studiengenossen Alexander Farnese von Parma, den er sich selbst zum Gefährten erbeten. In Neapel empfing er aus den Händen des Cardinals Granvella, des neuen Vicekönigs das heilige Banner der Liga in glänzender Versammlung und landete dann am 24. August auf der Rhede von Messina. Eine so stattliche, so trefflich bemannte und ausgerüstete Armada hatte das christliche Abendland lange nicht gesehen, als jene war, welche unter dem Oberbefehl des jugendlichen Kaisersohnes im September über Tarent nach Corfu segelte und in den albanischen Hafen Leguminiza einlief. Wohl regten sich in den Herzen mancher der untergebenen Flottenführer Zweifel und Bedenken, als Kundschafter die Nachricht brachten, daß eine überlegene türkische Kriegsmacht von 250 Galeeren mit 120,000 Mann im Golf von Lepanto kampfgerüstet vor Anker läge; und in dem Kriegsrath ließen sich allerlei kleinmüthige Stimmen und Vorschläge vernehmen. Auch von Madrid aus liefen fortwährend kleinliche Instructionen, Mahnungen und Zurechtweisungen ein, die jeden minder kühnen Geist schwankend und unschlüssig gemacht haben würden. Aber der heldenmüthige Oberfeldherr war für den Angriff: „Die Zeit zum Berathen ist vorüber," rief er den Zaudernden zu, „jetzt gilts zu schlagen." Die Nachricht von der treulosen Ermordung der cyprischen Christen, die kurz vorher eingelaufen, regte die Gemüther der Soldaten auf und gab den feurigen Worten des Feldherrn Nachdruck. „Heute gilts, erlittene Schmach zu rächen," redete er die Venetianer an, „das Mittel dazu habt ihr in der Faust, die scharfe, kräftig geschwungene Klinge." Zu den Spaniern sagte er: „Kinder, zum Tode sind wir fertig, und uns, will's der Himmel, gehört der Sieg; streitet im Namen des Herrn, damit der Feind nicht frage, wo der Christengott geblieben sei."

Sein Vertrauen sollte nicht getäuscht werden. Seit der Halbmond über Konstantinopel glänzte, hatten Mohammedaner und Christen niemals mit solcher Gewalt und Anstrengung wider einander gerungen, als am 7. Oktober 1571, dem Tage der Seeschlacht von Lepanto. Mehrere Stunden lang tobte der heftigste Kampf, das Commando verhallte, Mann gegen Mann stritt man auf den zu einem Knäul verwickelten Galeeren, und während die Mannschaft im entsetzlichen Handgemenge mit einander rang, schlug häufig die Flamme über ihren Häuptern zusammen. Am wildesten tobte die Schlacht in der Nähe der beiden Admiralschiffe: in voller Rüstung stand Don Juan auf dem Vordertheile seiner Galeere und es gelang ihm endlich, das Riesenschiff des gegnerischen Admirals Ali Pascha zu erstürmen. Der türkische Oberbefehlshaber selbst erlag seinen Wunden, seine beiden Söhne, Knaben von sieben und dreizehn Jahren, wurden weinend von der Leiche als Gefangene weggeführt. Der Farnese sprang mit einem einzigen Krieger auf das Schiff des Zahlmeisters, wo 300 Janitscharen die Kriegskasse hüteten, und behauptete sich so lange, bis seine Leute nachstürmten und die reiche Galeere erbeuteten. In der Cajüte eines Schiffes lag ein 24 jähriger Spanier, Sproß eines verarmten Adelshauses, vom Fieber geschüttelt. Er bat den Haupt-

Seeschlacht von Lepanto 7. Okt. 1571.

mann, ihn dahin zu stellen, wo die Gefahr am größten sei. Nach einigem Sträuben machte dieser den Kranken zum Führer von zwölf Soldaten. Er stritt ritterlich, erhielt zwei Wunden in die Brust und einen Schuß durch die linke Hand. Als man ihn wegführen wollte, rief er glühenden Auges: „Wunden sind Sterne, die in den Himmel der Ehre geleiten". Erst als der Hauptmann gefallen und der Sieg entschieden war, ließ er sich verbinden. Es war Miguel Cervantes, der Dichter des Don Quixote! — Alle Nationen wetteiferten mit einander in Tapferkeit und Todesverachtung. Der venetianische Proveditore Barbarigo empfing, während er seinen Commandoruf über's Verdeck schallen ließ, einen Pfeil ins Auge, und starb drei Tage nachher; sein Neffe Marino Contarini, der ihm zu Hülfe eilte, fand gleichfalls seinen Tod; die Johanniter von Malta standen nicht zurück hinter den alten Kreuzrittern ihres Ordens im heiligen Lande; der verwundete Prior fiel in die Hände des Corsarenhäuptlings Uluch-Ali (Ulucciali), wurde aber sammt seiner Galeere von den nacheilenden Genuesen befreit. Don Juan selbst stand verwundet neben Haufen von Gefallenen. Endlich entschied sich der Sieg für die Christen; bei anbrechender Nacht suchten die noch unbeschädigten Türkenschiffe das Weite; brennende Galeeren beleuchteten das mit Schiffstrümmern und Leichen bedeckte Meer, eine schauerliche Scene, aber erhebend für die überlebenden Sieger. Die Verluste der Osmanen wurden auf 130 Kriegsschiffe und 30,000 Getödtete und Gefangene veranschlagt. Unter den 12,000 christlichen Galeerensclaven, die dem Siege ihre Freiheit verdankten, befanden sich 2000 Spanier.

Philipp's Haltung. Gerne hätte Don Juan die Bestürzung der Osmanen über die Niederlage und den Fall so vieler angesehenen Befehlshaber zu einem raschen Angriff auf die türkische Hauptstadt benutzt. Aber sowohl der Kriegsrath als König Philipp waren einem so kühnen Unternehmen abgeneigt. Der spanische Monarch wohnte gerade der Vesper in der Klosterkirche zu Escorial an, als ein Bote ihm die Nachricht von dem herrlichen Siege von Lepanto brachte. Ohne eine Miene zu verziehen oder seine Gefühle durch irgend eine Geberde zu verrathen, antwortete er trocken: „Don Juan hat viel gewagt," und setzte seine Andacht fort. Erst einige Tage nachher ordnete er Dankfeste und Prozessionen an. Dem Halbbruder sprach er schriftlich seine Anerkennung aus, gab ihm aber zugleich die Weisung, nicht nach Madrid zu kommen, sondern in Messina zu überwintern.

Don Juan in Italien. Um so mehr war Don Juan in Italien der gefeierte Held des Tages. Man überschüttete ihn mit reichen Gaben, die er jedoch meistens unter seine Leute vertheilte, man errichtete ihm Statuen und veranstaltete ihm Feste. Man kann sich denken, welche Gunst der schöne junge Mann mit dem langen blonden rückwärts gestrichenen Haar, den angenehmen Manieren, den heitern lebhaften Gesprächen in den Augen der Frauen fand. Eine königliche Natur, mit inneren und äußeren Vorzügen ausgestattet, hatte er allenthalben begeisterte Verehrer. Im Reiten, im Fechten, im Ballschlagen kam ihm Niemand gleich, in der Unterredung zeigte er

sich als feinen Cavalier, gewandt und unterrichtet, auch versäumte er keineswegs die Studien. Dabei war er großmüthig und freigebig. Der Tochter des Kapudan Pascha, die ein flehendes Schreiben an ihn richtete, schickte er den gefangenen Bruder zurück, ihre reichen Geschenke gab er an Andere hin, „denn nach Geburt und Stand stehe ihm Geben zu, nicht Nehmen". Es war begreiflich, daß die allgemeine Bewunderung, die ihm sein Thun und Wesen eintrug, ihm zu Kopf stieg, seine Ansprüche steigerte, ihn mit ehrgeizigen Gedanken füllte. Hatte er bisher nur nach dem Ruhme gestrebt, des Königs getreuester Diener zu sein, so wünschte er jetzt als Prinz von Spanien anerkannt zu werden; er gab sich der Hoffnung hin, er könne in dem Osmanenreich eine selbständige Herrschaft, ein eigenes Fürstenthum gewinnen. Darum wünschte er die Fortsetzung des Kriegs; vielleicht möchte ihm Morea zufallen. Die abhängige Stellung that ihm nicht mehr Genüge, seine Einkünfte waren für seine großmüthige Natur zu gering. Man hatte ihm Güter zugewiesen, die ihm jährlich 40,000 Ducaten einbrachten. Wie sollte dies einem Manne hinreichen, der auf einer Wallfahrt nach Loretto 10,000 Ducaten an seine Kriegsgefährten verschenkte? Selbst der besonnene Juan de Soto ließ sich von dem Jugendmuth und den Herrscherträumen des waffenfrohen Helden fortreißen und ging auf seine Pläne ein. Wenn die Liga fortbestand, wenn sogar noch Frankreich und der Kaiser dafür gewonnen werden könnten, so möchte der Sieger von Lepanto vielleicht erreicht haben, was seiner Phantasie vorschwebte. Aber er erlebte den Schmerz, daß der Kriegsbund vor seinen Augen zerfiel, daß Venedig, aus Furcht vor der spanischen Macht, mit der Pforte einen unehrenhaften Frieden schloß, daß Selim II. Zeit gewann, den bei Lepanto 15. März
erlittenen Schaden wieder zu heilen und den verwegenen Uluch-Ali, den er allein 1573.
nach der unglücklichen Schlacht eines Blickes gewürdigt hatte, mit einer neuen Flotte in die griechischen Gewässer zu schicken.

So zerrann das Bild von einer Königsherrschaft in Morea, an dem sich Don Juans
Don Juans Seele erfreut hatte. Statt eines Oberbefehlshabers der Liga war Pläne.
er jetzt wieder spanischer Admiral. Und daß sein ehrgeiziges Streben in Madrid keine Billigung fand, konnte er bald gewahr werden. Der Geheimschreiber Soto, der den Wünschen Don Juans allzu willfährig entgegenkam und dessen Vertrauen in höherem Grade genoß als dem Staatsrathe gut dünkte, wurde zurückberufen und durch Juan de Escovedo ersetzt, in welchem der Hof ein zuverlässigeres Werkzeug seiner Politik zu finden glaubte. Aber auch Escovedo vermochte der gwinnenden Persönlichkeit des Gebieters nicht zu widerstehen und war ihm mit derselben Hingebung zugethan wie der Vorgänger. Beide kamen dem Bestreben, mit dem sich seit der Auflösung der Liga Don Juans Phantasie beschäftigte, nämlich in Tunis ein christliches Königreich zu gründen, fördernd entgegen. Das Vorhaben schien zu gelingen. Als der Kaisersohn mit einem spanischen Geschwader von Lilibeo aus bei Goletta landete, überkam die Türken 7. Okt. 1573.
ein solcher Schrecken, daß die Besatzung aus der Hauptstadt wegzog und die alte

Corsarenstadt ohne große Anstrengung in die Hände der Christen fiel. Wie schmeichelte es dem jungen Helden, an jener Stelle Boden zu fassen, wo der Vater seinen glänzendsten Sieg gefeiert hatte. Er trug sich mit dem stolzen Gedanken, die Herrlichkeit Karthago's, die einst in jenen Orten geblüht, von der ihm Soto so Vieles erzählt, wieder herzustellen, dem Unwesen der Corsaren, von dem das Meer und die Küstenländer Spaniens so manche Drangsale erlitten, ein Ende zu machen. Der Papst war dem Plane günstig und befürwortete ihn in Madrid. Noch in Neapel, wo Don Juan den Winter von 1573 auf 1574 zubrachte, nachdem er die neue Eroberung durch eine Besatzung geschützt und die Einwohner durch Milde und Großmuth gewonnen, lebte er der Hoffnung, der König und der Staatsrath würden in Anerkennung der großen Dienste, die er dem Reiche geleistet, und der Treue und Ergebenheit, die er stets dem Oberhaupte bewiesen, auf seine Wünsche eingehen und zugleich seine Bitte gewähren, zum Infanten von Spanien erhoben zu werden. Er sollte jedoch bitter getäuscht werden. Philipp wollte die Talente des Halbbruders für seinen eigenen Dienst verwenden und wies daher jeden Gedanken an eine selbständige Herrschaft, die dessen Kräfte für andere Zwecke in Anspruch genommen hätte, von der Hand, und die Einsetzung in den Rang eines Infanten schien dem Staatsrath bei der unsichern Thronfolge bedenklich. Man sah es gern, daß ihn Granvella durch Festlichkeiten und gesellschaftliche Unterhaltungen im Kreise von schönen Damen und adeligen Herren, durch Turniere und Stiergefechte in Neapel beschäftigte und zerstreute und hielt ihn von Tunis und Spanien fern.

Heldensinn und Politik. Bald zeigte sich Gelegenheit zu einer anderweitigen Verwendung. In Genua war zwischen dem alten Geschlechtsadel, der an Spanien hing, und den neuen aus den bürgerlichen Kreisen hervorgegangenen Patrizierfamilien, die der französischen Herrschaft geneigt waren, ein heftiger Parteikampf ausgebrochen. Don Juan erhielt daher Befehl, sich nach dem oberen Italien zu begeben, um die Interessen der Monarchie zu wahren. Nur ungern verließ er Neapel, wo er stets der gefeierte Held, der Liebling der Frauenwelt, das Haupt der Cavaliere war. Um ihn zu versöhnen, ernannte ihn der König zum Generalgouverneur von Italien, so daß die Vicekönige von Mailand, Neapel und Sicilien ihm untergeordnet sein sollten. Aber die Parteikämpfe unter Christen lagen dem Sieger von Lepanto weniger am Herzen, als der Kampf gegen die Ungläubigen. Diesen wollte er die Territorien abringen, aus denen er sich eine eigene Herrschaft aufzubauen gedachte. „All mein Hoffen ist auf Kampf mit den Türken gerichtet“ läßt ihn der Venetianer Lippomano sagen; „findet sich Gelegenheit zur Schlacht, gleichviel wo, so werde ich sprechen, wie es auf der Galeere geschieht, wenn der Führer Ave Maria sagt und die Besatzung antwortet: Sie sei gegrüßt.“ Er hielt es für schimpflich, daß ein Kaisersohn von dreißig Jahren noch kein Reich besitze, darum gab er sich für jünger aus. Und nun mußte er den Schmerz erleben, daß während er in Italien zurückgehalten ward, Goletta und Tunis wieder in die Hände der Türken fielen,

daß die Besatzungsmannschaften nach der heldenmüthigsten Vertheidigung von der Uebermacht Uluch-Ali's überwältigt wurden, und theils den Tod fanden theils in Gefangenschaft und Sclaverei geriethen. Vergebens hatte Don Juan Sept. 1574. auf Absendung von Truppen und Schiffen gedrungen; sowohl Granvella als sein Nachfolger Mondejar, schon von den Moriskenkriegen her der Gegner des Prinzen, waren taub gegen seine Bitten wie gegen seine Befehle. Vergebens suchte er den spanischen Staatsrath zu bewegen, die kostspielige Vertheidigungspolitik gegen die Türken aufzugeben, eine starke Flotte unter seinem eigenen Commando in die östlichen Gewässer zu senden, der sich dann auch Venedig anschließen würde, und zu einer energischen Angriffspolitik überzugehen; man beharrte auf dem eingeschlagenen Weg; man schonte die Pforte und gönnte ihr Zeit, sich von dem Schlage von Lepanto zu erholen und die christlichen Länder mit ihrem Despotismus zu erdrücken, um inzwischen andere Staaten zu verwirren.

Um diese Zeit ging eine scharfe Luft durch die politische Welt Europa's. Don Juan nach den Niederlanden gesandt. 1576. Die schottische Königin Maria Stuart war in England gefangen; auf Elisabeths Haupt lag der päpstliche Bannfluch; in Frankreich wüthete ein religiöser Parteikrieg; die Niederländer wehrten sich mit Riesenkraft gegen den spanischen Despotismus. In dieser Lage war manches Auge auf Don Juan gerichtet. Papst Gregor XIII. hielt ihn für den geeigneten Mann, an der beabsichtigten Befreiung der schönen Königin im Gefängniß mitzuwirken und als ihr Gemahl die katholische Kirche in den Inselreichen wieder aufrichten zu helfen. Auch die Guisen waren mit diesem Vorhaben einverstanden. Philipp II. gedachte sich des tapfern, volksbeliebten Kaisersohnes zu bedienen, um die im Abfall begriffenen Niederlande zum Gehorsam und zur Treue unter das spanisch-habsburgische Haus zurückzuführen. Die Gewaltmaßregeln Alba's hatten nur Unsegen gebracht; jetzt wollte man es mit einer Politik der Versöhnung versuchen, und wer war zu einer solchen Mission geeigneter, als der Sohn Karls V., der in den Niederlanden geboren, dem Kaiser, welcher bei dem Volke noch in gutem Andenken stand, so ähnlich war und dem Lande stets eine gewisse Neigung gezeigt hatte? Und konnte nicht von dort aus auch die Befreiung der Maria und die Unterwerfung Englands am wirksamsten betrieben werden? In dem Kopfe Don Juans mochte der letztere Plan in erster Linie stehen und seine Abneigung, sich in die verwickelten Verhältnisse der Niederlande einzumischen, überwinden. Denn was konnte der romantischen Natur und dem ritterlichen Sinn des fürstlichen Mannes mehr schmeicheln, als der Retter und Gemahl der gefangenen Königin zu werden, die ketzerische Insel wieder dem heiligen Stuhle zu unterwerfen und zugleich sich ein Reich zu erwerben, nach welchem ihn so sehr verlangte? In Ergebenheit an die römische Kirche und ihr sichtbares Oberhaupt wetteiferte er mit dem königlichen Bruder. Auch dem spanischen Monarchen konnte es nicht unerwünscht sein, wenn von den Niederlanden aus die Königreiche England und Schottland in Verwirrung gesetzt wurden, ob er gleich bei der Sendung Don Juans zunächst

nur die Beruhigung der rebellischen Provinz im Auge hatte, und im Anfang, als er durch Antonio Perez zuerst von dem Anschlag des Halbbruders unterrichtet ward, in Sorge gerieth, es möchten daraus neue Verwickelungen für ihn entstehen. Es war nicht nach des Königs Sinn, daß der Prinz vor der Abreise noch eine mündliche Unterredung in Spanien wünschte. Als dieser aber gegen den Befehl, unverzüglich über die Alpen zu gehen, unerwartet von Genua nach Barcelona segelte, konnte Philipp ohne schwere Beleidigung ihn nicht zurückweisen. Er empfing den Halbbruder in Escorial, wußte aber jeder Entscheidung in der Infantenfrage vorsichtig auszuweichen. Klug wurden die ihm zu gewährenden Ehrenbezeugungen abgemessen, damit weder Mißvergnügen in ihm erregt noch seine hochstrebende Seele mit größerem Ehrgeiz erfüllt würde. Doch legte Philipp keine unbedingte Einsprache gegen die weitgehenden Pläne des Prinzen ein. Nach einem kurzen Besuch in Madrid überschritt Don Juan die Pyrenäen und reiste als Diener verkleidet durch Frankreich. Mit großen Vollmachten ausgerüstet, kraft deren er nach den Umständen frei handeln durfte, traf der neue Statthalter der Niederlande, nachdem er nur einen Tag unerkannt in Paris geweilt, über Metz und Luxemburg in Brüssel ein. „Die Niederlande gleichen einer halben Leiche" schrieb er an Garcia de Toledo; er sollte ihr wieder frische Lebenskraft geben. Er ahnte nicht, daß er vor vollendeter Aufgabe selbst ins Grab sinken würde.

Sept. 1576.

Nov. 1576.

6. Die Früchte des Absolutismus.

Drückendes Besteuerungssystem.

Unter dem eisernen Joch der spanischen Herrschaft sanken nicht blos die Organe des Rechts, der Freiheit, der Selbstregierung, welche die Väter gegründet und behauptet, für die sie in heißen Kämpfen ihr Herzblut eingesetzt hatten, zu leblosen Formen herab, bis sie als unbrauchbarer Apparat weggeschafft wurden; auch der äußere Wohlstand erstarb unter dem Druck und der Erpressung, die mit jedem Jahre zunahmen, unter den Daumschrauben und Sauggefäßen, welche die Steuergesetze, die Finanzoperationen, die wirthschaftlichen Experimente den Völkern anlegten. Wenn die Castilianer gegen Karl V. die Klage erhoben, daß er so viel auswärts weile, und baten, er möge bei ihnen bleiben, so sollte ihnen jetzt die Erfüllung ihrer Bitte böse Früchte tragen. „Alle Lasten, welche die allgemeine Regierung der Königreiche Philipps, welche neu hervortretende Fälle nöthig machten, alle die Bedürfnisse, denen früher die Niederlande abzuhelfen gepflegt, alle Kosten, die der Krieg mit diesen erforderte, fielen nun auf sie. Sie hatten den Trost, daß sie dafür das Haupt seiner Reiche und, wie sie dünkte, aller Königreiche der Welt wären. So lange nur die Last erträglich blieb!" Diese ward aber zuletzt so unerträglich, daß alle Hülfsquellen verbraucht wurden und die Lebenskräfte unter Bedrückung und Verarmung dahinschwanden.

Schon die früheren Herrscher hatten ihre Einkünfte durch allerlei lästige Mittel zu mehren gesucht. Da das Servicio nicht hinreichte, schritt man zu einem Abgabesystem, das auf Handel und Industrie sehr lähmend wirken mußte. Nicht nur daß ringsum

Zolllinien gezogen wurden für alle eingehenden Waaren, daß man den alten Hafenzoll der Mauren (die Almozarifazgen) auf den Verkehr mit der neuen Welt ausdehnte und in Sevilla ein Hauptzollamt errichtete; die Alcavala (VII, 543), die jeden Verkäufer verpflichtete, den zehnten Theil des Kaufpreises von Gut oder Waaren an den König abzugeben, wurde auf das Strengste gehandhabt und auch auf Tausch ausgedehnt. Eine Erleichterung wurde nur dadurch erzielt, daß einzelne Bezirke oder Orte sich mit der Krone über einen bestimmten Anschlag (Encabezamiento) einigten. Dazu kam noch das Salzmonopol, kamen noch Strafgelder und Confiscationen, durch die Thätigkeit der Inquisition besonders ergiebig, kamen noch die Renten der Großmeisterthümer, die Abgaben der Geistlichen und manche kleinere Gefälle. Auch in den italienischen und flandrischen Staaten waren neben den jährlichen Bewilligungen der Stände und Communen, den Donativen, Mensualen, Beden noch andere Auflagen theils beibehalten, theils neu begründet worden: In Sicilien war der Kornhandel in den Händen der Regierung, welche nicht blos bestimmte, wie viel Getreide ausgeführt werden durfte, sondern auch den Preis für den Verkäufer und den Käufer festsetzte und dadurch den eigenen Bezug willkürlich erhöhen konnte. In Neapel wurden neben dem Zoll auf Einfuhr und Ausfuhr von Waaren auch die Heerden und die Feuerstellen besteuert. In der Lombardei war wie in Castilien das Salz Monopol der Regierung. Aber alle diese Abgaben, bei deren Erhebung mehr das Bedürfniß des Fürsten als die Kräfte der Landschaften berücksichtigt wurden, reichten für Karl V. nicht hin. Wie oft mußte er zu Verpfändungen und Anleihen schreiten. Und dennoch war, wie früher erwähnt, das Reich bei seinem Rücktritt so erschöpft, daß Philipp II. nothgedrungen den Frieden von Chateau-Cambresis schließen mußte.

Wie hätte nun unter Philipps Regierung eine Minderung der Belastungen eintreten können! Daß dies auch keineswegs geschah, haben wir schon angedeutet. Vielmehr mußten die Steuerkräfte noch in höherem Grade angestrengt werden als unter der kaiserlichen Regierung. Die spanischen Servicios, die italienischen Donativen wurden immer höher hinaufgeschraubt, besonders seitdem in Folge der niederländischen Unruhen die ergiebigste Finanzquelle in Brabant und Flandern in Stockung kam und die Entwickelung einer großen Militärmacht die Ausgaben mit jedem Jahr vermehrte. Zum Glück wuchsen zugleich die Einnahmen aus Amerika, seitdem das Colonialwesen in Peru und Mexico fester begründet, die Minen von Potosi und Guanaxuato geöffnet worden. Leicht hätten die Gold- und Silberladungen noch viel schwerer werden können, wenn sich die Krone entschlossen hätte, die Repartimientos der spanischen Eingewanderten, welche nur als Lehen auf Lebenszeit übertragen wurden, als Eigenthum zu vergeben. Wie gerne hätten die Hidalgos solche Umwandlung mit sehr großen Summen bezahlt. Allein Menschlichkeit und Klugheit riethen von einem derartigen Verfahren ab. In welche verzweiflungsvolle Lage wären die indianischen Unterthanen gerathen, hätte man sie hartherzigen Colonisten in Leibeigenschaft gegeben und jedes königlichen Schutzes beraubt; und war dann nicht Gefahr vorhanden, daß diese selbständigen Gutsherren jedes Band der Abhängigkeit von der spanischen Krone und vom Mutterlande zerreißen möchten? So ließ man das Lehnsverhältniß bestehen. Aber auch so waren die Schätze sehr beträchtlich, Staatswirthschaftliche Erperimente und Finanzlage.

welche die Silberflotten aus der neuen Welt den spanischen Seehäfen zubrachten. Und dennoch reichte Alles nicht hin, die wachsenden Bedürfnisse zu befriedigen. Tausend Mittel und Wege mußten versucht werden, um der Staatskasse Geld zuzuführen. Die Erzeugnisse der Industrie, die Produkte der Erde, die unentbehrlichsten Lebensmittel wurden mit Abgaben belegt; es war kaum eine Uebertreibung, wenn man in Castilien sagte, wer nichts besitze als den Odem, müsse Contribution bezahlen. In dem Finanzrathe, den Ruy Gomez einrichtete, arbeiteten unter Franz Eraso „Männer von Klugheit und Willkür, geschickte Ränkeschmiede, die immer neue Auflagen ersannen". Rechte und Freiheiten wurden verkauft, Aemter, Titel und Ehrenstellen konnten um Geldsummen erlangt werden, von geliehenen Capitalien wurde der bedungene Zins herabgesetzt oder die Zahlung ganz eingestellt, Schuldscheine, Verträge, Pfandschaften für erloschen erklärt. Daß durch solchen Treubruch gegen die Gläubiger viele Bankhäuser in Venedig, Genua, Florenz, Lyon, Augsburg, Antwerpen schwere Einbußen erlitten oder fallirten, daß darüber der Credit des Staates erschüttert ward und neue Anleihen nur gegen Wucherzinsen erlangt werden konnten, schreckte die Finanzräthe von den gewagten Experimenten nicht ab. Viele spanische Granden besaßen seit alter Zeit allerlei einträgliche Rechte. Man forderte sie auf, anzugeben, wie sie zu dem Besitz gekommen; konnte der Nachweis nicht erbracht werden, so wurden die Einnahmen dem Fiscus zugewendet. Die Kriege gegen Türken und Ketzer wurden in Rom als Motive gebraucht, um von dem Papst die Erlaubniß zu erlangen, die spanischen Kirchen und Klöster zu größeren Beiträgen anzuhalten. Immer mannichfaltiger wurden die staatswirthschaftlichen Versuche, immer zahlreicher die Mittel der Erpressung, immer ausgedehnter die königlichen Regalien, immer drückender die Zoll- und Accisebelastungen. Und dennoch war am Ende von Philipps Regierung die Staatskasse so erschöpft, daß der König genöthigt war, ein neues Donativ, welches Davila ein Almosen nennt, von Thür zu Thür einfordern zu lassen.

Arbeitscheu und Verarmung.

Mittlerweile war der Handel in andere Länder gezogen, waren die Werkstätten und Fabriken in Verfall gerathen, die Wasserleitungen von Toledo und den alten Maurenstädten eingesunken, lagen Ackerbau und Bergwesen darnieder, verarmten die Communen durch die unerschwinglichen Lasten. „Denn das ist der Fluch des Despotismus, daß er sich in sich selbst zerstören muß, indem er den nährenden Staatsboden aussaugt, um allein seine häßliche Blüthenkrone zu zieren." Im J. 1594 klagten die Cortes, daß durch die Höhe der Abgaben das Land verarme, Ackerbau und Viehzucht, Arbeit und Verkehr läge darnieder; schon sei kein Ort im Königreich, dem es nicht an Einwohnern mangele, man sehe viele Häuser verschlossen und unbewohnt, das Reich gehe zu Grunde. Waren auch die Cortes nicht ohne Schuld an dem Verfall des Handels und der Betriebsamkeit, indem sie, um das Steigen der Preise im eigenen Lande zu verhüten, die Ausfuhrverbote der Regierung, die kleinliche Ueberwachung der Gewerbe und Erzeug-

nisse begünstigten; so trug doch das Verwaltungssystem die Hauptschuld. Anstatt die Thätigkeit, die das bürgerliche Leben verlangt, zu fördern, nährte man den Hang der Nation für Krieg und Waffen, für das ruhige Dasein, das der geistliche Stand und die Klosterzelle darbot, für das Abenteurerleben in den auswärtigen Besitzungen. Die Hidalgos verschmähten die Arbeit der Hände, den Erwerb im Schweiße des Angesichts; mit der Beute, die ihnen der Krieg oder ein kurzer Aufenthalt in Indien brachte, kauften sie von den auswärtigen Staatsgläubigern feste Renten auf königliche Einkünfte und lebten dann als Edelleute in der Heimath, stolz auf ihren Rang und ihren Degen, wenn auch kümmerlich und arm. Seit der König durch den Prachtbau von Escorial sich den Namen eines zweiten Salomo erworben, ergriff auch die Granden der ehrgeizige Wetteifer, auf ihren Gütern Klöster zu errichten und mit Mönchen zu bevölkern. Die Familien hielten es für eine Ehre, wenn in den von ihnen gegründeten Häusern auch Ordensleute aus ihrer Mitte sich befanden. So erhoben sich aller Orten neue Klostergebäude, die gar Vielen ein ruhiges Leben ohne Sorge und Mühe und doch nicht ohne alle Bedeutung darboten.

Wenn auf diese Weise ein großer Theil der Nation sich der mühevollen Arbeit des Hervorbringens und Erwerbens entzog, wenn Industrie und Kaufmannschaft vernachlässigt, ja verachtet wurden, so war die natürliche Folge, daß aller Handel und Betriebsverkehr in fremde Hände geriethen, daß Märkte und Hafenorte mit fremden Waaren sich füllten, daß sogar die Grubenwerke fremden Unternehmern überlassen wurden, daß der größte Theil alles Verkehrs in der Halbinsel wie in den Colonien an Ausländer kam. Während ehedem die Seide von Granada und Murcia, die wollenen Tuche der castilianischen Städte, die Lederarbeiten und andere Erzeugnisse im Auslande geschätzte und gesuchte Handelsartikel waren, wurden bald alle zum Luxus, zur Kleidung, zur häuslichen Ausschmückung dienenden Gegenstände aus der Fremde eingeführt. Selbst Waffen und Kriegsmaterial mußte das Ausland liefern. Uebermacht des Fremdländischen.

Die Modesucht der Spanier beförderte das Uebergewicht der fremden Industrie. „Man trug englische kurze Röcke, lombardische Kappen, deutsche Schuhe, Pelze von Saona (Hayti); man kleidete sich in holländische Leinwand; man aß auf einfachen oder geblümten, häufig damastenen Tischtüchern von Antwerpen; man schmückte die Zimmer mit Brüsseler Tapeten; zum Beten nahm man zierliche Rosenkränze aus Frankreich; man schlief hinter ausländischen Bettgehängen." Die italienische und chinesische Seide wurde der einheimischen vorgezogen. In den spanischen Städten hielten sich Tausende von fremden Arbeitern auf, welche die Gewerbe trieben und die Dienste verrichteten, die der trotz aller Armuth stolze Spanier verschmähte. Der Kleinhandel war fast ausschließlich in fremden Händen; die Zahl der zeitweilig in Spanien ansässigen Genuesen wird auf zehntausend angegeben. Die Fugger trieben das Quecksilber so in die Höhe, daß es dreimal so theuer ward als in früheren Zeiten.

Mit dem materiellen Verfall hielt der sittliche gleichen Schritt. Der Aemterverkauf öffnete der Bedrückung, Bestechlichkeit und Parteilichkeit Thür und Thor. Gebrechen u. Nothstände.

Die Angestellten suchten sich für ihre Auslagen und Mühwaltung zu entschädigen wo sich nur immer eine Gelegenheit bot; darunter mußte denn der Schwache, der Schutzlose, der Unerfahrene Noth leiden. In Stadt und Land wimmelte es von Bettlern und Landstreichern, wie man aus den spanischen Romanen ersehen kann. Die wachsende Menge von Priestern und Mönchen leistete dem vagirenden, unthätigen Leben großen Vorschub. In keinem andern Lande, etwa den Kirchenstaat ausgenommen, war ein solcher Zudrang zu dem geistlichen Stande und zu dem Klosterleben als in der pyrenäischen Halbinsel. Wo konnte der arbeitscheue Spanier der mittleren Klassen ein bequemeres, sorgenfreieres Unterkommen finden, als im Kirchenamte oder in der Zelle? Ein sehr großer Theil des Nationalvermögens war in den Händen der Geistlichkeit und der Ordensleute, und der religiöse Eifer der Reichen und Mächtigen wurde nicht müde, immer noch neue Stiftungen und Schenkungen hinzuzufügen. Mit Sorgen nahm man wahr, wie sehr durch die wachsende Zahl eheloser Priester und Mönche die Bevölkerung sich minderte, wie aus Mangel an Arbeitern fruchtbare Gefilde mit Dornen und Disteln überdeckt waren, viele Häuser verfielen und nicht wieder aufgebaut wurden, ganze Ortschaften verödeten, wie dagegen die ungesetzliche Vermischung der Geschlechter bis zur Verwilderung zunahm. Schon während des deutschen Krieges zieht sich unaufhörlich die Klage über die Frauenschändung der Spanier durch die Trauerlieder des Volks. Nicht viel tröstlicher sah es in den andern Reichstheilen aus: Aragonien verlor, wie gemeldet, wichtige Theile seiner alten freien Verfassung, die der Stolz des Landes durch viele Jahrhunderte gewesen; in Valencia stockte der Anbau der Felder, welcher einst, hauptsächlich durch den emsigen Fleiß der maurischen Landbevölkerung, den Fluren ein gartenartiges Ansehen gegeben; in Barcelona, von wo aus das Seerecht seinen Weg zu allen Anwohnern des Mittelmeers genommen, gingen Schifffahrt und Handel zu Grunde, erlosch die Kraft und Uebung der catalanischen Seeleute, und die Stadt, die in ihrem Wappen vier abgeschlagene Mohrenköpfe führte, vermochte sich nur mühsam der Corsaren zu erwehren, welche die Küste mit ihren Raubfahrten heimsuchten. Die Gesundheit des Lebens war gewelkt; „Spanien glich einem verschämten Armen, der sich Tages in die reichen Gewändter hüllt, die ihm als einzige Erinnerung einer stolzen Vergangenheit geblieben sind, und Nachts im zerrissenen Mantel nach Brod schleicht."

In Spanien

Nicht besser war die Lage in den Nebenländern. Die Insel Sicilien verzehrte ihre Kräfte durch inneres Parteileben, durch die Feindschaften der feudalen Geschlechter unter einander und mit den Communen, durch Kämpfe und Waffenthaten ohne höhere Ziele, welche kein geordnetes Staatswesen zu gesetzlicher Kraft kommen ließen. Am schlimmsten sah es in Neapel aus. Die Vicekönige suchten die Jahre ihrer unsicheren Herrschaft auf jede Weise zu ihrem Vortheil auszubeuten und übten offen und heimlich alle jene verderblichen Künste, welche sie in Castilien in Uebung sahen. Nirgends wurde der Verkauf der Aemter und Richterstellen schamloser betrieben, nirgends die Bestechlichkeit

systematischer ausgebildet, nirgends der königliche Dienst mehr im eigenen Interesse ausgenutzt, die Verpflichtung gewissenloser umgangen oder zum Schein erfüllt als in Unteritalien. „Gerechtigkeit war ein Handelszweig, Ehrgeiz, Geldbegier, Eifersucht und die diesem Volke eigenthümliche Wuth sich zu rächen, brachten entsetzliche und unerhörte Dinge zum Vorschein." Was die Vicekönige, die Amtleute und Richter im Großen übten, ahmten die Barone und ihre Geschöpfe in kleineren Kreisen nach. Um den Aufwand ihres verschwenderischen Lebens in der Hauptstadt zu decken, bedrückten sie ihre Gutshörigen und Untergebenen. Sie errichteten auf ihren Gütern Zollstätten, wo der Handelsmann und der Bauer für das Vieh und Korn, für jede Waare, die er in die Stadt auf den Markt bringen wollte, eine Abgabe entrichten, sicheres Geleit erkaufen mußte; sie nöthigten den Arbeitsmann, ihnen die Erzeugnisse des Bodens oder seiner Hände um geringe Preise abzulassen, während sie dann dieselben wieder mit großem Gewinn umsetzten; die Soldaten schienen nicht zur Beschützung sondern zur Beraubung des Landes bestimmt zu sein. War es da zu verwundern, wenn die Berge sich mit Banditen füllten, die fortwährend einen kleinen Krieg wider den Staat und die Gesellschaft führten? daß das Land von Räubern, die Städte von Bettlern angefüllt wurden? daß der Müssiggang, unterstützt durch die Menge der Klöster in erschreckender Weise zunahm und, in Verbindung mit den Einfällen der Corsaren, eine allgemeine Verödung und Verarmung herbeiführte? „Die Städte verfielen; blühende Oerter, wie Giovenazzo, sah man fast unbewohnt; Calabrien konnte man nur in Caravanen durchreisen." Das Staatsleben erstarrte völlig; die Reichstage kamen außer Uebung und wurden durch ständische Convente ersetzt, wobei die Stadt Neapel allein den dritten Stand repräsentirte; die städtischen Einwohner verarmten, der Bauernstand war unfrei und gedrückt; eine unwissende, träge, sittenlose Priesterschaft ließ das geistige Leben verkommen, indem sie durch Beförderung eines blinden sinnlichen Aberglaubens, einer laxen Moral und einer erschlaffenden Werkheiligkeit das Volk in geistiger Verdumpfung und in Unkenntniß über alle höheren Dinge hielt.

So waren die Zustände des spanischen Reiches, als Philipp II. nach einer vierzigjährigen Regierung in die kalte Marmorgruft von Escorial hinabsank, jener Prachtkirche, die er zum Andenken des Sieges von St. Quentin hatte erbauen lassen. Nur in der Lombardei konnte die alte Bildung und der ererbte Wohlstand nicht ganz zertreten werden, wie an einem andern Ort gezeigt worden ist, und welche Anstrengungen die Niederlande machten, um sich der todbringenden Umarmung des mächtigen Staates zu entwinden, wird der nächste Abschnitt lehren. Wohl dauerte der äußere Glanz, den Spanien unter Philipps Vorgängern erlangt, noch fort und die Machtstellung wurde durch gewaltige Unternehmungen und neue Eroberungen auf die höchste Stufe geführt; wohl konnte das Habsburgische Haus im Westen und Osten Europa's sich eines Einflusses und politischen Ueber- Schluß.

gewichts rühmen, dem keine andere Dynastie von ferne gleich kam; wohl feierte die spanische Kunst und Literatur noch manche Triumphe und spanische Sprache, Tracht und Lebensweise überschritten noch weit die Pyrenäen; aber es war nur die Nachwirkung früherer großen Errungenschaften; bereits wankte der Boden, auf dem die Cultur und das spanische Wesen emporgewachsen; unter Philipp II. verdorrten allmählich die Wurzeln. Gepreßt unter den schwarzen Flügel des düstern Glaubensgerichts und des lichtfeindlichen Jesuitenordens ward Spanien ausgeschlossen von den Strahlen, die im sechzehnten Jahrhundert das übrige Europa beleuchteten, die in Italien, in Deutschland, in den Niederlanden zu großen Unternehmungen und Fortschritten in dem Reiche des Geistes, in den Gebieten des Könnens und Wissens die richtigen Wege zeigten. Der Genius des Volkes wurde geknickt, seine geistige Kraft und Energie erlosch unter dem bösartigen Einfluß eines Auges, das nie schlummerte, eines unsichtbaren Armes, der stets zum Losschlagen erhoben war.

II. Abfall der Niederlande und Entstehung des holländischen Freistaats. Erste Periode.

Literatur. Schon Schiller machte die Bemerkung', daß die Zahl der Werke über die Geschichte der Niederlande unendlich groß sei, ein Beweis von ihrer hohen Bedeutung für die gesammte Geschichte des westlichen und südlichen Europa in dem Zeitalter der Gegenreformation und der Religionskriege. Von den älteren Schriften, nach denen Watson die erwähnte Geschichte Philipps II. und Schiller seine „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung" verfaßt haben, sind (außer dem schon mehrmals angeführten großen lateinischen Geschichtswerk von De Thou oder Thuanus) von besonderer Wichtigkeit: Jan Wagenaar, De Vaderlandsche historie der vereenigde Nederlanden. Amsterdam 1749—60. Deutsch v. Toze, Leipz. 1756. (im Auszug in der Halleschen Allgem. Welthistorie) mit Ergänzungen und Fortsetzungen. — P. K. Bor, Oorsprong, begin ende vervolg der Nederlandsche Oorlogen (1555—1619). Leiden 1621. — Em. Meteren, Niederländische Historien, vom Anbeginn des Kriegs bis 1611 nebst einer Fortsetzung. Erst holländisch herausgegeben, dann von dem Verf. selbst ins Deutsche übersetzt. Arnh. 1612. — P. C. Hooft, Nederlandsche historien. Amst. 1703. — Ever. van Reyd, historie der Nederlandschen Oorlogen cet. Leeuwarden 1650. Auch latein. — Strada, P. J., de bello Belgico. Rom. 1640. — Historia della guerra di Fiandra descritta del Card. G. Bentivoglio. Col. 1633. — Van der Vynkt (geb. zu Gent 1691), Gesch. der vereinigten Niederlande, von ihrem Ursprung im J. 1560 bis zum Westf. Frieden. Aus d. franz. Original übersetzt. Zürich 1793. — Hug. Grotii annales de rebus Belgicis, ab abitu Phil. regis ad inducias 1609. Amst. 1658. — G. Brandt, Hist. der Reformatie de Nederlanden. Amst. 1677. Auch in engl. u. franz. Uebersetz. — Außer diesen allgemeinen Geschichtswerken noch biographische Schriften über Wilhelm und Moriz von Oranien, über Alba (von Jo. Meursius), über Oldenbarneveldt (von J. Francken) in holländ. und lat. Sprache. Sodann Einzelberichte über den Präsidenten Viglius Zuichem (von ihm selbst franz. und holländ.), über den Prozeß Egmonts und Hoorns; über die Remonstranten und die Dordrechter Synode (von Jac. Regenboog. Amst. 1774. Deutsch. Lemgo 1781. Halesii hist. conc. Dord. aus dem Engl. übers. v. Mosheim. Hamb.

1724.) — Außer diesen älteren Schriften hat die histor. Literatur über diese Periode in neuerer Zeit bedeutende Bereicherungen erfahren. Van Kampen's Gesch. der Niederlande in der Heeren-Ukert'schen Sammlung ist schon früher Erwähnung geschehen. Seitdem hat John Lothorp Motley, Rise of the Dutch republic, mit der Fortsetzung bis zur Dordr. Synode, ein Werk veröffentlicht, das rasch eine Menge Auflagen erlebte und auch ins Deutsche übersetzt wurde („Der Abfall der Niederlande und die Entstehung des holländ. Freistaats". Dresd. 1857—60). Auch das erwähnte Werk von Prescott handelt ausführlich über die Niederlande bis zum J. 1570. Motley konnte sich bei seiner Arbeit eines noch ungedruckten Werks von Pontus Payen Seigneur des Essarts (de la guerre civile des Pays bas) und der Papiers d'état du Card. Granvella. Paris 1842 ff. 9 Bde. bedienen, so wie der wichtigen Sammlungen von Briefen und Aktenstücken, welche durch Groen van Prinsteren und durch Gachard seit Jahren in einer Reihe von Bänden veröffentlicht wurden und die Correspondenzen enthalten von Philipp II., von Wilhelm von Oranien, Margarethe von Oesterreich und andern hochgestellten Zeitgenossen. Von den neuesten deutschen Werken sind hervorzuheben: H. Leo, zwölf Bücher Niederländ. Gesch. Halle 1832. 35. Matth. Koch, Quellen zur Gesch. des Kaisers Maxim. II. 1860. K. L. Klose, Wilhelm I. von Oranien, der Begründer der Niederländ. Freiheit. Herausg. von Wuttke. Leipz. 1864. F. J. Holzwarth, der Abfall der Niederlande. Schaffh. 1865—72. und zum Schluß das franz. Werk des Belgiers Theod. Juste, hist. de la révolut. des Pays-bas sous Phil. II. Brux. et Leipz. 1855. 63.

---

1. Die Niederlande unter Kaiser Karl V.

Das wichtigste Ereigniß in der langen Regierungszeit Philipps II. ist der Abfall der Niederlande von der spanisch-burgundischen Herrschaft, ein Ereigniß, das zugleich die Geburtstunde eines selbständigen niederländischen Freistaats werden sollte. Wir haben in den früheren Blättern dieses Werkes die rührigen gewerbreichen Bewohner der Städte und Landschaften an den Mündungen der Schelde, der Maas, des Rheines, an den Gestaden der Nordsee meistens nur im Gefolge der angrenzenden Reiche im Süden und Osten, mit denen ihre Dynasten in lockerem Lehnsverbande standen, in das geschichtliche Leben eintreten sehen, und als unter dem glänzenden Herzog Karl dem Kühnen der Versuch zur Gründung eines burgundischen oder neuaustrasischen Königreichs gemacht wurde, ist auf Nanzigs Schneefeldern die Schöpfung vor ihrer Vollendung mit ihrem Urheber begraben worden. Als nun gar die sämmtlichen Provinzen zu einem Ganzen verbunden in das große Habsburgische Weltreich eingingen, das Kaiser Karl V. unter seinem Scepter vereinigte, wer konnte da glauben, daß ein Aufleben zu einem unabhängigen Dasein für die Lande im nordwestlichen Europa am Strande des deutschen Meeres nahen würde? — Wenn man absieht von einem großen politischen Leben, das sich nur in einem selbständig abgeschlossenen Staatsganzen würdig und achtunggebietend zu entwickeln und zu entfalten vermag, so waren die niederländischen Provinzen und Städte bei dieser untergeordneten Stellung zu den benachbarten Großmächten nicht übel gefahren: an irdischem Gut, an persönlicher Freiheit, an geistigen Errungenschaften standen sie keinem andern Volke nach.

Wohlstand der Niederlande.

Wir haben in den früheren Blättern oft genug Gelegenheit gehabt des blühenden Zustandes zu gedenken, dessen sich das städtereiche Land seit Jahrhunderten erfreute. Das Lebensblut eines regen Weltverkehrs pulsirte täglich durch die tausend Adern der von Wasserstraßen durchzogenen Provinzen. Keine Stadt konnte sich im sechzehnten Jahrhundert an großartiger Handelsthätigkeit mit Antwerpen vergleichen, wo alle Welten ihre Schätze tauschten, alle Nationen ihre Kaufhäuser und Niederlassungen besaßen, tausende von Schiffen ihre Ladungen entleerten. Wir wissen, mit welcher Kunstfertigkeit man in Brabant und Flandern die aus England eingeführte Wolle zu Zeugen, Kleidungsstoffen, Teppichen zu verarbeiten wußte, die dann ihren Weg in andere Länder suchten und unendliche Reichthümer eintrugen. Und welchen Aufschwung brachten die Produkte der neuentdeckten Welten in das Verkehrs- und Industrieleben der niederländischen Seestädte! Aus Spanien und Portugal, aus Italien und Deutschland siedelten sich Kaufleute an, deren Contore und Bankhäuser den Waaren- und Geldmarkt Europa's beherrschten. Die Fugger und Welser aus Augsburg hatten in Antwerpen großartige Geschäftshäuser. Und nicht blos Handel und Kunstgewerbe hatten in den Niederlanden ihre Hauptsitze aufgeschlagen; auch andere Zweige menschlicher Thätigkeit und Erwerbsucht wurden emsig gepflegt: in Flandern und Hennegau, in Artois und Namur war ergiebiger Fruchtboden, der Getreide in Fülle lieferte, und wer weiß nicht, daß die Meierhöfe in den nördlichen Landschaften Käse, Butter und Schlachtvieh zu allen Zeiten in großer Menge zur Ausfuhr brachten; daß der Handel mit Fischen, zubereiteten und frischen, nirgends so schwunghaft getrieben wurde, als in jenen Landstrecken, die mühsam dem Meere abgerungen und durch Dämme, Kanäle und Schleußen geschützt, urbar gehalten und zugänglich gemacht werden mußten! Und wo gab es geschicktere und erfahrenere Seeleute und Matrosen als in dem friesischen Küstenland?

Verschiedenartigkeit der Lebensexistenzen und Volksnatur. An diese große Mannichfaltigkeit der Berufsarten und Beschäftigungen soll hier nur erinnert werden, um zugleich anzudeuten, wie verschiedenartig die Lebensexistenzen der Niederländer gestaltet waren. Und dieser Verschiedenheit der Lebensweise und Beschäftigung entsprach auch die Natur und der Charakter der Einwohner. *In Flandern u. Brabant.* In Flandern und Brabant war unter der Gunst und dem Schutze der Herzoge ein mächtiger grundbesitzender Adel und Herrenstand in die Höhe gekommen, der mit den großen Handels- und Industriestädten Einfluß und Ansehen theilte und nicht wenig zu der Pracht und Herrlichkeit beitrug, wodurch der burgundische Hof so bedeutend hervorragte. Gleich den französischen Standesgenossen liebten die adeligen Herren in Glanz und Waffenschmuck sich zu zeigen, bei Festlichkeiten und Turnieren Pracht, Eleganz und vornehmes Wesen zu entfalten und mit stolzen aristokratischen Manieren in selbstgefälliger Eitelkeit zu prunken. Viele waren durch übermäßigen Aufwand, durch Ausschweifung und Verschwendung in bedrängte Vermögensverhältnisse und Schulden gerathen. Denn es war die Politik der Habsburger Herrscher, den Häuptern des Adels hohe Staatsämter, Befehls-

haberstellen oder Gesandtschaften zu übertragen, die sie zu großen Ausgaben nöthigten, ohne daß entsprechende Besoldungen ihnen einen Ersatz geboten hätten. Wohl schauten sie manchmal mit Neid und Eifersucht auf die großen Handelsstädte, wo ein genuß- und kunstreiches Leben sich ihren Blicken darbot, wo Bürger und Handwerker, in Zünfte und Genossenschaften gegliedert sich in den Waffen übten, Schützenfeste feierten und in Fähnlein geschaart zu Schutz und Trutz aus ihren Thoren und Mauern zogen, wenn es galt, die ererbten und im Laufe der Jahre vermehrten Gerechtsame zu wahren; und in früherer Feudalzeit hat es nicht an Kämpfen und Fehden zwischen Adel und Städtern gefehlt. Aber mit der Zeit war die Rivalität schwächer geworden; man hatte sich vertragen gelernt, die gemeinsamen Interessen waren beiden Theilen mehr zum Bewußtsein gekommen. Die kleinen Fehden hatten aufgehört; von den Nachstellungen und Ueberfällen, durch welche in Deutschland Adel und Ritterschaft den Städtern das Leben so schwer machten, war in Flandern und Brabant keine Rede mehr; mit dem streitbaren, ränkesüchtigen Herzog von Geldern war der letzte Störenfried aus der Welt geschieden. Ganz andere Erscheinungen treten uns im Norden, in Holland und Friesland, in Utrecht und Zeeland entgegen. Wenn in den Städten und Landschaften des Südens, wo durch den Wechselverkehr mit Frankreich die leichteren Sitten und eleganteren Gesellschaftsformen des gallischen Nachbarvolkes Eingang gefunden und das großartige Handelswesen einen weltbürgerlichen Charakter erzeugt hatte, ein weicheres feineres Leben mit entwickelteren Zuständen, mit ausgebildeteren conventionellen Zügen zur Entfaltung kam und die scharfe Charakterbildung und starke Willenskraft abschwächte; so bewahrte dagegen der germanische Volksstamm im Norden, der im Krieg mit den Elementen, mit den Stürmen und Fluthen des Meeres sich seine Heimath und Wohnstätte geschaffen und unaufhörlich den Kampf ums Dasein fortführen mußte, die ungeschwächte Manneskraft, die zähe Geduld und Ausdauer, die rauheren Sitten und den ernsteren Charakter, wie sie schwierige Lagen, strenge Lebensbedingungen, starkes Arbeiten und Ringen und ein weniger günstiges Klima erzeugen. Wohl herrschte auch in Rotterdam und Amsterdam und in den zahlreichen Hafen- und Küstenorten am friesischen Nordseestrande bis nach Emden hin ein reges Schiffahrts- und Handelsleben; und es ist uns bekannt, wie eifrig die holländischen Städte mit Lübeck und der deutschen Hansa um die Herrschaft im Sund und in den skandinavischen Gewässern gerungen haben; aber ein so leichtes Lebensloos war ihnen nicht beschieden wie den südlicheren Nachbarn, in solcher Fülle flossen ihnen die Güter der Erde nicht zu, wie den Handelsstädten Flanderns und Brabants. Sie mußten ihre ganze Lebenskraft und ihr seemännisches Blut einsetzen, um mit harter Arbeit als Fischer und Matrosen, als Bauern und Viehzüchter, als Schiffer und Fährleute ihren Unterhalt, ihres Leibes Nothdurft zu erwerben; sie mußten ringen und wagen zu Haus und in der Fremde, auf der sturmgepeitschten See und auf dem unwirthlichen Boden der Heimath.

In Holland u. Friesland.

Politisches Sonderleben.

Diese Verschiedenartigkeit in Natur, Charakter und Lebensweise führte auch nothwendig zu verschiedenartigen Staats- und Gesellschaftsformen. Nirgends war das öffentliche Leben so vielgestaltig, der Particularismus so ausgebildet als in den siebenzehn Provinzen, die allmählich von Karl V. zu einem staatlichen Ganzen vereinigt worden waren. Es wurde wiederholt erwähnt, wie viele werthvolle Rechte und Freiheiten die niederländischen Stadtgemeinden und landschaftlich abgegrenzten Territorien sich im Laufe der Zeit zu erringen gewußt; unter der lockeren Feudalherrschaft der Herzoge, Grafen und kleinen Dynasten waren die großen Handelsstädte wie Gent, Brügge, Antwerpen und so viele andere fast zu republikanischen Gemeinwesen mit municipalem Selbstregiment emporgestiegen, indem sie für die Unterstützungen, die sie den fürstlichen Feudalherren in der Noth gewährten, sich wichtige Privilegien und Sonderrechte ertheilen ließen, zu deren Schutz bürgerliche Wehrmannschaften mit Armbrust und Geschütz einzutreten bereit waren. In ähnlicher Weise hatten sich auch die Grundherren und Adelsgemeinden ihre Hof- und Kriegsdienste von den burgundischen Herzögen mit ausgedehnten Privilegien und Immunitäten belohnen lassen. In Flandern und Brabant trugen daher die Institute des staatlichen Zusammenlebens in Stadt und Landschaft einen aristokratischen Charakter, nicht unähnlich den französischen Zuständen in der alten Feudalzeit. Der Norden dagegen, vor Allem das trotzige zähe Friesland, hatte durch alle Zeiten den altgermanischen demokratischen Geist festgehalten und seine Freiheit und sein volksthümliches Recht oft genug gegen fürstliche und dynastische Angriffe verfochten. So zog sich durch das ganze Vereinsland eine Welt von Bildungen der mannichfachsten Art, ein Nebeneinander von provinziellen, städtischen, örtlichen Sonderstellungen, von Privilegien und Immunitäten in bunter Verschiedenheit. Alle Organismen des staatlichen Lebens, welche das Mittelalter hervorgebracht, waren durch sämmtliche Abstufungen von Feudalismus, Aristokratie und Demokratie vorhanden, eine Musterkarte von Formen und Gestaltungen, unter denen ein starker Zug zu Selbstbestimmung und individueller Freiheit, zum Schaffen und Gebahren nach eigenem Gutbefinden verborgen lag. Die Statthalter oder höchsten obrigkeitlichen Autoritäten in den Einzellandschaften wurden in der Regel von dem herzoglichen Hofe nach dem Willen oder der Wahl der Provinzen eingesetzt oder bestätigt; die Herzogswürde selbst war staatsrechtlich eine abhängige; wir wissen, daß sowohl der deutsche Kaiser als der König von Frankreich oberlehnsherrliche Rechte in Anspruch nahmen.

Anfänge eines bundesstaatlichen Organismus.

Aber wie vielgestaltig immer das öffentliche Zusammenleben der niederländischen Stämme und Völker sich darstellen, wie bunt immer das Feld der staatlichen Organismen, in denen das politische und administrative Leben und das Rechts- und Gerichtswesen sich bewegte, dem Auge erscheinen mochte; Ein Zug war Allen gemeinsam: die Liebe zur Freiheit und zu den überkommenen Ordnungen der Väter und ein Nationalgefühl, das, wenn auch noch nicht zum vollen Bewußtsein erwacht, doch eine gewisse Gemeinsamkeit der Interessen und Lebens-

bedingungen gegenüber der Außenwelt erkennen ließ. Wie wenig inneres Verständniß auch zwischen dem Flamänder und Holländer, zwischen dem Friesen und Wallonen obwalten mochte; seitdem die sämmtlichen Landschaften von den Küsten der Nordsee und des Kanals bis zur Ems und zu den rauhen Ardennen unter dem Scepter Habsburgs vereinigt waren, kamen die Gefühle nationaler Zusammengehörigkeit immer mehr zum Bewußtsein. Die Herrscher des Habsburger Hauses selbst begünstigten dieses nationale Zusammenwachsen, das ja ganz im Geiste der Zeit lag, dem allgemeinen Streben nach monarchischer Machtfülle und Gleichförmigkeit entsprach. Ueber den städtischen und landschaftlichen Gerichtshöfen erhob sich das oberste Tribunal in Mecheln zu immer größerem Ansehen als höchster Appellhof und neben den Communal- und Provinziallandtagen bildete die gesetzgebende Körperschaft der Generalstaaten, wozu jene je zwei Mitglieder aus ihrem Schooße entsandten, eine nationale Vertretung. Und wie gering auch immer die Befugnisse und Geschäftskreise waren, welche die Eifersucht und der Sondergeist der Particularstände diesem nationalen Organ einräumten, wie eifrig die Provinzialtage das Recht der Gesetzgebung und Besteuerung als ihr wichtigstes Palladium hüteten und wahrten; dennoch lagen in dem Institute der Generalstaaten die Keime einer Gesammtverfassung, einer gesetzgebenden Körperschaft für die ganze Nation verborgen, die unter günstigen Verhältnissen zu einem fruchttragenden Lebensbaum heranreifen konnten. Brüssel, wo der Hof gewöhnlich seinen Aufenthalt hatte und auch diese Generalstaaten sich in der Regel versammelten, nahm mehr und mehr den Charakter einer Haupt- und Residenzstadt an.

Kaiser Karl V. und seine kluge Schwester, die Königin-Statthalterin Maria, würden die Concentration des Staats- und Gerichtslebens gerne noch weiter geführt haben, hätte nicht der particularistische Geist der Einzelstaaten so eifersüchtig über seine Privilegien und Freibriefe Wache gehalten und dadurch die Regierung zu schonender Rücksicht genöthigt. Alle Geldforderungen, in der Form einer Bitte um Beisteuer an den Landtag gebracht, konnten nur mit Zustimmung der drei Stände jeder Provinz erhoben werden. Doch war durch die innere Organisation der ständischen Vertretungen der fürstlichen Gewalt ein bedeutender Einfluß auf die Zusammensetzung der Landtage gewahrt. Die Höhe der Beiträge, welche die Niederlande zu den Bedürfnissen des Kaisers zu leisten hatten und die sich zu einem einzigen Krieg auf 40 Millionen Ducaten beliefen, kann als Beweis gelten, daß trotz dieser beschränkenden Formen der Brüsseler Hof seine Zwecke zu erreichen, seinen Willen durchzusetzen wußte; allein man mußte mit großer Umsicht, mit möglichster Schonung der alten überlieferten Rechte, Gefühle und Vorurtheile vorgehen. In der Regel wurde, wenn auch mit Seufzen die „Bede" bewilligt, welche die Regierung von den Staaten verlangte, denn dadurch rettete man doch einen Schatten von Selbstregiment und hielt Zwang und Gewaltmaßregeln fern; und Karl und seine Stellvertreter wußten mit Klugheit durch das Gewirre von Sonderrechten und provinziellen Eigenthümlichkeiten sich durchzuwinden und den

Kaiserliches Regiment.

ersehnten Ausgang zu finden. Selbst spanische Schriftsteller gestehen, daß die Summen, welche Karl aus den Niederlanden bezog, mehr betrugen als die aus allen andern Ländern, daß sie allein ihn in die Lage setzten, seine Kriege zu führen, seine Reisen zu machen, seine Regierung bei Würde und Ansehen zu erhalten. Aufstand in Gent. Nur in der Stadt Gent, wo Karl's Wiege gestanden, regte sich noch einmal der Geist der Opposition in der alten trotzigen Weise bis zum offenen Aufruhr. Ihre Abgeordneten wagten es allein, in dem flandrischen Landtag die hohe Steuerforderung zu verweigern, welche die Regierung der Provinz zumuthete, und man schritt sogar zum bewaffneten Widerstand fort. Dies geschah zu einer Zeit, da die Höhe der Lasten auch in andern Städten Unzufriedenheit über die spanische Herrschaft erregt hatte, da es den Niederländern zum Bewußtsein zu kommen schien, daß sie nur als Stützen für fremde Interessen dienen, nur zur Erhöhung der Habsburger Weltmacht benutzt werden sollten. Wenn der Aufstand Dauer gewann, konnte das Beispiel von Gent bedenkliche Folgen haben. Darum beschloß Karl rasch und energisch vorzugehen. Es wurde früher erwähnt, daß er zu dem Zweck den Weg über Paris nahm (X, 655); sein schnelles Erscheinen verhinderte die Ausbreitung des Aufstandes. Gent mußte sich unterwerfen; mit 24. Februar 1540. dem Glanze eines Triumphators hielt der kaiserliche Gebieter seinen Einzug in die gedemüthigte Stadt und verhängte ein schweres Strafgericht. Es brachte dem alten Vorort Flanderns wenig Nutzen, daß Karl vor vierzig Jahren daselbst das Licht der Welt erblickt hatte. Nicht nur daß fünf und zwanzig Theilnehmer der Empörung auf dem Hochgericht starben, andere mit Verbannung und Güterverlust bestraft wurden; die Bürgerschaft verlor ihre wichtigsten Privilegien und ihre bevorzugte Stellung, sie mußte Sühngeld bezahlen, auf eigene Kosten eine Zwingburg in ihren Mauern errichten, die Schöppen durch den Kaiser ernennen lassen und durch einen Akt öffentlicher Buße ihre Reue bezeugen. Von dem Maitage an, da die Rathsherren und Zunftmeister von Gent baarfuß und entblößten Hauptes den Strick um den Hals den Habsburger Herrscher auf offenem Markte um Gnade und Verzeihung anflehten, fügten sich die Niederlande unter das Brüsseler Regiment und kamen den „Bitten" des Kaisers und der Statthalterin nach, wenn auch mit stillem Murren oder lauten Klagen. Mehr und mehr befestigte sich die monarchische Autorität auch in den burgundischen Provinzen.

Karl V. und die Niederländer. Und wer war geschickter, diese monarchische Obergewalt aufzurichten, als Karl V., welcher staatsmännische Klugheit mit kriegerischer Kraft verband und die Schwächen, Leidenschaften und Vorurtheile der Menschen so trefflich zu seinen Zwecken zu nutzen verstand? Gerade dieses Netz von Sonderrechten, Freibriefen und Privilegien war ein günstiger Boden für den Bau eines absoluten Königthums. Der kleinliche Particularismus, der eifersüchtig nur über sein eigenes verbrieftes Recht und Herkommen wacht, übersieht gleichgültig das Unrecht, das dem Nachbar auferlegt wird. Wie sollte in diesem Conglomerat von aristokratischen, communalen, demokratischen Formen und Traditionen, bei dieser

Spaltung von Parteiinteressen und individuellen Sympathien, in diesen zerbröckelten Gemeinwesen und Herrschaften ein nationaler Gesammtgeist sich herausbilden, eine gemeinsame Opposition sich regen, ein autonomer Bundesorganismus sich entwickeln? Wenn die Freibriefe den einzelnen Provinzen oder Städten das Vorrecht zusicherten, daß nur Eingeborne die Aemter und Richterstellen einnehmen sollten; so wurde dieses Vorrecht, sofern man unter Eingebornen nur die Bewohner der eigenen Landschaft oder der Stadtgemeinde verstand, nicht verletzt, wenn in die oberste Landesregierung oder in den höchsten Gerichtshof Ausländer berufen wurden. Solcher und ähnlicher leicht zu umgehender Bestimmungen und engbegrenzter Verträge wußte sich Karl V. geschickt zu bedienen, um die obrigkeitliche Autorität zu heben und zu stärken, der ganzen Regierung ein monarchisches Gepräge zu geben. Aber dabei hütete er sich, den Argwohn zu wecken, die Rechtsgewohnheit, die Tradition, die überlieferte Form zu verletzen, dem Nationalgefühl oder eingewurzelten Vorurtheilen entgegen zu treten. Bei diesem Streben kam es ihm sehr zu Statten, daß er selbst ein geborner Niederländer war, daß er für die Natur und Charaktereigenthümlichkeit des Volkes Vorliebe und Sympathie hegte, daß er die flämische Sprache redete, die Kunstliebe, die leichtlebigen Sitten, die Festlust theilte, an dem lauten, fröhlichen, beweglichen Leben Gefallen fand und manchen Muthwillen, manche Unarten übersah. Es kam ihm ferner zu Statten, daß sein Regiment den Niederlanden große Vortheile und Ehren brachte. Nicht blos, daß die Verbindung mit dem weiten spanischen Reiche Handel und Verkehr hob, dem Gewerbfleiß neue Absatzwege öffnete, viele Kanäle des Wohlstandes, der volkswirthschaftlichen und industriellen Thätigkeit schuf, daß unter dem Schirm des mächtigen Kaiserreichs Kriege und Waffengetöse fern gehalten wurden; von dem Glanze, der das Haupt des cäsarischen Herrschers umstrahlte, welcher aus ihrer Mitte hervorgegangen, welcher so viele Herren des einheimischen Adels in seinen Rath, in seine Heere, in seine Hofdienste zog, fielen auch einige Strahlen auf die niederländische Nation; sie schmeichelte sich gerne mit dem stolzen Gedanken, daß Brüssel die eigentliche Hauptstadt des kaiserlichen Weltreiches sei. Und dieser Gedanke war kein leerer Wahn; der Kaiser selbst hat es ja in seiner Abschiedsrede ausgesprochen, daß er während seiner Regierung zehnmal die Niederlande besucht habe; nirgends hat er lieber und länger geweilt als in Brüssel. Im Kreise der flandrischen Edelleute ruhte er aus von den Sorgen und Mühen seines Herrscheramtes; dort fühlte er sich in seiner wahren Heimath, dort fand er die alten Sitten und Gewohnheiten, die ihn an seine Jugendzeit erinnerten. Es wurde erzählt, welch tiefen Eindruck die Abdankungsscene hervorgebracht, mit welcher Rührung Adel und Volk seinen „Cäsar“ von der Höhe des Lebens herabsteigen sah; diese Gefühle waren nicht erheuchelt. Hatten auch die Niederlande unter Kaiser Karl V. manchen Druck erlitten, manche Eingriffe in ihre ererbten Gerechtsame ertragen müssen, manche Einbuße in ihren Privilegien und Freibriefen erfahren; so hatten sie auch be-

deutende Schritte vorwärts gethan, sowohl in ihrer staatlichen und nationalen Entwickelung als in ihrer geschichtlichen Stellung. Auch bei dem Versuch, die vereinigten Provinzen als besonderen burgundischen Kreis dem deutschen Reichskörper einzufügen, hatte Karl neben seinem eigenen Interesse auch den Vortheil des Landes im Auge: die niederländischen Staaten sollten unter den Schutz und Schirm des Reiches gestellt werden, ohne doch ihrer eigenen Institutionen, Selbstverwaltung und Gerichtsverfassung verlustig zu gehen (X, 761.), ein Plan, der jedoch, wie wir gesehen haben, keine praktischen Folgen hatte (X, 820).

Blühender Zustand der Niederlande unter Karl V.

Wenn schon unter den burgundischen Herzögen die flandrischen und brabantischen Provinzen sich einer Blüthe erfreuten, die von keinem andern europäischen Lande übertroffen wurde, so war in Beziehung auf Wohlstand, Lebensgenuß und Bildung unter Karl V. keine Veränderung eingetreten, wie schwer auch die Steuerlasten unter dem geldbedürftigen Kaiser drücken mochten; die großen Einkünfte, welche der Weltverkehr, die Handels- und Industriethätigkeit, die Erzeugnisse des Ackerbaues und der Landwirthschaft einbrachten, boten reichlichen Ersatz. In den stattlichen Gebäuden der Städte, in den Kirchen und Rathhäusern, in der Antwerpener Börse vom Jahre 1531, in den palastartigen Wohnhäusern des Adels und der reichen Kaufmannswelt, in der reinlichen und eleganten Kleidung, in der Liebe für die schönen Künste und Wissenschaften, in der weitverbreiteten Volksbildung, in der Menge wohlhabender Städte und Dörfer gab sich der Flor des Landes, die heitere Lebensfülle und Lebenslust der Bewohner kund; über das ganze Dasein war ein äußerer Glanz, waren die Anzeichen von Wohlhäbigkeit und fröhlichem Selbstgefühl ausgegossen.

Dunkle Punkte.

Aber unter diesen glänzenden Außenseiten konnte der aufmerksame Beobachter manche Schatten und dunkle Punkte wahrnehmen, die bald an die Oberfläche treten sollten. Als der spanische Thronfolger Philipp zur Zeit der kaiserlichen Machthöhe seines Vaters zum erstenmal die Niederlande besuchte und Eide gegenseitiger Treue mit den Staaten wechselte (1548), fiel das zurückhaltende Wesen des einundzwanzigjährigen königlichen Jünglings den Zuschauern schwer auf die Seele. Er nahm die Ovationen, die ihm mit überschwenglicher Huldigung dargebracht wurden, mit kaltem Stolze entgegen als den natürlichen Ausdruck der Ehrfurcht und Ergebenheit, die dem gebornen Herrscher des Landes gebührten, als die Zeichen der demüthigen Unterwürfigkeit, welche Unterthanen ihrem künftigen Herrn und Gebieter in pflichtschuldiger Verehrung darzubringen hätten. Selbst die verschwenderische Pracht, womit die reiche Stadt Antwerpen den „fröhlichen Einzug" feierte, entlockte dem Angesichte Philipps keinen Blick des Wohlwollens, kein heiteres Lächeln, keine Miene der Freude und Befriedigung. Es ging ihnen eine Ahnung auf, daß die niederländischen Staaten nicht länger als der Ausgang und Mittelpunkt des Habsburger Weltreiches im Westen angesehen werden dürften, daß in Zukunft nicht mehr Brüssel der Regierungssitz sein würde, von wo aus die europäische Politik ihre Impulse empfing, daß das blühende städtereiche Land

nur als ein untergeordneter Bestandtheil der großen spanischen Monarchie Stellung nehmen sollte. Die Einsichtigen überkam eine Befürchtung, daß ihre ererbten, verbrieften, beschwornen Rechte und Freiheiten bei dem mit so sichtbarem Gefühle selbstherrlichen Stolzes auftretenden Kaisersohne nicht die schonende Beachtung finden möchten, die der staatskluge Vater in den meisten Fällen kund gegeben. Die wahre Bedeutung dieser Privilegien und Freiheiten mochte der großen Menge nicht viel mehr verständlich sein, als den Handwerkern in Goethe's Egmont; desto besser kannten die Edelleute, die städtischen Magistrate und Bürgervorsteher den Werth und die Tragweite derselben. Auf ihnen beruhte die nationale Freiheit, die Mitwirkung der Staaten bei der Verwaltung, Gesetzgebung und Besteuerung, die Rechtspflege nach heimischen Gesetzen vor heimischen Gerichtshöfen, der Fortbestand der von den Vätern überkommenen Institutionen und Gewohnheiten, die Fernhaltung fremdländischer Heere und Amtleute. Nach diesen Ueberlieferungen war die Verbindung der Niederlande mit Spanien kaum mehr als eine in der Gemeinsamkeit des Oberhauptes beruhende Personal-Union. Hieß es doch in einem der Privilegien, welche Brabant erlangt hatte, „wenn der Fürst die Rechte des Landes breche und auf seine Vorstellungen nicht höre, so solle dasselbe des Eides, den es ihm geleistet, erledigt sein.“ Daß diese Auffassung des Verhältnisses, die schon von Karl V. so vielfach im Sinne monarchischer Autorität und Machthoheit durchbrochen worden, vor den Augen des künftigen Herrschers keine Geltung haben würde, trat in den nächsten Jahren immer deutlicher zu Tage. Die autokratischen Tendenzen der Habsburger Dynastie wie die Persönlichkeit des Thronfolgers ließen eine Zeit voll ernster Kämpfe und Verwickelungen voraussehen. Denn wie sehr auch immer die früheren Geschlechter sich angestrengt haben mochten, ihre Rechte und Freiheiten gegen Eingriffe sicher zu stellen und die Herrscher durch Eide an deren Beobachtung zu binden; das despotische Gelüsten nach unbeschränkter Machtfülle wird stets versuchen, die unbequemen Schranken zu durchbrechen.

Reformatorische Regungen.

Der natürliche Gegensatz zwischen den auf Erhaltung des Ueberlieferten gerichteten Bestrebungen der niederländischen Volkshäupter und den auf Mehrung der Machtbefugnisse hinzielenden Tendenzen der habsburgisch-burgundischen Regierung erhielt eine neue Verschärfung durch die reformatorische Bewegung. Wie eifrig immer der Kaiser und die Regentschaft in Brüssel bemüht war, die religiöse Neuerung von den Provinzen fern zu halten; wie viele Edikte und „Plakate“ seit dem Wormser Reichstage das Einbringen, Lesen und Verbreiten lutherischer Schriften und anderer „ketzerischen“ Bücher mit den strengsten Strafen belegten, die Schuldigen mit dem Tod durch Feuer, durch Einmauerung, durch das Schwert bedrohend; dennoch blieben die neuen Doctrinen in den Städten und Provinzen des nordwestlichen Europa so wenig ein Geheimniß als in andern Gebieten des kaiserlichen Reichs. Wie sollte ein in Cultur und Einsicht so fortgeschrittenes Volk, das mit der gesammten Welt in geschäftlichen und gesellschaft-

lichen Beziehungen lebte, in welchem die Ideen eben so rasch umgesetzt wurden wie die Waaren, unberührt bleiben von den geistigen Regungen und religiösen Gewissensfragen, die ihm von allen Seiten zugetragen wurden und durch die strengen Verbote einen neuen Reiz erhielten? Aus allen reformatorisch bewegten Ländern, aus Deutschland, aus England, aus der Schweiz stellten sich flüchtige und verfolgte Prediger und Diener des Evangeliums ein; die Kaufleute und Schiffer standen in lebhaftem Verkehr mit den Handelsstädten des Nordens, welche den Gottesdienst nach der heiligen Schrift in ihrer Mitte aufgerichtet; manche Herren vom Adel machten in Genf ihre Studien; in Karls Heeren dienten viele Niederländer, die von ihren Kriegsfahrten in Deutschland, aus den Gesprächen mit den Kameraden neue religiöse Anschauungen heimbrachten. Es wurde früher erwähnt, daß in den „Kammern der Rederykers," jenen literarischen Vereinen und Sängerschulen, welche in allen größeren und kleineren Städten bestanden und durch Dichtungen, Vorträge, Schauspiele in volksthümlicher Weise den Drang nach geistiger Unterhaltung und Belehrung in den bürgerlichen Kreisen zu befriedigen, das Phantasie- und Gemüthsleben des Volkes anzuregen und thätig zu halten suchten, Züge des kecken, satirischen und ironischen Oppositions- und Reformationsgeistes sich kund gaben, die auch in Deutschland und in den Bürgerstädten der Schweiz der religiösen Neuerung so wesentlich Vorschub geleistet. Wir wissen, daß selbst jener Jan Bockolsohn von Leiden, das Münster'sche Zerrbild eines Königs von Jerusalem, Mitglied einer solchen Schule „der Rhetoriker" gewesen war (X, 523). Dank der abwehrenden und feindseligen Haltung der Regierung, blieben diese reformatorischen Keime in den Gemüthern eingeschlossen oder bildeten sich doch nur zu verborgenen Sekten, zu geheimen Religionsgenossenschaften aus. Ohne die Betheiligung und Begünstigung der obrigkeitlichen Autoritäten waren die reformatorischen Bewegungen nirgends im Stande, sich zu einem geordneten Kirchenwesen zu entwickeln; in Oesterreich, in Baiern, in den geistlichen Herrschaften kamen die evangelischen Gemeinden nicht über dürftige Sektenbildungen hinaus, im Erzstift Köln war das neue Regiment stark genug, den schon im Werden begriffenen kirchlichen Neubau zu zerstören, und wo sich, wie in den wiedertäuferischen Bewegungen der reformatorische Geist auf eigene Hand hervorwagte, ging er durch eigene Zuchtlosigkeit zu Grunde. Dieselbe Erscheinung trat auch in den Niederlanden zu Tage. In den südlicheren Provinzen, wo die romanische Gedanken- und Empfindungswelt dem Volksbewußtsein näher geführt worden, waren die strengen Ketzergesetze und die von der kaiserlichen Regierung hie und da aufgestellten geistlichen Religionswächter stark genug, die reformatorischen Bestrebungen in der Art niederzuhalten, daß sie nicht zu kirchenbildender Kraft erstarkten, nicht zu offenen religiösen Gemeinschaften sich vereinigten. Hinrichtungen, von denen besonders fremde Geistliche und Gelehrte betroffen wurden, vermehrten den Schrecken und erstickten vollends alle öffentlichen Kundgebungen. Wie viele Glieder des flandrischen und bra-

bantischen Adels und Bürgerstandes im Stillen den religiösen Neuerungen zugethan sein mochten, wie begierig immer das bewegliche, oppositionslustige, kecke Volk der buntgemischten Weltstädte den reformatorischen Reden und Liedern lauschen mochte, die ihm aus der Ferne zugetragen wurden; wie wenig Wohlgefallen der thätige, arbeitsame Bürgerstand an der Menge träger Mönche haben mochte, die in den reichen Klöstern und Abteien ein müßiges genußreiches Leben führten; der Erfolg lehrte, daß das Verlangen nach den verbotenen Früchten nicht stark genug war, um die durch Gesetz und Obrigkeit dawider erlassenen Strafandrohungen abzuwerfen, daß die Fluthen des Herzens nicht zu einer Strömung anwuchsen, gewaltig genug die darüber liegende Eisdecke zu durchbrechen. Es erhob sich keine volksthümliche Persönlichkeit, die wie an so manchen andern Orten die Seelen erweckt und angefeuert, die zerstreuten Regungen gesammelt und zu thatkräftigem Handeln vereinigt hätte. Furcht, Leichtsinn, Genußsucht und Weltlust hielten in den Tagen der reformatorischen Energie die Gemüther des Volks an dem Gewohnten und Herkömmlichen fest und beugten den wenn auch im Stillen mitunter murrenden und widerspenstigen Willen unter das schwere Joch, das die weltliche Obrigkeit und die geistlichen Aufsichtsbehörden und Gerichte den Gewissen auflegten. Erst als noch politische und nationale Momente hinzukamen, traten auch die religiösen Gefühle stärker hervor und vereinigten sich mit den andern zu der gemeinsamen Opposition, die sich als Volksstimme, als öffentliche Meinung der niederländischen Nation gegen das spanische Regiment geltend machte.

Von größerer Kraft und Bedeutung waren die reformatorischen Regungen im Norden, in Holland und Friesland, in Utrecht und Zeeland. Wir wissen aus dem zehnten Band dieses Werks, daß die täuferischen Schwärmereien dort ihre eifrigsten Apostel und Anhänger zählten, daß die Taufgesinnten in Münster aus Friesland und Holland Zuzug erwarteten, daß in Amsterdam sogar ein Angriff auf das Rathhaus gewagt ward. So lange war die Grafschaft Holland ein Glied des deutschen Reichs gewesen, so oft hatte sie in heiteren und trüben Stunden zu ihm gestanden; sollte sie in den großen inneren Kämpfen, in den Religions- und Gewissensfragen sich kühl und theilnahmlos abwenden? Das war keineswegs der Fall; aber der schwere Druck von Oben, der Mangel einer kühn vorstrebenden reformatorischen Persönlichkeit, die Entfernung und Trennung vom Heerde der deutschen Glaubensneuerung schwächten die kirchenbildende Kraft und bewirkten, daß auch dort der reformatorische Geist nur sektirerische Ansätze hervortrieb, die der Verfolgung keinen nachhaltenden Widerstand entgegenzusetzen vermochten. David Joris von Delft, ein begabter, strebsamer und in der Heil. Schrift belesener Mann, aber von phantastisch-schwärmerischer Naturanlage, der geistliche Lieder dichtete, das „Wunderbuch“ und andere Werke verfaßte und die nahe Wiederkunft Christi verkündigte, hatte mit seinen Anhängern viele Drangsale zu erdulden, bis er nach tausend Gefahren und Abenteuern als vielverfolgter Flüchtling unter dem Namen Johann von Brügge in Basel sein Leben beschloß. Auch Joris war ein thätiges Mitglied der „Rederykerskamer“ gewesen, die wir bereits als Pflanzschule der Opposition gegen Klerus und Kirche kennen gelernt. Wie in Westfalen und am Niederrhein, wurden auch in Holland und Friesland die revolutionären Erhebungen

Wiedertäufer in Holland.

durch die weltlichen und kirchlichen Autoritäten niedergeworfen und damit zugleich der Verbreitung evangelischer Doctrinen Einhalt geboten; aber so tief waren die wiedertäuferischen Schwärmereien bereits in das Land eingedrungen, daß gerade dort Menno Simons ein fruchtbares Ackerfeld für seine Lehren fand und die Taufgesinnten zu Religionsgemeinschaften organisiren konnte, die sich nach seinem Namen nannten.

Druck und Verfolgung.

So sehen wir Keime und Ansätze reformatorischen Lebens über die ganze niederländische Nation zerstreut; aber ohne innere Uebereinstimmung und ohne äußere Organisation konnten sie sich zu keinem religiösen Gemeindeleben entfalten. Dadurch wurde das Bestreben der kaiserlichen Regierung, die römisch-katholische Kirche in der Herrschaft zu erhalten, erleichtert; die wiedertäuferischen Regungen des Nordens mit ihren communistischen Tendenzen konnten im Süden als Schreckmittel gebraucht werden, um auch die Lehren Luthers und Calvins mit demselben Makel verderblicher Ketzerei zu belegen und über alle von der Kirche Abweichenden dieselbe Geisel der Verfolgung zu schwingen. In den Augen der Hierarchie sind alle Wege, die von Rom abführen, Irrwege, auf das Mehr oder Minder der Entfernung kommt es dabei nicht an. Wie in Deutschland die Ausschreitungen der Schwärmer und Anabaptisten den katholischen Regierungen als Motive der Verdächtigung und Verfolgung aller Evangelischen dienten, so auch in den Niederlanden. Es wurde früher erwähnt, daß Karl V. in allen Ländern, wo ihm nicht die politische Lage Schonung und Rücksichten auflegte, gegen die Neuerer unbarmherzig vorging. Vor Allem geschah dies in den niederländischen Erbstaaten, wo die Nähe Deutschlands und Englands die Einführung ketzerischer Schriften und Doctrinen so sehr erleichterte. Es wird gemeldet, daß er mit dem Gedanken umgegangen sei, das von seinen Großeltern in Spanien begründete Inquisitionsgericht auch in den niederländischen Provinzen ins Dasein zu rufen, daß er aber durch besonnene Rathgeber davon abgelenkt worden. Allein auch ohne dieses furchtbare Tribunal waren die barbarischen Ketzergesetze, verbunden mit der verschärften Wachsamkeit der bischöflichen Gerichte, stark genug, die Häresie mit ihren Verkündigern und Bekennern zu ersticken oder wenigstens in das Dunkel des Geheimnisses zu scheuchen.

Das Plakat von 1550.

Im September 1550, also in jenen drangsalvollen Tagen, da in Deutschland das Interim so viele Gewissen und Herzen verletzte, erschien in Brüssel das heftigste aller bisherigen „Plakate". Es war von Augsburg aus erlassen und bedrohte mit den schrecklichsten Todesstrafen alle Hezer und Verkündiger ketzerischer Lehren, alle Verbreiter häretischer Schriften, alle Theilnehmer religiöser Conventikel; das Vermögen des Schuldigen sollte eingezogen, die Hälfte davon dem Angeber zugetheilt werden. Den Gerichten war jede Milderung der Strafe untersagt, die Fürbitte als Mitschuld erklärt. Vier „Inquisitoren" aus dem einheimischen Klerus sollten in den verschiedenen Provinzen strenge Aufsicht führen und alle Richter und Amtleute waren angewiesen, denselben Beistand zu leisten und die Bestimmungen des Gesetzes zur Ausführung zu bringen.

Dieses Blutedikt, an welchem die Vorstellungen der Königin-Regentin keine weiteren Milderungen zu erlangen vermochten, als daß statt „Inquisitoren", weil dieser Name an das castilische Glaubenstribunal mit seinen Kerkern, Torturen und feierlichen Ketzerverbrennungen erinnerte, „geistliche Richter" gesetzt wurde, hatte die Wirkung, daß die römisch-katholische Kirche in den Niederlanden während Karls Regierung unerschüttert blieb, daß der Kaiser bei jenem feierlichen Akte in Brüssel dem Sohne nur rechtgläubige Völker zur Beherrschung übergeben konnte, daß kein entehrender Compromiß wie in Passau und Augsburg den Triumph des Kreuzes beeinträchtigte. Aber freilich war dieser Siegeslauf über viele Brandstätten und zerstoßene Herzen gegangen. Wenn auch die Angabe, daß unter Karl V. fünfzigtausend, ja hunderttausend Menschen um des Glaubens willen eines gewaltsamen Todes gestorben seien, nur als rhetorische Hyperbel gefaßt werden darf, so ist doch die heitere, lebensfrohe Bevölkerung von Flandern und Brabant durch manches düstere Schauspiel des Schreckens und Fanatismus betrübt worden; und wie viele Psalmen singende Wiedertäufer in Holland, in Friesland, in Oberyssel und anderwärts enthauptet, verbrannt, ertränkt oder lebendig begraben wurden, wie viele Verdächtige hinter Kerker- und Klostermauern ihr Leben aushauchten; wer könnte darüber sichere Auskunft geben! Und dennoch waren die Häupter des niederländischen Volkes zu Thränen gerührt, als der gichtbrüchige Greis, auf seine Krücke gelehnt, feierlich Abschied nahm und den Herrscherstab in die Hände des Sohnes legte. Unter dem jungen Manne, „in dessen Zügen kein Herz wohnte", drohten noch schlimmere Tage ohne die Sonnenblicke, die in die Herrschaft des Vaters hereingeleuchtet und die Last erleichtert hatten. Eine der ersten Regierungshandlungen Philipps nach empfangener Huldigung war die Erneuerung des Ketzeredikts vom J. 1550, wobei er sich möglichst genau an den Wortlaut des väterlichen Plakats hielt, damit die Niederländer glauben sollten, er wandle nur die Wege, die der Kaiser vorgezeichnet. Nicht in allen Dingen gedachte er in dessen Fußstapfen zu treten; aber die Hoffnung, daß in Sachen des Glaubens eine Milderung eintreten, eine Erleichterung gewährt werden möchte, sollte von vornherein abgeschnitten werden. Richtern und Beamten wurde die Ausführung der Plakate aufs strengste eingeschärft; Lässigkeit mit schwerer Verantwortung bedroht. Die kirchliche Lage bei Karls V. Tod.

2. Die Regierung und die Adelshäupter.

Als König Philipp sich anschickte, die Niederlande zu verlassen und seine castilische Residenz zu beziehen, überlegte er mit seinen Räthen, wem er die Würde eines Regenten und Oberstatthalters übertragen sollte. Denn Emanuel Philibert, der während des Kriegs dieses hohe Amt verwaltet hatte, kehrte nach Abschluß des Friedens über die Alpen zurück, um sein väterliches Reich Savoyen-Piemont in Besitz zu nehmen. Die Niederländer hätten es gerne gesehen, wenn unter dem einheimischen Adel ein hervorragendes Haupt gewählt worden wäre, und sowohl Margaretha von Parma.

Egmont, den der König vor seiner Abreise zum Statthalter von Flandern und Artois ernannte, als Oranien, der in gleicher Eigenschaft die nördlichen Landschaften Holland, Seeland, Utrecht verwaltete, mögen wohl im Stillen sich mit solchen Gedanken getragen haben. Dies war aber nicht Philipps Meinung. Man konnte bald merken, daß ein Glied der kaiserlichen Familie auserseheu werden würde; und nun arbeitete Oranien für Karls V. Nichte, Christine Herzogin von Lothringen. Er gedachte sich, da er seit einem Jahre Wittwer war, mit deren Tochter zu vermählen und auf diese Weise Einfluß auf die Regierung zu erlangen. Aber auch dieser Plan sollte ihm nicht gelingen. Der König entschied sich für Margaretha, seine Halbschwester, die natürliche Tochter des verstorbenen Kaisers, die nach einer kurzen Ehe mit Alexander von Medici seit vielen Jahren mit Ottavio Farnese, dem uns bekannten Herzog von Parma, vermählt war. Sie konnte als Niederländerin gelten; ihre Mutter stammte aus einer angesehenen flämischen Familie; sie selbst war in Brüssel unter den Augen ihrer Muhme, der Königin Maria von Ungarn, herangewachsen und hatte dort ihre Jugend verlebt. Eine Frau von männlichem Charakter, die mit ihrer Tante und mit der gefeierten Maria von Burgundien die Jagdliebe theilte, staatsklug, zurückhaltend und von gebieterischem Wesen wie ihr Vater, schien sie die zu der hohen Stelle erforderlichen Eigenschaften zu besitzen; und was sie dem König besonders empfahl, war ihre feste Anhänglichkeit an die katholische Kirche, die ihr Loyola, einst ihr Beichtvater und geistlicher Rath, eingeprägt hatte, und die sie gern in äußerlichen Handlungen christlicher Werkheiligkeit und Barmherzigkeit an Tag legte, sowie ihre Ergebenheit und Empfänglichkeit für die hohe Staatsweisheit des königlichen Halbbruders.

Die Räthe und die Consulta. Die Regierung in Brüssel wurde daher ganz nach Philipps Lehren und Weisungen eingerichtet. Dem Scheine nach lag die öffentliche Gewalt und Autorität in dem Staatsrath, dem hohen Collegium, das größtentheils aus eingebornen Herren, wie Egmont, Oranien, Graf Hoorn, Admiral der niederländischen Flotte, u. a. zusammengesetzt war, dem die Statthalter der einzelnen Provinzen und die Ritter des goldenen Vließes, wenn sie in der Hauptstadt zugegen waren, anzuwohnen pflegten. Allein die Macht und der Einfluß dieses Reichsraths wurde gelähmt und beschränkt durch den „geheimen Rath", der unabhängig von jenem das Gerichts- und Finanzwesen leitete unter einem dem spanischen System völlig ergebenen Präsidenten, Viglius von Zuichem, einem gelehrten Friesen von dunkler Herkunft und strengkatholischer Gesinnung, dem Religions- und Gewissensfreiheit als ein zu Heidenthum und Atheismus führender Irrwahn galt. Mit dieser Theilung noch nicht zufrieden, wies Philipp die Regentin an, in allen wichtigen und schwierigen Fällen dem Rathe einer „Consulta" zu folgen, eines aus einer kleinen Anzahl ergebener und zuverlässiger Männer bestehenden Regierungsausschusses unter dem Vorsitz des Cardinals Granvella, Bischofs von Arras.

Granvella. Anton Perrenot Granvella, der älteste Sohn des kaiserlichen Kanzlers, der seine geringe Herkunft aus einer unbedeutenden burgundischen Familie durch seine hohe Stellung im Rathe Karls V. in Vergessenheit gebracht hatte, ist in den früheren Blättern dieses Werks des Oefteren erwähnt worden. Ein gelehrter

Theolog und Staatsmann, der in sieben Sprachen mit fließender Beredsamkeit seinen Gedanken Ausdruck geben konnte, ein geistreicher, witziger Gesellschafter, der mit allen Menschen zu verkehren und ihre Eigenschaften und Pläne zu erforschen verstand, hatte er in jungen Jahren des Kaisers Gunst und Vertrauen gewonnen und war von demselben bei vielen bedeutenden Staatsaktionen verwendet worden. Und so gewandt war des Mannes Natur, daß er bei dem eifersüchtigen und mißtrauischen Philipp zu noch höherer Gunst und Gnade aufstieg. Unter den Formen der Devotion, der Hingebung, des Gehorsams wußte er sich in das Vertrauen des Königs einzuschleichen; er errieth dessen Gedanken und Wünsche und half ihm die unklar ringenden Begriffe zu Wort und Ausdruck bringen, mit solcher Kunst und Schmiegsamkeit, daß der Monarch darin seine eigenen Ideen zu erkennen glaubte. „Mit bewunderungswürdiger Schärfe des Geistes," sagt Schiller von ihm, „durchspähte er das Gemüth seines Herrn und erkannte oft in der Miene schon die ganze Gedankenreihe, wie in dem voranbeschickten Schatten die nahende Gestalt. Mit hülfreicher Kunst kam er diesem trägeren Geist entgegen, bildete die rohe Geburt noch auf seinen Lippen zum vollendeten Gedanken und gönnte ihm großmüthig den Ruhm der Erfindung." Granvella ging völlig auf die Eigenheiten des Königs ein, ahmte die Vielschreiberei, das Wohlgefallen an Aufzeichnungen, den ganzen pedantischen Regierungsmechanismus nach, ja er suchte den Gebieter an Arbeitsamkeit zu übertreffen. Der König war entzückt über einen Diener, der so vollständig seine Ansichten, Grundsätze und Gewohnheiten theilte, so ganz in seinem Wesen aufzugehen schien. Er gab ihm bei der neuen Statthalterin eine Stellung, die ihn zum eigentlichen Regenten machte; er überhäufte ihn mit Ehren und Einkünften, nach denen das ehrgeizige und habsüchtige Herz des Prälaten mit leidenschaftlicher Gier verlangte; er zog ihn später in seine eigene Umgebung, in den Staatsrath von Castilien und gestattete ihm einen Einfluß wie ihn Ruy Gomez nie besessen. Die servile Unterordnung unter einen despotischen Machthaber, das gänzliche Aufgeben des eigenen Ich gegenüber einem absoluten Herrscher ist kaum jemals weiter getrieben worden.

In der „Consulta" der Oberstatthalterin standen dem Cardinal zwei Männer zur Seite, die, wenn auch nicht alle seine Fähigkeiten, doch die unbedingte Hingebung an das spanische Herrscherhaus theilten, der erwähnte Viglius und Baron Barlaymont, Vorsitzender im Finanzrath und Statthalter von Namur, ein tapferer Edelmann aus altflämischem Geschlechte, der mit der Anhänglichkeit an das Königshaus und die katholische Kirche seinen eigenen Vortheil zu vereinigen wußte und für habsüchtig, geldgierig und grausam galt. Die Stellung dieser geheimen Rathgeber war um so bedeutender, als sie zugleich dem Staatsrathe angehörten, mithin auf den Gang des gesammten öffentlichen Lebens, der Regierung, der Rechtspflege, der Militärverwaltung bestimmend einwirken konnten. Barlaymont.

Bei dem Regierungsantritt pflegte der neue Fürst zu schwören, „alle Statuten, Privilegien, Briefe, Exemtionen und Immunitäten, alle Gerechtigkeiten Philipps Abfahrt.

und Herrlichkeiten, Stadtrechte, Landrechte, Deichrechte, alle Gewohnheiten der Provinz, alte und neue, treulich und im Guten zu beobachten", wogegen die Einwohner ihm den Huldigungseid leisteten, indem sie schworen, „ihm gute und gesetzliche Unterthanen zu sein, seinem Schaden zu wehren, für seinen Vortheil zu sorgen und seine Herrschaft zu bewahren". Auch Philipp hatte in Antwerpen den herkömmlichen Eid geleistet und empfangen. Er beeilte sich jedoch nicht, dem Gelöbniß in allen Dingen nachzukommen. Erregte schon die Erneuerung des Bluteditts wider die Ketzer Unruhe und Besorgniß, so bemerkte man mit Unmuth, daß die fremden Soldtruppen, welche während des Krieges in den Provinzen untergebracht worden, auch nach abgeschlossenem Frieden nicht entfernt wurden, daß es schien, als wolle der König wider das Gesetz das spanische Kriegsvolk, das sich wie in Feindes Land betrug und durch Zuchtlosigkeit, Erpressung und Ausschweifung große Erbitterung erzeugte, zur Unterstützung der neuen Regierung zurücklassen. Da und dort gab sich die Unzufriedenheit des Volkes kund: Die Seeländer, bei denen man die Truppen untergebracht, drohten, eher die Dämme verfallen, eher das Meer in das Land zu lassen, als die Spanier darin zu leiden. Besonders scharf trat diese Stimmung zu Tage, als Philipp
7. Aug. 1559. die Generalstaaten nach Gent entbot, um sich von dem Lande zu verabschieden und zugleich eine große Geldbewilligung zu verlangen. Nachdem der König die Ritter des goldenen Vließes zum letzten Male in einem feierlichen Kapitel um sich versammelt und die erledigten Plätze durch neue Ernennungen gefüllt, eröffnete Granvella die Sitzung mit einer glänzenden Rede, die mit der Ermahnung schloß, die Forderung zu bewilligen und die Ketzerei auszurotten. Wie hoch auch die Ansprüche gestellt waren, sie stießen auf keinen erheblichen Widerstand; um so dringender aber verlangten die Landschaften die Entfernung der fremden Truppen. Nicht nur in der Versammlung wurde in scharfer Rede betont, daß dadurch den Provinzen eine drückende, unwürdige und ungesetzliche Last auferlegt werde, eine von Egmont, Oranien und andern Häuptern des Adels unterzeichnete Adresse unterstützte die Forderung der Stände. Das Verlangen, daß die Spanier weggeführt und die Regierung und Landesvertheidigung den Eingebornen anheimgegeben werden möchte, trat so lebhaft an den König heran, daß er, wie man sagt, gereizt ausrief: „Ich bin auch ein Spanier, wollen sie auch mich verjagen"? Er unterdrückte indessen seine Gefühle und gab, als der schlaue Plan, den Oberbefehl über die fremden Mannschaften an Oranien und Egmont zu übertragen und dadurch den Widerstand zu brechen, an der Weigerung derselben gescheitert war, die Zusicherung, daß, sobald die rückständige Löhnung entrichtet sein würde, der Abzug erfolgen solle. Aber er vergaß es den Edelleuten nie, daß sie ihm Opposition gemacht. Noch bei seiner Einschiffung in Vlissingen gab er dem Prinzen von Oranien seinen Verdruß zu erkennen. „Nicht die Stände sind unzufrieden," sagte er zürnend, „sondern Ihr, Ihr, Ihr." Es war die letzte persönliche Begegnung; fortan gingen ihre Wege auseinander.

Einige Zeit nachher schloß Wilhelm eine zweite Ehe mit Anna, der einzigen Tochter des bei Sievershausen gefallenen Kurfürsten Moriz von Sachsen und Enkelin des Landgrafen Philipp von Hessen, die am Hofe ihres Oheims August lebte, trat also in verwandtschaftliche Verbindungen mit den alten Gegnern der spanisch-habsburgischen Dynastie, den Vorfechtern des evangelischen Glaubens, zu dem sich auch die neue Fürstin bekannte, die nach einem glänzenden Hochzeitsfest in Leipzig ihrem Gemahl nach Brüssel folgte. Seitdem hörte man am Brüsseler Hofe eine Glocke zu lutherischem Gottesdienst läuten. So traten die Gegensätze, welche die beiden Naturen innerlich trennten, mehr und mehr auch in die äußere Erscheinung. Denn wie verschieden war der Mann, dessen Lebensschicksale und Charakter wir bald näher kennen lernen werden, von dem König, wie ihn der vorhergehende Abschnitt uns vorgeführt! „Philipps berechnender, zersetzender Verstand, welcher sich und sein Werk in Nichts auflöst, war in Wilhelm zu erzeugender, lebendiger Weisheit verklärt, statt tückischen Argwohns zeigte er scharfsinnige Vorsicht, statt willkürlichen Eigensinnes standhafte Beharrlichkeit, statt kalter Gleichgültigkeit unvertilgbare Seelenruhe, statt unfruchtbaren Abmühens zweckmäßige, unermüdliche Thätigkeit.“ Philipp und Oranien.

Auf der nordwestlichen Ecke der schmalen Halbinsel Nordholland, bespült von den stürmischen Fluthen des deutschen Meeres lag das alte Schloß und die Herrschaft, von welcher Egmont seinen Familiennamen herleitete. Er war das Haupt eines Geschlechts, das seine Ahnen unter den Kreuzfahrern suchte, dem jene Herzoge von Geldern angehörten, welche so oft den Habsburgischen Waffen Widerstand geleistet hatten. Von seiner Mutter Françoise von Luxemburg, Fürstin von Gavre, hatte er große Güter in Flandern ererbt, so daß er an Reichthum und stolzen Ehrentiteln unter die ersten Männer des niederländischen Adels gerechnet werden konnte. Dieser Rangstellung der Geburt verliehen seine persönlichen Eigenschaften und die Verbindung mit deutschen Fürstenhäusern noch höhere Bedeutung. Als er im J. 1545 mit Sabine von Baiern, Schwester des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, in Speier seine Vermählung feierte, wohnten der Kaiser, König Ferdinand, Erzherzog Maximilian und eine große Zahl angesehener Reichsfürsten dem prachtvollen Hochzeitfeste bei. Von seinem siebenzehnten Jahre an war er dem kaiserlichen Hoflager gefolgt; er hatte die Feldzüge gegen Tunis, in Deutschland, vor Metz mitgemacht, war Ritter des goldenen Vließes geworden und hatte der Vermählung des Erbprinzen Philipp mit Maria von England beigewohnt. Wir haben den ritterlichen Mann in den Schlachten von St. Quentin und Gravelingen kennen gelernt; es waren die großen Tage seines Ruhmes, seines kriegerischen Muthes, seiner Tapferkeit. Seitdem blieb Egmont der Abgott des Lagers, der Liebling der Flamänder. War ja doch der Held aus ihrer Mitte hervorgegangen, waren doch seine Siege durch niederländische Waffen erfochten worden, wurde doch durch ihn die ganze Nation der Ehre theilhaftig, durch mannhaften Kampf den Frieden errungen zu haben. Die hingebende leichtlebige Natur des Grafen, das leutselige, freundliche Wesen, die Offenheit und Wahrhaftigkeit, womit er im Bewußtsein seiner Verdienste und seiner guten Absichten ohne Scheu, ohne Rückhalt und Hintergedanken seines Herzens Meinung kund gab; diese und andere Eigenschaften verschafften ihm die Gunst des Volkes, die Lamoral Graf von Egmont.

hohe Popularität, deren er sich wie kein anderer seiner Standesgenossen zu erfreuen hatte. Aber diese Volksgunst erhöhte auch sein Selbstvertrauen, führte ihn zur Ueberschätzung seiner Persönlichkeit, machte ihn eitel, hochfahrend und anspruchsvoll. Die glänzende Anerkennung, die man seinen kriegerischen Tugenden und Thaten zollte, verleitete ihn sich auch als Staatsmann größere Befähigung zuzutrauen, als er in Wirklichkeit besaß, und an Verstand, an Urtheil, an politischem Scharfblick wie an allgemeiner Bildung stand er hinter andern zurück. Für einen offenherzigen Kriegsmann, der mit wenig Umsicht und Besonnenheit seinen ehrgeizigen Plänen nachging, war die Welt voll Verstellung, voll Intriguen und falscher Hofkünste, in die er sich gestellt sah, ein schlüpfriger Boden, auf dem ein Wanken und Fallen unvermeidlich werden mußte.

Nassau-Oranien. Eine ganz andere Natur war Wilhelm von Nassau-Oranien, der am 14. April 1533 auf dem Schlosse zu Dillenburg das Licht der Welt erblickte. Das Nassauer Grafenhaus hat viele bedeutende Männer aufzuweisen (VII, 810 f.). Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert waren ihm durch Vermählungen große Besitzungen in den Niederlanden zugefallen. Als treue Vasallen der burgundisch-habsburgischen Dynastie wurden mehrere Glieder mit Würden und Lehnsgütern ausgestattet, so insbesondere Graf Engelbrecht II., welcher den Herzögen Karl dem Kühnen, seinem Eidam Maximilian und dessen Sohn Philipp dem Schönen wichtige Dienste als Feldherr und Staatsmann leistete und als Oberstatthalter der Niederlande starb. Sein Sohn Heinrich, der Erbe der niederländischen Güter, folgte den Traditionen des Geschlechts; der Antheil, den er bei der Erhebung Karls V. zur Kaiserwürde hatte, blieb ihm bei diesem unvergessen. Auch der jüngere Sohn Engelbrechts, Wilhelm, dem die deutschen Stammlande zufielen, erwarb sich den Ruhm eines umsichtigen, verständigen und milden Herrschers. Wenn Heinrich der Erstgeborne berufen war, durch seine Vermählung mit Claudia, der Schwester des tapfern Grafen Philibert von Chalons und Orange, dem Hause neue Besitzungen an der Rhone zu erwerben, indem Philibert ohne Kinder vor Florenz auf dem Schlachtfeld starb, sein Erbe somit an Heinrichs und Claudia's Sohn Renatus fiel, so war es dem andern Sohne Wilhelm beschieden, dem Geschlechte seine künftige Stellung zu den beiden Confessionen zu bestimmen; er nahm mit seiner Gemahlin Juliane von Stolberg den evangelischen Glauben an und trat dem Schmalkaldischen Bunde bei. Die erste Frucht dieser Ehe war Wilhelm, in der Folge der Schweigsame genannt. Da auch sein Vetter Renatus in einem Alter von sechsundzwanzig Jahren bei der Belagerung von St. Dizier im Dienste des Kaisers einen ehrenvollen Soldatentod fand, ohne Erben zu hinterlassen (1544), so fielen nach dessen Bestimmung und mit Einwilligung Karls V. sämmtliche außerdeutsche Besitzungen dem elfjährigen Nassauischen Grafen zu, der nunmehr den Titel eines Fürsten von Oranien führte und zu den begütertsten und angesehensten Edeln seiner Zeit gehörte.

Melanchthon soll ihm ein glänzendes Geschick, aber ein unglückliches Ende aus den Sternen geweissagt haben.

Bis zu dieser Zeit war Wilhelm in dem evangelischen Glauben der Eltern erzogen worden. Nun bewirkte aber der Kaiser, daß der talentvolle Knabe nach Brüssel gebracht und unter den Augen seiner Schwester Maria von Ungarn in der katholischen Kirchenlehre unterrichtet ward. Durch seinen ritterlichen Anstand, durch die rasche Fassungskraft, womit Wilhelm sich ein reiches Maß von Kenntnissen aneignete, durch sein frühe hervortretendes kluges und umsichtiges Wesen zog er mehr und mehr die Aufmerksamkeit Karls auf sich. Der Kaiser nahm ihn unter seine Pagen auf, er ernannte ihn zum Kammerherrn, er suchte den Sprößling eines dem Hause Habsburg von jeher so treu ergebenen Geschlechts in eine seinen Talenten entsprechende Laufbahn zu bringen, in welcher er der herrschenden Dynastie eine Stütze sein und auf seinen eigenen Namen neuen Glanz häufen möchte. Und der Jüngling hat nicht versäumt, die Lebensschule, die ihm der kaiserliche Hof in Brüssel darbot, zu seiner Ausbildung zu benutzen. Wo hätte er sich leichter und besser jene Gewandtheit in den Umgangsformen der hohen Gesellschaft, jene Menschenkenntniß, jene Einsicht in das politische Leben und in die Staatsverhältnisse, die er in der Folge kund gab, aneignen und ausbilden können? Bald richtete sich der Neid der Höflinge auf den emporstrebenden jungen Edelmann und suchte die Gunst des Kaisers von ihm abzulenken; aber Karl war ein zu tiefer Menschenkenner, als daß er sich durch feindselige Nachreden in seinem Urtheile hätte irre leiten lassen. Vielmehr gab er dem Jüngling im J. 1551 einen neuen Beweis seiner Huld, indem er dessen Verheirathung mit Anna, der reichen Erbin des Grafen Maximilian von Buren vermittelte und dadurch die großen Besitzungen des Oraniers noch mit neuen Gütern mehrte. In den Kriegen gegen Frankreich vertraute ihm der Kaiser den Oberbefehl über eine Heerabtheilung von 20,000 Mann an; der junge Feldherr rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen, aber bei der Geldnoth Karls mit großen Verlusten aus seinem eigenen Vermögen.

Wilhelm von Oranien.

Wie sehr der Kaiser am Ziele seiner eigenen politischen Laufbahn den Prinzen auszeichnete, haben wir früher gesehen. Auf seine Schultern gestützt hielt er jene Ansprache an die versammelten Stände; ihm übertrug er die Mission, den deutschen Fürsten die Botschaft von seiner Resignation und dem König Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen (X, 823 f.). Bei seiner Abreise nach Spanien empfahl er ihn seinem Sohne und Nachfolger Philipp. Nur aus Rücksicht für den Vater gebrauchte auch der neue Herrscher die Dienste des Prinzen. Er ernannte ihn zum Mitglied des Staatsraths in Brüssel und zum Bevollmächtigten bei den Friedensunterhandlungen in Cercamp und Chateau Cambresis (X, 840). Nach dem Abschluß derselben begab sich Wilhelm in einem besondern Auftrage nach Paris und hier erfuhr er aus dem Munde des französischen Königs, der ihn für einen Eingeweihten hielt, daß geheime Beschlüsse zur Unterdrückung der Ketzerei gefaßt worden. Der Gedanke lag nahe, daß Philipp diesen Zweck durch Einführung der spanischen Inquisition zu erreichen suchen werde. Wir wissen ja, wie sehr er dieses Tribunal begünstigte. Dasselbe hatte in Castilien zur Reinhaltung des Glaubens so wesentlich beigetragen; sollte er nicht ihm auch in seinen übrigen Staaten

Eingang zu verschaffen wünschen? Von der Zeit an traten die Gegensätze zwischen dem König und Oranien schärfer hervor.

Charakter und Eigenschaften. Bei der Abreise Philipps aus den Niederlanden stand Wilhelm im 27. Lebensjahr. Er war ein Mann von mittlerer Größe, dessen starker von kastanienbraunem Haar bedeckter Kopf Kraft und Energie, dessen hageres Angesicht mit stark hervortretenden blauen Augen Nachdenken und Gedankenfülle ankündigte. Doch vermochte Niemand aus den ruhigen fast immer gleichen Zügen die Tiefe und Tragweite seiner Geistesthätigkeit zu errathen. Durch frühzeitige Abhärtung und Uebung hatte er seinen keineswegs robusten Körper so gestärkt, daß er fast immer gesund war und sich der anstrengendsten Arbeit hingeben konnte. Seine Geistesgaben waren von ungewöhnlicher Art. Ein scharfer durchdringender Verstand ließ ihn die ganze Lage des Staats, die öffentlichen Dinge nach allen Seiten richtig beurtheilen und befähigte ihn, drohende Gefahren zum voraus zu erkennen, ihnen vorzubeugen und in den schwersten Bedrängnissen Hülfsmittel zu entdecken. Und wie wenig auch sein bewegtes Leben ihm Muße zu wissenschaftlichen Studien gestattete, so wußte er sich doch durch Benutzung jeder freien Zeit mancherlei Kenntnisse zu erwerben. Am liebsten beschäftigte er sich mit Mathematik, Geschichte und Staatskunst. Ein kluger Beobachter menschlicher Verhältnisse wurde er nicht leicht durch den Gang der Ereignisse überrascht, oder außer Fassung gebracht; weder die Wechselfälle von Glück und Unglück noch die Regungen der Furcht oder der Hoffnung vermochten den Gleichmuth seiner starken Seele zu stören oder ihn von einem überlegten Plan abzubringen. Besonnen und vorsichtig im Erwägen, war er fest und entschlossen in der Ausführung; und wenn er gleich in der Geschichte den Namen des „Schweigsamen" führt, so stand ihm doch auch eine eindringende Beredsamkeit, ein treffendes Witzwort am rechten Orte zu Gebot. Mit Bezug auf sein Sinnbild, einen Eisvogel, der in seinem Neste von der heftig bewegten Fluth sicher getragen wird, nahm er den Wahlspruch an: „Ruhig im Sturme wilder Wogen" (Saevis tranquillus in undis). Er bezeichnete sein wahres Wesen. War auch Verstand und Weltklugheit in ihm vorherrschend, so wohnte doch ein reiches Gemüth, ein für alles Edle und Schöne empfänglicher Sinn in ihm; und wie oft er auch zur Erreichung seiner Zwecke zu List und Verstellung greifen mußte, und wie sehr ein mächtiger Ehrgeiz ihn rastlos vorwärts trieb, so waren es doch stets hohe Ziele, denen er nachstrebte, stets erhabene Güter, nach denen er trachtete. In religiösen Dingen war er duldsam. Durch Geburt und Verwandtschaft an den evangelischen Glauben gewiesen, durch Erziehung und Lebensstellung an die katholische Kirche gebunden, suchte er beiden Richtungen gerecht zu werden und eine über den Parteien stehende Ueberzeugung zu gewinnen. Ohne ängstlich den Stand seines Vermögens zu überschlagen, hielt er in Brüssel ein glänzendes Haus mit reicher Dienerschaft und prachtvoller Einrichtung. Wie viele angesehene Personen sammelte er an seiner gastfreien Tafel um sich; fremde Fürsten, Gesandte und

Staatsmänner bewirthete er mit verschwenderischer Pracht. Seine Küche war weit und breit berühmt; er liebte es bei Mahlzeiten, bei Festlichkeiten und Falkenjagden, denen er sehr ergeben war, seine gesellschaftlichen Talente, seinen fürstlichen Sinn zu entfalten, wenn gleich seine Einkünfte nicht immer zureichten und Schulden gemacht werden mußten. Auch Aufwand und Freigebigkeit mußten seinen Zwecken dienen und Takt und Berechnung ließen ihn die Künste des Umgangs und des Verkehrs erkennen, durch welche man Hohe und Niedere gewinnt und an sich zieht. Mit einem würdevollen äußeren Benehmen verband Wilhelm Leutseligkeit und Freundlichkeit. Er war für Jedermann zugänglich und verschmähte oft mehr als rathsam die Wege vorsichtiger Zurückhaltung.

Nach langem Zögern und mit innerem Widerstreben rief endlich der König die spanischen Truppen ab; Adel und Landschaft hatten über den strengen Monarchen einen Sieg errungen. Aber noch ehe die Soldaten eingeschifft waren, geriethen die Provinzen in neue Aufregung und Bestürzung, als bekannt wurde, daß die bisherige kirchliche Eintheilung verändert und die geistliche Gewalt durch Mehrung der Bisthümer verstärkt werden sollte. Schon Karl V. war mit dem Plane einer neuen Organisation der niederländischen Kirche umgegangen; neue Bischoffitze sollten geschaffen und die Abhängigkeit vieler Kirchensprengel von französischen oder deutschen Bisthumsverbänden gelöst werden. Ueber den vielen andern Geschäften und Anliegen des Kaisers war jedoch das Vorhaben unterblieben. Kaum war aber der Friede hergestellt, so erwirkte Philipp II. von Papst Paul IV. eine Bulle, durch welche zur bessern Abwehr der von allen Seiten drohenden Feinde die Zahl der bisherigen vier Bischofstühle vermehrt und die ganze kirchliche Eintheilung in der Art umgestaltet werden sollte, daß den drei Erzbisthümern Mecheln, Cambray und Utrecht vierzehn Bisthümer untergeordnet sein sollten, die fast sämmtlich neu creirt werden mußten. Zwei „Inquisitoren" in jedem Bisthum sollten das geistliche Hirtenamt unterstützen. Den ersten Rang nahm das Erzbisthum Mecheln ein, und für dieses war Granvella auserſehen, nach dessen Rath und Vorschlägen das ganze Organisationswerk angelegt worden war und den bald nachher auf Margaretha's Ansuchen Papst Pius IV. mit dem Cardinalshut schmückte. Eine so eingreifende Umgestaltung der bisherigen Diöcesan- und Episcopalordnung mußte begreiflicher Weise große Aufregung hervorrufen. Nicht nur daß in der Handfeste von Brabant der „fröhliche Einzug" bestimmte, daß der geistliche Stand nur mit Zustimmung der Staaten höher gestellt werden dürfe; die bischöflichen Gerichtshöfe mit ihren geistlichen Spähern und Aufsehern bedrohten das Rechtsgebiet der einheimischen Justiz, das wichtigste Privilegium der Provinzen, und die Erhebung eines Fremden zu der ersten Kirchenwürde war gegen Recht und Verfassung und beleidigte das nationale Selbstgefühl. Alle drei Stände waren durch die Neuerung in gleichem Grade verletzt und beeinträchtigt. Dem Klerus drohte eine Minderung seines Besitzstandes, weil man die neuen Bisthümer aus dem kirchlichen Vermögen, insbe-

Jan. 1561. Neue Organisation der Kirche.

sondere den reichen Abteien dotiren wollte; der Adel und die Bürgerschaften fürchteten für ihre ständischen Versammlungen, wenn statt der von der Klostergeistlichkeit gewählten Aebte ein von dem König ernannter Prälatenstand an den Sitzungen Theil nehmen würde. Alle aber wurden von der Sorge erfaßt, daß eine unter spanischem und päpstlichem Einfluß stehende Hierarchie, an deren Spitze ein absolutistisch gesinnter herrschsüchtiger Prälat als Primas stände und die voraussichtlich durch neue fremde Kleriker verstärkt werden würde, die Freiheit und Landesverfassung gefährden und den Gewissen ein schweres Joch auflegen möchte. Ein finsterer Argwohn beschlich die Herzen, die geistlichen „Inquisitoren", welche den Bischöfen bei ihrer Amtsverwaltung zur Seite stehen sollten, möchten die Vorläufer und Wegbahner für das spanische Glaubenstribunal sein, Granvella möchte mit seinen übrigen Würden und Aemtern auch noch die einflußreiche Stellung eines „Groß-Inquisitors" vereinigen wollen.

Der Herrenstand. Man braucht die Opposition der Staaten gegen die kirchliche Umgestaltung nicht von einer Hinneigung zur Reformation herzuleiten, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß der niederländische Herrenstand, der sich gegen die religiösen Dinge ziemlich indifferent verhielt, lüsterne Blicke auf die Reichthümer der Kirche geworfen haben mag. Wir wissen, daß Viele vom hohen Adel durch übermäßigen Aufwand, durch Verschwendung und regelloses Leben in ihrem Vermögensstand herabgekommen waren und Schulden angehäuft hatten, deren Tilgung ihnen schwer fiel. Die Jahrzehnte fast ununterbrochener Heeresfolge im Dienste des Kaisers hatten viel Geld verschlungen, Viele in unermeßliche Schulden gestürzt. Und was der Krieg nicht genommen, das hatte die unsinnigste, prunksüchtige, in schwelgerischen Gastmählern und Banketten, in übertriebenem Luxus der Gebäude und Dienerschaft ausschweifende Lebensart weggerafft. Ein grauenvoller Abgrund gähnte unter dem wankenden Boden dieses glänzenden Elends. Wenn nun die Herren nach Deutschland und noch mehr nach England und Schottland hinüberschauten, wo so manche Fürsten und Barone sich mit säcularisirten Kirchengütern bereichert hatten, so konnten sich leicht geheime Wünsche der Nachahmung regen. Aber auch ohne solche Nebenabsichten und Hintergedanken war der Widerstand gegen eine so tief in die bisherige Ordnung einschneidende Umgestaltung der kirchlichen Zustände sehr begreiflich.

Opposition gegen Granvella. Die Opposition richtete sich in erster Linie gegen Granvella, dem man den ganzen Organisationsplan zuschrieb. Vielleicht mit Unrecht; wenigstens versicherte der König in Briefen, daß das Vorhaben von ihm selbst im Einvernehmen mit der päpstlichen Curie ausgegangen sei. Aber die hohe Machtstellung des Fremdlings erregte den Neid, sein Uebermuth den Haß der Eingebornen. Mit dem römischen Purpur angethan, Primas der Niederlande und erster Staatsminister konnte er auf die stolzesten Edlen herabsehen. Lange wußte der kluge weltgewandte Prälat die Gegner zu trennen und von gemeinsamen Entschlüssen wider ihn abzuhalten, indem er bald den einen bald den andern auszeichnete und dadurch in den Uebrigen Mißtrauen erweckte. Insbesondere hatte sich Oranien einer aufmerksamen Behandlung und vieler Beweise von Vertrauen zu erfreuen. Dadurch trat zwischen dem Prinzen und Egmont ein gespanntes Verhältniß ein,

das durch die Verschiedenheit ihrer Naturen noch gesteigert ward. Egmont in seinem Wesen offen, feurig, stürmisch, nicht ohne Eitelkeit und militärischen Stolz, hatte mit dem kalten, vorsichtigen, berechnenden Oranien wenig innere Gemeinschaft. Man sagte dem letzteren nach, es habe ihn verdrossen, daß die Statthalterschaft über das reiche Flandern nicht ihm, sondern dem Rivalen übertragen worden. Aber endlich durchschaute man die Künste Granvella's. Als die kirchliche Organisation, wenn auch langsam und bei dem offenen Widerstreben der Provinzen und Städte unvollständig ins Leben gerufen ward, glaubten die Häupter des Adels gemeinschaftliche Schritte thun zu müssen, um den auf Untergrabung der nationalen Rechte und Verfassung gerichteten Tendenzen entgegenzutreten. War doch der Staatsrath in den Augen des Volks die legitime Gewalt, welche die ganze Verantwortung für die Handlungen der Regierung zu tragen hatte; und doch waren die Mitglieder nur Schatten und Figuranten ohne eigentlichen Einfluß auf den Gang des öffentlichen Lebens. So vereinigten sich denn die drei hervorragendsten Häupter Oranien, Egmont und der Admiral Hoorn zu einer Vorstellung an den König. Philipp hatte früher ihrer Einsprache gegen die fremden Truppen nachgegeben; sollte jetzt eine Remonstration gegen das Regierungssystem des übermüthigen eigenmächtigen Cardinals nicht ähnliche Wirkungen haben? Unter Betheuerung ihrer loyalen Gesinnung und Absichten Juli 1561.
führten sie dem Monarchen zu Gemüthe, daß das Land nicht gedeihen könne, so lange Granvella die Leitung aller Staatsgeschäfte in Händen habe; er habe sich durch seine Willkürhandlungen und Rücksichtslosigkeiten allgemein verhaßt gemacht; überall herrsche Unzufriedenheit und Uebelwollen gegen die Regierung. Der König möge sie von der Mitwirkung im Staatsrath und von jeder Verantwortlichkeit entbinden. Allein der geschäftige Granvella hatte bereits vorgearbeitet. Die Opposition war in Madrid als das Intriguenspiel einiger malcontenten, in ihrem Ehrgeiz, in ihren übermäßigen Ansprüchen unbefriedigten Parteiführer dargestellt worden; sein Monarch wisse ja am besten, ein wie pflichtgetreuer, eifriger Diener er stets gewesen sei. So blieb die Beschwerdeschrift unbeachtet; die Vorstellungen der Großen fanden weder bei dem König noch bei der Oberstatthalterin Gehör. Die kirchlichen Einrichtungen wurden durchgeführt, Granvella in seiner hohen Stellung belassen.

Der Calvinismus im Wachsen.

Um diese Zeit nahmen in Frankreich die Religionskriege ihren Anfang und regten die Geister gewaltig auf. Sollten die Vorgänge in dem großen Nachbarlande, mit welchem die südlichen Provinzen von jeher in so nahen Wechselbeziehungen gestanden, so oft Freud und Leid getheilt, mit dem sie durch Sprache, Literatur und geistige Interessen so eng verbunden waren, nicht in den flandrischen und wallonischen Städten die Gemüther mächtig ergreifen? Wenn ein Theil des französischen Adels und Volkes gegen ein Königthum, an das sie seit Jahrhunderten mit den stärksten Banden geknüpft waren, die Waffen erhob, um sich religiöse Freiheit zu erkämpfen, sollte dann bei einer Bevölkerung, die für ihre

Regierung keinerlei Sympathien hegte, das Beispiel nicht Nachahmung finden? Die Aehnlichkeit der Lage drängte sich von selbst auf. Wie der Burgunder Granvella, galten auch die Guisen, die Vorkämpfer des Katholicismus in den Augen der Franzosen als Fremdlinge. Zum erstenmal pochte die Reformation ernstlich an die Pforten der flandrischen und brabantischen Städte und zwar in der Form, die am meisten die Herzen des Bürgerstandes erfaßte, in dem Genfer Calvinismus. Das Lutherthum hatten die „Plakate" Karls V. von seinen burgundischen Landen fern zu halten vermocht; aber die Kirche Calvins mit dem republikanischen Unterbau der Autonomie der Gemeinde machte bald erobernde Fortschritte. In den Häusern, mitunter auch im Freien erschallten die Psalmen Marots und Beza's in den volksthümlichen Weisen Goudimels; mehr als jemals richteten die „Rederykers" ihren Spott und ihren satirischen Muthwillen gegen die neuen Bischöfe, gegen den Cardinal, gegen Mönche und Nonnen. Nun hatten die neuen Glaubenswächter in den Bisthümern viel zu thun, um sich ihrer Aufgabe würdig zu zeigen, und Viglius, der alte steinharte Diener Granvella's lieh ihnen gern den Arm der Justiz. In Valenciennes wurden zwei französische Prediger, Faveau und Mallart zum Feuertod verurtheilt. Schon waren sie an
27. April 1562. den Pfahl gebunden, als das Volk die Schranken niederriß und die Unglücklichen befreite. Später wurde jedoch Simon Faveau, der furchtlos seine Missionsthätigkeit fortsetzte, abermals ergriffen und den Flammen übergeben. Ueber Valenciennes aber erging ein schweres Strafgericht „zur Besserung und Züchtigung der Leute".

Haltung des Königs und der Regierung. Der König und sein Staatsminister erkannten recht wohl den innern Zusammenhang der Bewegung; auch in Frankreich waren religiöse und politische Elemente vereinigt; und gerade damals wurde in Schottland von den Herren der Congregation das calvinisch-demokratische Kirchengebäude auf den Trümmern des katholischen „Götzendienstes" aufgerichtet. Philipp war entschlossen dem reformatorischen Geist entgegen zu treten, wo er sich zeigte, der französischen Regierung, wenn sie nicht die zur Unterwerfung der Huguenotten nöthige Kraft hätte, oder ihr der rechte Wille fehle, mit Rath und Hülfe beizustehen. In dem Kampfe gegen die Reformpartei in Frankreich erblickte er seine eigene Sache, in der Unterdrückung der religiösen Neuerung seine königliche Mission. „Lieber vom Thron steigen", soll er einmal geäußert haben, „als über Ketzer herrschen." Der Brand im Nachbarlande bedrohte sein eigenes Haus. Denn wenn auch die Pyrenäen, die Inquisition und der spanische Volkscharakter stark genug waren, in Verbindung mit dem königlichen Despotismus die Ketzerei von der Halbinsel fern zu halten, so war dagegen jeder Fortschritt des Calvinismus in Frankreich zugleich eine Stärkung der Opposition in den Niederlanden. Gegen beide richtete daher von jetzt an König Philipp seine Politik und seine Waffen. Er mochte es sehr bereuen, daß er die fremden Truppen aus dem Land gezogen. Mit Brüssel wurde nun der Depeschenwechsel immer lebhafter. Wie viele Berichte über

Personen und Stimmungen, über Gespräche und Gerüchte wurden von dem schreibseligen Cardinal nach Madrid gesandt und von dem nicht minder schreibseligen Monarchen in seine Notizenbücher eingetragen und eingehend beantwortet; wie war der kluge Diener bemüht, durch Verdächtigung der Adelshäupter seine eigene Person, seine Loyalität und seine Verdienste in ein glänzendes Licht zu stellen! Der König wünschte, daß niederländische Truppen über die französische Grenze geschickt würden, um die Guisen und ihre Parteigenossen gegen die Huguenotten zu unterstützen. Aber wie hätte der Staatsrath sich zu einer so unpopulären Maßregel entschließen sollen ohne die Zustimmung der Generalstaaten? Diese wagte aber weder die Regentin noch ihr Rathgeber einzuberufen. Nach den Erfahrungen, die der König selbst in Gent gemacht, schien es nicht rathsam „das böse Thier, genannt Volk", wie sich Granvella ausdrückte, zu versammeln. Auch hatte Philipp ausdrücklich untersagt, ohne seine Einwilligung die Generalstaaten wieder zusammentreten zu lassen. Alles was man von dem Staatsrath, zu dem man noch die Ritter des Vließes entboten hatte, erzielen konnte, war eine Geldbewilligung; und selbst diese stieß in den Provinzialständen auf Bedenken und Schwierigkeiten.

Wie wenig auch erwartet werden durfte, daß der König, der sich sein Urtheil über alle Personen und Vorgänge nur nach den Darstellungen seines Staatsministers bildete und nur auf dessen Rathschläge hörte, zu einer Aenderung des Regierungssystems sich herbeilassen würde, so wurden doch abermals Versuche gemacht, ihn über die wahre Lage der Dinge zu unterrichten. Florence de Montmorency, Herr von Montigny, ein Bruder des Admirals von Hoorn, wurde ausersehen, als Bevollmächtigter der edlen Herren und Ritter dem König selbst in Madrid Bericht abzustatten. Der Gesandte bezeichnete die neuen Bischöfe, die Religionsverfolgung und das Regiment Granvella's als die Quellen der Unzufriedenheit des Volks. Aber er brachte nur glatte Worte, ausweichende Beruhigungen zurück. Das spanische Inquisitionsgericht würde nicht eingeführt werden, versicherte man ihn. Philipp hatte sich überzeugt, daß er durch die geistlichen Glaubenswächter in den neuen Bisthümern denselben Zweck erreiche; wozu jetzt die Vorurtheile der Niederländer mehren? Es konnte schon als großes Entgegenkommen, als rücksichtsvolle Achtung von Seiten des Königs gelten, daß Montigny nicht wie einst sein Bruder mit Vorwürfen und harten Worten entlassen wurde. Er empfing sogar die Zusage, der König werde selbst nächstens seine getreuen niederländischen Staaten besuchen. Es wurde schon früher bemerkt, daß Philipp wohl niemals ernstlich an die Ausführung gedacht hat. Noch weniger kam es ihm in den Sinn, den Infanten Don Carlos, wie er ebenfalls in Aussicht stellte, mit unbeschränkten Vollmachten dahin abgehen zu lassen.

Montigny nach Madrid gesandt. Juni 1562.

Von der Zeit an trat die Opposition der Adelshäupter gegen den allmächtigen Staatsminister schärfer hervor. Sie mieden den Verkehr mit demselben, lehnten die Einladungen zu seinen Gastmählern ab, drangen in einem zweiten

Ligue der Adelshäupter.

längeren Schreiben an den König auf seine Abberufung. Das Land werde nicht zur Ruhe kommen, so lange der Cardinal an der Spitze der Staatsgeschäfte stehe. Und um dem Gegner, der in Madrid einen starken Hinterhalt hatte sowohl in Philipp selbst als in dem einflußreichen Herzog von Alba, mit größerer Energie und Einmüthigkeit entgegentreten zu können, schlossen die Großen, ähnlich wie einst die deutschen Fürsten und Stände in Schmalkalden einen Bund zu gemeinsamer Vertheidigung gegen jedweden Angriff, der einem von ihnen widerfahren würde. Denn man wollte wissen, Granvella habe geäußert, es sei keine Ruhe in den Provinzen zu hoffen, wenn nicht zuvor einige Köpfe gefallen wären; in ähnlichem Sinne habe sich in Madrid auch Alba ausgesprochen. Diesem Bunde, der in größter Heimlichkeit von Oranien, Egmont, Hoorn eingeleitet ward, traten die einflußreichsten Edelleute, wie Montigny, Berghen, Megen, mehrere Statthalter und Ritter des goldenen Vließes bei. Sie verpflichteten sich einander durch feierliche Eidschwüre und gelobten die tiefste Verschwiegenheit. Damit war das Tafeltuch entzwei geschnitten. Nicht blos der Adel, das ganze Land wurde in einen Oppositionstaumel hineingerissen. Die Satiren und Caricaturen gegen den Cardinal wurden immer zahlreicher und mannichfaltiger, die Spottgedichte und „akademischen Spiele“ der Rhetoriker immer anzüglicher und beißender.

Auf einmal sahen die Brüsseler mit Erstaunen die Dienerschaft der Edelleute in grobes Tuch mit hängenden Aermeln gekleidet, auf welchen eine Narrenkappe mit Schellen und ein Bündel Pfeile gestickt waren. Es hieß, der Cardinal habe in einem Schreiben an den König die Führer der Adelspartei als Narren bezeichnet; die symbolischen Figuren auf den Livreen waren die Antwort darauf. Bei einer Mummerei, womit Graf Mansfeld die Taufe seines Kindes feierte, ritt eine Gestalt mit dem Cardinalshut durch die Arena, voraus ein Rosenkranz betender Eremit, hinten der Teufel mit Fuchsschwänzen auf Roß und Reiter lospeitschend, eine Anspielung auf die Satiren und Pasquille, womit Simon Renard den hohen Prälaten zu geißeln pflegte. Brederode, ein Abkömmling der alten Grafen von Holland, „ein Hitzkopf und Renommist“, aber tapfer, gutmüthig und witzig, war unerschöpflich in neuen Farcen. Die „Kardinalisten“, die kleine Zahl der Getreuen auf Granvella's Seite wie die Herzoge von Aerschot und von Aremberg, wie Barlaymont, Viglius u. A. theilten den öffentlichen Haß mit ihrem Meister.

Granvella's Haltung.

Granvella ließ sich nicht aus der Fassung bringen; er trotzte dem Widerstand des Adels und dem Hasse des Volkes und hielt fest in seiner Stellung aus, wie sehr sich auch die Schwierigkeiten häuften. Nach seiner Ansicht rührte die ganze Bewegung nur von einigen Großen her, deren Ehrgeiz und Herrschsucht nicht befriedigt wären, die in einem Umsturz der öffentlichen Ordnung, in einem Regierungswechsel die sicherste Hülfe für ihre zerrütteten Vermögensverhältnisse zu finden glaubten. Seine Briefe nach Madrid entwarfen ein düsteres Bild von der verwirrten Lage der Provinzen: die Ketzerei erhebe immer kühner das Haupt, da die Statthalter sich weigerten, die Strafedikte zu vollstrecken, und die großen Herren ihr das Wort redeten; sein eigenes Leben werde fortwährend bedroht, die Autorität der Regierung und der Gesetze sei dahin, die monarchische

Staatsordnung werde untergraben. Der König möge selbst nach den Niederlanden kommen aber mit einem starken Heer, um dem trotzigen Volke mit Gewalt den Nacken zu beugen.

König Philipp glaubte es seiner Würde und Ehre schuldig zu sein, den Cardinal auf seinem Posten zu halten; die Beschwerden des Adels machten in ihrer vagen unbestimmten Form keinen großen Eindruck; Granvella war in seinen Augen der getreue Hüter der königlichen Gewalt und des katholischen Glaubens; er zögerte mit seinen Antworten, gab ausweichende Bescheide, versprach mit Nächstem selbst ins Land zu kommen, bat, die Herren möchten Einen aus ihrer Mitte, am liebsten den Grafen Egmont, nach Spanien senden, damit er genau erführe, worüber sie sich zu beklagen hätten. Nun erlangte aber die Adelsligue eine nachdrückliche Unterstützung von Seiten der Oberstatthalterin. Oranien und Egmont erklärten, daß sie den Staatsrath nicht mehr besuchen würden, so lange Granvella den Vorsitz darin führe; sie könnten dem Volke gegenüber nicht die Mitverantwortung für ein Regierungssystem übernehmen, das die Interessen und Rechte der Nation so tief verletze. Auch von den Ständen verlautete, sie wollten in keine Verhandlungen eintreten, wenn der Staatsminister Vortrag halte. Diese Zeichen einer allgemeinen Widersetzlichkeit machten die Herzogin besorgt und bestürzt. Sie theilte nicht die große Zuneigung ihres Bruders für den Cardinal; seine Herrschsucht und Willkür stellten auch ihre Person und Autorität häufig genug in Schatten; häufig genug mußte ihr Name als Schild dienen, um seine dem Lande verhaßten Maßregeln zu decken. Es fanden Besprechungen zwischen ihr und den Verbündeten statt, und es gelang den letzteren, die Statthalterin für ihre Anschauungen zu gewinnen. Margaretha stellte in einem ausführlichen Berichte dem König die Lage des Landes von einer andern Seite dar, als sie ihm von dem Cardinal geschildert worden war, und schickte zugleich ihren Geheimschreiber Armenteros ab, damit er durch mündliche Mittheilungen in Madrid darthue, daß bei der herrschenden Stimmung das Regiment unmöglich länger nach dem bisherigen System fortgeführt werden könne.

Wachsender Widerstand.

August 1563.

König Philipp war unsicher, welche Wege er einschlagen sollte. Es kam ihm schwer an, den Mann zu entlassen, in dem er ein Abbild seines eigenen Ich erblickte, dessen Hauptvergehen nur in dem unbedingten Gehorsam gegen die Befehle seines königlichen Herrn bestand. Auch Alba war der Meinung, nach der Entfernung des Ministers würde die Adelsfaction die Monarchie selbst angreifen. Philipp konnte sich zu keinem Entschluß ermannen; Monate lang wurde Armenteros in Madrid zurückgehalten; die Brüsseler Briefe blieben unbeantwortet. Es bedurfte neuer Vorstellungen, wie sehr die Unruhen im Wachsen seien, wie feindselig die öffentliche Meinung gegen den Cardinal bei jeder Gelegenheit und an allen Orten hervortrete, wie die Bewegung immer mehr den Charakter des Aufruhrs annehme, um endlich den König zum Nachgeben zu bringen. Doch konnte er auch jetzt noch nicht sich zu einem entscheidenden Schritt aufschwingen. Das

Granvella entlassen

Jan. 1564. königliche Schreiben, das Armenteros im Januar dem Staatsminister überbrachte, enthielt keine förmliche Entlassung: „In Erwägung dessen, was Ihr mir schreibt", hieß es darin, „halte ich es für das Beste, wenn Ihr die Niederlande auf einige Tage verlasset und mit Zustimmung der Herzogin von Parma Euch zu Eurer Mutter nach Burgund begebet. Auf diese Weise wird sowohl meine Autorität als Eure Ehre gewahrt werden." Man wollte entweder die hochtreibende Fluth verlaufen lassen, um dann wieder in die früheren Wege einzulenken, oder wenigstens den Schein einer gezwungenen Nachgiebigkeit vermeiden. Den adeligen Herren verwies der König in kurzen ungnädigen Worten ihr widerspenstiges Benehmen und gebot ihnen, wieder an den Sitzungen des Reichsraths Theil zu nehmen. Die Regentin ermahnte er zum festen Ausharren; sie solle die Ketzerei energisch niederhalten und die Generalstaaten nicht ohne seine Erlaubniß einberufen. Es war ein Gewebe hinterhaltiger arglistiger Staatskunst.

Abreise und fernere Schicksale des Cardinals. Am 13. März 1564 erfolgte die Abreise des Cardinals. So sehr man auch in den Hofkreisen bemüht war, dieselbe als eine kurze freiwillige Entfernung in Familienangelegenheiten darzustellen, und ein mysteriöses Dunkel darüber zu verbreiten, faßte der Adel sie doch als einen Sieg seiner Sache, das niederländische Volk als den Anfang einer neuen Aera auf. Man feierte die Entlassung des verhaßten Ministers mit Volksfesten; aufs Neue erging sich der Witz und die Satire in muthwilligen Spielen und Aufzügen. Granvella ertrug seine Abberufung mit würdiger Haltung. Er kannte seinen Herrn zu gut, als daß er dessen dauernde Ungnade befürchtet hätte. Die Aussicht einer Rückkehr nach den Niederlanden, die man lange absichtlich aufrecht erhielt, schwand allerdings mehr und mehr dahin; der Cardinal mußte sich in den Gedanken finden, daß seine Wirksamkeit in Brüssel vorüber sei; er lebte auf seinem prachtvollen Landsitz bei Besançon in vornehmer Zurückgezogenheit, in Reichthum und Eleganz, den Studien und den Genüssen der schönen Natur hingegeben und wie es den Anschein hatte, mit philosophischer Resignation sich in die Wandelbarkeit der menschlichen Dinge fügend. Aber sein König vergaß des getreuen Dieners nicht. Er gebrauchte ihn in der Folge bei verschiedenen wichtigen Staatsgeschäften, ernannte ihn zum Vicekönig in Neapel und zog ihn zuletzt in seine Nähe nach Madrid, wo er als Präsident des Staatsraths bis an seinen Tod einflußreich wirkte. Er starb am 21. September 1586 in einem Alter von siebzig Jahren.

3. Compromiß, Geusenbund, Bildersturm.

Veränderte Stimmung. In aufgeregten Zeiten gehen die Stimmungen der Gemüther rasch von einem Extrem ins andere über; aber gerade diese Beweglichkeit ist das Symptom eines revolutionären Geistes. Das Gefühl der Krankheit weckt die Sehnsucht nach heilenden Reformen, das Mißbehagen über die gegenwärtige Lage erzeugt den Wunsch der Abhülfe durch neue Persönlichkeiten; jedes Anzeichen, daß diese Sehnsucht gestillt, dieser Wunsch erfüllt werden sollte, wird mit freudigem Jubel

begrüßt. Derartige Stimmungen gehen dann wieder rasch vorüber; denn die Ansprüche und Hoffnungen sind in solchen Tagen zu sehr gespannt, als daß sie sogleich sich befriedigt fühlen, als daß die wogende Strömung der Seelenkräfte sofort wieder in eine ruhige Spiegelfläche übergehen könnte. Die stürmischen Kundgebungen weitverbreiteter Ansichten, die lauten Aeußerungen allgemeiner Stimmungen, die man als öffentliche Meinung bezeichnen darf, waren in den Jahren 1563 und 1564 so unmittelbar und ungehemmt zu Tage getreten, daß sie als der natürliche Ausdruck instinktiver Volksempfindung angesehen werden mußten. Man wird dabei vielfach an die Erscheinungen in Frankreich am Vorabend der großen Revolution erinnert. Die Abberufung Granvella's erschien den Niederländern wie die Morgenröthe, die einen neuen Tag des Völkerglücks einführen würde, Alles athmete auf, eine freudige Zukunft leuchtete in die unruhige Gegenwart herein. In solchen Momenten der Erregung verschwinden die Nebenabsichten, die besonderen Parteiinteressen; die Herzen sind gehoben; ein edler Wetteifer, für die Wohlfahrt des Landes, für die hohen Güter der Menschheit zu wirken, ergreift mit jugendlicher Kraft und Begeisterung die Gemüther. Die bisherige Mißstimmung zwischen den Adelshäuptern und der Regentin war mit einenmal verschwunden. Egmont, Oranien und wer sonst noch mit ihnen gegangen, wohnten wieder den Sitzungen des Staatsrathes bei und nahmen sich der Geschäfte aufs Eifrigste an; keine Mühe war ihnen zu viel; sie arbeiteten von früh bis Abend mit emsigem Fleiß; sie waren ehrerbietig und dienstfertig gegen die Herzogin, gingen ihr mit Rath und Belehrung an die Hand und unterrichteten sie über die wahre Lage des Landes, über die Mittel und Wege, welche eine volksthümliche Regierung wählen müßte; sie öffneten ihr die Augen über das ungerechte und gehässige System des Staatsministers und seiner Creaturen, über die Täuschung, in der man die Regentin absichtlich gehalten, über die unwürdige und machtlose Stellung, die sie selbst wie der Staatsrath gegenüber der Consulta eingenommen. Es gelang ihnen, die Oberstatthalterin ganz auf ihre Seite zu ziehen; ihre Zuneigung für Granvella war nie groß gewesen, jetzt faßte sie einen Widerwillen gegen ihn, gegen sein ganzes Regierungssystem, gegen seine Anhänger und Werkzeuge, insbesondere Viglius und Barlaymont. In ihren Briefen an den königlichen Bruder lobte sie die loyale Haltung der Edlen, ihre aufrichtige Hingebung an die öffentliche Wohlfahrt wie an die Interessen des Monarchen.

Verschiedenheit der Ansichten.

Margaretha's eifrigstes Bemühen war nun, das gute Einvernehmen zwischen dem König und den niederländischen Großen, das durch Granvella gestört worden, wieder herzustellen; sie beklagte sich in Madrid, daß der Präsident Viglius ihre Maßregeln durchkreuze, ihr Amt ihr so sehr erschwere. Sie begünstigte die Absicht der Edelleute, dem aus der einheimischen Aristokratie gebildeten Staatsrathe die ganze öffentliche Gewalt zuzuwenden, den geheimen Rath nebst der Consulta aus seiner einflußreichen Stellung zu drängen. Sie ging mit den Herren des Adels Hand in Hand, ohne deren Ziele zu errathen. Denn diese gedachten mit den Ständen, mit dem Volke im Einvernehmen ein oligarchisches Regiment aufzurichten, den spanischen Einfluß vom Lande

möglichst fern zu halten und abzuschwächen; im Namen und mit der Autorität des abwesenden Königs wollten sie die Provinzen durch ihre eigenen Kräfte, nach ihrem eigenen Willen und zu ihrem eigenen Vortheil verwalten. Wenigstens beschuldigte sie Viglius in seinen Briefen an den Cardinal, die dann von Besançon aus ihren Weg nach Madrid fanden, daß sie die öffentlichen Aemter ausbeuteten, um ihre Gläubiger zu befriedigen und weitere Geldmittel für ihr verschwenderisches Leben zu erlangen. Die Anhänger des alten Systems klagten voll bitteren Schmerzes, daß das obrigkeitliche Ansehen dahinschwinde, die Autorität der Gesetze erschlaffe, die Ketzerei immer offener hervortrete; daß der Staatsrath die übrigen Regierungsorgane hemme und verdränge, die Widersetzlichkeit gegen die Gerichte begünstige und hege, die Gewalt der Regentin seiner eigenen unterordne. Die Beschuldigungen waren nicht ohne Grund, nur daß der Vorwurf der Habgier und des Eigennutzes Alle in gleichem Maße belastete: Viglius stand nicht weniger im Ruf der Gewinnsucht durch Pfründen- und Aemterhäufung als die adeligen Herren, und der Name des Geheimschreibers der Regentin Armenteros wurde in Argenteros verkehrt.

Schlaffe Handhabung der Ketzeredikte und Religionseifer des Königs.

Am schwersten wog in den Augen des Königs der Vorwurf der „Cardinalisten", daß unter dem neuen Regiment der Verbreitung reformatorischer Ansichten nicht energisch genug entgegengetreten werde. Der Staatsrath und die Landvögte hatten wenig Neigung, die Inquisitionshöfe in den neuen Bisthümern zu unterstützen, die in den Augen des Volks so verhaßt waren und noch immer unter der Autorität Granvella's als Cardinals und Erzbischofs von Mecheln handelten, oder das Ansehen des Präsidenten Viglius, der dem Justizwesen vorstand, durch Diensteifer zu heben. So kam es, daß lutherische und calvinische Prediger da und dort auftraten und Anhänger um sich sammelten. Immerhin war es noch ein gewagtes Unterfangen, wie denn allein im J. 1564 siebenzehn Menschen um ihrer religiösen Ansichten willen eines gewaltsamen Todes sterben mußten. Aber den Zeloten genügte das bei weitem nicht, und am wenigsten dem König. Was halfen die einzelnen Schreckmittel, wenn in den Grenzlanden und in den volkreichen Handelsstädten die Zahl der offenen oder geheimen Calvinisten und Lutheraner auf Tausende anwuchs, wenn in Brügge und in Brüssel die Kerker von dem Volke erbrochen und die gefangenen Reformirten befreit wurden, wenn in Antwerpen ein ehemaliger Mönch Fabricius, der die neue Lehre vortrug und deshalb zum Feuertod verurtheilt ward, so viel Theilnahme fand, daß die Hinrichtung nicht vollzogen werden konnte, und daß, als der Nachrichter im Getümmel demselben einen Dolch ins Herz stieß, in öffentlichen Plakaten zu blutiger Rache aufgefordert ward! Die Anhänger des alten Systems hatten nicht Unrecht, wenn sie über Schlaffheit der Gerichte, über ungenügende Ausführung der Ketzeredikte klagten. Die Statthalter, die Beamten, die Magistrate wollten oder konnten nicht der öffentlichen Meinung, der nationalen Strömung schroff mit den Waffen der Strafgesetze entgegentreten. Stände und Städte erhoben Beschwerde gegen die Verfolgungen des Ketzerrichters Titelmann und anderer Zeloten, die sich das spanische Inquisitionstribunal zum Vorbild nahmen. Die Aufregung mehrte sich noch, als König Philipp eine Verordnung ausgehen ließ, daß die Beschlüsse

des Tridentiner Concils in allen seinen Staaten gesetzliche Geltung haben sollten. Man hatte gehofft, er würde nach dem Beispiele Frankreichs Vorbehalte eintreten lassen, zumal da er mit Papst Pius V. wegen diplomatischer Zerwürfnisse in Zwist gerathen war; aber der spanische Monarch war stets bereit, in Sachen des Glaubens sich unbedingt dem Oberhaupte der Kirche zu unterwerfen, am wenigsten war er gesonnen, in den niederländischen Provinzen, die er ohnedies im Verdacht einer Hinneigung zu den reformatorischen Ansichten hatte, eine Ausnahme oder mildere Praxis zu gestatten, wie sehr auch alte Landesrechte gegen seine kirchliche Politik sprachen und unter allen Ständen, selbst im Klerus, Widersprüche laut wurden. In seiner ehrfurchtsvollen Hingebung an die Heiligkeit und Unfehlbarkeit der Kirche und ihrer Organe glaubte er jede Opposition wider ihre Anordnungen als Irrlehre bekämpfen und unterdrücken zu müssen, zumal gegenüber einem Papste, der seines Hirtenamtes mit solchem Eifer und mit so durchgreifender Autorität wie Pius V. wartete.

Eine neue Gesandtschaft nach Madrid beschlossen.

Sollte Ruhe in die Gemüther und eine feste Ordnung und Leitung in die öffentlichen Angelegenheiten kommen, so mußten die Gesetze eine Veränderung erfahren, der obrigkeitliche Organismus in eine einheitlichere Form gebracht werden. Und konnte man dazu nicht vielleicht die Einwilligung des Königs erlangen? Hatte er doch schon in zwei Punkten nachgegeben, wie sollte man nicht den Versuch wagen, im Einvernehmen mit der Regentin, die Wünsche und Bitten der Nation vor den Thron des Monarchen niederzulegen? Wenn eine gewichtige Persönlichkeit von Ansehen und Einfluß die schwierige Mission übernahm, dem Monarchen die wahre Lage der Dinge vorzutragen, die Mißstände zu enthüllen, die Wirkungen des dermaligen kirchlichen und administrativen Systems zu Gemüthe zu führen; konnte dann nicht erzielt werden, daß die Religionsedikte gemildert, die Strafbefehle inhibirt, der Staatsrath mit patriotischen Männern verstärkt und ihm die höchste öffentliche Gewalt übertragen, der geheime Rath ihm untergeordnet würde? Man beschloß den Versuch zu wagen; Egmont, der Sieger von St. Quentin und Gravelingen, sollte die Beschwerden und Wünsche der Nation überbringen. In Folge einer nachdrücklichen politischen Rede Oraniens im Staatsrathe, worin er alle Gebrechen schonungslos aufdeckte, die Unhaltbarkeit der religiösen Strafgesetze und der geistlichen Gerichte unter den bestehenden Umständen darlegte, die Nachtheile der Geschäftstheilung nachwies, wurde der von dem Präsidenten Viglius aufgestellte vage Instructionsentwurf abgelehnt und der Zweck der Sendung in bestimmten, klar und genau gefaßten Sätzen angegeben. Der Verdruß darüber zog dem vertrauten Freunde Granvella's einen Schlaganfall zu, der seine geistigen Kräfte erschütterte. Sein Stellvertreter Gropper theilte blos seine Servilität gegen den König, nicht aber seine Fähigkeiten.

Egmont in Madrid. 1565.

Wenn die Cavaliere, welche dem Grafen Egmont im Januar 1565 nach Cambray das Geleit gaben, für seine Sicherheit fürchteten und seiner Gemahlin

eine schriftliche Erklärung mit ihrem Ehrenwort einhändigten, daß sie jede Unbill an seinen Widersachern blutig rächen wollten; so war diese Bürgschaft ganz überflüssig. Egmont wurde von dem König, von dem Hof, von den Ministern und Großen mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit empfangen und behandelt. Man wetteiferte in Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien; der König ertheilte ihm mehrmals vertrauliche Audienz. Wie schwoll dem eiteln Mann das stolze Herz! Und doch konnte er sich bald überzeugen, daß der König in Sachen der Religion keine Nachsicht zu üben gesonnen sei. Es wird erzählt, Philipp habe einige hervorragende Bischöfe und Theologen in das Schloß beschieden und ihnen die Frage vorgelegt, ob er den Niederländern Gewissensfreiheit in Religionssachen gewähren solle; als die Versammlung, die schnell errieth, daß der Monarch seinen bereits gefaßten Entschluß mit ihrer Autorität stärken wollte, sich verneinend aussprach, warf er sich vor einem Crucifix nieder und flehte, Gott möge ihn stärken in dem Vorsatze, sich niemals von Solchen Herr nennen zu lassen, welche die Majestät des göttlichen Herrn verleugneten. In den gnädigen Worten, womit der heuch-
April 1565. lerische König den über seinen Empfang berauschten Grafen in die Heimath entließ, glaubte Egmont eine huldreiche Gewährung zu erkennen und seine Brüsseler Freunde, mit Ausnahme des klarer blickenden Oranien, theilten seine sanguinische Auffassung. Man gab sich dem Glauben hin, daß in Madrid eine neue politische Anschauung gegenüber den Niederlanden die Oberhand gewonnen habe, daß eine neue Aera der Freiheit und der öffentlichen Wohlfahrt anbreche.

Verschärfte Ketzerverfolgung. Aber wie bald sollte der schöne Traum zerrinnen! Zu gleicher Zeit schrieb der König an Margaretha, es dünke ihn nicht gut, die Macht des Staatsraths zu vermehren und über den zweiten Punkt äußerte er sich dahin, „er wolle lieber hunderttausend Leben verlieren, als eine einzige Aenderung in Religionssachen gestatten". Die Ausführung der alten Ketzergesetze wurde allen Regierungsbehörden zur strengsten Pflicht gemacht. Nun übte der geheime Rath wieder seine frühere Gewalt; die Inquisitoren verschärften ihre Wachsamkeit und richterliche Thätigkeit; an die Landvögte und Magistrate erging der Befehl, sie in ihrem heiligen Amte zu unterstützen. Doch mied man das aufregende Schauspiel öffentlicher Hinrichtungen, indem man die Verurtheilten heimlich in den Gefängnissen sterben ließ. Die Decrete des Tridentiner Concils wurden allenthalben verkündigt. Ein Schrecken bemächtigte sich Aller Gemüther; da und dort sah man Menschen, die im Verdacht der Ketzerei standen, verschwinden; gerade die Heimlichkeit wirkte am stärksten auf die Phantasie. Die Verurtheilten wurden gebunden in Wasserkufen geworfen, wo man sie liegen ließ, bis sie erstickten. Man fühlte den unsichtbaren Arm des Cardinals aus der Ferne, das Schwert seiner Inquisitoren und Nachrichter über dem Nacken schweben; selbst der Adel fing an zu zittern; an der Hand der Religionsedikte konnte der Prälat seine Widersacher angreifen. Dann stand Vermögen und Leben auf dem Spiel.

Aus Granvella's Briefen an den König geht hervor, daß er von einem Einlenken in versöhnlichere Bahnen nichts wissen wollte: „Wenn Ew. Majestät," schrieb er, „die Edikte mildert, so werden in Flandern die Sachen schlimmer gehen als in Frankreich". Er widerrieth jede Veränderung im Staatsrath, jede Einberufung der Generalstaaten. Wie sehr diese Rathschläge nach dem Sinne des Monarchen waren, ging aus den „Depeschen von Segovia" hervor, worin die Ausführung der Religionsedikte der Re- Oktbr. 1565.
gentin, dem geheimen Rathe und allen Beamten und Richtern aufs strengste geboten und jede Aenderung in dem Regierungssystem zurückgewiesen wird. „Jetzt werden wir bald den Anfang eines trefflichen Trauerspiels sehen," sagte Wilhelm von Oranien, als man dem Staatsrath die Befehle des Königs kund machte. In den Provinzen faßte man sie als eine Kriegserklärung an das Land auf. Die Niederländer glaubten schon die spanische Inquisition in ihrer Mitte zu sehen. Mit Beil, Scheiterhaufen und Folter sollte der katholische Kirchenglauben aufrecht erhalten werden.

Der entschiedenen Willensäußerung des Königs mußte Folge geleistet werden: Allenthalben wurde verkündet, daß die Religionsedikte, die der Kaiser eingeführt und Philipp bestätigt hätte, genau beobachtet werden, die Inquisitoren in den Bisthümern ihr Wächteramt gewissenhaft verwalten und die Statthalter, Beamten und Richter in allen Städten und Provinzen die Strafurtheile ohne Nachsicht vollstrecken sollten. Eine aus Bischöfen, Theologen und rechtskundigen Räthen zusammengesetzte Reformcommission hatte beantragt, bei der gerichtlichen Verurtheilung mildernde Umstände in einzelnen Fällen zuzulassen; in Madrid zeigte man dazu keine Neigung; namentlich wollte Philipp nichts von einer Begnadigung des reuigen Ketzers wissen; nur die geheime Hinrichtung sollte noch ferner gestattet sein. Autos da fé sollten dem niederländischen Volke vorenthalten werden.

Es läßt sich denken, welchen Eindruck die neuen Plakate auf die Gemüther Bestürzung und Aufregung.
des Volkes machten! Noch vor wenigen Monaten hatte man sich in den schönsten Träumen gewiegt, und nun las man an öffentlichen Plätzen, an den Kirchenthüren und Gerichtshallen die Blutedikte, sah man die Häscher der Inquisitoren Jagd machen auf Häretiker, sah man so manches Opfer des Fanatismus im Kerker verschwinden! Man schalt auf Egmont; und dieser erklärte laut, daß man ihn getäuscht habe und daß er seine Aemter niederlegen werde. Eine allgemeine Bestürzung gab sich kund, Handel und Gewerbe stockten, man mied mißtrauisch die Gesellschaft, aus Furcht vor heimlichen Kundschaftern und Verräthern; fremde Kaufleute zogen weg; Tausende von kunstfertigen Fabrikanten wanderten nach England aus, wo Elisabeth „mit offenen Mutterarmen" sie empfing. Seitdem wurden die Städte London, Sandwich und Norwich ein lebhafter Markt für wollene und seidene Stoffe. In Antwerpen verstummte das laute fröhliche Leben, das rege Wogen und Treiben auf den Straßen; eine Grabesstille lagerte sich über die Hauptstädte des Weltverkehrs. Aber unter dieser äußeren Stille tobte die Leidenschaft, der Zorn, der Haß gegen die spanische Tyrannei, und wagte sich mehr und mehr an die Oberfläche. Die Stände von Brabant bewiesen in einer Eingabe an die Regentin, daß das geistliche Glaubensgericht eine Verletzung ihres alten Freibriefes sei; anonyme Traktate untersuchten, wie sich die Pflichten und Rechte zwischen Herrscher und Volk zu einander verhielten und in welchen

Fällen den Unterthanen ein Widerstand gegen die Obrigkeit gestattet sei; eine Fluth von Flugschriften, von aufrührerischen Pamphleten, von Satiren und Spottgedichten ergoß sich von unbekannten Händen über Stadt und Land; die Bischöfe und Inquisitoren waren der Gegenstand der Verhöhnung, der Insulte; an den Regierungsgebäuden, an den Palästen der Adelshäupter wurden Plakate angeheftet, daß das Reich einen neuen Brutus brauche. Selbst in die Hände der Regentin wußte man anonyme Flugschriften zu spielen. Dabei hielten die Edelleute da und dort heimliche Zusammenkünfte und Besprechungen.

Zwei Hochzeitsfeste.

Zwei große Festlichkeiten, welche gegen Ende des Jahres in Brüssel abgehalten wurden, begünstigten diese Zusammenkünfte. Wie wenig auch die trübe Lage des Landes zu Freude und Lustbarkeit angethan war, so gab doch die Hochzeit des Barons von Montigny und noch mehr die Vermählung Alexanders von Parma mit Donna Maria von Portugal Veranlassung, über Turnieren, Banketten und feierlichen Umzügen die Leiden zu vergessen und sich für zukünftige Schritte zu verständigen. Damals konnte noch Niemand ahnen, welche Lebensloose den beiden Festgebern beschieden seien. Der zwanzigjährige Sohn der Herzogin Margaretha zog durch seine schöne Gestalt und seine ritterlichen Manieren die Augen des flandrischen Adels auf sich, aber sein stolzes und hochfahrendes Wesen war wenig geeignet, ihm Sympathien zu erwecken. Im Bewußtsein der Huld und Gnade seines Königs betrug er sich anmaßend und übermüthig.

Der Compromiß.

In diesen Wintertagen wurde der Grund zu dem berühmten „Compromiß“ gelegt, der auf den Gang der folgenden Geschichte so bedeutend einwirken sollte. Einst waren im Hause des reformatorisch gesinnten Grafen von Culemborgh am Roßmarkt zu Brüssel etliche zwanzig Edelleute versammelt, um der Predigt eines flüchtigen Hugenottengeistlichen, Franz Junius beizuwohnen, eines jener muthigen Jünger Calvins, welche sich durch keine Gefahr, durch keine Verfolgung von der Verkündigung der Lehren abschrecken ließen, die sie als das echte Wort Gottes in ihre Seele aufgenommen. Nach der Rede einigten sich die Versammelten zu einer Ligue gegen die Inquisition, unter welcher Gestalt dieselbe immer auftreten möge. Bald schlossen sich Andere dem Bunde an; da und dort wurden weitere Zusammenkünfte gehalten; man entwarf eine Urkunde, die in zahlreichen Abschriften verbreitet, auch vielfach verändert die Tendenz aussprach, den Gewaltmaßregeln der spanischen Regierung, die das Land zu Grunde richte und Recht und Freiheit untergrabe, gemeinsamen Widerstand zu leisten und wenn einer von ihnen angegriffen würde, Alle für ihn einzustehen. Ausdrücklich war jedoch die Versicherung ausgesprochen, daß man fest halten wolle an der Treue gegen den König. Jeder Gedanke an Abfall und Empörung sollte fern bleiben. So entstand der „Compromiß“, eine Ligue von ähnlicher Art wie die einst von Egmont, Oranien, Hoorn u. A. geschlossene, aber aus andern Kreisen hervorgegangen, aus andern Gliedern zusammengesetzt. Die Theilnehmer gehörten dem Adel zweiten Ranges an, der zahlreichen Klasse kriegstüchtiger, ritterlicher, gebildeter Männer, die Kaiser Karl in seine Dienste zu ziehen und für seine Zwecke

und Unternehmungen zu gebrauchen verstanden, die aber von König Philipp sich zurückgesetzt und mit Mißtrauen behandelt sahen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Oranien, Egmont und die andern hohen Herren von der Sache Kenntniß hatten; war doch Philipp de Marnix, Herr von St. Aldegonde, ein durch militärische Tüchtigkeit wie durch vielseitige Bildung und Rednergabe hervorragender Edelmann, den man für den eigentlichen Urheber des Compromisses hielt, Oraniens intimer Freund und sein eigener Bruder, der tapfere, ehrenfeste, ritterliche Graf Ludwig von Nassau, einer der thätigsten und entschlossensten Führer; aber sie hielten sich absichtlich in der Ferne, weil sie zu genau beobachtet wurden. Weitaus die meisten Theilnehmer bekannten sich zur katholischen Kirche, wenn sie auch die religiösen Fragen nicht in die erste Linie stellten, von ihrer katholischen Rechtgläubigkeit, um einen landläufigen Ausdruck anzuwenden, keinen Gebrauch machten. Manche waren, wie der verwegene, leichtfertige genial angelegte Graf Brederode, in ihren Vermögensverhältnissen herabgekommen und verschuldet, ein Makel, der wie schon früher bemerkt, einem großen Theil des niederländischen Adels anhaftete. Im lustigen verschwenderischen Leben hatten Viele ihre väterliche Habe vermindert oder verbraucht; ihr einziges Erbtheil war ihr Titel und ihr gutes Schwert; aber unternehmend, gewandt und mit manchen trefflichen Eigenschaften ausgerüstet fühlten sie die Fähigkeiten zu einer bedeutenderen Wirksamkeit in sich, waren unzufrieden, daß man sie müßig am Markte stehen ließ, und sehnten sich nach einer Gelegenheit, ihre Ansprüche zu befriedigen, ihre Kräfte zu entfalten, den Ruhm ihres Namens zu erneuern. Die Listen der dem Compromiß Beitretenden mehrten sich rasch; neben den Adeligen unterzeichneten sich auch bürgerliche Männer; Hames, der Wappenkönig des goldenen Vließes, einer der eifrigsten Verbündeten, rühmte sich, daß sein Unionsdocument mit zweitausend Namen bedeckt sei. Alles was für Freiheit, für Patriotismus, für des Landes Wohlfahrt und Rechte Liebe und Empfänglichkeit im Busen trug, gab dem Bunde seine Zustimmung. Es war ja nicht auf Umsturz und Rebellion abgesehen; man wollte nur die schlechten Rathgeber vom Regiment entfernen, den religiösen Terrorismus, möge er sich als Inquisition, Plakate oder Edikte einschleichen, niederwerfen, das niederländische Land und Volk sich selbst zurückgeben. Freilich waren nicht alle Unterzeichner nur von lauteren Gesinnungen erfüllt; es befanden sich unter ihnen viele Stürmer und Dränger, leichtfertige Weltkinder und Abenteurer, jugendliche Brauseköpfe, Freunde des Bechers, der Tafelfreuden und aller sinnlichen Genüsse, die gern bei lärmenden Banketten in überströmenden Reden ihren Stimmungen und Gefühlen Luft machten.

In den ersten Monaten des Jahres 1566 ging eine scharfe Luft durch die niederländischen Provinzen. Im vorhergehenden Juni hatte in Bayonne die berühmte Zusammenkunft der Königin Mutter von Frankreich, Katharina von Medicis mit ihrer Tochter Isabella von Spanien statt gefunden, der auch Herzog Alba als Begleiter seiner Königin beigewohnt. Dort sollte Rath gepflogen Sturmzeichen.

worden sein, wie der Ketzerei in Frankreich und den Niederlanden am erfolgreichsten entgegengetreten werden möchte. „Mit Feuer und Schwert“ sei Alba's Meinung gewesen; dabei habe er geäußert, der Kopf eines Lachses bedeute mehr als zehntausend Frösche. Man glaubte darin die Ansicht des Königs zu erkennen. Man wollte wissen, es würden schon kriegerische Anstalten getroffen, um die niederländische Bewegung mit Waffengewalt niederzuschlagen; bei der herrschenden Aufregung der Gemüther, die noch durch Brodmangel und Theuerung vermehrt ward, fanden alle beunruhigende Gerüchte einen fruchtbaren Boden. So weit war man jedoch in Madrid noch nicht gekommen; ein fester Entschluß war noch nicht gefaßt worden; Philipp liebte es, seine Absichten zu verbergen, mit Entscheidungen zurückzuhalten, unbestimmte Antworten zu ertheilen. Auf die allarmirenden Berichte der Schwester sprach er seine Verwunderung aus, daß die Depeschen von Segovia so großen Anstoß gegeben, da sie doch nur die Verehrung Gottes und das Wohl des Landes bezweckten. Margaretha aber meinte, die außerordentliche Inquisition sei ganz zwecklos, da sich eine Menge Leute offen zu den calvinischen Lehren bekennten und die Strafurtheile nicht vollzogen werden könnten. In Brabant mußte das geistliche Tribunal in Folge einer energischen Protestation der Stände außer Thätigkeit gesetzt werden. Sie empfahl eine Abänderung der Edikte zur Beruhigung der Gemüther.

Haltung der Adelshäupter. Dahin ging auch die Meinung der Adelshäupter im Staatsrath, die auf das Treiben des neuen Bundes und seiner gemischten und verschiedenartigen Elemente mit einiger Besorgniß blickten. Oranien, der es mit keiner Partei verderben wollte und durch Gesinnung und persönliche Bande den Verbündeten am nächsten stand, zog sich nach Breda zurück und wohnte nur selten den Rathssitzungen bei, nach beiden Seiten zur Mäßigung ermahnend; Egmont, bei dem die Loyalität gegen den König eben so tief im Herzen wurzelte, wie die Liebe zu seinem Vaterlande und der dem katholischen Glauben stets ergeben blieb, wenn schon Philipp in seinen Personalien über ihn angemerkt hatte „er wankt in der Religion“, hielt sich von den Unterzeichnern des Compromiß noch mehr entfernt; er besuchte den Staatsrath und erfreute sich aufs Neue des Vertrauens der Regentin. Sein Unmuth war verraucht, die Erinnerung an die in Madrid erhaltenen Beweise von Auszeichnung lebhaft zurückgekehrt. Die Herren des Raths fürchteten, daß die Bewegung ihnen über den Kopf wachsen, daß sie nicht mehr Meister der gährenden Elemente sein würden. Der Gedanke lag nahe, im Einverständniß mit der Regentin noch einmal ihr Glück in Madrid zu versuchen. Der König hatte zweimal ihren Vorstellungen Gehör gegeben; sollte er nicht im Angesicht der Gefahr eines bevorstehenden Bürgerkrieges in den Niederlanden von der Durchführung seiner staatsreligiösen Politik abstehen? Sie erklärten der Herzogin, werde der König die Inquisition einstellen, die Plakate mildern, den Verbündeten Straflosigkeit gewähren, so würden die Provinzen zum Gehorsam zurückgebracht, die Ruhe hergestellt werden. Und Margaretha verfehlte nicht, ihrem Halbbruder von dem

Erbieten der Adelshäupter Mittheilung zu machen und dasselbe durch ihre Fürsprache zu unterstützen.

Die Bittschrift des Adels.

Wie wenig immer dieses gemäßigte und vorsichtige Benehmen Oraniens und Egmonts den Heißspornen unter den Verbündeten genügte, so wollten doch auch sie nicht die Brücke der Verständigung abbrechen; nur sollte den Forderungen des Landes durch ein größeres demonstratives Vorgehen mehr Nachdruck gegeben werden. Zu dem Ende wurde beschlossen, der Regentin eine Beschwerdeschrift zu überreichen, in welcher man die Nothstände der Provinzen darlegen und um deren Abstellung bitten wolle. Der Inhalt des Schriftstücks ging nicht über die Forderungen der Herren vom Staatsrath hinaus und war in ehrerbietige Ausdrücke gekleidet. Unter Versicherung loyaler Ergebenheit und Treue gegen Seine königliche Majestät trugen sie die Bitte vor, in Anbetracht der großen Mißstände, die von Tag zu Tag sich mehrten und den Ruin des Landes herbeiführten, möchte die Regentin bei dem Monarchen erwirken, daß er im Einvernehmen mit den Generalstaaten Abhülfe schaffe, die Religionsedikte ermäßige und die neuen Inquisitionsgerichte abstelle. Bis die Antwort auf ihre Bittschrift eingetroffen sein würde, möchte sie von der Anwendung der Zwangsgesetze abstehen. Die Adresse, an deren Abfassung Ludwig von Nassau den größten Antheil hatte, wurde wahrscheinlich von Wilhelm von Oranien gelesen und gebilligt, vielleicht auch im Tone gemildert. Um ihre Bedeutung zu erhöhen, beschlossen die Cavaliere in großer Anzahl der Ueberreichung beizuwohnen.

Ueberreichung der Adresse April 1566.

Es war in den ersten Tagen des Monats April 1566, als man in Brüssel etwa dreihundert Edelleute in schöner Rittertracht, die Waffen an der Seite in die Stadt reiten sah, begleitet von den Freudenrufen der Bevölkerung. Denn das ganze Land schaute mit hoffnungsvollen Erwartungen auf das patriotische Vorhaben. Der Palast des Grafen von Culemborgh war ihnen Versammlungsort und Herberge. Dort erhielten sie die Trauerkunde von dem Tode Morone's, eines ihnen wohlbekannten flämischen Edelmannes, der in Madrid durch die Inquisition den Flammen überliefert worden war. Nachdem sie sich feierlich gegenseitig Treue geschworen, zogen sie am fünften des Monats gegen Mittag vor das Schloß, um der Regentin, die, von dem Staatsrath umgeben, sie in ihrem Prachtsaal erwartete, die Adresse zu überreichen. Brederode, der stattliche Cavalier mit beredter Zunge, war zum Sprecher ausersehen. Er wies die Nachrede, sie gingen auf Aufruhr und Umsturz aus, als Verleumdung zurück; sie hätten nur den Ruhm des Königs und das Heil des Landes im Auge; in der großen Anzahl der Erschienenen möge die Fürstin nur ein Zeichen der Ehrfurcht sehen. Am andern Tag gab Margaretha den Bescheid, sie habe in Uebereinstimmung mit dem Staatsrath und den Rittern des goldenen Vließes einen Plan zur Milderung der Edikte entworfen, der dem König vorgelegt werden sollte; auch werde sie die Inquisition anweisen, bis sie den Willen des Monarchen erfahren, in Ausübung ihrer Functionen schonend zu Werke zu gehen. Die Antwort war so gnädig als sie gegeben

werden konnte; nur hätten die Verbündeten auch gerne die Versicherung aus dem Munde der Fürstin vernommen, daß sie in der Stiftung des Compromisses und in dem Vorgehen der Edelleute nichts Ungesetzliches oder Illoyales erkenne, mithin den Schritt verzeihe; aber dazu war die zurückhaltende Herzogin nicht zu bewegen.

Der Geusenbund. Die Cavaliere konnten mit Befriedigung auf ihr Werk blicken; die Regentin ließ ihnen sogar durch einen ihrer Räthe das Rundschreiben mittheilen, worin sie die Inquisition anwies, „bescheiden und vorsichtig" zu verfahren. Sie blieben noch einige Zeit beisammen, um bei lustigen Gelagen ihren Sieg zu feiern. Da hinterbrachte einer der Gäste, was er vernommen: die Herzogin sei bei dem Anblick der großen Menge der Edelleute in Bestürzung gerathen; da habe Barlaymont auf französisch zu ihr gesagt, sie solle sich vor einen Haufen von Bettlern (gueux) nicht bange sein lassen. „Beim lebendigen Gott, wenn es nach meinem Rath ginge, so sollte ihnen mit Schlägen Bescheid gegeben werden und sie sollten die Palasttreppe geschwinder hinabkommen, als sie heraufgestiegen sind." Viele der Anwesenden geriethen in Wuth, daß der hergelaufene Höfling die Edlen des Landes eine Bande von Lumpen gescholten habe; aber Brederode faßte die Sache von der heitern Seite: „Laßt uns auf den Namen eintreten", rief er, „wir wollen die Inquisition bekämpfen und im Dienste des Königs und des Landes beharren bis zum Bettelsack." Darauf ließ er sich einen ledernen Quersack und einen hölzernen Napf bringen, wie sie die Bettelmönche zu tragen pflegten, trank den Gästen zu und rief, während das mit Wein gefüllte Gefäß herumgereicht wurde, „Vivent les gueux", und alle stimmten jubelnd ein. Die weinselige Versammlung wurde noch mehr begeistert, als Oranien, Egmont und Hoorn, die zufällig vorübergingen, vom Lärm angezogen unerwartet an der Thüre des Banketsaales erschienen. Mit demselben Hochruf wurde auch ihnen das wunderliche Trinkgefäß zugebracht. So entstand der Parteiname „Geusen"; aus einem Schimpfwort machten die muthwilligen Junker ein Ehrenwort. Die Ligue erhielt jetzt die volksthümliche Bezeichnung „Geusenbund" und der Witz der Edelleute, vor Allen des „Großgeusen" Brederode, machte die Symbole des Bettlerthums zum Parteizeichen. Man sah stolze Cavaliere im aschgrauen Gewande der Bettelmönche einhergehen, einen Bettelstab in der Hand; eine neue Denkmünze „der Geusenpfennig", den die Verbündeten um den Hals hängten, bezeichnete die Entstehung und Tendenz des neuen Ordens: sie trug auf der einen Seite das Bild Philipps mit der Ueberschrift „getreu dem König", auf der andern eine von zwei Händen gehaltene Bettlertasche und darüber: „Bis zum Tragen des Bettelsacks". Fortan war der Spruch: „Treu dem König bis zum Bettelsack" die Parole des Geusenbundes, das Kennzeichen der Patrioten, der Männer der religiösen und politischen Freiheit. Der Jubel, mit welchem die Verbündeten nach ihrem Weggang von Brüssel in Antwerpen und in andern Städten gefeiert wurden, konnte ihnen als Beweis dienen, daß das ganze Volk der Niederlande hinter ihnen stand, in ihnen seine Führer, die Vertheidiger seiner Rechte und Interessen sah. Von einem Ab-

lenken aus der betretenen Bahn war nun für sie keine Rede mehr. Aber bald wurden sie weiter getrieben als sie gewollt hatten.

Montigny und Bergen nach Madrid.

In den Frühlings- und Sommermonaten des J. 1566 fühlte man allerwärts in der politischen Atmosphäre die elektrische Spannung, welche dem Sturm vorangeht. In allen Provinzen und Städten trat eine Bewegung zu Tage, welche immer mehr einen revolutionären Charakter annahm. Während die Regentin und ihre Räthe eine „Moderation" der Religionsedikte ausarbeiteten und an die Inquisitoren und Beamten die Weisung ergehen ließen, bei der Ausführung der Plakate mit der größten Umsicht und Schonung vorzugehen; lief ein Schriftstück durch das Land, welches, angeblich von den Rittern des goldenen Vließes erlassen, weit über die von der Regierung gezogene Grenzlinie hinausging, indem es verkündete, Niemand solle um der Religion willen behelligt werden, bis der König mit den Generalstaaten feste Bestimmungen getroffen haben würde. Das Volk setzte in diese Zusicherung um so größeres Zutrauen, als bekannt geworden war, daß von Seiten der Regentin und der Großen des Staatsraths eine neue Gesandtschaft nach Madrid abgeschickt worden sei, nämlich derselbe Montigny, der schon früher dort gewesen und mit ihm Graf Bergen, ein freisinniger von allen Parteien geachteter Edelmann. Sie sollten die Einwilligung des Monarchen zu den verlangten und versprochenen Zugeständnissen erwirken, welche allein die Erhaltung des Friedens und der Ordnung möglich machten. Auch diesmal schien der König nicht abgeneigt, den Aufruhr noch einmal durch Nachgeben zu beschwören. Die Gesandten wurden freundlich empfangen, mehrmals zur Audienz vorgelassen und mit der Aussicht auf Gewährung ihrer Bitten vertröstet. Aber es lag nicht in Philipps Natur, durch rasche Entschließungen in den Gang der Dinge einzugreifen. Er hielt mit seiner Entscheidung zurück; und während die Oberstatthalterin in ängstlicher Erwartung bestimmter Befehle unsicher hin und her schwankte, die Religionsedikte und Inquisitionsgerichte weder eingestellt noch in Thätigkeit gehalten wurden, brauste ein Sturm durch das Land, welcher die diplomatische Staatskunst durch die elementare Gewalt des Volkes niederwarf.

Religiöse Versammlungen.

Nicht sobald verbreitete sich das angebliche Manifest, daß Niemand um der Religion willen bedrängt werden solle, eine Mittheilung, welche durch die unsichere, schwankende und zögernde Haltung der Regierungsorgane ihre Bestätigung zu erhalten schien, so traten alle reformatorischen Ansichten, welche bisher sorgfältig im Herzen verschlossen gewesen oder in vertrauter Heimlichkeit in kleinen Kreisen ausgesprochen worden, ohne Scheu an das Tageslicht und fanden einen fruchtbaren Boden. Mit Erstaunen bemerkte man jetzt, wie viele Calvinisten in Flandern und Brabant und in den Grenzlanden von Frankreich still dahingelebt; wie manche Bekenner der Augsburger Confession in den östlichen Landschaften sich verborgen zu halten gewußt, wie trotz aller Verfolgung in Holland und Friesland wiedertäuferische Sektengemeinden fortbestanden. Alle diese reformatorischen Elemente drangen aus dem Dunkel ihres bisherigen Daseins hervor, als der

Schrecken der Religionsedikte von ihnen wich; als das Auge der Inquisition sich zu schließen, der Arm der Ketzergerichte zu erschlaffen schien! Wie wenig immer die von Viglius ausgedachte „Moderation", die an die Stelle des Feuertodes den Strang setzte und dem Abschwörenden und Reuigen Verzeihung verhieß, die Strafbarkeit der Ketzerei aufhob oder auch nur beschränkte (stellte sie doch für die Einlieferung der Reformprediger einen Preis fest): das Gesetz verlor seine Kraft vor der mächtigen popularen Bewegung. Auf dem flachen Lande in der Nähe der großen Städte sah man plötzlich Tausende von Edlen, von Bürgern, von Bauern, zum Theil mit Waffen versehen sich versammeln, um unter freiem Himmel einem Prediger zuzuhören, der von hölzernem Gerüste herab die Lehren des Evangeliums in der Landessprache oder in französischer Zunge vortrug und gegen Bilderdienst und Aberglauben eiferte, um mit Gebet und Psalmengesang dem Herrn zu dienen.

Es war ein ergreifendes Schauspiel, diese Scenen instinktiven Volkslebens, das sich über alle Schranken des Zwangs und der Gewalt wegsetzte. Mit Pistolen, Hakenbüchsen, Dreschflegeln und Heugabeln zog man hinaus, so schildern neuere Schriftsteller die Auftritte; der Versammlungsort wurde wie ein Feldlager mit umgestürzten Wagen, Baumästen, Brettern abgesteckt und mit Wachen umstellt; Tausende von Menschen waren versammelt, die bewaffneten Männer außen, zum Theil zu Pferd, die Weiber in der Mitte des Kreises; Höcker und Händler verkauften religiöse Schriften und Traktate, geistliche Lieder und Gebetbücher, ein mit Todesstrafe bedrohtes Verbrechen; wenn der unermeßliche Chor den Psalm gesungen, dann erschien, häufig von zwei Lanzenträgern geleitet, einer der geächteten Prediger und legte die neue Lehre aus auf Grund der Schrift, in lautloser Andacht hörte die Versammlung zu und ging dann nach verrichtetem Gottesdienst ruhig und trotzig auseinander. Und das wiederholte sich Tag für Tag von einem Ende des Landes zum andern und Niemand wagte den bewaffneten Feldpredigten zu wehren. Es soll nicht behauptet werden, daß Alle, die bei diesen Versammlungen sich einfanden, lediglich von religiösen Ueberzeugungen geleitet worden seien; gar manche mögen vom Oppositionsschwindel, von Demonstrationssucht, von Neugierde und Schaulust und andern Trieben und Impulsen sich haben fortreißen lassen. Auch wußten die Prediger, theils französische Hugenotten, theils ehemalige Klostergeistliche, mitunter selbst Männer aus dem Laienstand, nicht immer das rechte Maß zu halten.

Margaretha und die nationale Bewegung.

Die Regentin war in der peinlichsten Lage. Was half es, daß sie wiederholt verkünden ließ, die Edikte beständen noch in Kraft, daß sie den Magistrat von Antwerpen, in dessen Stadtgebiet die populare Bewegung am stärksten hervortrat, zu energischem Vorgehen aufforderte, daß sie Oranien, den Burggrafen der volkreichen Handelsmetropole veranlaßte, sein Amt persönlich zu verwalten; ohne starke zuverlässige Truppenmacht war den Versammlungen nicht zu steuern, die einheimische Miliz war nicht stark oder nicht willig genug, und vom König trafen keine Verhaltungsbefehle ein; nach seiner zögernden Art hielt er mit seiner Antwort zurück und überließ die Statthalterin den quälenden Gefühlen der Ohnmacht und Ungewißheit. Und um ihre sorgenvolle Lage noch zu verschlimmern, traten nun auch die Junker des Geusenbundes mit dringenden Forderungen hervor. Sie hatten zu St. Trond, in der Nähe von Lüttich eine Tagfahrt gehalten und eine neue

Adresse entworfen, worin sie unbedingte Duldung in Religionssachen und Bürgschaft für ihre eigene Sicherheit verlangten. Zwölf Mitglieder der Ligue, von der Regierungspartei spottend „die zwölf Apostel" genannt, an ihrer Spitze Graf Louis von Nassau, überbrachten die Denkschrift, deren entschiedener Ton im Vergleich 28. Juli 1566.
mit der loyalen Haltung der früheren von dem gesteigerten Selbstgefühl der Geusengenossenschaft Zeugniß gab. An einer revolutionären Erhebung, wobei politische und religiöse Motive Hand in Hand gingen, war nicht mehr zu zweifeln. Es hieß, die Häupter der Verbündeten ständen mit den Hugenotten Frankreichs in Verbindung, Graf Louis habe mit den Evangelischen in Deutschland Unterhandlungen angeknüpft; für den Fall einer Vergewaltigung von Seiten Spaniens wollten sie Hülfe vom Ausland anrufen.

Um jedoch immer noch eine Brücke der Verständigung und Vermittelung offen zu halten, suchten die Verbündeten die drei einflußreichsten Männer des einheimischen Adels Oranien, Egmont und Hoorn auf ihre Seite zu ziehen; ihrer Führung, erklärten sie, wollten sie sich in allen Dingen anvertrauen. Aber schon jetzt konnten klare Augen in den Reihen der Verbündeten eine Spaltung erkennen: die strengeren Katholiken wollten dem Zuge nicht mehr recht folgen; Graf Mansfeld sagte sich offen von den Genossen los; das Zusammengehen des Adels, der bisher die Stütze der legitimen Regierungsgewalt gewesen, mit den revolutionären Elementen der Gemeinen, war Vielen bedenklich. Dagegen wollte man bemerken, daß Oranien mehr und mehr auf die Seite des Bruders und des Geusenbundes neige.

Um dieselbe Zeit wurden in Madrid während der Anwesenheit der Gesandten Neue Zugeständnisse.
Montigny und Bergen erregte Staatsrathssitzungen gehalten. Es wurde früher erwähnt, daß die beiden rivalisirenden Häupter, der Herzog von Alba und der Fürst von Eboli, entgegengesetzte politische Tendenzen verfolgten; die übrigen Mitglieder, unter denen der Graf von Feria und Luis de Quixada die gewichtigsten Stimmen führten, stellten sich auf die eine oder die andere Seite. Bei diesem Widerstreit der Meinungen, ob man Gewalt oder Nachgiebigkeit, Krieg oder Frieden beschließen, ob man noch einmal die Hand der Versöhnung reichen oder fremde Truppen ins Land senden sollte, hüllte sich der König wieder in sein geheimnißvolles zurückhaltendes Schweigen und Zuwarten. Darin waren Alle einig, daß der niederländische Adel die Unzufriedenheit und Mißstimmung des Volkes absichtlich genährt habe, um die Leitung der öffentlichen Dinge ganz in seine Hand zu bringen, die obrigkeitliche Autorität lediglich den einheimischen Gewalten und Institutionen beizulegen. Aber schließlich siegte doch die Ansicht der Regierungspartei, man solle durch Gewährung der Zugeständnisse in Betreff der Inquisitionshöfe und der Edikte noch einmal den Weg der Versöhnung betreten, man solle selbst die verlangte Amnestie für das Vergangene in sichere Aussicht stellen.

Schwer und zögernd trat der König dieser Auffassung bei. Wiederum ließ er, wie
im vorigen Jahr, aus dem Gehölze von Segovia beruhigende Schreiben an die Oberstatt- 31. Juli 1566.
halterin ergehen: obwohl er sich nicht bewußt sei, von den Edikten, wie sie seit den Tagen seines Vaters in Uebung bestanden, abgewichen zu sein und sich nicht überzeugen könne,

daß die Tribunale gegen die Feinde der Kirche zu strenge verfahren seien: so fühle er sich doch durch die Liebe für seine Unterthanen bewogen, Milde walten zu lassen. Er wolle gestatten, daß die außerordentlichen Glaubensinstitute eingestellt und die inquisitorischen Gewalten den Bischöfen, die jetzt zahlreich genug wären, um für ihre Heerde zu sorgen, übertragen würden, in Betreff einer Ermäßigung der Edikte möge man ihm Vorschläge machen, doch solle dabei die Erhaltung des katholischen Glaubens und seiner königlichen Autorität fest im Auge behalten werden; was endlich die allgemeine Begnadigung beträfe, so wolle er der Regentin freie Hand lassen, vorausgesetzt daß die Edelleute versprächen, die Ligue aufzulösen und der Regierung ihre aufrichtige Unterstützung zu gewähren.

Die Führer der Bewegung. Mit diesem Aktenstücke feierten die Häupter des Adels einen dritten Triumph; die Furcht vor dem Aufruhr hatte den König noch einmal zum Nachgeben gebracht. Aber Niemand spielt ungestraft mit dem Feuer. Die Herren hatten die Bewegung heraufbeschworen, um ihren Forderungen Nachdruck zu geben; aber diese war ihnen bereits über den Kopf gewachsen; die Zügel, um das wilde Roß des Aufruhrs zu bändigen, waren ihren Händen entfallen. „Es ging ihnen, wie einem Manne, der von einem Flusse einen Kanal ableitet, um sein Land zu bewässern, jedoch dem Zuge des Kanals folgt der Hauptstrom nach und überschwemmt ihm das ganze Gefilde.“ Die Windsbraut, die kurz darauf über die Niederlande dahinbrauste, zerriß alle die feinen Gewebe diplomatischer Staatskunst, durchbrach alle die Wege gleißnerischer hinterhaltiger Transactionen.

Ansicht und Tendenz des Königs. Wenn man glauben wollte, der König habe wirklich dem Gedanken in seinem Herzen Raum gegeben, sein politisches System gegenüber den Niederlanden zu ermäßigen, den neuen Ideen ein Recht auf Existenz und Entwickelung einzuräumen, seine absolute Königsmacht durch Verfassungsartikel, Rechtsnormen und nationale Organe volksmäßiger Selbstregierung beschränken zu lassen, so würde man irren. Nicht nur, daß er vier Tage später der Statthalterin schrieb, sie sollte die Einberufung der Generalstaaten, ohne deren Mitwirkung doch kein Rechts- und Verfassungsstaat geschaffen werden konnte, ins Unbestimmte hinausschieben, daß er ihr Geld zu schicken versprach, um deutsche Söldner in Dienst zu nehmen, daß er einzelnen Landvögten und Magistratsgliedern, die er für zuverlässig hielt, in besondern Schreiben einschärfte, die Herzogin bei der Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung kräftig zu unterstützen; man hat auch in neuerer Zeit entdeckt, daß Philipp in Gegenwart Alba's vor Zeugen und Notar feierlich erklärte, er erachte sich nicht für verbunden, die Amnestie, deren Gewährung nicht aus seinem freien Entschluß geflossen, zu beobachten, vielmehr behalte er sich das Recht vor, die Urheber und Beförderer des Aufruhrs zu bestrafen. Und wenn sein eigener Eifer nicht stark genug gewesen wäre, so hatte er in dem unduldsamen Papst Pius V. und in dem fanatischen Fray Lorenzo, der ihn beschwor, das ihm von Gott anvertraute Schwert in das Blut der Ketzer zu tauchen, feurige Ermahner zum unbarmherzigen Vorgehen gegen die Verächter der Heil. Religion. Wie David und Moses solle er sein Herrscher- und Führeramt gebrauchen, um die Feinde Jehova's auszurotten. Unter dem Siegel des Geheimnisses versicherte Philipp den heiligen Vater, daß es mit den Zusagen, die er in Betreff der Inquisition und der Plakate den Niederländern gegeben, nicht so ernst gemeint sei; er werde in Nichts willigen, was den Interessen der Religion und dem Dienste Gottes entgegen sei, und nicht dulden, daß die Wurzel einer bösartigen Pflanze in den Niederlanden verbleibe; lieber wolle er hundert Leben und die letzte Ruthe seines Reiches verlieren, als über Ketzer herrschen.

In Zeiten revolutionärer Erregung wird durch abgedrungene Zugeständnisse, die gewöhnlich unter dem Vorbehalt des Widerrufs in günstigeren Momenten ertheilt werden, die wogende Strömung nicht aufgehalten; in der Natur wie im Menschenleben folgen die elementaren Kräfte einem gesetzmäßigen Lauf. Als König Philipp zögernd und widerstrebend durch momentane Concessionen, die er nicht zu halten gesonnen war, dem Aufruhr Halt gebieten wollte, war derselbe schon im vollen Gang. Das Volk hatte sich bereits faktisch in den Besitz aller der Freiheiten gesetzt, über deren theilweise Gewährung unter Beschränkungen und Modificationen erst Beschluß gefaßt werden sollte. Die demonstrativen Predigtversammlungen hatten immer größere Dimensionen angenommen; um sie wenigstens von den Städten fern zu halten und noch einen Schatten von Gesetz und obrigkeitlicher Autorität zu wahren, hatte die Regentin, auf Oraniens Rath, das Predigen auf dem Lande, im freien Felde zugestanden. Sie selbst hatte aber vorausgesagt, daß sich die Bewegung nicht lange in den Schranken der Mäßigung und gesetzlichen Ordnung, die sie einige Wochen hindurch geachtet, würde halten lassen. Denn es liegt in der Natur solcher popularen Kundgebungen, daß sie der inwohnenden Gewalt folgend fort und fort wachsen und sich mehren, bis die Führer nicht mehr Halt gebieten können. Um die Mitte des August, wo das Fest von Mariä Himmelfahrt mit feierlichen Prozessionen und glänzendem Ceremonienpomp in der katholischen Welt begangen zu werden pflegte, brach in der Provinz Flandern ein Bildersturm los, der sich bald über das ganze Land verbreitete. In St. Omer, in Ypern, in den Städten und Ortschaften an der Lys wurden Crucifixe umgestürzt, Bilder und Ornamente zerschlagen, Kirchen, Kapellen und Klöster verwüstet und beschädigt. Aehnliches geschah in Valenciennes und Tournay. Zwei Tage nach dem Fest brach in der herrlichen Kathedralkirche zu Antwerpen die Zerstörung los. Das Absingen eines Psalmes gab das Signal zur Verhöhnung der katholischen Gebräuche und zu Angriffen auf Bildwerke und Altäre. Die erhitzte Menge riß eine hölzerne Statue des gekreuzigten Heilands von der Wand und schlug sie mit Hämmern und Beilen in Stücke; das Bild der heil. Jungfrau wurde aus dem Schrein gerissen und unter Hohn- und Schmachreden zerstört; mit wildem Vandalismus stürzten die Tumultuanten über die Gegenstände der Andacht und des Cultus her, nicht blos die Symbole des Aberglaubens und des abgöttischen Heiligendienstes fielen unter ihren Schlägen, in ihrer Wuth schonten sie kein Kunstwerk, kein Gebilde liebevollen und mühsamen Schaffens. Selbst die große Orgel, der Stolz der Antwerpener Kirche, selbst die reichverzierte Kanzel wurden von rohen Händen zerschlagen. Das herrliche Werk niederländischer Kunstthätigkeit bot nach wenigen Stunden ein grauenvolles Bild wilder Zerstörungswuth; der Boden und die Wände waren mit Trümmern bedeckt, als die Bande unter dem Ruf: „Es leben die Geusen!" die Kathedrale verließ, um durch neue Pöbelhaufen verstärkt ihre entflammten Leidenschaften an andern Kirchen auszulassen. Drei Tage lang dauerte die

Bildersturm.

Bilderstürmerei in der Stadt, in den Vorstädten, in der Umgegend, ohne daß dem rohen Gebahren von irgend einer Seite Einhalt gethan worden wäre. Angst, Rathlosigkeit, Bestürzung hatte sich aller Gemüther bemächtigt. Man zählte vierhundert verwüstete Kirchen und Kapellen. Das Beispiel von Flandern und Brabant wurde bald in allen Provinzen nachgeahmt: von Hennegau und Namur bis nach Utrecht, Holland und Friesland verbreitete sich der neue Vandalismus gleich einer ansteckenden Krankheit; Kirchen und Kapellen, Klöster und religiöse Anstalten, Statuen, Heiligenbilder, Denkmäler der Andacht wurden entweiht, verstümmelt, geschändet, alle Anzeichen des Aberglaubens vernichtet. Wie viele Werke der Kunst, wie viele schätzbare Manuscripte fanden dabei ihren Untergang! Planlos und führerlos ging das Zerstörungswerk vor sich; es stand kein fanatischer Reformprediger wie John Knox, kein Schwärmer wie Thomas Münzer an der Spitze der wilden Schaaren, calvinische Prediger, wie Franz Junius und Ambrosius Wille verdammten das frevelhafte Thun, durch welches eine heilige Sache geschändet ward; der Impuls ging von den Volksmassen selbst aus, der Bildersturm war ein Akt heftiger Wuthausbrüche.

Charakter und Veranlassung. Dennoch waren selbst diese stürmenden Haufen bei ihren Handlungen nicht von gemeinen Motiven, sondern von religiösen Instinkten getrieben; wie viel Schmuck und Zierrath von Werth umherlag, es wurde nichts geraubt oder entwendet; keine Gewaltthat gegen Menschen wurde geübt. Die Wuth richtete sich nur gegen Stock und Stein; kein Mann ward verletzt, keine Frau beschimpft. Man mag das Thun und Treiben der tumultuirenden Schaaren, den rasenden Fanatismus des Pöbels noch so sehr verabscheuen und verdammen; immerhin wird man ein religiöses Moment, eine reformatorische Idee nicht wegleugnen können. Die Abzeichen des Aberglaubens, deren Verehrung die geistlichen Gerichte mit Martern und Todesstrafen aufrecht erhalten wollten, die Symbole einer knechtischen Gottesfurcht, eines äußerlichen werkheiligen Cultus, um derentwillen so manches Opfer von der Inquisition den Flammen überliefert, so mancher Akt erbarmungsloser Religionswuth geübt worden, diese Denkzeichen einer fanatischen Hierarchie sollten für immer abgethan, vom Erdboden weggefegt werden. „Jene Bildsäulen, verknüpft wie sie waren mit der erbarmungslosen Verfolgung, welche so lange Jahre hindurch auf den Provinzen gelastet, hatten aufgehört bloße Bilder zu sein. Sie erschienen dem Volk wie lebendige Wesen, wie verhaßte blutige Götzen, so daß es sich erhob und sie einer massenhaften Vernichtung weihte.“ Der Sturm, der über die niederländischen Provinzen hinzog, dauerte nur fünf oder sechs Sommertage; aber diese kurze Zeit war hinreichend, viele Denkmäler der Frömmigkeit, der Kunstfertigkeit, der historischen Erinnerung von der Menschenwelt verschwinden zu machen. Man mag es aufrichtig beklagen, daß sich an die Reformation so häßliche Züge ansetzten; allein schwere Krankheiten erfordern schwere Heilcuren; es muß manchmal Aergerniß in die Welt kommen; wer aber den Anlaß gegeben, auf den fällt die Hauptschuld.

Die Regentin wurde bei der Nachricht von der Antwerpener Frevelthat von großem Schrecken erfaßt; sie fürchtete, daß die Bilderstürmer auch über die Hauptstadt hereinbrechen möchten; sie traf bereits Anstalten zur Flucht nach der festen Stadt Bergen. Nur mit Mühe gelang es den Vorstellungen Egmonts und Oraniens und des Brüsseler Gemeinderaths, sie von diesem verderblichen Plan abzubringen; die städtische Miliz besetzte die Thore, mehr um die Abreise zu verhindern als zur Sicherheit. Auch den adeligen Herren war nicht wohl bei der Sache; die Spaltung, die schon früher bemerkt worden, erweiterte sich; bei Vielen ging das bisherige Siegesbewußtsein in Niedergeschlagenheit über. Diese Stimmung erleichterte den Großen das Bestreben, zwischen der Regierung und den Verbündeten eine Uebereinkunft zu vermitteln, damit der Aufruhr unterdrückt und die Schuldigen gestraft werden möchten. Margaretha zeigte bei der Gelegenheit, daß sie die Lehren Loyola's und Machiavelli's wohl begriffen, daß sie die würdige Schwester Philipps sei. Sie ließ sich in einen Vertrag ein, durch den sie die Abschaffung der Inquisition und die religiösen Versammlungen der Reformirten zugestand und den Verbündeten Straflosigkeit für das Vergangene verhieß; dafür versprachen die Junker des Geusenbundes, daß sie, so lange jene Zusagen gehalten würden, die Ligue als aufgelöst ansehen und die Oberstatthalterin in der Unterdrückung der Unordnungen und Bestrafung der Bilderstürmer unterstützen wollten. Aber zu gleicher Zeit flehte Margaretha ihren Bruder kniefällig um Verzeihung, daß sie mit der Reformationspartei ein Abkommen geschlossen; man habe sie wie eine Gefangene in ihrem Palast dazu genöthigt; ihr Trost sei nur, daß der König das Versprechen, das sie in ihrem eigenen Namen gegeben, als ein abgedrungenes nicht zu halten gebunden sei. Margaretha erntete aus dem Compromiß mit den Verbündeten und aus der Bestürzung und Spaltung der Edelleute Früchte, wie sie dieselben kaum erwartet haben mochte. Alles war bemüht, das öffentliche Leben wieder in ruhigen Lauf zu setzen, die gestörte Ordnung durch billige Zugeständnisse wie durch Bestrafung der Frevler auf gesetzlicher Basis wieder aufzurichten. In Antwerpen, wo die Bewegungspartei sich am meisten hervorgewagt, gelang es dem verständigen Auftreten Oraniens, des Burggrafen der Stadt, durch Bestrafung der Rädelsführer und durch Versöhnlichkeit gegen die Verführten und Verirrten der Anarchie vollkommen Meister zu werden; und wenn auch die Regentin es unwillig aufnahm, daß er den Calvinisten sechs Kirchen zum gottesdienstlichen Gebrauch einräumte, so mußte sie doch anerkennen, daß er das Möglichste gethan und erreicht habe, und daß der Dank, den ihm die Bürgerschaft aussprach, wohl verdient sei. Aehnliche Erfolge erreichte er in Utrecht und Holland, wo er das Amt eines Statthalters bekleidete. Auch hier gab er der Obrigkeit und den Gesetzen wieder Ansehen und beruhigte zugleich die Gemüther durch Gewährung religiöser Duldung, wie die Verhältnisse und der Zeitgeist sie forderten und wie sie seinen Grundsätzen von Gewissensfreiheit entsprachen.

Die Statthalterin und die Adelshäupter.

23. und 25. August 1566.

Seinem Beispiel folgten Hoorn in Doornik und Hoogstraten in Mecheln. Dagegen verfuhr Egmont in Flandern und Artois mit solcher Strenge und Rücksichtslosigkeit, daß die Herzen der Bevölkerung, die ihm früher so begeistert entgegengeschlagen, sich von ihm abwandten. Zahllose Ketzer und Bilderstürmer fielen seinem blutigen Terrorismus zum Opfer. Wenn er aber hoffte, durch seinen zur Schau getragenen Eifer für die katholische Staatsreligion Gnade und Verzeihung für das Vergangene zu erlangen, so irrte er. Vor den Augen Philipps war er nicht minder schuldig als Oranien, und Margaretha bediente sich der niederländischen Herren nur so lange als sie ihrer bedurfte und ihr keine andern Hülfsmittel zu Gebote standen. Je tiefer die Spaltung unter der Adelsgemeinde eindrang, desto sicherer war der Sieg des Königthums und der römischen Kirche. Aus den Briefen der Oberstatthalterin nach Madrid leuchtete die heftigste Abneigung gegen die Großen, der bitterste Haß gegen die frondirende Junkerschaft hervor; sie wendete wieder ihr Vertrauen den alten „Kardinalisten", insbesondere dem Präsidenten Viglius zu und bereute es, jemals von dem System Granvella's abgewichen zu sein, jemals der Nachgiebigkeit und Toleranz das Wort geredet zu haben.

Die Windstille vor dem Sturm. Vor der Hand aber mußte dieses System des Zuwartens, der scheinbaren Versöhnung, der Nachsicht gegen die Ketzer noch einige Zeit aufrecht erhalten werden; man wollte die Häupter der Reformpartei sicher machen, um dann den zerschmetternden Schlag um so nachdrücklicher führen zu können. Während Margaretha in ihren Berichten die ungerechtesten Beschuldigungen gegen die Häupter des hohen Adels aussprach, ihnen die Absicht beilegte, das Haus Oesterreich vom Throne zu verdrängen, die Niederlande von der Herrschaft Spaniens loszumachen, heuchelte sie äußerlich Versöhnlichkeit, legte den gottesdienstlichen Handlungen der Reformirten an den ihnen zugewiesenen Orten keine Hindernisse in den Weg und schien dem Gedanken der Religionsduldung, der ihr von den Patrioten so nachdrücklich empfohlen ward, in ihrem Innern Raum zu geben. In der Kunst der Verstellung und Selbstbeherrschung stand sie dem Vater und Bruder nicht nach. So kam es, daß auf die bewegten Tage des Bildersturms eine Windstille, eine Waffenruhe und Friedenspause eintrat, welche die Autorität der Regierung bedeutend kräftigte. Die Ligue war aufgelöst oder zersprengt, und gar mancher Theilnehmer suchte durch Kundgebung royalistischer Gesinnung das Vergangene in Vergessenheit zu bringen; die Katholischen, unter ihnen auch Egmont, näherten sich der Regentin.

Politische Schachzüge in Brüssel. Doch unterließ man es, in die religiösen Dinge einzugreifen. Wie widerwärtig immer der Herzogin die Wahrnehmung war, daß die Ketzerei so offen um sich greife, so konnten doch die Calvinisten Flanderns und Brabants nicht gehindert werden, da und dort ihre kirchlichen Einrichtungen, ihre Gemeinde- und Synodalverfassungen, ihre gottesdienstlichen Formen und Glaubenslehren nach der Genfer Musterkirche zu begründen; in Antwerpen wurde das oberste Consistorium constituirt. Auch die Anhänger der Augsburger Confession folgten den Vorschriften Luthers, und in Holland und Friesland

feierten die Taufgesinnten ihre religiösen Zusammenkünfte. Nicht ohne heimliche Freude bemerkte der Brüsseler Hof die confessionelle Spaltung im feindlichen Heerlager, die bald deutlich genug zu Tage kam und der Regierung einen siegreichen Ausgang versprach. Dem scharfsichtigen Prinzen von Oranien entging es nicht, daß hinter dem äußeren Sonnenschein schwere Gewitterwolken aufzögen. Er wußte, wie man am Hofe zu Brüssel und Madrid gesinnt war. Wie sorgfältig immer König Philipp seine Briefschaften einzuschließen pflegte, das Gold des Oraniers hatte im königlichen Cabinet käufliche Seelen gewonnen, die ihm Abschriften mittheilten; selbst Margaretha glaubte Spuren zu entdecken, daß ihre geheimsten Correspondenzen den Edelleuten bekannt seien. Ein Brief Alava's, des spanischen Gesandten am französischen Hof, dessen Echtheit freilich von Margaretha bestritten ward, ging von Hand zu Hand. Er enthüllte die treulose spanische Politik, unter dem Schein des Vertrauens die adeligen Herren in Sicherheit einzuwiegen, bis der Tag der Rache und Züchtigung gekommen und der Vertrag mit Frankreich zur Ausrottung der Ketzer gereift sei. Vergebens versuchte jedoch Oranien, die angesehensten Häupter zu einer Verständigung zu bringen, damit man nicht wehrlos und unvorbereitet sei, wenn Spanien zum Schlag aushole; die Zusammenkunft, die er und sein Bruder Ludwig mit Egmont und Hoorn in Dendermonde hatten (Okt. 1566), blieb wirkungslos. Der sanguinische Graf, der sich durch seine vergangenen Verdienste und das Bewußtsein seiner guten Absichten gegen jede Hinterlist und Tücke gesichert glaubte, beharrte auf der Bahn unwandelbarer Loyalität, die ihn zum Schiffbruch führen sollte. Auch trug er in seinem katholischen Bewußtsein Bedenken, Arm in Arm mit einem Manne zu gehen, der, wenn er auch noch immer äußerlich zu der herrschenden Kirche hielt, doch durch seine Geburt, seine Verwandtschaft, sein eigenes weitherziges Verhalten gegenüber den confessionellen Fragen, zu den Ansichten der Reformation neigte. Es sollte sich bald genug zeigen, wie sehr durch die vertrauenselige Hingebung der Herren die religiöse und politische Freiheit der Provinzen in Gefahr gerieth und wie ohnmächtig und führerlos das Land am Ende des Jahres der fremden Machtherrschaft gegenüberstand. Noch niemals hatte sich Margaretha mit solchem Eifer, mit so angestrengter Thätigkeit den Staatsgeschäften gewidmet. Unaufhörlich war sie bemüht, die öffentliche Gewalt zu stärken: die religiösen Versammlungen wurden nicht verhindert, aber die Organisation reformirter Gemeinden, die Entwickelung einer kirchlichen Lebensgemeinschaft auf alle Weise erschwert; sie vermehrte ihre Truppen und stellte zuverlässige Führer an die Spitze, sie ertheilte dem royalistischen Eiferer Philipp von Noircarmes, Statthalter von Hennegau, wo die calvinischen Doctrinen die meisten und entschiedensten Anhänger zählten, den Befehl, in die Stadt Valenciennes eine Besatzung zu legen, und als die Bürger, aufgeregt durch den einflußreichen, feurigen Prediger La Grange, die Thore schlossen und sich der Aufnahme der Garnison widersetzten, gestattete sie, daß der Befehlshaber die ungehorsame Stadt in Aufruhrstand erklärte und zu ihrer Belagerung Anstalten traf. Es war kein leichtes Unternehmen. Die Bürger von Valenciennes, das Beispiel ihrer französischen Glaubensgenossen nachahmend, vertheidigten sich mit einem Muthe, der selbst die Feinde zur Bewunderung zwang. — Jetzt erhob auch die Opposition wieder in andern Gegenden ihr Haupt. Noch während der Belagerung von Valenciennes suchte Brederode den Geusenbund zu neuer Thätigkeit anzufeuern. Allein die Lage war nicht mehr die frühere: Die Verbündeten waren unter einander gespalten und zwieträchtig; ohne das alte Vertrauen zu der eigenen Kraft hatten sie zugleich bei Volk und Regierung an Einfluß und Ansehen verloren. Als bekannt wurde, daß etliche hundert Cavaliere unter Brederode's Führung wieder wie ehedem eine demonstrative Petition einreichen wollten, damit die Vertragsbestimmungen vom 24. August eingehalten, die Belagerung von Valenciennes und die Beschränkungen

des reformirten Gottesdienstes aufgehoben werden sollten, wurde ihnen keine Audienz gewährt, und als sie das Schriftstück einsandten, konnten sie aus dem Tone der Antwort ersehen, wie sehr sich die Regentin ihrer gehobenen Machtstellung bewußt geworden war. Febr. 1567. Sie drückte ihr Erstaunen aus, daß noch von einer Ligue die Rede sei, die doch seit jenem Versöhnungsakt zu bestehen aufgehört habe, verwahrte sich, daß sie mit der Gewährung des Predigens außerhalb der Städte zugleich die Constituirung von Sektengemeinden habe dulden wollen, und warnte sie, durch ihr Auftreten die Langmuth des Monarchen zu ermüden.

Die ersten Waffengänge. Nach dieser stolzen Abweisung ihrer Beschwerdeschrift beschlossen die Verbündeten sich in wehrhaften Stand zu setzen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Beunruhigende Gerüchte, daß der König nächstens mit Heeresmacht in das Land kommen werde, daß überall Werbungen und Kriegsrüstungen vorgenommen würden, durchschwirrten die Luft. Man sammelte Geldbeiträge bei den reicheren Gesinnungsgenossen; in Viane, dem Stammsitz Brederode's, wurde bewaffnete Mannschaft zusammengezogen; man wollte Valenciennes befreien, man wollte verhindern, daß Garnisonen in die Städte gelegt würden, man wollte den Reformirten Cultusfreiheit verschaffen. Das ganze Land gewann ein kriegerisches Ansehen; auch die Regentin fuhr fort, ihre Truppen zu vermehren; bei Ostruweel, fast unter den Mauern von Antwerpen lieferte ihr Feldherr Lannoy den Freischaaren, welche der junge kühne Marnix, Herr von Tolouse, Bruder von St. Aldegonde, von Walcheren die Schelde herauf geführt hatte, ein scharfes Treffen. In furchtbarer Aufregung schauten die Calvinisten der Handelsstadt von den Mauern dem Kampfe zu; aber sie konnten den bedrängten Brüdern nicht zu Hülfe kommen. Auf Oraniens Befehl wurden die Thore verschlossen gehalten; er wollte nicht, daß die Streitkräfte des Landes durch kleine Fehden nutzlos vergeudet würden. Mit Entsetzen mußten sie zusehen, wie Tolouse und seine Schaaren von den geübten Truppen Lannoy's de Beaurevoir und den wallonischen Veteranen Egmonts geschlagen wurden und entweder durch die Waffen 12. März 1567. der Feinde oder in den Wellen der Schelde oder in den Flammen der angezündeten Schanzwerke ihren Tod fanden. Nur mit großer Anstrengung gelang es dem besonnenen Muth Oraniens, mit Hülfe des katholischen und lutherischen Theiles der Bevölkerung die empörten Calvinisten Antwerpens von Gewaltmaßregeln abzuhalten und einen Bürgerkrieg innerhalb der Stadt zu verhindern. Der Magistrat und der angesehenere Theil der Einwohnerschaft dankte dem Prinzen; aber im Heerlager der Geusen wurden schlimme Nachreden gegen ihn geführt. Kurz nachher wurde ein anderer Kriegshaufen der Conföderirten von einer Abtheilung der Belagerungsarmee Noircarmes' bei Doornik überwunden und auch diese Stadt durch eine Besatzung sicher gestellt. Aber Valenciennes beharrte noch immer im Widerstand. Vergebens suchten Egmont und Aerschot im Namen der Herzogin die Bürgerschaft zur vertragsweisen Unterwerfung zu bringen; im Vertrauen auf die feste Lage und in der Hoffnung auf Hülfe von Außen verwarf sie jedes Abkommen, das ihr eine Besatzung auferlegt hätte. Da schritt endlich

Noircarmes zur Beschießung mit schwerem Geschütz. Ein Bombardement, wie es in jener Zeit unerhört war, richtete in Kurzem solche Verheerungen an, daß kein Widerstand mehr möglich war. Nun zogen die königlichen Truppen in 2. April 1567.
Valenciennes ein und besetzten die Citadelle. Die Stadt verlor ihre Privilegien und mußte Strafgelder zahlen; alle Kirchen wurden dem katholischen Gottesdienst zurückgegeben und sechsunddreißig Calvinisten, unter ihnen der Prediger La Grange zum Blutgerüst oder zum Galgen verurtheilt. Mit dem Falle von Valenciennes war der Sieg der Regierung entschieden. Keine Stadt weigerte sich, königliche Besatzungsmannschaften aufzunehmen; nur Antwerpen blieb Dank der verständigen und kraftvollen Haltung Oraniens, noch einige Zeit von der Belastung verschont. Ueberall lag die Opposition machtlos zu Boden, die Autorität der Oberstatthalterin war mehr als je befestigt. Admiral Hoorn, ein gerader männlicher Charakter, der in des Kaisers und Königs Diensten sein Vermögen aufgewendet und nur Undank und Mißtrauen geerntet hatte, legte seine Aemter nieder und zog sich auf seinen halbverfallenen Landsitz zu Wert, seine „Einöde" zurück, und Oranien beobachtete mit wachsamem Blick den Gang der Dinge und das Hereinbrechen der Gewaltmaßregeln, die er in der Vorbereitung begriffen sah. Nach seiner Ansicht war nur eine patriotische Erhebung des gesammten Landes im Stande, dem drohenden Ungewitter zu begegnen. Solche war aber bei der Zerfahrenheit aller Parteien und bei der Ohnmacht und Niedergeschlagenheit der Opposition nicht zu erwarten.

Oranien und Egmont standen jetzt am Scheideweg ihrer politischen Laufbahn. Spaltung
Der edle Graf suchte seine Pflichten gegen das Land mit der Loyalität gegen die Re- unter den Adels-
gierung zu vereinigen und that nach keiner Seite Genüge; Oranien erkannte, daß kein häuptern.
Mittelweg in den sicheren Port führe, daß nur die Wahl bestehe, Hammer oder Amboß zu sein. Er hatte den neuen Eid der Treue, durch den die Regentin alle Beamten, Statthalter und Würdenträger zum blinden Gehorsam gegen den König und seine Befehle verpflichten wollte, abgelehnt; er habe oft genug geschworen, sagte er, den Interessen des Monarchen zu dienen, und werde den Schwur halten; aber er könne nicht zum voraus Verbindlichkeiten eingehen, die ihn in Conflikt mit seinen Grundsätzen und mit seinen Pflichten gegen Land und Volk bringen könnten. Nicht so Egmont. Er folgte zögernd dem Beispiele der Royalisten, eines Mansfeld, Aremberg, Meghen, Aerschot, Noircarmes, die bei dem bevorstehenden Schiffbruch eine reiche Ernte für sich einzuthun hofften; und doch war er eine viel edler angelegte Natur als seine egoistischen Genossen.

4. Herzog Alba und der „Blutrath".

Es wird erzählt, König Philipp habe bei der Nachricht von der Bilder- Der König und der
stürmerei in Antwerpen und in den Provinzen wuthentflammt ausgerufen: „Das Staatsrath
soll sie theuer zu stehen kommen; bei der Seele meines Vaters schwöre ich, sie in Madrid.
sollen es schwer büßen." So wenig Wahrscheinlichkeit es hat, daß der zurückhaltende Monarch, der wie kein Anderer die Kunst der Selbstbeherrschung verstand und nie errathen ließ, was in seinem Innern vorging, sich durch eine momentane

Aufwallung zu solchen Aeußerungen habe hinreißen lassen; so unterliegt es doch kaum einem Zweifel, daß er wirklich so gefühlt und gedacht hat. Aber er blieb seinem Charakter treu. Er hörte ruhig und gelassen die Vorträge seines Staatsraths an. Alle waren der Ansicht, der König selbst solle sich nach den Niederlanden begeben; nur seine eigene Person könne den Frieden und die Ordnung herstellen; aber mit starker Heeresmacht müsse er erscheinen, meinte Alba, während dessen Rivale Ruy Gomez auch jetzt noch den Weg staatskluger Verhandlungen mit den eingebornen Großen empfahl. Der Monarch hielt mit der Entscheidung zurück. Die Depeschen an Margaretha mit den behutsamen Zugeständnissen an die Opposition waren bereits abgegangen; sollte man nicht erst zuwarten, welche Wirkung sie hervorbrächten? In diesem Geiste waren alle Schriftstücke abgefaßt, welche in den nächsten Monaten nach Brüssel befördert wurden. Unterdessen wurde Montigny in Madrid in einer Art Ehrenhaft zurückgehalten. Man begegnete ihm nach wie vor mit Höflichkeit und Aufmerksamkeit, fand aber immer eine Ursache, seine Abreise zu verzögern; wie sehr er sich auch sehnte, seine junge neuvermählte Gattin, die ihrer Niederkunft harrte, zu umarmen. Montigny erkannte, daß man am castilischen Hofe alle Schuld auf den turbulenten Adel zu schieben geneigt war, und gab seinen Freunden manchen geheimen Wink über die herrschende Stimmung. Seine Mittheilungen bestätigten, was Oranien aus andern Quellen erfuhr. Der Brief Alava's, ob echt oder gefälscht, war nur der Reflex dieser Ausstrahlungen aus dem Cabinet und den Regierungskreisen. Der vorsichtige Edelmann war der Ansicht, man solle durch geheime Rüstungen sich in die Lage setzen, einem bewaffneten Eindringen von Seiten Spaniens mit einem gewaltsamen Widerstand zu begegnen; es ist uns aber bekannt, daß die Berathung mehrerer Adelshäupter in Dendermonde fruchtlos zerrann, daß der Vorschlag des Prinzen an dem Widerstreben des vertrauensvolleren Egmont scheiterte. Das schärfere Hervortreten der Reformationspartei und der Geusen unter Brederode und Ludwig von Nassau gegenüber der wachsenden Reaction am Brüsseler Hof kam den geheimen Plänen in Madrid zu Statten. Als da und dort der Aufruhr sich zum offenen Kampfe hervorwagte, vor Antwerpen, Doornik, Valenciennes Gefechte geliefert wurden; da triumphirte die castilische Kriegspartei. Dahin, hieß es, kommt man mit dem System der Nachgiebigkeit, der Transactionen; die Hand der königlichen Gnade werde zurückgestoßen; nicht um die Wohlfahrt des Landes, nicht um Recht und Freiheit sei es den frondirenden Großen zu thun, sondern sie wollten Thron und Altar umstürzen, um mit der Ketzerei ihre eigene Herrschaft aufzupflanzen; nun könne von Schonung und Versöhnung keine Rede mehr sein. Es war der Kriegspartei nicht genügend, daß mit Hülfe der Royalisten und der Landestruppen der Aufruhr niedergeschlagen, die trotzigen Städte zum Gehorsam gezwungen, die Gewalt und Autorität der Oberstatthalterin glänzend hergestellt wurden; so lange die Anhänger Calvins noch Freiheit des Glaubens und Cultus verlangen durften; so lange man die Berufung auf die alten Rechte und Privilegien als Maske für Umtriebe und

Empörung benutzen könnte, sei das monarchische Regiment, sei die königliche Macht und Souveränetät nur ein Schatten; Ordnung, Ruhe und Frieden könnten nur dauernd begründet werden, wenn das absolute Königthum mit der katholischen Staatsreligion, wie sie in Castilien beständen, auch in den niederländischen Provinzen aufgerichtet und durch feste Organisationen gesichert würden. Dafür sei jetzt der günstige Moment gekommen: der Geusenbund sei zersprengt und aufgelöst; der Adel durch Religionsverschiedenheit und politische Gegensätze gespalten; der Oppositionsgeist der Völker durch die Niederlagen im offenen Waffengang gedemüthigt und gebrochen; die Regierungsorgane in Brüssel seien gekräftigt und wohl geeignet einem entschlossenen Heerführer, der mit fremder Kriegsmacht herbeikäme, den königlichen Absolutismus begründen zu helfen.

Oranien und Egmont.

Nach einem Heerführer von solchem Charakter brauchte man sich in Madrid nicht lange umzusehen. Wollte man Gewalt anwenden, so war Niemand geeigneter als der Mann, der schon im Schmalkaldischen Kriege bewiesen hatte, wie man die Feinde des Kaisers und der römischen Kirche bekämpfen, bezwingen und gefangen nehmen müsse, als der Herzog von Alba, das Haupt der Kriegspartei im königlichen Staatsrathe. Daß dieser eiserne Feldherr ausersehen sei, die Niederlande zur Unterwerfung und zum stummen Gehorsam zu bringen, hatte Wilhelm von Oranien durch seine geheimen Agenten erfahren, als er den neuen Treueid ablehnte und seine Aemter niederlegte; ja als die Regentin ihn durch ihren Secretär von seinem Vorsatze abzubringen suchte, gab er als Hauptgrund seiner Weigerung an, daß der König leicht einen Stellvertreter senden könnte, dem zu gehorchen er weder mit seiner Ehre noch mit seinem Gewissen vereinbar finden möchte. Er hatte bereits den Entschluß gefaßt, sich zu seinen Verwandten in Deutschland zu begeben. Ehe er abreiste, fand die berühmte Zusammenkunft zu Willbroek, einem Dorfe zwischen Antwerpen und Brüssel, statt, welcher außer Egmont und Oranien nur noch zwei oder drei vertraute Edelleute anwohnten. Goethe hat den Inhalt des Gesprächs mit poetischem Geiste erfaßt und ohne Zweifel richtig gezeichnet. Oranien wollte den alten Freund und Bundesgenossen, welchem er von Herzen gut war, durch rechtzeitige Warnungen vor dem Abgrund bewahren, dem er ihn sorglos zuschreiten sah; er wollte den Gefährten bewegen, dem herannahenden Sturm auszuweichen, denn die spanische Politik habe es auf die Großen abgesehen; man wolle erforschen, „was der Rumpf ohne Haupt anfinge“; man werde versuchen „das Volk zu schonen und die Fürsten zu verderben.“ Egmont's leichtes, sanguinisches Temperament glaubte nicht an die spanische Tücke, an die Rachsucht eines menschenfeindlichen Tyrannen. Im Gefühle seines loyalen Strebens und im Vertrauen auf seine vergangenen Verdienste und seine bewährte Treue und Anhänglichkeit an das Regentenhaus schlug er die Warnungen aus dem Sinn. „Ich vertraue auf die Gerechtigkeit des Königs“, sprach er, „unmöglich kann er Männer, welche die Ordnung im Lande wiederhergestellt, strafbar finden.“ Dieses Vertrauen, bemerkte der Andere, wird Euch ins Verderben führen; „Ihr

werdet den Spaniern als Brücke dienen, um ins Land hineinzukommen." Mit diesen prophetischen Worten nahm Oranien, zu Thränen gerührt, Abschied von dem Freunde, den er nie wieder sehen sollte. Freilich war, auch abgesehen von dem politischen Scharfblick des Einen und der geringen Menschenkenntniß des Andern, die Lage der beiden Adelshäupter sehr verschieden. Egmont's Güter lagen in Flandern; wenn er aus dem Lande ging, konnten sie ihm entrissen, konnte er mit seiner töchterreichen Familie an den Bettelstab gebracht werden, während Oranien von seinen großen deutschen Besitzungen aus leicht zuwarten mochte, bis die Sturmfluthen sich verliefen. Und durfte der flandrische Graf, der so energisch für die katholische Kirche gestritten, so strenge gegen die Calvinisten vorgegangen, der den neuen Treueid geschworen und dafür in einem königlichen Handschreiben belobt worden, der durch Sorgen und Arbeit im Dienste des Monarchen mit sechsundvierzig Jahren grau geworden war, nicht eher auf Verzeihung und Gnade rechnen als der deutsche Fürstensohn, der im lutherischen Elternhaus herangewachsen, eine lutherische Gemahlin und lutherische Kinder besaß, und während der bürgerlichen Unruhen in Holland und Utrecht stets die Fahne der Toleranz und Gewissensfreiheit aufgepflanzt hatte? Der Verdacht war nicht unbegründet, daß der Prinz entsetzt über die Gräuel der Religionsverfolgung bereits der katholischen Kirche entsagt habe, welche die Wahrhaftigkeit ihrer Glaubenslehren durch Inquisitionsgerichte, Scheiterhaufen und Kerkerstrafen darzuthun suchte.

Oraniens Abgang. Flucht der Patrioten. 1567.

Am letzten April verließ Wilhelm von Oranien Breda, nachdem er noch in einem Schreiben an Egmont und an Hoorn die bisherigen Genossen seiner fortdauernden Liebe und Freundschaft versichert und ihnen die Gründe seines freiwilligen Exils auseinandergesetzt und in einem andern an den König selbst die Betheuerung ausgesprochen, daß er niemals die Pflichten eines Vasallen aus dem Auge verlieren werde. Er nahm seine Familie und seinen ganzen Haushalt mit sich; nur seinen Erstgebornen, den dreizehnjährigen Grafen von Bühren, der in Löwen seinen Studien oblag, ließ er in der Universitätsstadt zurück. Und er mußte den Kummer erleben, daß dieser Sohn auf Philipps Befehl nach Spanien gebracht, dort im strengsten Katholicismus erzogen und dadurch für immer nicht nur seinen Eltern und Geschwistern, sondern auch der großen Sache seines Vaterlandes entfremdet ward. — Ein reiches Gefolge von Dienern und Untergebenen begleitete den abziehenden Fürsten nach Dillenburg, seinem Geburtsort, wo er seinen Wohnsitz aufschlug. Mit Oranien schien der schützende Genius aus den Niederlanden weggezogen zu sein. Ein dumpfes Vorgefühl der bevorstehenden Schreckenstage kehrte in die Gemüther ein; Niedergeschlagenheit war auf allen Gesichtern zu bemerken; in ganzen Schwärmen sah man fleißige Gewerbtreibende aus den niederländischen Städten auswandern, um in England und Deutschland ein Asyl zu suchen. Die Reste des Geusenbundes waren bestrebt entweder durch Sinnesänderung und demüthige Unterwerfung Verzeihung zu

erlangen, oder sie ergriffen die Flucht. Der Bettelsack, den sie Anfangs aus Spott und Uebermuth trugen, war jetzt für die Meisten ein Zeichen ihres wahren Zustandes. Unter den Flüchtigen war auch Brederode, der sich durch sein wüstes Treiben und Renommiren bei Adel und Volk verächtlich gemacht hatte. Als auch Amsterdam, wo er sich zuletzt aufgehalten, gleich den übrigen Städten in Holland Besatzung aufnahm und sich in Demuth unterwarf, schiffte er sich mit einigen Gefährten ein und entkam glücklich nach Deutschland, wo er im nächsten Jahr auf Schloß Hardenberg starb, arm an Gütern, aber reich an getäuschten Hoffnungen. Ein neues Edikt der Regentin vom 24. Mai, worin alle Plakate und Strafbestimmungen gegen jede öffentliche Kundgebung ketzerischer Gesinnung wieder in Kraft gesetzt, alle Zugeständnisse, welche in den Tagen der Noth und der Unruhen den Calvinisten und anderen „Sektirern" bewilligt worden, zurückgezogen wurden, war die Einleitung zu der Schreckensherrschaft unter Alba. Und selbst dieses Blutedikt war in den Augen Philipps zu mild, daher es nach zwei Monaten widerrufen werden mußte. Seitdem herrschte nur Rache und Willkür.

In den ersten Frühlingstagen des Jahres 1567 sprach man in Madrid, in Rom, in Brüssel viel von der bevorstehenden Reise des Königs Philipp nach den Niederlanden. Schon wurden Zurüstungen in den Seehäfen angeordnet, Prozessionen für den glücklichen Ausgang veranstaltet, Couriere nach allen Seiten abgeschickt. Aber während man mit großer Erwartung diesem vielbesprochenen Ereigniß entgegensah, empfing Herzog Alba zu Aranjuez aus den Händen des Königs seine Ernennung als Oberbefehlshaber der Niederlande mit mehreren Vollmachten, durch welche nicht blos die Militärmacht, sondern die ganze öffentliche Gewalt ihm übertragen war. Mit einem kleinen, aber abgehärteten Heere schiffte er sich in Cartagena ein und erreichte die genuesische Küste. Am 2. Juni hielt er zu Alessandria Musterung über die gesammte Mannschaft, die aus den verschiedenen italienischen Reichstheilen sich in Piemont gesammelt hatte. Die ganze Streitmacht betrug nicht viel über 10,000 Mann; allein es waren durchgängig geübte Krieger, von denen die meisten schon die kaiserlichen Feldzüge mitgemacht hatten, Leute von strammer Haltung und Kriegszucht. Viele Edle schlossen sich freiwillig an, um unter dem berühmten Feldherrn, der damals im sechzigsten Lebensjahr stand, Lorbeern zu erfechten. Auch Alba's beide Söhne, Friedrich und Ferdinand von Toledo, der letztere ein illegitimer Sprößling, Prior des Johanniterordens und des Vaters Liebling, dienten im Heer. In drei Abtheilungen zogen die Truppen über den Mont Cenis durch Savoyen, Burgund und Lothringen, oft durch enge Gebirgspässe und schwer zugängliche Wälder, aber stets in guter Ordnung und strenger Kriegszucht; selbst die Buhldirnen, die sich in großer Menge dem Zuge anschlossen, standen unter scharfer Aufsicht und Disciplin. Man mußte das französische Gebiet vermeiden, weil der Hof in Paris befürchtete, der Durchzug möchte neue Aufstände der Hugenotten hervorrufen.

Alba's Zug nach den Niederlanden.

15. April 1567.

Gegen Mitte August betrat die Armee im Luxemburgischen den niederländischen Boden. Die Edelleute, die Ritter des goldenen Vließes, die Mitglieder des Staatsraths, unter ihnen Egmont, beeilten sich dem neuen Befehlshaber ihre Huldigungen darzubringen. Sie wurden mit Anstand und Höflichkeit empfangen; der Herzog verstand so gut wie König Philipp seine Gedanken und Vorsätze in schweigsamer Brust zu verschließen. Wenn er beim ersten Anblick Egmonts zu seiner Umgebung die Worte sprach: „Da kommt der größte Ketzer," so suchte er schnell den Eindruck durch verdoppelte Artigkeit zu verwischen. An der Seite des Grafen ritt er in Brüssel ein und stieg im Culemborghschen Palast ab, da, wo zwei Jahre vorher der Geusenbund geschlossen worden war.

Margaretha's Stellung. Alba fand bei seiner Ankunft ein ruhiges und gehorsames Volk, das den Befehlen der Regierung keinen Widerstand mehr entgegensetzte. Wir wissen ja, wie rasch nach dem Bildersturm und nach der Niederwerfung der einzelnen aufrührerischen Bewegungen die Autorität der Regentin und des Staatsrathes im ganzen Lande wieder zur Geltung gekommen. Die Geusen waren zersprengt, flüchtig oder fügsam; in den Städten lagen zuverlässige Garnisonen; in Antwerpen war unter den Augen der Oberstatthalterin die katholische Kirche in ihrem alten Glanze und in ihrer Herrschaft hergestellt, die Spuren der Zerstörung getilgt worden; die Reformirten zitterten unter dem Terrorismus des neuen Strafediktes, kaum in ihrer häuslichen Andacht gegen Verfolgung gesichert. Die königliche Macht war stärker als je zuvor. Margaretha hatte nicht versäumt, den Bruder von diesem Triumphe seiner Hoheitsrechte in Kenntniß zu setzen, und ihm gerathen, er möge durch sein persönliches Erscheinen die zurückgekehrte Ordnung kräftigen, den Gemüthern wieder Beruhigung und Vertrauen einflößen. König Philipp beobachtete seine gewöhnliche Hinterhaltigkeit. Als die Absendung des eisernen Herzogs schon beschlossene Sache war, nährte er noch immer den Glauben, daß er demnächst selbst nach Brüssel kommen werde; ja als Alba bereits seine Bestallungsdekrete in der Tasche hatte, hieß es noch, er sei nur der Vorläufer des Monarchen. Die Regentin ließ er ganz in Unsicherheit über ihre Stellung. Vergebens machte sie, als an dem Einrücken Alba's nicht mehr zu zweifeln war, dem König Vorstellungen über die unwürdige Lage, in die sie durch die Ankunft eines Oberbefehlshabers gesetzt werde, über dessen Stellung zu ihrer eigenen Regierung sie im Ungewissen sei; er möge sie doch nach einer achtjährigen treuen Amtsverwaltung nicht in den Augen des Volkes herabsetzen, nicht in ihrer Ehre kränken. Es erfolgten höfliche Antwortschreiben, die aber die Hauptsache unentschieden ließen. Unterdessen rückte das Heer immer näher, und Alba hielt seinen Einzug in die Hauptstadt. Der Herzog war ein zu erprobter Diener seines Herrn, als daß er das feine Gespinnst der spanischen Staatskunst durch barsches, verletzendes Auftreten gegenüber der Kaisertochter hätte zerreißen mögen. Er ließ es bei seiner Aufwartung im Schloß nicht an Artigkeit und äußerlicher Unterwürfigkeit fehlen; mit seinen ausgedehnten Vollmachten hielt er behutsam zurück;

sie sollten nur nach und nach, nur stück- und stoßweise bekannt werden. Die kluge Italienerin erkannte jedoch bald, daß es mit ihrer Macht und Autorität zu Ende sei; die wallonischen Besatzungen, deren Aufnahme in den größeren Städten sie mit so vieler Mühe, mit Gewalt und Drohungen bewirkt hatte, wurden durch spanische und italienische Mannschaften verstärkt oder ersetzt, ohne daß der Herzog zuvor ihre Einwilligung eingeholt oder ihre Mitwirkung begehrt hätte. Sie sei zu sehr mit andern Geschäften überhäuft, äußerte er, als daß er sie auch noch mit den militärischen Anordnungen behelligen wollte. Die Municipalbehörden mußten die Schlüssel der Stadtthore ausliefern; die Berufung auf ihre Privilegien blieb unbeachtet. Die Herzogin war tief verletzt. „Sie habe ihre Gesundheit, vielleicht ihr Leben aufs Spiel gesetzt," schrieb sie nach Madrid, „und nun, da sie die Ruhe hergestellt, ja den König mächtiger als zuvor gemacht, nun komme ein Anderer, um die Frucht ihrer Mühen und Leiden zu ernten." Sie bot dem Monarchen ihre Entlassung an, man gab ihr einen ausweichenden Bescheid.

Düstere Stimmung.

Seit dem Einzug des Herzogs lag ein Gefühl von Angst und Sorge, eine tiefe Niedergeschlagenheit auf den Gemüthern; es war Allen zu Muthe, „als wäre der Himmel mit einem schwarzen Flor überzogen und hinge so tief herunter, daß man sich bücken müsse, um nicht dran zu stoßen"; der Tag des Gerichts für alle vergangenen Sünden schien heranzubrechen. Das sonst so geräuschvolle heitere Leben war verstummt. „In den gesammten Niederlanden," sagt Motley, „war nur Ein Gefühl des kalten und hoffnungslosen Entsetzens. Die, welche noch eine Möglichkeit zu entrinnen sahen, flüchteten in Eile über die Grenze. Alle fremden Kaufleute verließen die großen Märkte. Die Städte wurden so still, als wenn die Pest in allen Gassen hauste." Man ahnte, daß der Herzog gekommen sei, zu strafen und zu rächen, daß den Niederlanden die alten Rechte entrissen werden sollten, auf Grund deren sie sich so oft vermessen hatten, gegen den Willen des Königs Opposition zu machen; daß man die Provinzen der unbedingten Herrschaft des castilischen Staatsraths unterwerfen wolle, wo kein Niederländer Sitz und Stimme habe; daß das absolute Königthum, wie es in Spanien und Italien bestehe, auch in dem burgundischen Reiche aufgerichtet, die Inquisition und die Religionsedikte zu voller Herrschaft gebracht werden sollten.

Egmont und Hoorn verhaftet.

Was man in den Niederlanden im bangen Herzen ahnte, war schon vor Monaten in Madrid beschlossen worden. Auch die Mittel und Wege zu diesem Ziel waren bereits bestimmt und die Vollziehung dem Manne übertragen, dessen Geist so unfruchtbar an Ideen, so dürr und trocken war, wie der des Königs, dessen politischer Gedankenkreis über den todten Mechanismus eines starren Regierungssystems, über die leblosen Formen und Institutionen eines methodisch durchgeführten Absolutismus nicht hinausreichte, dem ein militärischer Despotismus, eine hierarchische Kirchenverfassung mit Glaubenseinheit und Religionszwang und ein schrankenloses Regiment mit gefügigen Organen als die einzig

festen Grundlagen eines wahren Königthums erschienen. Von welcher Art diese Mittel und Wege sein würden, hatte Oranien richtig erkannt: man wollte die Hirten erschlagen, um der führerlosen Heerde desto sicherer Meister zu werden. Als erste Opfer waren ausersehen Oranien, Egmont, Hoorn, Montigny, Hoogstraten u. A. Es war kein schwieriges Werk, den flandrischen Grafen, der mit leichtem Sinn und sorglosem Vertrauen an dem Rande des Abgrunds hinschritt, alle Warnungen befreundeter Menschen in den Wind schlagend, in das Netz zu locken; die gleißnerische Freundlichkeit und Artigkeit des Herzogs machte ihn um so sicherer; er nahm Theil an den glänzenden Festlichkeiten des Culemborghischen Palastes, er zeigte sich empfänglich für die Freundschaft und Bewunderung, die ihm Alba's Sohn, der Großprior Ferdinand von Toledo, aufrichtigen Herzens entgegenbrachte. Mehr Mühe kostete es, den Admiral Hoorn aus seiner Zurückgezogenheit nach Brüssel zu locken: aber durch Freundschaftsbetheuerungen, durch die Versicherung, daß er für seinen Vermögensaufwand durch die Huld des Königs reichlich entschädigt und belohnt werden sollte, durch allerlei Hofkünste und Intriguen, wobei man selbst Egmonts Namen einflocht, ließ auch er sich bethören und leistete der Einladung Folge. Nun glaubte Alba den Zeitpunkt gekommen, zur Ausführung seines tückischen Vorhabens zu schreiten. Wir wissen, daß er vor vielen Jahren in Halle den Landgrafen Philipp von Hessen in seinem Schlosse als Gefangenen zurückgehalten (X, 749). Er bildete sich auf jenes Meisterstück diplomatischer Arglist so viel ein, daß er es noch einmal zu versuchen beschloß.
9. Septbr. 1567. Unter dem Vorwand einer Berathung über den Plan zur Befestigung Antwerpens lud er die beiden Grafen, die bei seinem Sohne Ferdinand einem Gastmahl anwohnten, zu sich in seinen Palast und kündigte, nachdem er zuvor Egmonts vertrauten Geheimschreiber Backerzeele und den Bürgermeister von Antwerpen Anton von Straalen hatte in Haft setzen und alle Papiere und Briefschaften des flandrischen Statthalters in Sicherheit bringen lassen, den beiden bestürzten Edelleuten an, daß sie seine Gefangenen seien. Tief bewegt überreichte Egmont dem eintretenden spanischen Hauptmann seinen Degen mit den Worten: „er hat in vergangenen Zeiten dem König manchen Dienst geleistet". Der Graf wurde in ein dicht verschlossenes Gemach im oberen Stock des Hauses gebracht und dort Tag und Nacht von spanischen Soldaten bewacht. Auf dieselbe Weise verfuhr man mit Hoorn. Vierzehn Tage blieben sie in diesem Gewahrsam; dann wurden sie nach
23. Septbr. dem Schlosse von Gent abgeführt. Wie gerne hätte Alba auch dem Fürsten von Oranien dasselbe Loos bereitet; dieser war aber der treulosen spanischen Politik unerreichbar; auch Hoogstraten, der ihn nach Deutschland begleitet hatte, wurde zu seinem Glück auf der Rückreise in Köln durch eine Wunde zurückgehalten. Als Cardinal Granvella, der damals in Rom weilte, von dem gelungenen Staatsstreich Kunde erhielt, fragte er, ob der Herzog auch „den Schweigsamen" in sein Netz gezogen habe. Auf die Verneinung sagte der Kluge: „dann hat er nichts gefangen".

Die Verhaftung des Grafen, der noch vor Kurzem mit königlicher Macht über Flandern geherrscht hatte, erregte die größte Bestürzung im ganzen Land und trieb abermals Tausende zur Flucht. Selbst die Androhung von Todesstrafe und Confiscation vermochte die heimlichen Auswanderungen nicht zu verhindern. Wenn solche Häupter nicht mehr sicher sind, wer war dann außer Gefahr? Auch die Regentin war von dem Vorgange tief ergriffen; nicht als ob sie Mitleid oder Theilnahme mit den Gefangenen empfunden hätte; sie hatte sich oft genug über sie geärgert und gönnte ihnen ihr Schicksal. Allein daß der Herzog den Staatsstreich ohne ihr Mitwissen vollführt hatte, das brachte ihr die eigene Ohnmacht so recht zum Bewußtsein. Es lautete wie Hohn wenn Alba auf ihre Beschwerde erwiederte, er habe die Verantwortlichkeit und Unpopularität der Maßregel von ihr abwenden und auf sein eigenes Haupt laden wollen. Ihr verletzter Stolz machte sich in unzufriedenen Reden und in Klagbriefen an den König Luft. Sie bestand auf ihrer Entlassung und blieb nur so lange im Lande, bis dieselbe eintraf. Diese Haltung gegenüber dem so verhaßten tyrannischen Gebieter und ihre wiederholte Verwendung bei dem König um Vergebung und Gnade für das geknechtete Volk verschaffte ihr bei den Niederländern mehr Sympathie als sie jemals besessen und jemals verdient hatte. Die Wohlfahrt der Provinzen war ihr nie so sehr am Herzen gelegen als ihr Ehrgeiz und ihr Herrscherstolz. Daß in dem Augenblick, da sie die Niederländer demüthig zu ihren Füßen sah und ihr stolzes Herz sich an der so mühsam errungenen Würde und Hoheit erfreuen konnte, ein Anderer kam um die Früchte zu ernten, darin lag der Stachel, der so tief in das Fleisch eindrang. Im Oktober brachte ihr Geheimschreiber aus Madrid Briefe vom Staatsrath und vom König, die ihr meldeten, daß man unter Danksagung für die pflichttreue Verwaltung sie ihrem Wunsche gemäß der weiteren Amtsführung enthebe und als Anerkennung ihrer Dienste ihr Jahreseinkommen erhöhe. Gerne hätte sie nach dem Vorbilde ihres kaiserlichen Vaters vor den versammelten Generalstaaten feierlich Abschied genommen. Das Schaustück wurde aber nicht gestattet. Gegen Ende Decembers verließ Margaretha die Niederlande, betrübt über das geringe Vertrauen des Königs, dem sie doch stets so sehr zu Willen gelebt, aber erfreut über die Dank- und Beileidsadressen des Volkes und über beträchtliche Geldgeschenke von Seiten der größeren Städte. Sie reiste über Deutschland nach ihrem Herzogthum Parma, das sie jedoch, da sie mit ihrem Gemahl stets in Unfrieden lebte, bald mit Neapel vertauschte. Zu gleicher Zeit wurde Macht und Titel eines Oberstatthalters mit dem Oberbefehl über das Heer und Kriegswesen vereinigt und somit die gesammte öffentliche Gewalt in die Hand des Herzogs gelegt. Abreise der Statthalterin.

Noch ehe die Regentin die Niederlande verlassen hatte, traf Alba die Anordnungen zur Durchführung seines despotischen, terroristischen Systems. Da die Landesgerichte nicht zuverlässig genug schienen und die herkömmlichen Prozeßformen zu viel Zeit erforderten, so wurde ein außerordentlicher Gerichtshof ein- Errichtung des Raths der Unruhen.

gesetzt, der „Rath der Unruhen", von den Niederländern als „Blutrath" bezeichnet. Er bestand aus zwölf Mitgliedern, theils eingebornen Royalisten wie Barlaymont, Hessels, Noircarmes u. a., theils spanischen Rechtsgelehrten wie Del Rio und Vargas. Der letztere, Juan de Vargas, ein Mann von übelem Leumund und sehr zweideutiger Vergangenheit, der weder der flämischen Sprache noch der heimischen Gesetze und Rechte kundig war, wurde zum Vorsitzenden ernannt. Er that dem grollenden Herzog wegen seiner „jugendfrischen Thätigkeit" am meisten Genüge. Um seinetwillen mußten denn auch die Verhandlungen in lateinischer Sprache, die er übrigens nur sehr unvollkommen verstand, geführt werden. In mehrere Sectionen getheilt sollte dieser neue Justizhof alle Rechtsfälle sowohl in Civilsachen als in peinlichen Angelegenheiten vor sein Forum ziehen, um sie endgültig ohne jedwede Berufung zu entscheiden. Viglius schützte seinen geistlichen Charakter vor, um sich von dem verhaßten Tribunal fern zu halten, stand aber seinem „erlauchten Herzog" bei der Auswahl der Räthe thätig zur Seite. Von der Zeit an fanden Freiheitsbriefe, Gesetze, Privilegien keine Beachtung mehr, der Staatsrath und das hohe Gericht von Mecheln schwanden zu einem Schatten herab, und die Jagd auf Hochverrath mit Hülfe von Spionen, Angebern und Torturen nahm ihren Anfang mit steigender Wuth und Grausamkeit. Die tyrannischen Befehle des Herzogs waren die einzig gültigen Gesetze und Rechtsnormen. Die Hochverrathsfälle waren in so unbestimmte Angaben, in so weite Grenzen gefaßt, daß bei der großen Thätigkeit der Richter und ihrem Eifer Schuldige zu entdecken „ein Schelmenfabricant aus kleinen, schiefen, verschobenen, verrückten, verdrückten, geschlossenen, bekannten, geläugneten Anzeigen und Umständen sich eine strohlumpene Vogelscheu zusammenkünsteln konnte", die zur Verurtheilung hinreichte. Dabei spielten die Vermögensumstände des Angeklagten eine wichtige Rolle. Denn mit dem Todesurtheil war auch stets Einziehung der Güter verbunden.

„Jedermann soll das Gefühl haben", schrieb Alba dem König, „daß sein Haus ihm jeden Tag über dem Kopf zusammenbrechen könne. Auf diese Weise würden die Menschen bewogen werden, zur Sühnung ihrer Verbrechen größere Summen zu zahlen." Nicht nur er selbst und seine Diener und Werkzeuge wollten sich bereichern; das Land sollte auch für die Kosten aufkommen, welche die Unterhaltung der Truppen und die Maßregeln der Unterjochung der Staatskasse bereiteten. Es sei besser, meinte er, über ein ruinirtes Land zu regieren, das seinem Gott und König treu geblieben, als über ein wohlhabendes, das dem Teufel und der Ketzerei anheimgefallen.

Die Thätigkeit des neuen Blutgerichts.

So begann denn die Blutarbeit eines Gerichtshofes, der nur in dem Pariser Revolutionstribunal vom Jahre 1793 seinen Rivalen finden sollte. Habsucht, Blutgier und Fanatismus suchten um die Wette ihre Opfer. An allen Orten sah man Galgen und Schaffot errichtet; Scheiterhaufen loderten für die reformirten Geistlichen und die hartnäckigen Bekenner des Evangeliums; an die Balken niedergerissener Gotteshäuser knüpfte man sowohl bilderstürmende Neuerer als

friedfertige Calvinisten und Lutheraner auf. Die Kerker füllten sich mit Edlen, die man noch einige Zeit zwischen Angst und Hoffnung schweben ließ, bis das Henkerbeil auch sie traf. Massenweise wurden alle, die als Theilnehmer der Opposition gegen die neuen Bisthümer, gegen die Inquisition und die Ketzeredikte angezeigt worden, die den calvinischen Predigten angewohnt oder die Symbole und Andachtszeichen der katholischen Kirche nicht verehrt, durch die Schergen der Tyrannei aus ihren Häusern in die Gefängnisse und von da auf die Richtstätten geschleppt. Ein dumpfer Schrecken lagerte sich über Stadt und Land; all das fröhliche Leben, das sonst mit so lauter Lust sich regte, war dahingeschwunden, das Entsetzen eines großen allgemeinen Grabes erfaßte alle Gemüther. Die Menge der Schlachtopfer, die vom September 1567 bis Juni 1568 durch die Hände der Scharfrichter und Henker starben, wird bald auf 800, bald auf 1500 berechnet, bald als zahllos angegeben. Der Kürze wegen fanden die Hinrichtungen meistens gruppenweise statt. „Die Galgen, Räder, Scheiterhaufen und die Bäume an den Landstraßen, sagt ein alter Schriftsteller, waren mit den Leichnamen und Gliedern der Gehängten, Enthaupteten oder durch Feuer Getödteten beladen, so daß die Luft, welche Gott zum Athmen für die Lebenden schuf, nun das gemeinschaftliche Grab oder die Wohnung der Todten wurde. Jeder Tag hatte seine Trauer und der Klang der Todtenglocke, geläutet zu der Hinrichtung der zahllosen Schlachtopfer, hallte wieder im Herzen der Kinder, Eltern, Verwandten und Freunde.“ An den Entflohenen wurde die Strafe im Bilde vollstreckt und das hinterlassene Vermögen eingezogen. Und als ob die Natur mit den Menschen wetteifern wollte, das Maß des Elends und Jammers voll zu machen, trat noch eine ungewöhnliche Winterkälte, Mißwachs und Theuerung ein. Im westlichen Flandern rotteten sich Haufen von Bedrohten, Verrathenen, Schuldbewußten in den Wäldern zusammen und führten als „wilde Geusen“ einen Krieg im Kleinen gegen ihre Dränger, so daß starke Heerkräfte wider sie aufgeboten werden mußten. Die Bande des gesellschaftlichen Lebens drohten sich aufzulösen, die Zeiten der Barbarei und der Selbsthülfe kehrten zurück. Die Verzweiflung trieb zu Verschwörungen. Selbst Maximilian von Oesterreich fühlte sich veranlaßt, im Namen von Kaiser und Reich dem Verwandten in Madrid Vorstellungen zu machen und ihn zu größerer Schonung der Niederlande aufzufordern. Philipp antwortete, was er thue geschehe für die Beruhigung der Provinzen und für die Beschützung des katholischen Glaubens. März 1568.

Der Schmerzensschrei des niederländischen Volkes drang nach Dillenburg zu Wilhelm von Oranien. Zahllose Flüchtlinge aller Stände stellten sich bei ihm ein und flehten ihn an, das unglückliche Vaterland zu retten. Auch gegen ihn hatte sich Alba's Rache gekehrt. Erzürnt daß der Fürst seinen Krallen entronnen war, hatte er ihn „den Urheber und eifrigsten Beförderer des Aufruhrs“ zur Verantwortung vor den Rath der Unruhen geladen und als Oranien in einer „Rechtfertigung“ die Beschuldigungen energisch zurückwies, des Königs Gerechtig- Oranien und Alba.

keitssinn gegen die schlimmen Rathgeber anrief, und das Tribunal für incompetent erklärte, wider ihn, einen Ritter des goldenen Vließes, gerichtlich vorzugehen, seine Besitzungen in den Niederlanden mit Beschlag belegt. Da glaubte nun Wilhelm, der um diese Zeit seinen Uebertritt zu der Religion seiner Jugend offen bekannt machte, nicht länger zögern zu dürfen, zur Rettung der unterdrückten Landsleute und Glaubensgenossen das Schwert zu ziehen. Als die Geldbeiträge, die ihm heimlich von der Antwerpener Kaufmannschaft, von einigen Städten und Edelleuten, von den Leidensgefährten im Exil zuflossen, zu den Kriegsrüstungen nicht hinreichten, verkaufte er sein Silberzeug, seinen Schmuck, alles werthvolle Hausgeräthe, verpfändeten er und seine Brüder ihre Güter gegen Darlehen. Er legte auf einer Zusammenkunft mit mehreren deutschen Fürsten die Nothwendigkeit einer Waffenhülfe dar; er knüpfte Verbindungen an mit den Hugenotten Frankreichs. Im April hatte er so viele Streitkräfte gesammelt, daß er einen bewaffneten Einfall zu unternehmen wagte. Niederländische Exulanten, französische Hugenotten und deutsche Söldner bildeten die drei Heerhaufen, welche gleichzeitig gegen Artois, Brabant und Friesland vorgehen sollten. Allein die Zeit war noch nicht erfüllt. Sollte das Unternehmen gelingen, so mußte eine Erhebung im Lande selbst der Hülfe von Außen die Hand bieten; aber Alba's Schreckensregierung hielt noch den Muth und den Arm der Flamänder in Fesseln; die Geldmittel, welche Oranien mühsam auftrieb, reichten nicht lange hin; und wie sollten zusammengelaufene Kriegsschaaren den spanischen Truppen gewachsen sein, die noch überdies bei Frankreich Vorschub fanden? So wurden die beiden südlichen Abtheilungen, wovon die eine von dem Hugenotten Cocqueville, die andere von Hoogstraten und Villers befehligt waren, schnell überwältigt; Hoogstraten rettete sich durch die Flucht, die beiden andern geriethen in Gefangenschaft und starben auf dem Schaffot. Nur die dritte Abtheilung, mit welcher Wilhelms beide Brüder Ludwig und Adolf von Nassau in Friesland bis in die Nähe von Gröningen vordrangen, feierte einen glänzenden Sieg über Aremberg, den ritterlichen und waffenkundigen Statthalter der nördlichen Lande. Gegen seine Ueberzeugung von den spanischen Soldaten zu einem ungestümen Angriff wider die aus deutschen Soldknechten und flämischen Emigranten bestehenden Feinde gedrängt, welche eine durch Wald und Sumpf gedeckte Stellung gewonnen hatten, erlitt er bei dem Kloster Heiligenlee eine vollständige Niederlage. Sechzehnhundert spanische Krieger lagen todt oder schwer verwundet auf dem morastigen Waffenfelde umher, unter ihnen der tapfere royalistisch gesinnte Anführer, in seiner Entstellung nur kenntlich durch die Insignien des Vließordens, welche Ludwig seinem Bruder als stolzes Siegeszeichen zusandte. Die Freude wurde noch erhöht durch die beträchtliche Beute, womit die murrenden deutschen Soldknechte auf kurze Zeit befriedigt werden konnten. Aber auch die Sieger hatten ein theures Haupt zu beweinen; Adolf von Nassau, Wilhelms jüngerer Bruder,

Treffen bei Heiligenlee.

24. Mai 1568.

ein schmucker Kriegsheld von siebenundzwanzig Jahren, war im tapferen Kampfe gefallen.

Alba gerieth bei der Nachricht über den Ausgang der Schlacht bei Heiligenlee in die größte Wuth. Er erkannte die Gefahr, welche für ihn entstehen könnte, wenn der Fürst von Oranien sich mit seinem Bruder vereinigen und unter dem Eindruck des errungenen Sieges zum weiteren Angriff vorschreiten würde. Er beschloß daher in eigener Person an der Spitze eines beträchtlichen Heeres dem Feind entgegenzuziehen. Aber zuvor wollte er die Gemüther mit neuem Schrecken schlagen, daß der Arm seiner Widersacher gefesselt niedersänke; eine großartige Katastrophe sollte der Nation beweisen, daß unter der spanischen Herrschaft für Abfall und Ungehorsam keine Versöhnung und Gnade zu hoffen sei. Nachdem als Vorspiel über Oranien und alle seine adeligen Genossen ewige Verbannung und Beschlagnahme ihrer Güter ausgesprochen und der Culemborghische Palast, von wo einst „die Verschwörung gegen die Kirche und den König" ausgegangen, dem Erdboden gleich gemacht worden; wurden neunzehn Edelleute, meistens frühere Mitglieder des Geusenbundes und bereits von dem „Blutrathe" zum Tode verurtheilt, aus Schloß Vilvoorde, ihrem bisherigen Gefängniß, nach der Hauptstadt geführt und auf dem von spanischen Soldaten umringten Rathhausplatz sämmtlich enthauptet. Acht der Hingerichteten, die im römisch-katholischen Glauben gestorben waren, erhielten ein christliches Begräbniß; die Leichen der übrigen wurden verurtheilt, am Galgen zu verfaulen; ihre Köpfe auf Pfähle aufgepflanzt sollten dem Volke als Zeichen des Schreckens dienen. Damit war aber Alba's Blutdurst noch lange nicht gestillt. Am folgenden Tag wiederholte sich das Schauspiel, indem zehn oder zwölf andere vornehme Gefangene, unter ihnen Hoogstratens Kriegsgefährte Villers durch die Hand des Scharfrichters starben, und noch einen Tag später wurde der vertraute Geheimschreiber Egmonts, Kasembrot von Backerzeele, von den unzähligen Folterqualen, durch die man ihn zu falschem Zeugniß gegen seinen Herrn zu zwingen suchte, durch das Henkerbeil im Schloßhofe von Vilvoorde befreit. Neben ihm bluteten noch vier andere Schlachtopfer von Rang.

Hinrichtungen. — 1. Juni 1568. — 2. Juni. — 3. Juni.

Mit solchen Scenen wurde der Hauptakt der Tragödie eingeleitet, der nun den Augen der Brüsseler Bevölkerung vorgeführt ward, die Hinrichtung der Grafen Egmont und Hoorn. Es schien dem Herzog rathsam, ehe er ins Feld zog, sich den Rücken zu decken, damit nicht etwa ein Volkstumult die Kerker öffne oder die zahlreichen Verwendungen und Fürbitten hochstehender Persönlichkeiten dem König eine Begnadigung entlockten. Zu dem Letzteren war nun wohl bei der rachsüchtigen Natur Philipps II. wenig Aussicht. Er hatte mit der größten Freude und Befriedigung die glücklich vollbrachte Verhaftung der beiden Grafen vernommen und seitdem keine Spur von Milde oder Gnade gezeigt. Neun Monate saßen bereits die Unglücklichen im Burgverließ von Gent, abgeschlossen von der Luft und der Außenwelt, getrennt von den Ihrigen, deren Anblick

Verurtheilung Egmonts und Hoorns.

ihnen strenge versagt war, durch die Einziehung ihres Vermögens in die tiefste Armuth versetzt, so daß sie für ihre Lebensbedürfnisse auf die Unterstützung ihrer Freunde und Verwandten angewiesen waren. Es brachte den Gefangenen wenig Nutzen, daß sie als Ritter des goldenen Vließes das Privilegium hatten, nur von dem Kapitel und dessen Oberhaupt, dem König, gerichtet zu werden; man beachtete diese Berufung so wenig, als die Vorstellungen des Kaisers, der deutschen Fürsten, der treugesinnten flämischen Edelleute und Staatsräthe zu Gunsten der unglücklichen Grafen. Ihr Untergang war zwischen Alba und dem König bereits eine beschlossene Sache; es mußten nur Gründe zu einer Anklage auf Hochverrath aufgetrieben werden, damit man die Ermordung in eine gerichtliche Form kleiden könne. Und auch dies war keine so schwierige Aufgabe. Da in den Augen des Königs und der spanischen Inquisitionsrichter das ganze Volk als schuldig erschien, der eine Theil, weil er sich gegen die Krone und die Kirche aufgelehnt, der andere, weil er die Umtriebe nicht verhindert, so konnte man sowohl aus den Antworten der Gefangenen selbst, die man mehrere Tage lang durch Verhöre bedrängte, als aus den Angaben und Aussagen ihrer Freunde oder Gegner in den Provinzen leicht so viel Stoff zusammentragen, daß man eine Anklageschrift von neunzig Artikeln gegen Egmont, von dreiundsechzig gegen Hoorn aufzustellen vermochte. Wenn man in der Haltung, die sie seit der Abreise des Königs gegen Granvella eingenommen, in dem Dringen auf Einberufung der Generalstaaten, in der Connivenz gegen die Ligue, in der Gestattung der Reformationspredigten und bewaffneten Zusammenkünfte Beweise finden wollte, daß sie mit Wilhelm von Oranien den Plan gehabt hätten, die spanische Regierung zu stürzen und die Herrschaft an sich und ihre patriotischen Freunde zu bringen; so war das Fundament zu der Hochverrathsklage bald gelegt. Egmont und der Admiral weigerten sich Anfangs dem neuen Tribunal, das sie nicht für befugt und berechtigt anerkennen wollten, ihre Vertheidigung einzureichen; als man ihnen jedoch erklärte, daß dann eine Verurtheilung in Contumaciam erfolgen würde, benutzte Egmont die fünf Tage, die man ihm zur Ausarbeitung gestattete, um die Anklagepunkte zu widerlegen, sein Verhalten in den einzelnen Fällen zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, seine loyale Gesinnung darzuthun. Eitles Bemühen; seine Angaben wurden unter den Händen der Feinde durch Verdrehungen und Deutungen zu neuen Fallstricken wider ihn. Auch Hoorn verfaßte eine Vertheidigungsschrift, schlicht und gerade, dem ganzen ehrlichen Charakter des Mannes entsprechend. Auf Grund dieser Aktenstücke fertigten dann die fünf Sachwalter, die man ihnen zuletzt noch beigab, die juristische Vertheidigung aus, welche dem Rath der Unruhen vorgelegt wurde. Alle Bemühungen der Anwälte, den Prozeß vor das Gericht des Ordens zu bringen, waren vergebens; der König erklärte übereinstimmend mit dem Oberbefehlshaber, daß Fälle des Hochverraths außerhalb der Competenz der Vließritter lägen. Jetzt drängte der Kronanwalt auf Entscheidung der schon so lange schwebenden

Klagsache; Alba, beunruhigt durch die Berichte von dem Kriegsschauplatz und im Begriffe selbst ins Feld zu ziehen, unterstützte die Forderung. Und nun genügte ein einziger Tag, um den Blutrath unter Vargas Vorsitz zu dem Ausspruch zu bringen, daß die beiden Angeklagten sich des Hochverraths und Aufruhrs schuldig gemacht und demgemäß durch das Schwert enthauptet werden sollten. Am Abend des vierten Juni erschien Alba selbst in der Sitzung und bestätigte das Urtheil.

Der fünfte Juni des Jahres 1568 war für die Bewohner Brüssels der traurigste Tag, den sie während der Schreckensregierung durchlebt, es war der Tag der Hinrichtung der beiden geliebten und verehrten Grafen. Man hatte sie aus dem Schlosse von Gent unter starker Bewachung nach der Hauptstadt gebracht, um dort, wo man sie so oft in Pracht und Herrlichkeit geschaut, ihr blutiges Ende zu finden als die Opfer einer unerhörten Tyrannei, eines grausamen Justizmords. Eine zahllose Menschenmenge umstand den Platz, wo die Schauscene vor sich gehen sollte, alle Fenster und Dächer der angrenzenden Häuser waren mit trauernden Zuschauern gefüllt. Egmont wurde zuerst herbeigeführt. Er hatte mit dem Bischof von Ypern, einem befreundeten Prälaten die letzten Stunden mit Gebet, Beichte und religiösen Gesprächen verbracht, hatte dem König einen rührenden Abschiedsbrief geschrieben „an der Schwelle des Todes“, ihm unter heiliger Versicherung, daß er niemals die Absicht gehabt, gegen die Person oder Regierung des Monarchen und gegen den wahren katholischen Glauben etwas zu unternehmen, sein Weib, seine Kinder und seine Dienerschaft zur gnädigen Berücksichtigung empfohlen, und bestieg dann, gekleidet in ein Gewand von rothem Damast, darüber ein goldverbrämter spanischer Mantel, auf dem Haupte seinen Federhut, muthig und gefaßt das mit schwarzem Tuche ausgeschlagene Schaffot. Nachdem er das silberne Crucifix zu wiederholten Malen geküßt und von dem Bischof die Absolution empfangen, kniete er nieder und die Worte sprechend: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist“, erwartete er ruhig den Todesstreich. Als das Haupt durch das Richtschwert fiel, füllte ein Schrei des Entsetzens die Lüfte und Manche durchbrachen die Reihen der spanischen Wächter, um ihre Tücher in das edle Blut zu tauchen und sie als kostbare Pfänder der Liebe und als Mahner zur Rache mit heiliger Treue aufzubewahren. — Es war Mittag geworden, als der Freund und Gefährte des Todten, der Admiral Graf Hoorn zur Richtstätte gebracht ward. Der schöne stattliche Mann von hohem Wuchs und fester militärischer Haltung trug in seinen Mienen die Spuren der sittlichen Entrüstung, welche die spanische Tücke und Grausamkeit in seiner Seele erzeugt hatte. In schwarzer Kleidung und unbedeckten Hauptes schritt er sicheren Trittes durch die Menge, einigen Freunden, die er unter den Umstehenden erkannte, den letzten Gruß zuwinkend. Bei dem Anblick des Leichnams seines Leidensgefährten, über den man ein schwarzes Tuch gebreitet, sprach er leise einige castilische Worte, rief den Zuschauern ein letztes Lebewohl zu und kniete zum Gebet

Das Hochgericht in Brüssel.

nieder, ohne jedoch das Bild des gekreuzigten Heilandes mit den Lippen zu berühren. Dann zog er eine mailändische Mütze über das Angesicht und empfing ruhig und gefaßt den Todesstreich. Nachdem die Häupter einige Stunden auf den eisernen Stäben an den Ecken des Blutgerüstes aufgepflanzt waren, wurden sie abgenommen und mit den Körpern vereinigt in bleierne Särge gelegt. Die Ueberreste Egmonts schaffte man in das Kloster St. Clara, die des Grafen Hoorn in die St. Gudulakirche. Von dort wurden sie, da die herbeiströmende Menge die Enthaupteten als heilige Märtyrer verehrte, auf die Familiensitze in der Provinz gebracht und in den Grüften ihrer Ahnen beigesetzt.

Beurtheilung der That. Die Hinrichtung der beiden Männer war nicht nur ein Verbrechen, sie war auch ein großer politischer Fehler. Der flandrische Graf Egmont war dem spanischen Herrscher ein durchaus ungefährliches Haupt. Von schwankendem Charakter, ohne andere hervorragende Eigenschaften als militärische Bravour, eitel durch die Huldigung und den Beifall des Volkes, die dem schönen lebensfrohen Manne von so anmuthigem Wesen über Verdienst dargebracht wurden, durch ein Lächeln vom Thron, durch das kleinste Zeichen von Hofgunst so leicht zu gewinnen und zu bestimmen, dabei der katholischen Kirche ohne Wanken und innere Widersprüche zugethan, war Egmont ganz geschaffen die Herrschaft Philipps in den Niederlanden zu stärken und zu befestigen, wäre dieser der Politik des Vaters gegenüber dem beweglichen und doch so lenksamen Volke treu geblieben. Fast wider seinen Willen wurde der ritterliche Mann in die Reihen der Malcontenten gedrängt, und seine Opposition war stets weniger hervortretend als seine Ergebenheit und Fügsamkeit. Sein Ehrgeiz war nie so mächtig, daß er ihn von dem Pfade der Loyalität abgelenkt hätte. Noch mindere Veranlassung zu Befürchtungen gab der gerade, biedere Admiral. Er hatte im Dienst der beiden Monarchen, welche über sein Vaterland regierten, sein Vermögen und seine Kräfte aufgewendet, ohne Dank oder Entschädigung zu erlangen. Dies hatte ihn verstimmt und mürrisch gemacht und zu den mißvergnügten Patrioten geführt. Wenn er der katholischen Kirche minder eifrig zugethan war als Egmont, wenn er die Inquisition haßte und dem Grundsatz religiöser Duldung huldigte; so war er andererseits ein entschiedener Gegner des Geusenbundes und des wüsten Treibens Brederode's und seiner Genossen. Noch niemals hat wohl Despotismus und königliche Rachsucht im Bunde mit dem Neide und der Rivalität eines übermüthigen Heerführers so unverständig und unpolitisch die Opfer eines Justizmords ausgewählt. Der todte Egmont war ein viel gefährlicherer Gegner des Königs Philipp als der lebende; denn die Verehrung des Volkes für den Märtyrer der niederländischen Freiheit und Rechte steigerte sich zur Schwärmerei. Ihn zu rächen erschien fortan als die heiligste Pflicht jedes Patrioten.

König Philipp dehnte seinen Groll sogar auf die Gräfin aus, die mit elf Kindern der bittersten Armuth preisgegeben war. Die Schwester des Pfalzgrafen von Baiern, deren Vermählung einst mit königlicher Pracht in Anwesenheit des Kaisers und so vieler

fürstlichen Hoheiten gefeiert worden, sah sich Jahre lang auf die Unterstützung ihrer Verwandten und Freunde gewiesen. Selbst der Herzog von Alba legte in Madrid Fürbitte für die unglückliche und hülflose Familie des Hingerichteten ein. Aber der steinharte Despot würdigte lange Zeit weder die Bittschriften der Gräfin noch die Verwendungen der deutschen Fürsten einer Beachtung, bis die Zeit die Gefühle der Rache abgeschwächt hatte.

Und als ob der König auf den Ruhm, den sich sein Diener durch die Hinrichtung der beiden flämischen Grafen erworben, eifersüchtig wäre, hat er das grausame Verfahren desselben nachgeahmt, dem hingemordeten Admiral den Bruder ins Grab nachgesendet. Es ist uns bekannt, daß vor zwei Jahren der Markgraf von Bergen und der Herr von Montigny im Auftrag der Regentin und des Staatsraths nach Madrid gereist waren, um dem König die Wünsche und Bitten der Regierung vorzutragen. Wie oft sie auch nach Beendigung ihrer Mission um ihre Entlassung baten; sie wurden mit allerlei gleißnerischen Reden und Vertröstungen zurückgehalten. Bergen, der schon seine Hinreise wegen Krankheit hatte verschieben müssen, starb schon am 21. Mai 1567 am Heimweh und gebrochenen Herzen in Madrid, und sofort gab Philipp Befehl die großen Besitzungen des Markgrafen, der zur hohen Aristokratie gehörte und Ritter des goldenen Vließes war, unter Sequester zu legen. Nach Alba's Ankunft in den Niederlanden wurde Montigny schärfer bewacht; er war von Granvella als einer der Häupter der Opposition denuncirt worden und in religiösen Dingen theilte er die Ansichten seines Bruders des Grafen Hoorn. Von einer Entlassung aus Spanien war nun nicht mehr die Rede und eine heimliche Flucht wurde durch strenge Ueberwachung und Vorsichtsmaßregeln unmöglich gemacht. Als im September der König die frohe Botschaft von der Verhaftung Egmonts und der andern Edelleute empfing, ließ er auch gegen Montigny die heuchlerische Maske fallen. Der niederländische Edelmann wurde von einigen Bewaffneten aufgegriffen und in das feste Schloß von Segovia abgeführt. Die Fürbitten seiner Mutter und seiner jungen Gattin, die ihm nach der Abreise ein Söhnchen geboren, das des Vaters Angesicht nie schauen sollte, fanden keine Erhörung; eine verabredete Flucht, wozu schon alle Anstalten getroffen waren, wurde im letzten Augenblick verrathen und vereitelt. Nach der Hinrichtung Egmonts und Hoorns erhielten die beiden zuverlässigsten Richter des Brüsseler Blutraths Vargas und Del Rio von Alba Befehl, auch gegen Montigny mit einer Klage wegen Majestätsbeleidigung vorzugehen. Man hatte den Gefangenen, der sich eben so vergeblich wie die beiden Grafen auf sein Vorrecht als Ritter des goldenen Vließes berief, in Segovia einem Verhöre unterworfen; aber seine Vertheidigung war so wenig vermögend als die der andern die Verurtheilung wegen Hochverraths zu verhindern. Auch über ihn fällte der Blutrath das Todesurtheil und sprach seine Güter der Krone zu. Ueber diesen Vorgang wurde jedoch das größte Stillschweigen beobachtet. Der König gab Befehl, den Gefangenen in Ketten von Segovia nach dem festen Simancas abzuführen, das als Staatsgefängniß diente und zugleich

Montigny's Ermordung.

4. März 1570.

August 1570.

das Reichsarchiv enthielt. Bald nachher langte die neue Königin Anna von Oesterreich in Spanien an; es stand zu erwarten, daß sie sich für Montigny verwenden werde; man wußte, daß die trauernde Gemahlin und Mutter die hohe Frau um ihre Fürbitte angegangen. Und so wurde denn die lange verzögerte
16. Oktbr. 1570. Todesstrafe in den düstern Räumen von Simancas vollzogen. Nur ein Geistlicher und ein Notar waren zugegen, als der Nachrichter den Unglücklichen mit der Garotte erdrosselte. Allen war das strengste Stillschweigen unter fürchterlichen Drohungen zur heiligsten Pflicht gemacht. Man hatte verbreiten lassen, der Gefangene sei von einem heftigen Fieber befallen worden; nun sollte die Welt glauben, eine natürliche Krankheit habe ihn weggerafft. Philipp rühmte in einem Brief an Alba die gutkatholische Gesinnung, mit der Montigny aus dem Leben geschieden, und meinte, um derentwillen werde Gott seiner Seele gnädig sein. Einige Monate nachdem der mitternächtliche Meuchelmord in dem Kerkerraum zu Simancas vollzogen worden, ließ Alba in Brüssel das Todesurtheil des Bluraths verkündigen und das Vermögen einziehen.

5. Die Herrschaft des Schreckens auf der Höhe.

Schlacht bei Jemmingen 1568. Die Schlacht von Heiligenlee trug den Patrioten keine Früchte. Sie beschleunigte den Untergang der gefangenen Grafen und Edelleute, denn Alba wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, daß während er im Felde stand, in seinem Rücken vielleicht ein Aufstand zu ihrer Befreiung gemacht werden könnte; und als er Mitte Juli an der Spitze eines spanischen Heeres von 15,000 Mann in der Nähe von Gröningen erschien, zerrannen schnell die Siegeshoffnungen Ludwigs von Nassau. Wir wissen, wie schwierig seine Lage schon vor dem Treffen gewesen war; die deutschen Soldknechte, denen er die Löhnung nicht zu bezahlen vermochte, folgten nur widerwillig seiner Fahne. Die Contributionen oder freiwilligen Beiträge der friesischen Bauern reichten nicht zu den Bedürfnissen hin und hörten überdies bald auf, als der Herzog bei seiner Ankunft jede Unterstützung oder Förderung des Feindes bei den schwersten Strafen untersagte. Nassau sah sich daher bald nach einem scharfen Zusammentreffen bei Gröningen zum Rückzug an die Ems genöthigt, wo er bei Jemmingen unweit der Mündung des Flusses in den Dollart ein gut verschanztes Lager bezog. Aber in Eilmärschen kam das spanische Heer herbei: der Plan, durch Oeffnung der Schleußen und Durchstechung der Dämme das Land unter Wasser zu setzen, und die Annäherung des Feindes zu verhindern, konnte nicht vollständig ausgeführt werden. Die spanische Vorhut hielt die Aufständischen durch muthigen Angriff und Abwehr so lange auf, bis die Hauptmacht herbeikam und die allgemeine Schlacht begann. Wie tapfer immer die niederländischen und deutschen Truppen im Handgemenge fochten; die ungünstige Beschaffenheit der Wahlstatt und die geschickten Anordnungen Alba's verschafften den Spaniern einen vollständigen Sieg. Auf vier Stunden in der Runde waren die Wege und Wiesen mit Todten und Verwun-

deten bedeckt. Ludwig selbst rettete sich durch Schwimmen oder auf einem Boot über die Ems und zog sich dann mit dem geringen Reste seiner geschlagenen Armee nach Deutschland. Ihr Verlust wird auf 7000 Mann angegeben. Die Spanier bezeichneten ihren Sieg mit Raub, Brand und Mißhandlung. Ueber Gröningen, Amsterdam und Utrecht lagerte sich der Druck politischer und religiöser Verfolgung. Die Arbeiten des „Blutraths" und der Henker mehrten sich nach Alba's Rückkehr in die Hauptstadt. Unter den zur Hinrichtung Geführten waren Backerzeele, Egmonts Geheimschreiber, und Anton von Straalen der hochverdiente Bürgermeister von Antwerpen. Der Tod befreite sie von den Schmerzen der Folter, durch die man sie während ihrer Gefangenschaft zu Geständnissen zu zwingen gesucht.

Oraniens patriotische Thätigkeit.

Wie niederschlagend immer diese Unfälle für Wilhelm von Oranien sein mochten, der hochherzige und muthige Mann beharrte bei seinem Plan, die Niederlande von der Tyrannei Alba's zu befreien. Die Fürsten von Sachsen und Hessen, seine Verwandten wagten ihn nicht zu unterstützen; der Kaiser mahnte ihn von jedem feindseligen Unternehmen ab und wies ihn an die Gnade des Königs; die Gesinnungsgenossen in Flandern und Brabant wurden durch Furcht von jeder nachdrücklichen Hülfeleistung abgeschreckt. Nur die Grafen von der Marck und von Hoogstraten hielten fest zu ihm. Aber Nichts vermochte den patriotischen Mann in seinem Vorhaben zu erschüttern. Trotz der geringen Hülfsmittel, die er aufzubringen im Stande war, gelang es doch seiner wunderbaren Thätigkeit eine ansehnliche Truppenmacht zu sammeln, deutsche Söldner und niederländische und französische Flüchtlinge; auch die zersprengten Kriegshaufen seines Bruders zog er an sich. Er ließ Manifeste ausgehen zu seiner „Rechtfertigung gegen die falschen Anklagen seiner Verleumder", zur „getreuen Vermahnung an die Niederländer", in denen er die Tyrannei und Rechtsverletzungen des spanischen Befehlshabers mit einschneidender Schärfe darlegte und zum Widerstand gegen die Gewaltthätigkeiten aufforderte, zugleich seine unwandelbare Treue und Loyalität gegen den König betheuernd, dessen Name von dem treulosen Diener mißbraucht und geschändet werde. Mehr als er selbst glauben mochte suchte er Albas Verfahren als eigenmächtige Willkürmaßregeln darzustellen, die Philipp weder kennen noch billigen könne. Pro lege, rege, grege las man auf seiner Fahne. Vor einem gesetzlichen Gerichte, wie er als Ritter des goldenen Vließes zu verlangen berechtigt sei, wolle er seine Sache gerne führen, nicht aber vor dem Rath der Unruhen, dem Tribunal der Gewalt. Auch an den Kaiser Maximilian schrieb er in ähnlichem Sinne und bat ihn, den armen und hülflosen Christen in den Niederlanden Beistand zu leisten.

Oraniens Feldzug an der Maas.

Im September 1568 führte Wilhelm von Oranien sein Kriegsvolk, 20,000 Mann zu Fuß und 8000 Reiter über den Rhein und rückte nach einem meisterhaft vollführten Maasübergang an die Grenze von Brabant, begierig dem Feinde, der in dem „Kaiserlager" bei Mastricht sich verschanzt hatte, eine Schlacht zu

liefern. Allein Alba, der wohl wußte, welche Schwierigkeiten eine längere Dauer des Feldzuges dem Oranier bereite, und welche Nachtheile für ihn selbst eine unglückliche Wendung des Krieges in dem aufgeregten Lande haben könnte, wich jeder Entscheidung aus. Wie gerne auch die Spanier ihre Waffen gegen die „Rebellen“ gekehrt hätten, Alba blieb der Rolle des Zauderers treu. Obgleich die Truppen in den Monaten Oktober und November zwischen Tongeren und St. Trond einander mehrmals so nahe kamen, daß ein Zusammentreffen unvermeidlich schien, immer hinderte der Herzog die Schlacht, folgte aber dem Gegner auf Tritt und Schritt und suchte ihm durch Verwüstungen die Mittel des Unterhalts zu rauben. Nur einmal, als Oranien über das Flüßchen Geete setzte, um eine aus den Ardennen ihm zuziehende Hugenottenschaar in seine Reihen aufzunehmen, konnte Alba nicht verhindern, daß sein Sohn Friedrich die feindliche Nachhut unter Hoogstraten angriff und ihr eine schwere Niederlage beibrachte. (20. Oktbr. 1568.) Hoogstraten selbst erhielt die Todeswunde, ein schmerzlicher Verlust für Oranien. Was Alba vorausgesehen, trat ein: dem Fürsten bereitete die Unterhaltung der Söldnerhaufen von Tag zu Tag größere Schwierigkeiten; die erwartete Volkserhebung kam nicht zum Ausbruch; die Furcht vor Alba's Tyrannei und das geringe Vertrauen in die oranischen Waffen hielt die Arme gefesselt. Man mußte die französische Grenze überschreiten. Hier wollte Wilhelm sich mit den Hugenottenhäuptern Condé und Coligny verbinden, die aufs Neue die Waffen gegen die Guisen und die Regierung ergriffen hatten; allein die Truppen erklärten, daß sie nur gegen Alba angeworben worden, und versagten den Dienst. So sah sich denn Wilhelm zum Rückzug durch Lothringen und Elsaß nach dem Rhein genöthigt. Um die Murrenden, die mit Ungestüm die rückständige Löhnung forderten, wenigstens theilweise zu befriedigen, verkaufte er sein Heergeräthe und was er von Silberzeug noch besaß und machte auf Pfandschaft Anlehen. Für den Rest vertröstete er sie auf die Zukunft. Von dem ganzen Heer behielt er nur 1200 Reiter in seinem Dienst. Mit diesen nahm er in Verbindung mit seinen Brüdern Ludwig und Heinrich und dem Pfalzgrafen Wolfgang von Pfalz-Zweibrücken (April 1569.) Theil an den Religionskriegen in Frankreich, bis ihn die unglückliche Wendung der Hugenottischen Angelegenheiten zum Abzug nöthigte. In Bauerntracht entkam er glücklich nach Dillenburg. Sein Bruder Ludwig, der in der Schlacht von Montcontour die Nachhut befehligt hatte, folgte ihm bald nach.

Alba und der König im Siegesgefühl.

Es läßt sich denken, mit welchen Gefühlen des Triumphes der stolze spanische Herzog auf diese Erfolge seiner Kriegskunst und Politik zurückschaute. Seine Verehrer und Wohldiener feierten den heimkehrenden Siegeshelden mit überschwenglichen Festlichkeiten und Lobpreisungen, der Papst schickte ihm einen geweihten Hut und Degen, und in der neuen Citadelle von Antwerpen, die er auf Kosten der Stadt aufführen ließ, wurde ihm ein Standbild errichtet, wie er als Bändiger des Aufruhrs und als Wiederhersteller der Religion und Gerechtigkeit der Hydra der Rebellion das Haupt zertreten. Dieser Festungsbau von Ant-

werpen sollte die Krone sein der zahlreichen Citadellen und Forts, die Alba in vielen Städten zu errichten beschloß, um durch ständige Garnisonen die Provinzen für alle Zukunft in Gehorsam zu halten, die Gedanken und Erinnerungen an die alten Rechte und Freiheiten gänzlich auszulöschen. Die Mahnungen und Bitten, zu welchen sich Kaiser Maximilian durch die Vorstellungen der deutschen Kurfürsten bewegen ließ, König Philipp möge nunmehr nach hergestellter Ruhe den Provinzen den Genuß des Religionsfriedens gewähren, zu dem sie als Glieder des Reiches berechtigten Anspruch hätten, fanden keine Erhörung, obschon Erzherzog Karl dieselben in eigener Person überbrachte. In einer stolzen Erwiederung wies der spanische Monarch diese Einmischung in seine Angelegenheiten zurück und meinte, die Welt sei ihm zu Dank verpflichtet, daß er Unterthanen, die sich gegen Obrigkeit und Religion vergangen, in die Schranken der Ordnung und der Gesetzlichkeit gezwungen. Am wenigsten verdiene der Fürst von Oranien Schonung, dieser sei der Urheber aller Verschwörungen, Tumulte und aufrührerischen Bewegungen; bei ihm müsse jeder Gedanke an Gnade wegfallen. In einem besonderen Schreiben an den Kaiser führte Philipp Klage, daß Oranien bei seinem revolutionären Treiben so viele Unterstützung in Deutschland gefunden habe, und betheuerte feierlich, daß er in Sachen der Religion niemals Nachsicht üben werde. Von einer Ausdehnung des Religionsfriedens auf die Niederlande wollte der König nichts hören. Und da kurz nachher die Kaisertochter Anna zum Rang einer Königin von Spanien erhoben ward, ging die Mission des Erzherzogs in Dunst auf und Maximilian überließ die Niederländer ihrem Schicksale.

Und dieses Schicksal verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Nicht genug, daß der religiöse Terrorismus fortdauerte, daß der finstere Geist des Fanatismus und der Verfolgung immer nach neuen Opfern umschaute, daß Gewissensdruck und Bigotterie in Haus und Familie eindrang und alles Vertrauen zerstörte; auch der materielle Wohlstand erlitt unheilbaren Schaden. — Es wurde erwähnt, welche empfindlichen Schläge Handel und Industrie durch die Auswanderungen, durch das Eingehen der großen Kaufmannsfirmen, durch Geschäftsstockungen aller Art erhielten. Nichts desto weniger nahm die Erpressung mit jedem Tage zu. Schon lange dienten die Ketzerprozesse als Quelle der Einnahme und der Bereicherung, da jede Todesstrafe auch Vermögensverlust zur Folge hatte; allein wie ergiebig diese Quelle auch Anfangs sein mochte, sie fing doch an zu schwinden und zu versiechen. Statt daß, wie der Herzog in Aussicht gestellt, ein Goldstrom aus den Niederlanden in die königliche Kasse floß, mußte er zur Bestreitung der Kosten, welche Regierung und Armee erforderten, in Madrid um Unterstützung bitten oder Anlehen bei Kaufleuten und Wechslern machen; und nun traf es sich noch, daß einige genuesische Kauffahrer mit starken Geldsendungen, die vor hugenottischen Kreuzern eine Zuflucht in englischen Häfen suchten, von der Königin Elisabeth zurückgehalten und die Summen als verzinsliches Anlehen italienischer Capitalisten zum eigenen Gebrauch verwendet wurden, und daß Alba's Gebot, zur Vergeltung englisches Eigenthum in den Niederlanden mit Beschlag zu belegen, eine ähnliche Maßregel gegen flandrisches Kaufmannsgut hervorrief, eine schwere Beschädigung des ohnehin so sehr

Finanzlage.

gestörten Handelsverkehrs, die ersten Kundgebungen einer gegnerischen Politik der Königin Elisabeth wider die Gewaltherrschaft Alba's.

Neues Steuersystem. Nun glaubte der Herzog den Zeitpunkt gekommen, die volkswirthschaftlichen Verhältnisse der Provinzen im Sinne des königlichen Absolutismus umzugestalten. Der Angriff von Außen war zurückgeschlagen, die Bevölkerung lag von Schrecken und Furcht gefesselt, ohnmächtig zu Boden; spanische Garnisonen hielten jede nationale Regung, jeden Odem der Freiheit nieder; wie sollte sich da ein Widerstand hervorwagen? Alba wußte, welche Einnahmen die Alcavala, die Zoll- und Steuersysteme in der Heimath der castilischen Krone eintrugen; welche Summen er selbst aus seiner Grafschaft zu erpressen vermochte; was ließ sich da durch ähnliche Maßregeln aus den reichen niederländischen Städten und Landschaften nicht Alles erwarten? Er wollte seinen Gegnern, die über die wirthschaftlichen Gaben des Feldherrn ungläubig die Achseln zuckten, den Beweis liefern, wie viel durch ein energisches Regiment erzielt werden könne. Das alte Recht der Selbstbesteuerung war durch die Rebellion verwirkt; das bisherige Verfahren, an die Generalstaaten Gesuche um Geldhülfe zu richten, war in seinen Augen herabwürdigend für die Krone; nicht durch „Beden", sondern durch bestimmte Steuern und Auflagen sollten die Bedürfnisse des Staats befriedigt, sollten Regierung und Heerwesen unterhalten, sollte die Staatskasse gefüllt, sollten die habgierigen Seelen der knechtischen Beamten- und Richterwelt gesättigt werden. Wenn darüber die verbrieften Rechte, die alten Landesverfassungen zu Grunde gingen, wenn der Wohlstand, die Gewerbthätigkeit, die wirthschaftliche Blüthe Schiffbruch litten, was war daran gelegen? In Spanien verfuhr man ja nach demselben System. Ein herabgekommenes, von Knechtschaft und Elend gedrücktes Volk schien der beste Unterbau zu sein für ein absolutes Königthum und für eine priesterliche Staatsreligion. So schritt denn der Herzog kühn zu der Einführung des neuen Besteuerungssystems, von dem er sich goldene Berge versprach: Er berief die Generalstaaten nach Brüssel und unterbreitete ihnen am 20. März 1569 drei Gesetzentwürfe, wonach zunächst ein für allemal von allem beweglichen und unbeweglichen Vermögen eine außerordentliche Steuer im Betrag des hundertsten Pfennigs oder eines Procent entrichtet und sodann bei jedem Verkauf von Grundeigenthum eine ständige Abgabe oder Accis vom zwanzigsten Pfennig oder fünf Procent bei jedem Waarenumsatz vom zehnten Pfennig oder zehn Procent für die öffentliche Kasse erhoben werden sollte. Mit Entsetzen vernahm die Versammlung die Steuerentwürfe, die den ganzen niederländischen Handel mit offenbarem Ruin bedrohten. Selbst der Präsident Viglius legte im Staatsrath ernste Einsprache ein. Zu der Forderung der einmaligen Abgabe, wie drückend sie auch in der gegenwärtigen Nothlage erscheinen mochte, konnte sich das Land allenfalls aufschwingen; wie aber sollte ein auf Waarenumsatz angewiesenes Volk die Accise des zehnten Pfennigs bei jedem Verkauf aufbringen? Als die Anträge den Provinzialständen zur Annahme vorgelegt wurden, regte

sich eine allgemeine Opposition. Wenn in religiösen und politischen Fragen oft die Meinungen auseinander gingen, so waren durch die neuen Steuerpläne Alle von gleichem Ruine bedroht. Aber wie viele Vorstellungen und Protestationen erhoben wurden, an der ehernen Brust des Oberstatthalters prallten sie wirkungslos ab. Als die Provinz Utrecht standhaft die Annahme von der Hand wies, wurden spanische Soldaten in die Häuser einquartiert und Stadt und Landschaft durch ein Urtheil des Raths der Unruhen auf Grund der Religionsedikte aller ihrer Rechte und Freiheitsbriefe verlustig erklärt. Allein trotz aller Drohungen und Einschüchterungen konnte Alba keine allgemeine Zustimmung erlangen; er mußte sich auf ein Compromiß einlassen: gegen eine jährliche Pauschsumme von Seiten der einzelnen Stände willigte er ein, daß die Einführung der Steuerbeschlüsse auf zwei Jahre vertagt würde. Er hatte vernommen, daß man in Madrid bedenklich zu werden anfing, und wollte den Bogen nicht noch schärfer spannen.

Die Herrschaft des Schreckens. 1570.

So kam das Jahr 1570 heran, das den Niederlanden das Maß der Trübsal bis zum äußersten Rande füllte und kaum einen Schimmer von Hoffnung in das Dunkel des Lebens eindringen ließ. Mit großer Selbstzufriedenheit meldete Alba dem König die glänzenden Erfolge seiner Thätigkeit: die Niederlande seien zum Gehorsam gebracht; von dem hohen Adel sei nur noch der Herzog von Aerschot im Lande, ein der Regierung völlig ergebener Herr, der „gar wenig zu bedeuten habe"; der Fürst von Oranien habe genug zu thun, sich vor den Klauen seiner Gläubiger zu schützen, Deutschland sei ruhig, das hugenottische Frankreich niedergetreten. Um so fester glaubte er bei dem System des Schreckens beharren zu müssen; der Blutrath setzte seine Arbeiten fort, nur daß er seine Opfer jetzt in den mittleren Lebenskreisen, unter den offenen oder heimlichen Anhängern der Reformation suchte. Ein Gnadenedikt, das im Juli mit großem Pomp auf dem Marktplatz von Antwerpen bekannt gemacht wurde, setzte dem Rath der Unruhen nur geringe Schranken und konnte noch kaum als eine Handreichung zur Versöhnung gelten. Denn die Ausnahmen waren so zahlreich, die Fälle, wo die Verzeihung nicht anzuwenden sei, so ausgedehnt, daß nach wie vor das Schwert der Verfolgung über Allen schwebte, die aus der gemeinen Menge irgendwie hervorragten. Es war die Fortdauer des Schreckenssystems unter erheuchelter Maske. Bezahlte Späher, nach ihrem Tagesold von dem Volke spottweise „Siebenstüberleute" genannt, trieben ihr verhaßtes Geschäft mit demselben Eifer wie zuvor. Und als ob die Wuth der Menschen nicht hinreichend wäre, das Maß des Elends zu füllen, wurden die nördlichen Landschaften Holland und Friesland von herbstlichen Sturmfluthen heimgesucht, welche die Felder und menschlichen Wohnstätten wie mit einer neuen Sündfluth bedeckten, den Wohlstand auf viele Jahre vernichteten und Tausende der Bewohner im Schooß der Wellen begruben.

Ermannung und Widerstand der Provinzen.

Wie sehr übrigens der Herzog in Madrid seine Verdienste geltend zu machen suchte; aus vielen Anzeichen konnte man doch erkennen, daß seine Macht im Sinken war. Als er im J. 1571 von Neuem auf die Durchführung seiner Steuerpläne drang, stieß er auf energische Opposition. Nicht nur, daß die Stände sich hartnäckig der Neuerung widersetzten, daß die Brüsseler Kaufleute ihre Magazine, die Krämer und Händler ihre Läden schlossen; selbst im Staatsrath, der allmählich wieder aus seiner Unthätigkeit und Scheinexistenz sich emporraffte, erhoben Viglius und einige andere Mitglieder, an deren Loyalität nicht zu zweifeln war, scharfen Widerspruch, ohne sich von den Drohungen des Statthalters abschrecken zu lassen. Der alte weltkluge Staatsmann, der so viele Wechsel erlebt, Menschen und Verhältnisse so richtig beurtheilte, wußte, daß das Steuersystem des Herzogs in Madrid mit mißtrauischen Augen betrachtet wurde, und er hatte Freunde genug, um dieses Mißtrauen zu mehren. Wie sehr immer der Herzog durch strenge Drohreden seine Steueredikte zur Einführung zu bringen suchte, wie sehr er auf die Gegner schalt und ihren Widerstand zu brechen sich bemühte; sein eiserner Wille vermochte die zähe Natur, den nachhaltigen Oppositionsgeist des niederländischen Volkes nicht zu bewältigen. Als die Speisebereiter, die Victualienverkäufer, die Bäcker, Metzger, Brauer ihre Geschäfte einzustellen drohten, das Betriebsleben zu stocken begann; da mußte er selbst seine Ohnmacht bekennen, das widersinnige Gesetz in Anwendung zu bringen. Indem er Korn, Fleisch, Wein, Bier und die in den Manufacturen nothwendigen Rohstoffe von der Steuer entband, brach er seinem System die Spitze ab. Der passive Widerstand des brabantischen und holländischen Volkes gegen eine Maßregel, die zerstörend in seine ganze Existenz, in seine gewohnten Lebensbedingungen einschnitt, erwies sich stärker als die Machtgebote despotischer Zwingherrschaft.

Katholische Verschwörungspolitik.

Schon während des Jahres 1571 ging man in Madrid mit dem Plane einer Abberufung des Herzogs um, Alba selbst ob zum Schein oder im Ernst hatte den Wunsch ausgesprochen. Juan de la Cerda, Herzog von Medina Celi, war zum Nachfolger ausersehen. Allein gerade damals wurde zum erstenmal das Complot in Scene gesetzt, das von der Zeit an so oft die katholische Welt in Aufruhr brachte, nämlich die Königin Elisabeth zu ermorden und die aus der Gefangenschaft befreite Maria Stuart auf den Herrscherthron in dem Inselreich zu erheben. Dabei rechnete man auf Alba und die spanischen Soldaten. Seine Abberufung mußte also verschoben werden. Die westliche Welt war durch die Umtriebe der katholischen Häupter und durch die Gewaltherrschaft in den Niederlanden in einen allgemeinen Kriegszustand gerissen worden, der über zwei Jahrzehnte andauern und immer weitere Dimensionen annehmen sollte.

Veränderte Weltlage.

Um dieselbe Zeit, da der Herzog von Alba den Prinzen von Oranien als einen überwundenen Abenteurer betrachtete, der von Gläubigern bedrängt an keine weitere Unternehmung denken könne, da er den Geächteten im Bilde hinrichten, sein Wappen zerbrechen, seinen Namen auslöschen ließ; war dieser mehr als je beschäftigt, die Befreiung der Niederlande, die er sich zur Lebensaufgabe gestellt, auf verschiedenen Wegen ins Werk zu setzen. Dem klugen Fürsten mit dem poli-

tischen Scharfblick, der in allen Ländern Verbindungen unterhielt und von Freunden, Anhängern, Gesinnungsgenossen über Personen, Stimmungen, Verhältnisse aufs Genaueste unterrichtet wurde, konnte es nicht entgehen, daß die Weltlage eine andere Gestalt gewonnen als in den Tagen, da Alba nach den Niederlanden gezogen und er selbst den Versuch gewagt, ihn mit unzulänglichen Streitkräften im Felde zu bekämpfen. Damals stand Oranien allein einem Feind gegenüber, der durch sein energisches Auftreten den Zeitgenossen imponirt, durch sein Blutregiment die Geister eingeschüchtert, in Frankreich die Regierung und die katholischen Adelshäupter durch seine Unterstützung und Hülfeleistung sich zu Dank verpflichtet hatte. Jetzt standen die Dinge anders. Der französische Hof war mit dem spanischen überworfen; die spanische Königin Elisabeth, welche früher die Bande der Freundschaft zu unterhalten gesucht, war aus dem Leben geschieden, die alte ererbte Rivalität zwischen den Nachbarreichen war aufs Neue erwacht. Wir werden in einem andern Zusammenhang die politische Lage Frankreichs zwischen dem Frieden von St. Germain und der Bartholomäusnacht kennen lernen. Der Admiral von Coligny, der Freund und Verbündete des Fürsten von Oranien und seines tapfern Bruders Ludwig von Nassau, stand damals hoch in der Gunst des Königs Karl IX. Es wurde im Louvre vielfach erwogen, ob es nicht an der Zeit sei, sich des bedrückten Volkes anzunehmen und bei dieser Gelegenheit die Grenzen Frankreichs gen Norden auszudehnen. Daß die englische Königin schon längst ein wachsames Auge auf die Niederlande gerichtet hielt, und der spanischen Schreckensregierung feindlich gesinnt war, ist uns aus den früheren Blättern bekannt. Der religiöse und politische Gegensatz gegen die katholische Vormacht wies ihr naturgemäß ihre Stellung in der Opposition an; und wenngleich die vorsichtige Beherrscherin des Inselreichs noch nicht offen Partei nahm, so fanden doch alle, welche dem Tyrannenarm Alba's entflohen, bei ihr Schutz und Aufnahme.

Die Meergeusen.

Die ausgewanderten Glieder des alten Geusenbundes, die einige Fahrzeuge ausgerüstet hatten, als Freibeuter die niederländischen Küsten heimsuchten und auf spanische Schiffe Jagd machten, durften in den englischen Seehäfen ungefährdet ein- und auslaufen. Es war ein beweglicher Piratenstaat in den westlichen und nordwestlichen Gewässern, nicht unähnlich den Corsaren des Mittelmeers, und oft genug ahmten sie auch das Raubwesen und die Gewaltthätigkeiten derselben nach. Aber in den Augen Aller, welche die Zwingherrschaft Alba's als einen Akt der Willkür und rechtverletzender Despotie ansahen, galten sie als die Patrioten, als die wahren Staatsbürger, die gegen ihre Dränger und Peiniger von dem Rechte der Nothwehr Gebrauch machten. Es kam ihnen zu statten, daß der Oranier sie mit seinem Namen deckte. Als souveräner Reichsfürst war Wilhelm berechtigt, eine Kriegsmacht zu unterhalten; Niemand konnte ihm wehren, zu Land und zur See so viele Bewaffnete unter seiner Fahne zu sammeln, als seine Geldmittel ihm erlaubten. Der wilde ungestüme von der Marck, ein würdiger Abkömmling des „Ebers der Ardennen“, der geschworen hatte, nicht eher Bart und

Hauptthaar zu scheeren, bis er den Tod seines Verwandten, des Grafen Egmont gerächt haben würde, trat als Admiral des Prinzen auf, von dem er sich hatte Caperbriefe ertheilen lassen. Je mehr das Gewaltregiment Alba's auf die Niederlande drückte, je mehr der Verfall des Handels und der Gewerbthätigkeit den Wohlstand und die Existenz vieler Bürger vernichtete und das aussaugende Steuersystem das ganze Land mit einem allgemeinen Ruin bedrohte, desto zahlreicher wurde die Genossenschaft der Seegeusen, desto größer die Menge der Abenteurer, die ihre Sache auf Nichts gestellt hatten und an den Zerstörern ihres Glücks, an den Bedrückern ihres Vaterlandes Rache zu nehmen suchten. De la Marck und seine gefürchteten Genossen hatten vierundzwanzig Fahrzeuge unter ihrem Commando; die Zeiten der Normannenzüge schienen zurückgekehrt zu sein; die Wassergeusen waren der Schrecken der Küstenbewohner und Seefahrer.

Oraniens Ansehen im Wachsen.

Auch die nordischen Höfe, auch die deutschen Fürsten und Völker suchte der thätige Oranier für die Sache der Niederländer zu gewinnen. Glühende Manifeste und „Ansprachen" wurden durch geschäftige Hände in Umlauf gesetzt, worin die Schirmherren und Bekenner des evangelischen Glaubens aufgefordert wurden zur Ehre Gottes der Gewissenstyrannei entgegenzutreten, damit sie nicht als ungetreue Haushalter erfunden würden. Die Niederländer selbst suchte er zu neuer Thatkraft und zum festen Ausharren anzuspornen. Wie einst die Stämme Israels unter Sauls Führung insgesammt ausgezogen seien gegen die Ammoniter, so sollten auch jetzt Alle zusammenstehen im Kampf gegen den gemeinschaftlichen Feind, Jeder mit den Gaben, die ihm Gott verliehen. Bei den deutschen Fürsten fanden seine Mahnworte wenig Anklang. Mit sorgloser Sicherheit ruhten sie auf dem schwachen Lager des Augsburger Friedens, bis sie von denselben feindlichen Mächten aufgeschreckt wurden; sie begnügten sich mit Beschwerden und Vorstellungen, die wenig Beachtung fanden; sie gaben dem Oranier den weisen Rath „still zu sitzen" und jeden ungleichen Kampf zu meiden. Doch legten sie seinen Werbungen und Rüstungen keine Hindernisse in den Weg. Desto größer waren Wilhelms Erfolge bei den Niederländern selbst. In ihm erkannten sie den Mann, der fähig und berufen sei, das unerträgliche Joch von ihren Schultern zu nehmen; auf ihn waren von der Zeit an ihre Hoffnungen, ihre heißen Wünsche gerichtet. Aus dem entschlossenen Widerstand, den die Brabanter und Flandrer den Steuerplänen des Herzogs entgegensetzten, konnte man entnehmen, daß die Zeit der Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit vorüber sei, daß sie sich ermannten und ankämpften gegen die unerträgliche Zwingherrschaft.

Die Meergeusen in Briel. 1572.

Alba gerieth in die heftigste Wuth, daß die Brüsseler Geschäftsleute es wagten, seinen Machtsprüchen einen passiven aber wirksamen Widerstand entgegen zu setzen. Er drohte, die Widerspenstigen an den Thüren ihrer Häuser aufknüpfen zu lassen; schon waren achtzehn der ersten Ladenbesitzer in Brüssel in Haft gebracht und harrten des Urtheils — da wurde er durch die Nachricht aufgeschreckt, daß am 1. April die feste Stadt Briel an der breiten Mündung der Maas von den

Wassergeusen durch eine kecke Kriegslist erobert und von De la Marck und Treslong im Namen des Fürsten von Oranien in Besitz genommen worden sei. Vor drei Jahren war der Herzog Alba im Stande gewesen, den mit überlegenen Streitkräften an der Grenze von Brabant lagernden Fürsten von Oranien zu einem verlustvollen Rückzug zu nöthigen; und nun konnte ein halbverhungerter Corsarenhaufen es wagen, ihm im eigenen Lande Fehde anzusagen! und das niederländische Volk, das er durch seinen Blutrath gebrochen und geknechtet wähnte, das er durch Steuerdruck an den Bettelstab zu bringen gedachte, erhob sich jetzt schadenfroh zu Spottliedern und Caricaturen! „Den eersten Dag van April, verloos Duc d'Alba zynen Bril" sang man in den Straßen. Ein Gefühl, daß dieses Ereigniß der Anfang eines Umschwungs sein würde, durchzog Aller Herzen. Das Volk hatte Vieles ertragen und gelitten; jetzt war die Geduld erschöpft, ein neuer Hoffnungsstrahl leuchtete in die zerstoßenen Gemüther. Der Herzog sollte bald erfahren, wie richtig das instinktive Volksgefühl die Zukunft beurtheilte. Als Graf Bossu, Oraniens Nachfolger in der Statthalterschaft von Holland und Zeeland, mit der Garnison von Utrecht vor die Stadt Briel rückte, um die Wassergeusen zu vertreiben, wurde er durch die kühne Entschlossenheit der „Bettler" in eine so schlimme Lage gebracht, daß er eilig den Rückzug antreten mußte. Darauf versammelte De la Marck die Einwohner der Stadt und ließ sie Treue schwören dem Fürsten Wilhelm von Oranien, dem königlichen Statthalter von Holland. So wurde durch einen Piratenüberfall, durch einen glücklich vollführten Handstreich der Grundstein der niederländischen Republik gelegt.

Die Kunde von den Vorgängen in Briel setzte die Gemüther der nördlichen Provinzen in eine mächtige Aufregung. Die Patrioten richteten sich auf und gewannen in den meisten Städten Einfluß. Graf Bossu suchte die Bewegung durch rasches Einschreiten niederzuhalten; durch treulose Hinterlist erzwang er seinen spanischen Truppen den Einzug in Rotterdam und ließ die Stadt, welche ihm die Thore verschlossen hatte, alle Gräuel des Kriegs erleiden; dagegen konnte er nicht verhindern, daß die feste Stadt Vliessingen auf der Insel Walcheren die oranische Fahne aufpflanzte und unterstützt von einigen hundert Mann, die De la Marck aus Briel zu Hülfe sandte, die spanischen Soldaten zurücktrieb. Die verwilderten Gesellen, die ihre Blöße zum Theil mit erbeuteten Mönchsgewändern bekleidet hatten, ließen ihrem Rachegefühl freien Lauf. Der geschickte italienische Baumeister Pacheco, welcher die Antwerpener Citadelle aufgeführt hatte und auch in Vliessingen das angefangene Fort vollenden sollte, wurde von der rasenden Menge unter Schmach und Hohn an den Galgen geknüpft. Erst als Wilhelm von Oranien einen neuen Befehlshaber sandte, welcher in seinem Namen das Commando über Stadt und Garnison führte, kehrten Ordnung und Sicherheit zurück. Das Beispiel von Vliessingen fand in ganz Zeeland und Holland Nachahmung. Allenthalben erhob sich das Volk; die herzoglichen Beamten und die spanisch gesinnten Ortsvorsteher wurden entsetzt und Wilhelm von Oranien als

Die Oranische Fahne aufgepflanzt.

Mai u. Juni 1572.

Statthalter ausgerufen. Die Umwandlung ging an manchen Orten ohne Gewalt und Blutvergießen vor sich. Meistens aber schlug die lange verhaltene Wuth in wilden Flammen auf und ließ sich zu leidenschaftlichen Rachethaten hinreißen. In Kurzem wehte die oranische Fahne in Enkhuizen, dem Schlüssel der Zuidersee, in Dordrecht, Harlem, Leyden, Gorkum, Gouda, Alkmaar u. a. O. Bald drang die Losung der Freiheit nach Geldern, Utrecht, Friesland. Neue Obrigkeiten wurden eingesetzt und zur Treue gegen den König und Wilhelm von Oranien, dessen Statthalter, verpflichtet. Nicht gegen die Krone der Habsburger erhob sich das niederländische Volk, sondern gegen die Zwingherrschaft Alba's, die den Gewissen Gewalt anthun und durch ein blutsaugendes Steuersystem den Erwerb und die Früchte des Fleißes vernichten wollte. In Kurzem war ganz Holland und Zeeland mit Ausnahme von Amsterdam und Middelburg in die revolutionäre Strömung hineingerissen, und nun traf auch noch von Süden her eine Schreckensbotschaft in Brüssel ein. Der unternehmende Ludwig von Nassau, der sich wieder zu seinen hugenottischen Freunden in Frankreich begeben hatte, brachte mit Hülfe eines patriotischen Bürgers, des Landkartenzeichners Oliver die wichtige Stadt Bergen (Mons) in Hennegau durch Kühnheit und List in seine Gewalt, entband die Einwohner ihres Gehorsams gegen Alba und sicherte die Stadt durch eine größtentheils aus Hugenotten bestehende Besatzung unter dem Oberbefehl desselben Montgomery, von dessen Lanze einst König Heinrich II. im Turnier die Todeswunde empfangen hatte.

Alba's Stellung erschüttert.

Der Prinz von Oranien vernahm die Nachricht von dem Ueberfall der Meergeusen auf Briel mit einiger Bestürzung; er setzte wenig Vertrauen in die Fähigkeiten und den Charakter De la Marcks und hielt das Unternehmen für verfrüht. Er selbst war noch mit Werbungen und Rüstungen beschäftigt, die aus Geldmangel langsam von Statten gingen. Aber der rasche Fortgang der Erhebung erhöhte sein Vertrauen. Wenn es gelang, der Bewegung durch bewaffnete Hülfeleistung Nachdruck zu geben, die muthige Begeisterung des Volkes in Fluß zu halten, ehe der überraschte Feind seine Gegenmittel zu entfalten im Stande war; so konnten günstige Erfolge erzielt werden. In Madrid und Brüssel lenkte man bereits in andere Bahnen ein: eine Deputation der Generalstaaten, die eine Beschwerdeschrift gegen Alba's Steuerpläne einreichte, erhielt einen gnädigen Bescheid, die Sache solle eingehend geprüft und bis zur endgültigen Entscheidung der neue Besteuerungsmodus suspendirt werden; der Herzog selbst ließ den Ständen von Holland melden, er wolle von dem zehnten Pfennig abstehen, wenn man ihm eine jährliche Summe von zwei Millionen Gulden bewillige. Auf einer Versammlung im Haag sollte am 15. Juli die Vereinbarung getroffen werden. Alba strengte noch einmal alle Kräfte an, die niederländische Bewegung in Stillstand zu bringen. Er wußte, daß seine Abberufung eine beschlossene Sache sei; war ja sein Nachfolger Medina Celi bereits in Brüssel eingetroffen, wenn auch noch ohne das königliche Bestallungsdekret und vorerst noch

in einer untergeordneten Stellung. Ohne Kunde von den Vorgängen war derselbe in den Hafen von Vliessingen eingefahren und hatte zu seinem großen Verdruß mehrere Schiffe und eine beträchtliche Geldsendung an die Aufständischen eingebüßt. Dem Herzog mußte nun Alles daran gelegen sein, die Provinzen als beruhigt erscheinen zu lassen. Hatte er doch einst den König versichert, er wolle sich eher in kleine Stücke hauen lassen als dulden, daß die Gebote Sr. Majestät nicht den vollsten Gehorsam fänden. Sollte er jetzt mit dem Vorwurf scheiden, er habe einen Sturm heraufbeschworen, der nicht blos ihn zum Weichen nöthige, der sogar die Krone bedrohe? Darum suchte er die Zeit, da über das künftige Regiment noch keine bestimmte Entscheidung getroffen war, zu benutzen, seine erschütterte Autorität vor gänzlichem Ruin zu bewahren. Während sein Sohn Friedrich mit Heeresmacht vor Bergen rückte, um die wichtige Stadt zurückzuerobern, sollte Graf Bossu bei den holländischen Ständen sein Glück versuchen, in der am meisten von dem Abfall ergriffenen Provinz das herzogliche Regiment aufs Neue befestigen.

Die Sache kam jedoch anders. Auch Wilhelm von Oranien erkannte die hohe Bedeutung des Moments und ließ ihn nicht unbenutzt vorübergehen. Wenn der erste Aufschwung der Freiheit verrauschte, wenn der frische Impuls der Volkserhebung, der wie eine unsichtbare Geistermacht die Gemüther erfaßte, fruchtlos zerrann oder durch Unterhandlungen abgeschwächt ward; so konnte die Regierung leicht wieder die Oberhand gewinnen und schließlich doch das System der absoluten Königsmacht und der katholischen Staatskirche auf den Trümmern der alten Verfassung siegreich aufrichten. Man konnte in der Besteuerungsfrage dem Volkswillen nachgeben, um dann in den höheren und wichtigeren Dingen desto größere Triumphe zu feiern. Eine solche Wendung und Abschwächung wurde durch die rasche Entschlossenheit und das thatkräftige Handeln des Prinzen verhindert. Zunächst bedurfte er Geld, um seine Werbungen und kriegerischen Rüstungen durchzuführen. Zu dem Ende richtete er an die holländischen Stadtgemeinden Sendschreiben voll patriotischer Wärme, daß sie durch gemeinsame Anstrengungen die Gefahr der Knechtschaft, die über ihren eigenen Häuptern schwebe, die ihren Kindern und Kindeskindern drohe, von sich abwälzten, daß sie ihn in seinen vaterländischen Bestrebungen mit allen Kräften unterstützten. Dann forderte er sie auf, an demselben Julitage, den Graf Bossu im Namen des Herzogs zur Verhandlung bestimmt hatte, Bevollmächtigte nach Dordrecht zu schicken, um über die Zukunft des Vaterlandes zu berathen und zu beschließen. Es sollte ein für allemal entschieden werden, wer fürder in Holland das gebietende Wort zu führen hatte, ob Alba oder Oranien.

Beginnende Krisis.

Und siehe, an dem bestimmten Termin trafen die Abgeordneten von zwölf Städten und mehrere vom Adel in Dordrecht ein. Wilhelm von Oranien erschien nicht persönlich, aber er hatte den gewandten Redner und feurigen Patrioten Philipp Marnix von St. Aldegonde zu seinem Stellvertreter ernannt. Nachdem dieser die bisherigen Anstrengungen des Prinzen um die Befreiung des Landes

Versammlung in Dordrecht 18. Juli 1572.

und die Nothwendigkeit einer kräftigen Unterstützung von Seiten der Bürgerschaften zur Erreichung der hohen Ziele dargelegt, einigte sich die Versammlung über mehrere folgenreiche Beschlüsse, die als die Grundlinien einer neuen Staatsordnung angesehen werden konnten. Die Hoheitsrechte des Königs Philipp wurden nicht angetastet, vielmehr dessen gesetzmäßige Autorität ausdrücklich anerkannt; kraft dieser Autorität habe der König im J. 1559 den Fürsten von Oranien zum Statthalter der Provinzen Holland, Zeeland und Utrecht eingesetzt; diese Würde und Vollmacht bestehe noch immer in Kraft und Geltung, der Herzog Alba habe eine usurpatorische Handlung begangen, als er den Prinzen gegen die Rechte und Gesetze des Landes verurtheilte und das Statthalteramt einem Andern übertrug. In Abwesenheit des Monarchen sei somit Wilhelm von Oranien der legitime Träger der königlichen Machtvollkommenheit; und die Stände seien bereit zu seinen Bedürfnissen und zur Behauptung seiner Rechte ihm eine Steuer von hunderttausend Kronen zu bewilligen. Diese Summe sollte durch freiwillige Beiträge, durch Anlehen, durch Veräußerung überflüssigen Kirchenschmucks aufgebracht werden. Man verpflichtete sich ferner, den Befehlshabern, welche der Statthalter über Flotte und Landheer setzen würde, zu gehorchen, in Religion und Gottesdienst keinerlei Zwang zu üben oder zu dulden und nur mit allseitiger Zustimmung sich in Unterhandlungen und Verträge mit dem König einzulassen. Durch diese Beschlüsse wurde ein unlösbarer Bund zwischen den niederländischen Provinzen und dem Hause Oranien geknüpft: jene versprachen Hülfe und Gehorsam und erkannten den von dem Prinzen ernannten Grafen De la Marck als Befehlshaber der Truppen und der Flotte an; und Wilhelm gelobte, nichts ohne den Willen und Beirath der Stände zu thun und anzuordnen. Die Vereinbarung in Dordrecht vom 18. Juli 1572 war die erste Grundlage eines Verfassungsstaats, worin obrigkeitliche Autorität und ständische Rechte zu gegenseitiger Achtung und Anerkennung sich verbanden.

Wilhelm von Oranien als Graf von Holland. Unter Wilhelms Auspicien wurden nun in den nächsten Monaten über Verwaltung, Gerichtswesen und Besteuerung Anordnungen getroffen, die das Land aus dem Zustande der Willkür und des Absolutismus wieder auf den Rechtsboden zurückführten, wie er unter den alten Grafen von Holland bestanden. Mehr und mehr wurde der Prinz als deren Nachfolger angesehen, obschon die Landeshoheit des Königs immer noch aufrecht erhalten blieb. Er empfing von Adel und Städten Huldigung und Treueid und bestätigte dafür die alten Freiheitsbriefe; er ernannte Beamte und Richter, bestellte Führer über Heer und Flotte, regelte die Steuern und Abgaben und übte alle landesherrlichen Rechte, doch stets unter Mitwirkung der Stände und mit Vorbehalt ihrer Zustimmung nach altem Recht und Herkommen. In Enkhuizen wurde ein Bollwerk errichtet und nach seinem Namen „Willigenburg" genannt. Als er im Anfang des folgendes Jahres persönlich in Holland erschien, kam ihm das Volk in Stadt und Land mit dem größten Vertrauen entgegen und feierte seine Ankunft mit Freudenfesten.

Neuer Feldzug. Und doch war gerade um diese Zeit die Lage so trübe und hoffnungslos wie nur jemals. Ein Hugenottenheer, das unter Genlis in Hennegau eingebrochen war, um die von Don Fadrique von Toledo hart bedrängte Festung Bergen zu

entsetzen, war von dem tapfern Sohne des Herzogs und den spanischen Feldherren Noircarmes, Vitelli und Romero auf ungünstigem Terrain überfallen und ge- 19. Juli 1572. schlagen worden; Genlis selbst wurde mit mehreren Schicksalsgenossen nach der Citadelle von Antwerpen verbracht, wo er im nächsten Jahr mit Zustimmung des französischen Königs ein Ende fand wie Montigny im Schlosse von Simancas. Inzwischen war auch Wilhelm von Oranien mit einem beträchtlichen Söldnerheer von Fußvolk und Reitern zu einem neuen Feldzug gegen Alba aufgebrochen, hatte bei Roermond die Maas überschritten und drang über Diest, Sichem, Mecheln und Löwen in das Herz von Brabant. Gerne wäre er auch hier als Freund und Befreier aufgetreten; aber so sehr er seinen Truppen einschärfte, Leben und Eigenthum der Einwohner zu schonen und die Gewissensfreiheit zu achten, die verwilderten Soldknechte, denen er die Löhnung nicht auszahlen konnte, verübten schlimme Thaten der Gewalt und des Fanatismus und schändeten sich durch Raubsucht und Gräuel, nicht unähnlich den spanischen Gegnern.

Wirkung der Bartholomäusnacht in den Niederlanden.

Denn um diese Zeit drang die Nachricht von der Pariser Bartholomäusnacht in die Welt und entflammte die Herzen der Menschen mit neuer Religionswuth. Wilhelm von Oranien war ein reformirter Fürst, der ermordete Coligny war sein Freund und Bundesgenosse gewesen, die französischen Hugenotten erblickten in dem oranischen Heere, das meistens aus Protestanten oder aus Feinden der papistischen Spanier bestand, Verbündete und Glaubensbrüder. War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß die Religionswuth von Frankreich in die Niederlande drang; daß jeder Krieg den Charakter eines Religionskrieges annahm, daß aus beiden Heerlagern Schonung und Menschlichkeit entwichen? Wie in den Tagen der Bilderstürmerei wurde auch jetzt wieder von den Oraniern gegen die Träger und Symbole einer Kirche gewüthet, von welcher Ketzermord und Glaubensdruck als Gott wohlgefällige Handlungen empfohlen und geübt wurden. Nicht umsonst äußerte König Philipp große Freude, als er die Kunde von der Pariser Bluthochzeit empfing. Denn der Schlag traf eben sowohl seine niederländischen Feinde wie die französischen Hugenotten. Noch kurz zuvor hatte Coligny seinem Freunde Ludwig von Nassau die Zusicherung baldiger Hülfe gegeben; König Karl IX. selbst sei bereit das Schwert zu ziehen für die Befreiung der Niederlande. Und nun vernichtete eine einzige Mordnacht alle Pläne und Hoffnungen und befestigte aufs Neue die spanische Zwingherrschaft.

Die spanischen Waffen siegreich.

Wie sollte nun das hart umlagerte Bergen, jeder Aussicht auf Hülfe beraubt, längern Widerstand leisten, wie der Fürst von Oranien ohne die erwartete Unterstützung von Frankreich sich im Herzen der spanischen Provinzen mit einem stets zur Meuterei geneigten, von den Einwohnern gehaßten Heere länger halten oder durch eine glückliche Diversion nach Hennegau den Entsatz von Bergen bewirken? Gerne hätte Wilhelm die Entscheidung einer Schlacht gesucht; allein Alba beobachtete dieselbe zurückhaltende Kriegsweise, wie vor vier Jahren. Die

Spanier wichen dem Prinzen nicht von der Seite und wußten jeden Vortheil zu
12. Septbr. benutzen: einst überraschten sie ihn durch einen nächtlichen Ueberfall im eigenen Lager; nur der Wachsamkeit eines Wachtelhundes hatte er es zu danken, daß er nicht in seinem Zelte zum Gefangenen gemacht ward, sondern noch rechtzeitig auf einem raschen Pferde sich zu retten vermochte. Welch ein Triumph für Alba, wenn er den „Schweigsamen" in seine Gewalt bekommen hätte! Von Tag zu Tag verschlimmerte sich Wilhelms Lage; als der Winter nahte, mußte er den Rückzug antreten, ohne zur Unterstützung seines Bruders etwas thun zu können. Am Rhein verabschiedete er den größten Theil seines zuchtlosen Heeres. Ludwig von Nassau und die Hugenottenführer von Bergen schlossen mit dem spanischen Befehlshaber der Belagerungsarmee eine Capitulation auf freien Abzug und räumten die Festung. Am 24. September hielt Alba seinen Einzug und stellte die Stadt unter den Oberbefehl Noircarmes', seines würdigen Schülers in den Künsten der Menschenpeinigung. Auch hier wurde ein „Rath der Unruhen" eingesetzt, der die Bürger der hennegauischen Hauptstadt, die es mit den Ketzern und Patrioten gehalten, durch Schwert, Richtbeil und Galgen strafte. Auch Mecheln, das sich mit dem Oranier vertragen hatte, fühlte den rächenden Arm der Spanier. Die wohlhabende Stadt wurde den raubgierigen Soldaten zum Plündern überlassen und hatte alle Kriegsgräuel zu leiden.

Spanische Kriegsthaten und Gräuel. Herbst 1572.

So folgte für die niederländischen Patrioten auf den hoffnungsreichen Frühling ein stürmischer leidensvoller Herbst. Alba versäumte nicht, die günstige Lage und die niedergeschlagene Stimmung der Einwohner für Spanien auszunutzen. Es gelang ihm, durch die muthige Entschlossenheit des alten Oberst Mondragon in Zeeland wieder Boden zu gewinnen, die Festung Middelburg zu sichern und das bedrängte Goes auf Beveland durch eine kühne Kriegsthat zu
20. Oktbr. entsetzen. Dreitausend Spanier und fremde Söldner überschritten zur Zeit der Ebbe das „Ertrunkene Land", den untiefen Meeresarm, welcher jene Insel von Walcheren trennt, und erschienen, den schlüpfrigen Schlammboden durchwatend, bis an die Schulter im Wasser, unerwartet vor der Stadt. Noch erfolgreicher waren die Unternehmungen des Herzogs und seines muthigen aber hartherzigen Sohnes Don Fadrique in Geldern, Ober-Yssel und Friesland. Das Beispiel von Zütphen, wo die spanischen Soldaten alle Gräuel verübten, zu denen Fanatismus, Rachsucht und Parteihaß in der Wuth der Leidenschaft den verwilderten Menschen anzutreiben vermögen, erfüllte die Einwohner mit Angst und Zagen und lähmte den Arm zum Widerstand. Van der Berg, der im Namen Oraniens, seines Schwagers, den Oberbefehl führte, entfloh heimlich aus dem Lande; seine Gemahlin, Wilhelms Schwester, erwartete als Bäuerin verkleidet, in einem elenden Dorfe ihre Entbindung. Selbst Holland fühlte die Geißel des entsetzlichen Bürgerkriegs.

Naarden.

Das grausenhafte Schicksal der Stadt Naarden, die im Vertrauen auf die feierliche Zusage, in Leben und Eigenthum geschont zu werden, dem Feinde die

Schlüssel der Thore überlieferte, erregte selbst in dieser Zeit des Mords und der Zerstörung Entsetzen und Abscheu. Fünfhundert Bürger, die man in eine Kirche gelockt, wurden in dem heiligen Raum auf das Zeichen eines Priesters erschossen und erstochen und dann das Gebäude sammt Todten und Sterbenden den Flammen übergeben. Die Häuser wurden ausgeplündert und in Brand gesteckt, die Frauen und Jungfrauen vor den Augen der Ihrigen geschändet und dann mit denselben ermordet, was sich durch die Flucht zu retten suchte, eingefangen und an den Bäumen und Galgen aufgeknüpft. Viele Jahre lang blieb Naarden eine öde Stätte in Ruinen; die Spanier glaubten es der Ehre Gottes schuldig zu sein, den Ort, wo die Ketzerei den fruchtbarsten Boden gefunden, von der Erde zu vertilgen. In Amsterdam, dem herzoglichen Hauptquartier, empfing Alba die Botschaft von den siegreichen Fortschritten seines Heeres und die Glückwünsche des Königs über den des berühmten Vaters so würdigen Sohn.

Aber die Grausamkeit schafft keine dauernden Triumphe. Das Schicksal von Zütphen und Naarden überzeugte die Holländer, daß von den Spaniern kein Erbarmen, keine Verzeihung zu erwarten sei, daß nur ein Kampf auf Tod und Leben Rettung bringen könne. Und sie entschlossen sich, in diesen Kampf der Verzweiflung einzutreten. Oranien, der mit einer kleinen Reiterschaar sich bei ihnen einstellte, wurde nicht als geschlagener Flüchtling, sondern als ihr Herr und Führer empfangen. In der trübsalvollsten Zeit der niederländischen Geschichte, als Freiheit und Menschenrechte, von Tyrannenhand aus der Welt verdrängt, nur noch in den Dünen und in dem Sumpfgebüsche der nordholländischen Landschaft eine Wohnstätte gefunden, begann der Fürst von Oranien das Werk, zu dem ihn das Schicksal ausersehen, die Gründung der Republik Holland. Aus einem unscheinbaren Samenkorn sollte eine herrliche Saat emporblühen. Aber die Arbeit war schwer und mühevoll, und gar manche der Werkleute mußten noch mit ihrem Herzblut einstehen! *Wilhelm in Holland.*

Wie Naarden, so hatte sich auch Haarlem durch reformatorischen und patriotischen Eifer hervorgethan; und da die Stadt vermöge ihrer die Verbindungslinie zwischen Süd- und Nordholland beherrschenden Lage von großer strategischer Wichtigkeit war, so sollte ihr dasselbe Loos zu Theil werden, durch das Zütphen und Naarden stille gemacht worden waren. Zu dem Ende rückte Alba's Sohn Don Fadrique in den kalten Decembertagen des Jahres 1572 vor die Stadt mit einer Heeresmacht, welche an Zahl die gesammte Einwohnerschaft nebst der Garnison weit übertraf, und begann einen Belagerungskrieg, welcher durch die Anstrengungen der Spanier, mehr aber noch durch den Heldenmuth und die Ausdauer der Patrioten unter den Großthaten der Geschichte eine hervorragende Stelle einnimmt. Die Stürme wurden zurückgeschlagen, die Minen durch Gegenanstalten unwirksam gemacht, der spanischen Grausamkeit gegen die Gefangenen eine schreckliche Vergeltung entgegengesetzt. Je länger der Krieg dauerte, einen desto leidenschaftlicheren Charakter nahm er an. Da und *Haarlems Heldenthum und Leidensgeschichte. 1572. 73.*

dort steigerte sich die Rachsucht zur Wuth. Von Gnade und Menschlichkeit war auf keiner Seite die Rede mehr. Als die stürmenden Angriffe nicht den gehofften Erfolg hatten, schritt Fadrique zur Blokade, um die Stadt durch Hunger zu zwingen. Allein die Vorrathshäuser waren gefüllt und den Belagerern fiel die Herbeischaffung der Lebensmittel in der Winterzeit schwer. Die beständigen Ausfälle und die Wachsamkeit der Belagerten verhinderten alle Erfolge der Spanier. Gedrängt durch die wachsende Noth und die zunehmenden Krankheiten im Heer überlegte Don Fadrique, ob er nicht der Stadt eine Uebereinkunft anbieten sollte, aber sein Vater wies das Vorhaben mit Entrüstung zurück. Oranien strengte alle Kräfte an, die Spanier von Haarlem wegzuziehen; er suchte die Verbindungswege mit Amsterdam abzuschneiden; auf dem Haarlemer Meer und in dem Y wurden, sobald das Wasser eisfrei geworden, kleine Seegefechte geliefert; aber von Außen ohne Unterstützung und nur auf einige freiwillige Mannschaften angewiesen, konnte er nichts Namhaftes ausführen; auf beiden Seiten gleicher Kriegsmuth, gleiche Entbehrung, gleiche Anstrengungen, gleiche Nothstände und Leiden! „Kaum ein Beispiel läßt sich denken", heißt es bei Klose, „von furchtbarer Noth, glühender Vaterlandsliebe, unbesiegbarer Tapferkeit, hochherzigem Edelmuthe und schaudererregender Grausamkeit, welches Haarlem in jener Zeit des Schreckens nicht aufzuweisen gehabt hätte." Ein größeres Seetreffen entschied zum Vortheil der Spanier und hatte die gänzliche Einschließung der Stadt zur Folge. Nun schwanden die Vorräthe schnell dahin; in wenigen Wochen wüthete der entsetzlichste Hunger in der Stadt; viele starben weg, die andern schlichen wie Leichen umher. Anträge auf Unterhandlungen über eine vertragsmäßige Uebergabe wurden von dem spanischen Oberfeldherrn mit Hohn zurückgewiesen. Der Plan Wilhelms von Oranien, mit einigen tausend Bewaffneten die feindliche Belagerungslinie zu durchbrechen und Lebensmittel in die Stadt zu schaffen, scheiterte. Der gleichzeitige Ausfall der Haarlemer, der das Vorhaben unterstützen sollte, kam nicht zur Ausführung, weil die Spanier die Brieftauben weggeschossen hatten. Die ängstlich harrenden Bürger hörten die Kanonade aus der Ferne, ohne die Bedeutung zu ahnen. Der Feind dagegen, von Allem unterrichtet, vereitelte durch einen unerwarteten Ueberfall das ganze Unternehmen. Der oranische Feldherr, Baron Batenburg, fiel mit vielen seiner Waffengefährten im ungleichen Kampf; die Vorräthe wurden weggenommen. Abgeschlagene Köpfe, durch einen verstümmelten Patrioten in die Stadt geschickt, brachten den Haarlemern die Trauerbotschaft des Unfalls. Nun war den Unglücklichen nur die Wahl gelassen zwischen Hungertod und Ergebung. Verzweifelte Anträge wurden aus Rücksicht für die jammernden Frauen und Kinder verworfen. Am 12. Juli 1573 erschienen Abgeordnete der Garnison und Bürgerschaft im spanischen Lager und ergaben die Stadt auf Gnade und Ungnade, nachdem ihnen mündlich gnädige Behandlung in Aussicht gestellt worden. Als Don Fadrique und Graf Bossu in die Stadt einritten, bot sich ihren Blicken ein Schauspiel des Elends und der

28. Mai 1573.

8. Juli.

Verwüstung dar, das wohl ein Herz von Stein hätte erweichen müssen. Aber weder die ausgestandenen Leiden, noch die gegenwärtige Verzweiflung genügten der spanischen Rache. Ueber die Hälfte der tapfern Besatzungsmannschaft, voran der heldenmüthige Hauptmann Ripperda, wurde sogleich niedergehauen; die Bürger wurden massenweise in die Gefängnisse und von da zum Galgen geführt. „Fünf Henker mit ihren Gehülfen waren ununterbrochen beschäftigt, und da ihre Thätigkeit dennoch nicht ausreichte, so band man dreihundert Gefangene paarweise Rücken an Rücken zusammen und ersäufte sie im Haarlemer Meer." Zwölftausend Menschenleben hatte die siebenmonatliche Belagerung dahingerafft; mehr als zweitausend starben nach der Uebergabe durch die Hände der Nachrichter. Wenige Schreckensscenen in der Weltgeschichte haben die Fähigkeit der Menschen, Qualen aufzulegen und Qualen zu ertragen, mehr entfaltet, als der Belagerungskrieg von Haarlem.

Aber auch die Sieger hatten wenig Ursache zu Triumphgesängen. Dreißig- Eindrücke. tausend spanische Kerntruppen hatten sieben Monate lang eine kleine, wenig befestigte Stadt belagert und dieselbe nach einem Verlust von zwölftausend Mann endlich durch Hunger zur Ergebung gebracht! König Philipp lag gerade fieberkrank in Segovia, als Alba's Siegesbotschaft anlangte; die Höflinge versicherten, daß die Freude darüber seine rasche Genesung herbeigeführt habe. Aber der moralische Eindruck, den der Heldenmuth der Haarlemer auf die Patrioten hervorbrachte, war höher anzuschlagen als der schwer errungene Sieg; auf jenen setzte auch jetzt noch Oranien sein Vertrauen. Für den spanischen Monarchen aber wurde der niederländische Krieg ein Abgrund von Geldopfern, den weder die Schätze Peru's noch die Aussaugungen der europäischen Staaten auszufüllen vermochten.

Wie sehr immer Alba seine Verdienste und Erfolge in Madrid in das glän- Die Lage Alba's. zendste Licht zu stellen suchte, so war seine Lage in Wirklichkeit nicht beneidenswerth. Die Erfahrungen vor Haarlem mußten ihn überzeugen, daß er es mit einem Feinde zu thun habe, der zu einem Kampf auf Leben und Tod entschlossen sei; diese Ueberzeugung drängte sich ihm noch schärfer auf, als sein Sohn Friedrich mit einem Heer von sechzehntausend Mann vor Alkmar rückte, um dieser oranisch Alkmar. und calvinisch gesinnten Stadt das Schicksal von Haarlem zu bereiten, aber nach zwei vergeblichen Stürmen gegen die zwischen Lagunen und Wiesenflächen ge- August und Sept. 1573. legene, von achthundert Soldaten und dreizehnhundert bewaffneten Bürgern heldenmüthig vertheidigte Stadt unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte. Denn Oranien hatte seinem Feldherrn Sonoy bereits den Befehl ertheilt, die Deichbrüche und Schleußenthore zu öffnen, wodurch das Land unter Wasser gesetzt und der Feind zugleich mit der Ernte des Jahres weggeschwemmt worden wäre. Zum Glück für das Heer und zugleich für die Bevölkerung, die dadurch auf lange Zeit in ihrem Wohlstand Schaden genommen haben würde, erhielt der spanische Feldherr Kunde von dem Vorhaben, ehe es noch vollständig zur

8. Oktbr. Ausführung gekommen, und entging durch schleunigen Abzug dem Verderben. Vier Tage nachher erlitt Graf Bossu in der Zuydersee auf der Höhe von Hoorn und Enkhuyzen eine Niederlage durch die Patrioten; sein Hauptschiff „die Inquisition" wurde nach langem heftigen Kampf weggenommen, er selbst als Gefangener nach Hoorn geführt, geschmäht und insultirt von der Volksmasse, welche das Blutbad von Rotterdam in gutem Andenken hatte. Er wurde in der Folge nach langen Unterhandlungen gegen St. Aldegonde eingetauscht.

Mangel an Disciplin im Heere. Und nicht blos von den muthigen und entschlossenen Niederländern, die den Herzog und die spanischen Soldaten wie den höllischen Feind haßten, hatte Alba Verdruß und Widerwärtigkeiten zu ertragen, auch im eigenen Lager wuchsen die Schwierigkeiten und Aergernisse mit jedem Tag. Die spanischen und italienischen Truppen, durch die unmenschliche Kriegführung verwildert und unzufrieden über den gefahrvollen und anstrengenden Waffendienst, streiften die Fesseln der Disciplin ab. Nicht nur, daß sie selbst in befreundeten Städten durch Gewaltthätigkeiten und Brutalität, durch Frauenschändung, Mißhandlungen und Frevel aller Art den Haß und Abscheu der Bewohner auf sich luden, mehr und mehr der Gegenstand der leidenschaftlichsten Erbitterung und tödtlichsten Grolles wurden; auch die Kriegszucht und der militärische Gehorsam waren gelockert; da und dort gab es Scenen von Meuterei, von drohenden Auftritten, von Widerspenstigkeit. Und was den Statthalter vor Allem verdroß, war die Anwesenheit eines Rivalen, des Herzogs von Medina Celi, der ihn wie ein Schatten begleitete und um so eifersüchtiger nach der Theilnahme und Mitwirkung im Regimente strebte, je unbestimmter seine amtliche Stellung war. Zum Nachfolger designirt und doch nicht förmlich ernannt, war er ein steter Nebenbuhler, Gegner und Neider Alba's, dessen Maßregeln und Pläne er einer fortwährenden herben Kritik unterwarf. Im November reiste er endlich, ohne sich von dem Herzog zu verabschieden, nach Madrid, um persönlich seine Beschwerden vorzutragen. Er kam nicht wieder nach den Niederlanden zurück; aber auch für seinen Gegner schlug bald die Stunde der Abberufung.

Die Niederländer auf den Scheideweg gerufen. Wir wissen, daß man in Madrid schon lange zweifelhaft geworden war, ob der von Alba geübte Terrorismus zu dem erwünschten Ziele führe. Wie viele Gräuelthaten waren geschehen, wie viele Flüche lasteten auf Philipps und Alba's Namen! Und war darum die königliche Autorität hergestellt, das niederländische Volk zur Ruhe, zur alten Ergebenheit zurückgebracht? Der Aufruf des Herzogs, worin er nach dem Falle von Haarlem die Staaten zum Gehorsam und zur treuen Unterwürfigkeit unter die Gebote des Königs ermahnte, den Willigen Gnade verkündend, den Trotzigen mit schweren Strafen drohend, machte in den nördlichen Provinzen keinen Eindruck. Dort war Oraniens Einfluß sichergestellt; weitaus die Mehrheit des Volks war, wie der Fürst selbst, der reformirten Lehre beigetreten; für diesen Glauben konnten sie unter der spanischen Herrschaft keine Nachsicht erwarten, und für Inquisition und Priestermacht war seit den Vor-

gängen von Vliessingen, Naarden und Haarlem keine Stätte mehr in Holland. Mochten auch Amsterdam, Middelburg u. a. O. noch in der alten Stellung verharren, so geschah es doch mehr aus Furcht vor Alba's Rache als in Aufrichtigkeit des Herzens. Es machte allenthalben einen tiefen Eindruck, als Oranien eine Adresse an die Generalstaaten der gesammten Niederlande ausgehen ließ, worin er sie zum einträchtigen Zusammenstehen für die nationale Sache und Freiheit aufforderte, ihnen das Beispiel der Väter vor die Seele rief, die keine Eingriffe in ihre Rechte geduldet, und an Alle die feurige Mahnung richtete, das kleine Holland nicht im Stiche zu lassen in seinem Riesenkampf für die Freiheit. Nur durch die Niederländer selbst könnten die Niederlande besiegt oder gerettet werden. Um das Mißtrauen der südlichen Provinzen hinsichtlich der Religion zu zerstreuen, da der Prinz im Oktober dieses Jahres in Dordrecht öffentlich zur reformirten Kirche übergetreten war, suchte er die Ansicht zu erzeugen, daß der Kampf keinen religiösen Charakter habe, daß es sich um die nationalen Güter, um die Existenz der Volksrechte handle, und daß der Grundsatz der Glaubens- und Gewissensfreiheit, der freien Gottesverehrung für alle Confessionen, stets von ihm anerkannt und geachtet werden würde. Er entließ De la Marck und andere calvinische Eiferer, die durch ihr zelotisches Auftreten gegen die katholische Kirche Aergerniß gegeben hatten, aus seinen Diensten. Und so sehr suchte er jeden Schein der Rebellion von sich und seinem Volke fernzuhalten, daß er im Namen der Staaten von Holland und Zeeland ein Sendschreiben an den König richtete um Herstellung der Landesprivilegien und Entfernung des Herzogs von Alba, ein Sendschreiben, worin in flammenden Worten die Verleumdungen und Beschuldigungen zurückgewiesen wurden, die man ihnen aufgebürdet, und mit der Betheuerung geschlossen ward, daß sie eher zu Grunde gehen würden als sich der Tyrannei Alba's unterwerfen.

Von diesem Regimente sollten die Niederlande denn auch bald befreit werden. Alba abberufen. 1573. Auf dem Haupte des Herzogs lastete der Fluch und Haß des gesammten Volkes, so daß man in Madrid einsah, daß durch ihn kein friedliches Verhältniß mehr begründet werden könne. Mußte er doch erleben, daß man in Amsterdam unter seinen eigenen Augen seine Bildnisse und Büsten zerschlug. Als Peiniger hatte er der Rachsucht des Königs und dem Fanatismus der Priesterschaft treffliche Dienste geleistet; sollte aber das erschütterte Regiment der spanischen Krone wieder gefestigt werden, so mußte man es mit einem andern Statthalter, mit einem andern System versuchen. Wir wissen, daß der Herzog selbst schon mehrmals um Enthebung von dem hohen Posten eingekommen war; am 17. November langte sein Nachfolger Don Luis de Requesens y Zuñiga, Großcomthur des Malteserordens und des Ordens von San Jago, in Brüssel an. Sofort legte Alba die Würde eines Oberstatthalters der Niederlande in dessen Hände und verließ dann, nachdem er sich durch heimliche Abreise aus Amsterdam seinen Gläubigern entzogen, im letzten Monat des Jahres für immer die niederländischen Provinzen, 18. Dec. 1573.

in deren Geschichte sein Name mit blutiger Schrift verzeichnet blieb. Zerstörte Städte, ruinirte Familien, trauernde Wittwen und Waisen, deren Ehemänner und Väter unter dem Richtbeil gefallen, Vernichtung des Handels und der Gewerbsamkeit, Unglück, Elend, Rechtlosigkeit, das waren die Trophäen, die der spanische Oberfeldherr mit sich trug. Und was hatte der Monarch von Castilien aus der fünfjährigen Tyrannei geerntet? Der Ketzerei sollte das Haupt zertreten werden, und nun stritt ein calvinischer Fürst im Norden unter dem Banner der Glaubensfreiheit. Durch Confiscationen und Steueredikte wollte Alba die Kosten für Krieg und Regierung in den Provinzen selbst aufbringen und die Niederlande zu einer „peruvianischen Mine" für die castilische Staatskasse machen, und jedes Jahr mußten Schiffe mit Geldladungen in das aufrührerische Land eingeführt werden, und als Requesens das Statthalteramt antrat, fand er die Kassen leer, die Hülfsmittel erschöpft, die Quellen der Einnahmen versiecht.

III. Portugal mit Spanien vereinigt.

(Ueber die historische Literatur vergl. IX, 411.)

1. Portugal und die Colonien unter König Johann III.

Portugal im Sinken. Wenn der Geschichtschreiber in der Periode, die in dem neunten Bande dieses Werks zur Darstellung gebracht worden ist (563 ff.), mit einem Gefühle der Erhebung auf den Aufschwung des kleinen Reiches am Tajo und am atlantischen Meere, auf die Großthaten des kühnen, seefahrenden Volkes im fernen Osten blicken konnte, so liegt ihm nun die traurige Pflicht ob, das rasche Hinsinken bis zum gänzlichen Untergang der nationalen Selbständigkeit auf mehrere Generationen zu schildern, auf den Glanz des Königthums unter dem großen Emanuel den Verfall unter seinem Sohne und Enkel folgen zu lassen. Die Keime dieser Wandlung zum Schlimmern konnte man schon unter der schimmernden Decke der vorhergehenden Regierung wahrnehmen, und wir haben nicht versäumt, darauf hinzuweisen. Die Portugiesen besaßen nicht die geistige Freiheit und Elasticität, die zu einer weltgeschichtlichen Mission befähigen: kühn im Unternehmen und Thatkraft und Mannesmuth in der Brust tragend, vermochten sie wohl den Impuls zu einem Heldenalter zu geben; aber die Anspannung und zähe Ausdauer, die der erobernden Schwungkraft als erhaltende Macht beigesellt sein müssen, gingen diesen südländischen Naturen ab. Der portugiesische Staat krankte

João III. 1521—1557. unter der langen Regierung des dritten Johann (João) an denselben Leiden und Gebrechen, welche das größere Nachbarreich unter Karl und Philipp zu so tiefem Falle brachten und den nachgebornen Geschlechtern die Errungenschaften der Väter entrissen. Während der gierige Blick in die Ferne gerichtet war, nach den Ländern, wo das Füllhorn des Glücks die irdischen Güter im reichsten Maße ausgegossen hatte, versiechten daheim die Kräfte und die Arbeitslust, welche allein

einen dauernden Nationalwohlstand zu begründen vermögen. Wie in Spanien prunkte man mit ausländischen Erzeugnissen, indeß der eigene Gewerbfleiß erlahmte. Warum sollten die Besitzer der indischen Handelscolonien, denen die Schätze des Orients zuströmten, zu Hause im mühsamen Kleingeschäft Hände und Arme anstrengen! Den portugiesischen wie den spanischen Edelleuten wohnte ohnedies ein Hang zur Abenteuerlichkeit, zum fahrigen Wesen bei; sie waren durch das Schwert, durch Kämpfe und Wagnisse zu Land und zur See emporgestiegen; dieser Charakterzug hatte durch die Entdeckungsfahrten nach Afrika und Indien neue Nahrung erhalten. Als Flottenführer und Schiffshauptleute, als königliche Beamte und Feldherren, als Großhändler und Factoreienverwalter schalteten sie stolz und übermüthig über die fremden oder untergebenen Menschen, die sie nur als Diener und Werkzeuge ihrer eigenen Interessen, ihrer Selbstsucht und egoistischen Zwecke betrachteten. Wenn in den auswärtigen Handelsstätten die Macht und Autorität des Mutterlandes durch die Härte, den Uebermuth, die Brutalität der Kaufherren und Amtleute untergraben ward, so zerstörte daheim der königliche Absolutismus im Verein mit der Priestermacht, der unheilige Bund von Thron und Altar, die Wurzeln des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, die Quellen des nationalen Wohlstandes durch Bedrückung und Verfolgung der einzigen Volksklassen, die noch Arme und Hände zur Arbeit zu regen pflegten.

Es ist uns bekannt, daß schon unter König Manuel die unbarmherzigen Maßregeln gegen Juden, Mauren und Neuchristen von Spanien nach Portugal gedrungen waren (IX, 567). Wie viele auch durch Auswanderung und Flucht sich der Verfolgung entzogen haben mochten, immerhin war die Zahl derer, die durch äußerliche Bekehrung und vorsichtige Verbergung ihrer abweichenden Religionsmeinungen den Fortbesitz ihrer väterlichen Wohnstätte zu erhalten suchten, noch groß genug. Daß aber dieser Theil der Bevölkerung fortwährend ein Gegenstand des Argwohns, des Hasses, der Verachtung des Volkes und Klerus war, ist uns in der spanischen Geschichte klar geworden; denn da wie dort führten dieselben Grundbedingungen zu denselben Resultaten. Es fehlte daher auch unter Emanuel nicht an blutigen Strafgesetzen gegen Ungläubige und Verdächtige; doch hatte die spanische Inquisition noch keinen Eingang in Portugal finden können; erst der Regierung von Emanuels Sohne João war es vorbehalten, seiner Nation auch dieses Joch aufzubürden. Papst Clemens VII. trug Bedenken, einer Institution, welche in Spanien der Krone eine so hohe Gewalt selbst über die Geistlichkeit verlieh, noch weitere Verbreitung zu geben: er nahm eine Beschwerde der portugiesischen Neuchristen gegen die Gütereinziehung der Verurtheilten und gegen die Namensverschweigung der Ankläger und Zeugen zum Anlaß, mit seiner Genehmigung zurückzuhalten, wie sehr auch der Hof, der königliche Beichtvater Diego da Silva und viele vom hohen Klerus die Einführung betrieben und das fanatisirte Volk in seiner Wuth gegen das maurische und jüdische Blut diesem Verlangen Nachdruck gab. Duarte de Paz, welcher in Rom die Sache

Inquisition und Religionsverfolgung.

der Neuchristen nachdrücklich verfocht, wurde auf der Straße bei nächtlicher Weile von gedungenen Mördern überfallen. Erst unter Paul III. gelangte der Hof von Lissabon zu seinem Ziel. Eine Bulle vom 23. März 1536 genehmigte die Einführung des Inquisitionstribunals, wie es in Spanien bestand, auch für Portugal und seine Colonien. Sofort wurden in Lissabon, Evora und Coimbra für das Mutterland selbst und in Goa für die auswärtigen Besitzungen drei Glaubenstribunale mit zahlreichen Richtern, Beamten, Dienern gegründet und der obersten Leitung des Cardinal-Infanten Henrique, des königlichen Bruders, unterstellt; und bald konnte sich das portugiesische Volk in allen Provinzen und Hauptstädten an den schauerlichen Schauspielen der Autos da fé ergötzen, die mit demselben feierlichen Gepränge, mit denselben Aufzügen und symbolischen Handlungen, mit dem ganzen Apparat des heiligen Schreckens, wie sie in Spanien bestanden, veranstaltet wurden. Nun spähte das schlimme Auge boshafter Sykophanten umher, um Opfer zu finden für die Angeberei, die jedem gläubigen Christen unter Androhung des Bannes für den Fall der Unterlassung zur heiligen Pflicht gemacht war; man durchsuchte die Schiffe und die Reisenden, ob sie nicht ketzerische Schriften mit sich führten; man durchforschte das Innere der Wohnhäuser nach verdächtigen Zeichen und Symbolen geheimer nichtchristlicher Glaubensvorstellungen. Der Geist des Fanatismus erfaßte die Gemüther und erstickte die Gefühle der Humanität. Fortan waren in der gesammten pyrenäischen Halbinsel die Gedankenkreise in bestimmte enge Grenzen gebannt.

Die Jesuiten in Portugal.

Und diese Grenzen sollten in Portugal noch schärfer bewacht und gehütet werden durch die neue geistliche Miliz, die in jenem entlegenen Lande frühzeitig ein festes Standlager aufschlug. Wir kennen die „Gesellschaft Jesu", zu deren Begründern und eifrigsten Mitgliedern der Portugiese Simão Rodrigues gehörte. Kaum hatte der neue Orden die Bestätigung des Papstes erhalten, so boten Rodrigues und Xavier dem Hofe von Lissabon ihre Dienste an. Sie wurden von dem kirchlich gesinnten Monarchen João mit Ehren und Auszeichnungen aufgenommen und erlangten bei der Königin, bei den Infanten, bei der ganzen gläubigen Königsfamilie bald solchen Einfluß und solches Ansehen, daß sie alle andern geistlichen Orden verdunkelten. Xavier begab sich bald nach Indien, um dem glühenden Bekehrungseifer in seiner Seele durch Missionsthätigkeit unter den Heiden Genüge zu thun, indeß Rodrigues in seinem Heimathlande sich einen fruchtbaren Wirkungskreis schuf. Er gewann in Kurzem unter allen Ständen begeisterte Mitarbeiter und Jünger, welche ihm mit allen ihren Gaben helfend zur Seite standen. Die Opferfreudigkeit, womit sich die Stifter und die ersten Brüder den Werken der Barmherzigkeit widmeten, die Almosen und Liebesgaben, die sie im elenden Bettlergewande von Thür zu Thür sammelten und der Wartung und Verpflegung der Armen, der Kranken, der Hülfsbedürftigen zuwendeten, so wie die harten Buß- und Andachtsübungen, denen sie sich mit selbstverleugnender Hingebung unterzogen, verschafften ihnen das Vertrauen und die Verehrung des

Volkes und den Ruf der Heiligkeit, der phantasievolle, schwärmerische Gemüther mit unwiderstehlicher Gewalt anzog. Schon im J. 1547 waren ihre Sendboten in allen Provinzen und Städten thätig, und bei Adel und Klerus gewannen sie täglich neue Genossen und Freunde. Wie sehr auch manche Fidalgos und Prälaten mit Mißtrauen und Verdruß auf den wachsenden Einfluß der neuen Brüderschaft blicken mochten, wie sehr selbst der Cardinal-Infant Henrique, das Oberhaupt der Inquisition, ihre Niederlassung zu hindern oder zu erschweren suchte; durch die Gunst des Königs, der sie mit freigebiger Hand beschenkte, durch das Vertrauen der Königin und der Infanten, durch die Bewunderung des Volkes gewannen sie immer mehr Boden. Sechs Jahre nach der päpstlichen Bestätigung zählte der Orden unter den Studirenden von Coimbra bereits zweihundert Mitglieder; in Lissabon, in Evora, in Oporto gründeten sie große Ordenshäuser und Collegien; die königliche Familie wählte ihre Beichtväter aus der neuen Brüderschaft, die Infanten, selbst der königliche Enkel und dereinstige Thronerbe Sebastian erhielten Jesuiten zu Lehrmeistern; unter den höchsten Adelsgeschlechtern zählten sie Zöglinge und begeisterte Jünger. Der Herzog von Braganza beklagte sich bitter bei dem König, seinem Oheim, daß sein Bruder Theotonio, ein unerfahrener Jüngling, von Rodrigues zum Eintritt in den Orden verlockt worden sei; die Grafen von Silveira, von Menezes u. A. sahen nahe Verwandte ihrem Stamme und Blut entfremdet. Aber die Gunst des Königs wuchs mit den Jahren; die Gesellschaft Jesu wurde eine Macht in Portugal, die bald das ganze Geistesleben beherrschte; wie sollten nicht die Herzen eines loyalen und gläubigen Volkes einer Brüderschaft entgegenschlagen, welche mit so großer Selbstentsagung auftrat. Sah man doch den Sohn eines adeligen Hauses im Anzuge eines Korbträgerjungen sich unter die lohndienende Arbeiterklasse mengen, um den Geboten werkthätiger Christenliebe zu genügen. Rodrigues, der unter der Haltung und dem Scheine der Demuth und Niedrigkeit eine herrschsüchtige Seele verbarg, wußte die Schwäche des Königs und die Gunst der öffentlichen Meinung zum Vortheil des Ordens auszunutzen. Im J. 1555 brachte er es dahin, daß das Collegio Real in Coimbra, bisher die Bildungsschule der adeligen Jugend des Reichs, durch königliche Schenkungsakte den Vätern der Gesellschaft Jesu eingeräumt und unter selbständige Verwaltung gestellt wurde. Bald gerieth die ganze Universität unter den Einfluß der Jesuiten, und der Geist des Humanismus, der einst auch dort in den Hörsälen gewaltet, wich einer finstern fanatischen Weltanschauung.

Die Portugiesen in Indien.

Auch in den auswärtigen Besitzungen war Johann's III. Regierung weit ärmer als die seines Vorgängers an Großthaten und fruchtbaren Unternehmungen, obgleich der Heldensinn noch nicht erloschen war und die europäische Kriegskunst und geistige Ueberlegenheit noch in manchem Treffen die feindliche Uebermacht niederschlug, gefährliche Aufstände und Complotte durch Muth und Entschlossenheit vereitelte. Von der vertragsmäßigen Erwerbung der Molukken ist früher die

Rede gewesen (IX, 597 f.); und wenn auch sonst durch geschickte Unterhandlungen, mitunter auch durch rühmliche Kriegsthaten und Regierungsmaßregeln das Colonialgebiet erhalten, der indische Handel in Flor blieb, so waren dies doch mehr die Nachwirkungen der vorangegangenen Heldenzeit. Der Entdecker Indiens, Vasco de Gama, der als Vicekönig nach Goa geschickt ward, um die portugiesische Herrschaft, die in Ormus, in Calicut, in Malacca gefährdet war, wieder fester zu begründen und durch neue Erwerbungen zu
Weihnachten 1524. erweitern, starb bald nach seiner Ankunft im Lande seines Ruhmes, einer der hervorragendsten Helden jener kühnen Weltmeerritterschaft. Seinem Nachfolger, dem Governador Henrique de Menezes, aus einem Geschlechte, das in der Geschichte des Ruhmes und der kriegerischen Großthaten seines Vaterlandes eine glänzende Stelle behauptete, war nur eine kurze Lebensdauer beschieden. Ueber den Vorbereitungen zur Eroberung der wichtigen Handelsstadt Diu auf der von den Meerbusen Cambaya und Katschha gebildeten
23. Februar 1526. Halbinsel Guzurate starb er in einem Alter von 45 Jahren. Was er im Sinne gehabt, führte der neue Statthalter Nuño da Cunha siegreich zu Ende. Nachdem er den Sultan Badur durch Waffenthaten und Staatskunst zu einem Frieden gebracht, in welchem dieser den Portugiesen die Niederlassung in seinem Reiche und die Gründung einer Factorei in Bassain mit großen Handelsvorrechten gestattete, benutzte er die Bedrängniß dieses Fürsten durch die mongolischen Grenznachbarn, um sich auch in dessen Hauptstadt Diu dieselben Vortheile einräumen zu lassen. Der Governador selbst steckte den Platz zu einer Festung ab, und die Fidalgos wetteiferten mit den eingebornen Arbeitern an dem Ausbau.
1536. So faßten die Portugiesen Fuß in Diu, dem Stapelplatz des Ostens und Westens und in dem ganzen Lande Cambaya, so reich an Seide, Gold und andern edeln Gütern. Sultan Badur, schlau, kühn und treulos, sann auf Verrath; mit Hülfe der Türken wollte er die Portugiesen nicht nur aus Guzurate, sondern aus ganz Indien vertreiben. Aber ehe seine Pläne reif waren, wurde er im Angesicht seiner Hauptstadt von einigen verwegenen Portugiesen auf der See getödtet, worauf Nuño da Cunha sich der Stadt Diu mit allen Schätzen und Kriegsvorräthen des Sultans bemächtigte und die Gelegenheit eines Thronstreites benutzte, um
1537. alle wichtigen Küstenorte der Halbinsel in Besitz zu nehmen. Zugleich erfocht sein Unterfeldherr Affonso de Sousa einen glänzenden Seesieg über die arabischen Corsaren, welche in Verbindung mit den Fürsten von Cotchin und Calicut die Fremdlinge von der malabarischen Küste vertreiben wollten, und Antonio Galvão, ebenso großmüthig und menschenfreundlich als tapfer, überwand in Tidor auf den Molukken mit einem Häuflein Portugiesen sieben eingeborne Fürsten, die sich wider die Fremdlinge vereinigt hatten, und befestigte durch diese vielbewunderte Waffenthat aufs Neue die Handelsherrschaft seines Vaterlandes in Ternate und im ganzen Inselmeer des Ostens. Die Wirksamkeit dieses hochherzigen Mannes, der nicht nur den Ruhm und die Ehre Portugals wahrte, sondern

sich auch um die Bevölkerung jener Eilande, ihr geistiges wie ihr leibliches Wohl, verdient machte, war eine Nachblüthe aus früherer Heldenzeit, die unter dem damaligen Geschlechte selten mehr zu Tage trat. Die Geschichte der Menschheit und die Geschichte des Christenthums müssen diesem edlen Portugiesen einen Denkstein setzen, sein König und Vaterland sind seine Schuldner geblieben. Galvão, der den einträglichen Handel mit Gewürznelken ganz der Krone zuwendete und dem Unterschleif gewinnsüchtiger Kaufleute und Beamten energisch entgegentrat, kehrte arm in die Heimath zurück und verbrachte die letzten Lebensjahre im Hospital, unterstützt von der „Brüderschaft des Hofes". Daß der Governador Nuño da Cunha einem gleichen, ja noch schlimmeren Loose entging, verdankte er nur dem Schicksal, das seinen Lebensfaden abschnitt, ehe der verdiente Mann in Ketten nach Lissabon geschleppt werden konnte.

Wenn schon früher am portugiesischen Hofe Verleumdungen und Kabalen mächtiger gewesen, als Verdienste und Großthaten und der königliche Undank manchem Kriegshelden das Leben verbittert, das Herz zernagt hatte, so hatten diese dämonischen Geister unter dem schwachen, von Schmeichlern und Höflingen geleiteten João III. noch ein weit größeres Feld gewonnen. Um die nämliche Zeit, als der Großsultan von Constantinopel, lüstern nach den herrlichen Schätzen, die er aus den reichen Geschenken Badurs kennen gelernt, eine große Eroberungsfahrt nach den Gestaden Indiens anordnete, und Suleiman Pascha, ein achtzigjähriger verschnittener Grieche von häßlicher Gestalt und wilder, grausamer Gemüthsart, mit einer großen, stark bemannten Armada in Suez unter Segel ging, um auch in den östlichen Meeren die Herrschaft der Osmanen aufzurichten, wurde Nuño da Cunha in Lissabon durch Hofkünste gestürzt und der Oberbefehl über die indischen Besitzungen, den er zehn Jahre lang energisch und erfolgreich geführt, in die Hände eines neuen Vicekönigs, Garcia de Noronha, gelegt. *Nuño da Cunha.* *Sept. 1538.*

Noch niemals hatte die portugiesische Herrschaft in so großer Gefahr geschwebt als in den Herbstmonaten September und Oktober 1538, gerade als das Obercommando in Goa gewechselt werden sollte. Suleiman Pascha richtete seinen Lauf auf Diu, die ehemalige Hauptstadt Badurs, der die Hülfe des Großherrn der Gläubigen angerufen, und bedrängte, unterstützt von der mohammedanischen Bevölkerung der Halbinsel die neugegründete Festung der Portugiesen. Wenn der osmanische Befehlshaber erst diese wichtig gelegene Hafenstadt, die ihm als der Schlüssel zu ganz Indien geschildert ward, in seine Gewalt gebracht haben würde, so müßte nach seiner Ansicht alles Uebrige bald nachfolgen. So wurde denn ein Belagerungskrieg begonnen, an energischen Angriffen und kühnen Sturmversuchen wie an heldenmüthiger Vertheidigung nicht unähnlich dem großen Kampfe, der einige Jahrzehnte später auf und vor Malta ausgefochten wurde. In beiden Fällen trat die Ueberlegenheit der europäischen Kriegskunst und Intelligenz gegenüber der unbehülflichen rohen Macht des Orients in das glänzendste Licht. Die kleine Besatzung unter der Führung des heldenmüthigen Antonio da Silveira, kaum dreihundert Mann stark und im Laufe der Anstrengungen, der Kämpfe bei Tag, der Mühseligkeiten und Leiden bei Nacht, der Verwundungen und Erkran- *Der Belagerungskrieg von Diu. 1538.*

kungen um mehr als die Hälfte vermindert, widerstand mit todesmuthiger Kühnheit und Ausdauer einem Belagerungsheer, das 5000 auserlesene Muselmanen verschiedener Nationen zählte und dem die Eingebornen Vorschub leisteten. Mit Sehnsucht richtete die Schaar der muthigen Streiter ihre Blicke nach dem Meere, ob nicht von Goa der versprochene Entsatz einträfe, allein Zwietracht und Hader zwischen dem bisherigen und dem neuen Oberstatthalter verzögerten die Abfahrt. Um so größer war der Triumph des Befehlshabers Silveira und seiner tapfern Mannschaft, als Suleiman Pascha, nach einem letzten mißlungenen Angriff am 1. November unter Segel ging. Seine Vorräthe waren zu Ende und die Eingebornen hatten den Verdacht gefaßt, die Osmanen möchten aus Bundesgenossen sich zu Herren aufwerfen und ihnen ein härteres Joch auflegen als die Portugiesen. Suleiman fand in Konstantinopel eine so ungnädige Aufnahme, daß er im Bewußtsein seiner verbrecherischen Vergangenheit sich der zu erwartenden Untersuchung und Bestrafung durch Selbstmord entzog. Wenige Monate nachher verließ Nuño da Cunha auf einem gemietheten Schiffe von Cotchin aus das Land, das er zehn Jahre lang ruhmvoll beherrscht. Krank bestieg er die Galeere; und die erlittene Kränkung vermehrte das Uebel. Er starb auf der hohen See und sein Leichnam wurde, seiner Anordnung gemäß, im Gewande eines Ordensritters und mit dem Schwerte umgürtet ins Meer gesenkt. Ein Mann von Kraft, Würde und Gerechtigkeit erinnerte er noch an die alte Zeit; sein Andenken blieb in Ehren, da die öffentlichen Dinge nach seinem Tode bald dem Verfall entgegen gingen.

Das Ansehen der Portugiesen im Schwinden.

Der Nimbus, der durch den kläglichen Ausgang der türkischen Unternehmung gegen Diu noch einmal um den portugiesischen Namen verbreitet ward und der die indischen Fürsten, voran den mächtigen Samorin, bewog, durch Friedens- und Handelsverträge sich die Freundschaft des Vicekönigs Garcia de Noronha zu erkaufen, verschwand allmählich, als der alte Heldensinn mehr und mehr dem Eigennutz und der Selbstsucht wich und die Befehlshaber, Beamten und Soldaten ihre Stellung zur eigenen Bereicherung und zur Bedrückung und Aussaugung der eingebornen Fürsten und Völker mißbrauchten. Durch den häufigen Wechsel der Vicekönige litt die Autorität von König und Obrigkeit. Der achtzigjährige Garcia de Noronha, der in seiner hohen Gestalt mit langem weißen Bart ein würdiger Vertreter des abwesenden Monarchen war, starb schon am 3. April 1540. Martin Affonso de Sousa, der ihm nach kurzer Unterbrechung nachfolgte, schändete seine vierjährige Verwaltung durch Erpressung und Ungerechtigkeit. Aus
1544. Golddurst unternahm er einen Raubzug in das Gebiet eines befreundeten indischen Fürsten, um eine Pagode zu plündern, die große Schätze bergen sollte. Das schmachvolle Unternehmen erregte einen Volksaufstand, in dem eine große Zahl der Tempelräuber getödtet oder verwundet wurden, der Governador selbst sich nur mit Mühe rettete. Zwei Jahre früher hatte Francisco Xavier sich mit mehreren Genossen aus der neuen Gesellschaft Jesu in Goa niedergelassen und den Grund zu dem Ordenshaus gelegt, das in der Folge der Mittelpunkt der Missionsthätig-

keit im fernen Morgenlande werden sollte. War der Angriff auf die heidnischen Tempelräume schon die Wirkung des durch die Jesuiten angefeuerten Religionseifers? Von den ersten Ansiedelungen der Europäer in Indien bis auf den heutigen Tag hat man mit kluger Politik die religiösen Vorurtheile, die Andachtsstätten und Gebräuche der Orientalen geschont und vorsichtig vermieden, das reizbare Religionsgefühl der Mohammedaner wie der Brahmagläubigen zu verletzen. Von dieser weisen Politik wichen nun die Portugiesen ab. Zur Habgier gesellte sich jetzt noch Fanatismus. Die Erpressungen, Barbareien und Beraubungen, verbunden mit Selbstüberhebung, mit Verachtung und Geringschätzung der Eingebornen, ihrer Gesetze, Gebräuche, Gewohnheiten, mit Betrügereien und Uebervortheilungen in Münze und Markt bildeten die schweren Gewitterwolken, die sich am indischen Himmel sammelten und bald darauf in dem Sturmwetter losbrachen, das die portugiesische Macht in Asien an den Rand des Untergangs brachte. Der Haß und die Feindschaft der indischen Völkerschaften und Fürsten, die wie ein loderndes Feuer unter der Asche glimmten, gegen die gewaltthätigen Fremdlinge verschafften in der Folge den Holländern ein fruchtbares Feld zur Ansiedelung.

Der zweite Belagerungskrieg von Diu. 1546.

Nur der Tapferkeit und kriegerischen Ueberlegenheit der Soldaten und Führer war es zu danken, daß die portugiesischen Besitzungen behauptet werden konnten, wenn auch keine neuen Erwerbungen hinzukamen. Im Sommer 1546 widerstand die Besatzung der Festung Diu unter dem kühnen Commandanten João Mascarenhas einem zweiten Angriff, den der verwegene Renegat Kodsche Sofar und nach dessen Tod sein Sohn Rumecan im Dienste des Sultans Mahmud unternahmen, mit eben so viel Muth, Heldensinn und Ausdauer, wie acht Jahre früher Antonio da Silveira der türkischen Armada. Die Tapferkeit und todesmuthige Ausdauer in Noth und Gefahr, welche die Fidalgos bei dem zweiten Belagerungskrieg in Diu gegen einen unternehmenden übermächtigen Feind an Tag legten, kann den Thaten der Spanier in Mexico und Peru an die Seite gestellt werden. Im November, als die Festung bereits einem verfallenen Mauerwerk ähnlich war, traf der Governador João de Castro mit Verstärkungen ein. Die Leichen der auf der See gefangenen und getödteten Mohammedaner an den Segelstangen der portugiesischen Schiffe verkündeten den Racheдurst des Oberbefehlshabers, dessen junger hochherziger Sohn im ritterlichen Kampfe gefallen war. Und obwohl die feindliche Heeresmacht zehnmal stärker war und der Führer Rumecan Muth und Geschicklichkeit zeigte, wurde doch die Schlacht gewonnen, die Stadt Diu erstürmt und den Soldaten zur Plünderung überlassen, die Herrschaft der Portugiesen von Neuem auf der Küste Cambaya befestigt. Rumecan und mehrere seiner Unterfeldherren fanden den Tod auf dem Schlachtfelde. Die Fahne des Propheten, welche der Mohammedaner entfaltet hatte, war dem Bilde des gekreuzigten Heilands, das man im Christenheer erblickte, erlegen. Im April des nächsten Jahres feierte Castro in Goa seinen Sieg mit einem Triumphzug wie die alten Römer. Auch die kaltblütige Grausamkeit

13. April 1547.

und Rachgier, womit die Besiegten behandelt wurden, war im Geiste des heidnischen Rom; nur die ausgeplünderten und verhöhnten Pagoden gaben Zeugniß, daß christlicher Fanatismus die Herzen entflammt hatte.

Indien beim Tode Johann's III. Im nächsten Jahre starb João de Castro, ein stolzer Edelmann, muthig und tapfer im Krieg, erfahren in allem menschlichen Wissen, tadellos in Leben und Sitten und von unermüdlicher Thätigkeit. Mit ihm erlosch der letzte Glanz, der noch das portugiesische Indien beleuchtete. Die Stelle eines Vicekönigs ging in raschem Wechsel von Hand zu Hand; kaum daß ein einziger die Würde, die nur noch auf drei Jahre verliehen ward und dann einer Erneuerung bedurfte, auf die gesetzliche Dauer bekleidete. Um so mehr lag die Versuchung nahe, die kurze Frist zum eigenen Vortheil auszunutzen. Man nährte die Feindschaften der einheimischen Fürsten, um sich auf die Seite desjenigen zu stellen, der den größten Preis für den Beistand bot. Die Raubsucht, deren Affonso de Noronha bei einer
1550 solchen Gelegenheit auf der Insel Ceylon sich schuldig machte, erregte sogar in Lissabon Anstoß. Als König João III. aus dem Leben schied, war Francisco Barreto Governador von Goa, dessen Verwaltung nur durch einen großen Brand, der den schönsten Theil der portugiesischen Flotte vernichtete, denkwürdig geworden ist. Es war ein Vorspiel der Unfälle, die bald genug über das gesammte Reich, das europäische wie das asiatische hereinbrachen.

2. Heinrich und Sebastian.

Die Regentschaft. Am 11. Juni 1557 wurde König João III. im fünfundfünfzigsten Jahr seines Lebens, im sechsunddreißigsten seiner Regierung rasch durch einen Schlaganfall aus dem Leben gerufen. Sechs Söhne und drei Töchter waren in der Kindheit, der Erbe seines Namens und der Krone im Jünglingsalter vor ihm aus der Welt gegangen, so daß der dreijährige Knabe, den wenige Tage nach dem Tode des Thronfolgers die Gemahlin Juana, die uns bekannte Tochter Karls V. zur Welt gebracht, den großväterlichen Thron erbte. Bis zu seinem zwanzigsten Jahre sollte nach der Bestimmung des verstorbenen Monarchen die Königin Katharina die Vormundschaft über den Enkel und die Verwesung des Reichs führen. Sie übernahm das hohe Amt und ernannte den Kardinal-Infanten Henrique zum Beistand in den Regierungsgeschäften; aber schon nach wenigen Jahren entsagte sie vor den Reichsständen der Regentschaft zu Gunsten des Schwagers und zog sich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Nun erlangten die Jesuitenväter den größten Einfluß am Hof und bei der Regierung. Der Cardinal-Infant war längst von seiner anfänglichen Opposition gegen den Orden abgebracht worden und mit vollen Segeln in dessen Lager übergegangen. Er selbst wie die Königin hatten Mitglieder der Gesellschaft zu Beichtvätern und Gewissensräthen gewählt und durch deren Bemühungen wurde es durchgesetzt, daß einer ihrer Ordensbrüder, Pater Luiz Gonsalves da Camara, zum Erzieher des unmündigen Königs Sebastian ernannt ward. Nur nach längerem Bedenken gab Katharina ihre Einwilligung; trotz

ihrer Ergebenheit für die heil. Väter erkannte sie doch, daß eine Erziehung von so streng kirchlicher einseitiger Richtung für den künftigen Herrscher nachtheilige Folgen haben müßte. Ihr Rücktritt gab der Regentschaft ein geistliches Gepräge, entschied den klerikalen Charakter der ganzen Regierung für Gegenwart und Zukunft.

Henrique, der sechste Sohn Emanuels, Cardinal, Erzbischof von Lissabon, Großinquisitor und Stellvertreter des Papstes stellte auch als Regent sein geistliches Hirtenamt über das weltliche Regiment, die Macht und Autorität der Kirche über die Wohlfahrt des Staats. Auch als Oberhaupt des Reichs blieb er stets Priester; durch keine Regierungsgeschäfte ließ er sich abhalten, täglich Messe zu lesen. Eine solche Persönlichkeit war ganz geschaffen, die Herrschaft der Jesuiten in Portugal zu begründen. Zufrieden mit dem Scheine und der äußeren Ehre folgte er in allen Dingen den Rathschlägen der beiden Beichtväter, Miguel de Torres und Pater Leão Henriques, und des königlichen Erziehers Gonsalves da Camara. Nirgends, selbst nicht im Kirchenstaate hatte der pontificale Stuhl so unbedingt die Herrschaft als in Portugal. Wenn die Beschlüsse des Tridentiner Concils, die so tiefe Uebergriffe auf das weltliche Gebiet enthielten, bei manchen Regierungen auf Widerstand stießen; in dem Königreich Portugal wurden sie im Namen des Königs ohne alle Beschränkung oder Vorbehalte eingeführt. Auf der Küste von Brasilien, wo die Jesuiten schon unter João im Gefolge des Generalcapitäns Thomé de Sousa, jeder mit einem großen Kreuz zur Seite zur Verwunderung der Eingebornen ihren Einzug gehalten, erlangten die Väter in der neugegründeten Hauptstadt Bahia oder San Salvador einen mächtigen Einfluß auf die Entwickelung des Colonialstaats und den Gang der öffentlichen Angelegenheiten; nach Goa wurde ein Verwandter des königlichen Hauses, Constantino von Braganza als Vicekönig abgeschickt, damit das klerikale Regiment keine Opposition erführe. Von seiner Verwaltung in Indien wird gerühmt, daß er der Stadt Daman auf der Ostküste des Busens von Cambaya den Namen Mariä Reinigung beigelegt, weil er an diesem Kirchenfest seinen Einzug gehalten, und daß das Bisthum Goa zum Erzbisthum erhoben und die neuerrichteten Bischofstühle in Cotschin und Malacca demselben untergeordnet wurden. Sein Nachfolger Antão de Noronha unternahm einen Kreuzzug gegen die Bewohner der Insel Salsete, die ihr Herz gegen die Segnungen des jesuitischen Christenthums verschlossen hielten.

Der Infant Henrique und das klerikale Regiment.

7. Septbr. 1564.

Der geistliche Einfluß in Lissabon wurde nicht geschwächt, als Sebastião im J. 1568 die Zügel der Regierung mit eigener Hand ergriff. Sein Erzieher Luis Gonsalves da Camara hatte dafür gesorgt, daß der Geist des jungen Monarchen sich nicht aus dem Netze zu befreien vermochte, das die Jesuiten bereits um den Hof geschlungen hatten. Zu den einflußreichen Häuptern der politisch-hierarchischen Camarilla trat jetzt noch der Bruder des Erziehers, Martin Gonsalves da Camara, auf den Sebastian schon frühe seine Gunst und Zuneigung geworfen hatte. Vergebens gab ihm am Vorabend der Krönung der ehrwürdige Aleixo de

Sebastian 1568—1578.

Menezes weise Ermahnungen und Lehren, um sein Herz gegen Verführung und schlimme Einflüsse zu wappnen; vergebens empfahl ihm die sorgliche Mutter Katharina verständige und vaterländisch gesinnte Männer zu Räthen und Großbeamten; die beiden Brüder und ihre Genossen hielten den Geist des jugendlichen Monarchen in festen Banden, und um die Eindrücke, welche die Worte der alten Königin auf den Enkel haben könnten, gänzlich zu beseitigen, entfernten sie denselben aus ihrer Nähe. So wurde der klerikal-jesuitische Charakter der Regierung in Portugal befestigt, das Interesse des Königs ausschließlich auf kirchliche Dinge gelenkt, der Geist des Ordens dem ganzen Königreich eingeprägt. Das Volk unter die strenge Zucht und Sittenlehre der Jesuiten zu beugen, den portugiesischen Hof und Staat in die Dienstbarkeit der päpstlichen Curie zu zwingen, die ungläubige Welt zu bekehren, schien die wichtigste Aufgabe der neuen Staatslenker zu sein. Sie füllten die Phantasie des jungen Königs mit der schwärmerischen Religionsbegeisterung eines Kreuzfahrers.

Religiöse Gegensätze in Indien. Selbst in Indien machte sich die Wirkung dieser extremen Glaubensrichtung fühlbar. Die große Bewegung, die sich im J. 1570 im Dekan und in der gesammten mohammedanischen Welt zeigte, als ein geistlicher Redner mit feurigen Worten den in einer Moschee versammelten Fürsten und Volkshäuptern die unwürdige schmachvolle Behandlung schilderte, welche von den Fremdlingen ihrem Propheten und ihren Heiligthümern zugefügt würde, war ein Widerschein und Gegenstoß des erregten Fanatismus in dem christlichen Heerlager. Mit gezogenen Schwertern schwuren die Moslemen auf den Koran einen feierlichen Eid, daß sie zusammenstehen und mit vereinten Kräften die Portugiesen von dem Boden Indiens vertreiben wollten. Damals schwebte die portugiesische Herrschaft in Indien in großer Gefahr. Die ganze Küste nordwärts und südwärts der heutigen Stadt Bombay von Bassaim und Tschaul bis Goa sammt der Insel Salsete wurde auf verschiedenen Seiten von überlegenen feindlichen Streitkräften mohammedanischen und brahmanischen Glaubens angegriffen und hart bedrängt. Nur der Entschlossenheit und Umsicht des Vicekönigs Luis de Ataide und der Tapferkeit und kriegerischen Tugend der Fidalgos, insbesondere des Nuno Alvares Pereira, eines Nachkommen des großen „Vertheidigers von Portugal" (VIII, 113), war es zu danken, daß das Vorhaben der vereinigten Fürsten scheiterte und einer nach dem andern zu Friedensver-
1571. trägen gebracht wurde, welche die bisherigen Zustände und Handelsverhältnisse von Neuem fest stellten. Aber so unsicher und drohend war die Lage der portugiesischen Niederlassungen, daß man in Lissabon für zweckmäßig hielt, die Besitzungen unter drei Statt-
1572 halterschaften zu vertheilen, damit den lauernden Feinden rascher Widerstand geleistet werden möchte. Der bejahrte Befehlshaber Jorge de Castro, ein hochverdienter, dem König und Vaterland treu ergebener Edelmann, der während des Krieges dem Samorin die Festung Schalé nach tapferster Vertheidigung übergeben hatte, wurde in Goa ent-
1573. hauptet.

Die Vermählungsfrage. Den größten Schaden fügten die jesuitischen Machthaber in Lissabon der portugiesischen Nation durch die Verzögerung der Vermählung des Königs zu. Da die Erbfolge und die ganze Zukunft des Reichs nur auf der Person des jugendlichen Sebastian ruhte, so hatten die Stände gleich nach dem selbständigen Regierungsantritt des Monarchen die Bitte ausgesprochen, daß durch eine baldige Ehe-

schließung für die Erhaltung der Dynastie Sorge getragen werde; allein die beiden Brüder da Camara, von deren Willen Alles abhing, schoben die Angelegenheit von Jahr zu Jahr hinaus, um keinerlei fremdartige Einflüsse aufkommen zu lassen. Insonderheit war eine Verbindung mit dem französischen Königshause, welche Sebastians Mutter Juana und die Königin Katharina begünstigten, nicht nach ihrem Sinne. Erst als im J. 1575 Luis Gonsalves da Camara, Sebastians Lehrer und Beichtvater starb und damit auch der Bruder zurückgedrängt wurde, geschahen ernstliche Schritte zu einer Vermählung. Man richtete zunächst die Blicke auf die Infantin Isabella Clara von Spanien; aber König Philipp II. wies den Antrag von der Hand, ohne die Gründe anzugeben, sei es, daß er dem von den Jesuiten verbreiteten Gerüchte, Sebastian könne keine Kinder erzeugen, Glauben beimaß, sei es, daß er aus selbstsüchtiger Politik wünschte, die portugiesische Dynastie möge aussterben. Wenn dieser Wunsch wirklich in der Tiefe seiner Seele verborgen lag, so wurde derselbe von dem jungen König selbst unterstützt. Sebastian verwarf jeden Vorschlag einer Vermählung: von seinem jesuitischen Lehrer war ihm die Keuschheit als eine so große Tugend, als ein so hohes Verdienst vor Gott dargestellt worden, daß auch er dieses Vorzuges aller heiligen Männer theilhaftig zu werden beschloß. Nichts war in seinen Augen ruhmvoller und eines christlichen Königs würdiger, als der Beruf und die Lebensaufgabe eines Ordensritters. War er vermöge seines Herrscheramtes nicht in der Lage, den Gelübden der Armuth und des Gehorsams nachzukommen, so wollte er desto standhafter die beiden andern erfüllen, das der Keuschheit und des Kampfes gegen die Ungläubigen. Täglich soll er gebetet haben, Gott möge ihn keusch erhalten und ihm Kraft und Gelegenheit verleihen, den heiligen Glauben in den Ländern der Heiden zu verbreiten. Er wäre nach Indien gezogen, hätte man ihn nicht von dem gefahrvollen Unternehmen abgehalten. Um so mehr befestigte sich in seiner Seele der Gedanke, auf der Küste von Africa, wo seine Vorfahren und so viele christliche Ritter früherer Geschlechter und Zeiten zur Ehre Gottes gestritten, sich im Kampfe gegen die Mauren Ruhm auf Erden und die Seligkeiten des Himmels zu erwerben. Als er zwanzig Jahre zählte, unternahm er eine Fahrt nach Ceuta, Tanger und Magazar, den einzigen Besitzungen, welche den Portugiesen noch von den früheren Eroberungen geblieben waren. Und wenn auch dieses Unternehmen damals keine Früchte trug, so wurde doch seitdem seine Kriegs- und Eroberungslust und sein Eifer wider die Ungläubigen zu streiten noch lebhafter und stärker. Der Königin Katharina verursachte diese Richtung ihres Enkels großes Herzeleid. Ihre letzten Worte bei ihrem Hinscheiden sprachen die flehentliche Bitte aus, man solle doch den jungen König abhalten, nach der Berberei überzusetzen.

Der königliche Ordensritter. — *1574.* — *12. Februar 1578.*

Sebastian gab den Ermahnungen der sterbenden Großmutter kein Gehör. Erfüllt von Religionseifer und Kriegslust ergriff er mit Begierde die sich ihm darbietende Gelegenheit zu einem Feldzug nach Afrika. In dem Reiche Fez und Marokko war in dem Herrscherhaus ein Thronstreit ausgebrochen. Mulei Moluk,

Der Thronstreit in Marokko.

der jüngste Sohn des letzten Emir, war gegen die väterliche Bestimmung von der Regierung ausgeschlossen und aus dem Lande vertrieben worden. Nach einem wechselvollen Abenteurerleben gewann er sich durch Waffenthaten die Gunst des Sultans von Konstantinopel, der ihn mit Kriegsmannschaft unterstützte, als er auszog, das väterliche Reich wieder zu erobern. Eine einzige Feldschlacht machte ihn zum Herrn von Fez und Marokko, und seinen Neffen Mulei Mohammed, den bisherigen Herrscher zum Flüchtling. Rachedürstend wandte sich dieser nach Lissabon und bat den König um Hülfe gegen den Oheim. Sebastian, gereizt durch die glänzenden Versprechungen des Maurenfürsten und durchglüht von Thatendurst und Glaubenseifer, ging auf dessen Bitte ein und traf Zurüstungen zu einer großen Kriegsfahrt zur See und zu Land. Nur durch schwere Auflagen, die besonders die ärmere Volksklasse belasteten, und durch allerlei drückende Finanzkünste war es möglich, in dem schlechtverwalteten, von treulosen und eigensüchtigen Beamten ausgesogenen Königreich die Geldmittel zu der kostspieligen Unternehmung aufzubringen.

Der Tag von Alcacer. Noch nie war in Portugal eine Expedition mit solcher Unlust, mit so düsterer freudenloser Stimmung vorbereitet und unternommen worden. Acht Tage mußte der König, obwohl brennend vor Ungeduld und Verlangen in See zu stechen, auf der Flotte warten, bis sich der Adel und das Schiffsvolk allmählich gesammelt hatte. Umsonst versuchte man den jungen Fürsten zu überreden, den Oberbefehl nicht selbst zu übernehmen, sondern denselben in die Hände eines erfahreneren und reiferen Feldherrn zu legen; wie von einem bösen Dämon fortgerissen verwarf Sebastian solche Rathschläge: als begeisterter Gottesstreiter wollte er sein Kriegsvolk in die Reihen der Ungläubigen führen und als sieg- und ruhmgekrönter Held in ihr Reich einziehen. Am 25. Juni verließ die Flotte den Hafen von Lissabon. (25. Juni 1578.) Man zählte fünfzig Kriegsschiffe und ein Heer von neuntausend Portugiesen und vier bis fünftausend fremden Söldnern; viele junge Adelige in prunkendem Waffenschmuck und großentheils zu Pferde schlossen sich freiwillig dem Zuge an. In Arzilla wurde angelegt, um Trinkwasser einzunehmen; zum eigentlichen Landungsplatz aber war El Arisch (Larache) ausersehen; dort sollte das Heer ausgeschifft und in das innere Land geführt werden. Unglücklicher Weise faßte Sebastian den Entschluß, die Strecke zwischen beiden Küstenorten zu Lande zurückzulegen. Aber in Kurzem stießen die Portugiesen auf das viermal stärkere Maurenheer Moluks. (4. August 1578.) Da ereignete sich an einem glühend heißen Augusttage bei Alcacer (Alcassar) an dem kleinen Flusse Macazem die verhängnißvolle Schlacht, welche in der Geschichte Portugals zu einem „schwarzen Tag" werden sollte. Der Sieg entschied zu Gunsten der Mohammedaner; zwölftausend christliche Streiter deckten das Waffenfeld; was nicht im Kampfe fiel, gerieth in Gefangenschaft und mußte Sclavenketten schleppen oder schweres Lösegeld entrichten. Unter den Vermißten war König Sebastian; an Muth und Tapferkeit Allen voranleuchtend war er am Arme verwundet, von dem wüthenden Feinde niedergehauen und sein

Körper zerfetzt und entstellt worden. Mit Mühe wurde die Leiche entdeckt und in Ceuta beigesetzt. Auch die mohammedanischen Fürsten sollten den Tag von Alcacer nicht überleben. Moluk, der schon krank in die Schlacht getragen worden, starb während des Kampfes, ohne die Früchte seines Sieges zu ernten, sein Widersacher Mulei Mohammed wurde auf der Flucht getödtet. Ein anderes Glied des Herrscherhauses Mulei Hamet bestieg den Thron von Marokko und suchte durch versöhnliche Schritte den König von Spanien friedlich zu stimmen. Denn nur von dieser Seite war ein kriegerisches Vorgehen zu befürchten; in Portugal konnte Niemand an einen Rachezug denken; das Reich lag gebrochen und zerschlagen zu Boden.

Kein größeres Unglück konnte die portugiesische Nation treffen als der Untergang des Heeres und des kinderlosen Königs in der Ebene von Alcacer. Als die ganze große Katastrophe nach und nach bekannt wurde, befiel alles Volk Trauer und Wehklagen. Die Zukunft der Dynastie gefährdet und hoffnungslos; die Blüthe des Adels gefallen oder in Gefangenschaft schmachtend; das Heer vernichtet, der Staatsschatz erschöpft. Kein Wunder, daß Schmerz und Verzweiflung das ganze Land erfüllte; alle Familien hatten Väter, Brüder, nahe Verwandte und Angehörige verloren; mit angstvoller Seele harrte man der Nachrichten, die allmählich in die Oeffentlichkeit drangen und die ganze Größe des unheilvollen Verhängnisses enthüllten. Das ganze Königreich war gleichsam mit einem Trauermantel überzogen; Straßen und Häuser erschallten von Jammertönen und Wehgeschrei. Mit schwarzen Fahnen zogen die Rathsherren und die Bürgerschaft von Lissabon durch die Stadt nach den Kirchen. Stimmung in Portugal.

Dies war das Ende des unglücklichen Königs Sebastião von Portugal. Er wird geschildert als ein feiner wohlgebauter junger Mann von sehr weißer Haut, blonden Haaren und blauen Augen. Sein wenn auch zarter Körper war durch unermüdliche Uebungen und Anstrengungen kräftig und ausdauernd. Seine auf das Ideale gerichtete Natur, sein Edelmuth, seine Hochherzigkeit, sein Heldensinn hätten ihn zu einem ausgezeichneten Fürsten befähigt, wären seine Seelenkräfte durch eine harmonische Erziehung naturgemäß entwickelt und ausgebildet worden. Die verkehrte, den Realitäten des Lebens abgewendete Geistesrichtung und die religiöse Ueberspannung, welche der erregbare, allzu empfängliche Königssohn unter den Händen der Jesuitenväter empfangen hatte, war eines der unheilvollsten Uebel, welche der Orden über das Königreich gebracht hat. Sebastian's Persönlichkeit.

Der Cardinal-Infant Henrique, der nach dem Tode des Neffen das Regiment übernahm, ein geistlicher Herr von siebenundsechzig Jahren, war nicht geeignet, die Wunden des Staats zu heilen. Hochmüthig, eigensinnig und ohne tiefere Einsicht in das öffentliche Leben folgte er den Eingebungen seiner von Launen und Vorurtheilen erfüllten Seele und den Einflüsterungen boshafter Höflinge. Der verstorbene König hatte sich in den letzten Jahren dem Oheim wenig geneigt erwiesen; er hatte ihn nicht in die Zahl der vier Verwaltungsräthe auf- Der Cardinal-König Heinrich.

genommen, denen er vor seiner Abfahrt die Leitung der Geschäfte übertragen; er hatte sich mehr als zuvor dem Einflusse der Jesuiten entwunden und sein Vertrauen Andern zugewendet, unter denen Pedro Alcaçova allen übrigen voranstand. Gegen diese Begünstigten richtete sich jetzt der ganze Zorn des neuen Herrschers und der Jesuitenväter, die sich nunmehr wieder der ganzen Hofgunst erfreuten. Alcaçova wurde angeklagt, den König in dem verderblichen Plane des afrikanischen Feldzugs aus eigennützigen und herrschsüchtigen Beweggründen bestärkt zu haben, und durch ein parteiisches Gericht verurtheilt. Seiner Aemter und Würden beraubt mußte er als Verbannter die Nähe des Hofes und der Hauptstadt meiden. In seinen Fall wurden die meisten Räthe und hohen Beamten der vorigen Regierung verflochten; ihre Stellen erhielten Geschöpfe des Königs Henrique und Schützlinge des Ordens, meistens Leute ohne Verdienst, ohne Fähigkeit und Erfahrung und der Bestechung zugänglich.

Spanische Intriguen.

Das war für König Philipp II. der rechte Boden, auf dem die spanische Staatskunst entwickelt, ein Netz von Intriguen ausgespannt, persönliche Interessen, Sympathien und Antipathien zu Verführung und Parteibildungen benutzt werden konnten. Das legitime Thronrecht beruhte auf dem Haupte des alten schwächlichen und kränklichen Henrique; es war nicht vorauszusetzen, daß der Cardinal-Infant sich von den Gelübden seines Standes entbinden lassen und den Bitten der Stände und des Volkes um eine Verheirathung willfahren würde; und selbst wenn er den Wünschen der Nation seine Gewissensbedenken zum Opfer bringen sollte, reichte der Einfluß Spaniens weit genug, um in Rom ein Meer von Schwierigkeiten zu schaffen, abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß der kränkliche Greis noch Nachkommenschaft erzielen könnte. Ging aber Henrique ohne Leibeserben aus der Welt, so konnte Philipp als Sohn der Isabella, der ältesten Schwester Joãos III. und Gemahl der erstgebornen Tochter desselben, Maria, weibliche Successionsrechte geltend machen. Bei dieser Lage der Dinge ging Philipp II. mit der ganzen Schlauheit, Behutsamkeit und Verstellung zu Werke, die er so trefflich anzuwenden verstand. Nirgends wurde eine so tiefe Trauer um den gefallenen König zur Schau gestellt, als am Hofe zu Madrid; ein besonderer Botschafter reiste mit glänzendem Gefolge nach Lissabon, um dem neuen König mit den Beileidsbezeugungen zugleich die Glückwünsche zu der eigenen Thronbesteigung zu überbringen. Von Philipps Ansprüchen und Plänen war noch keine Rede; zuerst sollte die öffentliche Meinung bearbeitet, sollte die Abneigung des portugiesischen Volkes gegen eine Vereinigung mit Spanien durch Ueberredungs- und Verführungskünste abgeschwächt oder unterdrückt werden, sollten einflußreiche Adelsfamilien durch Sonderinteressen gewonnen, sollte unter den Räthen der Krone und den Hofleuten eine spanische Partei gebildet werden. Niemand wußte alle diese Fäden geschickter anzuknüpfen, die Gemüther und geheimen Triebe, Regungen und Wünsche erfolgreicher zu bearbeiten und zu lenken, als Christovão de Moura (später Marques von Castello Rodrigo), der, Portu-

giese von Geburt, aus den Diensten der Infantin Juana in die des Königs Philipp übergetreten war und jetzt den neuen spanischen Gesandten, Pedro Girão, Herzog von Ossuna nach Lissabon begleitete.

Die Wirkung der Verführungskünste trat bald zu Tage. Während Ossuna, durch Verwandtschaft mit den vornehmsten Häusern verbunden, in den hohen Adelskreisen spanische Sympathien zu erwecken wußte, wendete sich Moura an die Jesuiten und Beamten. Es dauerte nicht lange, so war König Henrique ohne sein Wissen und Wollen von Räthen und Günstlingen umgeben, die für Philipp arbeiteten, die alles was vorging nach Madrid berichteten, alle Reden und Anschläge erlauschten und verriethen, die geheimsten Briefschaften in Abschriften um reichlichen Lohn übermittelten. Selbst die Magistrate der größeren Städte suchte man von den Successionsrechten des spanischen Königs zu überzeugen. Philipp II. richtete an den Stadtrath von Lissabon und an andere städtische Collegien Schreiben in diesem Sinne. Aber in den bürgerlichen Kreisen fand der Gedanke einer castilischen Herrschaft starken Widerstand. Die nationale Eifersucht und der Nachbarhaß, die bei stammverwandten aber staatlich und geschichtlich getrennten Völkern am schärfsten und lebhaftesten hervorzutreten pflegen, war in den mittleren Ständen ein schweres Gegengewicht gegen den Vereinigungsplan. Vielmehr wurde von dieser Seite der König Henrique bestimmt, noch bei seinen Lebzeiten seinen Nachfolger zu ernennen. Allein die zu dem Zweck nach Lissabon berufene Ständeversammlung ging unverrichteter Dinge auseinander. Die Meinungen und Vorschläge waren zu verschiedenartig; und da der eigenwillige König keine Neigung zeigte, sich einen Mitregenten in der Person eines designirten Nachfolgers an die Seite zu stellen und dadurch sein eigenes Ansehen zu schwächen, so blieb die Successionsfrage in der Schwebe, eine reiche Quelle für Umtriebe und Intriguen, für Hoffnungen und Ansprüche, für Leidenschaften, Wühlerei und Parteiung.

Parteistellung. *1. April 1579.*

König Henrique ernannte auf den Vorschlag der Cortes eine Anzahl Räthe, welche die von den verschiedenen Prätendenten erhobenen, schriftlich zu begründenden Ansprüche und Rechte prüfen und über die Erbfolge ein entscheidendes Urtheil abgeben sollten. Philipp II. verschmähte jedoch das fremde Gericht und setzte eine eigene „Junta der Thronfolge in Portugal" nieder, bestehend aus Gliedern des Staatsraths und einigen Doctoren der Theologie, mit dem Auftrag, seine Rechtsansprüche zu begründen. Unter den übrigen zahlreichen Prätendenten konnten dem spanischen König gegenüber nur zwei in Betracht kommen, die Herzogin Katharina von Braganza, Tochter des jüngsten Bruders Joãos III., kraft eines alten Reichsgesetzes, wonach kein Ausländer in Portugal erben konnte, und der Malteser-Prior Antonio von Crato, der natürliche Sohn des Herzogs von Beja, Bruders von João III. Antonio hätte unstreitig das nächste Recht gehabt, wäre seine Aussage, Luis de Beja habe mit seiner Mutter in rechtmäßiger Ehe gelebt, seine Geburt sei folglich eine legitime, wahr gewesen. Dies wurde jedoch

Die Prätendenten.

bestritten, und da auch König Henrique dem Neffen abhold war und ihn aus der Nähe des Hofes und der Hauptstadt verbannte, so hatte der Prior wenig Aussicht auf Anerkennung, so sehr auch Volk und Bürgerthum, aus Abneigung gegen den castilischen Herrscher, auf seiner Seite stand. Bei der gerichtlichen Untersuchung, die Henrique, dem energischen Drängen der Stände endlich nachgebend, anstellen ließ, ergab sich denn bald, daß Antonio's angebliche Legitimität sich nicht beweisen ließ, daß die von ihm beigebrachten Zeugen, theils nahe Verwandte, theils erkaufte Leute, unglaubwürdig seien, und daß er somit, als in ungültiger Ehe geboren, kein Recht an die Krone habe. Vergebens suchte der Papst, dessen Beistand Antonio angerufen, die Entscheidung an die römische Curie zu bringen; König Henrique, eifersüchtig auf die Einmischung der Kirche in die dynastischen und politischen Angelegenheiten Portugals, entbrannte nunmehr in noch heftigerem Zorn wider den unechten Neffen, so daß er ein Aechtungs- und Verbannungsedikt ausgehen ließ. Darin war der Malteserprior aller Ehren und Würden, aller Vorrechte und Freiheiten eines eingebornen Edelmannes für verlustig erklärt, aus dem Königreich verwiesen und allen Unterthanen verboten, ihn zu unterstützen, zu hegen und aufzunehmen. Seitdem hielt sich Antonio verborgen, zuerst in Spanien, dann in einem Kloster seiner Heimath. Bei der günstigen Gesinnung des Volkes hatte er keine Verräther zu fürchten. Auch bei den andern Thronbewerbern kam die Prüfungscommission zu dem Urtheil, daß keiner nach dem dynastischen Erb- und Successionsrecht dem König Philipp vorangehe; er sei der nächste männliche Anverwandte des Königshauses, der rechtmäßig geborne Enkel des Königs Emanuel; ihm allein komme die Krone Portugals zu, ein Ausspruch, mit dem auch das Gutachten der spanischen „Junta" übereinstimmte. Gegen die Herzogin von Braganza wurde geltend gemacht, daß das bürgerliche Recht mit seinen Subtilitäten nicht auf dynastische Successionsfragen anwendbar sei, diese vielmehr nach dem höheren Staats- und Völkerrecht entschieden werden müßten. Die Ansicht, die in der Nation selbst auftauchte, daß man dem portugiesischen Volke in seinen Ständen die Wahl des künftigen Beherrschers zuweisen möchte, wurde von den Kronjuristen verworfen, weil nach Geschichte und Landesgesetz kein Wahlrecht zulässig sei, so lange ein rechtmäßiger Nachkomme der königlichen Familie lebe.

Die Entscheidung verzögert. Mittlerweile setzten die spanischen Parteiführer, deren Zahl Philipp durch drei weitere geschickte Agenten verstärkt hatte, alle Hebel in Bewegung, um noch bei Lebzeiten des Königs Henrique die Feststellung des spanischen Thronrechts in gesetzlicher Form zu erzielen. Um ihren Bemühungen mehr Nachdruck zu geben und die Rechtsgründe noch durch Furcht zu kräftigen, ließ Philipp fremde Söldner werben und an der Grenze aufstellen. Bei dem hohen Adel waren die einflußreichsten Glieder für Philipp gewonnen; auch die Geistlichkeit, insonderheit die Jesuiten, standen großentheils auf seiner Seite; und auch König Henrique wurde durch seinen Beichtvater Leão Henriques mehr und mehr von der Rechtmäßigkeit der

Ansprüche des spanischen Monarchen überzeugt. Es bedurfte nur eines legalen Aktes durch die Cortes; allein zu diesem konnte sich der schwache geistliche Herr auf dem portugiesischen Throne lange nicht entschließen. Auch Philipp war nicht geneigt, seine Sache durch eine Reichsversammlung prüfen und entscheiden zu lassen. Er hätte es lieber gesehen, wenn Henrique kraft königlicher Autorität eigenmächtig die Erbfolge bestimmt hätte. Aber davon abgesehen, daß dieser immer noch zwischen Philipp und dem Hause Braganza unschlüssig hin- und herschwankte, fürchtete er die öffentliche Meinung und das Gewicht der Verantwortung in einer so wichtigen Sache.

Während dieser Zeit der Ungewißheit schwebte das portugiesische Volk in banger Erregung. Da öffentliche Reden und Versammlungen untersagt waren, so machten sich die Herzen in Flugschriften Luft. Eine Fluth von Adressen, Ansprachen, Briefen von ungenannten und unbekannten Verfassern besprachen die große Frage des Tages, bald in patriotisch-nationalem, bald in spanischem Sinne. In jenen wurde eine Vermählung Antonio's mit einer Tochter des Herzogs von Braganza empfohlen, wodurch die einheimische Thronbewerbung vereinigt und unter Mitwirkung der nationalen Kraft und Sympathie siegreich durchgeführt werden könnte: aber für einen vaterländischen Aufschwung war die enge Seele des schwachen Königs, der ohne Liebe und Interesse für das Volk und dessen Wohl und Wehe nur seinem Haß gegen den unechten Blutsverwandten folgte, nicht zu gewinnen.

Die Aufregung erreichte endlich eine solche Höhe, daß Henrique sich zu dem schweren Schritt einer Einberufung der Cortes entschloß. In einem Augenblick, da zu dem öffentlichen Mißgeschick sich noch Hungersnoth und Seuche gesellte, die große Sterblichkeit in der Hauptstadt die Gemüther in angstvoller Spannung hielt, versammelte sich der Reichstag. Der König war so leidend, daß er in die Sitzung getragen werden mußte. Er empfahl den Ständen, die Thronfolge auf dem Wege eines Vergleichs mit König Philipp von Spanien zu ordnen. Adel und Klerus stimmten in der Mehrheit dem Vorschlage bei; die Procuradores der Städte dagegen, voran die Stadtverordneten Lissabons, stellten den Antrag, die Wahl des künftigen Herrschers möge der Reichsversammlung überlassen werden. So ungelegen diese Wendung dem kranken Monarchen kam, so trug er doch Bedenken, durch unbedingte Zurückweisung die öffentliche Aufregung zu steigern. Er ließ der Versammlung ankündigen, sie möge die Berechtigung der Cortes zur Vornahme einer Königswahl mit Gründen darthun. Er gestattete eine kurze Frist; aber die Entscheidung war noch nicht gefällt, als König Henrique starb, an demselben Tag und zur nämlichen Stunde, da er vor achtundsechzig Jahren das Licht der Welt erblickt hatte, ein Fürst ohne hervorragende Eigenschaften, als Geistlicher ein strenger Beobachter aller kirchlichen Gebote und Handlungen, als König ein schwacher Regent von geringer politischer Befähigung, als Mensch ohne Seelengröße und leuchtende Tugenden, aber nicht ohne kleinliche Leiden-

Reichstag und Tod des Königs.

Januar 1580.

31. Januar 1580.

schaften. Die Thränen, die bei dem Hingang des letzten Sprößlings des portugiesischen Königshauses geweint wurden, flossen nicht aus Trauer um den Geschiedenen, sondern aus Sorge für die düstere, gewitterschwere Zukunft.

3. Philipp II. als König von Portugal anerkannt.

Stimmung und Lage in Portugal. Das Königreich Portugal befand sich bei dem Tode Henrique's in der trostlosesten Lage. Der Thron verwaist, das Land durch Parteiung zerrissen, ein mächtiger Monarch auf der Grenze, gleich gefürchtet als Feind wie als Herrscher; ein einheimischer Thronfolger ohne nachhaltige Stützen; überall Zwietracht, Spaltung der Meinungen, Unentschlossenheit im Handeln. Von den fünf „Governadores und Defensores", welche nach des Königs Anordnung bis zur Entscheidung der streitigen Thronfolge das Regiment in provisorischer Weise führen sollten, standen drei auf Philipps Seite; die Cortes schieden sich in zwei Parteien: die städtischen Abgeordneten tagten in Santarem, immer noch mit der Hoffnung einer einheimischen Königswahl sich schmeichelnd; Adel und Klerus waren in der Mehrzahl für Philipp gewonnen; der Prior von Crato, der im Kloster Belem seinen Sitz aufschlug, erfreute sich der Gunst des Volkes, das ihm aber nur gute Wünsche ohne nachdrückliche Hülfe darbringen konnte. Denn die vaterländische Partei war ohne Mittel und Führung, und wer wollte die Verantwortlichkeit eines Bürgerkriegs auf sich laden? Als die Governadores den städtischen Abgeordneten erklärten, daß ihre Vollmachten erloschen seien und alle weiteren Sitzungen unterbleiben müßten, fügten sie sich dem Befehl.

Der Unionsvertrag. Unter diesen Umständen war der Ausgang der Katastrophe leicht vorauszusehen. Gestützt auf die Aussprüche der spanischen Räthe, daß dem König Philipp allein die Thronfolge in Portugal zustehe und er das Recht habe, dieselbe mit Waffengewalt zu erzwingen, schickte der Monarch Sendschreiben an die Governadores, an die Cortes, an die Magistrate der größeren Städte, worin er ihnen anzeigte, daß er kraft des Erbrechts die Regierung in Portugal antrete, und sie zur Huldigung aufforderte. Den Willigen und Gehorsamen wurden Gnadenerweisungen und Belohnungen, den Widerspenstigen Bestrafungen in Aussicht gestellt. Und um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, ertheilte er dem Herzog von Alba den Befehl, mit dem in den Grenzlandschaften aufgestellten Heer, etwa 20,000 Mann stark, vorzurücken. Die Gegenrüstungen, zu denen die Governadores schritten, waren mehr „zum Schein als für irgend einen Erfolg", ein Zugeständniß an die öffentliche Meinung ohne die ernstliche Absicht einer Vertheidigung. Denn zu gleicher Zeit stellten sie mit dem spanischen Gesandten die Bedingungen zusammen, unter denen die Anerkennung Philipps erfolgen sollte; und da der König neue kriegerische Verwickelungen gerne vermeiden wollte, so wurde die Union auf einer Rechtsbasis mit weitgehenden Garantien aufgerichtet. Dem Lande wurde der Fortbestand seiner eigenen Verfassung und Gesetzgebung, seiner Privilegien, Freiheiten und Rechte zugesichert; die Aemter und Richter-

stellen sollten nur mit Portugiesen besetzt und das ganze Königreich mit Einschluß der auswärtigen Besitzungen in dem dermaligen Bestand ungetrennt und ungetheilt erhalten werden. Dem König oder seinem Stellvertreter sollte „der Rath von Portugal", ein aus eingebornen Edelleuten, Geistlichen und Rechtskundigen bestehendes Collegium, zur Seite stehen und der Handelsverkehr durch Verminderung oder Beseitigung der Grenzzölle zwischen beiden Ländern erleichtert werden.

Trotz dieser Zusicherungen und mancher anderen verlockenden Anerbietungen, zu denen sich die spanischen Unterhändler herbeiließen, nahm die Opposition gegen Philipp II. an Stärke und Ausdehnung zu. Die Autorität der Governadores und der Beamten schwand dahin; das Volk verlangte, daß ein unparteiisches Schiedsgericht die Entscheidung fälle; kriegerische Rüstungen deuteten auf die Absicht der Patrioten, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen; fremde Mächte, insonderheit der auf die Vergrößerung Spaniens eifersüchtige französische Hof, und der römische Stuhl, wurden um Unterstützung und Vermittelung angegangen. Antonio's Ansehen und Hoffnungen wuchsen; selbst unter den spanischen Parteigängern herrschten Zweifel und Unschlüssigkeit; man wollte wenigstens der Auffassung Geltung verschaffen, daß König Philipp das Reich aus den Händen der Regierung und der Cortes durch Vertrag, nicht blos in Folge seiner Erbansprüche empfange. Nationale Opposition.

Bei dieser Lage der Dinge konnte ein längeres Zaudern der Sache Philipps nur nachtheilig sein. Er begab sich daher in eigener Person nach Badajoz, um das Einrücken Alba's zu betreiben. Die Stadt Elvas, wo die spanische Partei mächtige Anhänger zählte, unterwarf sich freiwillig; ihrem Beispiele folgten Olivenza, Serpa, Moura, Arronches, Portalegre u. a. O. Diese Vorgänge steigerten die Unruhe, die Aufregung, die Rathlosigkeit. Während die Governadores und ein Theil der Cortes in Setuval weilten, ungewiß, wohin sie steuern sollten, wurde Antonio de Crato, der vergebens versucht hatte, mit Philipp Unterhandlungen anzuknüpfen, von einem Volkshaufen in Santarem zum König ausgerufen und hielt seinen Einzug in die von dem Adel und den Vornehmen verlassene Hauptstadt, wo ihm die Menge einen jubelnden Empfang bereitete. Er nahm Besitz von dem Schloß und Rathhaus und schickte Eilboten mit Proclamationen nach verschiedenen Städten, seinen Regierungsantritt zu verkündigen und zur Huldigung aufzufordern. Darauf begab er sich mit einer Schaar bewaffneter Anhänger nach Setuval, um von den Governadores und den Cortesgliedern seine Anerkennung zu erzwingen; aber er fand einen verlassenen Ort; Adel und Regierung hatten die Flucht ergriffen und beeilten sich, bei dem König, dessen Heer bereits sich in den Besitz von Villa Viçosa, Montemor, Evora gesetzt und in ungehemmtem Vorrücken begriffen war, durch zeitige Huldigung und Unterwerfung Gunst und Gnade zu erlangen. Nur der Herzog von Braganza hielt noch zurück, da Philipp die anspruchsvollen Bedingungen, unter denen er die Rechte seiner Gemahlin an ihn abtreten und ihn als Souverän anerkennen wollte, Antonio als König ausgerufen. Mai 1580. Juni 1580.

von der Hand wies. Wolle der Herzog ihm den Eid der Treue leisten, ließ Philipp sich vernehmen, so sei er bereit, demselben seine Titel und Würden zu bestätigen und Gnadenbewilligungen zu gewähren.

König Antonio und Herzog Alba.

Während die königlichen Truppen sicheren Schrittes vorrückten, befand sich der Prior von Crato in einer Lage, die sich von Tag zu Tag schlimmer gestaltete und die Zahl seiner Anhänger minderte. Er hatte neue Beamte eingesetzt, die weder Fähigkeit noch Achtung besaßen; er hatte sich mit bewaffneten Volkshaufen und Söldnern umgeben, auf deren Muth und Treue er sich wenig verlassen konnte, und um die Ausgaben zu ihrem Unterhalt zu bestreiten, nahm er seine Zuflucht zu Zwangsanleihen bei den reicheren Kaufleuten, zur Beschlagnahme der öffentlichen Kassen, zum Verkauf der Juwelen und Kostbarkeiten des Hofes, zu Erpressungen aller Art; selbst die Kirchenschätze und Depositengelder wurden nicht geschont. Die schwarzen Sclaven, die er zu seinem Dienst bewaffnete, rächten sich für die erlittene Schmach und Mißhandlung durch Zügellosigkeit und Raubsucht. Die Spanischgesinnten waren jedem Terrorismus preisgegeben. Ein solches Regiment voll Ungerechtigkeit und Gewaltthat war nicht geeignet, der spanischen Occupation einen nachhaltigen nationalen Widerstand entgegenzusetzen. Nur der Härte und Grausamkeit, mit welcher Alba gegen die Patriotenpartei vorging, war es zuzuschreiben, daß Haß und Verzweiflung noch zu einiger Gegenwehr trieb. Antonio's Feldherr, Diogo de Menezes, aus einer der ersten und gefeiertsten Familien Portugals, der die Feste von Cascaes gegen die spanische Kriegsflotte zu vertheidigen wagte, wurde nach dem Falle der Stadt und der Uebergabe von Setuval mit mehreren Häuptern der nationalen Partei hingerichtet. Der Haß und Schrecken über dieses Vorgehen mehrte die Aufregung und Wuth des Volkes; wäre ein fähiger Führer vorhanden gewesen, welcher die Elemente des Widerstands und der Bewegung zu vereinigen und sich Vertrauen zu erwerben vermocht hätte, so konnte die Besitznahme der Hauptstadt und des Landes wo nicht verhindert, doch erschwert und verzögert werden; und welche Zwischenfälle konnten nicht in jenen aufgeregten, sturmvollen Jahren eintreten und Philipps Pläne durchkreuzen? Allein Antonio war durchaus nicht der Mann, einen Volkskrieg zu organisiren und das portugiesische Vaterlandsgefühl zum Schild seiner Sache zu machen. Es fehlten ihm alle Gaben eines Feldherrn und Demagogen, und seine ganze Persönlichkeit war nicht danach angethan, andere fähigere Männer von Stand und Ansehen zu opferfreudiger Hingebung zu begeistern. Als Alba's Heer sich der Hauptstadt näherte, zog er mit den zusammengelaufenen Schaaren, die sich unter seiner Fahne gesammelt, nach Belem und schlug dann, als die spanische Flotte vor diesem Hafenort anlegte, sein Hauptquartier in Alcantara auf, wo er, geschützt durch die hohen Ufer des Flusses und im Vertrauen auf die Festung S. Julião, dem Feinde zu widerstehen oder ihn zu einem Vertrag zu bringen hoffte. In beiden Erwartungen sollte er getäuscht werden. Der Herzog lehnte jede Unterhandlung ab; vielmehr wurde um diese Zeit ein königliches

Manifest verbreitet, welches den Prior von Crato und Alle, die von ihm Aemter und Würden angenommen hätten, von der Amnestie ausschloß, welche allen Portugiesen verheißen war. Und als es zum Treffen kam, erlangte das königliche Heer unter der Führung von Alba, seinem Sohne Fernando und dem Italiener Prospero Colonna einen raschen und leichten Sieg. Nur mit Mühe rettete sich Antonio, am Kopf verwundet, mit einigen Getreuen durch die Flucht. Als Fernando vor den Thoren der Stadt erschien und zugleich die Flotte am Ufer des Tajo anlangte, eilte der Magistrat, sich mit dem Sieger zu verständigen. Nach Philipps Befehl sollte Lissabon mit Schonung behandelt werden. Darum gewährte Fernando Sicherheit des Lebens und Eigenthums. Allein nur die innere Stadt entging der Plünderung; die Vorstädte und die Landsitze der Reichen in der Umgebung wurden drei Tage lang von habsüchtigen Söldnerschaaren durchstreift und ausgeraubt und die Beute in den Schiffen geborgen. August 1580.

Nach der Einnahme der Hauptstadt war die Unterwerfung des Königreichs nur eine Frage der Zeit. Sie wäre sogleich erfolgt, hätte man sich der Person des Priors von Crato bemächtigen können. Allein diesem gelang es, sich zuerst nach Coimbra und dann nach Oporto zu flüchten, wo er bald wieder etliche tausend Mann, Bürger und Landvolk, um sich sammelte und sich als König huldigen ließ. Die schwere Krankheit, von welcher um dieselbe Zeit Philipp II. befallen und dem Grabe nahe gebracht wurde, kam Antonio zu statten; sie mehrte seine Zuversicht und verschaffte ihm neue Anhänger. Wurde doch schon der Tod des spanischen Monarchen in den portugiesischen Dörfern verkündet und geglaubt. Als aber der Herzog eine Truppenabtheilung unter Sanchez d'Avila nach den nördlichen Landschaften vorrücken ließ, legte sich auch dort bald jeglicher Widerstand. Um nicht in die Hände des Feindes zu fallen, bestieg Antonio mit den in der Eile gesammelten Schätzen ein Schiff und segelte in Matrosentracht nach Frankreich, begleitet von dem Grafen Vimioso und einigen andern Anhängern und verfolgt von einem Aechtungsedikt, das einen Preis von 80,000 Ducaten auf seinen Kopf setzte. Antonio's Flucht.

Nun war das Königreich unterworfen und Philipp konnte in Elvas einziehen und Vorbereitungen zu einer neuen Ordnung des Regiments treffen. Nachdem die nach Thomar berufenen Cortes dem König und dem Infanten den Treueid geleistet, wurden die früher zwischen dem königlichen Gesandten, dem Herzog von Ossuna, und den Governadores vereinbarten Unionsartikel bestätigt und eine Amnestie erlassen, von der jedoch zweiundfünfzig Namen aus der Patriotenpartei ausgenommen waren. Die auswärtigen Besitzungen in Asien und in Africa, so wie Madeira und die übrigen Inseln folgten dem Beispiele des Mutterlandes und unterwarfen sich der Oberherrschaft des Königs Philipp von Castilien. Nur die Azoren mit Ausnahme der Insel San Miguel zeigten sich widerspenstig. Philipp II. als König anerkannt. Decbr. 1580.

Nach portugiesischen Quellen wurde der Huldigungsurkunde, wie in Brabant, die Clausel beigefügt, wenn der König oder seine Nachfolger die beschworene Constitution nicht halten würden, so seien auch die Stände nicht an die Uebereinkunft gebunden und könnten den Gehorsam verweigern, ohne darüber wegen Majestätsverletzung in Strafe und Schaden zu verfallen. Ueberhaupt waren die Forderungen der Portugiesen, sowohl des Adels als der Städte, sehr ausgedehnt. Jeder wollte belohnt sein, daß er zu dem König gehalten oder wenigstens nicht auf Seiten des Gegners gestanden. Manches gewährte Philipp; Anderes versagte er; über Vieles sprach er sich unbestimmt und zweideutig aus, die Freiheit seiner Entschließungen vorbehaltend.

29. Juni 1581. Mit dem feierlichen Einzug des Königs in die Hauptstadt Lissabon war die Vereinigung der beiden pyrenäischen Reiche unter dem Scepter Philipp's II. eine vollendete Thatsache. Für das geschichtliche und nationale Leben Portugals begann damit eine neue Epoche: das Volk, das vor einem Jahrhundert eine so hervorragende Stellung in der europäischen Staatenfamilie behauptet hatte, verschwand jetzt auf längere Zeit aus der Reihe der selbständigen Nationen; an den Wagen des größeren Nachbars gekettet, ging es der Gefahr entgegen, sein eigenes politisches Dasein zu verlieren und als Glied der spanischen Monarchie in dem Buche der Geschichte eine dienende Stelle einzunehmen. Die friedlicheren Zustände, in die es aus den Sturmfluthen der vergangenen Jahre eintrat, sollte das portugiesische Volk mit seiner Selbständigkeit und Ehre erkaufen.

4. Portugal unter spanischer Herrschaft.

Der Insurrectionskrieg auf Terceira. 1582. Die Besitzergreifung des portugiesischen Reiches durch Philipp II. ging leichter von Statten, als man erwartet hatte. Denn wenn auch das Volk mit Unmuth und Verdruß sich der fremden Herrschaft beugte, mit Schmerz und Wehmuth auf die Tage des nationalen Ruhmes zurückschaute und die Hoffnung einer baldigen Erlösung von dem verhaßten castilischen Joche in der Tiefe des Herzens hegte und wahrte; von bewaffneten Aufständen konnte bei der Zerklüftung und Zerfahrenheit der Nation für den Augenblick keine Rede sein. In stummer Resignation, aber grollenden Herzens fügte sich daher das Volk in die gebieterische Nothwendigkeit. Auch aus den auswärtigen Besitzungen trafen günstige Botschaften bei dem König Philipp ein. In Goa und in den übrigen Hauptorten der indischen Colonien war die Oberherrschaft des castilischen Monarchen verkündigt und anerkannt worden; wir wissen, daß auch in Africa und auf den Inseln das neue Regiment keinen Widerstand fand. Um so heftiger entbrannte der Zorn des Königs, daß die Azoren, insbesondere das Felseneiland Terceira, die Huldigung versagten. Die Lage zwischen der alten und neuen Welt und ihre natürliche Festigkeit gab der Inselgruppe eine hohe Bedeutung für Schifffahrt und Handelsverkehr. Leicht konnte sie zum Heerd und Ausgangspunkt für feindselige Angriffe ausersehen werden. Die Einwohner, fern von den großen europäischen Ereignissen lebend, konnten sich in die neue Ordnung nicht finden. Sie wollten nicht glauben, daß König Sebastian umgekommen sei; ihre Widersetz-

lichkeit steigerte sich zum Fanatismus, als die Spanier sie mit Gewalt zur Unterwerfung zwingen wollten, aber bei dem ersten Landungsversuch mit Schmach und Verlust zurückgeschlagen wurden. Die Boten Antonio's fanden gute Aufnahme bei der Inselbevölkerung; es wurden Verbindungen angeknüpft, und der Prätendent wagte es, im Vertrauen auf die Gunst und Unterstützung des Pariser Hofes, mit einigen französischen Schiffen und geworbenen Mannschaften, meistens kühne Abenteurer unter der Führung des italienischen Feldhauptmanns Filippo Strozzi, auf Terceira zu landen, wo er mit Jubel und Begeisterung aufgenommen wurde. Leicht konnte sich dort ein Piratenstaat bilden zum großen Schaden des überseeischen Handels. Darum beschloß König Philipp energisch gegen die Aufständischen vorzugehen, zumal da der französische Hof denselben insgeheim Vorschub leistete, der bei einigem Fortgang sich ohne Zweifel mehren würde. Er schickte eine kleine Flotte unter dem Marques von Santa Cruz in die atlantischen Gewässer, um die Indienfahrer zu schützen und zugleich die feindlichen Heerhaufen und Inseln anzugreifen. Es erfolgte eine Seeschlacht, die nach fünfstündigem schweren Ringen für die Spanier entschied. Strozzi selbst fiel im Kampfe, zum großen Schmerz aller Tapfern; Graf Vimioso, der treue, ritterliche Anhänger des Prätendenten, starb an seinen in der Schlacht empfangenen Wunden; die besten Schiffe wurden erbeutet oder versanken; viele Seeleute und Soldaten, darunter mehr als fünfzig französische edle Herren, wurden gefangen genommen und „als Feinde der Ruhe und des Gemeinwesens, als Störer des Handels und als Begünstiger der Empörer gegen die castilische Majestät" theils enthauptet, theils mit dem Strang hingerichtet. Bald darauf mußten die spanischen Schiffe zurückkehren. Dadurch entging Antonio der Gefangenschaft. Er hielt sich noch einige Zeit in Terceira auf, durch Erpressung und Ausschweifung seinen Namen schändend, und schiffte sich dann wieder nach Frankreich ein.

Ende Juli 1582.

Zu Anfang des nächsten Jahres kehrte König Philipp nach Madrid zurück, nachdem er noch einmal die portugiesischen Stände um sich versammelt und die getreuen Anhänger mit reichen Gnadenerweisungen belohnt hatte. Zu seinem Stellvertreter ernannte er den Cardinal Albrecht, Erzherzog von Oesterreich, und gab ihm drei eingeborne Räthe, unter ihnen den gewandten Miguel de Moura, an die Seite. Kurz nachher starb der Herzog João de Braganza; der Verdruß, von dem König nicht nach seiner Erwartung ausgezeichnet worden zu sein, soll sein Ende beschleunigt haben. König Philipp, zum viertenmal Wittwer, bot der Herzogin seine Hand an, damit seine Ansprüche durch die ihrigen verstärkt würden; aber die Edeldame widerstand allen Lockungen; sie wollte den dynastischen Rechten ihres Sohnes nichts vergeben. Im Juli desselben Jahres wurden auch die Azoren zur Unterwerfung gebracht. Nach der Abfahrt Antonio's hatte Manuel da Silva mit Hülfe einiger Söldnerhaufen das Regiment in seinem Namen als Statthalter fortgeführt, durch Terrorismus die sich mehrenden Anhänger Philipps und die Friedensmänner niederhaltend. Als aber Santa Cruz abermals

Die Unterwerfung vollendet. Januar 1583.

1583.

mit einer wohlbemannten Flotte erschien, ging es mit jenem bald zu Ende. In einem Gefecht unweit des Hauptortes Angra überwunden, zog Silva mit seinen portugiesischen Anhängern in die Berge; allein durch eine schwarze Sclavin verrathen, gerieth er in Gefangenschaft und starb durch das Richtschwert; sein Kopf wurde an der Stätte aufgepflanzt, wo man vorher das Haupt eines von ihm hingerichteten vornehmen Königlichgesinnten erblickt hatte. Die französischen Söldner, die ihm Hülfe geleistet, durften in ihre Heimath zurückkehren. Fortan gebot ein spanischer Statthalter auf Terceira.

Ende Juli 1583.

Antonio's Ausgang. 1589.

Der Versuch des englischen Flottenführers Francis Drake, während des Krieges zwischen Spanien und England durch den Prior de Crato einen Aufruhr in Portugal zu erregen, hatte keinen Erfolg. Er landete in Cascaes und sendete seinen Schützling in die Vorstadt von Lissabon; als sich aber die Einwohner ruhig verhielten, segelten beide unverrichteter Dinge wieder ab. Damit war die Rolle des portugiesischen Prätendenten Antonio de Crato ausgespielt. Er lebte noch sechs Jahre in Paris, der Dürftigkeit preisgegeben, in steter Todesangst vor den Nachstellungen des spanischen Monarchen. Dort starb er im J. 1595, müde des Werbens um fremde Gunst und Hülfe und des undankbaren Berufes, sich von den Feinden Spaniens als Schreckbild gegen Philipp gebrauchen zu lassen.

Die falschen Sebastiane.

Aber noch im Grabe erhob die alte Dynastie ihr blutiges Haupt gegen die castilische Herrschaft: der Schatten des gefallenen Königs Sebastian tauchte noch mehrmals in dem Lande am Tajo auf, um die Portugiesen zu erinnern, daß das höchste Gut, die nationale Selbständigkeit, ihnen geraubt worden, und daß es ihre Pflicht sei, dasselbe zurückzufordern. Die Katastrophe auf dem Schlachtfelde von Alcacer war wie ein betäubender Schlag über das portugiesische Volk hereingebrochen; seitdem waren die Kampfgenossen, die einst die Niederlage und das tragische Ende des unglücklichen Königs mit eigenen Augen gesehen, größtentheils aus dem Leben geschieden. Es bildeten sich daher Sagen über das Schicksal des königlichen Jünglings, die, je wunderbarer und abenteuerlicher sie lauteten, um so mehr Glauben fanden. Der Name eines dahingeschwundenen Fürsten, zumal wenn mit demselben zugleich der in das geschichtliche Leben der Nation verflochtene Herrscherstamm entwurzelt wird, wirkt zauberhaft auf die Phantasie des Volks. Ist nun der Hingang wie hier in ein gewisses Dunkel gehüllt, von Umständen begleitet, die Zweifeln und Täuschungen einen weiten Spielraum gestatten, so gewinnt der Schatten und Name eine gewisse Gestalt und Leben. Und so sehen wir denn bis zu Philipps Tod von Zeit zu Zeit Thronbewerber aus der portugiesischen Erde auftauchen, welche sich für den König Sebastian ausgaben, der nicht durch die Schwerter der Saracenen umgekommen, sondern auf wunderbare Weise gerettet worden sei. Zwar hatte Philipp II. schon im J. 1580 die Leiche von Ceuta nach Portugal bringen und in vaterländischer Erde beisetzen lassen; aber konnte denn das nicht ein Trugbild, eine Täuschung gewesen sein? Die Sehnsucht und Liebe des Volks für den letzten König von ihrem eigenen Fleisch und Blut, der Haß und Widerwillen gegen die spanische Herr-

schaft gaben dem Wahne, daß Sebastian noch lebe und wiederkehren werde, fort und fort Nahrung. So konnte es geschehen, daß innerhalb zehn Jahren, von 1585 bis 1595, drei Männer aus dem Volke sich für den König Sebastian ausgaben und Anhänger fanden. Die Bewegung, welche die dem Handwerkerstande angehörenden Thronbewerber zu erregen vermochten, war von keiner großen Bedeutung. Die Betrüger und ihre zu Grafen und Bischöfen ernannten Hauptgenossen büßten ihr vermessenes Unterfangen am Galgen oder auf der Galeere, ohne daß die bestehende Ordnung eine namhafte Störung erlitten hätte. Dagegen wußte ein anderer Abenteurer, der kurz vor dem Tode Philipps II. in Venedig auftauchte und sich für den vom Schlachtfelde geretteten König Sebastian ausgab, in ganz Europa Aufmerksamkeit zu erregen und durch die Erzählungen von seinen Leiden und wunderbaren Schicksalen in den Herzen vieler Portugiesen Mitleid und patriotische Gefühle zu erwecken. Von seinen Wunden geheilt, sei er Jahre lang in Abyssinien, in Persien, in Georgien umhergewandert, bis es ihm endlich gelungen, sich nach Sicilien und von da nach Venedig zu retten. Auf Verlangen der spanischen Regierung von den Herren der Marcusstadt zuerst verhaftet, dann aus der Republik ausgewiesen, wurde er auf dem Wege nach Portugal in Florenz festgenommen und dem Vicekönig von Neapel überliefert, der ihn vor ein Kriegsgericht stellte. Durch scharfes Verhör als Betrüger erfunden, wurde er auf die Galeere gebracht und endlich nach Spanien abgeführt. Dort ist der „vierte Sebastian" im Gefängniß gestorben, ungewiß ob eines natürlichen oder gewaltsamen Todes. In Portugal hatte das Auftreten des räthselhaften Mannes, der manche Einzelheiten vom Hof und von heimischen Verhältnissen zu erzählen wußte, und nach Allem, was man von ihm hörte, eine große Aehnlichkeit mit dem unglücklichen Sebastian hatte, große Theilnahme und Gemüthserregung erweckt. Es waren geheime Zusammenkünfte gehalten worden; anonyme Schriften hatten seine Echtheit zu beweisen gesucht; man hatte Pläne zu seiner Befreiung berathen.

Die Wahrnehmung, daß das portugiesische Volk die spanische Herrschaft mit so großem Unmuth ertrug, daß es so leichtgläubig jeder trügerischen Kundgebung nationaler Wünsche und Hoffnungen sich hingab, daß nur Wenige aufrichtigen Herzens sich mit der Wendung der öffentlichen Dinge versöhnten, reizte das mißtrauische Gemüth des castilischen Königs und trieb ihn zu einer Politik der Feindschaft, des Argwohns, der Ueberwachung und Beschränkung, welche das Verhältniß zwischen beiden Staaten mit jedem Jahre verschlimmerte. Hatte Philipp einst in Thomar feierlich geschworen, daß Portugal auch ferner sich selbst gehören, nur von Einheimischen nach heimischen Rechten und Institutionen regiert werden, Lissabon nach wie vor die Hauptstadt des Staats, der Mittelpunkt der Reichsgeschäfte sein sollte; so wurden diese Zugeständnisse mit der Zeit wesentlich gemindert. Es lag in der Natur des Königs und in dem ganzen spanischen Regierungssystem, dem gesammten öffentlichen Leben den Stempel der Gleichförmig- Das spanische Regierungssystem in Portugal.

keit aufzudrücken, so viel als möglich die Verwaltung, die Besteuerungsweise, das Gerichts- und Militärwesen sämmtlicher Provinzen des Reichs nach castilischem Muster einzurichten, das Räderwerk der complicirten Staatsmaschine von Madrid aus zu lenken. Auch das Königreich Portugal sollte diesem Systeme unterworfen, sollte als spanisches Provinzland in den allgemeinen Staatsverband gezogen, sollte der von Madrid aus geleiteten und bestimmten Politik dienstbar gemacht und zur Theilnahme an den Leiden und Glücksfällen der großen spanischen Monarchie gebracht werden. Zu dem Ende wurden die Festungen von castilischem Fußvolk besetzt, die portugiesischen Heere, Flotten, Kriegsvorräthe und Geschütze als spanisches Eigenthum behandelt, über die Staatsgelder und öffentlichen Einnahmen nach castilischer Weise verfügt und das drückende und aussaugende Abgabesystem, das in dem Nachbarreiche dem nationalen Wohlstande so schwere Wunden schlug, auch über das Königreich im Westen ausgedehnt. Die höheren Justiz- und Verwaltungsstellen wurden in Madrid vergeben und nicht immer an Eingeborne; in allen wichtigen Sachen mußte die Entscheidung des Königs und seines Staatsraths eingeholt werden. Ueber den Häuptern Derer, welche bei der Besitznahme des Reichs nicht auf Seiten Philipps gestanden oder auch seitdem als Malcontente, als Anhänger national-patriotischer Gesinnung sich bemerklich gemacht hatten, schwebte fortwährend die Gefahr politischer Anklagen und Verfolgungen. Wie mancher Leichnam, in heimlicher Stille aus dem Thurm von Sanjago ins Meer gestürzt, wurde in die Netze der Fischer getrieben. Ein düsteres Gefühl des Unmuthes und der Unzufriedenheit kehrte in die Gemüther der Portugiesen ein; viele verließen ihr Vaterland, andere suchten sich an den Hoffnungen einer besseren Zukunft aufzurichten; Prophezeihungen einer glücklichen Wandlung, die bald eintreten werde, wurden gläubig aufgenommen und absichtlich unter dem Volke verbreitet, „damit das Verlangen und Sehnen nach Freiheit stets wach und lebendig bliebe, bis es in günstiger Stunde sich in Thaten aussprechen könnte". Dieser Stimmung konnte nur durch die Geistlichkeit wirksam entgegengearbeitet werden. Darum war auch König Philipp bemüht, Klerus und Jesuiten in sein Interesse zu ziehen und der spanischen Herrschaft geneigt zu machen.

Das portug. Gesetzbuch.

In dem Gesetzbuch für das Königreich Portugal, worin Philipp dem Manuelischen Werke (IX, 568) die unter den drei folgenden Regierungen erlassenen Gesetze und Verordnungen beifügen und das ganze Material codificiren ließ, war der klerikale Charakter, welcher seit dem Tridentiner Concil und durch den Einfluß des Jesuitenordens in allen öffentlichen Aktenstücken gesetzgeberischer oder gerichtlicher Natur sich bemerklich machte, nicht vermindert oder abgeschwächt, vielmehr die geistliche Jurisdiction gestärkt und in manchen Fällen, nicht selten auf Kosten weltlicher Gewalt und Autorität über das Staatsgebiet ausgedehnt. Der Bund zwischen Thron und Altar sollte der spanischen Herrschaft in Portugal den Boden bereiten.

Verminderung der Adelsmacht.

Unter der folgenden Regierung kam noch ein anderes Mittel, welches unter Philipp II. nur behutsam und schonend versucht wurde, in ausgedehnte Anwen-

dung: Verminderung der Adelsmacht und planmäßige Veräußerung der Krondomänen. Dadurch sollte die Aufrichtung eines unabhängigen Thrones unmöglich gemacht und somit die spanische Herrschaft für alle Zukunft gesichert werden. Allein gerade dieses Bestreben schärfte das Nationalgefühl bei den oberen Ständen und führte in der Folge die Befreiung durch den Herzog von Braganza herbei. Denn nur ein Edelmann, dessen Familiengüter den dritten Theil des gesammten Nationalvermögens betragen haben sollen, konnte der verarmten Krone aufhelfen. Wir werden sogleich erfahren, welche unersetzlichen Verluste die Portugiesen während der spanischen Herrschaft in ihren auswärtigen Besitzungen erlitten. Dadurch vertrockneten die ergiebigen Hülfsquellen, welche bisher die Schätze Indiens auf die portugiesischen Märkte geliefert hatten, und das reiche Portugal sank in Armuth und Ohnmacht.

Wir haben früher erwähnt, wie mühsam nur und mit welchen Anstrengungen die Portugiesen in den Besitzungen Asiens sich der zahlreichen Feinde zu erwehren vermochten. Aber noch schwieriger wurde die Lage, als die Verwirrung im Mutterlande, die Parteiung am Hof und in den Regierungskreisen, die Schwächung der militärischen Kräfte durch die Unfälle in Afrika, der spanische Eroberungskrieg und die Zerrüttung aller staatlichen Ordnung die Verstärkung der indischen Streitkräfte durch europäische Schiffe und Mannschaften unmöglich machten. Und wie sollte König Philipp, als er endlich Herr des benachbarten Reiches sammt seinen Colonien geworden war, der Noth und Gefahr durch Absendung hinreichender Hülfe steuern, zu einer Zeit, da er in seiner eigenen Nähe von tausend Sorgen und Anliegen in Anspruch genommen wurde? Vielmehr hoffte er in den indischen Besitzungen neue Hülfsquellen für die kostspieligen Unternehmungen in der Heimath zu erlangen, die neuen Erwerbungen zum Vortheil des eigenen Landes auszubeuten. Dadurch wurde das vaterländische Hochgefühl der Portugiesen, das in früheren Zeiten zu kühnen Thaten und Unternehmungen geführt, geschwächt und niedergedrückt, der Feuerstrom der Begeisterung für Ruhm, Ehre und nationale Größe ausgelöscht. Der castilische König, der in Portugal herrschte, der die Errungenschaften der patriotischen Anstrengungen früherer Geschlechter im Interesse eines gehaßten Nachbarvolkes zu verwerthen gedachte, war nicht der geeignete Mann, in den Gemüthern der Portugiesen die Flamme wach zu halten und von Neuem anzufachen, welche zur Erhaltung oder gar zur Mehrung der von so vielen Feinden, Neidern und Gegnern bedrohten Handelsniederlassungen und Territorien den starken Muth, die mannhafte Entschlossenheit, den kriegerischen Trotz geben konnte. Die Bevölkerung der Colonien, meistens im Auslande geboren und nur selten durch neue Ankömmlinge erfrischt, wurde dem europäischen Mutterlande immer mehr entfremdet, verweichlichte unter dem erschlaffenden Klima und versank in Wohlleben und Genußsucht, deren Befriedigung zum Hauptziel ihres Daseins wurde. Wie sollte da nicht Habgier, Egoismus, Gewinnsucht in den Herzen der Beamten, der Soldaten, der Kaufmannswelt

Zustände in den indischen Colonien.

Wurzel schlagen und die edleren Regungen und idealen Bestrebungen ersticken? Die Motive des Handelns entsprangen aus faulem Boden; der Durst nach Reichthum und der Trieb der Selbsterhaltung überwucherten alle andern Seelenkräfte; die Tugenden der früheren Geschlechter welkten dahin. Die Geschichtsbücher über die indischen Colonien bieten ein häßliches Gewebe von Veruntreuungen, Unterschleifen, Betrügereien. Das Recht war dehnbar, die Justiz käuflich, Autorität und Gehorsam wankend; persönliche Interessen, Gunst und Willkür galten mehr als Verdienst, Kenntnisse und Geschicklichkeit. Die Aemter und Anführerstellen kamen in unfähige oder treulose Hände, die sie zum eigenen Vortheil ausnutzten; aus dem Handelsverkehr verschwand alle Redlichkeit, alle Wahrhaftigkeit, verschwanden Treue, Glauben und alle Bande eines aufrichtigen, ehrlichen Zusammenlebens; Monopole zerstörten die Früchte der Selbstthätigkeit und der eigenen Anstrengung. Auf die Besetzung der Aemter und auf das ganze Staats- und Gesellschaftswesen übte die Geistlichkeit einen überwiegenden unheilvollen Einfluß. Wie im Mutterlande so war auch in den Colonien die Begünstigung der Kirche und des Klerus mit der Politik und dem Regierungssystem des zweiten Philipp aufs Innigste verbunden. Kein Wunder, daß die Zahl der Prälaten, Priester und Mönche eine große Höhe erreichte, daß die Reichthümer der Kirche mit jedem Jahre zunahmen, daß der Gegensatz zu den Moslemen und Brahmadienern, dessen wir schon früher gedachten, immer schärfer sich ausbildete und das Verkehrsleben vergiftete. In und um Goa zählte man achtzig kirchliche und klösterliche Gebäude und über dreißigtausend Geistliche und Mönche. Die Inquisition, die unter König João III. in Goa eingeführt worden und deren Wirkungskreis sich über alle auswärtigen Besitzungen erstreckte, übertraf an Strenge und Späherei die portugiesische und spanische in Europa. Besonders waren ihre Blicke auf die „neuen Christen" gerichtet, die der heimischen Verfolgung entfliehend in Indien durch Fleiß und Thätigkeit zu Reichthum und Wohlstand gelangten. Unter Philipp II. erfreute sich das hohe geistliche Gericht besonderer Gunst. In ihm erblickte der König ja allenthalben das beste Mittel gegen alle Feinde des Staats und der Kirche, gegen alle Unzufriedenen, Wühler, Unruhstifter und Aufrührer.

Bedrängniß der portug. Handelsniederlassungen durch die Holländer.

Den schwersten Schlag aber versetzte der spanische König den auswärtigen Colonien der Portugiesen durch die Ausschließung der niederländischen Handelsschiffe von dem Hafen und Markte Lissabons; denn dadurch sahen sich diese unternehmenden Seeleute zu direkten Fahrten nach Indien, zu der eigentlichen Quelle des Großhandels hingedrängt, wo ihre rüstige Kraft und ihr vaterländisches Hochgefühl bald die auf faulem Boden ruhende Herrschaft der Portugiesen zu Falle brachten. Als Philipp II. im J. 1584 das Verbot gegen den niederländischen Zwischenhandel mit dem spanischen Reiche ergehen ließ und zehn Jahre später fünfzig holländische Kauffahrteischiffe an der Mündung des Tajo mit Beschlag belegte, wollte er die abgefallenen Provinzen in ihrer innersten Lebens-

kraft treffen. Aber was zu ihrem Schaden erdacht war, schlug zu ihrem Vortheil und zu ihrer nationalen Größe aus. Wie ein Jahrhundert früher bei der Entdeckung von Amerika, so war auch jetzt Portugal selbst die Schule, aus welcher die ersten niederländischen Indienfahrer hervorgingen. Dietrich Gerrits von Enkhuizen, der in portugiesischen Diensten nach China und Japan gekommen war, der Diamantschleifer Koning aus Goa, der Pfefferhändler van Ashuizen zu Malakka, der Reisende Huygen van Linschoten aus Harlem und andere erfahrene Männer dienten ihren Landsleuten als Anreger und Lehrmeister. Wir wissen, wie sehr sich die Portugiesen die Feindschaft der eingebornen Fürsten und Völker zugezogen. Die Niederländer fanden daher überall Begünstigung und Vorschub, als sie Handelsniederlassungen mit festen Plätzen zur Vertheidigung gründeten. Von den Molukken und Sundainseln wurden im Laufe der Jahre nach hartnäckigen Kämpfen die Portugiesen und Spanier vertrieben und der einträgliche Handel mit Pfeffer und andern Gewürzen in die Hände der Niederländer geliefert. Auch Malacca, der Schlüssel zum indischen Archipelagus wurde unter heftigem Ringen und nach manchen Wechselfällen den romanischen Ansiedlern entrissen. Wir werden später erfahren, wie im siebenzehnten Jahrhundert allmählich die Niederländer auf Ternate, auf Tidor, in den Bandainseln, auf Java, Sumatra, Borneo und an vielen andern Orten Fuß faßten und sich behaupteten. Selbst auf der malabarischen Küste, in den Stammsitzen der indischen Niederlassungen sahen sich die Portugiesen bedrängt und angegriffen, und auf Ceylon erlangten die Holländer unter Beihülfe des Kaisers von Candy den Alleinhandel mit Zimmet, Perlen und Edelsteinen und wichtige Privilegien und Standplätze. Bald traten auch die Engländer in die große Ringbahn ein und brachten manche werthvolle Besitzung der Pyrenäenvölker an sich, zugleich mit den Niederländern einen schweren folgenreichen Wettkampf beginnend. Mit englischer Hülfe entriß endlich der Schah von Persien den Portugiesen das wichtige Ormuz, das einst Albuquerque seinem Vaterlande erworben. Die spanischen Könige, die über das Nachbarland mit despotischem Scepter herrschten, ertrugen diese Verluste leichten Herzens; es machte ihnen wenig Kummer, daß die „Provinz" Portugal von der welthistorischen Höhe früherer Jahrzehnte herabsank; in deren Verarmung und Erniedrigung erblickten sie das sicherste Mittel zur Befestigung der spanischen Herrschaft am Tajo. Von dem Friedensvertrag mit den Niederlanden im J. 1609 waren die auswärtigen Besitzungen ausgeschlossen und somit das portugiesische Indien der aggressiven Handelsrepublik an der Nordsee völlig preisgegeben. Seit das schöne Küstenland am atlantischen Ocean an den castilischen Staatswagen gekettet worden, war die Sonne im Sinken; ein neuer Tag, wenn auch weniger glänzend als ehedem, war nur zu erwarten, wenn das Band zerrissen und Portugal wieder sich selbst zurückgegeben ward. Dies konnte nur durch das Haus Braganza geschehen, daher auch das portugiesische Volk stets mit hoffender Sehnsucht und Liebe auf das Haupt dieses Herzogsgeschlechtes blickte.

IV. Spaniens politischer Verfall und künstlerische Höhe.

1. König Philipp III. und die Vertreibung der Morisken.

Zunehmender Verfall unter Philipp III. 1598—1621.

So trostlos und grauenerregend die Zustände der Monarchie bei dem Tode Philipps II. waren, so ging doch das öffentliche Leben und der Wohlstand und die sittliche Kraft der Nation unter der dreiundzwanzigjährigen Regierung seines schwachen unselbständigen Sohnes Philipp III. noch einem tieferen Verfall entgegen. Wie sehr das despotische Regiment des verstorbenen Königs mit seinem scharf gegliederten Geschäftsmechanismus, seiner Ueberwachung und seinem Polizei- und Militärdruck jeden nationalen Aufschwung, jede lebensfrische Volksthätigkeit in der pyrenäischen Halbinsel erstickte; dennoch war die schlaffe Regierungsweise des willenlosen, arbeitscheuen, zu jedem eigenen Handeln unfähigen neuen Monarchen noch viel verderblicher und ertödtender für das Reich. Unter ihm löste sich die centrale Gewalt in völlige Schwäche auf; Günstlinge und Beichtväter führten das Staatsruder und trugen Sorge, „daß der Schlummer des Königs nicht durch das mahnende Wort eines ernsten Mannes oder durch den Schmerzensruf des Volkes gestört ward".

Lerma.

Als Philipp II. dem Thronerben, der seine Jugend ausschließlich im Umgang mit Priestern und Hofdamen verbracht hatte, bei heranreifenden Jahren einen Hofstaat zu geben beschloß, um ihn an einige Selbständigkeit zu gewöhnen, fielen seine Augen auf Don Francisco Gomez de Sandoval y Rojas, Graf dann Herzog von Lerma, einen Edelmann von mäßigen Glücksgütern, die er mit großer Umsicht verwaltete. Gewandten Geistes verstand er die Kunst, die Menschen zu gewinnen und sich dienstbar zu machen. Bald war er dem Prinzen unentbehrlich; er nahm Theil an seinen täglichen Andachtsübungen; er unterstützte den kärglich Gehaltenen mit kleinen Geldsummen, damit er seinen Neigungen und seinem Gefallen an Almosen sich hingeben konnte. Die wachsende Vertraulichkeit zwischen dem Infanten und dem Höfling mißfiel dem König; er entfernte den Grafen, indem er ihn zum Vicekönig von Valencia ernannte. Aber noch ehe Philipp die Augen geschlossen, rief der Sohn den Günstling nach Madrid zurück; nach der Leichenfeier in Escorial war der Graf von Lerma das Haupt der neuen Regierung. Eine der ersten Handlungen Philipps III. war der Befehl, „daß Lerma's Unterschrift so gut sein und so viel gelten sollte, wie des Königs eigene". Bei der Unlust des Monarchen für alle Staatsgeschäfte war mit dieser Anordnung das ganze Regiment in die Hand des Günstlings gelegt. Daß dem wirklich so sei, darüber konnte bald kein Zweifel mehr obwalten. Denn in Kurzem war der ganze Staatsrath umgestaltet; die geschäftskundigen Männer aus Philipps II. Zeit wurden beseitigt und durch ergebene Diener Lerma's ersetzt; eine Consulta, in welcher der Herzog selbst den Vorsitz führte, stand dem König zur Seite und leitete die Staatsgeschäfte mit unumschränkter Machtvollkommenheit. Und so eifer-

süchtig war der allmächtige Günstling auf seine Alleinherrschaft, daß er der Königin Margaretha, einer österreichischen Erzherzogin und der verwittweten Kaiserin, Tochter Karls V., welche in Spanien lebte, nicht gestattete, mit dem König von Staatsangelegenheiten zu reden; um die letztere fern zu halten, bewirkte er die Verlegung des Hofes nach Valladolid, und als die erstere einst ihren Gemahl aufforderte, selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen, wurde sie so strenge überwacht und beschränkt, daß sie den Wunsch aussprach, lieber eine Klosterfrau in Graz, ihrer Vaterstadt, als Königin von Spanien zu sein. Philipp mußte dem Günstling sogar die Gespräche mittheilen, welche die Ehegatten im Bette hielten. Wie laut immer die Nation ihren Mißmuth kund geben mochte, daß alle Zweige der Verwaltung in Eine Hand zusammenflössen, alle Bitten und Gesuche von der Entscheidung Eines Mannes abhängig seien; Lerma behauptete sich zwei Jahrzehnte in der vollen Gunst des Monarchen, seine Gewalt auf denselben war so unbeschränkt, daß man sie der Anwendung von Zaubermitteln beimaß. Als der König sich einmal zu einem kleinen Widerstand ermannte, sah man ihn am ganzen Leibe zittern. Zu dieser Höhe der Macht stieg Lerma keineswegs durch hervorragende staatsmännische Begabung; er war unfruchtbar an Ideen und großen politischen Conceptionen, er war nur der Erbe der Friedens- und Versöhnungspolitik des Fürsten von Eboli, aus dessen Schule er hervorgegangen. Um so glänzender war sein Talent als Hofmann. Ein Cavalier von feinen Manieren und gewinnendem Aeußeren, wußte er Alle, die in seine Nähe kamen, zu fesseln, selbst solche, die ihm nicht gewogen waren, zu befriedigen und zu versöhnen. Sein Sinnen und Trachten war auf Schein gestellt; wie er durch sorgfältige Pflege seines Körpers, seiner Haare und seines Bartes das zunehmende Alter zu verbergen suchte, so war er auch stets beflissen, in geistigen und wissenschaftlichen Dingen eine schimmernde Außenseite hervorzukehren.

Lerma duldete nur solche Leute, in deren Ergebenheit für seine Person er vollkommenes Vertrauen setzte, in der Nähe des Königs und im geheimsten Rathe. *Lerma's Freunde und Creaturen.* Unter diesen nahm neben dem königlichen Beichtvater, Fray Gaspar da Cordova, einem Mönch, „der in zerrissener Kappe und zerrissenen Schuhen ging und der weder Talent, noch Neigung zur Staatsverwaltung hatte", Rodrigo Calderon, Sohn eines armen Soldaten von Valladolid, die erste Stelle ein, ein geschmeidiger junger Mann, gewandt, unverschämt und habgierig, der vom Lerma'schen Pagen zum Grafen von Oliva und Marques von Siete Inglesias aufstieg und sich ein Einkommen von hunderttausend Kronen erwarb, indeß in allen Kassen des Reichs der empfindlichste Mangel herrschte. Seinem Herrn und Gönner gegenüber bewahrte er immer die Unterwürfigkeit eines Bedienten. Und nicht blos die Hofämter, auch die übrigen wichtigen Stellen in Staat und Kirche brachte der allmächtige Staatsminister in zuverlässige Hände. So übertrug er die ersten geistlichen Würden, den erzbischöflichen Stuhl von Toledo und das Amt eines Großinquisitors seinem Oheim Bernardo de Sandoval. Miranda

aus dem Hause Zuñiga, der sich in den niederländischen Kriegen hervorgethan und durch eine reiche Heirath sich Vermögen erworben hatte, wurde zum Vorsitzenden im Rathe von Castilien an Stelle des Rodrigo Vazquez erhoben und durch Familienbande ganz in das Interesse des Herzogs gezogen. Franchezza, ein geschäftserfahrener Mann, dem seine Gemahlin indische Reichthümer zugebracht hatte, wurde zum Geheimschreiber im Staatsrath ernannt und vergalt seinem herzoglichen Gönner mit unverbrüchlicher Ergebenheit. Auch die Befehlshaberstellen in den Provinzen, auf den Galeeren, in der Armee verlieh Lerma an Verwandte oder ihm persönlich befreundete Edelleute; mit den angesehensten Familien, den Mendozen und Guzmanen, war er verschwägert; die königlichen Kinder wurden unter die Obhut seiner weiblichen Verwandten gestellt. So waren die wichtigsten Reichs- und Hofämter gleichsam als ein Familienbesitz an Lerma's Haus vertheilt. Nun konnte man ohne Gefahr den Granden, die unter Philipp II. absichtlich fern gehalten worden, den Zutritt zum Hof öffnen. Die stolze Unabhängigkeit von ehedem war verschwunden; ihr Ehrgeiz fühlte sich befriedigt, wenn der König ihnen geringfügige Auszeichnungen gewährte, ihnen einige Ehrendienste übertrug, oder wenn sie in glänzenden Carossen mit zahlreicher Dienerschaft in Livrey ihre Pracht entfalten, an Luxus des Lebens einander überbieten konnten. Das ganze nationale Leben war im Königshof concentrirt, jede freie Bewegung durch ein vorgeschriebenes Ceremoniel, durch eine Reihe von Vorschriften über Rang und Etikette eingeschränkt, die ganze Staatsmaschine durch ein hierarchisches Räderwerk in Gang gehalten, in des Königs Namen, aber durch die lenkende Hand des Ministerpräsidenten und seiner Genossen und Creaturen.

Das Hofleben. So bildeten sich am spanischen Hof und in den Kreisen der Edelleute und Großbeamten jener gesellschaftliche Glanz, jene abgemessenen Umgangs- und Höflichkeitsformen der Cavaliere und Damen, jene Regeln der Etikette und des conventionellen Lebens aus, die in ganz Europa bewundert und nachgeahmt wurden. Es war die schimmernde Hülle, die das Grab des Volksglücks barg, der auf die Spitze getriebene Ausbau jenes todbringenden Absolutismus, zu dem Philipp II. den Grund gelegt, der alle nationalen Kräfte und Güter aussaugt, um die Häupter weniger bevorzugter Aristokratengeschlechter oder Glücksritter und Emporkömmlinge zu schmücken, jenes hierarchischen Staatskirchenthums, dessen Prälaten, Priester und Ordensgeistliche fort und fort an Zahl, Reichthum und Einfluß sich mehrten, ein Zustand, der das geistige Leben der Nation in Fesseln schlug und erstickte, alle Lebensfreudigkeit, allen Aufschwung der Seele niederbeugte, alle Regsamkeit und Thätigkeit, die einzige nachhaltige Quelle des nationalen Wohlstandes, lähmte und versiechen machte.

Die öffentlichen Zustände. Wir haben früher die traurigen Zustände kennen gelernt, die sich allmählich über die pyrenäische Halbinsel lagerten: Die Verarmung des Landes, das Bettler- und Vagabundenwesen, den Verfall des Ackerbaues, der Industrie, des Handels, die Anhäufung fremder Gewerbleute in den spanischen Städten; alle diese Uebel

dauerten fort und mehrten sich. Die Spanier, die sich Herren beider Indien nannten, denen die schönsten Länder Europa's Zins und Schooß zahlten, waren zu Hause eine verkommene, elende Nation; während die Bischöfe und Domherren an den großen Kathedralkirchen unermeßliche Einkünfte zogen, die Klöster und Ordenshäuser an Mitgliedern, Gütern und Stiftungen fort und fort zunahmen; während man das Vermögen des Herzogs von Lerma auf vierzig Millionen Ducaten schätzte, so daß er siebenzig Wagen mit Silberzeug nach seinem Stammschloß führen lassen konnte, und seine Günstlinge und Untergebene durch Unterschleif, Aemterhandel und Erpressungen ihre Taschen füllten: wurde in Castilien die Alcavala erhöht, verschwand das Geld mehr und mehr aus Stadt und Land, wurden die mittleren und unteren Stände die Beute der Armuth, der Bettelei, der Hoffnungslosigkeit. Die Flotte, nicht mehr gehörig ausgerüstet und bemannt, gerieth in Verfall, die Heere, nicht regelmäßig besoldet, verloren die Kriegslust oder verwilderten durch Mangel an Mannszucht. Das ganze öffentliche und nationale Leben Spaniens krankte an unheilbaren Wunden. Die Cortes, von deren Sitzungen die oberen Stände fern gehalten wurden, dienten der Regierung nur als Werkzeug bei Steuern und Abgaben.

Auswärtige Politik.

Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß Lerma wenigstens nach Außen hin eine Politik des Friedens und der Versöhnung verfolgte. Wie sehr auch die Geistlichkeit Widerspruch gegen jede Handreichung an ketzerische Völker erhob und den Vernichtungskrieg, welchen Philipp II. eingegangen, fortgesetzt wissen wollte; so wurde doch ein Friedensvertrag mit dem neuen König von England abgeschlossen und ein mehrjähriger Waffenstillstand mit den Niederlanden auf Grund der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit. Auch mit dem Pariser Hof knüpfte der Minister Unterhandlungen an und brachte eine Wechselheirath zwischen den spanischen Infanten und den Kindern von Frankreich zu Stande, eine Verbindung von wichtigen Folgen für die Zukunft, der erste Versuch einer Lösung der österreichischen und spanischen Linien des Habsburgischen Herrscherhauses. Seitdem verlor Graf Khevenhiller, der vieljährige Botschafter des Wiener Hofes, den mächtigen Einfluß, den er bisher in Madrid geübt.

Fanatismus

Um so unheilvoller zeigte sich der Fanatismus der spanischen Geistlichkeit im Innern der Halbinsel durch die verschärfte Verfolgung der Moriskos. Selbst wenn der Herzog die Maßregel, die von dem Erzbischof von Valenzia in Anregung gebracht, von seinem eigenen Oheim, dem Erzbischof von Toledo unterstützt und gefördert ward, nicht hätte billigen wollen; wie hätte er einer Richtung Einhalt gebieten sollen, in welcher der König mit dem gesammten Klerus übereinstimmte und welche in der Glaubenswuth, in dem Racenhaß des ganzen spanischen Volkes einen nachdrücklichen Hinterhalt hatte? War doch die ganze Erziehung Philipps III. von Geistlichen geleitet und sein Sinn von Jugend auf in die streng-klerikalen Anschauungen gebannt worden, die sein Vater als die einzig richtige Politik, als die würdigste Gesinnung eines spanischen Monarchen betrachtete.

Noch kurz vor seinem Tode hatte Philipp II. dem Infanten die Ermahnung gegeben, er solle die Aufrechthaltung und Verbreitung des wahren Glaubens als seine erste Regentenpflicht ansehen und fortfahren in dem Geiste seiner Ahnen, die immer eine Säule der römischen Kirche gewesen. Dieser Lehre blieb der König sein ganzes Leben getreu: nie hätte er eine kirchliche Pflicht verabsäumt, die Beichte oder die Messe unterlassen; den Autos da Fé wohnte er regelmäßig an, um ihnen die rechte Feierlichkeit zu geben. Es wird erzählt, einst sei er beim Anblick einer solchen Glaubenshandlung vom Mitleid beschlichen worden; da habe er, erschrocken über diese Schwäche, die ihm als Einwirkung des bösen Feindes erschienen, sofort zur Ader gelassen, um das aufgefangene Blut von den Dienern des Heiligen Gerichts verbrennen zu lassen. Von einem solchen Monarchen ließ sich erwarten, daß die Moriskos, deren noch mehrere hunderttausend über das ganze Königreich lebten, vor seinen Augen so wenig Gnade finden würden, als vor den Augen des Vaters. Unter Philipp III. sollte die Leidensgeschichte der arabischen Bevölkerung ihren Abschluß finden.

Die Morisken und der span. Klerus. Wir wissen, mit welcher unmenschlichen Härte die Morisken unter Philipp II. behandelt wurden; Peitschenhiebe und Galeerenstrafen erwarteten Jeden, der arabisch sprach oder schrieb, der sich in einer Wanne badete, die Zambra tanzte, ein maurisches Instrument spielte oder ein Nationallied sang. Aus Furcht vor der Inquisition, deren Späher und Kundschafter sie mit Argusaugen bewachten, hielten sie sich äußerlich zum Christenthum, besuchten die Messe und Communion, ließen die Kinder taufen, beobachteten die Gebote und Gebräuche der Kirche; aber in ihrem Innern blieben sie dem Glauben und den Sitten ihrer Vorfahren treu und suchten, wo es unvermerkt geschehen konnte, sich den priesterlichen Zudringlichkeiten und den verhaßten Ceremonien und Sacramenten zu entziehen. In ihren Beichten glaubten die Mönche oft Spott zu erkennen; die Mütter verbargen ihre neugebornen Kinder, um sie vor der Taufe zu bewahren; in der Sterbestunde, wo keine irdische Strafe mehr schreckte, wurde oft der Name des Propheten angerufen. Die spanische Geistlichkeit wurde vor dem päpstlichen Stuhle angewiesen, behufs einer nachdrücklicheren Bekehrung der Morisken Schulen und Missionare auf ihre eigenen Kosten zu unterhalten, eine Belastung, die ihr von Jahr zu Jahr widerwärtiger wurde, je mehr sie die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen erkannte.

Umtriebe in Valenzia. 1602. Gerade diese Auflage bewog den habsüchtigen Erzbischof von Valenzia, Juan de Ribera, dem König eine Denkschrift einzureichen, des Inhalts, daß man alle Morisken aus Spanien vertreiben solle, mit Ausnahme der Jünglinge, die man als Ruderknechte auf den Galeeren oder als Sklaven in Bergwerken verwenden, und aller Kinder unter sieben Jahren, welche man zuverlässigen Christen zur Erziehung überweisen möge. Zur Unterstützung des Vorschlags wurde nicht nur das Verdienstliche einer solchen Gott wohlgefälligen Maßregel hervorgehoben, sondern auch der Vortheile gedacht, die bei der Wohlhabenheit so vieler Moriskenfamilien der Staatskasse zugewendet werden könnten. Dieser neue Schlag priesterlicher

Verfolgungssucht, der nicht lange ein Geheimniß blieb, erfüllte die Bedrohten mit der größten Bestürzung und scheint sie zu dem verzweifelten Entschluß geführt zu haben, noch einmal dem Gedanken einer Verschwörung und eines Aufstandes mit fremder Hülfe Raum zu geben. Wenigstens wird berichtet, daß schon im J. 1604 die Moriskos von Valenzia durch den französischen Statthalter von Béarn mit Heinrich IV. Verbindungen angeknüpft und ihm für den Fall einer Unterstützung mit Geschütz, Waffen und kriegskundigen Führern streitbare Mannschaft, Geldbeiträge und Festungen in Aussicht gestellt hätten. Aehnliche Anträge sollten dem englischen König gestellt worden sein. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die bedrohten Einwohner maurischen Blutes sich nach fremder Hülfe umgethan, daß Heinrich IV., trotz des bestehenden Friedens mit Spanien, die Eventualitäten eines neuen Krieges gegen die Habsburger Uebermacht frühe ins Auge gefaßt und die Vortheile eines Bundesgenossen im feindlichen Heerlager wohl in Erwägung gezogen habe; aber über einige resultatlose Verhandlungen und Besprechungen scheint die Sache nicht hinausgekommen zu sein. Von Jacob I. aber, der nichts sehnlicher wünschte, als seinen Sohn mit einer Infantin zu vermählen, war für die Morisken im Falle eines Aufstandes keinerlei Unterstützung zu erwarten. Auch mag man immerhin annehmen, daß unter den zersprengten Resten der altarabischen Bevölkerung geheime Verabredungen stattgefunden, um nach dem Beispiele der Väter neuen Bedrängnissen mit Waffengewalt zu begegnen; durch Folterqualen preßte man dann allerlei Geständnisse heraus, die auf ein weitverzweigtes Complot zu deuten schienen; selbst einen neuen König ihres Geschlechts sollten sie in Aussicht genommen oder aufgestellt haben. Wie es sich nun auch mit der Glaubwürdigkeit solcher verrätherischen Umtriebe und Pläne unter einander und mit dem Auslande verhalten mag; dem Erzbischof von Valenzia und seinen Gesinnungsgenossen dienten diese Beschuldigungen zur Folie ihrer verfolgungssüchtigen Entwürfe. Sie wurden nicht müde, die Vertreibung der feindlich gesinnten, an ihren Irrlehren festhaltenden Morisken als das einzige Mittel hinzustellen, den Staat vor inneren Gefahren, die Reinheit der christlichen Religion vor Befleckung zu wahren. Ihr Vorschlag fand endlich Erhörung im königlichen Cabinet. Wie viele Stimmen sich auch im Staatsrath, den man durch Einberufung adeliger Gutsbesitzer verstärkt hatte, gegen diese harte Maßregel aussprachen; wie sehr der hohe Adel von Valenzia den Monarchen beschwor, der mäßigsten und arbeitsamsten Unterthanen, auf denen die letzte Blüthe der Industrie und des Ackerbaues beruhe, zu schonen; wie sehr man geltend machte, daß eine zweckmäßigere Missionsweise und eine liebevollere Behandlung von Seiten der Geistlichkeit das beste Mittel sei, die heimlichen Mohammedaner von ihren Irrlehren vollständig zu bekehren und in aufrichtige Bekenner des gekreuzigten Weltheilands zu verwandeln; wie sehr man die Anschuldigungen landesverrätherischer Umtriebe und Complotte als unsicher und zweifelhaft hinstellte: Fanatismus und vererbte Vorurtheile, engherziger Religionseifer und tiefwurzelnder Racenhaß vereinigten sich zu dem letzten ver-

nichtenden Schlag gegen die Trümmer eines Volksstammes, der seit neun Jahrhunderten mit dem geschichtlichen Leben Spaniens aufs tiefste verflochten war.

Bedenken.

Der Entschluß war gefaßt, das heilige apostolische Reich von jeder Befleckung durch Ungläubige und Ketzer zu reinigen; nur über die Art der Ausführung herrschten Bedenken. Der grundherrliche Adel, der in Gefahr stand, seine fleißigsten Pächter und Gewerbleute zu verlieren, stellte dem König vor, welche Nachtheile der öffentliche Wohlstand, welche Einbußen die Staatskassen, welche Verluste Reich und Nation durch die Vertreibung der Moriske erleiden würden; in welch schlimme Lage die Provinzen kämen, wenn die zur Verzweiflung gebrachten Einwohner arabischen Bluts die Waffen zur Vertheidigung ergriffen; welche Zukunft den Seestädten und Küsten bevorstände, wenn die mohammedanischen Corsarenstaaten Nordafrika's durch Tausende rachsüchtiger und haßerfüllter Auswanderer sich verstärkten. Auch in Rom, wo das maurische Gold stets einige Regungen der Milde und Nachsicht zu erzeugen vermochte, empfahl man gelinde Mittel, nachdrücklichere Bekehrungsversuche; es bedurfte der ganzen vom grimmigsten Haß lodernden Beredsamkeit des Dominicaners Bleda, den man nach der Tiberstadt sandte, um Papst Paul V. und die Curie umzustimmen. Aus diesen und andern Gründen mußte der Feuereifer der Königin Margaretha und der fanatischen Prälaten, die am liebsten mit Einem Schlage die katholische Halbinsel von allen Ungläubigen und Irrgläubigen gereinigt gesehen hätten, zurückgehalten, das Vorhaben durch allmähliche und vertheilte Ausführung seiner bedenklichen Consequenzen entkleidet werden. Daß man selbst am Hofe nicht ohne Furcht und Beklemmungen an das Werk ging, bewiesen die Gelübde des Königs und der Königin für den Fall, daß die Austreibung der Ketzer ohne Störung der öffentlichen Ruhe erfolgte. Margaretha gelobte ein Kloster zu Ehren der Himmelskönigin; Philipp III. ein solches zu Ehren des spanischen Schutzheiligen Sanjago. Noch in der zwölften Stunde, als das Gerücht von der bevorstehenden Veröffentlichung des Ausweisungsediktes in das Land drang, wurden Versuche gemacht, den Schlag abzuwenden. Die Adelsgemeinde von Valenzia ließ sich durch die drohende Einsprache des Vicekönigs nicht abhalten, einen lauten Protest gegen die verderbliche Maßregel zu erheben, und die Moriskos selbst erboten sich zu hohen Geldsummen, wenn man ihnen noch ferner gestatte, in dem Lande zu leben, wo die Gräber ihrer Väter lägen.

Das „Gnadenedikt des Königs". 1609.

Es war Alles umsonst. Am 22. September 1609 wurde das „Gnadenedikt des Königs" in den Straßen von Valenzia ausgerufen. Darin hieß es: die Moriskos hätten als Ketzer und Abtrünnige, als Hochverräther und Beleidiger der göttlichen und der menschlichen Majestät sämmtlich das Leben verwirkt; aber des Königs Gnade und Barmherzigkeit habe die Todesstrafe in ewige Landesverweisung umgewandelt. Von ihrem beweglichen Eigenthum solle ihnen so viel verbleiben, als sie mit sich tragen könnten, alles Uebrige sollte den Grundherren zufallen. Zur Vorbereitung für die Auswanderung, wozu in den Hafenorten Schiffe bereit ständen,

sollte eine dreitägige Frist gewährt sein. Gegen den Willen des Erzbischofs von Toledo, welcher von einer Beschränkung der Ausweisung durchaus nichts wissen wollte, wurden einige Ausnahmen zugelassen zu Gunsten der in gemischten Ehen lebenden Männer oder Frauen, der Kinder unter vier Jahren, wenn die Eltern sie zurücklassen wollten, und solcher, die sich nach dem Zeugniß der Geistlichen stets als rechtgläubige Christen erwiesen hätten; endlich sollte den Grundherren gestattet sein, von je hundert Familien sechs auszuwählen, damit die Kenntniß des Baues von Reis und Zuckerrohr und des Gebrauchs der Bewässerungskanäle nicht verloren gehe.

Auswanderung aus Valenzia.

Ein namenloses Entsetzen erfaßte die Unglücklichen bei der Bekanntmachung dieses „Gnadenedikts". Als sie sich aber überzeugten, daß ihr Schicksal unabänderlich beschlossen sei, da ermannten sie sich zu freudiger Ergebung. „Niemand wollte zurückbleiben," heißt es bei Rochau, „selbst die Sterbenden rafften sich auf, um sich wenigstens ein Grab zu suchen außerhalb des Landes der Knechtschaft. Mit jubelnder Musik zogen die Moriskos aus der Heimath, mit Thränen der Wonne küßten sie den Sand des Meeres, das sie in die Fremde tragen sollte; jenseits des Meeres war die Freiheit. Ja bis an das diesseitige Ufer reichte sie heute herüber. Heute zum erstenmale seit hundert Jahren durften die Kinder Mohammeds die bleierne Maske des Christenthums abwerfen, mit lauter Stimme den alleinigen Gott bekennen und ihm aus voller Brust danken für den Tag der Erlösung von der Qual der erzwungenen Glaubensheuchelei. Oeffentlich walteteten die Alfakis ihres Amtes, und die katholische Kirche hatte die Demüthigung, aus dem Munde eines ganzen Volkes das begeisterte Bekenntniß des Islam zu hören, an welchem seit drei Generationen alle Gewaltthaten und alle Ränke der christlichen Gewissenstyrannei erschöpft waren. Niemals feierte die Lehre des Koran einen glänzenderen Triumph über das katholische Dogma." Der Grundadel Valenzia's blieb seiner Gesinnung treu. Er verschmähte es, sich mit der Habe der Abziehenden zu bereichern, gestattete ihnen den Verkauf ihrer Aecker und Hütten, ihres Viehes und Getreides und geleitete sie an den Ort der Einschiffung, um sie gegen die Insulten und Mißhandlungen des haßentflammten Volkes zu schützen.

Haltung der Bevölkerung.

Um die Ueberfahrt nach Africa zu beschleunigen, hatte die Regierung in allen Seehäfen des Südens Galeeren und Handelsschiffe angesammelt. Auf diesen wurden sofort 150,000 Abkömmlinge der einstigen Eroberer Spaniens aus ihrer valenzianischen Heimath entfernt; das kleine Herzogthum Gandia entsandte allein 28,000 seiner fleißigsten Bewohner nach Oran; trauernd gab der Herzog selbst seinen ehemaligen Hintersassen das Geleite und trug Sorge für ihr Unterkommen. Erzürnt über diese Theilnahme des Adels verbot der Vicekönig den Ankauf der Grundstücke und der Feldfrüchte und ließ es geschehen, daß fanatisirte Volkshaufen sich an den Abziehenden vergriffen, sie ausplünderten und ermordeten, und als die Nachzügler sich zur Wehre setzten, wurden sie von den

spanischen Kriegshaufen, die man zur Sicherheit in der Nähe aufgestellt hatte, überfallen und niedergemacht. Die trotzigen Bewohner des Xucarthales konnten nur mit Waffengewalt zur Auswanderung gezwungen werden.

Andalusien. Es ließ sich voraussehen, daß dieselben Zwangsmaßregeln bald in allen Provinzen zur Anwendung kommen würden. Hatte doch der König an die Stände von Valenzia geschrieben: „Zur Erhaltung meiner Reiche und zur Errettung meiner guten Unterthanen von den entsetzlichen Gefahren der Ketzerei und Abtrünnigkeit jener gottlosen Leute, die unsern Herrn und Heiland verachten, habe ich im Vertrauen auf Gott und zu seiner Ehre beschlossen, daß alle Moriskos aus Spanien verjagt werden sollen." Viele maurische Abkömmlinge der südlichen Landschaften suchten daher dem Schlage durch freiwillige Flucht zuvorzukommen, um ihr Geld und bewegliches Gut zu retten. So gelang es den in Andalusien seßhaften Ueberresten, etwa 20,000 Köpfe stark, nach Fez überzusetzen, ehe das Ausweisungsdekret, das in manchen Punkten noch härter lautete als das in Valenzia veröffentlichte, auch für die Landschaften Murcia, Granada und Sevilla
9. Dec. 1609. bekannt gemacht worden war.

Catalonien und Aragonien. 1610. Zu Anfang des folgenden Jahres wurde der „königliche Gnadenakt" auch in Catalonien und Aragonien ausgerufen. In der letzteren Landschaft ließ der Vicekönig, Marques von Aytona, die Morisken in Schaaren von sechs bis sieben tausend auf die Grenzhöhen der Pyrenäen führen und den Rückweg durch Militär abschneiden. Der französische Gouverneur von Navarra und Béarn, Herzog de la Force, der früher Verbindungen mit denselben unterhalten hatte, verwandte sich für sie, da es nicht rathsam noch ehrenhaft sei, wehrlose Menschen mit Waffen zu bekämpfen oder zur Verzweiflung zu treiben. Man überlegte in Paris, ob man die Bitte der Vertriebenen um Aufnahme und Erlaubniß zur Ansiedelung in den menschenleeren Haiden der Gascogne gewähren solle. Da sie sich aber weigerten, die ihnen bei Todesstrafe abverlangte Verpflichtung einzugehen, hinfort im katholischen Glauben zu leben, so wurde beschlossen, sie in kleinen Abtheilungen und auf vorgeschriebenen Reiserouten nach den Hafenorten der Provence ziehen zu lassen, um sich dort nach Afrika einzuschiffen. Was die Armen noch aus den Händen ihrer spanischen Dränger gerettet hatten, mußten sie für Geschenke an die französischen Amtleute und für die Reisekosten hingeben.

Castilien und Estremadura. 1611. Auf dieselbe Weise wurden auch die Morisken in Castilien und Estremadura von der spanischen Erde entfernt, und im nächsten Jahr erfolgte noch nachträglich die Ausweisung aller derer, denen man Anfangs den Aufenthalt in Valenzia gestattet hatte, insbesondere aller zurückgelassenen Kinder. „Gott sei gelobt!" rief der König aus, als ihm die glücklich vollbrachte Abführung aller Morisken gemeldet ward. Nun endlich sah er den sehnlichsten Wunsch des katholischen Spaniens erfüllt, das Reich vom Hauche aller Ungläubigen gereinigt, die Aufgabe gelöst, an welcher alle Könige seit den Tagen Isabella's gearbeitet. „Als ob es dem Siege über einen mächtigen Gegner gelte, feierte Philipp III. das Geschehene

durch eine glänzende Prozession und ließ in den Kalender der spanischen Kirche einen ewigen Festtag eintragen.“

Folgen. Es war ein Freudenfest am offenen Grabe Spaniens; denn durch diese eben so unmenschliche als unverständige Maßregel wurde die Halbinsel auf der abschüssigen Bahn des Verfalles rasch vorwärts getrieben. Wohl an 800,000 Moriskos, Männer und Frauen, Greise und Kinder, verließen innerhalb zwei Jahren das Land ihrer Geburt, ihre blühenden Aecker, ihre selbsterbauten Hütten, um auf Afrika's Küste wieder ein Beduinenleben zu führen oder als Freibeuter an den Fahrzeugen ihrer Peiniger Rache zu nehmen. Und auch in der neuen Heimath war ihr Loos bitter genug. Als heimliche Anhänger des Islam hatten sie Spanien verlassen müssen; als heimliche Anhänger des Christenthums waren sie unter ihren Stammverwandten in Afrika ein Gegenstand des Mißtrauens und der Verfolgung. — Bald lagen die blühenden Fluren des südlichen und westlichen Spaniens verödet, der Ackerbau verfiel, der Gewerbfleiß stockte, wohlhabende Dörfer sanken in Trümmer, betriebsame Städte wurden entvölkert. Valenzia, einst die Kornkammer für die ganze Halbinsel, bedeckte sich mit wüsten Landstrichen, so daß bald der eigene Bedarf nicht mehr erzielt ward und Hungersnoth eintrat, daß viele der ersten Adelsfamilien an den Bettelstab kamen. Die Tücher von Murcia, die Seidenzeuge von Almeria und Granada, das Leder von Cordova, die Südfrüchte von Valenzia verschwanden von den Märkten, wo sie so lange geschätzte und vielbegehrte Waaren gewesen. Die Berieselungscanäle, wodurch der Anbau der Reisfelder, der Zucker- und Baumwollepflanzungen so sehr gefördert worden, verfielen und trockneten aus. Acht Jahre nach der Vertreibung der Morisken erklärte der hohe Rath von Castilien dem König: „So sei Spanien niemals entvölkert gewesen wie gegenwärtig. Wenn Gott nicht helfe, sei das Reich verloren. Ueberall sehe man Ruinen von Häusern und Niemand baue sie auf; Städte und Dörfer lägen verödet.“ Armuth, Schmutz und Trägheit lagerten sich über die einst reichen und glücklichen, von zahllosen Landhäusern, Gartenanlagen und Weinbergen übersäeten Gegenden, von deren entschwundener Pracht noch jetzt gewaltige Ruinen und alte großartige Bauwerke Zeugniß geben.

Finanzlage in Spanien. Wenn diese schlimmen Wirkungen sich mehr in der Folge bemerklich machten, so wurde auch die Gegenwart schwer betroffen. Die unermeßlichen Kosten für die Fortschaffung der Ausgewiesenen drückten hart auf die erschöpfte Staatskasse und steigerten den Geldmangel und die öffentlichen Nothstände in unerträglicher Weise. Der Gewinn aus den verkauften und eingezogenen Gütern der Morisken und die Beraubung und Uebervortheilung der Wegziehenden kamen nur dem Minister und den Höflingen, Beamten und Soldaten zu gute, die sich durch schamlose Erpressungen bereicherten. Durch diese Ausgaben verbunden mit der unsinnigsten Verschwendung des Hofes minderten sich die Kroneinkünfte dergestalt, daß der König den Klerus und Adel um eine Beisteuer zur Fortführung seines Haushaltes angehen mußte. Dieser Verlegenheit glaubte Lerma dadurch

steuern zu können, daß er den Nominalwerth der Kupfermünze ums Zwiefache erhöhte. Die nächste Folge war, daß man im Ausland Kupfergeld mit spanischem Gepräge schlug und mit diesem nicht nur die aus Spanien bezogenen Waaren bezahlte, sondern auch die dortigen Silberrealen eintauschte.

Lerma's Abgang. Zwei Jahrzehnte behauptete sich Lerma in seiner gebieterischen Stellung. Er erlangte zu seinen vielen Aemtern, Titeln und Ehrenstellen auch noch die Würde eines Cardinals. Doch schlug endlich auch ihm die Stunde der Ungnade. Der neue Beichtvater Alliaga war ihm weniger ergeben als Cordova; er verband sich mit einigen fanatischen Klerikern und Jesuiten, die es dem Minister nicht verziehen, daß er mit Ketzern und Rebellen Friedensverträge eingegangen, und suchte das religiöse Gewissen des Königs zu ängstigen und den allmächtigen Günstling zu verdächtigen. War durch Lerma der Bund zwischen den beiden Habsburger Linien gelockert und ein näheres Anschließen und Friedensverhältniß zu Frankreich, England, den Niederlanden betrieben worden, so suchte die klerikale Camarilla wieder die alte Freundschaft und Verbrüderung mit dem Hause Oesterreich herzustellen, eine katholische Gesammtpolitik der beiden vorherrschenden Mächte zu begründen. Die religiöse Aufregung und confessionelle Spaltung, welche dem dreißigjährigen Krieg voranging und als Vorbote großer Kämpfe und Umgestaltungen gelten konnte, verlieh ihren Vorstellungen Nachdruck. Mehr als je schien unter solchen Verhältnissen ein Zusammengehen der glaubens- und geschlechtsverwandten Höfe von Madrid und Wien geboten. Ein siegreiches Vorgehen Oesterreichs in Deutschland konnte auch eine Territorialerweiterung für Spanien am Rhein, konnte den Wiedergewinn der abgefallenen Provinzen an der Nordsee mit sich bringen; wir werden sehen, daß Erzherzog Ferdinand, der bald nachher den Kaiserthron bestieg, die Erwerbung der österreichischen Vorlande dem blutsverwandten Bundesgenossen in Aussicht gestellt. Diesen Einwirkungen vermochte Lerma mit seiner Friedenspolitik nicht zu widerstehen. Nach einer zwei-
1618. stündigen Unterredung mit dem König, der sich sehr schwer von dem Manne seines Herzens trennte, verließ er das königliche Schloß, wo er so lange das entscheidende Wort geführt, und zog sich auf seine reichen Besitzungen zurück.

Philipps III. Ausgang. 1621. Philipp III. bewahrte dem einst so mächtigen Günstling ein treues und freundliches Andenken, gewährte ihm noch hie und da ein Zeichen der alten Gewogenheit und ließ es geschehen, daß dessen Sohn, Herzog von Uzeda, in des Vaters Aemter eintrat. Ja es scheint, daß mit der Veränderung, die der Abgang des leitenden Ministers in den Staatsgeschäften und in der bisherigen Politik zur Folge hatte, auch des Königs innere Zufriedenheit dahinschwand, daß ein Zwiespalt in seinem Herzen einkehrte, der seine letzten Regierungsjahre verbitterte. Wenigstens wird berichtet, daß er auf dem Todbette von quälenden Zweifeln und Gewissensängsten über sein vergangenes, sein verlorenes Leben beunruhigt worden sei. Er gedachte der Fülle des Jammers, den er auf sein Volk gehäuft, und verzweifelte, daß er vor dem Richterstuhle Gottes werde bestehen können. „O daß ich nie

regiert hätte," hörte man ihn schmerzvoll ausrufen, „O, daß ich als armer, schlichter Bürger wäre geboren worden oder als Laienbruder hätte leben mögen, dessen Blick nicht über den Pförtnerdienst seines Klosters hinausreicht. Könnte man doch alle Könige der Welt an mein Lager führen, damit sie aus meinem Elende sehen möchten, in welcher Täuschung sie leben." Er schickte noch einmal nach Lerma; aber ehe der Herzog bei dem Gebieter, den er wie mit Zauberbanden an sich gekettet hatte, eintraf, war dieser aus der Welt gegangen. In das Gewand eines Franziscanerbruders gekleidet hatte König Philipp III. am 31. März 1621 sein Auge geschlossen. Sein sechzehnjähriger Sohn gleichen Namens folgte ihm auf dem Throne. Und nun erlebte die Welt die Wiederholung des Schauspiels, daß ein zweiter Günstling, der Herzog von Olivarez, gleich lange und gleich unbeschränkt über einen Monarchen gebot, auf den des Vaters ganze Schwäche, wie dessen Neigung für Pracht, glänzendes Hofleben und äußerliches Ceremoniel sich vererbt hatte. Der neue Günstling eröffnete den Antritt seiner Ministerregierung mit der Entfernung des Herzogs von Uzeda und mit einer Anklage gegen Lerma. Man behauptete, daß dieser nur durch seine Cardinalswürde dem Todesurtheil entgangen sei; doch verlor er sein Jahrgehalt und wurde zur Rückzahlung einer hohen Geldsumme verurtheilt. Sein vieljähriger Günstling, Rodrigo Calderon Graf von Oliva, den der Volkshaß beschuldigte, er habe den frühen Tod der Königin Margaretha (3. Oktober 1611) durch Gift herbeigeführt, fand ein schlimmeres Loos. Er wurde vor Gericht gezogen und auf der Plaza mayor in Madrid enthauptet.

Der Hof und die Kunst.

Das glänzende Hofleben, das der dritte und vierte Philipp so sehr liebten, dem daher Lerma wie Olivarez, um sich in der königlichen Gunst zu erhalten, fördernd entgegenkamen, hatte wenigstens eine vortheilhafte Wirkung: die Kunst, die Literatur und vor Allem das Theaterwesen empfingen Anregungen und Impulse, die das geistige Leben in Spanien zu hoher Blüthe führten. Wir haben in den früheren Blättern dieses Werks (X, 64—72) die allmähliche Entwickelung und Ausbildung des Drama's und der Schauspielkunst in der pyrenäischen Halbinsel kennen gelernt. Auf diesen Elementen wurde im sechzehnten Jahrhundert durch die Gunst des Hofes die künstlerische Höhe erreicht, welche der folgende Abschnitt zur Darstellung bringen wird. König Philipp III. unterhielt für sich und seine Großen zwei Schauspielergesellschaften, denen er für jede Vorstellung 300 Realen gab; im J. 1611 zählte man am Hof und im Lande dreizehn Truppen. Keine Unterhaltung ging dem König über den Theatergenuß; nur ungern entbehrte er bei Trauerfällen oder während der Fasten dieses Vergnügens. In noch höherem Grade huldigte Philipp IV. und sein Hof dem Schauspielwesen. In dieser Atmosphäre entwickelte sich das poetische Talent Calderons zu der Höhe, die ihm die Bewunderung von ganz Europa verschaffte. Wir werden bald erfahren, welchen Einfluß der Hof auf die ganze Richtung der dramatischen Kunst Spaniens geübt hat. In dieser Neigung stimmten alle Stände, stimmte

die gesammte Nation überein. Nicht selten empfing Calderon die Personen und den Stoff zu seinen Stücken aus den Hofkreisen. In der Begünstigung der Dichter waren die beiden Minister, die sonst in allen Dingen andere Wege wandelten, einig. Cervantes wurde von Lerma unterstützt; einem Großen des Hofes hat er den Don Quixote gewidmet. Das Theaterwesen stand unter der besonderen Obhut und Controle des Hofes und der Regierung.

II. Die Blüthezeit der spanischen Kunst insbesondere des Drama.

1. Cervantes und Quevedo.

Die nationale Unterlage. Wie groß man sich auch den Einfluß der italienischen Kunst und Literatur auf die Entwickelung und Gestaltung der spanischen Dichtungsarten denken mag, so hat er doch den Grundstock der Volkspoesie, die nationalen Richtungen und Anlagen nicht zu ertödten oder zu verändern vermocht. Wenn gleich in der Lyrik die metrischen Kunstformen, die Versmaße und der Strophenbau Italiens mehr und mehr das Siegesfeld behaupteten; wenn auch die auf italienischem Boden erwachsene idyllische und bukolische Dichtung mit der antiken Götter- und Mythenwelt noch von den bedeutendsten Trägern der spanischen Poesie gepflegt wurde, so war doch der nationale Genius mächtig genug, auch die der Volksnatur entkeimten Elemente großzuziehen und auszubilden. Wir wissen, daß auch jetzt noch manches Lied in der alten Sprache und Versweise gedichtet ward und in die Liederbücher Aufnahme fand; noch beherrschten die in der pyrenäischen Halbinsel entstandenen Amadisromane mit ihren phantastischen Gebilden, ihrer blendenden Staffage, ihrem Zauber- und Feenwesen und ihrem ganzen wundersamen und übernatürlichen Apparate die Gemüther und die Phantasie; nur das spanische Schauspielwesen und Drama hatte im Volksleben eine so breite und sichere Stelle errungen, daß die vorhandenen Elemente in der Hand eines kunstfertigen und fähigen Bildners zu Werken der höchsten Vollendung zusammengefügt, zum Inbegriff des poetischen Schaffens erhoben werden konnten. Noch wurzelten in dem nationalen Charakter die eigenthümlichen Züge, die wir in früheren Blättern kennen gelernt haben, und wurden in das sechzehnte Jahrhundert hinein gerettet: die Liebe zu einem ungebundenen Ritter- und Waffenleben, der Glaubenseifer und die kirchliche Rechtgläubigkeit, die selbst die fanatischen Handlungen der Inquisition zu volksbeliebten Schauspielen erhob und die enge Verbindung von Religion und Kunst, Cultus und Volksleben, von geistlichen und weltlichen Gesängen möglich machte; ein reges Ehr- und Loyalitätsgefühl, das der Hidalgo stets mit den Waffen zu verfechten bereit war, sei es im Krieg, sei es im Zweikampf; Hang zu wirklichen oder eingebildeten Liebesverhältnissen mit aller dazu gehörigen romantischen Ausstattung von Gesang, Citherspiel und nächtlichen Abenteuern; Lust und Trieb zu einem unruhigen beweglichen Leben, das durch den überseeischen Verkehr mit den Pflanzstaaten gefördert ward, und das sich in dem lauten Treiben auf Markt

und Landstraße, in Zigeunerbanden und Schauspielertruppen, in Gauklern, Musikanten und Bänkelsängern, in zahllosen Strolchen und Abenteurern auf seiner Höhe zeigte. Auf dieser nationalen und volksthümlichen Unterlage, auf diesem reich bestellten Boden führten die größten Dichter der Nation, Cervantes, Lope de Vega und Calderon ihre Schöpfungen auf, von denen diejenigen weit berühmter und beliebter wurden, welche man mit genialischem Wurf aus den nationalen Elementen aufbaute, während die den italienischen nachgebildeten Dichtungen nur einen ephemeren Ruhm erlangten.

Miguel Cervantes de Saavedra wurde zu Anfang Octobers 1547 zu Alcala de Henares geboren. Obwohl seine Eltern wenig bemittelt waren, erhielt er doch eine gute Erziehung, zunächst in seiner Vaterstadt, dann in Madrid und Salamanca, wo er durch seine Wißbegierde wie durch seine dichterischen Versuche schon frühe die Aufmerksamkeit seiner Lehrer erregte. Seit den zarten Kinderjahren, sagt er in der Reise zum Parnaß, liebte ich die süße Kunst der holden Poesie. Seine dürftigen Verhältnisse bestimmten ihn, das Glück im Auslande zu suchen. Nachdem er den Cardinal Aquariva, der im Auftrage des Papstes sich in Madrid aufgehalten, durch Catalonien und die Provence nach Rom begleitet, „der Weltbeherrscherin und Königin der Städte", und einige Zeit als Kämmerling in dessen Haushalt gestanden, trat er in das spanische Heer ein, das damals in Italien stand, um gegen die Türken zu streiten. Es wurde früher erwähnt (S. 120), wie tapfer er in der Schlacht bei Lepanto gefochten. Er verlor die linke Hand und ein Stück des Arms, eine Verstümmelung, deren er in seinen Schriften mehrmals mit stolzem Selbstgefühl Erwähnung thut, wie er denn überhaupt auf diesen ehrenvollen Kampf gegen den Feind des christlichen Namens und der abendländischen Civilisation sein ganzes Leben lang mit innerer Befriedigung zurückblickte. Noch in seiner Novelle „Persiles und Sigismunde" sagt er, die besten Kriegsleute seien diejenigen, welche aus dem Reiche der Wissenschaften auf das Schlachtfeld versetzt würden; wer von einem Gelehrten zum Soldat geworden, sei stets tapfer und tüchtig gewesen. In Messina wartete er seine Genesung ab, dann nahm er abermals unter Marc Anton Colonna an dem Kampfe in der Levante Theil und wohnte dem Sturm auf Navarino bei. Auch auf dem spanischen Geschwader, das unter Don Juan von Austria vor Tunis stritt, hat Cervantes Waffendienste gethan und lag dann ein Jahr lang in Sicilien und Neapel in Garnison. Als er im J. 1575 mit einem Empfehlungsschreiben des Prinzen an den König nach seinem Vaterlande zurückkehren wollte, wurde das Schiff von Corsaren aufgebracht und nach Algier geschleppt. Dort verlebte er fünf bittere Jahre als Sclave bei mehreren grausamen Herren. Verschiedene Flucht- und Befreiungsversuche mit andern Leidensgefährten, wobei er eben so viel Hochherzigkeit als Muth und Entschlossenheit zeigte, wurden vereitelt und trugen nicht wenig zur Verschlimmerung seiner Lage und zur Schärfung seiner Gefangenschaft bei. Mit Ketten beladen wurde er unter Schmähungen und Mißhandlungen des türkischen Pöbels zum

Cervantes 1547—1616.

Verhör geführt und in den Kerker geworfen. Die Eindrücke und Erinnerungen dieses schicksalvollen und erfahrungsreichen Lebens treten in seinen Werken zum öftern hervor. In Persiles und Sigismunde spiegelt sich sein Wanderleben in Spanien, Portugal und Italien ab, im Don Quixote sind die bitteren Erfahrungen und Leiden seines Seelebens und seiner Gefangenschaft in der Novelle vom Gefangenen geschildert, Wahrheit und Dichtung gemischt. Endlich brachte seine Mutter, die mittlerweile Wittwe geworden, durch Aufopferung ihres kleinen Vermögens die Loskaufsumme zusammen, worauf Cervantes zum großen Schmerze seiner Mitgefangenen, denen er Freund, Helfer und Rather gewesen, in sein Vaterland zurückkehrte (1580). Nun athmete er wieder die Luft der Heimath und der Freiheit; aber wie erfrischend und erhebend auch diese Empfindung für den Dichter war, der Freiheit und Ehre für die höchsten Güter und Gefangenschaft für das größte Uebel erklärte; arm und verlassen hatte er kein anderes Mittel, seinen Unterhalt zu gewinnen, als von Neuem in Kriegsdienste zu treten. Er zog mit dem spanischen Heer nach Lissabon und nahm dann an der Expedition gegen die Azorischen Inseln Theil. Erst nach der Rückkehr von dem portugiesischen Nachbarlande, gegen das er fortwährend eine freundliche Gesinnung bewahrte, machte er die Dichtkunst, der er selbst in den Kerkern von Algier nicht ganz untreu geworden war, zu seinem Lebensberuf. Angeregt von Montemayors und Gil Polo's „Diana" verfaßte er den Schäferroman „Galatea" und widmete die „erste Frucht seines geringen Geistes" dem Sohne jenes Colonna, unter dessen Fahne er in der Levante gefochten. Das Werk, reich an persönlichen Beziehungen aus seinem eigenen Leben, mit eingestreuten Gedichten im spanischen und italienischen Stil, machte wenig Glück. Er selbst läßt im Don Quixote den Pfarrer sagen, als ihm der Barbier das Buch nennt: „Dieser Cervantes ist seit vielen Jahren mein Freund gewesen und ich weiß, daß er in Sorgen geübter ist, als in Versen". Auch blieb der Roman unvollendet. Doch spielt er im Leben des Verfassers eine gewisse Rolle. Unter der Galatea soll nämlich die Geliebte verborgen sein, die er bald darauf (1584) als Gattin heimführte. Sie war von guter Herkunft aus Esquivias bei Madrid und blieb ihm stets ein treues liebevolles Weib. Da sie aber kein Vermögen in die Ehe brachte, so wurde seine Lage nicht sorgenfreier. Er fing jetzt an zu seinem Unterhalt für das Theater zu schreiben; allein obschon er nach seiner eigenen Angabe in dieser Periode zwanzig bis dreißig Stücke verfaßt hat, ist doch fast nichts auf die Nachwelt gekommen; nicht einmal das volksthümliche Lustspiel „die Verwirrte", das er in der „Reise zum Parnaß" für seine beste Arbeit erklärt, hat sich erhalten. Von den beiden Stücken, die zweihundert Jahre später entdeckt und gedruckt worden sind, hat das eine „die Lebensweise in Algier" (El trato de Argel), das andere den Fall von Numantia zum Inhalt, jenes aus den Lebenserfahrungen des Dichters geschöpft, dieses mit allegorischen Begriffswesen belebt, voll patriotischer Gesinnung, aber beide ohne künstlerischen Werth, wenn auch in einigen Scenen ergreifend und Mitleid erregend. Mit einem

Lope de Vega konnte Cervantes nicht wetteifern; deshalb begab er sich, gedrängt von Noth und Elend, nach Sevilla, wo er in einem Steueramt einen spärlichen Unterhalt erwarb. Seine Bemühungen, in den überseeischen Pflanzlanden eine Anstellung zu erlangen, blieben erfolglos. Wir wissen wenig von dem zehnjährigen Aufenthalte Cervantes' in Sevilla. Er mag kümmerlich genug von den geringen und unsicheren Einnahmen eines Proviantcommissärs für die Indische Flotte gelebt haben, da er auch noch für eine Schwester sorgen mußte, die einst ihren kleinen Vermögensantheil für seine Loskaufung aus der africanischen Sclaverei hingegeben hatte. Einige Sonette und Gelegenheitsgedichte, vielleicht auch die zwei Novellen „die Spanierin in England" und „Rinconete und Cortadillo" waren die einzigen literarischen Produkte dieser Periode. Desto größer wird der Schatz an Menschenkenntniß und Lebenserfahrungen gewesen sein, den er in jener regsamen Weltstadt, wo sich Abenteurer und Glücksritter aus allen Himmelstrichen sammelten und ihre Erlebnisse austauschten, gewann und mehrte. Die lebenvollen Schilderungen andalusischer Volkseigenthümlichkeiten, die sich fast in allen Werken finden, konnten nur aus eigener Beobachtung hervorgehen. Besonders scheint er sich den anmuthigen Scherz und die leichte Ironie seiner späteren Schriften im Umgange mit den geistvollen und muntern Bewohnern dieser südlichen Stadt angeeignet zu haben. Auch in Valladolid, wo wir ihn im Anfang des neuen Jahrhunderts in der Nähe des Hofes ansässig finden, scheinen sich seine Verhältnisse nicht gebessert zu haben. Er lebte von der Führung einiger Geschäfte, die ihm Privatleute übertrugen, und von dem Ertrag seiner literarischen Arbeiten. Ein nächtliches Duell zwischen zwei Hofleuten in der Nähe seiner Wohnung, wobei ein Cavalier den Tod fand, hatte zur Folge, daß er mit andern als Zeuge oder Verdächtiger ins Gefängniß gesetzt wurde. Hier legte er die erste Hand an das Werk, welches die Quelle seines unsterblichen Ruhmes werden sollte, an den Roman Don Quixote. Im Jahr 1605 erschien der erste Theil zu Madrid und wurde mit solchem Beifall aufgenommen, daß noch in demselben Jahr nicht nur in der Hauptstadt, wo der Dichter nunmehr seinen dauernden Wohnsitz nahm, sondern auch an andern Orten neue Auflagen veranstaltet wurden. Aber trotz des glänzenden Erfolges scheinen auch die letzten zehn Jahre seines Lebens nicht sorgenfrei verflossen zu sein, wenn schon sein zunehmender Ruhm ihm die Gunst und Unterstützung einiger hochgestellten Männer, wie des Grafen von Lemos und des Erzbischofs von Toledo verschaffte. Damals feierte der um fünfzehn Jahre jüngere Lope de Vega seine Triumphe als Dramatiker; er war der gepriesene Held des Tages und es scheint, daß er mit einiger vornehmen Geringschätzung auf den in ärmlichen Verhältnissen sich bewegenden Dichter des Don Quixote herabblickte, obschon er es nicht verschmähte, aus dessen früheren Theaterstücken sich Manches anzueignen. Cervantes, dessen Wohlwollen und Herzensgüte in allen Lebenslagen einen hervorstechenden Charakterzug bilden, hat die kühle zurückhaltende Gemüthsverfassung des Rivalen ohne Zweifel mit gekränkter Seele

empfunden; doch ist es nie zu unfreundlichen oder unwürdigen Worten gekommen. Wo in ihren Schriften des Einen oder des Andern Erwähnung gethan wird, geschieht es mit Würde und Anstand, aber nicht in Ausdrücken, die auf Herzenswärme oder Sympathie deuteten. Im Jahr 1613, noch ehe der Don Quixote vollendet war, veröffentlichte Cervantes seine „Musternovellen" oder lehrreichen Erzählungen, eigene Erfindungen, wie er selbst versichert, aus den Beobachtungen und Erfahrungen seines wechselvollen Lebens entnommen. Wenn auch in Sprache und Darstellung minder fesselnd und reizend als der Decamerone, sind diese Novellen um so reicher an Sitten- und Naturschilderungen, an landschaftlicher Scenerie, an allen den Zügen südländischen Lebens, in deren Darstellung kein spanischer Dichter mit Cervantes verglichen werden kann. Wie verschieden sie auch in Anlage, Tendenz und Ausführung sein mögen, über allen ist ein Hauch ausgegossen, der die üppige und treibende Natur des Südens erkennen oder empfinden läßt.

Die Musternovellen. „Das Zigeunermädchen von Madrid", die durch Weber's Musikstück in allen Ländern bekannte Preciosa, mit eingestreuten Romanzen und Gedichtchen, ist ein reizendes Gemälde voll Wahrheit und Realität in Straßen und Palästen; „der großmüthige Liebhaber", auf der Insel Cypern spielend, spiegelt die Eindrücke ab, welche der Dichter während seines Sclavenlebens in Algier in sich aufgenommen. Die schon erwähnte Novelle Rinconete und Cortadillo oder „Winkler und Schneidelmann" ein Schelmenroman im Kleinen, läßt einen tiefen Blick in das Landstreicherleben des südlichen Spaniens thun, ein Sujet, das in dem „Gespräch zweier Hunde" sein Seitenstück hat, worin die Verbindung von Gaunerei und äußerlichem Religionsdienst in echtspanischer Weise vorgeführt wird. Die erwähnte Erzählung „die Spanierin in England" enthält die Geschichte eines bei der Eroberung und Plünderung von Cadix durch Admiral Howard und Graf Essex nach England entführten spanischen Mädchens. Diese und alle andern Novellen des Cervantes („der eifersüchtige Estremadurier"; „die Macht des Blutes"; „die betrügerische Heirath", „der Licenziat Vidriera" (Glaskopf), „die angebliche Muhme", erst in unsern Tagen wieder aufgefunden, u. a. m.) „sind frisch dem reichen Boden des Volkslebens Andalusiens entsproßt und tragen eine echtspanische Fülle, Lebendigkeit und Anmuth der Sprache an sich, durch welche sie, obgleich die frühesten aller spanischen Novellen, bis jetzt noch ganz unerreicht geblieben sind".

Reise zum Parnaß. Nach den Novellen ließ Cervantes seine „Reise zum Parnaß" drucken, eine Satire in der dreizeiligen Dante-Strophe, worin er seine Ansichten über die Gedichte seiner Zeitgenossen darlegte, zugleich mit einer Selbstkritik voll heiteren Humors und trefflicher Wahrheiten im scherzhaften Gewande. In dem Urtheil, das er dem Mercur über sich selbst in den Mund legt, tritt das Gefühl des eigenen Werthes und der Verdruß über die erlittene Zurücksetzung und Verkennung lebhaft hervor. Und zum Beweis, wie unrecht es gewesen, daß man seine früheren Theaterstücke so sehr verworfen und Lope de Vega allein gelten lasse, „jenes große Wunder der Natur, welches sich zur Alleinherrschaft über die Bühne erhoben, dieselbe seinem Willen unterworfen, alle Schauspieler zu seinen Dienern gemacht, die Welt mit mehr als 10,000 Bogen wohlgeschriebener Schauspiele angefüllt",

veröffentlichte er acht neue Theaterstücke, fast alle in drei Aufzüge (Jornadas) getheilt, überreich an Personen und Figuren, darunter stets ein Narr oder lustiger Rath, voll bunter Romantik und Allegorie, und acht „Zwischenspiele“, meist Possen in prosaischer Rede zur Belustigung der Zuschauer während der Pausen, aber voll Wirklichkeit und Wahrheit. Allein so sehr auch mehrere seiner Schauspiele z. B. das umgearbeitete „Leben in Algier“, „der tapfere Spanier“, „die Sultanin“, „der glückliche Bösewicht“, ein bekehrter Don Juan, „der Irrgarten der Liebe“ u. a. durch ihren Inhalt wie durch einzelne unterhaltende und spannende Scenen; und fast alle Zwischenspiele, wie „die aufmerksame Schildwache“, „der eifersüchtige Greis“, die dramatisirte Novelle vom Estremadurier, „die Höhle von Salamanca“, „der angebliche Biscajer“ durch Humor, Naturtreue und Lebendigkeit interessiren und anziehen mögen; als Bühnendichter machte Cervantes kein Glück; seine dramatischen Werke erlangten nicht solchen Beifall bei den Zeitgenossen, wie seine Novellen und sein Don Quixote; auf diesem Gebiete blieben seine Leistungen hinter seinem Kunsturtheil und seinen dramaturgischen Ansichten und Bestrebungen zurück. Theaterstücke.

In der Vorrede zu den „Musternovellen“ hatte Cervantes einen zweiten Theil des Don Quixote in Aussicht gestellt. Aber während er noch mit der Ausarbeitung beschäftigt war, veröffentlichte ein gewisser Alonzo Fernandez de Avellaneda, hinter welchem Namen sich wahrscheinlich ein aragonischer Geistlicher und Comödiendichter versteckte, ein Buch unter dem Titel „Zweiter Theil des sinnreichen Ritters Don Quixote de la Mancha“, angeblich eine Fortsetzung, die aber trotz einzelner glücklicher Gedanken und gelungener Schilderungen dem echten Werke, das zwei Jahre später ans Licht trat, an poetischem Gehalte, wie an Feinheit der Charakterzeichnung und an spannender Erzählung sehr weit nachsteht, ja nicht selten zum Gemeinen und Niedrigen herabsinkt. Seine feindselige Gesinnung gegen Cervantes gab der Verfasser der fortgesetzten Geschichte des Ritters von der Mancha in der Vorrede zu erkennen, wo er in unwürdiger und gemeiner Weise dem Dichter des Don Quixote sein Alter, seine Armuth, ja sogar seine ehrenvollen Wunden vorwirft. Dieses Auftreten eines unerwarteten und niederträchtigen Rivalen hatte wenigstens die gute Folge, daß Cervantes alle Kräfte anstrengte, um in seiner Weise und nach seinem Plane den Roman zu Ende zu führen, und die Bemerkungen, die er im zweiten Theil dem Sancho Pansa in den Mund legt, beweisen, wie sehr er über den gegnerischen Nebenbuhler gereizt war. Uebrigens genügte das Erscheinen dieses zweiten Theiles im J. 1615, um den Avellaneda und sein Machwerk auf immer in Vergessenheit zu bringen. Denn alle Vorzüge, welche die Welt an dem ersten Don Quixote bewunderte, traten auch in dem zweiten Theile hervor. Der Mann, der im hohen Alter eine Dichtung von so reicher Phantasie hervorzubringen vermochte, „darf wohl nach dem Calderon'schen Bilde mit einem Vulkan verglichen werden, der unter seiner Schneedecke feurige Ströme birgt“. Fortan war der Roman das Der falsche Don Quixote.

Lieblingsbuch nicht blos des spanischen Volkes, sondern der gesammten europäischen Menschheit. Und doch war der Dichter, wie er in der Zueignung des fast gleichzeitig vollendeten Romans „die Leiden des Persiles und der Sigismunda" an seinen Gönner, den Grafen von Lemos, meldet, „schon im Bügel mit dem Fuße und dem Tod entgegenschauend"; und die Schlußworte der humoristischen Vorrede, womit er dieses letzte Werk, ein dem griechischen Romane „Theagenes und Chariklea" von Heliodor nachgebildetes nordisches Gegenstück zu dem heiteren südländischen Don Quixote, in die Welt sandte, gaben Zeugniß, daß er sein bevorstehendes Ende voraussah und mit Fassung erwartete: „Und so lebet denn wohl, Scherze, lebe wohl, lustige Laune, lebet wohl, heitere Freunde, denn ich fühle, daß ich sterbe, und habe keinen andern Wunsch, als euch glücklich wiederzusehen in einem andern Leben." Vier Tage nachher verschied er in der Franciscanerkutte, die er in der letzten Zeit zu tragen pflegte, am 23. April 1616, in einem Alter von fast 69 Jahren. Dem Datum nach hatte er denselben Todestag mit Shakespeare. Aber in England bediente man sich noch des alten Kalenderstils, während in Spanien schon die neue Zeitrechnung eingeführt war; somit ist der britische Dichter zehn Tage später als der spanische gestorben. Erst im nächsten Jahr erfolgte der Druck der Leidensgeschichte des nordländischen Liebespaares, eine „romantische Reisebeschreibung" in einzelnen Erzählungen, reich an bunten Abenteuern zu Wasser und zu Land, aber voll seltsamer Mischung wahrer und fabelhafter Geographie und Geschichte.

Persiles und Sigismunda. „Die Drangsale des Persiles und der Sigismunda," sagt Rosenkranz, „eine nordische Geschichte, sind nichts anderes als ein Aggregat von Novellen. Der äußere Rahmen, der sie umschließt, ist folgender. Persiles ist der zweite Sohn des Königs von Island; seine Geliebte Sigismunda ist die Tochter und einzige Erbin der Königin von Friesland. Sie war dem Bruder des Persiles, Maximin, verlobt worden, dessen wilde und rohe Sitten das Herz der schönsten, sanftesten und vollkommensten Frau zu fesseln nicht im Stande waren. Beide entfliehen, mit einander nach Rom zu wallfahrten und auszuwirken, daß der Papst Sigismunden ihrer ersten Verpflichtung entbinde. Persiles nimmt den Namen Periander, Sigismunda den Namen Auristela an; sie geben sich für Bruder und Schwester aus, und ihre Geburt wie ihr Verhältniß wird dem Leser erst am Ende des Werkes entschleiert. Während ihrer Wallfahrt durchziehen sie den ganzen Norden und Süden: gefangen und wieder gefangen von den Wilden, auf dem Punkt, gebraten und gegessen zu werden, Schiffbruch auf Schiffbruch erleidend, zwanzigmal getrennt und zwanzigmal wieder vereinigt, das Ziel von Meuchelmorden, Vergiftungen und Bezauberungen, das Herz Aller gewinnend, die sie sehen, und größere Gefahr laufend durch die Liebe, die sie einflößen, als der Haß gegen sie aufregen könnte. Aber die Entführer, die sich ihren Besitz streitig machen, kämpfen mit solcher Erbitterung gegen einander, daß sie sich Alle bis auf den letzten Mann umbringen. Bei diesem Werk auf die fabelhafte Geschichte und Geographie zu reflectiren, dem Cervantes daraus den Vorwurf zu machen, selbst in den von ihm bekämpften Fehler der Amadisromane verfallen zu sein, ist gewiß unstatthaft. Das allgemein Menschliche aller hier dargestellten Verhältnisse und Situationen ist das Wesentliche; die äußere Einfassung desselben verschwindet dagegen. Die sich immer gleiche, wahrhaft jungfräuliche Leidenschaft der beiden Liebenden für einander, ihre zarte Scheu, ohne Autorität der Kirche ihrem glühenden Gefühl Raum zu geben, die Sehnsucht nach dem erlösenden Rom und um sie herum der schnellste Wechsel der Umgebung, der Personen, Wuth der Leidenschaft, Weltlichkeit in den vielfachsten

Formen lassen diesen Roman als den Gegensatz des Don Quixote erscheinen; denn wenn dieser als der Wahnsinnige sich darstellt, mit dem die Anderen, die sogenannten Vernünftigen, ihr Spiel treiben, so sind Persiles und Sigismunda die Vernünftigen, indeß die wirkliche Welt um sie herum überall von dem Wahnsinn der Begierden und Leidenschaft bis zur fratzenhaften Tollheit zerrissen erscheint. Selbst in Rom an der heiligen Stätte dauert dies Verhältniß fort."

Mehr als drittehalbhundert Jahre sind verflossen, seitdem der Don Quixote in die Oeffentlichkeit getreten ist, und noch bis zur Stunde hat er nichts von dem Ruhme und Beifall verloren, mit dem er bei seinem ersten Erscheinen begrüßt worden; noch bis zur Stunde ist der Roman nicht nur in Spanien das gelesenste und bekannteste Buch, er ist Gemeingut aller Völker, er ist in alle Sprachen übersetzt, der Name des Helden ist bei allen Nationen zum Gattungsbegriff geworden; kaum ein anderes Produkt der Dichtung ist so tief in alle Kreise des Volkes eingedrungen. Wie vielfach hat seitdem die Erscheinungswelt ihre Gestalt gewechselt, und doch ist der Roman immer zeitgemäß geblieben, hat immer seine Anwendung auf die Gegenwart gefunden. Hierin ist der tiefere Gehalt, ist die positive Wahrheit unter der satirischen und humoristischen Form und Außenseite zu suchen. Der Don Quixote zeichnet im Spiegel des Momus eine Zeit, deren Vorstellungen und Gedankenkreise dem Untergang und der Verwesung anheimgefallen sind, aber doch noch in einzelnen phantastischen Gemüthern festsitzen. Um die Bedeutung des Buches recht zu verstehen, müssen wir uns erinnern, wie lange die Ideen des Ritterthums im spanischen Volke fortlebten, als sie in andern Ländern längst zu Grabe gegangen waren, müssen wir uns erinnern, wie die Maurenkriege in Granada noch den Charakter des Mittelalters in das sechzehnte Jahrhundert hineintrugen, wie die Entdeckungen und Eroberungskriege in der neuen Welt den Hang zu einem fahrenden Leben voll Abenteuern und schwärmerischen Träumen nährten, wie die Amadisromane mit ihren alles realen Bodens ermangelnden Wundergeschichten noch immer die Lieblingslectüre des Volkes bildeten, ja für wahre Geschichten gehalten wurden, wie die durch die neue „Weltmeerritterschaft" verbreiteten Sagen von einem Eldorado, von einem Jugendbrunnen die Phantasie des erregbaren Südländers füllten und ihm das Unglaublichste und Ueberschwenglichste als möglich erscheinen ließen. Es war noch nicht lange her, da galt das fahrende Ritterthum, das in dem Don Quixote mit so unnachahmlichem Humor verspottet wird, für die höchste Lebensaufgabe des Hidalgo, und in der Traumwelt der Romane dauerte diese Anschauung noch unerschüttert fort. Auch in Frankreich gab es noch einige Nachzügler der ritterlichen Romantik, aber hier genügte die feine Ironie, die in der Benennung eines „Ritters ohne Furcht und Tadel" lag, um die veraltete Weltanschauung durch ihre eigene Lächerlichkeit zu Fall zu bringen; in der pyrenäischen Halbinsel bedurfte es einer so tragikomischen Gestalt wie die des Ritters von La Mancha, um mit der mittelalterlichen Phantasterei, die noch immer in einigen Köpfen spukte, gründlich aufzuräumen.

Der Don Quixote.

Inhalt und Tendenz. Im Roman des Cervantes wird ein Edelmann vorgeführt, der durch das Lesen der weitverbreiteten Ritterbücher aus dem Kreise der Amadisromane (IX, 346 ff.) in Geistesverwirrung gerathen ist und den Entschluß faßt, das Leben eines fahrenden Ritters zu wählen, um die Unterdrückten zu vertheidigen und die Verletzten zu rächen, „um Ungeradheiten gerade zu machen und allen Beschwerden abzuhelfen". In dem Contraste der wunderlichen Traumwelt, in der sich der irre Geist des lächerlich costumirten Helden auf seinem dürren Roß Rosinante umhertreibt, zu der Wirklichkeit, die für solche Wahngebilde kein Verständniß und keine Unterlage mehr darbietet, liegt das charakteristische Element verborgen, das dem Buche sein realistisches auf alle Zeiten anwendbares Gepräge verleiht. Denn wenn auch das Nebelland des Scheins, in dem sich der phantastische Romanheld, der hagere Ritter „von der traurigen Gestalt", bewegt, nur in der pyrenäischen Halbinsel während des sechzehnten Jahrhunderts seine Voraussetzungen hat, wenn auch die wirkliche Welt, als deren Repräsentant und Organ der bäuerliche gemeinsinnliche Stallknecht Sancho Pansa mit seinem Esel, seinem Schlauch und seinem Schnappsack auftritt, nur in der Tiefe des spanischen Volkslebens ihr Urbild finden mochte; jede Uebergangszeit, in welcher alte und neue Anschauungen in Conflikt gerathen, jeder geschichtliche Gährungsprozeß, in welchem Anhänger und Verfechter veralteter Lebensformen und Gedankenkreise sich der überwältigenden Macht des Neuen entgegenstemmen und die Vorstellungen, Sitten und Gewohnheiten der Vergangenheit in der veränderten Gegenwart festzuhalten suchen, liefert ähnliche Erscheinungen. Wenn der in seiner entschwundenen Idealwelt befangene Don Quixote jede Schenke für ein Castell ansieht, wandernde Freudenmädchen als Edelfräulein behandelt, reisende Kaufleute nöthigen will, seiner eingebildeten Herzensdame Dulcinea von Toboso die Huldigungen der Schönheit darzubringen, und dafür Schläge und Beulen empfängt; wenn er statt der ritterlichen Kämpfe zur Beschützung der Schwachen und Bedrängten und zur Bestrafung jedes Uebermuths allenthalben auf Prügel und Püffe stößt und blaue Male und eingeschlagene Zähne statt Wunden davonträgt; wenn er Galeerensclaven befreit und deshalb von den Häschern der Polizei verfolgt wird; wenn er Schaafheerden für feindliche Heere und Windmühlen für Riesen hält und angreift, so mag diese Form des contrastirenden Lebens nur für jene Zeit und jenes Land zutreffen; faßt man aber Tendenz und Haltung des Buches höher auf, sieht man in Don Quixote den Kämpen für verschwundene oder im Absterben begriffene Lebensformen und Zeitrichtungen gegenüber einem anders gearteten Geschlechte, so ist der Romanheld eine Charakterfigur von ewiger Geltung, die nie erblaßt. Zu allen Zeiten gibt es Doctrinäre und Theoretiker, welche die realen Verhältnisse eben so wenig begreifen als das lebende Geschlecht und die große Menge die Lehren und Phantasiegebilde jener verstehen. Diesen in Widersprüchen und Wandlungen sich vollziehenden Lebensprozeß des Vergehens und Werdens bringt Cervantes zur Anschauung in bestimmten concreten Fällen. Zunächst eine Parodie der Ritterbücher jener Zeit, erhebt sich der Roman weit über diese enge Begrenzung. Don Quixote ist weniger ein Gegenstand des Spottes als des Mitleids. Wenn die Thorheiten, die er begeht, Lachen und Heiterkeit erregen, so wird der tiefere Beobachter von einer elegischen Empfindung ergriffen, daß so erhabene Gesinnungen, so edle Zwecke und Absichten durch die verkehrte Anwendung so schlimme Früchte tragen. Mit der strengsten Gewissenhaftigkeit befolgt Don Quixote alle Vorschriften und Regeln, die in seinen Ritterbüchern empfohlen sind, und gibt bei jeder Gelegenheit zu erkennen, welch' hohe Vorstellungen er von den Pflichten und dem Beruf eines irrenden Ritters in seiner Seele trägt. Bei jeder Handlung und Unternehmung schweben ihm Beispiele aus seiner idealen Nebelwelt vor, die er in der eckigen Wirklichkeit nachahmen will; ohne jegliche Selbstsucht und egoistische Zwecke jagt er nur einem Traumbild von Ruhm und

Ehre nach, folgt er nur den Vorbildern einer phantastischen Ritterwelt, die sich in seiner Einbildung festgesetzt hat; in den Regionen der Poesie, der Moral und der Wohlanständigkeit ist er trefflich bewandert. Die in der Gegenwart Lebenden sind erstaunt über den Widerspruch, der in dieser bizarren Natur zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen Schein und Sein, zwischen den pathetischen Reden und den verrückten Handlungen hervortritt, und Sancho Pansa, der Mund und Repräsentant des nüchternen prosaischen Volkssinnes, der seinen Herrn häufig genug wegen seiner thörichten Streiche und Einbildungen ausschilt, schaut oft mit Bewunderung auf zu der Weisheit und den schönen Lehren von Tugend und Frömmigkeit, von Menschenliebe und edler Sitte, die des Ritters Lippen entströmen, und wenn er auch hie und da Zweifel hegt und irre wird an dem Verstand seines Meisters, niemals ist ihm derselbe ein Gegenstand des Spottes. Es gibt gewisse Figuren in der Geschichte der Menschheit, die als Begriffswesen, als geisterhafte Phantome durch alle Jahrhunderte gehen und uns fast wie wirkliche Persönlichkeiten vorkommen: zu diesen gehört der ewige Jude der Volksmythe, gehört der Don Quixote des Cervantes. Das Gebilde einer schöpferischen Dichterphantasie, trägt diese Gestalt so klare und feste Umrisse, daß sie wie ein geschichtliches Charakterbild an uns vorüberzieht. Mit meisterhafter Virtuosität hat der Dichter alle Kräfte seines Künstlergeistes auf die Zeichnung und Gestaltung dieser typischen Figur verwendet. Neben dem edlen Ritter von La Mancha ist nur noch sein Gegenstück Sancho Pansa mit charakteristischen Zügen, mit Fleisch und Blut ausgestattet, alle übrigen Personen treten nur als Repräsentanten einzelner Stände und Volksklassen auf ohne individuelles Leben. Don Quixote, der Mann des Systems und der Doctrin, der im blinden Jagen nach den Gebilden seiner Phantasie überall auf Widerstreit, auf Ecken und Unebenheiten stößt, der bei allen Unfällen und Erlebnissen sich mit Beispielen aus seinen Ritterbüchern tröstet oder darin das Werk boshafter Zauberer erblickt, und Sancho Pansa, der getreue Knappe von bäuerlicher Derbheit und Ursprünglichkeit, der Inbegriff der alltäglichen Volksnatur, welcher mit angebornem Instinct das Nützliche und Praktische, das für den Augenblick Zweckmäßige und Rathsame erfaßt, dessen Weisheit in Sprüchwörtern und Lebensregeln besteht, und dem die dunkle halb mystische Vorstellung von einer Insel und Statthalterschaft als Preis seiner Dienste fortwährend im Kopfe liegt, sind die scharf gezeichneten Charaktere im Vordergrund des Bildes, um die eine große Menge von Personen aus dem Volk in verschiedenen Situationen als Staffage gruppirt ist, aus der nur wenige, wie Dorothea, ein eigenes persönliches Interesse darbieten oder erregen.

Charakter und Bedeutung des Buchs.

In diesen weiten Rahmen der „wundersamsten und erschrecklichsten Abenteuer" ist eine Reihe der ergötzlichsten Bilder und Scenen geflochten und eingeschlossen, die durch Mannichfaltigkeit und drastische Anschaulichkeit den Leser hinreißen und spannen, ist eine Fülle von Novellen, Schäfergedichten, Romanzen und Liedern*)

---

*) Ich bin ein Schiffer wohl der Liebe,
Und auf dem tiefen, hohen Meer
Winkt meinem Nachen keine Hoffnung,
Kein Hafen sieht zu mir daher.

Ich folge immer einem Sterne,
Er zeigt von fern die goldne Spur,
Und schimmert reiner mir und heller
Als je erglänzte Palinur.

Ich weiß es nicht, wohin er führet,
So fahr ich in Verwirrnng hin,
Die Seele nur nach ihm gerichtet,
Schwersinnig und mit leichtem Sinn.

Die wunderseltnen Sittsamkeiten
Und Tugend wie man selten sieht
Sind Wolken, die ihn mir verdunkeln,
Wenn ihn mein Blick zu finden glüht.

O helles, leuchtendes Gestirne!
In Deinem Lichte werd' ich rein,
Die Stunde, wenn Du dich entziehest,
Wird meines Todes Stunde sein.

ausgestreut, die, mit lockerem Faden an den Hauptroman geknüpft, dem Ganzen Leben und Abwechselung verleihen und, bald lieblich oder elegisch, bald ironisch oder satirisch gehalten, alle Stimmungen der Seele wecken und anregen. Das bewegte südländische Leben auf der Landstraße oder in der Schenke, wo sich allerlei Volks aus den verschiedensten Ständen umhertreibt und an der Handlung Theil nimmt; die idyllische Scenerie in Wald und Wiese, wo die Hirten unter Korkbäumen lagern und ländliche Feste feiern, Liebende in einsamen Gegenden sich aufsuchen und die sternenhelle Sommernacht über Berge und Felsenthäler leuchtet, wo Don Quixote als Büßer und Einsiedler Verse zum Lobe Dulcinea's auf Baumrinde oder in den Sand schreibt; der heitere Wechsel von Scherz und Ernst, von Humor und Sentimentalität, von nebelhafter Romantik und realistischer Alltäglichkeit; alle diese reizenden Gemälde und Gegensätze, diese bunte Welt von Männern und Frauen und von Leuten aus dem Volk, die sich stets in der ihrem Stande und ihren Verhältnissen entsprechenden Natur und Sitte darstellen und mit sicherem Takte in ihrer Sphäre bewegen, verleihen dem Roman eine unvergängliche Anmuth, erheben das Kunstwerk zu einem getreuen Spiegelbild voll Wahrheit und Wirklichkeit. Zugleich ist ein elegischer Hauch über das Ganze ausgegossen, daß die ideale Vergangenheit, die noch vor wenigen Menschenaltern das nationale Leben erfüllte, in deren Erinnerungen und Phantasiegebilden noch so manches Gemüth im Stillen schwelgte, nun als Irrsinn und Narrheit erscheint, daß das Sinnbild der alten Zeit wie ein Gespenst aus dem Grabe über die veränderte Erde dahinschweift. Und wenn nun der im Schatten des Wahns einherwandelnde Held aus seiner wunderlichen Waffenrüstung heraus die herrlichsten Reden mit poetischem Pathos vernehmen läßt über den Charakter und die Aufgabe der echten Geschichtschreibung, über die Pflichten und den Beruf eines irrenden Ritters, über den Waffendienst und die Wissenschaften; wenn er mit einer Begeisterung, die an Goethe's Tasso erinnert, die Herrlichkeit des goldenen Zeitalters schildert oder politische Lehren gibt, wie man neueroberte Reiche oder Provinzen regieren und nach welchen Grundsätzen man ein hohes Amt verwalten müsse, so steht die Welt erstaunt da und starrt die seltsame Gestalt an, in der tiefe Weisheit und Einsicht mit Wahnsinn und Thorheit gepaart erscheint. Der Contrast zwischen überspannter Idealität und gemeiner Weltanschauung, der von Cervantes durch alle Verhältnisse und in allen Abstufungen mit komischer Kraft und Kunst durchgeführt ist, gibt der Darstellung einen hohen Reiz und ist die Quelle des Lächerlichen und zugleich Rührenden, das in unerschöpflichen Zügen, im reichsten Erguß heiterer Laune hervortritt. Dieser Gegensatz gibt sich schon in der Sprache kund, die bei Don Quixote meistens in feierlicher Gravität einherschreitet, während der Knappe den vulgären Volkston einhält, und zeigt sich in der ganzen Verschiedenartigkeit der beiderseitigen Anschauungen und Lebensatmosphären. So spricht Don Quixote: „Ich sage es ist unmöglich, daß es einen irrenden Ritter ohne Dame geben könnte, denn ihnen ist es so eigen und

natürlich, verliebt zu sein, als dem Himmel Sterne zu haben; es ist zuverlässig, daß es keine Historie gibt, in der ein irrender Ritter ohne Liebe vorkäme, ja selbst, wenn es einen solchen geben sollte, so ist er kein rechtmäßiger Ritter, sondern für einen Bastard zu erkennen, der in die Burg der genannten Ritterschaft nicht durch die Thür eingegangen, sondern wie ein Straßenräuber und Mörder durch das Fenster eingestiegen ist." Dieser Ritterregel entsprechend erhebt auch er sich in den Aether einer überverfeinerten Liebe des Schmachtens und Sehnens zu der unvergleichlichen Dulcinea von Toboso, der schönsten Dame in der Welt, der Kaiserin von La Mancha. Aber wie zerrinnt dieses „Bild des goldenen Traumes", wie wird „der rauhen Wirklichkeit zum Raube, was einst so schön, so göttlich war", wenn sich im Munde Sancho Pansa's diese unvergleichliche Dulcinea zu einer groben Bauerndirne gestaltet, welche Getreide fegt, Kornsäcke auf Esel ladet wie der stärkste Großknecht im ganzen Dorfe, Schweinepökelfleisch einmacht und keinen Strom von Wohlgeruch und lieblichem Duft empfinden läßt, sondern das Gegentheil davon.

Ehe wir zu der dramatischen Poesie übergehen, auf deren Gebiet die spanische Dichtkunst dieses Zeitalters ihre höchste Blüthe entfaltete, wollen wir eines Schriftstellers gedenken, dessen vielseitige literarische Thätigkeit ein getreues Abbild von jenem beweglichen und regsamen Geschlechte liefert — Francisco Gomez de Quevedo y Villegas. Einer vornehmen Familie des nordwestlichen Spaniens entstammt, athmete er, da sein Vater ein ansehnliches Amt bei Philipp II. bekleidete, von Jugend an die Hofluft von Madrid ein, die ihm so verderblich werden sollte. Eine vortreffliche Erziehung brachte seine großen Talente frühe zur Reife. In einem Alter von fünfzehn Jahren erhielt er auf der Universität Alcala schon eine theologische Würde; aber sein Wissensdurst trieb ihn bald zu andern Fächern: er studirte Jurisprudenz, Medicin, Mathematik und andere Disciplinen und erwarb sich eine Menge der verschiedenartigsten Kenntnisse, von denen er, wie Jean Paul, in seinen Schriften häufig Gebrauch machte, zum Nachtheil der Klarheit und Verständlichkeit. Sein Leben ist der Schlüssel zu seinen Werken. Die Beschützung einer beleidigten Dame verwickelte ihn in einen Ehrenhandel mit einem vornehmen Cavalier. Er tödtete denselben im Duell und sah sich zur Flucht genöthigt. Der Herzog von Ossuna, Vicekönig von Sicilien und Neapel, nahm ihn wohlwollend auf und verwandte den talentvollen Mann bald zu wichtigen Staatsgeschäften. Dadurch kam Quevedo auch wieder in Gunst am spanischen Hofe, so daß er mehrere Jahre in Madrid und Neapel ein angesehener, einflußreicher Mann war. Aber im J. 1620 theilte er die Ungnade seines herzoglichen Gönners; er wurde verbannt und mußte über drei Jahre auf seinem Erbgut Torre de Juan Abad unter polizeilicher Aufsicht leben, ohne jemals vor Gericht gestellt zu werden. Diese Erfahrung verleidete ihm den Staatsdienst; er beschloß, sich nun gänzlich den Wissenschaften und der Literatur zu widmen. In einem Alter von 54 Jahren verheirathete er sich, aber seine Frau wurde ihm bald

Quevedo 1580—1645.

durch den Tod entrissen, und er stand nun wieder so einsam wie zuvor. Ein Libell auf Philipp IV., von einem Unbekannten herrührend und dem König bei der Tafel in die Hand gespielt, wurde Quevedo zugeschrieben und zog ein neues Unwetter über sein Haupt. Er wurde heimlich in der Nacht verhaftet und in einen Klosterkerker geworfen, wo er vier Jahre in einer feuchten, ungesunden Zelle zubringen mußte. Nicht mit Unrecht scheint er den Herzog von Olivarez für den Urheber der strengen Maßregel gehalten zu haben, daher auch zwei spätere Schriftstücke voll Groll und Bitterkeit gegen diesen allmächtigen Günstling allgemein dem verfolgten Dichter beigelegt wurden. Mit dem Sturze des Herzogs kam die Unschuld Quevedo's zu Tage, und es erfolgte seine Freilassung. Mittlerweile war seine Gesundheit untergraben, sein Vermögen aufgebraucht worden, so daß er auf die Unterstützung seiner Freunde angewiesen war. Gebrochen an Körper und Geist, verbrachte er die letzten Lebensjahre in den Bergen seiner Heimath, wo er 1645 starb. Von den zahlreichen Produkten seiner Muse ist Vieles während seines bewegten und schicksalschweren Lebens vor dem Druck abhanden gekommen. Dennoch ist die Menge seiner Schriften in gebundener und ungebundener Rede über die verschiedenartigsten Gegenstände von theologischen und philosophischen Abhandlungen bis zu den Geschichten des gemeinen Lebens und den schwerverständlichen Zigeunerromanzen (Xacaras), noch immer sehr groß. Seine vermischten Gedichte wurden erst lange nach seinem Tode von seinem Neffen unter dem gespreizten Titel: „Der spanische Parnaß, in zwei Gipfel getheilt, mit den neun castilischen Musen" herausgegeben. Alle Gattungen der Lyrik sind darin vertreten, am reichlichsten die Sonette, Canzonen und Oden in der glatten Form und Metrik der Italiener, aber auch Idyllen, Elegien, Rundreime und vor Allem Satiren. Ein so geistreich und witzig angelegter Kopf mußte durch die Fülle von Lebenserfahrungen, von Willkür und Ungerechtigkeit sich zu satirischer und ironischer Weltbetrachtung hingezogen fühlen, und er hat es auch nicht fehlen lassen, das Treiben der Menschen mit der Geißel des Spotts und des Witzes zu treffen, „die Wahrheit im Hemde, nur etwas weniger als nackt" darzustellen. Seine „Klage gegen die herrschenden Sitten der Castilianer" und gegen die „Gefahren der Ehe" geben Zeugniß, daß er den Persius und Juvenalis mit Nutzen gelesen hatte; auch in der Indecenz steht er ihnen nicht nach. Die Wirkung würde noch größer sein, wenn nicht viele seiner Anspielungen dunkel und unverständlich wären. Vor Allen haben auch die „Culturisten" mit ihrer affektirten, geschraubten Schreibart unter den Pfeilen seines Witzes zu leiden. Die gelungensten und vollendetsten seiner Poesien sind in einer Sammlung enthalten, die er im J. 1631 als „Gedichte des Baccalaureus Francisco de la Torre" herausgab. Denn wenn auch der Streit, ob diese Poesien nicht wirklich, wie der Herausgeber versicherte, von einem älteren Dichter dieses Namens herrühren, nicht endgültig entschieden werden kann, so sprechen doch sehr viele Zeichen für die Annahme der meisten Kritiker, daß Quevedo selbst unter dem von seinem Landgute und Verbannungsort

hergenommenen Namen verborgen ist. Aus dieser Zeit seiner Verbannung und seiner Gefangenschaft scheinen auch die Uebersetzungen griechischer und römischer Dichter und Philosophen, des Epictet, Anakreon, Seneca u. a. herzurühren, sowie die Abhandlungen religiösen und staatswissenschaftlichen Inhalts „über die göttliche Vorsehung"; „Gottes Staatskunst und Christi Regierung", ein Lehrgebäude staatsmännischer Weisheit aus dem Beispiele des Heilands abgeleitet, „das kämpfende Leben eines Christen" u. a. m. Den größten Ruhm erwarb sich Quevedo durch seine satirischen Schriften in Prosa, insbesondere durch „die Geschichte und das Leben des großen Erzschelms Paul von Segovia", einen jener „Schelmenromane", zu denen Mendoza durch seinen Lazarillo de Tormes und Mateo Aleman in dem weitverbreiteten „Guzman de Alfarache" die Vorbilder geschaffen, und die seitdem in allen Ländern Nachahmung gefunden haben. Der Gran Tacaño.

„Der Glücksritter von Segovia, ein spanisches Sittengemälde, enthält das selbsterzählte Leben eines feigen, unverschämten und erfindungsreichen Abenteurers, der in den niedrigsten und schlechtesten Schichten der Gesellschaft beginnt, sich aber, abweichend von den meisten andern Romanen dieser Gattung, über dieselben erhebt." Aber diese Erhebung ist nicht die Wirkung innerer Besserung, sondern nur äußerlicher Umstände, daher auch sein Glück nicht von Dauer ist. Wenn man Quevedo's Schriften mit einem „Juwelenschmuck" verglichen hat, in welchen neben echten Edelsteinen auch viele gemeine eingesetzt sind, so trifft dieses Urtheil ganz besonders den „Paolo de Segovia", worin neben köstlichen Stellen voll Witz und Humor auch viele gemeine und widerwärtige sich finden und der leichte Erzählungston oft durch gesuchte Wortspiele und Geschraubtheiten unterbrochen wird. Durch das Ganze zieht eine bittere Satire gegen alle Klassen und Zustände der menschlichen Gesellschaft. Außer dem Don Quixote hat kein anderes spanisches Buch so große Verbreitung im Auslande durch Uebersetzungen und Bearbeitungen gefunden.

Fast eben so berühmt wurde ein anderes satirisches Werk Quevedo's, das er „Träume" oder Visionen (Sueños) genannt hat, eine Reihe von Bildern der mannichfachsten Art voll der bittersten Ausfälle gegen die Verkehrtheiten der Welt und die Menschenklassen, die dabei als Werkzeuge gebraucht werden. Besonders sind die Diener der Gerechtigkeit, die er von so schlimmer Seite hatte kennen lernen, mit scharfer Lauge überschüttet. („Der geschröpfte Scherge"; „der Besuch im Scherze", eine Schilderung des Todtenreichs und der Sünder; „der Tag des jüngsten Gerichtes" u. a.) In diesen Traumgesichten wird ein Gemälde von Lastern und Thorheiten, von Lächerlichkeiten, Verirrungen und Bosheiten entrollt, das eben so sehr von der Weltverachtung und dem inneren Groll des Dichters Zeugniß gibt, wie von seiner Menschenkenntniß und scharfen Beobachtungsgabe. Ein Zug von Genialität, der sich aber nicht immer über die Gemeinheit und Formlosigkeit zu erheben vermag, macht sich allenthalben bemerkbar; auch kennt Quevedo alle Fehler der herrschenden Literatur, kann sich aber selbst nicht immer von denselben losmachen. Milder und heiterer sind einige andere Satiren, wie „die Briefe des Ritters von der Zange" gegen den Geiz und „das Glück ist kein Thor und die Stunde für Alle" über den Weltlauf. Sueños y discursos.

Aleman. Auch Quevedo's älterer Zeitgenosse, der erwähnte Mateo Aleman aus Sevilla, wurde von der Regierung verfolgt. Als Finanzbeamter einer Veruntreuung angeklagt und einige Zeit in Haft gehalten, verließ er den Staatsdienst und wanderte nach Mexico aus. Dort verfaßte er den Roman „Guzman de Alfarache", worin, wie in Mendoza's Lazarillo (X, 74), an den Schicksalen und Gaunereien eines Vagabunden, Abenteurers und Glücksritters das Volksleben in allen Schichten der Gesellschaft und die Wechselfälle des menschlichen Daseins geschildert sind. Das Buch, dessen erster Theil im J. 1599 in Madrid erschien, fand solchen Beifall, daß es in weniger als sechs Jahren sechsundzwanzig Auflagen erlebte und nach und nach in alle Sprachen übersetzt ward. Dieser Erfolg verlockte einen literarischen Freibeuter (den Advocaten Juan Marti von Valenzia), unter dem erdichteten Namen Mateo Lujan de Sayavedra einen zweiten Band herauszugeben. Erst zwei Jahre später (1605) folgte der echte zweite Theil von Aleman selbst, eine Fortführung des Schelmenlebens Guzmans, mit starken Geißelhieben auf den Fälscher und Betrüger Sayavedra. Wie vor ihm Mendoza und nach ihm Quevedo, erntete auch Aleman den größten Beifall; doch steht der mit frischer Jugendkraft und genialer Keckheit hingeworfene Lazarillo weit über dem Guzman, dem Produkt der Ueberlegung eines gereiften erfahrenen Mannes von Talent und feiner Beobachtung. Die Ursprünglichkeit, Frische und Lebendigkeit, die an Mendoza's Werk hinreißen und fesseln, sucht Aleman in dem geriebenen Gauner Guzman de Alfarache durch Mannichfaltigkeit, durch Reichthum der Sittenschilderungen, durch Welt- und Menschenkenntniß zu ersetzen. Dem heuchlerischen Charakter der Zeit und der Priestermoral entsprechend, ist das Buch mit langen Sittenlehren und Tugendpredigten angefüllt, welche einen Ersatz für den lasterhaften, verderblichen Inhalt bieten sollen. Diese ersteren hat dann der französische Bearbeiter Lesage im folgenden Jahrhundert wesentlich gekürzt.

2. Lope de Vega und seine Zeitgenossen.

Lope de Vega 1562—1635 1. Sein Leben. Sehr verschieden von dem armen Leben des Cervantes war das Loos, das seinem jüngeren Zeitgenossen Lope de Vega zu Theil ward. Zwar war die alte und vornehme Familie, deren Stammsitz Vega im Thale von Corriedo in Altcastilien gelegen war, in ihren Vermögensumständen herabgekommen, so daß Lope Felix de Vega Carpio, in Madrid, wohin sein Vater ausgewandert, nicht gerade unter glänzenden Umständen das Licht der Welt erblickte (25. Nov. 1562), aber Talent, Glück und Protection führten ihn bald über alle Beschwerden des Lebens weg und gossen Ehre und Auszeichnung in Fülle auf ihn herab. Er war ein frühreifes Talent, zum Dichter geboren, so daß er als zwölfjähriger Knabe ein Schäferdrama verfaßte. Das Verlangen, Welt und Menschen kennen zu lernen, gab sich schon auf der Schule in Madrid kund. Er entfloh mit einem Kameraden und wurde als Gefangener zurückgebracht. Frühe trat er in Kriegsdienste und „durchreiste das hohe Meer und ferne Königreiche, wo er mit dem Schwerte diente." Kaum den Knabenjahren entwachsen, nahm er an einer Seeexpedition gegen Tunis Theil. Beschränkte Vermögensverhältnisse bewogen ihn, in dem Hause des Geronimo Manrique, Bischofs von Avila und nachmals Groß-Inquisitor, ein Unterkommen zu suchen. Von diesem Prälaten unterstützt besuchte er die Hochschule in Alcala, „wo er von Raimundus Lullus in ein tiefes Labyrinth geführt ward" und in Salamanca, wo ihn ein Liebesverhältniß von dem Vorhaben abhielt,

in den geistlichen Stand zu treten. Er hatte ein minnereiches Herz, das ihn in Madrid, wohin er nach vollendetem Studium zurückkehrte, bald in neue Liebesnetze führte. Die dramatisirte Novelle „Dorotea", mit eingestreuten lyrischen Ergüssen, eine Jugendarbeit, die er aber erst in späten Jahren herausgab und für sein liebstes Werk erklärte, scheint manche wahre Züge aus dieser Zeit seines Lebens und seiner Liebe zu enthalten. Im Anfang der achtziger Jahre trat er in die Dienste des Herzogs von Alba, Don Antonio de Toledo, wahrscheinlich eines Enkels des berühmten Feldherrn. Für diesen verfaßte er den Schäferroman „Arcadia" in ungebundener Rede mit eingestreuten Gedichten, eine damals beliebte Gattung der Poesie, worin unter fremden Namen Personen und Verhältnisse der Gegenwart vorgeführt wurden. Wir haben diese wunderliche Dichtungsart, deren Muster Montemayor und Sannazaro waren, schon bei Cervantes kennen gelernt. Um diese Zeit vermählte er sich mit Doña Isal de Urbina, einer liebenswürdigen Dame aus guter Familie. Das Glück seiner Ehe wurde jedoch bald gestört. Ein satirisches Gedicht auf einen Verleumder zog ihm ein Duell zu. Er verwundete seinen Gegner tödtlich und kam deshalb ins Gefängniß; doch gelang es ihm in Begleitung seines Freundes Claudio Conde nach Valencia zu entfliehen. Diese Jahre der Verbannung, so sehr sie sein Leben verbitterten, waren vortheilhaft für seine dichterische Ausbildung, da Valencia eine reiche dramaturgische Tradition besaß, die Lope auszunutzen wußte. In Valencia bestand eine eigene Academie der Dichtkunst, welcher neben Tarrega, Aguilar, Artieda vor Allen Guillen de Castro angehörte, der talentvolle Dramatiker, der durch Bearbeitung des „Cid" und anderer Volkssagen sich neben Lope einen ehrenvollen Platz unter den spanischen Theaterdichtern erwarb. Als Lope nach einigen Jahren in die Hauptstadt zurückkehrte, fand er seine geliebte Gattin, die er unter dem Namen Belisa in so mancher reizenden Romanze gefeiert hat, im Sterben. Er ehrte ihr Gedächtniß in einer seinem hohen Gönner, dem Herzog von Alba gewidmeten Trauer-Ekloge und nahm dann aus Kummer über ihren Verlust und um das peinigende Gefühl einer andern verschmähten Liebe zu ersticken, aufs Neue Kriegsdienste. Er begab sich mit seinem Freunde Conde nach Lissabon, wo gerade die große Armada gegen England ausgerüstet wurde, und verwandelte, wie er selbst erzählt, seine Liebesgedichte auf die spröde Schöne zum Pfropf seiner Muskete. Ein Bruder, den er gleichfalls auf der Flotte antraf, verschied bald nachher, durch eine holländische Kugel verwundet, in seinen Armen. Der unglückliche Ausgang der Unternehmung führte ihn bald wieder in die Heimath zurück. Doch hatte der erregbare und rasch arbeitende Mann noch Muße und Geistesruhe genug gefunden, um während der Seefahrt den größten Theil seines langen Gedichts „die Schönheit der Angelica" auszuarbeiten, das dann vollendet und mit der letzten Feile versehen im J. 1602 im Druck erschien, „die glücklichste aller Nachahmungen des Ariost". Die Lebensnachrichten aus dieser Periode sind lückenhaft und widersprechend: er scheint einige Zeit in Cadix und Toledo verweilt und auch einen Theil von Italien bereist zu

haben, ohne jedoch Rom zu berühren. Gegen Ende der neunziger Jahre finden wir ihn als Secretär des Marques von Malpica, dann im Dienste des Grafen von Lemos, des Gönners von Cervantes, der auch in der Folge als Vicekönig von Neapel die Brüder Argensola, die „spanischen Horaze" in seine Umgebung zog. Um diese Zeit schloß Lope de Vega eine zweite Ehe mit Doña Juana de Guardia, einer Dame aus edlem Hause. Von da an ward sein Leben ruhiger, selten verließ er Madrid und verwandte seine ganze Zeit auf schriftstellerische Arbeiten. In der Epistel an Matias de Porras schildert er mit den lebhaftesten Farben sein eheliches Glück, das durch die Geburt eines Sohnes, Carlos, noch erhöht wurde. Nach sieben Jahren erfuhr dieses Glück den ersten Schlag durch den Tod seines Sohnes. „Die Ode, die der Vater auf diesen Trauerfall dichtete und in der er den Kampf der christlichen Ergebung mit der elterlichen Liebe schildert, gehört zu dem Seelenvollsten in der spanischen Poesie." Von einem andern Sohn, der später in Kriegsdienste trat und in jungen Jahren bei einem Schiffbruch in den Wellen seinen Tod fand, ist wenig die Rede. Bald traf den Dichter noch ein zweiter harter Schlag: seine Gattin starb bei der Geburt einer Tochter, Feliciana, die in der Folge an Don Luis de Usategui verheirathet wurde. Eine natürliche Tochter, Marcela, die Lope später mit Maria de Luxan zeugte, nahm den Schleier. In seinen späteren Jahren, als die Leidenschaften zu schlummern begannen und manche trübe Erinnerung die Tage seines Ruhmes verdüsterte, kehrte der Dichter seine Gedanken den religiösen Dingen zu: Wie einst sein Vater widmete er sich frommen Werken, besuchte regelmäßig die Krankenhäuser, hörte täglich Messe, fehlte bei keinem Leichenbegängniß und bei keiner Prozession, trat wie Cervantes in eine fromme Bruderschaft und ließ sich endlich im J. 1609 in Toledo zum Priester weihen. Einige Jahre nachher wurde er in den Orden des Heiligen Franciscus aufgenommen und dem Inquisitionshof als Genosse (familiar del Santo) beigegeben. Man würde irren, wollte man in diesem Eintreten in die Kirche eine völlige Entsagung der Welt und ihrer Freuden erblicken; in Spanien galt der geistliche Stand vielmehr als der sicherste Zufluchtsort für literarische Muße und wissenschaftliche Bestrebungen, als eine Stätte der Ruhe in den Bewegungen des Lebens. Und so war denn auch für Lope de Vega dieser letzte Zeitraum, in welchem er seine Tage zwischen geistlichen Beschäftigungen und dichterischen Arbeiten verbrachte, das wahre Ackerfeld seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Alles, was er in früheren Jahren mehr oder minder sorgfältig ausgearbeitet hatte, wurde nun einer genauen Durchsicht unterworfen und mit neuen Schöpfungeu vermehrt; und wir erfahren von Zeitgenossen, daß an Fruchtbarkeit, an Compositionsfähigkeit, an rascher Uebung im Dichten Lope de Vega alle andern Schriftsteller übertroffen hat. Cervantes versichert, seine Comödien füllten über zehntausend Bogen; er selbst sagt in der Ekloge an Claudio, daß er mehr als hundertmal ein Schauspiel in vierundzwanzig Stunden geschrieben und der Bühne übergeben habe. Mit dieser dramaturgischen Productivität hielt die

literarische Thätigkeit auf andern Gebieten gleichen Schritt: „Es ging kein großes Ereigniß vorüber", meldet sein Biograph Montalvan, „ohne daß er es durch Lobgedichte verherrlichte; er hatte ein Epithalamium für die Hochzeit jedes Großen, ein Festlied für jede Geburt, eine Elegie für jeden Tod, ein Epigramm für jeden Sieg, eine Hymne für jeden Festtag eines Heiligen. Bei allen öffentlichen Festlichkeiten erschienen Verse von ihm; bei jedem literarischen Wettstreit war er einer der Concurrenten oder der Preisrichter." Lope's Fruchtbarkeit ist zum Sprüchwort geworden; man hat berechnet, daß sich seine literarischen Arbeiten auf 133,225 Bogen belaufen. Die nicht dramatischen Gedichte umfassen allein zwanzig Quartbände. Seine Leichtigkeit, Verse zu machen, war so groß, daß sein Schriftführer sie nicht rasch genug niederzuschreiben vermochte. Die dichterische Improvisation war von jeher im christlichen wie im mohammedanischen Spanien zu Hause. Diese Uebung, begünstigt durch die Sprache und Tradition, erklärt die unglaubliche Virtuosität in metrischen Compositionen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, auf diese Menge dichterischer Erzeugnisse einzugehen oder die Theaterstücke nach Gattung und Inhalt einzeln aufzuführen. Wir werden uns mit einer übersichtlichen Angabe und Beurtheilung der wichtigsten Produkte seines Geistes und seiner Feder an der Hand von Ticknor, Schack und älteren Literatoren begnügen. — Bei dieser angestrengten schriftstellerischen Thätigkeit vernachlässigte Lope de Vega keineswegs die Pflichten und Beschäftigungen seines geistlichen Berufes, noch die von der Kirche vorgeschriebenen Obliegenheiten. Eine düstere Gemüthsstimmung faßte mit dem zunehmenden Alter mehr und mehr Wurzel in seiner Seele und erhöhte seinen Hang zum Zelotismus, daher er sich auch gegen das Ende seines Lebens hauptsächlich mit geistlichen Dichtungen abgab. Soll er doch sogar das Aufseheramt bei einem Auto da fé geführt haben, bei welchem ein der Ketzerei beschuldigter Franciscanermönch in den Flammen sterben mußte. Eine hypochondrische Stimmung bemächtigte sich seiner Seele und untergrub seine leiblichen und geistigen Kräfte. Zu Anfang August 1635 fühlte er sich sehr schwach und muthlos. Dennoch unterzog er sich den Bußübungen, welche die Kirche als heilsam und förderlich zur Seligkeit vorschreibt: er fuhr fort zu fasten und legte sich einmal eine so grausame Geißelung auf, daß die Mauern seines Zimmers von Blut bespritzt wurden. Davon erholte er sich nicht wieder; er erkrankte in der folgenden Nacht und nachdem er mit der größten Andacht die Sterbsacramente empfangen, verschied er am 25. August 1635, fast 73 Jahre alt, voll Kummer, daß er jemals andere Dinge getrieben als religiöse.*) Sein Tod

*) Die höchste Schule.

Des Wissens Gier, von allen Seelentrieben
Der unersättlichste, hat mich im Dienste
Der Wissenschaften und der hohen Künste
So viele Jahre rastlos umgetrieben.

Was ist mir nun als Frucht und Lohn geblieben?
Statt lautrer Wahrheit fand ich Hirngespinste,
Statt neuen Lichtes trübe Nebeldünste.
Mein Herz blieb leer, blieb arm an Glauben, Lieben.

O Eitelkeit des wißbegier'gen Strebens. —
Herr! laß nun auf Dein Kreuz den Blick mich kehren,
Dort seh' ich höchste Kunst und Weisheit sprossen.

Doch, angenagelt kannst so viel Du lehren?
Ja; denn Du hast am Kreuz dich ganz erschlossen,
O Christus, ew'ge Weisheit, Buch des Lebens!

Diepenbrock.

erregte eine so allgemeine Theilnahme, wie sie kaum bei Königen oder Fürsten hervortritt, denn Lope de Vega war wie kein anderer Schriftsteller der Liebling der Nation, der bewunderte „Phönix von Spanien".

Das Leichenbegängniß, das der Herzog von Sessa, der besondere Gönner des Verstorbenen veranstaltete, dauerte neun Tage. „Die herzuströmende Volksmenge war unermeßlich", schließt Ticknor den biographischen Abriß, „drei Bischöfe verrichteten die kirchlichen Gebräuche, und die ersten Edelleute des Königreichs waren als Trauernde gegenwärtig. Lobreden und Gedichte folgten von allen Seiten, und in einer fast unglaublichen Zahl. Allein die in Spanien geschriebenen füllen einen beträchtlichen Band, und endigen mit einem Schauspiele, in welchem seine Aufnahme in den Himmel auf die Bühne gebracht wurde. Nicht minder zahlreich sind die in Italien geschriebenen Gedichte, die einen zweiten Band ausmachen. Rührender aber noch als irgend eines von diesen Gedichten, war die Bitte seiner vielgeliebten Tochter Marcela, die schon seit vierzehn Jahren im Kloster fern von der Welt lebte, daß der lange Trauerzug bei ihrem Kloster vorbeigehe und ihr noch einmal gestattet sei, das Antlitz ihres so heißgeliebten Vaters zu schauen. Am feierlichsten war vor Allem die Trauer der Menge, aus deren dichtem Knäuel man das Schluchzen deutlich hörte, als sein sterblicher Theil, langsam ihren Blicken entschwindend, in die allen Lebenden bestimmte Wohnstätte herabgelassen wurde."

2. Seine Werke. Lope de Vega hat sich in allen Gattungen der Poesie versucht und stets mit Vorliebe solche Gegenstände auserseben, in denen er religiöse oder vaterländische Gefühle ausdrücken oder erwecken konnte. Als im J. 1598 König Philipp in einem benachbarten Dorfe krank lag, schrieb man seine Genesung der Wirkung Isidors des Schutzheiligen von Madrid zu, dessen Gebeine die Stadt in feierlicher Procession zu dem Krankenlager tragen ließ. Diesen Vorfall benutzte Lope zu dem epischen Gedicht „Isidor der Ackersmann" in den alten fünfzeiligen Stanzen mit sorgfältigem Reim, ein Gedicht, das trotz seiner Länge von zehn Gesängen zu je tausend Versen in neun Jahren viermal aufgelegt wurde. Zwei Jahrzehnte später erfolgte die Heiligsprechung Isidors, ein Ereigniß, das in Madrid zu großen Volksfesten Anlaß gab. Bei dieser Gelegenheit erntete Lope den glänzendsten Lohn für seine Verdienste um den Schutzpatron von Madrid, indem er nicht nur bei den großen poetischen Wettkämpfen als Preisrichter „das Fest aufs schmackhafteste würzte" durch launige possenhafte Gedichte, die er einer komischen Figur „Meister Burguillos" genannt, in den Mund legte, sondern auch mit zwei Schauspielen, die auf beweglichen Gerüsten öffentlich vor Hof und Volk dargestellt wurden, den Hauptpreis erlangte. Die Festbeschreibung mit den Preisgesängen und den bedeutend vermehrten Gedichten des angeblichen Burguillos bildete dann den Schlußakt der Isidorpoesie.

Die Isidorpoesie.

Die Schönheit der Angelica. Von der „Schönheit der Angelica", einem Epos von 20 Gesängen in achtzeiliger Stanzenform, durch das Lope mit seinem Landsmanne Barahona de Soto wetteifernd, Ariost's rasenden Roland nachahmen und ergänzen wollte, ist schon oben die Rede gewesen. Allein die geniale Dichtung des Italieners nahm eine zu hervorragende Stellung im Blumengarten der Poesie ein, als daß irgend eine Nachbildung oder irgend ein Seitenstück einen erheblichen Eindruck hätte machen können. Wie fließend auch die Verse, wie anziehend auch einzelne Schilderungen von Menschen und Landschaften sein mögen, so tadelt man an dem Gedicht doch eine gewisse Eintönigkeit der Erfindungen, die weder durch das Uebermaß bunter Phantasien noch durch die zur Schau getragene Gelehrsamkeit ausgeglichen wird. Nicht viel glücklicher war Lope de Vega in der Rivalität mit Tasso durch sein großes Epos in zwanzig Büchern mit

Jerusalen conquistada. 22,000 Versen in Achtzeilen „das eroberte Jerusalem" (Jerusalen conquistada), nicht ein Seiten- sondern ein Gegenstück zu der italienischen Dichtung, indem dasselbe

den unglücklichen Versuch des Königs Richard Löwenherz besingt, die von Saladin eroberte heilige Stadt wieder zu gewinnen mit vielen erdichteten Begebenheiten zu Ehren des spanischen Namens. Denn der englische Kreuzzugkönig wird verdunkelt durch den wetteifernden Helden Alfons VIII. von Castilien, der niemals nach Palästina gezogen ist. Trotz der Anmuth und Leichtigkeit in Sprache und Versbau und trotz einzelner glänzenden Schilderungen und Beschreibungen leidet das Gedicht an Breite der Erzählung, an einer Ueberfülle von Episoden, durch welche die Einheit des Planes gestört wird, und an epischen Dehnungen ohne fortschreitende Handlung. Es war keine ganz ungerechte Strafe, wenn der Dichter Gongara in einem witzigen Sonett dem Verfasser den Rath giebt, sein Werk auszustreichen, damit nicht Jerusalem zu dem Unglück, unter dem Joch der Türken zu schmachten, auch noch das Uebel erleiden müsse, von ihm besungen zu sein. Dafür hatte der Erfinder des Estilo culto und seine ganze Schule durch Lope unter der Geißel der Satire lange zu leiden. In einem Discurs über die neue Poesie vergleicht er ihre Manier, mit einigen Inversionen, vier Sentenzen, sechs lateinischen Worten und eben so vielen pomphaften Phrasen unverständliche Gedichte zu machen, mit einer affektirten Frau, die ihre Schminke nicht nur auf die Wangen, sondern auch auf Nase, Stirn und Ohren anbringt. — Den giftigen Neid und Groll des Spaniers und Katholiken auf das ketzerische England athmet ein anderes episches Gedicht Lope's: die „Dracontea" oder das „Drachenlied", zehn Gesänge in Achtzeilen zur Verunglimpfung des Flottenführers Francis Drake, der nach einem Leben voll Abenteuer und Piraterie als englischer Seeheld zur Vernichtung der spanischen Armada das Meiste beigetragen. „Die Dracontea beginnt mit den Gebeten der als schöne Frau auftretenden Christenheit, welche für Spanien, Italien und America im Himmel Gott flehentlich bittet, sie Alle gegen jenen „protestantischen schottischen Seeräuber" zu beschützen. Sie endigt mit Freudenbezeugungen in Panama, weil der im ganzen Gedichte also genannte Drache von seinen eigenen Leuten vergiftet umgekommen ist und schließt mit dem Danke der Christenheit, daß ihre Gebete erhört worden und daß „die blutrothe babylonische Hure" (Königin Elisabeth) endlich überwunden ward." In demselben Geiste religiöser Unduldsamkeit ist die „tragische Krone" gedichtet, ein aus fünf Büchern in Achtzeilen bestehendes Epos über das leidensvolle Schicksal der Märtyrerin Maria Stuart durch die englische „Jesabel", ein dem Papst Urban VIII. gewidmetes Werk, der den Dichter dafür zum Doctor der Theologie und zum Ritter des Johanniterordens ernannte. Auch ein komisches Heldengedicht „der Katzenkrieg" (Gatomachia), in sechs Wälder oder Gesänge mit unregelmäßigen Versen getheilt, wurde von Lope de Vega unter der Burguillos-Verlarvung herausgegeben. Es beschreibt den Kampf zweier Kater um die Liebe einer Katze und wurde wegen der leichten Diction und der lebendigen Beschreibungen ein Lieblingsbuch des spanischen Volkes. Zu den epischen Gedichten des Verfassers kann auch ein prosaischer Roman mit eingestreuten Gedichten, Zwischengeschichten und Schauspielen gerechnet werden, der unter dem Namen „der Pilger in seinem Vaterland" die Geschichte zweier Liebenden enthält, die nach vielen wunderbaren Schicksalen und Abenteuern, Gefangenschaft und Schiffbrüchen endlich zu Toledo vermählt werden, eine anziehende Dichtung auf eigenen Lebenserfahrungen aufgebaut.

Die Dracontea. Die tragische Krone. Die Gatomachia. Der Pilger.

Neben den epischen Dichtungen hat Lope de Vega noch eine Menge anderer Erzeugnisse verschiedener Art verfaßt, bald religiöser Natur wie „die Hirten von Bethlehem", ein Schäferroman in fünf Büchern theils Prosa, theils Verse, ein liebliches Gemälde mit eingestreuten Liedern, wie das „geistliche Romanzenbuch" und die Sammlung „Geistliche Gedichte" mit religiösen Liedern, die zum Theil noch jetzt im Munde des Volkes leben, wie „der Morgen des Heiligen Johannes", „die Triumphe der Gottheit" in Petrarca's Weise und Versmaß die unter dem fingirten Namen eines Gabriel Padocopeo heraus-

Andere Gedichte.

gegebenen „Selbstgespräche mit Gott" u. a. m.; bald mythologischen und vermischten Inhalts, wie „Philomena" und „Andromeda" aus dem antiken Mythenkreis; wie „Circe" und „das Geschick der Diana", wie „der Lorbeer des Apollo", ein der Reise zum Parnaß von Cervantes nachgebildetes weitschweifiges Lobgedicht in zehn Gesängen oder Silvas, worin über dreihundert spanische Dichter aufgeführt sind, die als Bewerber um den Lorbeerkranz vor dem auf dem Helikon thronenden Musengott erscheinen, wie „das goldene Zeitalter", wie mehrere „Novellen", die jedoch denen des Cervantes nicht gleich kamen, und eine Menge lyrischer Gedichte aller Art, in denen seine Sprachgewandtheit, seine poetische Naturanlage und seine reiche Phantasie am meisten hervorleuchten. Seine leichten Gedichte in altcastilischem Geiste sind voll Anmuth und Lieblichkeit und übertreffen die Sonette, Canzonen und die andern den Italienern nachgebildeten auf den Geschmack der höheren Stände berechneten Gesänge an unmittelbarer Kraft und Wirkung.

3. Lope de Vega als dramatischer Dichter.

Den größten Ruhm erntete Lope de Vega als dramatischer Dichter. Die Zahl der von ihm verfaßten Komödien betrug über 1500, wovon mehr als 300 im Druck erschienen sind. Wie viele Autos, Loas und Entremeses er geschrieben, ist unbekannt. Im J. 1609, als er schon den Höhepunkt der Dichtkunst erreicht, schrieb er ein kleines Lehrgedicht „über die neue Kunst Schauspiele zu verfassen" in launigem scherzhaften Ton, worin er dem Vorwurf begegnet, daß er sich nicht an die Regeln der Alten halte. Nicht aus Unbekanntschaft mit den Vorschriften des Aristoteles handle er so, sondern weil in Spanien nun einmal die Regellosigkeit so festen Fuß gefaßt habe, daß man an klassischen Stücken keinen Geschmack mehr finde, und er richte sich nach dem Willen des Publicums. Der Zweck der Komödie sei, „die Handlungen der Menschen nachzuahmen und die Sitten des jedesmaligen Jahrhunderts zu malen." So dürftig und oberflächlich auch die dramaturgischen Lehren sind, die im Verlaufe des Schriftchens ertheilt werden, und so wenig die darin aufgestellten Theorien ihm als Richtschnur dienten, wenn er mit angeborner Genialität aus der Fülle und Tiefe seiner poetischen Natur Werke von ursprünglicher Begeisterung und Kraft schuf; so geht doch daraus hervor, daß er mit richtigem Takt das Wesen und die Bedeutung der dramatischen Dichtung für seine Zeit und für das spanische Volk erkannt und erfaßt habe. Indem er von den sogenannten aristotelischen Einheitsgesetzen absah und auf dem Boden und den Elementen aufbaute, die er in der Tradition und Praxis vorfand, wurde er der eigentliche Begründer des spanischen Nationaltheaters. Bei ihm tritt das Drama auf als „das poetische Abbild des Menschenlebens in seinen Höhen und Tiefen, als die dichterische Darstellung der Erscheinungen, Thaten und Begebenheiten, welche aus der Fülle der Natur und Geschichte bedeutsam hervorragen; seine Bühne sucht die größte Mannichfaltigkeit des Stoffes in sich aufzunehmen, eine umfassende Darstellung aller Lebensmomente zu geben und das große Weltgemälde in seiner ganzen Breite aufzurollen". Mit genialem Griff wußte Lope de Vega die Stoffe für seine dramatischen Werke aus allen Erscheinungen des Menschenlebens, aus Geschichte und Sage, aus den religiösen Glaubenskreisen, aus den gesellschaftlichen und häuslichen Verhältnissen zu schöpfen.

und ihnen die mannichfaltigste Färbung und Abwechselung zu geben. In seinen Theaterstücken werden die Zuschauer durch alle Stimmungen und Eindrücke des Seelen- und Gemüthslebens hindurchgeführt, von der Furcht und dem tragischen Schrecken des düstersten Trauerspiels bis zu der heitersten Komik der Posse und der burlesken Zwischenstücke. Wir werden aus der Zusammenstellung der verschiedenen Gattungen der Lope'schen Schauspiele ersehen, wie wenig die herkömmlichen Eintheilungen seiner Theaterstücke die Grenzlinien und den Charakter der einzelnen Dramen feststellen, in denen das reiche Leben sich abspiegelt. In seinen „Komödien" sind ernste und heitere Elemente, sind erschütternde und belustigende Scenen wie in der Wirklichkeit gemischt; neben typischen und stehenden Figuren geht eine scharfe Charakterzeichnung der handelnden Personen beider Geschlechter in allen Ständen einher; zwischen Königen und Heroen, zwischen mythologischen und allegorischen Gestalten bewegt sich ein reiches buntes Volksleben in der mannichfachsten Abwechselung. Lyrische Gesänge, Romanzen im altcastilischen Stile und zierliche Lieder und Gedichte in den metrischen Formen der neuen Kunstpoesie unterbrechen und beleben Dialog und Spiel und füllen die Gemüther mit gemischten Gefühlen. Und wenn sich auch hie und da in der Anlage und Durchführung die Eile kund gibt, mit welcher der Dichter die Gebilde seines Geistes hinzauberte, so zeugen doch alle von der genialen Naturanlage, die das weite Blumen- und Fruchtfeld lieblich und harmonisch zu bepflanzen verstand.

Wir haben früher gesehen, wie verschiedenartig die Elemente und Formen gewesen sind, in denen sich das spanische Schauspiel bewegte. Diese Mannichfaltigkeit führte spätere Kritiker und Aesthetiker zu Versuchen, durch Eintheilungen und Begrenzungen mehr Uebersichtlichkeit und Ordnung in den Gattungen der dramatischen Poesie zu schaffen. Nach dem Vorgange von Bouterwek unterscheidet man gewöhnlich zwischen weltlichen und geistlichen Comödien und zerlegt dann wieder jene in „heroische", in „historische" und „mythologische" und in die sogenannten „Mantel- und Degenstücke", denen sich dann die „Figurirstücke" als weitere Unterabtheilung anschließen. Die geistlichen Comödien theilt man in „Lebensläufe der Heiligen" und in „Fronleichnamsstücke" (Autos sacramentales). Eine dritte Gattung bilden dann die „Vorspiele" oder Empfehlungsstücke, Loas und die gewöhnlich mit Tanz begleiteten „Zwischenspiele", Entremeses. Ein neuerer Schriftsteller, A. F. v. Schack, sucht aber in seiner Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien darzuthun, daß dieses Eintheilungsverfahren sehr willkürlich sei, daß die verschiedenen Gattungen sehr häufig in einander überspielen und daß man demnach die Eintheilungskreise weiter ziehen müsse. Zu dem Zweck stellt er vier Klassen auf: 1. Comödien, zu denen er alle Stücke in drei Akten oder Jornadas und in Versen rechnet, und die man je nachdem das ernste oder das komische Element in denselben vorherrsche, als Trauerspiele oder Lustspiele bezeichnen könne. Denn in dem spanischen Schauspiel sind in der Regel beide Richtungen verbunden. „Die komischen Motive dienen den tragischen zum erläuternden Gegenbilde; erst aus dem Verein beider tritt die volle Wahrheit hervor, die in der Aufregung der Affekte und Leidenschaften nur einseitig zu Tage kommt". Als Hauptträger der scherzhaften Seite erscheint meist der „Gracioso". Diese Comödien von gemischten Stimmungen und Elementen, in denen der vierfüßige Trochäus den Grundton bildet, bald im Romanzenvers

Eintheilung der Theaterstücke.

1. Comödien.

mit Assonanz, bald in der vierzeiligen Redondillenstrophe und andern metrischen Formen, kann man in sofern romantische nennen, als darin von der Einheit der Zeit und des Orts abgesehen ist und auch die Einheit der Handlung in einem weiteren Sinn gefaßt wird, als „Unterordnung aller Theile unter die Idee des Ganzen". Manchmal ist eine Menge weit auseinanderliegender Begebenheiten, Situationen und Motive nur lose verknüpft und in mehr novellistischer Weise aneinander gereiht. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese „Werke in dramatischer Form" dem Inhalte nach sich in verschiedene Unterabtheilungen bringen ließen, und so entstand denn die Classification nach ihren charakteristischen Merkmalen. „Es waren populäre und daher unbestimmte und schwankende Ausdrücke, um theils den scenischen Apparat, mit dem die Comödien aufgeführt wurden, theils ziemlich vag die Natur des Stoffes, den diese behandelten, zu bezeichnen". So wurden als „Mantel- und Degenstücke" (Comedias de capa y espada) solche Schauspiele bezeichnet, „welche Privatgeschichten aus dem Leben der Gegenwart darstellten und in welchen die Hauptpersonen keinen höheren Rang als den von Cavalieren und Edelleuten hatten, daher auch keines anderen Costüms als des damals in Spanien üblichen bedurften". In sofern in vielen Stücken dieser Gattung die Intrigue herrscht, hat man ihnen auch die nicht immer zutreffende Benennung von „Intriguenstücken" gegeben. „Im Gegensatz zu den erwähnten hießen diejenigen Comödien, deren Handlung aus den Kreisen des Privatlebens heraustrat, zu deren Personal Fürsten und Könige gehörten und die bei der Darstellung einen größeren Aufwand von Costüm, Maschinerie und Decoration erforderten Comedias de teatro, de ruido oder de cuerpo. Hieher gehörten die historischen Schauspiele, die geistlichen mit Wundererscheinungen, die mythologischen, die aus den Sagenkreisen des Mittelalters entlehnten, die phantastischen, auf einen fernen Schauplatz verlegten und mit wunderbaren Begebenheiten erfüllten u. s. w." Zu den Comödien dürfen auch die „Burlesca" und die „Fiesta" gerechnet werden. „Jene behandeln mehrentheils ernsthafte und pathetische Süjets in parodischer Weise, in einer mit Sprichwörtern, Anspielungen, Wortspielen und Redensarten des niedrigsten Pöbels angefüllten Sprache, wo denn alles Großartige und Rührende durch den Gegensatz lächerlich wird". Mit dem Namen „Fiesta" bezeichnete man solche Schauspiele, die bestimmt waren, bei feierlichen Gelegenheiten am Hofe aufgeführt zu werden. Da in diesen mit Musik, Theaterpracht und Zauberwesen verbundenen Stücken häufig die alte Mythologie ausgebeutet ward, so hat man sie öfters als „mythologische Festspiele" bezeichnet; aber eben so häufig mußten die Sagenkreise des Mittelalters, die Ritterromane, die italienischen Heldengedichte den Stoff hergeben. Comedias de figuron nannte man solche Schauspiele, „die eine im Caricaturstil gezeichnete Figur zum Mittelpunkt haben und in ihr irgend ein Laster oder eine lächerliche Gewohnheit geißeln".

(Margin notes: Mantel- und Degenstücke. — Historische, mythologische und andere Stücke. — Burlesca und Fiesta. — Comedias de figuron.)

2. Autos. Eine weitere Gattung bilden 2. die Autos d. h. Akte, geistliche Schauspiele zur Verherrlichung kirchlicher Feste, meistens mit allegorischen Darstellungen. Sie waren entweder zur Erhöhung der Pracht des Fronleichnamstages bestimmt, Autos sacramentales, mit Beziehung auf den Gegenstand des Festes, oder zur Feier der Geburt Christi an Weihnachten (Autos al nascimiento), wobei die Anbetung der Hirten in erster Linie stand. Sie wurden häufig im Freien auf kleinen Schaugerüsten oder in Kirchen und Sacristeien aufgeführt. Die Autos waren Reste der Moralitäten des Mittelalters.

3. Loas. 3. Die Loas (Lobgedichte) sind kleine Vorspiele oder Empfehlungsstücke, welche den Vorstellungen der Comedias und Autos vorhergingen, bald als Monologe, bald als kleine Dramen. Oft wurden diese Prologe, die mit dem darauf folgenden Schauspiel nur in loser Relation stehen, von dem Schauspieldirector beigefügt.

4. Entremeses oder Zwischenspiele „sind kleine burleske Dramen, die bei den Comödien zwischen den Jornadas, bei den Autos zwischen der Loa und dem eigentlichen Auto gespielt wurden. Ihr Stoff ist, mit seltenen Ausnahmen, dem Leben und Treiben der unteren Volksklassen entnommen, aus dem sie irgend eine komische Situation, eine lustige Begebenheit, einen possirlichen Schwank vorführen. Sie geben die Wirklichkeit ganz ungeschminkt und ohne poetische Idealisirung wieder". Bald in Prosa bald in Versen geschrieben dienen sie dem Dichter, die Thorheiten und Lächerlichkeiten der Menschen aufs Launigste und mit echter Komik zu geißeln. 4. Entremeses.

Daß Lope de Vega ein genialer Dichter war, darüber sind alle Kritiker und Aesthetiker einig. „Ihm hatte die Natur nicht allein jene vollkommenste Harmonie aller Seelenkräfte verliehen", urtheilt Schack, „aus welcher die Kunst als die schönste Blüthe des Menschengeistes hervorgeht, er war nicht allein mit allen den Gaben ausgerüstet, die dem großen lyrischen und epischen Dichter eben so nothwendig sind, wie dem dramatischen, mit Fülle und Beweglichkeit des Geistes, mit tiefer Anschauung der Natur und des Lebens, mit Gluth und Erregbarkeit der Empfindung, mit Schwung der Phantasie und des Gedankens; sondern er besaß zugleich im höchsten Grad alle Eigenschaften, welche vorzüglich zum Dramatiker befähigen, die tiefste Kenntniß der Menschen und ihrer Charaktere, den schärfsten Sinn für Erfassung der Leidenschaften, ihrer Ursachen und Wirkungen und im Verein mit einer unerschöpflichen Phantasie und Erfindungsgabe die feinste Verstandesreflexion und jenen ruhig überschauenden Blick, der zur Anordnung und Führung eines dramatischen Planes nöthig ist." Auch seine Virtuosität in Behandlung der Sprache und des Versbaues ist allgemein anerkannt: „Er hat alle Modulationen, die im Gebiete des Sprachvermögens liegen, in seiner Gewalt und weiß eben so den innigen, zum Herzen sprechenden Ton der unmittelbaren Empfindung zu treffen, als die Erzählungen und ausmalenden Schilderungen in ein prachtvolles Gewand zu kleiden, den beflügelten Witz auf dem Wellenspiel der Rede zu schaukeln und dem hinströmenden Erguß der Leidenschaft Worte zu leihen". Daß er hie und da allzu reich ist an Metaphern und künstlichen Wendungen, an Gleichnissen und Bildern, daß er gern mit nutzloser Gelehrsamkeit prunkt, lag zum Theil in der Natur des Volks und in der Sitte der Zeit. Einen großen Theil seines Erfolgs verdankt Lope de Vega der leichten gewandten Versification voll Abwechselung. Kein Versmaß, das sich nur irgendwie mit der Sprache vertrug, ist ihm entgangen; er bediente sich eben so gern der altcastilischen Romanzenmaße als der italienischen Kunstformen. Weniger tief und mannichfaltig erscheint der Dichter oft in der Charakterzeichnung. In den meisten seiner Intriguenstücke begegnet man denselben stehenden Figuren mit gleichen oder ähnlichen Eigenschaften und Rollen; in den geistlichen und heroischen Schauspielen treten allegorische oder mythologische Begriffswesen als Gattungen oder als Träger bestimmter geistiger Potenzen auf. Doch trifft dieser Vorwurf nicht allenthalben zu. In sehr vielen Stücken entfaltet Lope auch ein eminentes Talent zur Charakteristik, eine tiefe Menschenkenntniß und einen seltenen Scharfblick in Erfassung der Leidenschaften, Lope's dramaturgische Eigenschaften.

ihrer Gründe und Folgen. „Er weiß die verborgensten Falten der Seele auseinander zu legen, uns in alle Tiefen des menschlichen Herzens zu führen, alle seine Sympathien und Antipathien zu enthüllen, jede Stimmung und jeden Gemüthszustand aufs überzeugendste zu schildern, und zwar so, daß alle einzelnen Züge zu einem geschlossenen Bilde zusammentreten und die lebendigste, markirteste Individualität darstellen." Wenn in den Charakteren häufig ein unerwarteter, wenig motivirter Wechsel in Gemüthsstimmung und Gesinnung eintritt, so mag dies in dem raschen beweglichen Seelenleben des Spaniers seine Entschuldigung und seinen Grund haben. Mit besonderer Vorliebe hat Lope sich der Schilderung des weiblichen Geschlechts zugewandt. „Niemand hat vielleicht mit mehr Innigkeit, Seele und Wahrheit die Gluth der Neigung, die Standhaftigkeit und die Energie geschildert, deren ein liebendes Weib fähig ist; Niemand mit gleicher Feinheit die Labyrinthe des Frauenherzens entwirrt und alle Pfade verfolgt, welche die Liebe in ihm wandert, von der ersten schüchternen Regung des Gefühls bis zur aufopferndsten Hingebung und zum höchsten Feuer der Leidenschaft; aber auch die Verirrungen, auf die das Weib gerathen, die Tücken und Verrätherstreiche, die es ausüben kann, hat er sich nicht gescheut, mit lebhaftem Pinsel bis ins Einzelne hinein auszumalen." Am meisten Bewunderung haben schon die Zeitgenossen der Kunst und dem Geschicke Lope's in der Zeichnung der unteren Volksklassen gezollt. Niemand weiß getreuer und anziehender Bauern, Landleute, Hirten darzustellen, und er unterläßt keine Gelegenheit Volksscenen aus Stadt und Land anzubringen. Reizend sind die ländlichen Feste und Spiele mit eingewebten Liedern aus der Volkspoesie, die Darstellung des beweglichen südländischen Volkslebens, wie wir es auch bei Cervantes kennen gelernt. Zu den hervorragendsten Eigenschaften Lope's gehört ferner seine Gabe der Erfindung, „die Fähigkeit, aus der Entwickelung der Charaktere und deren Zusammenstellung, aus den Beziehungen zwischen den handelnden Personen und den äußeren Verhältnissen mannichfaltige Begebenheiten und Schicksale, Wendungen und Katastrophen abzuleiten". Daß aber dabei eine gewisse Routine, Einförmigkeiten und Wiederholungen sich einstellten, war bei der großen Productivität nicht zu vermeiden. Namentlich geht in sehr vielen Stücken neben der Hauptgeschichte eine Nebenintrigue her, durch welche jene gewissermaßen parodirt wird; und daß in Lope's scherzhaften Personen gewisse stehende komische Figuren stets wiederkehren, wurde schon erwähnt.

Dramatische Werke. Geschichtliche Stücke.

Eine große Zahl der Komödien Lope's de Vega führt Gemälde aus der spanischen Geschichte und Sage vor. Alle Nationalhelden, welche die spanischen Romanzen und Volkslieder verherrlichten, vom alten Gothenkönig Wamba, vom Verrath des Grafen Julian und dem tragischen Untergange Rodrigo's bis zum Grafen Fernando Gonzalez, dem ersten König von Castilien, bis zu den Kämpfen unter den „Zinnen von Toro", worin der Cid die Hauptrolle spielt, bis zu Bernardo del Carpio, den Kindern von Lara im „Bastard Mudarra", sie alle werden von dem für den Ruhm und die Ehre seines Vaterlandes begeisterten Dichter mit ihren Kämpfen um Liebe und Ehre in dramatischen Stücken vorgeführt; alle die großen Ereignisse der spanischen Geschichte,

der Bruderkrieg zwischen Peter dem Grausamen und Heinrich von Trastamara, die Verherrlichung der Jungfrauen von Simancas, die ihre Vaterstadt von einem schimpflichen Tribut an die Ungläubigen befreit haben sollen, der Sturz des Alvaro de Luna, das tragische Geschick des Prinzen von Viana, die Verlobung Ferdinands und Isabella's, der Maurenkrieg von Santa Fé, die Entdeckung der Neuen Welt durch Columbus, „der große Feldherr" u. a. m. liefern ergiebige Stoffe für dramatische Darstellungen, in denen die Ereignisse lebendiger und anschaulicher behandelt sind als in den alten Chroniken. In allen diesen Stücken „weiß Lope die Lebenspunkte jeder Zeit in ein treues Bild zu sammeln und läßt uns in dem Aufblühen und Hinwelken der Generationen das geheime Weben, das Schaffen und Zerstören des Weltgeistes ahnen". Auch das allbekannte Stück „der Stern von Sevilla", eine Verherrlichung spanischer Loyalität, die Carbonera, die unter Köhlern verborgene Schwester Peters des Grausamen la Niña de Plata u. a. stehen auf dem Boden der nationalen Geschichte, wenn auch mit romantischen Zügen aus Sage und Dichtung ausgeschmückt. Neben der spanischen Geschichte schöpfte Lope auch aus den Annalen anderer Völker Stoffe für historische Stücke, so aus der portugiesischen: „der vollkommene Fürst" (König Johann II.) u. a. m.; aus der römischen: „Das brennende Rom" (Nero mit den Zügen eines spanischen Ritters); aus der italienischen Geschichte: „die Strafe ohne Rache", die in Lord Byrons Parisina behandelte tragische Liebesgeschichte der Herzogin von Ferrara zu ihrem Stiefsohn, und die Königin Johanna von Neapel; aus der deutschen Geschichte: „Ottokar von Böhmen"; aus der russischen: „der Großfürst von Moskau", die entstellte Geschichte des falschen Demetrius. Alle der Fremde entlehnten Stücke tragen übrigens spanisches Gepräge aus des Dichters Zeit an sich. Von geringerem Interesse sind die mythologischen Schauspiele Lope's, meistens Festspiele, wobei es mehr auf die Pracht der Aufführung ankam als auf den Inhalt der Dichtung („Perseus", „das Labyrinth von Kreta", „Adonis und Venus" u. a.) Von ähnlicher Art ist eine Reihe von Schauspielen, deren Inhalt den Sagenkreisen des Mittelalters entnommen ist, wie mehrere dramatisirte Erzählungen, die von Karl dem Großen und seinen Paladinen, besonders Roland, handeln, wie „die schöne Magelone" und einige Episoden aus Ariost. „Die Herzogin von Amalfi", die „Castelrines und Monteses", „La Quinta di Florencia" u. a. stammen aus den italienischen Novellen des Bandello, woher auch Shakespeare für Romeo und Julie und andere englische Dichter ihre Stoffe geschöpft haben. Eine Anzahl von Stücken können als „dramatische Novellen" bezeichnet werden. „Wir meinen solche Schauspiele, in denen die Scenen nur locker und ohne eigentlich dramatischen Plan aneinander gereiht sind, und die ferner durch Anhäufung romanhafter und wunderbarer Ereignisse den Eindruck des Ungewöhnlichen und Außerordentlichen bezwecken". Sie spielen meistens in fremden und unbekannten Ländern, bewegen sich auf einem vagen geographischen und historischen Boden und scheinen Ritterromanen entnommen zu sein. Dahin gehört „der neue Pythagoras", eine wunderliche Vermischung der verschiedenartigsten Elemente, die Ausgeburt einer ungezähmten Einbildungskraft; „La Octava maravilla", wo der Schauplatz zwischen Bengalen, den canarischen Inseln und Spanien wechselt; „La donzella Teodor", eine gelehrte und gebildete Jungfrau als Sclavin; „El Animal de Ungria", eine verstoßene ungarische Königin, die, in Thierfelle gehüllt, die Kinder ihres treulosen Gemahls raubt, u. a. m. Kunstvoller ist das Drama „La fuerza lastimosa", dessen Grunddidee die bekannte Romanze vom Grafen Alarcos bildet; „Don Lope de Cardona", wunderliche Schicksale, Liebesabenteuer und Erlebnisse eines spanischen Ritters; „die schöne Alfreda"; „die verfolgte Laura" u. a. m. Zu den berühmtesten Stücken dieser Gattung gehört „die Sclavin ihres Geliebten", ein Drama von hoher Schönheit, in dem die herrliche Gestalt eines großherzigen, sich für den Geliebten aufopfernden Weibes hervorsticht.

Mythologische und romantische Schauspiele.

Dramatische Novellen.

Mantel- und Degenstücke. Die reichste Phantasie und das größte dramatische Talent entfaltet Lope de Vega in denjenigen Schauspielen, die man gewöhnlich als Intriguen- oder Charakterstücke oder nach der malerischen Volkstracht der handelnden Personen als „Mantel- und Degenstücke" bezeichnet, die aber Schack unter dem allgemeinen Namen „Lustspiele" zusammenfaßt, sofern man darunter nicht Possen, sondern heitere Lebensbilder versteht, welche die menschliche Natur in den mannichfachsten Verwickelungen nnd Verkettungen abspiegeln, das gesellschaftliche Zusammenleben in den Wechselverhältnissen der Leidenschaften und Begierden, der Launen und Stimmungen, der Liebe und Galanterie darstellen. Die meisten dieser „Lustspiele" sind ausgezeichnet durch Reichthum in Erfindung, durch Anmuth und Leichtigkeit der Diction in allen Stufenleitern der Conversation, durch die feinste Analyse des menschlichen Herzens und seiner Gefühle, durch spannende Anlage im witzigen oder ernsthaften Spiel der Intriguen. „In diesen Lustspielen des Lope de Vega strahlt die Flamme des Genies im reinsten Glanze und in den mannichfaltigsten Brechungen. Mag die Anlage und Durchführung des ganzen Planes oder die sorgfältige Pflege des Einzelnen, mag die Erfindung der Handlung oder ihre entsprechende Ausführung ins Auge gefaßt werden, überall zeigt sich der vollendete Meister, überall erfreut und beglückt uns der üppigste Reichthum der Phantasie, die gutmüthigste, liebevollste Laune, der Adel und die Reinheit der Gesinnung, der durchdringende Blick in die Tiefe der Seele." Diese Kinder der poetischen Productionskraft, rasch erzeugt und ausgebildet, enthalten eine reiche Ausstellung der verschiedenartigsten Gemälde aus der Welt der Wirklichkeit und der Dichtung, meistens in heiterer Laune, voll Witz und Scherz, mitunter auch in ernsteren Situationen. Liebesverhältnisse und Galanterie, nicht selten voll Muthwillen, Schlüpfrigkeit und leichtfertiger Moral, nehmen einen breiten Raum ein, und der Gracioso oder die lustige Person ist eine unentbehrliche Figur. Die Zahl der Stücke aus dieser Gattung, wovon manche an Plautus und Terenz erinnern, beträgt über hundert, und viele davon dienten andern Dichtern als Vorbild oder Quelle. Zu den bekanntesten und beliebtesten derselben gehören „die Wittwe von Valencia", eine Fundgrube heiterer Scherze und komischer Situationen zwischen einer jungen Wittwe und ihren Freiern; „der Stahl von Madrid", worin das neuentdeckte Heilmittel als Schlüssel zu Liebesintriguen verwendet wird, ein Stück voll Leben und Heiterkeit, von dem man einige Züge in Molière's „Arzt wider Willen" findet; „die St. Johannis-Nacht" (la noche de San Juan en Madrid) aus der späteren Zeit des Dichters. Dieses treffliche Schauspiel, das die Verwickelungen einer Doppelliebe zur Grundlage hat und viele Anspielungen auf hohe Personen und auf Volkssitten enthält, wurde vom Herzog von Olivarez für ein prachtvolles Fest bestellt, welches er dem König Philipp IV. in der Johannisnacht 1631 in einem der Gärten Madrids gab, und vor dem ganzen Hof aufgeführt. „Die größte Unmöglichkeit", ein Weib zu hüten, gibt die Intriguen zu einem andern reizenden Stück, das in Neapel spielt. „Die Thörin für Andere und Weise für sich selbst" handelt von einer Fürstin von Urbino, die sich einfältig und thöricht stellt und sich dadurch die väterliche Herrschaft und die Hand ihres Geliebten erwirbt, ein Lustspiel voll ergötzlicher Scenen. Im „Lohn des guten Leumundes", einem Stück voll Liebesintriguen, will man in dem Haupthelden Züge aus Lope's eigenem Leben erkennen. Manche Lustspiele bewegen sich ganz im Volksleben, wie „die Wasserschöpferin"; „der Weise zu Hause" (El cuerdo en su casa); „die Gefangenen in Algier" mit ergreifenden Scenen, die dem Cervantes entlehnt waren. Die Schäferspiele „La pastoral de Iacinto" und „La Arcadia", ein reizendes Naturgemälde, gehören der Jugendzeit des Dichters an.

Geistliche Schauspiele. Um die Geistlichkeit zu beruhigen, die an den weltlichen Schauspielen mit ihren Liebesgeschichten und lockeren Sitten oft Anstoß nahm und ab und zu sogar Verbote

gegen theatralische Vorstellungen auswirkte, verfaßte Lope de Vega eine Anzahl geistlicher oder religiöser Stücke, die nach alter Sitte an den Kirchenfesten zur Aufführung kamen. Mehr zur Befriedigung der Schaulust des Volkes bestimmt, sind sie schwach an poetischem Inhalt und dichterischer Anlage. „Viele der dramatisirten Lebensgeschichten der Heiligen bieten gar keine Einheit der Handlung dar, und die Verwilderung der Composition erreicht in der bunten Vermischung verschiedenartiger Elemente, des Religiösen und Profanen, des Buchstäblichen und Allegorischen, des Ernsten und Burlesken den äußersten Grad. Spitzfindige theologische und scholastische Discussionen stellen sich dicht neben profane Liebesscenen; Engel und Teufel, das Christkind und die Jungfrau Maria, Heilige und symbolische Figuren treiben sich neben Königen, Bauern, Studenten und Spaßmachern auf den Brettern umher. Anachronismen und Verletzungen des Costüms kommen hundertfach vor. Es scheint, als sollten alle Unwahrscheinlichkeiten und Incongruenzen der Dichtung durch den Glauben gerettet werden." Die geistlichen Schauspiele enthalten bald biblische Gegenstände, wie „die Geburt Christi", „die Erschaffung der Welt und des Menschen erste Sünde"; bald Geschichten von Heiligen, wie „der Cardinal von Belen", monströse Darstellungen aus dem Leben des Hieronymus; „San Nicolas de Tolentino"; manche sind durch eingestreute Volkslieder belebt, wie „der Heil. Isidor von Madrid", den Lope vielfach verherrlicht hat. Von dichterischer Anlage, wenn auch in einzelnen Scenen graß und wild, ist das Stück „das erfüllte Vertrauen (la fianza satisfecha), ein zum Märtyrer bekehrter verlorener Sohn; „das unschuldige Kind von Guardia" ist von fanatischem Haß gegen die Juden erfüllt, aber von hoher Schönheit.

Verschieden von diesen geistlichen Schauspielen sind die Opferdarstellungen, die Autos sacramentales, die an den Fronleichnamsfesten auf den Straßen aufgeführt wurden, Schauspiele mit allegorischen Figuren zur Erbauung des Volkes. Wir wissen, daß solche Aufführungen von jeher in Spanien üblich gewesen und einen wesentlichen Bestandtheil der Festtage bildeten. Auch diesen zur Verherrlichung der Transsubstantiation bestimmten Stücken, die kaum in das Gebiet der dramatischen Kunst zu zählen sind, wußte Lope de Vega eine höhere poetische Bedeutung zu geben. „In seinen Autos begegnen wir einer Fülle von echt allegorischen Gestalten, die nicht blos Repräsentanten von Begriffen sind, sondern gleichsam wieder zu Individualitäten werden und uns für ihr Sein und Handeln, ihr Denken und Wollen aufs Lebhafteste interessiren, und die Metaphysik wird, ohne sich selbständig und auf Kosten der Poesie geltend zu machen, durch die Handlung selbst zu poetischer Intuition gebracht." In den allegorischen Figuren der Lope'schen Autos sind bald menschliche Verhältnisse, Seelenzustände, Tugenden und Laster personificirt, bald die Eigenschaften Gottes, bald die Symbole der Kirche, bald die Elemente, die Naturprodukte, die Länder und Völker der Erde, die verschiedenen Religionen u. s. w. Eine wunderbare Welt öffnet sich vor den Zuschauern; „Schwindel erregende Tiefen des Denkens thun sich auf, wunderbar-räthselhafte Gestalten entsteigen der Finsterniß, und die dunkelrothe Flamme der Mystik leuchtet in den geheimnißvollen Born hinein, aus dem alle Dinge entspringen." In der „Reise der Seele" tritt die Seele als weißgekleidete Jungfrau auf, die Erinnerung als rüstiger, wohlgebildeter Jüngling, der Wille in bäurischer Tracht, der Teufel als Schiffsherr, die Leidenschaften und Begierden als Matrosen. In den „aventuras del Hombre" wird das Geschick des Menschengeschlechts vom Sündenfall bis zur Erlösung, in dem Auto „die Brücke der Welt" die beseligende Macht der göttlichen Liebe gegenüber dem Leviathan, dem Fürsten der Finsterniß, sinnbildlich dargestellt. „Der himmlische Gutsherr" ist ein Bild des „auserwählten Volkes" in seinen Verirrungen und Sünden, „die Ernte" (La siega) eine Veranschaulichung der Parabel vom Weizenfeld; „die Rückkehr aus Aegypten" ist belebt

Autos.

mit Hirten und Zigeunern, mit Romanzen und Volksliedern; „der verlorene Sohn" gleicht an Abwechselung der Situationen den weltlichen Stücken.

Loas und Entremeses. Von den Loas und Entremeses, den kleinen Vor- und Zwischenspielen, von denen gleichfalls eine nicht unbeträchtliche Zahl sich erhalten hat, ist früher die Rede gewesen. Scherzhafte Scenen aus dem gewöhnlichen Leben, mitunter auch Parodien auf Romane, wie „Melisendra" oder kleine dramatische Possenspiele, wie das durch Holcroft auch auf die englische Bühne gebrachte Stückchen „der getäuschte Vater" (der die verkleidete Tochter ihrem Liebhaber zuführt, von dem er sie sorgfältig abgeschlossen zu haben meint), liefern diese kleinen Piecen eine Fülle von Witz, Humor und komischen Situationen. Wie die geistlichen Schauspiele und die Autos an die mittelalterlichen Mysterien und Moralitäten sich anschließen, so diese Vor- und Zwischenspiele an das alte Volksschauspiel mit seiner Derbheit und muthwilligen Ausgelassenheit.

Dramatische Dichter neben Lope. Durch Lope de Vega wurde Madrid, seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Hauptstadt Spaniens, der Mittelpunkt der Theaterdichtung und des Schauspielwesens, der Sammelplatz der dramatischen Dichter der ganzen Halbinsel. Jene eifrigen Jünger der Poesie, die wir früher als Genossen Lope's in Valencia kennen gelernt, Francisco de Tarrega („die geneigte Feindin"), Gaspar de Aquibar („der Kaufmann als Liebhaber"; „das Glück wider Hoffen"); der kräftige Guillen de Castro, der Autor der „Jugendthaten des Cid", der Quelle von Corneille's Drama, des „Grafen Alarcos" und mehrerer Stücke, die er aus Cervantes' Don Quixote und Novellen entlehnt; Velez de Guevara, ein Dichter voll Pracht und Majestät („der König geht dem Blute vor", die Sage von der Ermordung des Sohnes Alonso's Perez de Guzman, des Getreuen vor Tarifa; „Diana auf den Bergen"; das düstere Stück „die Herrschaft nach dem Tode", das Schicksal der Inez de Castro u. a. m.); der unglückliche, später in Wahnsinn verfallene Montalvan, der lobrednerische Biograph Lope's („die Pflichterfüllung"; „die Liebenden von Teruel", auf einer volksthümlichen Liebessage beruhend; „die doppelte Rache" u. a.), sie alle zogen nach Madrid, und ihr Talent war hervorragend genug, daß sie auch neben dem „Beherrscher der Bühne" sich als dramatische Dichter hervorzuthun vermochten. Auch Geistliche folgten dem Zuge der Zeit zur Theaterdichtung, unter ihnen ein jüngerer Zeitgenosse und Rivale von Lope, Gabriel Tellez, bekannt und berühmt unter dem Namen Tirso de Molina, ein höchst begabter Dichter von reicher Phantasie und Erfindungskraft und von großer Gewandtheit in Diction und Versbau, dessen „Lustspiele" zu den reizendsten gehören, die je gedichtet worden. Durch die Kühnheit seiner Satire und durch seine muthwillige Laune gab er manchmal Anstoß, so daß im Beichtstuhl und bei der Inquisition gegen seine Stücke gearbeitet wurde. „Wie Bienen durch Rosenbüsche, schwärmt er durch die Blumengärten der üppigsten Dichtung", urtheilt von Schack; „er hat zwar Stacheln wie sie, aber auch ihren Honig. Er schont weder die Mächte des Himmels noch der Erde, aber alle Wunden, die er schlägt, heilt der süße Balsam der Poesie. Die Kühnheit seiner Ausfälle auf die Großen der Erde, auf Hof und Hofleute, auf Geistliche und Mönche ist einzig in der spanischen Literatur; aber über dem Ganzen weht der Anhauch einer gutmüthigen Ironie." In der Darstellung ausschweifender Liebesintriguen, die oft auf den verfänglichsten Wegen wandeln, überschreitet Molina nicht selten die Schranken der Sitte und des Anstandes. Und dabei gehörte der Verfasser einem strengen Mönchsorden an! In dem berühmten Stück „der Verführer von Sevilla und der steinerne Gast" wird zum erstenmale die Don Juan-Sage in ihrer ganzen Kühnheit und Verworfenheit vorgeführt und hat seitdem, besonders in der Bearbeitung von Zamora, ihren Weg über Italien nach Frankreich und nach allen Ländern Europa's gefunden. Das beliebteste Stück von Tirso war in Spanien „Don Gil mit den grünen Hosen", eines der gelungensten Intriguenstücke der spanischen

Bühne. „Der Blöde im Palast" lehnt sich an die Geschichte des portugiesischen Regenten Dom Pedro an (IX, 425). „Das Landmädchen der Sagra" enthält reizende idyllische Scenen. In der farbenreichen historischen Trilogie „die Thaten der Pizarros" bilden die Schicksale und Abenteuer der Eroberer von Peru den Inhalt. Uebrigens „liegt das hervorragende Verdienst von Tirso's Dramen nicht in der Künstlichkeit des Plans, in der Oeconomie der Einheit des Ganzen, sondern in der Mannichfaltigkeit und dem Reiz der Situationen, in der Frische und Lebendigkeit der Charakteristik, in dem Farbenschmelz der Bilder, in der Fülle des Witzes und in dem poetischen Glanze der Diction". Dagegen wird getadelt: „die zu große Aehnlichkeit seiner Charaktere und Ereignisse untereinander, die zu häufige Erscheinung verkleideter Damen und die rücksichtslose Unanständigkeit einiger seiner Geschichten". Auch der Geistliche Mira de Mescua, in seinen jüngeren Jahren neben den beiden Argensola ein Genosse des kunstliebenden Grafen Lemos, Vicekönigs von Neapel, wo er die Stelle eines Domherrn bekleidete, bereicherte später die Bühne von Madrid mit geistlichen und weltlichen Schauspielen, die vielfach benutzt und nachgeahmt wurden („der Sklave des Teufels", „der tapfere und treue Liebhaber", „die Prüfung der Ehemänner", „die unglückliche Rahel" u. a.) Ein anderer geistlicher Ordensgenosse von Cervantes und Lope, Joseph de Valdivielso, war gleichfalls ein Mitstreiter auf dramatischem Gebiete, meistens in geistlichen Stücken: „der verlorene Sohn", „der Baum des Lebens" und „der Schutzengel", zwei allegorische Spiele u. a. m. Aus allen Ständen gingen damals dramatische Dichter hervor; denn die Muse brachte fast eben so viel Ehre und Ruhm als das Schwert. Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza, aus einem nach Neuspanien ausgewanderten Zweige dieser angesehenen Familie stammend und in Madrid als hoher Beamter und Edelmann sich in den vornehmsten Kreisen bewegend, hat viele durch Gediegenheit des Inhalts wie durch Trefflichkeit der Anlage und Diction hervorragende Schauspiele verfaßt, die zwar vom Volke wenig beachtet, aber von Anderen vielfach benutzt wurden. Er schöpfte meistens aus der nationalen Geschichte und Sage, die er mit romantischem Schwung behandelte: „Der Weber von Segovia" in zwei Theilen, ein spanischer Räuber Moor; „die verdächtige Wahrheit", das Vorbild zu Corneille's „Lügner". Das treffliche Stück „Wie man Freunde erwirbt" (Ganor amigos) führt dem Zuschauer die unruhige und bewegte Zeit Pedro's des Strengen vor Augen; „Grausamkeit für die Ehre", eine Sage aus der aragonischen Geschichte. Diego Ximenez de Enciso hat sich durch zwei historische Dramen über das Leben Karls V. in San Juste und über Don Carlos den Ruhm eines tiefen Charaktermalers erworben.

Mescua. Alarcon. † 1639. Enciso

Alle diese Dichter, denen wir noch eine große Zahl anderer beifügen könnten, wie den Verfasser des volksbeliebten großen Schauspiels „der Teufel als Prediger", zur Verherrlichung des Franciscanerordens, gehörten der Schule Lope's de Vega an und folgten mit mehr oder minder Originalität und Talent den von jenem großen Meister aufgestellten Vorbildern und Beispielen. Durch ihre vereinte Thätigkeit erlangte in der zweiten Hälfte des sechzehnten und in der ersten des siebenzehnten Jahrhunderts das Schauspielwesen und die dramatische Poesie in Spanien eine Bedeutung, Verbreitung und Vollendung, wie wohl kaum bei irgend einem andern Volk oder zu irgend einer andern Zeit. Nicht nur in den größeren Städten wurden die Theater erweitert und vermehrt, auch in kleineren Orten wurden die nothwendigen Gebäude, Apparate und Garderoben zu dramatischen Vorstellungen hergerichtet und selbst auf dem Lande in den Dörfern zogen wan-

Die spanische Bühne.

dernde Schauspielertruppen umher, die zwar nicht im besten Rufe standen, aber durch ihr Spiel und durch den Reichthum ihres Repertoire die Menge ergötzten. Die Vorstellung geschah meistens am Tag, und mit Bühne und Decoration nahm man es nicht genau. Dem spanischen Volk ging kein Vergnügen über die Komödie. Die Kirche begünstigte oder duldete doch diese Volksbelustigung, weil die Theater meistens mit Hospitälern und andern Wohlthätigkeitsanstalten verbunden waren und somit die unter geistlicher Verwaltung stehenden Einkünfte zu frommen Zwecken vermehrten. Wir haben ja gesehen, mit welchem Eifer und Erfolg viele Kleriker selbst an der Theaterdichtung Theil nahmen. Erst gegen Ende der Regierung Philipps II. traten rigorosere Ansichten zu Tage; am Hofe nahm man Anstoß an den vielen unsittlichen und schlüpfrigen Situationen, an der moralischen Schlaffheit, die in so vielen Stücken dem Volke vor Augen geführt wurden und allgemeines Wohlgefallen fanden; die Inquisition und die hohe Geistlichkeit blickten mit Besorgniß und Aengstlichkeit auf die verderblichen Beispiele und Vorbilder, welche die Volksschauspiele auf die Bretter brachten. So ergingen denn wiederholt Verbote oder beschränkende Verordnungen gegen die Theater; die Stücke wurden censirt und theilweise untersagt, manche gänzlich der Aufführung entzogen. Aber alle diese Maßregeln waren nicht vermögend, die spanische Schauspiellust, die im ganzen Nationalleben Wurzel und Boden gefaßt hatte, zu unterdrücken. Selbst bei Hof und in den Kreisen der Vornehmen war man zu sehr an diese Vergnügungen gewöhnt, als daß die Hemmnisse hätten von Dauer sein können. Nach dem Tode Philipps II. kamen wieder mildere und nachsichtigere Zeiten; und wenn auch die Inquisition fortwährend das Theaterwesen unter ihrer Obhut und Zucht hielt und der Ausgelassenheit oder Keckheit Schranken setzte: so lange der spanische Volksgeist noch nicht ganz geknickt war, gehörten Schauspiele und öffentliche Darstellungen zu den liebsten Belustigungen, zu den wesentlichsten und heitersten Bestandtheilen der Volksfeste, zu dem gesammten öffentlichen, lauten und beweglichen Volksleben, zu einem der bedeutsamsten Elemente nationaler Lebensgestaltung, des Herkommens und der Tradition. Noch weniger vermochte der ästhetische und dramaturgische Einspruch und Widerstand den Lauf und die Herrschaft der Volksschauspiele aufzuhalten. Wir wissen, wie sehr die klassische Dichtkunst, sowohl die des Alterthums als die der Italiener den Strom der eingebornen und überlieferten Poesie in der pyrenäischen Halbinsel zu hemmen und abzulenken suchte und wie mancher Bach eigenthümlichen Dichtergeistes versiechte: es konnte nicht fehlen, daß dieser Kunstformalismus auch auf das dramatische Feld einzudringen, auch hier die naturwüchsigen Pflanzen und wilden Blumen der Volksromantik zu vertilgen suchte, um für die regelrechte Tragödie und Komödie Boden zu gewinnen und dem Ueberspringen der Formen, der dramaturgischen Ungebundenheit ein Ziel zu setzen. Es fiel den Verehrern des Classicismus, einem Artieda, Cristoval de Mesa, einem Villegas, Argensola und Suarez de Figueron nicht so gar schwer, ihre kritischen und satirischen Hebel in die Lücken und schad-

haften Stellen der spanischen Bühnendichtung einzusetzen, das handwerksmäßige Verfahren, die überfluthende Fabrikthätigkeit der dramatischen Dichter, ihre geographischen und historischen Irrgärten zu verspotten, die aus tragischen und komischen Elementen, aus Leuten aller Stände, aus Pathetischem und Scurrilem gemischte Bühnenwelt als eine Verirrung der Kunst, als genialische oder phantastische Regellosigkeit darzustellen und an der Hand des Aristoteles auf weise Begrenzung, auf Eintheilung und Ordnung zu bringen; ihre Ausstellungen waren nicht ungegründet; aber Natur und Gewohnheit waren mächtiger als alle Kunstdoctrin; die Komödie mit ihren stehenden Figuren, ihren Possenreißern, ihrem komischen Apparat von Verkleidungen und Verwechselungen, ihren stereotypen Helden und Liebhabern verschwand nie von der spanischen Bühne, und das Publicum blieb seiner Neigung für gemischte Eindrücke und Empfindungen, für den Wechsel von Ernst und Heiterkeit, von Furcht und Lachen nach wie vor getreu und erbaute und amusirte sich zugleich an der Mystik und Allegorie der Altarstücke. „In allen ihren verschiedenen Gestaltungen," sagt Ticknor, „die geistlichen Schauspiele mit eingeschlossen, in allen ihren mannichfaltigen Nebenreizen bis zum Hersagen alter Romanzen und bis zur Darstellung der Volkstänze hinab, hat sich die spanische Bühne in weit höherem Grade als irgend eine andere unmittelbar an das ganze spanische Volk gewendet." In dieser innigen Wechselbeziehung zwischen Dichter, Schauspieler und Publicum lag der Hauptgrund der Blüthe des Schauspielwesens in Spanien.

3. Das spanische Theater auf der Höhe. Calderon.

Auf einem reichen Fruchtfelde baute der größte dramatische Dichter Spaniens, Calderon de la Barca, die unsterblichen Werke seines Genius auf. Seinem Talente kamen die Zeitumstände trefflich zu Statten: ein dem Schauspielwesen in hohem Grade zugewandter König, Philipp IV., nebst seinem Hofe, ein für theatralische Aufführungen empfängliches und schwärmerisch eingenommenes Volk, das mit Verständniß und kritischem Urtheil sich zu den Vorstellungen drängte, eine Fülle von Bühnendichtungen jeder Art, in denen alle Stoffe, alle Gattungen und Formen in entsprechender Weise behandelt waren, gewandte Schauspieler und eine Uebung und Tradition in den Darstellungen, wie sie bei keiner anderen Nation gefunden werden. Rechnet man dazu noch das neue prachtvolle Theatergebäude in Buen Retiro, wo ein auserwählter Zuschauerkreis um König und Hof geschaart den mit dem größten Pomp verbundenen, durch alle verwandten Künste gehobenen Aufführungen beiwohnte, nicht zu gedenken der übrigen Schauspielhäuser, älterer wie neuerer, in Madrid und in den Landstädten, der zahllosen Wandertruppen, der theatralischen Spiele in den Palästen der Granden und auf der Straße; rechnet man noch ferner hinzu die Gunst, die Auszeichnung, den glänzenden Lohn, der dem Dichter zu Theil ward, so wird man begreiflich finden, wie in einer Zeit, da die Größe und Machtstellung Spaniens bereits dem Untergang zuneigte, die

Günstige Verhältnisse.

dramatische Poesie den Höhepunkt ihrer Blüthe zu erreichen vermochte, wie ein glänzender Sternenhimmel von poetischen Talenten in die beginnende Dämmerung hineinleuchten konnte. Die Gattungen wurden nicht wesentlich vermehrt; durch Lope de Vega und seine Schule waren alle Formen und Charaktere ausgebildet, waren alle Richtungen angebahnt, war für alle Bedürfnisse und Gelegenheiten vorgesehen worden, so daß die Dichter nur die betretenen Wege verfolgen, verbessern und verschönern durften, um das Schauspielwesen und die dramatische Kunst zur Vollendung zu führen; nur die „Comedias de Figuron", in denen eine als Zerrbild gehaltene lächerliche Figur, meistens ein eingebildeter und prahlerischer Narr, vorkam, nahmen einen größeren Raum ein, und die kleineren Zwischenspiele wurden mehr ausgedehnt und durch Mummereien und Gesänge erweitert („Saynetes").

Calderon 1601—1681. Pedro Calderon de la Barca wurde am ersten Tag des Jahres 1601 zu Madrid geboren, wo sein Vater Schriftführer am Schatzamte war. Wie Lope de Vega stammte auch Calderon aus einer alten Adelsfamilie, die ursprünglich im Thale Carriedo, unter den Gebirgen von Burgos, ansässig war. Nachdem er in einer Jesuitenschule den vorbereitenden Unterricht genossen, bezog er die Universität Salamanca, wo er der Rechtswissenschaft und andern Studien eifrig oblag, zugleich aber schon in den ersten Jünglingsjahren sich in der dramatischen Poesie versuchte. Nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt trat er als Mitbewerber in den poetischen Wettkämpfen auf, die sich an die Selig- und Heiligsprechung Isidors knüpften (S. 276), und erntete von dem Kampfrichter Lope de Vega Lob und Anerkennung. Aus Neigung für den Soldatenstand trat er in das Heer, machte die Feldzüge in Mailand (1625) und in den Niederlanden mit und sammelte Lebenserfahrungen, die seinen dichterischen Arbeiten zu statten kamen. Aus dem Felde rief ihn König Philipp IV. an den Hof zurück, und übertrug ihm die Leitung und Anordnung der Festspiele und der theatralischen Aufführungen im Palast von Buen Retiro. Diese Jahre widmete Calderon großentheils der Dichtkunst, mit solchem Erfolg, daß er schon in einem Alter von 32 Jahren als Dramatiker überall bekannt und berühmt war. Bald wurde er das Haupt der königlichen Bühnen; zur Belohnung seiner Verdienste ernannte ihn Philipp IV. zum Ritter von Santiago. Da geschah es im J. 1640, daß alle Ritterorden aufgeboten wurden, um einen in Catalonien ausgebrochenen Aufstand zu unterdrücken. Auch Calderon meldete sich zur Theilnahme; um ihn zurückzuhalten übertrug ihm der König ein neues Schauspiel; allein der Dichter wußte beiden Pflichten zu genügen; durch das in großer Eile ausgearbeitete Drama „Kampf der Liebe und der Eifersucht" befriedigte er den Monarchen und diente dann tapfer als Ordensritter in dem Feldzug, bis der Aufruhr gestillt war. Durch die Anordnung und Beschreibung der Festlichkeiten bei Gelegenheit der Vermählung des Königs mit Anna Maria von Oesterreich im J. 1649 erwarb er sich die Hofgunst in noch höherem Grade. Er erhielt eine ansehnliche

Leibrente und da er einige Jahre nachher in den geistlichen Stand trat, die Stelle und die Einkünfte eines Ehrenkaplans des Königs und andere Pfründen. Wir haben früher gesehen, wie wenig die priesterlichen Pflichten der dichterischen Muse Abtrag thaten: wie Lope so verfaßte auch Calderon die meisten seiner Stücke während seines geistlichen Amtes. Nicht nur daß er für die großen Kirchenfeste in Madrid, Toledo, Sevilla, Granada besonders am Fronleichnamstag, die begehrten Autos oder Opferdarstellungen lieferte, er fand auch noch Zeit zur Ausarbeitung einer Menge von Comödien, zu Canzonen, Sonetten, Romanzen und andern Gedichten. Bis an sein Lebensende am 25. Mai 1681 fuhr Calderon in seiner dichterischen Thätigkeit fort und erlangte solchen Ruhm, daß bei seinem Tod nicht nur in Spanien, sondern auch in Lissabon, Mailand, Rom und Neapel kirchliche Trauerfeste angeordnet wurden. Er war mehrere Jahre vor seinem Ende der Congregation von San Pedro beigetreten und diesem Priesterverein hatte er auch sein ansehnliches Vermögen zugewendet. In der Salvadorskirche dieser Bruderschaft wurde er ohne Gepränge beigesetzt. Seit 1840 ruhen aber seine Gebeine unter einem schönen Grabdenkmal in der prächtigen Kirche „Unserer lieben Frau von Atocha". Da schon während seines Lebens die Buchdrucker eine Menge Stücke unter seinem Namen herausgaben, die gar nicht von ihm herrührten, so hat er selbst auf Bitten seiner Verehrer ein Verzeichniß seiner Dramen entworfen, die zum Theil erst nach seinem Tod gedruckt wurden. Demgemäß hat Calderon 73 Opferdarstellungen (Autos sacramentales) mit den dazu gehörigen Vorspielen (Loas) und 108 Schauspiele verfaßt. Aber nicht alle sind in seinen gesammelten Werken enthalten.

Auf Calderons Haupt wurde aller Glanz spanischer Poesie gehäuft; man nannte ihn den „göttlichen" und nach dem großen britischen Dichter sind seine Werke in der ganzen gebildeten Welt am meisten verbreitet. Aber ein guter Theil dieses Ruhmes muß an die Vorgänger abgegeben werden. Wir wissen, daß Calderon eine reiche Erbschaft dramatischen Kunstlebens angetreten hat; dieses ererbte Gut wohl verwaltet, verbessert und vermehrt zu haben, ist sein Hauptverdienst. „Er stellte sich auf die Schultern seiner Vorgänger", bemerkt von Schack; „er übernahm das spanische Schauspiel wie er es überkommen hatte, in allen seinen Modificationen und mit allen seinen Gattungen, ohne an den Grundlagen des herrschenden Systems zu rütteln; aber er suchte alle Keime des Guten, die er vorfand, durch sorgfältige Pflege zur höchsten Blüthe zu zeitigen, alle unentwickelten Anlagen auszubilden, das Eckige abzuschleifen und das Lücken- und Sprunghafte zu innerem organischen Zusammenhang zu führen. Er schloß sich aufs Engste an seine Vorgänger an, borgte sogar die Gerüste ihrer Stücke, ihre Erfindungen und Pläne, entlehnte ihnen einzelne Scenen und behielt bei, was ihnen schon gelungen war, aber er verarbeitete nun das fremde Gut mit so feinem künstlerischen Sinn, bildete es so glücklich um und fort, machte so viele und so treffliche eigene Zusätze, daß er das Ganze mit vollem Rechte als sein Eigenthum an-

Seine Stellung und Eigenschaften.

sprechen konnte. An das Vorhandene sich anlehnend hat Calderon somit die gegebenen Elemente aufs Kunstvollste in andere und bessere Ordnung gestellt, das Vereinzelte gesammelt, dem Zerstreuten seinen richtigen Platz angewiesen, und endlich alles Unsichere und Schwankende zu Ruhe und Stätigkeit gebracht". Mit einer sorgfältig durchdachten Anlage und Disposition, worin die Handlung einer natürlichen Entwickelung und Lösung entgegengeführt wird und wie in einem kunstvollen Gewebe alle Fäden geschickt gelegt und gezogen sind, verbindet er eine zierliche elegante Metrik in den verschiedensten Formen und eine poetische Fülle und Pracht der Sprache und des Ausdrucks. „In üppigem Farbenreichthum ergießt sich Calderons dichterische Darstellung. Vergleiche an Vergleiche drängend, alle Erscheinungen der Welt, das Kleinste wie das Größte, das Leblose wie das Belebte, das Ferne wie das Nahe, werden von der heiligen Begeisterung des Dichters, welche in der Natur das Abbild und den Schatten eines höheren Geistes feiert, zu einem Blumenschmuck versammelt, in dessen Thauperlen sich die ewige Schönheit des Jenseits spiegelt". Seine durch Schmelz und Weichheit, durch Kraft und Reichthum der Bilder ausgezeichnete Dichtersprache versetzt uns in die Landschaften des Südens, „unter Palmen- und Cypressenhaine, überwölbt von dem tiefen Blau eines ewig reinen Himmels". Dabei versteht er es durch die Gegensätze und Conflikte von einander widersprechenden Situationen und Charakteren, Stimmungen und Leidenschaften das Interesse zu beleben und die Zuschauer in Spannung zu halten. In der Charakterzeichnung steht Calderon auf demselben Standpunkt, wie die übrigen spanischen Dramatiker: das Individuelle, die Ausprägung bestimmter Persönlichkeiten tritt zurück hinter den stehenden Figuren, hinter den typischen Repräsentanten gewisser Begriffs- oder Gattungswesen, gewisser Stände und Klassen der menschlichen Gesellschaft, gewisser herkömmlicher Elemente des Volkslebens, gewisser geistiger und moralischer Potenzen in Körperschranken, nicht zu gedenken der allegorischen und mythologischen Gestalten in den Autos und geistlichen Schauspielen. Indem er aber allen Charakteren ihre richtige Position für die Gesammtwirkung des Ganzen anweist, verleiht er ihnen ein individuelles Gepräge. Einen Theil der Schuld an dieser Gleichartigkeit trägt auch der Umstand, daß Calderon als Hofdichter seine Stücke nach dem Geschmack des vornehmen gebildeten Kreises richten mußte, in welchem eine gewisse Aehnlichkeit und Uebereinstimmung in Haltung und Auftreten herrschend war. Auch die zuweilen überfein zugespitzten Phrasen und Redewendungen in der Conversation, die allzu künstliche Disposition, die gesuchten Ausdrücke, die überladene Bildersprache in manchen Stücken, das Gefallen an Reflexionen und andere Züge können auf Rechnung der Hofkreise und des gezierten Unterhaltungstones gesetzt werden. Einzelne Stellen erinnern an den Stil der Culturisten.

„Die Verschiedenartigkeit der Elemente, welche in Calderons Werken verschmolzen sind, bildet einen nothwendigen Bestandtheil seiner Individualität; wie wir in ihnen auf der einen Seite orientalische Gluth und Ueberfülle der Phantasie neben der Besonnenheit und dem grübeln-

den Gedankenleben des Abendlandes erblicken, offenen Sinn für die Erscheinungen der gemeinsten Wirklichkeit neben einem mächtigen Zuge nach dem Ueberfinnlichen und rein Geistigen, durchdringende Erkenntniß der Weltverhältnisse neben dem Versunkensein in die Labyrinthe des Menschenherzens, den brennenden Glaubenseifer des damaligen Katholicismus neben der Milde ächt christlicher Andacht, die blendende Pracht irdischer Herrlichkeit neben ascetischem und weltverachtendem Sinne, Hingebung an die kleinsten Interessen des Lebens neben Sehnsucht nach himmlischer Wahrheit: so steht auf der anderen Seite Sophistik und dialektische Spitzfindigkeit dicht neben einfacher und ungeschminkter Sprache der Natur, Nachgiebigkeit gegen momentane Richtungen der Zeit neben ursprünglichster und sich ihre eigenen Bahnen brechender Begeisterung, Anbequemung an die Begriffe und die Vorstellungsweise einer bestimmten Menschenklasse neben weltumfassender dichterischer Anschauung; dies Alles aber ist so organisch verschmolzen, daß man nicht daran mäkeln oder dies und jenes ausscheiden kann, ohne das Ganze zu zerstören". (von Schack.)

Je nach dem Inhalt theilt man Calderons dramatische Stücke in geistliche und weltliche Schauspiele. Bei allen, die in das religiöse Gebiet einschlagen, steht der Dichter, wie sein Vorgänger Lope, auf dem orthodoxen Standpunkt der Kirchenlehre mit ihrem ganzen Wunder- und Aberglauben, mit ihren Legenden und Heiligengeschichten. Nur selten tritt darin eine mildere, versöhnliche Auffassung, eine höhere religiöse Anschauungsweise, ein verklärtes Christenthum zu Tage; meistens spricht sich eine so hochgespannte Orthodoxie, eine so gesteigerte Glaubensgluth, ein so herber Fanatismus aus, daß ein protestantischer Literarhistoriker den spanischen Dramatiker als den „Dichter der Inquisition" bezeichnen konnte. Um dies zu begreifen, müssen wir uns in die Atmosphäre versetzen, in welcher Calderon lebte, in die Traditionen und Gewohnheiten des spanischen Volkes, in die Gesichtskreise des Hofes und Adels, in die Luft des dreißigjährigen Krieges. Ein priesterlicher Hofdichter in Madrid, der für Prozessionen und kirchliche Festaufzüge Autos mit allegorischen Figuren aus der Bibel und Glaubenslehre verfaßte, der die religiöse Wunderwelt des Südländers in seine Phantasie und in sein glaubensseliges Herz eingeschlossen, der das düstere Gepränge der Autos da fé mit anschaute, konnte in religiösen Dingen keinen humanen Standpunkt einnehmen, nicht auf die sonnige Höhe christlich-menschlicher Verklärung sich aufschwingen. Bei ihm gibt sich die beseligende Kraft der Religion in der Glaubensstärke der Märtyrer und Heiligen, in der „Traum- und Zaubersphäre der Visionen", in der Glorie der Engelchöre kund. Wie die Gemälde eines Murillo und Velasquez, so stehen auch die religiösen Schauspiele Calderons ganz auf dem Boden und im Dienste der Kirche, ihrer Glaubensgeheimnisse und ihrer heiligen Sagenwelt und Romantik. Aus beiden Kunstgattungen leuchtet übrigens eine religiöse Vertiefung und Andacht von ergreifender Wirkung hervor. „In den geistlichen Dramen Calderons", urtheilt Rosenkranz, „herrscht die größte Mannichfaltigkeit, und in ihnen hat der Dichter sein Innerstes erschlossen. Alles, was groß ist im Katholicismus, ist hier in der glänzendsten Gestalt, im Zauber einer überschwenglich reichen Phantasie, in der Wärme der edelsten Gesinnung versammelt. Der Glaube, als die unzweifelhafte Gewißheit von Gott, hat hier

Die religiösen Schauspiele.

Alles in sich aufgezehrt, was seinem Interesse, sich zu erhalten, nicht gemäß ist, und so liegt auf diesen Dichtungen ein duftiger Schimmer des Wunderbaren, in das hinüber die Welt sich wie in eine jenseitige selige Ferne verflüchtigt."

Die Autos. Am vollendetsten zeigt sich die religiöse Vertiefung und mystische Glaubensphantasie in den „Autos", in jenen Opferdarstellungen, deren Mittelpunkt das Mysterium der Transsubstantiation am Fronleichnamsfest bildet. Wie wunderlich uns auch die seltsame Mischung von Dichtung, Scholastik und Theosophie erscheinen mag, so muß man doch die große Kunst bewundern, mit der Calderon die heterogenen Elemente bewältigt und harmonisch verbindet. Trotz einer gewissen Einförmigkeit in den allegorischen Gestalten, die wie der Glaube, die Gnade, die Schuld, die Natur, das Heidenthum, der Erzfeind u. A. immer wiederkehren und in der Grundidee der Stücke ihre nothwendige Bedingung haben, weiß doch der Dichter mit großer Gestaltungskraft den wesenlosen Gebilden „alle Züge der Persönlichkeit und individuellsten Lebendigkeit" zu verleihen. In ihnen wird die Natur und die Menschenwelt in allen ihren Erscheinungen von den Tagen der Schöpfung an und die ganze biblische und scholastische Heilstheorie von der Erschaffung der Welt und dem Sündenfall bis zur Erlösung und zum jüngsten Gericht sinnbildlich dargestellt, um das Christenthum in dessen heiligstem Symbole zu verherrlichen. Und um die Wirklichkeit mit dieser Wunderwelt in Verbindung zu halten, den Zuschauer aus den himmlischen Räumen wieder auf die Erde zu versetzen, sind häufig Volkslieder, Züge aus der Geschichte und dem Nationalleben eingeflochten und das Ganze durch Musik und kunstvolle Aufführung auch für die sinnliche Auffassung begreiflich gemacht. Eine besonders volksthümliche Figur scheint der Teufel gewesen zu sein; schon Quevedo meinte, der Erzfeind sei so stolz durch seinen Ruhm geworden, daß er sich auf der Bühne geberde, als gehöre diese ihm völlig an. So ist in dem Stück „der Maler seiner Schande" Lucifer nebst der Schuld der Verderber der menschlichen Natur, die alsdann durch das Mysterium des Kreuzes wieder erlöst wird. In dem ergreifenden Auto „das Mal Belsazars" nach Daniel, worin die Abgötterei und die Eitelkeit als die üppigen Buhlerinnen des babylonischen Königs auftreten, wird der Gedanke als Narr und Possenreißer dem in Daniel repräsentirten Gerichte Gottes entgegengestellt. In dem Schaustück „der göttliche Orpheus" sucht der Fürst der Finsterniß als Corsar auf schwarzem Schiff die menschliche Natur zu verführen und zu verderben, wird aber durch den Sänger Orpheus, der als Schöpfer und als Heiland erscheint, mit Hülfe heiliger Gesänge und Musik überwältigt. „Die eherne Schlange" (nach 4. Mos. 21) stellt den Triumph des Kreuzes über die von Belphegor und Idolatrie aufgeregten Naturtriebe dar.

Geistliche Schauspiele. Von den geistlichen Schauspielen, zur Verherrlichung der Kirche und ihrer Heiligen und Märtyrer gedichtet, sind am bekanntesten: „der standhafte Prinz", die Leidensgeschichte des portugiesischen Infanten Don Fernando in der Gefangenschaft (IX, 423 f.); „der weibliche Joseph" (El Josef de la mugeres), die in den kirchlichen Annalen und Heiligengeschichten erzählte Legende von der gelehrten ägyptischen Jungfrau Eugenia, ihrer Bekehrung, ihren Versuchungen und ihrem Märtyrerthum; „der wunderthätige Magus", die Legende von Cyprian, der, wie Faust, mit dem Teufel einen Pakt schließt, um in den Besitz der frommen Justina zu kommen, dann aber reumüthig und zum Christenthum bekehrt mit Justina zugleich den Märtyrertod in Antiochia erleidet, eines der größten Meisterwerke der dramatischen Poesie. Satan selbst muß den Sieg des höheren Geistes und die himmlische Seligkeit der beiden Märtyrer verkünden. „El Purgatorio de San Patricio", ein Jugendwerk Calderons stellt ein häßliches Sündenleben dar, das durch das Fegefeuer in einer schauerlichen Höhle

von Irland gebüßt und verklärt wird, ein phantastisches Stück voll überspannten Wunderglaubens. „Die Kreuzerhöhung", die Geschichte der Wiedergewinnung des von den Persern geraubten Heil. Kreuzes durch Heraclius und Chlodomira, die christliche Königin von Gaza; und „die Andacht zum Kreuz", ein phantastisches Stück, worin, wie im Purgatorio von Patricio, die Lehre begründet werden soll, „daß ein Mensch Frevel aller Art begehen und doch wegen seiner Verehrung für den kirchlichen Glauben und dessen Symbole des endlichen Heils versichert sein könne". Stößt das letztere Werk durch seinen grassen Aberglauben ab, so verletzt „die Kirchentrennung von England" durch den ungerechten Fanatismus gegen die Begründer der englischen Kirchenreform, besonders Wolsey und Anna Boleyn. „Die Morgenröthe in Copacavana" verherrlicht die Einführung des Christenthums und den Fall des Götzendienstes im Inkareiche Peru, eine mit aller Farbenpracht der Poesie ausgestattete Dichtung. „Die Seherin des Morgens" (La Sibilla del Oriente), die biblische Erzählung von der Königin von Saba enthaltend, wahrscheinlich aus den letzten Jahren des Dichters, zeigt, „wie im Alten Testament alle Wurzeln des Neuen liegen". Diesen geistlichen Schauspielen kann auch wegen des religiösen und symbolischen Grundgedankens das bekannteste und gefeiertste Drama „das Leben ein Traum" als Schluß und Uebergang beigezählt werden. Es ist eine freie Erfindung des Dichters mit verschiedenen Reminiscenzen aus der mittelalterlichen Sagenwelt und entwickelt den Gedanken, „daß die Aeußerlichkeiten des Lebens nichtig wie Traumgebilde sind, und daß fürwitziges Eingreifen in den ewigen Gang der Dinge, um Uebel zu vermeiden, diese herbeizieht".

Weltliche Schauspiele.

Wenn schon in den geistlichen Stücken neben der religiösen Tendenz in der Regel eine Liebesgeschichte einhergeht, so bildet bei den weltlichen Dramen Liebe und Ehre noch mehr den Mittelpunkt der Verwickelung und Handlung. Die eigene Ehre oder die des Hauses und der Familie zu beschützen, selbst jeden Verdacht blutig zu strafen, gilt als erste Pflicht eines Cavaliers. Zweikämpfe und Ermordungen gehören daher zu den gewöhnlichen Vorfällen. Von den weltlichen Dramen stehen in erster Linie die historischen Schauspiele, die entweder unmittelbar der Geschichte entnommen oder, wenn erfunden, doch in historische Umgebungen verlegt sind. Da der Dichter auch die historische Vergangenheit im Spiegel seiner Zeit anschaut, so gewähren sie tiefe Blicke in den Geist und das innerste Leben der spanischen Nation im siebenzehnten Jahrhundert. Ein hervortretender Zug ist die Verherrlichung der Königsgewalt und der absoluten Macht der Krone. Wenn frühere Dichter, bei aller Lobpreisung der Loyalität, doch nicht selten die Vasallen gegen ungerechte Oberherren in Schutz nahmen, so scheinen bei Calderon die Könige einer anderen Weltordnung anzugehören als gemeine Sterbliche; sie scheinen von den Banden und Gesetzen der übrigen Menschen frei zu sein; sogar ihre Fehler und Schwächen werden in einem verschönernden Licht dargestellt. Selbst die Gesetze der Ehre, sonst von dem Dichter zur Uebertreibung gesteigert, werden der Pflicht der Unterwürfigkeit gegen den Herrscher zum Opfer gebracht. Um geschichtliche Zeitfolge und Erdkunde hat sich Calderon wenig bekümmert, und die fremden Nationen denken, sprechen und handeln wie Spanier. So ist in dem Stück „die Waffen der Schönheit" die römische Geschichte und der Charakter Coriolans ganz entstellt. Alle Personen treten in spanischer Tracht auf. Nur bei den Mauren wird der nationalen Eigenthümlichkeit einige Rechnung getragen. Unter den historischen Stücken verdienen besonders hervorgehoben zu werden: „Das Mädchen des Gomez Arias", das eine vielbesungene Begebenheit aus dem Maurenkrieg, wonach ein spanischer Ritter ein junges unschuldiges Mädchen entführt und nach ihrer Entehrung, ungerührt von ihren Bitten, an die Mauren verkauft, aber nach der Entdeckung seiner Schandthat auf Isabella's Befehl enthauptet wird, zum Inhalte hat. Als Beweis, wie ergreifend dieses Stück auf die

Historische Stücke.

Zuhörer wirkte, wird erzählt, daß einer der zur Theateraufsicht bestellten Gerichtsdiener bei der Aufführung mit seiner Waffe auf den Schauspieler losging. „Das letzte Duell" zur Verherrlichung Karls V., der zwei tapfere Cavaliere, die zur Vertheidigung ihrer verleumderisch angefochtenen Ehre zu einem öffentlichen Zweikampfe schreiten, versöhnt und das Mißverständniß ausgleicht. Zu den bekanntesten und gefeiertsten Dramen Calderons gehört „der Arzt seiner Ehre", eine furchtbare Tragödie von meisterhafter Composition, worin ein Edelmann, Don Gutierre, in der irrigen Meinung, seine Gattin Macia habe eine Liebeszusammenkunft mit dem Infanten Heinrich von Trastamara, dieselbe durch einen Wundarzt zu Tode bluten läßt und dem König Pedro, der ihm die früher von Gutierre aus ähnlichen Verdachtsgründen verlassene Lenore als neue Braut zuführt, in verhüllten Worten die That und die Veranlassung andeutet zur Rechtfertigung der Lehre, daß nur mit Blut die Ehre sich rein waschen lasse, ein Grundsatz, der vom König und von Lenore anerkannt wird. Die letztere spricht zum Schluß den Wunsch aus, daß gegen sie keine andere Gerechtigkeit geübt werde, wenn sie zu demselben Verdacht Anlaß gebe. Und doch war Macia unschuldig! Auch die Tragödie „der Maler seiner Schmach", ein Stück, „das allen Zauber der romantischen Poesie mit ergreifender Tiefe der Seelenschilderungen und einer erschütternden tragischen Wirkung verbindet", ist auf Liebe, Eifersucht und Ehrgefühl gegründet. Der Spanier Don Juan, dessen schöne Gemahlin Serafina von einem früheren Geliebten, Don Alvaro von Barcelona, nach Gaeta entführt wird, tödtet, als Maler verkleidet, beide in einem Landhause und empfängt dafür von den Vätern der Gemordeten Dank und Schutz. Die Reizbarkeit des Südländers in Bezug auf Ehre wird auch in dem Drama „geheime Rache für geheime Beleidigung" in grellen Farben gezeichnet, in welchem ein portugiesischer Ritter in der Nacht vor der Einschiffung Sebastians nach Africa den früheren Geliebten seiner Gattin im Tajo ertränkt, die Gattin selbst aber durch Anzünden des Hauses in den Flammen sterben läßt und dafür, als die Wahrheit an den Tag kommt, von dem König begnadigt und gelobt wird. Nach der Versicherung des Dichters soll sich das Ereigniß wirklich zugetragen haben. „Drei Vergeltungen in Einer" begründen in dem Schicksale eines Räubers die Lehre, daß schlimme Thaten schließlich zu einem schlimmen Ende führen. Das nach Anlage und Charakterzeichnung vortreffliche Trauerspiel „der Alcalde von Zalamea", auf einer wirklichen Begebenheit beruhend, stellt die Rache eines Vaters an einem Hauptmann dar, der die Ehre seiner Tochter geschändet hat. König Philipp II., von dem Hergang der Sache unterrichtet, billigt die That. Soldatenwitze und Marketenderlieder bringen in die traurige, der Wirklichkeit entlehnte Handlung einige heitere Abwechselung. „Die Liebe nach dem Tod" ist ein lebensvolles Gemälde des Aufstandes der Moristen in den Alpuzarras, wobei der Dichter dem heroischen Sinn des Feindes, namentlich des Führers Tuzani, der an dem Mörder seiner Gattin Rache nimmt, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Desto schärfer tritt der Haß des Spaniers und Katholiken in der „Belagerung von Breda" hervor, einem geschichtlichen Drama, das er auf höhere Veranlassung zur Verherrlichung Spinola's und des spanischen Heeres verfaßt hat. „In diesem Leben ist Alles Wahrheit und Alles Lüge" führt eine Begebenheit aus der byzantinischen Geschichte vor mit wenig Beachtung der historischen Wahrheit. „Eifersucht das größte Scheusal" ist eine Schicksalstragödie, in welcher Marianne, in Erfüllung einer alten Weissagung, daß sie dem furchtbarsten aller Ungeheuer zum Opfer fallen und ihr Gemahl das Liebste auf Erden mit seinem Dolche umbringen werde, von dem eifersüchtigen Herodes durch das Eisen getödtet wird, das seinen Nebenbuhler Octavian hatte treffen sollen. Er selbst stürzt sich dann ins Meer. „Die Locken Absaloms" (los cabellos de Absalon) darf unter die ausgezeichnetsten Stücke Calderons gerechnet werden. Die wildesten Verirrungen der Leidenschaft werden

darin nach der biblischen Darstellung mit höchster Naturwahrheit geschildert, ohne daß die Ruhe und ideale Schönheit des ganzen Gemäldes gestört würde. Auch „die große Zenobia", worin der Fall der Königin von Palmyra mit orientalischer Farbenpracht vorgeführt, und „die Tochter der Luft", in welcher der Dichter in zwei Theilen die Sagenberichte der Alten über Semiramis und die Erfüllung eines alten Orakelspruchs zu einem künstlerischen Gemälde von der reichsten Composition verarbeitete, gehören zu den hervorragendsten Stücken Calderons.

Mythologische Stücke.

Die Semiramis kann eben so gut zu den historischen Stücken gerechnet werden als zu der Gattung, die man als mythologische Schauspiele bezeichnet. Sie dienten zur Verherrlichung der Hoffeste, daher auch die Poesie mehr in den Dienst der andern auf theatralische Pracht berechneten Künste tritt. Göttererscheinungen, Erdbeben, Feuerregen werden absichtlich der Decoration wegen vorgebracht, auch Gesangstücke mit Musikbegleitung eingelegt. Die dahin gehörenden Stücke, in denen die antiken Mythen im Stile der Romantik behandelt und „spanische Motive, Figuren und Situationen, castilianische Eifersucht und Rache in die alte Fabelwelt hineingetragen werden", sind von verschiedenem Werthe, je nachdem mehr der dramatische oder der opernartige Charakter hervortritt. Zu den gelungensten Werken dieser Art darf gezählt werden: „Ueber allen Zauber Liebe", Odysseus und seine Gefährten bei Circe, mit der Fortsetzung „der Golf der Sirenen", einer Fischerekloge. Viele Stücke wurden aus Ovids Metamorphosen genommen, wie „Echo und Narciß", „Apollo und Clymene", „der Lorbeer Apollo's", „Andromeda und Perseus", „Phaeton", „das Rosenroth" u. a. Ni mor se libra de Amor behandelt die liebliche Sage von Amor und Psyche.

Ritterliche Schauspiele.

Verwandt mit diesen mythologischen Schauspielen und gleichfalls auf Fesselung der Sinne durch scenischen Pomp und Decorationskünste berechnet sind diejenigen Stücke, welche die romantische Zauberwelt der Ritterbücher und ihrer Recken und Riesen, ihrer bezauberten Damen, ihrer Feen und Nymphen auf die Bühne brachten, die Amadisromane, die Cervantes durch seinen Don Quixote aus der Welt geschafft, wieder auf dem Theater ins Leben riefen. So bilden in dem extravaganten Stück „die Brücke von Mantible" der Kriegszug Karls des Großen gegen den saracenischen Riesen Fierabras mit den ununterbrochenen Kämpfen zwischen maurischen und christlichen Rittern, der feenhafte Schauplatz mit dem grünen Fluß, der entstehenden und verschwindenden Zauberbrücke und dem magischen Schloß, das auf den Kopf eines bronzenen Zwergs gegründet ist, den Rahmen zu der Liebesgeschichte des Guido von Burgund und der Floripes, der Schwester des Fierabras. Karl der Große erstürmt die von dem Riesen Gelafre bewachte Brücke, überwindet Fierabras und bewirkt die Vermählung der Liebenden. „Der Garten der Falerina" behandelt die aus Bojardo bekannte Heldenthat Rolands, wie er die Zauberkunst der Fee Falerina besiegt und die in ihrem magischen Garten gefangenen christlichen Ritter und Damen befreit. Auch „die Kleinode" oder Leonido und Marfisa, ein von dem Dichter in hohem Greisenalter mit der Gluth einer Jünglingsphantasie ausgeführtes Schauspiel voll Liebe und Kampf, voll Wunder- und Zaubergeschichten, ist dem Bojardo und einigen spanischen Romanen entnommen. „Liebe, Ehre und Macht" feiert die Liebe König Heinrichs III. von England und der Gräfin von Salisbury. Auch bei einigen Stücken phantastischen Inhalts, wie „Haß und Liebe", worin die Geschichte Christina's von Schweden in gänzlich entstellter Gestalt und einer fabelhaften Geographie die Grundlage bildet, wie „der Graf Lucanor" u. a., ist es hauptsächlich auf theatralisches Gepränge abgesehen.

Mantel- und Degenstücke.

Die interessantesten und beliebtesten Bühnenstücke sind die aus Calderons eigener Erfindung hervorgegangenen „romantischen Schauspiele", meist heiteren Inhalts aus dem spanischen Gesellschaftsleben, die man als „Intriguenstücke" oder als „Mantel- und

Degenstücke" bezeichnet hat. In diese Reihe gehören: „der Kerkermeister seiner selbst", ein an komischen Scenen und interessanten Verwickelungen reiches Stück, worin Prinz Friedrich von Sicilien, der den Neffen des Königs von Neapel im Turnier erlegt hat, verkleidet im Schlosse von dessen Schwester Aufnahme findet und dort den vermeintlichen Mörder, einen Bauer in Friedrichs gefundener Rittertracht, zu bewachen hat. „Die Herrin und die Dienerin", ein reizendes Lustspiel voll gelungener Scherze, auf die Verwickelungen aufgebaut, welche eine als Bäuerin verkleidete Fürstin und eine in fürstliche Kleider gehüllte Bäuerin herbeiführen. „Schärpe und Blume", ein Lustspiel im feinen Hofton, auf einer Liebesverwickelung durch verschleierte Damen beruhend; „Schweigen genügt" (Basta callar), eines der gelungensten Intriguenstücke, trefflich in der Anlage und kunstreich ausgeführt. Der Inhalt, wie die schöne Serafina, von drei Bewerbern begehrt, zuletzt den von ihr geliebten Cavalier zum Gatten erhält, gibt dem Dichter Gelegenheit zu vielen reizenden Situationen. Ein Seitenstück dazu, „das öffentliche Geheimniß" (El secreto à voces), worin durch eine verabredete Chiffresprache mittelst Abtrennung einiger Verse eine Liebesintrigue zwischen mehreren Theilnehmern fortgesponnen wird, zeugt von der großen Sprachgewandtheit des Dichters. Es ist nicht zu leugnen, daß alle „Mantel- und Degenstücke" an einer gewissen Einförmigkeit leiden, so daß man den meisten den Titel „die Verwickelungen des Zufalls", den eines der Schauspiele führt, beilegen könnte. „Liebe zweier Mädchen zu demselben Cavalier, Bewerbungen von mehreren Galanen um dasselbe Mädchen, oder zweier Freunde um die Gunst der nämlichen Schönen; Eifersucht unter dem liebenden Paare; Kampf der Pflichten gegen den Freund und gegen die Geliebte; Verhüllung der Frauen durch den Schleier, Vermummung der Männer durch den Mantel und daraus entspringende Mißverständnisse; nächtliche Huldigungen am Fenster einer Dame und damit verbundene Täuschungen, indem sich eine Andere an die Stelle der Erwarteten begeben hat; Collision der Pflicht der Gastfreundschaft und der Blutrache, Zweikämpfe, Häuser mit doppelten Eigängen, Wohnungs- und Namensveränderungen, geheime Thüren, unterirdische Gänge u. s. w. bilden die Hebel der Intrigue, die Motive zu den überraschenden Vorfällen und spannenden Situationen, die man schon zu des Dichters Lebzeiten als „Calderonsstreiche" bezeichnet hat." Aber troß dieser Gleichförmigkeit im Unterbau, dieser Aehnlichkeit der Triebfedern gehören die „Mantel- und Degenstücke" zu den anziehendsten dramatischen Spielen, in denen das poetische Talent im freien Schaffen besonders zu Tage tritt. Denn Calderon versteht es auch wie kein anderer Dichter, „einfache und sich häufig wiederholende Anläße zu stets anderen Combinationen zu benutzen, in immer neuen Wendungen interessante Situationen herbeizuführen, Ueberraschungen auf Ueberraschungen zu häufen und die Haupthandlung mit anderen parallellaufenden zu verwickeln, so daß der Zuschauer in beständiger Aufregung die sich durchschneidenden Fäden der Intrigue bis zu deren Auflösung verfolgt". Nirgends erhält man eine so getreue Sittenschilderung, eine so lebendige Darstellung des Lebens und Treibens im damaligen Madrid, der „Stadt der Serenaden", als in Calderons Mantel- und Degenstücken. „Die seltsame Mischung von beinahe überfeinerter Cultur und noch fast mittelalterlicher Rohheit der Sitten, die Galanteriescenen im Prado, die nächtlichen Zwiegespräche am Gitterfenster, die blutigen Zweikämpfe unter den Cavalieren, die südliche Gluth, aber auch die Intriguensucht und Verschlagenheit der Liebenden, der frohe, leichte Sinn, der kein Wagniß scheuende Unternehmungsgeist der Ritter, die hingebende Zärtlichkeit der Damen, aber auch ihre Rachsucht, ihr schnelles Aufflammen bei jeder vermeinten Beleidigung — dies Alles ist hier mit so frappanter Wahrheit geschildert, daß man die Sitten der alten Spanier vielleicht nirgends besser studiren kann." Bei allen Stücken dieser Gattung, von denen wir noch einige der bekanntesten

Charakter der Mantel- und Degenstücke.

aufzählen wollen, sind Liebe und Ehre die Hauptmotive, auf denen die Verwickelungen aufgebaut sind. „Ueber Alles meine Dame" ist ein sehr complicirtes Intriguenstück voll Täuschungen und Verwechselungen, das aber schließlich zu einem guten Ende führt. „Ein Haus mit zwei Thüren ist schwer zu bewachen"; „die Dame Kobold" (Duende), ein wegen der Feinheit und Sinnigkeit der Intrigue und der Anmuth der Durchführung viel gefeiertes Stück. Eine muthwillige Dame dringt öfters durch eine geheime Thür in das Gemach eines von ihr geliebten Cavaliers und treibt allerlei Spuk, bis die Entdeckung zur Vermählung führt. „Der Verborgene und die Verkappte", mit kunstreicher Verwickelung. „Es steht schlimmer als es stand" und „Es steht besser als es stand", zwei Gegenstücke voll spannender Scenen; „des Namens Glück und Unglück", lebendige Schilderung des Mailänder Carnevals; „der angebliche Sterndeuter", mehr eine Posse als eine Komödie; „Hüte dich vor stillen Wassern", in Anlage und Charakterzeichnung gleich vortrefflich, worin ein ruhiges und stilles Mädchen ihre muntere und lebhafte Schwester in Liebesintriguen überholt und ein einfältiger tölpelhafter Landjunker aus Asturien die komische Rolle spielt. Aehnlich in Anlage und Ausführung ist das Stück „April- und Maimorgen", das uns in das Stadtleben der höheren Stände in Madrid einführt und durch scharfe Charakterzeichnung hervorragt. „Nicht immer ist das Schlimmere sicher", ein ernsteres, an das Sentimentale streifendes Stück, worin die Dame von dem ungerechten Verdacht der Untreue gerettet wird. „Das Beste ist Schweigen" (No ay cosa come callar), ein interessantes Stück, in dem Ehre über die Liebe siegt. „Mit der Liebe ist nicht zu scherzen" (No ay burlas con el amor), eine köstliche Posse aus den Dienerkreisen.

Comedias Burlescas.

„Cefalo und Procris" ist das einzige Stück Calderons im Fache der Comedias Burlescas. Das Stück ist voll köstlichen Humors, „ein Tummelplatz des ausgelassensten Scherzes und besonders dadurch von unvergleichlicher komischer Wirkung, daß der tollste Spaß, ja das Absurdeste in einem feierlichen pathetischen Ton und in den elegantesten Versen vorgetragen wird. Es ist das einzige Lustspiel Calderons, in welchem er zur Verstärkung der Komik sogar das Derbe und Gemeine nicht verschmäht." Mit aristophanischem Witz verspottet er die ganze Welt und sein eigenes Werk.

Calderons Nachfolger.

Durch die Gunst des Hofes, durch das Wohlgefallen des Volkes an theatralischen Aufführungen und durch die Genialität Lope's de Vega und Calderons wurde das Drama die eigentliche Seele der spanischen Poesie, so daß sich eine Menge Dichter zum Theil von hervorragenden Talenten der Bühnendichtung zuwandten. Ja König Philipp IV. selbst soll sich damit abgegeben haben und einige Stücke, die als Werke „von einem schönen Geiste dieses Hofes" sich erhalten haben, wurden von den Zeitgenossen dem kunstliebenden Fürsten zugeschrieben. Wie um Lope finden wir auch um Calderon eine Gruppe von Dramatikern geschaart, die in dem Geiste und nach dem Vorbilde des Meisters für das Theater thätig waren. So hat Francisco de **Rojas**, (Rojas.) aus Toledo gebürtig, ein Mann von großer Einbildungskraft und reicher Erfindungsgabe, aber mitunter an Uebertreibung und affektirtem Prunke nach Art der Gongaristen Gefallen findend, eine Reihe von Theaterstücken verfaßt, die im Druck erhalten sind, und von denen manche, wie „Außer meinem König Keiner oder Garcia del Castañar", eine Verherrlichung des Ehr- und Loyalitätsgefühls; „Wer König ist, darf nicht Vater sein"; „Heirath aus Rache", an Calderons „Arzt seiner Ehre" erinnernd; das originelle Lustspiel „Dummes Zeug wird hier getrieben" (Entre bobos anda el juego) zu den beliebtesten und gefeiertsten Bühnenwerken gehörten und von französischen Schriftstellern fleißig benutzt wurden. Augustin **Moreto** y Cabaña, (Moreto.) der wie so viele andere Bühnenkünstler in seinem Alter in den geistlichen Stand trat, mehr geschickt und kunstverständig im Bearbeiten fremder Stoffe als erfindungsreich und original, hat sich durch mehrere

geschichtliche Stücke („der ritterliche Richter von Castilien", König Don Pedro, den die Dichter stets wegen seiner strengen Gerechtigkeit preisen), mehr aber noch durch seine gelungenen Lustspiele („der süße Don Diego", „Trotz wider Trotz" (El desden con el desden) oder wie der Titel in einer früheren Uebersetzung lautete, „Donna Diana", das Vorbild von Molière's princesse d'Elide; „der Schwindler" (Trampa adelante) u. a. m. neben Calderon einen Namen zu verschaffen gewußt. Sorgfalt in der Charakterzeichnung, Wahrheit der Sittenschilderungen und Kraft der Komik sind seine Fragoso. hervorstechenden Eigenschaften. Auch der Portugiese Matos Fragoso („der Weise in der Zurückgezogenheit und Landmann zu Hause", El villano en su rincon); Juan Diamante. Bautista Diamante („der seinen Vater ehrende Sohn"), Alvaro Cubillo de Aragon („die vollkommene Frau"), Juan de la Hoz („die Strafe des Geizes"), Antonio de de Solis. Solis, der Geschichtschreiber von Mexico („die Zigeunerin von Madrid" nach der Novelle von Cervantes) und viele andere bereicherten neben Calderon die spanischen Theater mit Bühnenstücken aller Art, welche jedoch die von den großen Meistern aufgestellten Vorbilder mit mehr oder weniger Glück nachahmten, ohne der dramatischen Poesie neue Impulse oder Richtungen zu geben. Aber so sehr war die spanische Theaterdichtung durch den Wetteifer der Dramaturgen, durch die Uebung und durch die Theilnahme des Publikums ausgebildet und zu einer gewissen Vollendung geführt worden, daß auch die weniger berühmten Dichter vorzügliche Stücke lieferten, die andern Nationen, insbesondere den Franzosen, reiche Stoffe zu Entlehnungen und Nachbildungen lieferten. Der Fleiß und die Belesenheit des Herrn von Schack hat die Fülle dramatischer Kunstproduction im 16. und 17. Jahrhundert dargelegt und auch nachgewiesen, wie vielfach die französische Theaterdichtung sich die Erzeugnisse der südlichen Nachbarn angeeignet. Nur das große Interesse, das die spanische Nation vom Hofe und Adel bis zu den unteren Volksklassen dem Theater und Schauspielwesen zuwandte, vermochte eine solche Blüthe, eine so reiche Auswahl künstlerischer Schöpfungen herbeizuführen. „Mit leuchtendem Blick und hochklopfendem Herzen saßen die Spanier der ganzen Halbinsel vor den Bühnen, auf denen sie ihr eigenstes Sein in idealer Vollkommenheit und Energie erblickten, auf welchen ihnen in kühnen Bildern die großen Thaten ihrer Väter, die erhabenen Erinnerungen ihrer Geschichte entgegentraten und eben so auch die ganze Breite der gegenwärtigen Wirklichkeit als glänzendes Panorama vor ihnen aufgerollt ward; und nie lässig waren sie den Tribut des Dankes darzubringen an die Dichter, welche ihnen bald mächtige Aufregungen der Phantasie darboten, bald ihren Geist mit lieblichen Träumen umgaukelten, sie bald auf dem Flügel der Andacht emporhoben in überirdische Regionen, bald in Humor und heiterem Scherz mit ihnen tändelten."

Resultate. Nur so konnte es kommen, daß die dramatische Poesie die Seele und der Mittelpunkt aller dichterischen Thätigkeit in Spanien ward und auf dem Felde der Kunst einen so breiten Raum einnahm, wie bei keinem andern Volk alter und neuer Zeit. Dies hatte dann weiter zur Folge, daß die fähigsten Köpfe sich dem Drama zuwandten und daß daher die übrigen Dichtungsarten weniger cultivirt wurden und geringere Anerkennung fanden. Freilich war auch die gezierte Lyrik der Gongaristen, die mehr und mehr zur Herrschaft gelangte, nicht geeignet, bei Villegas † 1669. dem Volke großes Interesse zu erregen. Nur Estevan Manuel de Villègas, aus Najera in Altcastilien, verstand es, durch glückliche Nachahmung des Horaz und Uebersetzung und Bearbeitung griechischer Lyriker seiner Muse solche Geltung

zu verschaffen, daß man ihn den spanischen Anakreon nannte und daß seine lyrischen Gedichte, sowohl seine Oden und Lieder, in Sprache und Versbau correkt und elegant, als seine Elegien und Idyllen voll Grazie und Feinheit, in den höheren Gesellschaftskreisen gelesen und bewundert wurden.

4. Die spanische Malerei.

Auch in der spanischen Malerei gingen eine Zeitlang nationale und fremde Elemente neben einander her, bis die italienische Kunstrichtung die Oberhand behielt und getragen durch die religiöse Inbrunst, durch die zur Schwärmerei hinneigende Natur des Volkes und durch die strengkirchliche Politik des Hofes in Sevilla, Madrid, Valenzia Malerschulen hervorbrachte, welche der Geistes- und Gemüthsverfassung in ähnlicher Weise Ausdruck gaben wie die Schauspiele Lope's und Calderons. Nur insofern kam in der Malerei das nationale Element nicht so rein und selbständig zur Erscheinung wie in der älteren Poesie, als schon am Ende des 15. Jahrhunderts, wo von einer spanischen Kunst erst die Rede sein kann, sich zugleich Einflüsse aus Flandern und Brabant bemerklich machten. Denn wie in der Politik und im gesammten Staatsleben mit dem Habsburger Herrscherhaus der niederländische Einfluß in die pyrenäische Halbinsel eindrang, so auch in den schönen Künsten, in welchen jenes gebildete Volk mit seinem freien Städtewesen und seinen entwickelten gesellschaftlichen Formen einen großen Vorsprung hatte. So trägt die Kreuzabnahme von Pedro Campaña in der Kathedralkirche zu Sevilla noch ein selbständiges alterthümliches Gepräge, während sein Zeitgenosse Luis de Vargas in mehreren Altarbildern derselben Stadt, Vicente Joanez von Valenzia und Juan Fernandez Navarrete die italienische Schule erkennen lassen, jene die des Rafael, dieser die des Tizian. Je mehr aber der Gegensatz gegen die Reformation und alles protestantische Wesen in Spanien zum schärfsten Ausdruck kam und die Geistesrichtung eines Ignaz von Loyola bei Hof, im Adel und in der ganzen Nation die Herrschaft über die Gemüther erlangte, und zu einer gewaltsamen Steigerung der religiösen Empfindung hindrängte, desto mehr gab sich auch in der Kunst die religiöse Erregtheit, die Gluth der Andacht, der schwärmerische Glaubenseifer kund. „Die innigste, mönchische Askese, die zarteste Hingebung, die erdvergessende Ekstase und der feurig aufflammende Fanatismus sind in keiner Epoche so gewaltig von der Kunst verherrlicht worde , wie in der spanischen Malerei des siebenzehnten Jahrhunderts." Und wie in den dramatischen Aufführungen, in den pomphaften Autos zunächst die Phantasie der Zuschauer durch die Augenlust, durch sinnliches Gepränge erregt und gefesselt ward, so in der Malerei durch die Farbenpracht, durch den Glanz des Colorits, durch affektvolle Darstellung, wobei die venetianischen und flandrischen Meister zu Vorbildern dienten. Auch diese Wandlung vollzog sich am sichtbarsten in Sevilla. Während in Francesco Pacheco sich noch ein Nachklang jener früheren Richtung erkennen läßt, findet man bei Juan de las Roelas und seinem Schüler Francisco

Charakter der spanischen Malerei.

Campaña 1503–1580. Vargas 1502–1568. Joanez 1523–1579. Navarrete 1526–1579.

Pacheco 1571–1654. Roelas 1558–1625. Zurbaran 1598–1662.

Zurbaran die Gluth religiöser Andacht und Schwärmerei mit dem ergreifendsten, den Venetianern entlehnten Colorit vereinigt. Am meisten bewunderte man um beider Eigenschaften willen Zurbarans Heiligen Thomas von Aquino in Sevilla.

Blüthe der span. Kunst. Allein so sehr auch in der Malerei wie in dem gesammten Geistesleben des Spaniers das Religiöse in gesteigerter Potenz die vorherrschende Richtung bildete, ganz entfremdete sich dieselbe doch nicht der Wirklichkeit, dem realen Leben. Velasquez 1599—1660. Wenn schon Don Diego Velasquez de Silva, durch längeren Aufenthalt in Italien ausgebildet, sich neben den kirchlichen Darstellungen auch in Genrebildern versuchte, obgleich er als Hofmaler König Philipps IV. seine größte Virtuosität im Porträt, in der freien großartigen Auffassung und Darstellung des Individuellen und Persönlichen entwickelte, so geschah dies noch in höherem Grade durch Murillo 1618—1682. den größten und bekanntesten spanischen Maler Bartolomé Esteban Murillo von Sevilla. In beiden Künstlern sind die Hauptrichtungen der spanischen Gefühls- und Denkweise am schärfsten und gefälligsten ausgeprägt: die religiöse Gluth einer vom stolzen Bewußtsein der katholischen Rechtgläubigkeit getragenen, von allem Zweifel und Skepticismus freien und von schwärmerischer Andacht erfüllten Seele, die Loyalität eines dem Königthum in unbedingter ritterlicher Hingebung sich weihenden Hidalgo, und das Wohlgefallen an einem beweglichen bunten Volksleben im unmittelbaren Genießen eines sorgenlosen Daseins mit den Reizen einer südlichen Naturumgebung. Die Bildnisse Philipps IV., des Papstes Innocenz X., der Infantin Margaretha und so manche andere in effektvollem Farbenglanz prangende Gemälde von Velasquez geben den Beweis, daß der Maler dieser Prachtstücke von der Hoheit und Majestät der von Gott auserwählten königlichen Häupter nicht minder erfüllt und durchdrungen war, als die dramatischen Dichter. Und wenn Murillo in seinen auf Wolken thronenden von Himmelslicht umwogten Madonnen, in deren aufwärts gerichteten schwärmerischen Blicken sich die Seligkeiten des Himmels abspiegeln, der Andachtsgluth und gläubigen Begeisterung seines Herzens Ausdruck gibt; so bewundert man nicht minder den lebendigen Sinn für das Volksleben, wie es in den unteren Klassen, in dem müssiggängerischen unmittelbaren Genießen des Augenblicks, in der Sorglosigkeit und im Leichtsinn der Masse zu Tage trat. Wer verweilte nicht mit Interesse in der Münchner Pinakothek bei den zerlumpten Gassenjungen, die in behaglichem Nichtsthun oder in ihrem nutzlosen Zeitvertreib mit solcher Naturtreue und kraftvoller Farbengebung dargestellt sind? Bei dem Anblick solcher und ähnlicher Genrebilder wird die Phantasie in das vielgestaltige Leben der unteren Stände, der Strolche, der Zigeuner, der fahrenden Menge versetzt, welches in den Volksschauspielen, in den Novellen eines Cervantes, in den Schelmenromanen so lebendig zu Tage tritt.

Das spanische Leben im Spiegel der Kunst. Wenn sich in der Malerei mehr als in jeder andern Kunst die Natur, die Geistesrichtung, die Charaktereigenthümlichkeit eines Volkes abspiegelt, so erhalten wir in den Bildern Murillo's eine nicht wohlthuende Vorstellung von dem Gesammtleben der spanischen Nation. So interessant es für den Psychologen sein mag,

die religiöse Inbrunst, die Verzückungen und Visionen der Heiligen, die ekstatische Andachtsgluth in den Gemälden dieses Meisters zu beobachten, so sehr der Kunstfreund beim Anblick der drastischen Scenen aus dem Volksleben sich heiter angeregt fühlen mag; hinter der künstlerischen Darstellung liegt doch ein gähnender Abgrund verborgen, der die harmonische Seelenstimmung, den nationalen Wohlstand, das irdische Lebensglück zu verschlingen droht. Die Genrebilder schildern ein Volksleben, das geschäftslos und arbeitscheu dem Elend und Verfall zueilt, die Gemälde religiösen Inhalts ein von Fanatismus und Andachtsschwärmerei erfülltes Seelenleben, dem Humanität und Duldung fremde Begriffe sind. Wohl hat im sechzehnten Jahrhundert, so lange Spanien der Mittelpunkt einer Weltmonarchie war und aus andern Ländern geistige Anregungen und mustergültige Vorbilder empfing, die Malerkunst in der pyrenäischen Halbinsel noch manche tüchtige Meister aufzuweisen, deren Kraft und Wirksamkeit auch noch im siebenzehnten Jahrhundert andauerte, wie Antonio Pereda und Juan Careño de Miranda in Madrid, wie Francisco Ribalta von Valencia; aber für geniales Schaffen fehlte der nationale Schwung; man hielt sich entweder an die von den begabteren einheimischen Künstlern gegebenen Vorbilder oder man ahmte die Methoden der italienischen Schulen nach und theilte dann auch deren Verfall. Ueberhaupt ist in Spanien die Malerei nicht in dem Grade der Typus der Volksbildung, der Ausdruck des nationalen Geisteslebens gewesen, wie in den Niederlanden; der sinnende, beobachtende und gestaltende Geist wählte mit Vorliebe die Kunstform, die in Worten und Handlung die innere Welt darstellt, zum Gefäße seiner Schöpfungen.

Pereda 1590—1669. Miranda 1614—1685. Ribalta 1551—1628.

Schluß.

Im Zeitalter Calderons hatte die literarische und künstlerische Productionskraft der Spanier ihren Höhepunkt erreicht und alle Gattungen der Poesie, sowohl die auf nationalem Boden erwachsenen als die den Klassikern und Italienern nachgebildeten zu einem gewissen Abschluß geführt. Mit dem Ausgang der habsburgischen Dynastie empfing auch das Kunst- und Literaturleben in der pyrenäischen Halbinsel den Todesstoß. Mit dem politischen Verfall ging der geistige und literarische gleichen Schritt. Von da an erhielt Spanien seine Impulse und seine Vorbilder aus Frankreich, das früher so häufig bei dem begabten Nachbarvolk in die Schule gegangen war, so manche werthvolle Lebensspeise aus dem Lande jenseits der Pyrenäen empfangen hatte.

V. Italienische Fürsten und Staaten.

1. Allgemeines.

Wie in den spanischen Reichslanden der apenninischen Halbinsel, die wir früher kennen gelernt haben (S. 97 ff.), ging auch in dem übrigen Italien das öffentliche Leben immer mehr dem Verfall entgegen, sanken Volksfreiheit, Nationalität und bürgerliche Staatsverfassung immer mehr in Todesschlummer, stiegen

die dynastischen Gewalten über dem Hader und der Parteisucht der Bürgerschaften immer mehr zur Unumschränktheit empor. In welchen Zuständen der Kirchenstaat sich befand, haben wir oben gesehen (S. 67 ff.). In Toscana gelang es den Mediceern, durch ein von einem glänzenden Hofleben getragenes absolutes Fürstenregiment den republicanischen Geist allmählich aus den Herzen und Häusern zu treiben; Venedig lag in den Fesseln einer engherzigen Erbaristokratie, welche die Regierungsgewalt als ihr Eigenthum ansah, das nationale Leben durch strenge Gesetze und scharfe Aufsicht niederhielt und die Kräfte des Staats im eigenen Interesse verwendete; in Genua ließ die Parteiung zwischen den älteren und jüngeren Adelsfamilien den vaterländischen Sinn nicht zum rechten Bewußtsein kommen und machte den Freistaat von fremden Einflüssen abhängig; in Savoyen und Piemont war die eingeborne Dynastie bemüht, durch kluge Politik und diplomatische Wahlverwandtschaften ihre Hausmacht zu stärken und die schweren Verluste der Vergangenheit auszugleichen; die kleinen Herrschaften, welche Mittel- und Oberitalien schieden, dienten lediglich dynastischen Zwecken, meistens in Anlehnung an Spanien und die Habsburger, deren Einfluß in der ganzen Halbinsel vorwiegend war. So das herzogliche, ehedem markgräfliche Haus Gonzaga in Mantua und Montferrat und in einigen Nebenlinien; so die Farnese in Parma; so die Este in Ferrara und Modena mit ihrem glänzenden Fürstenhof; so die kleineren Herren von Massa-Carrara, von Mirandola u. a. m. Auch die Herrschaft der Grimaldi zu Monaco erhielt sich durch die Gunst der Habsburger als unabhängiges Reichslehn. Die Lehnsbande, welche diese Dynasten an das Reich knüpften, drückten nicht schwer; hie und da mochte einer oder der andere um Lohn und Auszeichnung etliche hundert Mann Hülfstruppen stellen oder zuführen; schwerer fiel es manchen, sich der Macht und Vergrößerungssucht des päpstlichen Stuhls zu erwehren. Einige kleinere Territorien standen als Afterlehen des Reichs unter spanischer oder florentinischer Oberherrlichkeit. — In allen diesen fürstlichen Gebieten wurden die monarchischen Rechte und Regierungsformen in absolutistischem Sinne ausgebildet. Mit einem deutschen Fürstenthum und dessen ständischem Wesen verglichen, sieht ein italienisches fast rechtlos aus: von landständischen Versammlungen blieb kaum ein Schatten bestehen; städtische Municipalitäten wurden nur zur Unterlage und Stütze der Fürstengewalt nach Gutdünken und Willkür angewendet; die Vorgänge an den Höfen und in den Herrscherhäusern, die Streitigkeiten über Vorrang und Titel bilden den Hauptinhalt der italienischen Geschichte in dieser Periode. Der Glanz des gesellschaftlichen Lebens, gehoben durch elegante Manieren, durch Festlichkeiten, Schauspiele und musikalische Unterhaltung, mußte entschädigen für die historische Oede, für den Mangel nationaler Lebensthätigkeit, für den Verlust der Freiheit, der Ehre, des Volksglücks und aller der idealen Güter, die dem Dasein einer Nation und einem Staatsganzen eine würdige Grundlage, ein ernstes Ziel, einen ehrenwerthen Charakter verleihen. Noch feierte die italienische

Kunst, wie wir früher gesehen (X, 385 ff.), eine Nachblüthe, welche die Leistungen der übrigen Völker weit übertraf, noch entlehnte die spanische und französische Literatur ihre Vorbilder aus den glänzenden Städten der apenninischen Halbinsel; noch galt der Neapolitaner Marini (X, 352) den Deutschen als Muster kunstvoller Poesie; noch bewunderte man die feinen Gesellschaftsformen, die Gewandtheit und Eleganz der Cavaliere, die Grazie und Anmuth der Frauen, den Geschmack und Anstand in Tracht und Manieren, die Fertigkeit in Tanz und Spielen; aber der Boden, auf dem alle diese Vorzüge und Talente einst emporgewachsen, als die Sonne der Freiheit und Selbstregierung über Land und Volk leuchtete, schritt unter dem Gifthauche des Despotismus, der absoluten Willkürherrschaft einer Verdorrung oder Versumpfung entgegen. Aus dem alten Condottierenwesen gingen die Banditen hervor, die das Land unsicher machten, der Tyrannei als Werkzeuge dienten, Recht und Gericht durch Mord, Selbsthülfe und ruchlose Rachethat um Kraft und Ansehen brachten. Verwegene Burgherren in der Campagna, in den Maremmen, in den Bergen Unteritaliens hielten hunderte von bewaffneten Banditen in Sold. Das italienische Volk, das ehedem so vielfach das geschichtliche Leben Europa's in Fluß gesetzt, der Entwickelung und Bildung so viele Impulse gegeben, verfiel mehr und mehr in einen Zustand von Stagnation und staatlicher Entmündigung und wurde verdrängt und ausgeschlossen aus den weltgestaltenden und weltbewegenden Nationen.

2. Das obere Italien.

1. Savoyen und Piemont.

Staatliche Wiedergeburt unter Emanuel Philibert 1553 (1559) —1580.

Emanuel Philibert, der uns wohlbekannte Feldherr Karls V. und Philipps II., hatte viele Jahre als fahrender Ritter im Auslande leben müssen, bis ihm der Friede von Chateau-Cambresis das väterliche Erbe zurückgab (X, 840 ff.). Als er sechs Jahre nach dem Tode seines Vaters heimkehrte, von König Philipp geehrt und hochgeschätzt, von dem Hof in Paris mit einer reichen Gemahlin ausgestattet, aus dem Kriege nützliche Erfahrungen und einen ruhmbedeckten Namen mit sich tragend, begann für Savoyen-Piemont eine Zeit der staatlichen Wiedergeburt, eine Aera des Sammelns und Aufbauens der noch vorhandenen Bruchtheile zu einem neuen nationalen Staatsganzen. Es dauerte mehrere Jahre, ehe Frankreich seine Besatzungstruppen gänzlich zurückzog, auch Turin, Pignerol und die andern Orte, die es noch in der Hand behalten, räumte. Wie gern hätte der waffengeübte Fürst auch die schönen Besitzungen am Lemanischen See und an der Ostseite des Jura, welche seinem Hause unter den Stürmen der Reformation in Genf, im Waadtland, in Unterwallis von den Bernern und ihren Eidgenossen entrissen worden (X, 632), wieder seinem Herzogthum beigefügt! Daß er aber deshalb mit der Schweiz keinen Krieg anfing, daß er sich unter die Nothwendigkeit der gegebenen Verhältnisse beugte, sich eine

weise Resignation auferlegte, zeugt von dem politischen Verstand, von der praktischen Staatsklugheit, die Emanuel Philibert auch in andern Dingen an Tag legte.
Okt. 1564. Durch den Friedensvertrag von Lausanne zwischen Bern und Savoyen, wurde die Mitte des Sees als Grenzlinie festgestellt, in der Art, daß Chablais und alle auf dem südlichen Ufer gelegenen Orte zu Savoyen, dagegen die Waadt so wie Genf und Chillon zu der Schweiz gehören sollten. Wohl konnten es die Savoyischen Herzoge schwer verwinden, daß die schönen Landschaften, wo einst so viele edle Herren ihre Vasallen gewesen und stets treu zu ihnen gehalten, daß Chillon, die alte Zwingburg ihrer Vorfahren, an den republikanischen Bauern- und Bürgerstaat fallen sollte. Sie suchten die alten Sympathien bei dem Adel und dem Bischof von Lausanne lebendig zu erhalten, und mehr als einmal steigerten sich die geheimen Verbindungen und politischen Neigungen bis zu Verschwörungsversüchen, bis zu kriegerischen Rüstungen, bis zu drohenden Schilderhebungen. Alle Vorgänge in dem benachbarten Frankreich, alle Wechselfälle und Wechselstellungen in dem Partei- und Bürgerkriege des sprachverwandten Landes zitterten in Savoyen und in den wälschen Kantonen der Schweiz nach und nöthigten Bern und den französischen Hof zur Wachsamkeit, manchmal zu kriegerischer und diplomatischer Einmischung, zur Ausgleichung, Vermittelung und Friedensstiftung. Die Reformation, die unter Berns Beihülfe in Waadt und Unterwallis durchgeführt worden, die durch Calvin in Genf ihre Hochwarte und Pflanzschule erhalten hatte, bildete einen unüberwindlichen Grenzwall gegen den katholischen Süden und die herzoglichen Schirmherrn des Papismus. Sowohl die französischen Hugenotten, welche die freie Stadt Genf als den Hort ihres Glaubens, als den Vorort ihrer Kirche ehrten, wie die eidgenössischen Bürgerstädte hatten daher das größte Interesse, daß das Genfer Gemeinwesen, daß die Stadt Calvins ihre Unabhängigkeit bewahrte, nicht wieder unter den Einfluß oder die Herrschaft Savoyens zurückfiel. Diesem Zusammenwirken politischer und religiöser Motive war es zu danken, daß alle Versuche der Savoyischen Herzoge, ihre frühere Hausmacht auf dem ganzen Gebiete des Lemanischen Sees wieder aufzurichten, die gelockerten aber noch keineswegs zerrissenen Fäden mit den aristokratischen Elementen der Umgegend fester zu knüpfen, die Stadt Genf, die mit der helvetischen Eidgenossenschaft nur in Bundesverwandtschaft stand, keineswegs als vollberechtigtes integrirendes Mitglied derselben angehörte, durch kriegerische Ueberfälle, durch einen unerwarteten Gewaltstreich an sich zu reißen, an dem Einspruch Frankreichs und insbesondere an der kriegsdrohenden Haltung Berns scheiterten. Und oft genug schwebten düstere Sturmwolken über dem Genfer Freistaat.

Regierung und Politik. Emanuel Philibert selbst machte wohl keinen ernstlichen Versuch mehr, die Bestimmungen des Lausanner Friedens zu durchbrechen. Er hatte im eigenen Lande vollauf zu thun, die Nachwehen der Fremdherrschaft zu heilen, das verfallene Staatswesen auf neuer solider Basis aufzurichten, die obrigkeitliche

Autorität in monarchischem Sinne fest zu begründen. Er hatte in der schweren Lebensschule, durch die seine Jugend gegangen, Manches gelernt, was ihm nun bei der Einrichtung und Verwaltung des eigenen Landes zu Statten kam. Die Eindrücke, die er aus den Niederlanden heimbrachte, blieben nicht ohne Früchte: die Segnungen des Ackerbaues, des Handels, der Gewerbthätigkeit, die er dort vor Augen gehabt, wurden von ihm erkannt und gewürdigt, und so viel er vermochte, hat er den Künsten des Friedens stets seine Aufmerksamkeit zugewendet; durch Gründung der Universität Mondovi suchte er die Cultur zu heben. Um so weniger Gefallen fand er an den ständischen Rechten und Institutionen jener Provinzen, an den überlieferten Freiheiten, an der Selbstbestimmung und Mitwirkung der Staaten in den öffentlichen Angelegenheiten. Da sagten ihm viel mehr die Grundsätze Philipps II. zu, der stramme monarchische Absolutismus, der stumme Gehorsam und die demüthige Gefügigkeit der Unterthanen. Wie der castilische König umgab sich Emanuel Philibert mit einem Staatsrath, der die Regierungsgeschäfte nach dem Willen des Herzogs ausführte, und dem man doch zugleich die Verantwortlichkeit für den Gang der Verwaltung, für gehässige oder unvolksthümliche Maßregeln zuschieben konnte. Die Steuern und Abgaben für die Bedürfnisse des Staats und des Hofes ließ er durch seine Räthe ohne Mitwirkung der Stände bestimmen und auftheilen, wobei auch der Adel beigezogen wurde, dessen Ritterdienste dafür aufhörten. Standen dem Herzog ja doch für Geld Söldner genug zu Gebote, mit denen er mehr ausrichten und freier verfahren konnte, als mit den mittelalterlichen Lehnsmannschaften und Fähnlein. Die Spaltungen der Adelsgeschlechter nach den alten Parteien der Guelfen und Ghibellinen, die französischen oder habsburgischen Sympathien, die alle Stände durchzogen und auseinander hielten, selbst die Verschiedenheit in religiösen Dingen, da zu den alten Waldensergemeinden noch Bekenner des calvinischen Lehrbegriffs in Piemont gekommen, erleichterten des Herzogs Bestreben, über allen diesen getrennten und gespaltenen Klassen, über allen diesen verschiedenartigen Interessen und Zwecken seine monarchisch-absolute Herrschergewalt aufzurichten. In der auswärtigen Politik schlug Emanuel Philibert die Bahn ein, die seine Nachfolger mit Glück gewandelt sind: er strebte nach der Freundschaft und Gunst mächtiger Staaten, ohne die Freiheit des Handelns und Entschließens nach Maßgabe der politischen Verhältnisse aus der Hand zu geben. Für das Habsburgische Herrscherhaus hegte er stets besondere Zuneigung und verwandtschaftliches Interesse: Dem Kaiser Maximilian gab er einen Beweis, daß er die alte Zugehörigkeit Savoyens zum Reich nicht vergessen habe und nicht zu zerreißen gedenke, indem er auf dem Reichstag zu Augsburg erschien und einige hundert Reiter zum Türkenkrieg ver- 1566.
hieß; und als im nächsten Jahr Herzog Alba mit einem zwischen Asti und Alessandria zusammengezogenen Heer über den Mont Cenis nach den Niederlanden zog, gab ihm der Savoyische Landesherr das Geleite. Die Vorliebe für Habsburg hinderte ihn jedoch nicht, auch mit dem französischen Königshause

20*

gute Beziehungen zu unterhalten: er leistete der Regierung Karls IX. und Katharina's von Medici während der Hugenottenkämpfe manchen Dienst, und als Heinrich III. den polnischen Thron verließ und über Venedig und Oberitalien in sein Vaterland zurückkehrte, wurde er von Emanuel Philibert mit großer Aufmerksamkeit empfangen und mit Hoffesten, Ritterspielen und dem ganzen Prunke, an dem die Fürstenwelt damaliger Zeit so großes Gefallen fand, bewirthet und unterhalten.

Resultate seiner Regierung. So waren die einundzwanzig Jahre seiner Regierung seit dem Frieden von Chateau-Cambresis eine Wohlthat für das Land; wohl lastete ein starker Steuerdruck auf den Schultern des Volks; aber wo war es denn besser? Wohl mußten es die Unterthanen schwer empfinden, daß sie von aller Theilnahme und Mitwirkung am öffentlichen Leben ausgeschlossen waren und nach dem Willen und Gutdünken des Herzogs von Räthen und Beamten regiert wurden; aber der Absolutismus war ja damals die Krankheit der Zeit in großen und kleinen Staaten. Dagegen hat Emanuel Philibert den Staat aus einem vieljährigen Schiffbruch gerettet, die zersplitterten und schadhaften Theile zusammengefügt, dem Volke sein angestammtes Herrscherhaus, seine nationale Existenz, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und der Lebensgemeinschaft zurückgegeben.

Karl Emanuel 1580—1630. Als Emanuel Philibert im J. 1580 aus der Welt ging, bestieg sein achtzehnjähriger Sohn Karl Emanuel den väterlichen Thron, den er fünfzig Jahre lang behaupten sollte. Er war kein unwürdiger Nachfolger seines Vaters, wie schon daraus hervorgeht, daß ihm die Savoyische Geschichtschreibung in der Folge den Beinamen „der Große" gegeben hat.

Seine Stellung zu Frankreich und zur Schweiz. Da Emanuel Philibert die Herrschaft im Innern befestigt hatte, so konnte der neue Herzog sich mehr dem Gedanken einer äußeren Vergrößerung seines Landes hingeben. Durch seine Vermählung mit der Infantin Katharina, einer Tochter Philipps II., welche er im August 1585 in Turin als Fürstin einführte, wurde er mehr als sein Vorgänger in die Habsburger Hauspolitik und in die Bundesgenossenschaft des spanischen Herrschers gezogen. Wie dieser die religiösen Kämpfe der Zeit zur Grundlage und zum Ausgang seiner Kriegs- und Eroberungspolitik machte, so auch der Schwiegersohn. Wir werden bald erfahren, wie verwirrt die Lage Frankreichs war, als die beiden Heinriche mit den Guisen und der Ligue um die Krone des heil. Ludwig auf Leben und Tod stritten und Philipp II. aus dem blutgetränkten Boden die Ernte einzuthun gedachte. In der Schweiz, wo Papst Sixtus V. eine eigene Nuntiatur errichtete, um den Katholiken mehr
1586. Einheit zu geben, vereinigten sich die katholischen Kantone zu dem sogenannten goldnen oder borromäischen Bund, in welchem sie sich und ihre Nachkommen auf ewig verpflichteten, „bei dem wahren ungezweifelten alten apostolischen römisch-katholischen Glauben zu leben und zu sterben," und empfingen darauf die Hostie aus der Hand des Nuntius. Im nächsten Jahr schlossen die drei Waldstätte

nebst Zug, Luzern und Freiburg mit Philipp II. einen Bund zu gegenseitigem Beistand: dem König sollte die Werbung von Truppen in ihrem Gebiete und der Durchzug durch ihre Berge gestattet sein, wogegen ihnen dieser Hülfe versprach, falls sie um der heiligen apostolischen Religion willen in einen Krieg verwickelt würden. Diese Jahre der politischen und religiösen Aufregung und Parteiwuth benutzte Karl Emanuel, um unter dem Schilde der Spanier und Guisen und mit dem Segen des Papstes die Markgrafschaft Saluzzo, die bei dem Erlöschen des alten markgräflichen Geschlechtes von Heinrich von Navarra wegen angeblichen Lehnsnexus mit der Dauphiné in den französischen Staatsverband gezogen worden war, an sich zu reißen, und zugleich gegen die reformirte Schweiz einen Handstreich zu unternehmen. Er eroberte Carmagnola, den Hauptwaffen- 1588.
platz der Franzosen, besetzte, von Mailand aus unterstützt, Centallo, Saluzzo und Castel Delfino und wies alle Unterhandlung mit dem französischen Hof zurück. Der gelungene Handstreich machte ihm Muth, auch Genf und die verlorenen Herrschaften in Waadt und Unterwallis wieder zu gewinnen. Er verstärkte seine Besatzungen in Thonon, Gex und Ripaille; in der Umgebung von Genf wurden Truppen angesammelt; in Lausanne entdeckte man eine Verschwörung der savoyischen Parteigenossen. In der Schweiz selbst war durch den Bekehrungseifer des Cardinals Carlo Borromeo und durch die Thätigkeit der Jesuiten und anderer Ordensbrüder die Fackel confessioneller Zwietracht aufs Neue entzündet worden; Luzern, die Urkantone, Ober-Wallis und Freiburg hätten es nicht ungern gesehen, wenn die ketzerischen Städte und Landschaften wieder unter katholische Herrschaft gebracht und durch die Eroberer und Bekehrer in den Schooß der rechtgläubigen Kirche zurückgeführt würden. Damals hat Bern der befreundeten Bundesstadt einen zweiten wichtigen Dienst geleistet. Im Einverständniß mit Heinrich von Navarra, dem gerade um diese Zeit die Krone Frankreichs zufiel, zog der Schultheiß Johann Wattenwyl wider Savoyen zu Felde und befreite durch das Treffen von St. Joire den calvinischen Freistaat von der Gefahr eines feindlichen Angriffs. Diese Gefahr wiederholte sich jedoch bald, als Bern, wo damals eine eigensüchtige, auf Genf neidische Faction unter Wat- 1589.
tenwyl großen Einfluß auf die Politik des Kantons gewonnen hatte, sich mit dem Herzog auf Grund des Lausanner Friedensvertrags verständigte und die Bundesverwandten ihrem Schicksale überließ. Die Genfer verloren aber nicht den Muth. Sie wußten, daß die Herrschaft Savoyens nicht blos ihrer Freiheit, sondern auch ihrem Glauben den Untergang bringen würde, und sie beschlossen mit ihrem Herzblute diese höchsten Güter des Menschenlebens zu vertheidigen. Unterstützt von König Heinrich IV., dem Freund und Gönner der Calvinsstadt, der dem schlimmen Nachbar die Wegnahme der Markgrafschaft Saluzzo nicht verziehen hatte, widerstanden sie den Truppen des Herzogs, welcher durch die 1590.
schonungslose Austreibung aller Protestanten aus den von ihm besetzten Landschaften seinen feindseligen Sinn deutlich genug offenbarte. Der dreijährige

Krieg, der nun die Fluren an der unteren Rhone durchtobte, war hauptsächlich gegen Frankreich gerichtet. Der Bürgerkrieg des Bourbonischen Königs gegen die Liguisten und ihren spanischen Bundesgenossen erschien dem Herzog als eine günstige Gelegenheit, sein Land zu vergrößern. In einem Augenblick, da die französische Monarchie sich wieder in ihre einzelnen Bestandtheile aufzulösen in Gefahr stand, da die Guisen und der katholische Adel sich unabhängige Fürstenthümer zu gründen bestrebt waren, da alle Nachbarn ihre gierigen Blicke nach dem in Todeskämpfen ringenden Reiche richteten, und Philipp II. bereits eine Art Protectorat über die liguistischen Theile der Nation ausübte, konnte ja der Schwiegersohn des spanischen Machthabers leicht ein Stück des schönen Provenzalenlandes in seine Gewalt bringen. Als er in Verbindung mit Filippo d'Este, Marchese von S. Martino, einem Verwandten des Hauses Ferrara, der ihm Mailändische Hülfstruppen zugeführt, die Küstenstädte Antibes, Fréjus u. a. O.
1590. besetzte und im November in Aix einzog, fand er bei den liguistischen Provenzalen Aufnahme und Unterstützung. Von Marseille eilte er nach Madrid, um nachdrücklichere Hülfe zu erlangen. Aber seine Triumphe waren nicht von Dauer. Lesdiguières und der Herzog von Epernon nahmen die Provence für den König in Besitz, drängten den Herzog über die Alpen zurück und bedrohten ihn bald im eigenen Land. Der Uebertritt des Bourbon zur katholischen Kirche zerstörte vollends die Hoffnungen der Feinde auf die Fortdauer des Bürgerkriegs und die Zerstückelung Frankreichs und dämpfte auch die hochfliegenden Pläne des Savoyischen Herzogs. Der Krieg, ohne Energie fortgesetzt und durch Waffenstillstände unterbrochen, nahm sein Ende mit dem Frieden von Vervins, den Philipp II. kurz vor seinem Tode mit Heinrich IV. abschloß.

Der Friede von Lyon u. der Tag der Sturmleitern in Genf.

Aber noch immer blieb der Streithandel wegen Saluzzo unerledigt; der König wollte seine Ansprüche nicht aufgeben, Karl Emanuel nicht auf ein so günstig gelegenes Land verzichten, das er schon über ein Jahrzehnt als sein Eigenthum angesehen und behandelt hatte. Der Vorschlag, Papst Clemens VIII., der den Frieden aufs Eifrigste betrieb, zum Schiedsrichter zu wählen, fand keinen
Jan. 1601. Beifall. Endlich wurde doch unter Vermittelung des päpstlichen Legaten in Lyon ein Ausgleich getroffen. Heinrich IV. übergab die Markgrafschaft Saluzzo ohne alle Lehnsverpflichtung dem Herzog von Savoyen, wogegen dieser die Ufer der Rhone von Genf bis Lyon nebst den Landschaften Bresse, Bugey, Valromey und der Stadt Gex am Jura abtrat. Doch auch jetzt noch 'trug sich Karl Emanuel mit Eroberungsplänen. Er bereute den Frieden von Lyon und suchte für die Abtretungen Ersatz an andern Orten. Er hoffte durch Birons Verschwörung, um die er wußte, am Ende doch noch die Provence zu erlangen. Vor Allem aber reizte die ketzerische Stadt Genf seine Begierde. Als der Krieg gegen Frankreich seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, hatte er Waffenstillstand mit ihr geschlossen; allein sein Groll war darum nicht gemindert worden; dem Verwandten des spanischen Königshauses war die Stadt Calvins, der Hort der

reformirten Lehre ein Dorn im Auge. Der religiöse Fanatismus beherrschte damals die Welt und die Gemüther der Menschen. Die Bande alter Zusammengehörigkeit wurden gelöst, Verbrechen und Blutschuld gegen Ketzer gebilligt und belohnt. Um die Zeit, da sich die Niederlande auf ewig trennten, schieden sich die Hirten und Volksgenossen, welche Jahrhunderte lang auf den Bergen und Triften des Appenzeller Landes in Frieden und Eintracht ihre Heerden geweidet, in zwei Heerlager, in das katholische Innerrhoden und das reformirte 1597. Außerrhoden. In jenen Tagen religiöser Aufregung, da in Frankreich der Königsmord ausgesonnen, in Deutschland der blutige Religionskrieg vorbereitet, in Spanien die Austreibung der Morisken ins Werk gesetzt wurde, erneuerte auch der Herzog von Savoyen seine Anschläge wider Genf. In der Nacht vom 11. auf den 12. December 1602 wurden heimlich Sturmleitern angelegt, um die Stadt zu überrumpeln. Schon hatten die Soldaten die Mauern erstiegen, als die Bürger die ihnen drohende Gefahr erkannten und mit todesmuthiger Anstrengung die Feinde zurückschlugen. Noch bis zur Stunde feiern die Genfer diese männliche That ihrer Vorfahren in dem „Fest der Sturmleitern". Um solchen Anschlägen, die sich unter Karl Emanuel noch zweimal wiederholten, für die Zukunft sicherer vorzubeugen, wurden die Mauern und Festungswerke verstärkt. So blieb das freie Genf die Burg des Protestantismus für die romanische Welt.

Kurz vor seinem Tode öffnete sich dem Herzog von Savoyen eine neue Aussicht auf Landerwerb. Die Markgrafschaft Montferrat war nach dem Aussterben der alten Dynastie im J. 1533 (VIII, 381) an den Herzog Ferdinand Gonzaga von Mantua gekommen, den wir als treuen Anhänger und ergebenen Diener Karls V. und als Statthalter von Mailand kennen gelernt (X, 742). Beinahe hundert Jahre blieb sein Geschlecht im Besitz der beiden Herrschaften; auch Guastalla und andere kleinere Territorien kamen noch dazu, wurden aber wieder vom Hauptlande getrennt, wodurch sich eine Seitenlinie abzweigte. Ein anderes Glied der Familie, Lodovico da Gonzaga, trat in die Dienste Frankreichs und erwarb durch seine Vermählung mit Henriette, der Erbtochter des Herzogs Franz von Nevers, dieses Herzogthum, das er auf seinen Sohn Karl vererbte. Die Hauptlinie, die in Mantua und Casale glänzende Fürstenhöfe unterhielt und dem Habsburger Herrscherhaus stets die Treue und Hingebung des Ahnherrn bewahrte, erlosch im J. 1627 mit Herzog Vicenzio II. Nun erhob Karl Emanuel Ansprüche auf die so günstig gelegene Markgrafschaft Montferrat, theils auf Grund alter Lehnsverhältnisse, theils wegen verwandtschaftlicher Beziehungen beider Häuser durch Heirathen. Daraus ging der Mantuanische Erbfolgekrieg hervor, den wir an einem andern Orte kennen lernen werden. Karl Emanuel erlebte den Ausgang nicht mehr; aber sein Sohn und Nachfolger Victor Amadeus erlangte im Frieden von Chierasco wenn auch nicht die ganze 1631. Markgrafschaft Montferrat, so doch einige Städte und Landschaften derselben.

Streit mit den Gonzaga wegen Montferrat.

2. Genua.

Die Republik unter dem Einfluß der Doria.

Seitdem der Seeheld Andreas Doria seiner Vaterstadt die republikanische Verfassung gegeben, die wir früher kennen gelernt (X, 290. 291), war Genua mit dem spanisch-habsburgischen Herrscherhaus aufs Innigste befreundet. Genuesische Galeeren bildeten den wichtigsten Bestandtheil der kaiserlichen wie der spanischen Flotte; genuesische Admirale, meistens aus der Familie Doria, führten den Oberbefehl zur See; genuesische Matrosen und Seesoldaten dienten auf den Schiffen Karls V. und Philipps II. Diese Verbindung brachte dem regsamen Freistaat große Vortheile und entschädigte ihn einigermaßen für die Verluste in der Levante und im ägäischen Meer, wo die Türken ihm allmählich alle Besitzungen entrissen, endlich auch noch die schöne Insel Chios. Aus Spanien und den Kolonien trugen die rührigen Bewohner Genua's manchen Gewinn heim; in der appenninischen Halbinsel selbst kamen die Gewerbe, die Kunstindustrie, der Marktverkehr großentheils in ihre Hände; die Seekriege brachten Sold, Lohn und manche werthvolle Beute. Auch in politischen Dingen kam den Genuesen die Freundschaft Spaniens zu statten. Bei der großen Aufregung, welche zur Zeit der Spannung zwischen Kaiser und Papst die ganze Halbinsel durchzog (X, 743), hätte das revolutionäre Vorgehen des Gian-Luigi de' Fieschi leicht die Republik wieder in die alte Verwirrung, in die blutigen Parteikämpfe früherer Jahre zurückwerfen können, wäre nicht durch die Macht und den Einfluß des Kaisers die dictatorische Autorität der Dorias erhalten worden. Wie sehr immer bei Entwerfung und Einführung der republikanischen Verfassung der genuesische Patriot Andreas bedacht gewesen war, durch kluge Vertheilung der öffentlichen Gewalt unter die angesehensten Familien des alten und jungen Adels und der Bürgerschaft die tiefgewurzelte Eifersucht zu brechen und ein vaterländisches Gemeingefühl zu erwecken; wie kunstreich das Staatsgebäude gefügt, wie umsichtig die Rechte und Machtbefugnisse der beiden Räthe und der Regierungscollegien festgestellt worden; die Parteiung, die bürgerliche Zwietracht, der Neid und Ehrgeiz der Geschlechter und Familien gegen einander, die Intriguen und Demagogenkünste einzelner Ehrsüchtigen, die politische Leidenschaftlichkeit waren in den langen heftigen Bürgerkämpfen, unter den Stacheln der Verfolgung, der Verbannung, der Blutrache zu tief in den ganzen Staat, in die höheren Gesellschaftskreise, in die Gemüther aller Bewohner eingedrungen, als daß nicht viele Malcontente und Neuerungssüchtige mit Verdruß und Unmuth auf das Verfassungswerk des Admirals geblickt, viele Mißvergnügte und Unzufriedene in der nicht ohne Willkür und Gewalt durchgeführten Staatsordnung eine aufgedrängte Zwingherrschaft zu finden geglaubt hätten. Manche hielten sich für verkürzt und zurückgesetzt im Vergleich zu Andern, und vielen vom alten Adel war es unerträglich, daß die Familie Doria fast eine fürstliche Macht und Autorität besitzen und daß diese Machtstellung nach dem Hingange des hochbetagten Dogen wie ein

Familienerbe auf dessen Neffen Gianettino Doria, einen hoffärtigen, übermüthigen, eiteln jungen Mann, übergehen sollte. Gianettino hatte mit Glück gegen Dragut gestritten; der greise Oheim, der seine Tage meistens zurückgezogen in seinem Palaste verbrachte, überließ dem Neffen die Führung der Flotte; der Kaiser gab der Familie Doria bei jeder Gelegenheit Beweise von Gunst.

Alle diese Umstände wirkten zusammen, das Selbstgefühl des jungen Edelmanns zu steigern. Stolz auf seine Verdienste, auf seinen Namen, auf die Ehre des Geschlechts, trug er das Bewußtsein seines Werthes und seiner Bestimmung allzumerklich zur Schau und erregte dadurch Neid und Aergerniß. Die alte Eifersucht der Fieschi gegen die Doria erwachte mit neuer Stärke; und das Haupt der ersteren, der schöne, reiche, hochbegabte Gian-Luigi de' Fieschi Graf von Lavagna und Herr von Pontremoli, der persönlich von Gianettino beleidigt worden war, faßte den Plan, die Verfassung von Genua umzustürzen, die Republik dem Einfluß der Familie Doria zu entziehen und der italienischen Liga zuzuführen, die sich damals unter der Aegide des Papstes und des Königs von Frankreich zu bilden begann. Pier-Luigi, der Fürst von Parma und Piacenza, Pauls III. Nepote, knüpfte die Fäden der Intriguen, welche der spanisch-kaiserlichen Vorherrschaft in der Halbinsel ein Ende bereiten sollten. Dichter, Historiker und Memoirenschreiber haben die romantische Begebenheit der Verschwörung des Fiesco in Genua zum Gegenstand ihrer Darstellung gewählt; Schiller hat sie zur Grundlage eines „republikanischen Trauerspiels“ gemacht. Die Vorbereitungen zu dem kühnen Wagniß waren mit sicherer Hand getroffen: von seinen Gütern und Herrschaften stand dem Grafen eine gute Zahl handfester Leute zu Gebote; die Ausrüstung einiger Galeeren behufs einer angeblichen Kriegsfahrt gegen die Ungläubigen gab ihm Gelegenheit, einige hundert Söldner anzuwerben; malcontente Edelleute schlossen sich bereitwillig an ihn an; die Einen aus Haß, Ehrgeiz, Neuerungssucht, Andere um sich aus zerrütteten Vermögensverhältnissen herauszureißen, oder aus andern Motiven. In der Nacht vom 1. auf den 2. Januar 1547 griffen die Verschworenen in zwei Haufen getheilt unter der Führung Gian-Luigi's und seiner beiden Brüder Girolamo und Ottobuono zugleich die Galeeren der Doria im Hafen und das Thor von S. Thomas an. Als Gianettino den Tumult hörte, eilte er sogleich zur Stadt, wurde aber auf der Straße niedergestoßen; Andrea entfloh nach einem Schlosse der Spinola; Alles schien für die Doria verloren; auch im Hafen siegten die Verschwornen. Da trat ein unerwartetes Ereigniß ein und veränderte die ganze Lage. Als der Graf eine Galeere besteigen wollte, fiel er bei der Dunkelheit in das Wasser des Hafens und wurde durch seine schwere Rüstung auf den Grund gezogen. Dadurch scheiterte das ganze Unternehmen. Fiesco war die Seele des Complots gewesen; seine Hand hatte alle Fäden gelenkt; mit seinem Tod war alle Einheit und Planmäßigkeit dahin; Verwirrung und Ungewißheit bemächtigte sich der Verschwornen; sie gaben das Vorhaben auf, durch einen revolutionären

Fiesco's Verschwörung. 1547.

Handstreich die Regierung zu stürzen und die obrigkeitliche Gewalt in die eigene Hand zu nehmen, und erklärten sich bereit, als man ihnen Verzeihung und Straflosigkeit verhieß, die errungenen Vortheile aufzugeben. So erhielt sich das Dogenregiment in der Autorität; die Fieschi wichen aus der Stadt, aber die Rache folgte ihnen auf dem Fuße nach. Andrea Doria setzte es bei dem Rathe durch, daß die Amnestie nicht gehalten ward. Die Häupter der Verschwornen, in erster Linie die beiden Brüder Gian-Luigi's, wurden aus der Republik verbannt; alle Herrschaften des Grafen wurden eingezogen, sein schöner Palast in der Stadt zerstört. Von da an bestand Haß und Todfeindschaft zwischen den Familien Fieschi und Doria, bis der alte Doge Andrea im November 1560 starb.

Fiesco's Gemahlin, Eleonore Cybò, eine Frau von glänzenden Talenten, begab sich in ihre Heimath, das Fürstenthum Massa-Carrara, und schloß später eine zweite Ehe mit Chiappino Vitelli, einem toskanischen General, welcher, in spanische Dienste getreten, bei der Belagerung von Zierikzee im J. 1576 den Tod fand. Eleonore starb 1594 in Florenz. Auch Giulio Cybò von Massa-Carrara wurde in den Sturz des ihm verwandten Hauses Fieschi hineingerissen. Als er mit vertriebenen Genuesen sich in conspiratorische Umtriebe gegen Andrea einließ, wurde er in Pontremoli gefangen
1548. genommen und in Mailand enthauptet.

Fortdauernde Parteiung. Die Verschwörung Fiesco's hatte neben den persönlichen Motiven auch den Zweck, die Republik Genua, welche durch die Doria, Spinola u. a. ganz in die spanisch-habsburgische Politik hineingezogen worden, wieder mehr Frankreich, dem alten Bundesgenossen zu nähern. Der Versuch war fehlgeschlagen; Genua behielt seine Stellung und diente den Interessen Spaniens. Aber der Wunsch nach einer Aenderung der äußeren Lage und der inneren Zustände lebte in den Gemüthern fort und bei jeder Bewegung offenbarte es sich, daß ein Theil der Bürgerschaft Sympathien für Frankreich hegte. Allein bei der Zerfahrenheit dieses Nachbarstaats während der Religionskriege behielt die spanische Partei die Oberhand. Bei dem Aufstande der Corsen in den sechziger Jahren, der einen Abfall der Insel von den Genuesischen Herren und einen Anschluß an Frankreich zum Zwecke hatte, wie er zwei Jahrhunderte später sich vollzog, gelang es der Republik unter dem Beistande spanischer Galeeren, der Rebellion Meister zu werden und ihre Herrschaft über Corsica aufs Neue zu befestigen. Einige Jahre
1568. nachher brach die bürgerliche Parteiung in neue Flammen aus. Die alten Adelsgeschlechter, ergrimmt, daß der neue Adel, der sich jedes Jahr durch den gesetzlichen Eintritt angesehener Familien aus den Popolanen (Aggregation) verstärkte, immer mehr Boden gewann und die Zahl der Theilnehmer an dem Regiment der Stadt und an den Rathsstellen sich dadurch immer mehr vergrößerte, suchten mit Hülfe des spanischen Königs sich einige Vorrechte zu sichern, eine aristokratische Sonderstellung zu gewinnen, eine bevorzugte Nobilität zu bilden. Der neue, aggregirte Adel oder das Patriciat, dem die reiche Kauf-

mannschaft angehörte, gerieth über diese Versuche einer hochmüthigen Oligarchie in Wuth; es kam zu feindseligen Auftritten; die jüngeren Geschlechter wiegelten das von dem Staatsleben gänzlich ausgeschlossene Volk auf; man richtete seine Blicke abermals nach Frankreich. Die hochadeligen Herren entzogen sich dem drohenden Sturme, indem sie die Stadt verließen. Allein sie setzten sich in den Nachbarorten fest, nahmen eine kriegerische Haltung an und sahen sich nach Hülfe um bei Spanien, bei dem Kaiser, bei dem Papste. Die in der Stadt Zurückgebliebenen rüsteten auch ihrerseits zum Kampfe und hofften auf Unterstützung von Frankreich. Da erscholl die Nachricht, Don Juan d'Austria, der Sieger von Lepanto, sei mit einer Flotte im Golf von Spezzia gelandet, angeblich in der Absicht, Mailändische Truppen zu einem neuen Kriegszug gegen die Türken auf- 1575.
zunehmen. Ein finsterer Verdacht erfaßte die Genuesen, der spanische Prinz, von dem es bekannt war, daß er nach einer selbständigen Herrschaft strebe, möchte sich mit Hülfe der Ausgewanderten zum Herrn der Republik aufschwingen. Eine große Aufregung bemächtigte sich der Gemüther; in ganz Oberitalien herrschte eine unheimliche Gährung. Frankreich und Toscana, eifersüchtig auf das Uebergewicht der Spanier in der apenninischen Halbinsel, unterhielten heimlich Verbindungen mit den Genuesen der Stadt und zogen auf den Grenzen Truppen zusammen. Da däuchte es dem König Philipp II., dem damals gerade die niederländischen Unruhen Sorge genug bereiteten, gerathen, der Bewegung in Italien, die leicht einen allgemeinen Krieg herbeiführen konnte, Einhalt zu gebieten. Wir wissen, daß Don Juan andere Aufträge erhielt; bald nachher zog er nach den Niederlanden, um dort zwei Jahre später am gebrochenen Herzen in die Grube hinabzufahren.

Nun wurde durch die schiedsrichterliche Vermittelung des Papstes, des Verfassungsreform.
Kaisers und des Königs von Spanien und unter dem Eindruck der französischen und toscanischen Grenztruppen in der Nähe, zwischen den feindlichen Parteien eine Ausgleichung versucht, die nach langen Unterhandlungen zu einer Reform März 1576.
der Verfassung führte. Nach dieser neuen republikanischen Constitution wurde eine Vereinbarung zwischen dem alten Adel und dem Patriciat dahin getroffen, daß beide Theile sich zu einer gleichberechtigten Adelsgemeinde zusammenschlossen, aus welcher ohne Unterschied die vierhundert Senatoren gewählt und alle Staatsämter besetzt werden sollten. Neue Aufnahmen in diese regierende Körperschaft sollten nicht ganz ausgeschlossen sein, doch nur auf einzelne Würdige beschränkt werden und der ganzen erweiterten Adelsgemeinde die Beschäftigung mit dem Großhandel frei stehen. Nur sollte kein Edelmann einen offenen Laden halten oder ein Handwerk treiben dürfen. Diese Erwerbsquellen sollten der niederen Bürgerschaft vorbehalten bleiben, der man auch noch den Zutritt zu einigen untergeordneten Verwaltungsämtern gestattete. Das Tragen der Waffen im gewöhnlichen Leben wurde untersagt, für die peinliche Gerichtsbarkeit eine eigene Rota unter Leitung von drei fremden Rechtskundigen aufgestellt und zur Aus-

gleichung und größeren Verschmelzung der verschiedenen Elemente in der neuen Aristokratie eine Art schiedsrichterlicher Behörde errichtet. In Folge dieser billigen und verständigen Verfassungsreform, deren Zustandekommen hauptsächlich dem Matteo Senarega vom Patriciat zu danken war, erfreute sich die Republik Genua auf lange Zeit eines ungestörten bürgerlichen Friedens, so daß sie ihre Thätigkeit und Aufmerksamkeit mehr als zuvor der Marine, dem Handel, der Industrie und dem Bankwesen zuwenden konnte. Ihrer Nähe und moralischen Unterstützung hatte es auch Lucca zu verdanken, daß sich die auf ähnlichen Grundlagen und Gliederungen aufgebaute republikanische Verfassung erhielt und der kleine Freistaat nicht von dem mächtigen Nachbar, dem Großherzogthum Toscana verschlungen ward.

3. Parma.

Die Farnese. Acht Monate nach dem Scheitern der Verschwörung der Fieschi in Genua wurde Pier-Luigi Farnese, dem sein Vater Papst Paul III. die Herrschaft über Parma und Piacenza verschafft hatte, das Opfer des Hasses, den er sich durch
10. Sept. 1547. seinen Frevelsinn zugezogen (X, 754). Sein Sohn Ottavio Farnese, der Gemahl der Kaisertochter Margaretha, behauptete sich in dem väterlichen Erbe und erlangte auch mit der Zeit, daß die spanische Besatzung die so lange von ihr gehütete Citadelle von Piacenza räumte. Von seiner Gemahlin lebte er meistens getrennt. Auch als sie der Statthalterschaft in den Niederlanden entsagte und nach Italien zurückkehrte, hielt sie sich auf den Gütern auf, die ihr der königliche Halbbruder in Neapel angewiesen. Als Ottavio und Margaretha in einem und demselben Jahre 1586 starben, fiel das Herzogthum an ihren Sohn Alessandro, den tapfern Feldherrn und Gouverneur in Brüssel, der zwanzig Jahre vorher seine schöne portugiesische Gemahlin im glänzenden Festzug in Parma eingeführt hatte. Für Alessandro's kriegerische Herrschernatur war das kleine italienische Fürstenthum kein Schauplatz; ihm war eine wichtigere Lebensaufgabe beschieden als das unscheinbare Regiment in dem väterlichen Erblande. Er fand seinen
3. Decb. 1592. Ruhm und seinen Tod in den Niederlanden. Als er in Arras aus der Welt schied, folgte ihm in der herzoglichen Würde sein Erstgeborner Ranuccio, ein habgieriger, tyrannischer und frevelsinniger Fürst, den man beschuldigte, daß er
1612. eine Verschwörung mehrerer Adelshäupter fälschlich in Scene gesetzt habe, um sich des Vermögens der Hingerichteten zu bemächtigen. Die Verwandten erhoben das Schwert der Blutrache und sagten dem Herzog Fehde an; nur der vermittelnden Intervention Spaniens war es zu verdanken, daß nicht die alten Familienkriege früherer Jahrhunderte wieder auflebten. Ranuccio starb im J. 1622 und hatte seinen Sohn Odoardo, den ihm seine Gemahlin Margherita Aldobrandini, eine Nepotentochter des Papstes Clemens VIII., geboren, zum Nachfolger. Die Ehe, durch häuslichen Unfrieden gestört, war lange kinderlos gewesen, so daß Ranuccio bereits einen unechten Sohn Ottavio zum Erben ausersehen

hatte. Nun fürchtete er, der kühne volksbeliebte Mann möchte die rechtmäßige Nachkommenschaft verdrängen. Er ließ ihn daher in das feste Schloß von Parma bringen, aus dem er nicht wieder lebendig herauskam. Odoardo war ein Fürst von Talent und Beredtsamkeit, aber aus Eigenliebe und Eitelkeit verzettelte er die Kräfte seines Landes in unfruchtbarem Kleinkrieg. Odoardo 1622–46.

4. Venedig.

Die Marcusrepublik, die alte Nebenbuhlerin Genua's, hielt sich frei von den bürgerlichen Kämpfen, welche die Kräfte des ligurischen Freistaats verzehrten und das öffentliche Leben zersetzten und unterwühlten. Die geschlossene Aristokratie, die das Regiment mit eiserner Hand führte, war stark genug, alle inneren Bewegungen durch Schrecken und Vorsichtsmaßregeln niederzuhalten. Auch die jüngeren Geschlechter, die seit 1582 größern Einfluß auf den Gang der Regierung erlangten, wurden durch ihre liberaleren Ideen gegenüber der Kirche und der Priesterschaft nicht zu Aenderungen in dem überlieferten politischen System fortgerissen. Aber die äußere Macht und Autorität vermochte die Signorie, trotz aller politischen Klugheit und Energie, der stolzen Stadt an der Adria nicht zu bewahren. Wie sehr sie sich anstrengte, bald durch Friedensverträge und Geldopfer, bald durch Kriege der vorwärtsdringenden Gewalt der Osmanen Einhalt zu gebieten, ihre Besitzungen im ägäischen Meer, in Morea und auf den Inseln, wenn auch mit Tribut an die Pforte zu erhalten und ihren Levantischen Handel zu retten; wir werden in dem nächsten Abschnitt erfahren, wie die Republik allmählich aus allen ihren Niederlassungen und Territorien verdrängt ward, wie sie mit allem Ringen und Kämpfen, mit allem Mannesmuth und patriotischen Hochgefühl den Gang des Schicksals nicht zu hemmen, das Sinken und den allmählichen Verfall ihres stolzen Freistaats nicht abzuwenden vermochte. Im sechzehnten Jahrhundert ging Cypern verloren; im siebenzehnten entbrannte der letzte Riesenkampf um Candia. Und nicht blos in fernen Meeren hatten die Venetianer Feinde abzuwehren; selbst in den Küstenländern, die das adriatische Meer bespült, in Dalmatien, in Istrien, an den Abhängen der julischen Alpen hatten sie feindliche Kriegshaufen, umherstreifende Raubschaaren, barbarische Völkerschaften zu bekämpfen. Die Marcusrepublik u. ihre Feinde.

Vom alten Salona bis an den Küstensaum, der den Pomündungen im Osten gegenüberliegt, hatten sich, vor den Türken flüchtend, dalmatische und andere slavische Schaaren zu einem eigenen Volksstamm vereinigt, dessen Name Uskoken die Entstehung aus Flüchtlingen und Banditen andeutete, ein Ursprung, den sie auch durch ihr Leben und Handeln bewährten. So lange die Uskoken ihre Raubfahrten zu Land und zur See gegen die Türken und Corsaren richteten, wurden sie von den Venetianern nicht gestört und erfreuten sich sogar des Schutzes und der Begünstigung des Kaisers, dem sie als Gegenmacht gegen die Heerhaufen der Osmanen und die feindlichen Horden der Mortolosen in den Grenzlanden Krieg mit den Uskoken.

gute Dienste leisteten. Mit der Zeit aber wurden die Uskoken auch den venetianischen Fahrzeugen lästig; und da zugleich die Pforte die Republik drängte, die Herrschaft und den Schutz des adriatischen Meeres, die sie eifersüchtig in Anspruch nahm, nachdrücklicher zu wahren, so schritt die Signorie, um einem Krieg
1615. mit den Osmanen auszuweichen, zur Bekämpfung der seeräuberischen Uskoken. Die Venetianer blokirten deren Hafenorte, belagerten ihre festen Plätze und suchten ihnen die Auswege nach dem Meere abzuschneiden. Die Uskoken leisteten den tapfersten Widerstand; sie machten zu Lande räuberische Streifzüge in das venetianische Istrien und brachten zugleich eine venetianische Galeere auf. Die Oesterreicher gewährten den Uskoken, den Feinden ihrer Feinde, Schutz und duldeten die Durchzüge derselben durch ihr Gebiet. Darüber kam es auch bald zu Feindseligkeiten zwischen der Republik und dem Kaiserstaat. Venetianische Truppen streiften bis in die Nähe von Görz und Gradisca; die Oesterreicher vergalten mit einem Einfall in Friaul; das ganze gebirgige Küstenland am Golf von Venedig füllte sich mit wilden Kriegsscenen, mit Verwüstung und grausamer Gewaltthätigkeit. Die Einmischung der Spanier und Franzosen, des Großherzogs von Toscana und Karl Emanuels von Savoyen brachte keine Beilegung und Vermittelung, sondern mehrte die Verwickelungen und wies dem Kampfe weitere Dimensionen.
1617. Die Marcusrepublik nahm Graubündtner Reisläufer in Sold und schloß einen Kriegsbund mit den Niederländern.

Verschwörung gegen Venedig 1618. Die durch diese und andere kriegerischen und politischen Bewegungen in Italien hervorgerufene Aufregung und Verwirrung brachte einige ehrgeizige Staatsmänner auf den Gedanken, durch einen revolutionären Staatsstreich in der Lage der öffentlichen Dinge der Halbinsel eine Veränderung herbeizuführen, Spaniens Uebermacht zu verstärken oder für sich selbst Herrschaften zu gewinnen. Es waren nicht die Häupter der großen Staaten, wie einst bei der Liga von Cambray, durch welche die Republik Venedig in ihrer Existenz bedroht ward; zu solchen Gewaltunternehmungen ließ es die rivalisirende Politik Frankreichs und Spaniens nicht kommen; es war nur der Versuch einiger herrschsüchtigen Intriguanten, durch ein conspiratorisches Complot das Regiment der Marcusrepublik zu stürzen und die Herrschaft über die Adria den Oligarchen in Venedig zu entreißen. Die Seele der Verschwörung scheint der Herzog von Ossuña, Vicekönig von Neapel, gewesen zu sein; Theilnehmer und Mitwisser waren der spanische Botschafter in Venedig, Alfonso de Cueva, Marchese von Bedmar und Pietro de Toledo, Statthalter von Mailand. Einige französische Offiziere in venetianischem Solde sollten den Plan in Vollzug setzen. Die Unsicherheit, die durch den rasch nach einander erfolgten Tod zweier Dogen in dem Regiment der Republik eintrat, schien das Unternehmen zu begünstigen. Allein der Rath der Zehn erhielt noch zeitig genug Kunde von dem Complot, um es
Mai 1618. im Keime zu unterdrücken. Die Haupttheilnehmer wurden ergriffen und hingerichtet.

Auf die Klage des venetianischen Gesandten am Madrider Hof, beschloß die spanische Regierung, um den Verdacht einer Begünstigung des Vorhabens von sich abzuwenden, die Abberufung des Marchese von Bedmar und des Mailänder Governatore. Der Herzog von Ossuña suchte sich nun in die Lage zu setzen, einem gleichen Schicksal durch Selbsthülfe begegnen zu können. Er vermehrte seine Streitkräfte zu Land und zur See, und als die vermehrte Steuererhebung und die Einquartirung der anmaßenden Soldtruppen Unzufriedenheit im Lande erregten und zu Beschwerden in Madrid führten, beschritt er die Bahn des Demagogen. Er stiftete Zwietracht und Eifersucht zwischen Adel und Volk, indem er das letztere erleichterte und günstig für sich zu stimmen suchte. Wirklich wurde auch ein Bevollmächtigter von Neapel nach Spanien geschickt, um die Zufriedenheit des Volkes mit der Verwaltung des Vicekönigs auszudrücken und die Abberufung desselben, wenn eine solche beabsichtigt sei, zu hintertreiben. Da diese Künste wenig Erfolg hatten, nahm Ossuña französische und wallonische Miethtruppen in seinen Dienst und gedachte sich unter Beihülfe der mit der spanischen Herrschaft unzufriedenen Neapolitaner mit Gewalt im Besitze seiner Stelle zu behaupten und sich zum unabhängigen Herrn des schönen Königreichs zu machen. Die öffentlichen Zustände Spaniens waren ja damals so zerrüttet, daß einem unternehmenden Manne, wenn er Alles einsetzte und von einigem Glück begünstigt war, ein kühnes Wagstück wohl gelingen konnte. Von Frankreich und Savoyen durfte man bei einiger Aussicht auf Erfolg wohl auf Unterstützung hoffen. Hatte doch Wilhelm von Oranien einer viel stärkeren Macht mit Glück widerstanden. Aber die Neapolitaner waren keine Holländer; der Beistand des Volkes war weder stark noch nachdrücklich genug, um dem Vicekönig den nöthigen Rückhalt zu gewähren, bis sich Frankreich und Savoyen offen für ihn erklärt haben würden. Und da Venedig, so wenig es auch Ursache hatte die spanische Herrschaft zu erhalten oder zu stärken, doch lieber das matte Regiment eines Vicekönigs als die usurpatorische Gewalt eines Emporkömmlings in Neapel walten sah, und keine Veränderung in den bestehenden Zuständen wünschte, so vermochte Ossuña seine Umsturzpläne nicht durchzuführen. Er fiel hauptsächlich durch dieselbe Republik, die er hatte stürzen wollen. Als der neue Vicekönig in Gaeta landete und durch den Befehlshaber des Castello nuovo heimlich in Neapel eingeführt ward, mußte Ossuña weichen. Er schiffte sich nach Spanien ein, um sich dem König zu Füßen zu werfen und Verzeihung zu erflehen, daß er durch Demagogenkünste und conspiratorische Mittel die spanische Vorherrschaft in der apenninischen Halbinsel hatte befestigen und stärken wollen.

Umtriebe des Vicekönigs von Neapel. — *1619.* — *1620.*

5. Ferrara und Modena.

Seitdem das Haus Este zu den Reichslehen Modena und Reggio auch noch Ferrara als Lehn der Kirche erhalten hatte (IX, 859), ragte der herzogliche Hof

Die Este.

von Ferrara an Macht und Reichthum wie an Pracht und Bildung unter den kleineren Herrschaften weit hervor. Der Stamm der Este, singt Bojardo, war dazu bestimmt, Tapferkeit, Tugend, Courtoisie, heiteres Leben in der Welt zu
Alfons I. † 1535. erhalten. Schon Alfons I. und sein Bruder Hippolyt, die wir als die Gönner Ariosto's kennen gelernt haben (X, 313. 324), gaben dem Hause Glanz und Ansehen, wozu die Frauen nicht wenig beitrugen. Alfonso's Gemahlin war
Ercole I. 1535—1559. Lucrezia Borgia (IX, 730). In des Vaters Geist wirkte Ercole I., ein getreuer Anhänger Karls V., während seine Gemahlin Renata, Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, die Interessen ihres Heimathlandes vertrat. Wir wissen, daß sie der neuen Lehre zugethan war, daß Clement Marot, der Dichter, daß der flüchtige Calvin, daß alle reformatorisch gesinnten Männer in Italien sich ihres Schutzes und Beistandes erfreuten. Wie viele Bitterkeiten sie auch um ihrer religiösen Richtung willen zu erfahren hatte, sie folgte dem Zuge ihres Herzens. Auch als sie nach dem Tode ihres Gemahls in ihr Vaterland zurückkehrte, blieb sie ihren reformatorischen Ansichten treu.

Alfons II. 1559—1597. Den höchsten Glanz entfaltete der Hof von Ferrara unter Ercole's Sohn und Nachfolger Alfons II., dem Gönner und Verfolger Tasso's (X, 324 ff.). Der Herzog selbst, der durch seine erste Gemahlin Lucrezia de' Medici und nach deren frühem Tode durch seine zweite Ehe mit der Erzherzogin Barbara dem Florentiner Hof nahe verwandt war, so wie seine Schwestern Lucrezia, nachmals die Gattin des ritterlichen Herzogs Francesco von Urbino, die auch nach ihrer Ehe meistens in Ferrara lebte, und Leonore, „still, kränklich, zurückgezogen, aber wie ihre Schwester von starken Zügen des Gemüths", liebten und beförderten Künste und Poesie und gaben dem italienischen Hofleben jenen romantischen Schwung, jene dramatische Mannichfaltigkeit, welche die Phantasie fesselten, die vornehme Gesellschaft in Entzücken versetzten. „Da wurde bald in einem Ritterspiel, „Castello di Gorgoferusa", bald in einem andern „Monte die Feronia", bald wieder in anderen Darstellungen mit unendlicher Pracht der Decorationen, mit dem künstlichsten Maschinenwerk gewetteifert, hohe Herrschaften zu unterhalten und auch von dieser Seite her dem späteren Centralpunkt geistigen Lebens des italienischen Volkes, der heroischen Oper vorgearbeitet." Künstlerische Wettkämpfe und wissenschaftliche Disputationen wechselten mit Turnieren und allegorischen Aufzügen ab. Mit dieser Prachtliebe verband Alfons einen brennenden Ehrgeiz, der ihn verleitete, sich in politische und kriegerische Unternehmungen einzulassen, welche die Grenzen seiner Macht weit überstiegen und den Unterthanen große Lasten auflegten, und einen tyrannischen Geist, der nur auf Befriedigung seiner Leidenschaften, seiner Selbstsucht, seiner Fürstenlaune gerichtet war. So führte er als ergebener Anhänger des Hauses Oesterreich dem Kaiser eine Hülfs-
1566. armee von 4000 Mann, darunter 300 wohlgerüstete Edelleute mit ihren Dienern zu. Zwei Jahre später sandte er seinen Oheim mit einem Heer von gleicher Zahl nach Frankreich. Ferrara galt als eine der stärksten Festungen;

27,000 Mann waren in die Milizen eingeschrieben. Die Bewerbung um die Krone Polens, zu welchem Zweck er den Battista Guarini, den Verfasser des Pastor Fido, als Gesandten nach Krakau abordnete, verursachte dem Herzog viele unnöthige Ausgaben. Den Bolognesen war er ein schlimmer Nachbar.

Vor Allem stand sein Sinn auf die Vermehrung seiner Einkünfte ohne alle Rücksicht auf die Wohlfahrt des Volkes. Während er die Dämme und die Flußregulirungen, auf denen die Fruchtbarkeit des Landes beruhte, in Verfall gerathen ließ, so daß Ueberschwemmungen und Versandungen eintraten, machte er die Rechte seiner Kammer aufs Strengste geltend. „Bei jedem Contract, selbst wenn er nur ein Darlehn betraf, fiel der Zehnte an den Herzog; er nahm den Zehnten von Allem, was in die Stadt einging. Er hatte das Salzmonopol, er belastete das Oel mit einer neuen Auflage, auf den Rath seines Zollverwalters Christofano da Fiume nahm er endlich auch den Handel mit Mehl und Brod an sich; nur von den herzoglichen Beamten durfte man dies erste aller Lebensbedürfnisse an sich bringen; kein Nachbar hätte gewagt, dem andern eine Schüssel Mehl zu borgen. Selbst den Edelleuten war die Jagd nur auf wenige Tage und nie mit mehr als etwa drei Hunden gestattet. Eines Tages sah man auf dem Marktplatz sechs Gehängte; todte Fasanen waren an ihre Füße gebunden, zum Zeichen, sagte man, daß sie bei einem Diebstahl in der herzoglichen Fasanerie erschossen worden." Den letzten Erben des ältesten und reichsten Geschlechts in Ferrara, Ercole Contrario, ließ er bei einer Audienz tödten, um sich mit den heimgefallenen Gütern des Hauses zu bereichern.

Aber der Glanz und die Macht des herzoglichen Hofes in Ferrara neigten ihrem Ende zu. Obwohl Alfons noch eine dritte Ehe mit Margherita, Tochter des Herzogs von Mantua, einging, ein Ereigniß, das zu neuen überschwenglichen Hoffesten Veranlassung gab, erhielt er doch keinen Sohn. Daher bemühte er sich, von den beiden Oberlehnsherrn, dem Papst und dem Kaiser, die Vergünstigung zu erwirken, daß er aus seiner Verwandtschaft nach eigenem Ermessen einen Erben ernennen möge. Seine Unterthanen sollten sich nicht dem Glauben hingeben, daß sie von seinem Hause abkommen könnten. Zu dem Zweck begab er sich selbst mit fürstlichem Geleite nach Rom; da aber die päpstliche Tiara gerade damals in raschem Wechsel an verschiedene Häupter kam und darüber die Entscheidung sich verzögerte, so setzte Alfons eigenmächtig seinen Vetter Cesare, den Brudersohn seines Vaters, zum Erben ein, nicht aus besonderer Zuneigung, sondern aus Herrscherlaune. Auch sollte die Sache bis zu seinem Tode ein Staatsgeheimniß bleiben; er wollte während seines Lebens keinen Rivalen in der Volksgunst haben. Kaiser Rudolf ertheilte seine Zustimmung; aber in Rom erhob man Zweifel über die Legitimität, weil Cesare's Großmutter erst nach der Geburt seines Vaters von Alfons I. geehlicht worden war, und hielt mit der Bestätigung zurück. Als nun nach dem Tode des Herzogs der Thronerbe von dem ganzen Lande Besitz nahm und sich sowohl in Ferrara als in Modena huldigen ließ, sprach Papst Clemens VIII. die Excommunication über Cesare aus, erklärte Ferrara für ein heimgefallenes Lehn der Kirche und drohte Alle, die sich nicht von dem Gebannten absondern würden, „als verdorrte Zweige von dem Baume

[Marginal notes: Die Erbfolge und die Theilung des Gebiets. — 1591. — 27. Okt. 1597.]

des geistlichen Lebens abzuhauen". Zugleich schickte er seinen Neffen Cardinal Aldobrandini mit Truppen ab, um Besitz von dem Herzogthum zu ergreifen. Cesare traf Anstalten zur Gegenwehr; aber bei den erschöpften Geldmitteln und der geringen Neigung des Volkes, für seine Sache einzustehen und Opfer zu bringen, sah er sich außer Stand, den Kampf mit der Uebermacht zu bestehen, zumal da auch Lucrezia dem Vetter entgegen war. Und gerade diese wurde von ihm bevollmächtigt, ein Uebereinkommen mit Rom zu vermitteln. Er mochte hoffen, daß die Blutsverwandtschaft sich noch in ihrem Herzen regen und sie bewegen würde, ihm einen möglichst günstigen Frieden zu erwirken. Aber die Herzogin neigte mehr zu Rom und dem geistreichen Nepoten Aldobran-
1598. dini. Am 12. Januar 1598 wurde ein Vertrag entworfen, kraft dessen Cesare auf Ferrara, Comacchio, seinen Theil der Romagna Verzicht leisten und dafür Absolution von dem Kirchenbann erhalten sollte. Wie schwer es dem Herzog auch fiel, er mußte die Bedingungen annehmen und das Erbe seiner Väter verlassen. Er nannte sich hinfort Herzog von Modena und Reggio und wurde als solcher vom Reich anerkannt. In den ferraresischen Territorien dagegen ging die Regierungsgewalt an den päpstlichen Stuhl über. Lucrezia selbst vollendete und erleichterte den Uebergang. Einen Monat nach dem Abschluß des Friedens starb sie; als man ihr Testament eröffnete, fand man den Cardinal Aldobrandini, der ihr Haus aus dem alten Besitz vertrieben, zum Universalerben eingesetzt. Damit gingen auch noch die letzten Besitzungen, die den Este im Ferraresischen geblieben waren, an die päpstliche Familie über. Seitdem verschwand der Glanz aus der herzoglichen Residenzstadt Ferrara. Um Raum für die Citadelle zu schaffen, wurden Hunderte von Häusern in dem belebtesten Theile der Stadt abgetragen; die Straßen verödeten, die angeseheneren Familien wanderten nach Modena aus, Verfall und Verarmung lagerte sich über Land und Bevölkerung.

Das Herzogthum Modena blieb bei dem Hause Cesare's, der im J. 1628 aus der Welt ging und seinen Sohn Alfons III. zum Nachfolger hatte. Eine geschichtliche Bedeutung erlangte keiner der späteren Glieder der Familie Este. Dagegen wurde das Gebiet mit der Zeit erweitert durch das Reichslehen Correggio und das kleine Herzogthum Mirandola mit der Markgrafschaft Concordia, welche über zwei Jahrhunderte dem Hause Pico gehört hatten.

3. Toscana und Mittelitalien.

Cosimo de' Medici Cosimo de' Medici wurde von Kaiser Karl V. in Florenz als Herzog ein-
1537—1574. gesetzt und durch die spanischen Besatzungen in seiner Herrschaft geschützt (X, 298). Er hatte im Anfang einen harten Stand, da die Ausgewanderten, insbesondere die reiche und mächtige Familie der Strozzi, stets Versuche machten, mit Hülfe Frankreichs und der republikanischen Partei des Landes, sich die Rückkehr in die Vaterstadt zu erzwingen und die alte Ordnung herzustellen. Aber Cosimo war auf seiner Hut: Ein Heerhaufen der Exulanten wurde bei Montemurlo über-

wunden und die Häupter gefangen genommen. Bartolomeo de' Valori und mehrere seiner Genossen fanden nach fürchterlichen Torturen ein blutiges Ende theils durch öffentliche Hinrichtung, theils in der Heimlichkeit der Gefängnisse; Filippo Strozzi, das Haupt des Geschlechtes, entzog sich den Folterqualen und dem schmachvollen Tod durch Henkershand, indem er sich im Kerker selbst ent- 1538.
leibte. Die übrigen Häupter der alten Familien, welche in Florenz geblieben waren und sich dem neuen monarchischen Regiment gefügt hatten, wurden von dem mißtrauischen Herzog von Aemtern und Würden ausgeschlossen und strenge überwacht, bis Einer um den Andern ins Grab stieg, von Gram verzehrt über den Untergang so vieler Patrioten und über die verlorne Freiheit. Nun bot Cosimo, ein Fürst von feinem politischen Verstand und in den Künsten der Arglist, der Verstellung, der Verführungen und Intriguen sehr erfahren, alle Mittel auf, die monarchische Herrschaft zu befestigen und dem Herzogthum Unabhängigkeit im Innern und eine hervorragende Stellung unter den italienischen Staaten zu verschaffen. Keiner wußte klüger und erfolgreicher die Eifersucht und Rivalität zwischen Spanien und Frankreich, die Parteispaltungen unter den Fürsten und Städten, die wechselnden Sympathien und Factionskämpfe unter den Bürgerschaften, die Reizbarkeit der italienischen Bevölkerung in seinem Interesse und zu seinen Zwecken zu benutzen, als Herzog Cosimo von Florenz, und seine Regierung dauerte lange genug, um von allen Zwischenfällen und Fluctuationen Vortheil zu ziehen. Er verstand es vortrefflich, in einem Zeitalter, da alle sittlichen Bande zerrissen waren, unter einem Volke, dem die höheren vaterländischen Ideen durch die Macht der Selbstsucht, des Partikularismus, der Standes- oder Familieninteressen abhanden gekommen, die zum Siege führenden Mittel und Wege zu finden. Während er die kaiserliche Autorität, der er selbst seine Erhebung verdankte, in Mittelitalien zu erhalten bemüht war, arbeitete er für seine eigenen Zwecke. Nichts konnte für ihn verderblicher werden, als wenn Lucca das Lucca.
Haupt eines republikanischen Städtebundes ward, wie ihn Burlamacchi, der Anführer der Lucchesischen Landwehr, im Einverständniß mit den Franzosen und den malcontenten Bürgerschaften, zu begründen vorhatte. Er gab dem Kaiser Kunde von den Umtrieben des Commandanten, und Burlamacchi starb in Mailand 1545.
durch Henkershand.

In Siena herrschte seit Jahren eine bürgerliche Parteiwuth, die kein dauern- Kämpfe mit Siena.
des Regiment in der Stadt aufkommen ließ. Cosimo leistete dem Befehlshaber der spanischen Besatzung, so oft sich der Geist der Unabhängigkeit und französische Sympathien bei den Sanesen regten, stets Vorschub und Beihülfe. Als der Haß gegen die kaiserliche Schutzherrschaft endlich eine solche Höhe erreichte, daß Siena der Heerd einer revolutionären Erhebung und eines dreijährigen Bürger- 1552–55.
kriegs wurde, indem die französisch-republikanische Partei den Plan verfolgte, ihre von einer tapfern kriegerischen Bürgerschaft bewohnte Vaterstadt zum Haupt- und Mittelpunkt eines freien Föderativstaats unter Frankreichs Protectorat zu

erheben, da war es in erster Linie Cosimo, welcher durch sein energisches Einschreiten und durch bewaffnete Hülfe dem spanischen Heerführer den Sieg verschaffte und die Autorität des Kaisers und des Königs Philipp wieder zur Geltung brachte. Freilich war der Krieg gegen Siena für Cosimo ein durch die Noth der Selbsterhaltung gebotenes Unternehmen. Denn Heinrich II. hatte Pietro Strozzi, den Sohn Filippo's, zum Befehlshaber der französisch-italienischen Heerhaufen ernannt, die er den Sanesen zu Hülfe schickte. Gelang es dem tapfern Florentiner, dessen Familiennamen in ganz Toscana von großem Gewicht war, sich in Siena zu behaupten und die Stadt zum Vorort eines freien Bundesstaats, zum Asyl für alle Republikaner, Flüchtlinge und Unzufriedenen zu machen, so konnte leicht die Herzogskrone von dem Haupte des Mediceers weggestoßen werden. Es war daher begreiflich, daß Cosimo alle Kräfte anstrengte, das Aufkommen eines unabhängigen Gemeinwesens, die Niederlassung einer feindlichen Colonie in seiner Nähe zu verhindern. Er stellte einen bewährten Kriegsmann, den Gian Jacopo Medici, Castellan von Musso, einen Mailändischen Emporkömmling, der sich durch alle Wechsel der Herrschaft im obern Italien zu erhalten gewußt, und nun als Marchese von Marignano in des Kaisers Diensten stand, an die Spitze der florentinischen Heerhaufen, die er gegen
Jan. 1554. Siena und die Kriegsschaaren Strozzi's ins Feld schickte. Mit den kaiserlich-spanischen Hülfstruppen vereinigt belief sich die Armee auf 24,000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter. Nun entbrannte ein Kampf, der durch Parteiwuth und Heftigkeit an die Zeiten der Guelfen und Ghibellinen erinnerte. Der tapfere Widerstand der Sanesen reizte die Rachgier der Feinde: jeder nur einigermaßen haltbare Ort, jeder Fuß Landes mußte mit Blut erkämpft werden. Dafür wurde denn die ganze Umgegend in eine Wüstenei verwandelt, die Gefangenen ermordet. Gianjacopo kannte kein Erbarmen: „wie manchen Bauer, der Lebensmittel nach Siena schaffen wollte, hat er selbst mit seinem eisernen Stab erschlagen; es war weit und breit kein Baum, an den er nicht Einen hatte aufhängen lassen, man zählte 5000 die er umbringen ließ". Die Ankunft einiger französischen Compagnien und deutscher Landsknechte in den Maremmen zog den Krieg in die Länge. Als aber der Florentiner Feldhauptmann nach dem sieg-
2. Aug. 1554. reichen Treffen von Lucignano die Hauptstadt selbst mit einer engen Einschließung bedrängte, alle Zufuhren abschnitt, das Land weit und breit verheerte, willigten
April 1555. die Sanesen in eine von Cosimo angebotene Capitulation und kehrten zu der alten Verfassung und kaiserlichen Schutzherrschaft zurück. Aber vierhundert Familien zogen die Auswanderung vor. Sie vereinigten sich mit den Schaaren von Landesflüchtigen und Republikanern, welche Pietro de' Strozzi in Montalcino um sich gesammelt, entschlossen dort ein freies unabhängiges Gemeinwesen, ein Trutz-Siena und Trutz-Florenz zu bilden. Die französische Flotte gewährte ihnen Hülfe, und da um dieselbe Zeit der Neapolitaner Paul IV., den wir früher als heftigen Gegner Spaniens kennen gelernt (X, 830 ff.), den päpst-

lichen Stuhl bestieg, so mehrten sich die Hoffnungen der italienischen Patrioten und französischen Parteigenossen. Allein wir wissen, daß Alba's Einzug in den Kirchenstaat den Papst zu friedlicheren Gesinnungen brachte. Er gab den Gedanken auf, die „Barbaren“ aus der Halbinsel zu werfen. Damit zerrannen auch die Hoffnungen der Republikaner und strozzischen Parteigenossen in Montalcino. Als Philipp II. dem Herzog Cosimo zur Entschädigung für seine Juli 1557. Kriegshülfe die Stadt Siena mit allen Hoheitsrechten in Afterlehn übergab, konnten sich die Freischaaren von Montalcino nicht mehr halten. Pietro und seine eifrigsten Anhänger suchten andere Schutzorte, die übrigen unterwarfen sich dem herzoglichen Oberherrn, der den Willigen und Fügsamen gerne die Hand der Gnade und Versöhnung bot.

Nach dem Frieden von Chateau-Cambresis und dem Abzug der Franzosen aus Italien kamen auch noch andere Orte, wie Chiusi, Radicofani, Grossetto, Montepescali an den Herzog von Florenz, der schnell die geeigneten Mittel fand, den unruhigen und zuchtlosen Geist der Bewohner zu bändigen und sie an das monarchische Regiment zu gewöhnen. Der Streit in der Familie degli Orsini zwischen dem ruchlosen Grafen Niccolò und seinem Sohne Alessandro brachte einige Jahre später auch die Herrschaft Pitigliano mit den dazu gehörigen Territorien in Cosimo's Hände. Zur Sicherung seiner Staaten gegen Küstenangriffe ließ er Grossetto und Livorno besser befestigen, in den Maremmen Wachtthürme anlegen und sechs Galeeren bauen. Zugleich traf er Anstalten, diese öde sumpfige Küstengegend durch Ansiedelungen zu colonisiren und urbar zu machen.

Bald nach Abschluß des Friedens starb Papst Paul IV. und Cosimo Pius IV. und Cosimo. erlebte den Triumph, daß durch seine diplomatischen Künste die Tiara dem Bruder des erwähnten Feldhauptmanns Gian Jacopo, Marchese von Marignano, verliehen ward, einem Cardinal von geringer Mailändischer Herkunft, aber geschätzt wegen seiner Bildung, Kenntnisse und Wohlthätigkeit. Der neue Dec. 1559. Kirchenfürst legte sich den Namen Pius IV. bei und bezeugte dem Herzog seine Dankbarkeit durch die Erhebung seines Sohnes Giovanni zum Cardinal. Ja als der Gedanke einer Vermählung des Thronerben Francesco mit einer portugiesischen Prinzessin auftauchte, war der Papst nicht abgeneigt, dem Mediceer den Königstitel zu verleihen, ein Plan, der jedoch an der Eifersucht der übrigen Fürsten scheiterte. Die Rangverhältnisse und Rivalitäten über Vortritt und Auszeichnung bildeten in jener Zeit der Etikette ein wichtiges Moment in der Geschichte der Fürstenhöfe. Die Errichtung des Ordens der Stephansritter, die 1552. gleich den Maltesern den Kampf gegen die Ungläubigen als Hauptziel verfolgten, konnte gleichfalls als Zeichen der Freundschaft zwischen Cosimo und dem Papste gelten.

Erweiterung und Abrundung des toscanischen Staats, Herstellung der Cosimo's Politik. Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Herzogthums von jeder fremden Schutzherrschaft und Befestigung der monarchischen Gewalt über die unruhigen, neuerungssüchtigen Elemente der florentinischen Bevölkerung waren die Hauptauf-

gaben des staatsklugen Cosimo. Es war ihm gelungen, die spanischen Besatzungen, die bei seinem Regierungsantritt in den wichtigsten Städten lagen und dem Herzogthum den Charakter einer Clientelherrschaft gegeben hatten, durch Unterhandlungen und Verträge zum Abzug aus Florenz, aus Pisa, aus Livorno zu bringen und Land und Dynastie von jedem Schein fremder Oberherrlichkeit und Bevormundung zu befreien. Es war ihm gelungen, Stadt und Gebiet von Siena bis auf geringe Bestandtheile von Spanien zu gewinnen, die Republikaner, Malcontenten, französischen Parteigänger aus ihrem letzten Bollwerk zu verjagen. Jetzt war sein ganzes Augenmerk auf Schwächung und allmähliche Vernichtung der republikanischen Verfassungsformen und der ständischen Rechte und Freiheiten, auf Begründung einer unbeschränkten einherrlichen Gewalt gerichtet. Vieles wurde in diesem Sinne von dem Herzog und seinen Cabinetsräthen Campana und Torelli durchgeführt. List, Gewalt, kluge Benutzung der politischen Verhältnisse und die Richtung der Zeit dienten ihm als Mittel und Hebel zur Erreichung des Zieles. Auch nicht ohne Härte und Grausamkeit ging es ab; „denn der Herzog war argwöhnisch und die Florentiner sprachen gern von alten Zeiten". Philipp II., mit dem sich Cosimo stets in gutem Einvernehmen zu halten beflissen war, diente ihm hierin als Vorbild. „Wider Friedensstörer und Aufrührer wurde ein eigenes Inquisitionsgericht angeordnet, zum Ermorden der Rebellen durch Belohnungen aufgefordert. Bei Confiscation aller Güter und bei Lebensstrafe sollte Niemand ein Gewehr tragen. Kaum verhinderte noch Torelli, daß nicht der vermeinten religiösen und politischen Ruhe zu Ehren aller Buchhandel zu Grunde gerichtet wurde." Papst Pius V. (S. 69), der die Strenge und kirchliche Hingebung, die er gegen sich selbst übte, auch von allen andern Menschen forderte, der die Inquisition zur Thätigkeit und Wachsamkeit anspornte und alle reformatorischen und freigeistigen Regungen mit Härte verfolgte, fand an Cosimo einen eifrigen Verbündeten. Carnesecchi, einer angesehenen Florentiner Familie entstammt, mußte wegen Hinneigung zu protestantischen Doctrinen den Feuertod erleiden. 1567.

Toscana zum Großherzogthum erhoben.

Abgesehen von dieser treulosen und tyrannischen Politik, dem Grundübel jener Tage in der gesammten romanischen Welt, war Cosimo's Regierung ein Glück für das Land. Nicht nur daß Frieden und Ordnung zurückgeführt, Gesetz und obrigkeitliche Autorität zu Ansehen gebracht, die bürgerliche Rechtspflege, soweit nicht politische Motive einwirkten, mit unparteiischem Geist gehandhabt wurde, auch der Wohlstand nahm zu, die Bevölkerung von Pisa stieg auf das Dreifache, Handel und Industrie blühten, die öffentlichen Einkünfte mehrten sich. Trotz der großen Ausgaben, welche ihm die Vertheidigungsanstalten zu Land und zur See verursachten, die Erhaltung einer Landwehr und einer Kriegsflotte, die Anlegung von Kanälen, Deichen, Landstraßen, die Aufführung von Bauten und Befestigungswerken, galt Cosimo als der reichste Fürst von Europa. Dem Geiste seines Hauses getreu, liebte er

Kaufmannschaft und Bankgeschäfte und bereicherte sich durch Großhandel. Darum war auch seine volkswirthschaftliche Thätigkeit weniger auf Hebung des Ackerbaues als auf Fabrikwesen und Industrie gerichtet. Doch hat er, wie bemerkt, zur Austrocknung und zum Anbau der Maremmen die ersten Schritte gethan. Auch in der Begünstigung und Förderung der schönen Künste folgte er den Traditionen der Mediceischen Familie. Wie zu dem römischen Stuhle, so stand er auch zu dem österreichischen Herrscherhause in freundschaftlichen Beziehungen. Kaiser Maximilian empfing von ihm zum Türkenkriege 200,000 Ducaten Subsidien und sein Erstgeborner führte die österreichische Erzherzogin Johanna, Schwester der Barbara von Ferrara, als Braut heim. Diesen Beziehungen hatte es Cosimo zu verdanken, daß ihm Rang und Titel eines „Großherzogs", den ihm Papst Pius V. verliehen, trotz heftiger Einsprachen von Seiten der 1569.
übrigen Höfe, endlich von dem Kaiser bestätigt ward. Nach einer feierlichen Krönung in Rom nahm er den neuen Titel an, der ihm den Vorrang vor allen 1570.
Fürsten und Herzogen gab und die erste Stelle nach den Königen. Unter seinem Sohn Francesco ließ sich dann Maximilian II. durch ein Darlehn von 100,000 Ducaten bestimmen, mittelst eines kaiserlichen Diploms sämmtliche Lande von Florenz und Siena zu einem Großherzogthum von Toscana zu vereinigen und Jan. 1576.
damit den Streitigkeiten über den Vorrang und Vortritt für alle Zukunft ein Ende zu machen.

Häusliche Unfälle.

Man hat den ersten Großherzog von Toscana zuweilen mit Augustus, dem ersten römischen Kaiser verglichen. Dieser Vergleich trifft nicht nur in der Regierungsweise, in der Politik, in der Kunstliebe zu; auch in den Familienunfällen hatte das Mediceische Haus mit dem Julischen manche Aehnlichkeiten. Einst erzählte man sich: „Ein Herzog von Ferrara vergiftete Lucrezia, Tochter des Großherzogs, seine Gemahlin; ein Fürst Orsini fand Gründe, Isabella, ihre Schwester, zu erwürgen; der Cardinal Johann von Medici wurde über einer Jagdstreitigkeit von Garcia, seinem Bruder, ermordet; diesen tödtete Cosimo, ihr beider Vater, eigenhändig; Schmerz brachte die unglückliche Mutter zu Grabe; der Großherzog ließ auch seine älteste Tochter wegen unanständiger Liebschaft vergiften." Sind nun auch diese Angaben größtentheils Erdichtungen, ist es auch erwiesen, daß sowohl Giovanni als Garcia Opfer der Malaria in den Maremmen geworden sind, so ist doch das Mediceische Haus nach seiner Erhöhung zur Herzogswürde nicht minder reich an Unthaten und Sünden als in den früheren Zeiten. Cosimo stand wie viele seiner Ahnen und wie Augustus im Dienste der Venus: in seiner Leidenschaft für die schöne Eleonore degli Albizzi, aus jenem mächtigen, vornehmen, in der florentinischen Geschichte so viel genannten Adelsgeschlechte, gestattete er der Geliebten solche Gewalt über sich, daß der Sohn Francesco dem Herzog Vorwürfe machte. Ergrimmt tödtete Cosimo den Kammerdiener, der dem Sohne die Kunde gebracht, mit eigener Hand. Eine zweite Geliebte, Camilla de' Martelli, wurde ihm in alten Tagen auf die

Vorstellung des Papstes als unebenbürtige Gemahlin angetraut. Francesco, dem der Vater seit dessen Verheirathung mit der Erzherzogin einen Theil der Regierungsgeschäfte übergeben, war freilich zu solchen Vorstellungen am wenigsten berechtigt. Denn noch ehe die österreichische Braut in Florenz eintraf, hatte er bereits mit der reizenden vornehmen Venetianerin **Bianca Capello**, die mit ihrem Geliebten Pietro de' Bonaventuri entflohen war und in Florenz Schutz suchte gegen die Verfolgung ihrer Familie und der Signorie, das Liebesverhältniß angeknüpft, das ihm so viel Verdruß und häusliches Leid bringen sollte.

Francesco 1574—1587. Als Cosimo im achtunddreißigsten Jahr seiner denkwürdigen Regierung von Alter und Krankheit gebrochen ins Grab sank, bestieg Francesco den großherzoglichen Stuhl. Die Schicksale und Ereignisse im Herrscherpalast zu Florenz während seiner Regierung haben der Geschichtschreibung und Dichtung reichen Stoff zu romantischen Darstellungen gegeben. Nach der Ermordung Bonaventuri's im J. 1570 wurde Bianca die alles vermögende Mätresse Francesco's, und als im April 1578 die Großherzogin Johanna von Oesterreich aus dem Leben ging, gelang es der ränkevollen Frau, dessen rechtmäßige Gemahlin und selbst Großherzogin zu werden. Seitdem übte sie nicht blos auf ihren fürstlichen Gatten, der mit den sinnlichen Richtungen eines Spaniers die Lust und Liebe seines Hauses für die schönen Künste und das griechische Alterthum verband, und der Venetianerin mit unbegrenzter Leidenschaft ergeben war, sondern auch auf den Gang der Regierung den größten und verderblichsten Einfluß.

Seine Regierung und die Zeitrichtung. Francesco besaß nicht die politische Klugheit und den umsichtigen und vorbedachten Geist Cosimo's. Nach Art Philipps II., den er sich in allen Dingen zum Vorbild nahm, schloß er sich vom Volke ab, verkehrte nur mit dem Adel, mit Höflingen und Günstlingen und machte die Fragen um Vorrang und Etikette zu einer wichtigen Staatsangelegenheit. Unter ihm regte sich noch einmal der alte Parteigeist und die Verschwörungssucht der Florentiner. Orazio de' Pucci bildete mit mehreren jungen Männern aus altrepublikanischen Familien
1575. ein Complot gegen die Medici. Die Entdeckung führte die Hinrichtung Pucci's und die Flucht seiner Gefährten herbei und gab dem Herzog Gelegenheit, durch Verfolgung und Gütereinziehung zugleich seine Rachsucht und seine Geldgier zu befriedigen. Es war ein unbesonnenes Unternehmen, das unmöglich hätte gelingen können. Der mediceische Absolutismus, der in den letzten Jahren Cosimo's in milderen Formen aufgetreten war, wurzelte bereits zu fest, das politische Stillleben mit seinen künstlerischen und gesellschaftlichen Genüssen war den Florentinern bereits zu lieb, zu sehr zur süßen Gewohnheit geworden, als daß die Rückkehr zu einem aufgeregten Staatsleben nach ihrem Sinne gewesen wäre. Wohin sie blickten, sahen sie ähnliche oder schlimmere Zustände; eine Aenderung in den öffentlichen Dingen konnte nur neue Unruhen ohne Aussicht auf irgend eine Besserung bringen. Als sich die Stadt Urbino gegen eine neue der spanischen Alcavala ähnliche Besteuerung auflehnte und sich mit einer Klage an den

Papst als Oberlehnsherrn wandte, ließ der Herzog die zwölf Gesandten gefangen setzen und neun davon enthaupten. Dann legte er in der Stadt eine Zwingburg an. Wie Cosimo richtete auch Francesco seinen Sinn auf industrielle Unternehmungen; er begünstigte Fabrikwesen und Kaufmannschaft, trieb Großhandel und Bankgeschäfte im Inlande und im Ausland und verschmähte selbst nicht den Antheil und Gewinn am Detailverkauf der Waaren und Lebensbedürfnisse. Dadurch mehrten sich seine Reichthümer, die ihn in Stand setzten, auswärtigen Regenten Dienstleistungen zu gewähren und sein Ansehen zu erhöhen. Für den Wohlstand und die Handels- und Industriethätigkeit der Florentiner war dieser mercantile Geist des Großherzogs förderlich, wenn gleich sein Geiz und seine Gewinnsucht mit der Zeit sehr lästig wurden; dagegen litten Verwaltung und Rechtspflege an großen Gebrechen: Vittore Capello, Bianca's Bruder, riß die ganze Regierung an sich und vergab die öffentlichen Aemter und Richterstellen an seine Geschöpfe; die Gerechtigkeit war feil, die Sicherheit in Stadt und Land gefährdet; Ehrlichkeit und Vertrauen verschwanden aus der Gesellschaft. Zu den Ohren des Großherzogs vermochte keine Klage zu dringen, da er sich immer mehr vom Volk abschloß, nur für schmeichelnde Edelleute und kriechende Höflinge zugänglich war. In der Herrscherfamilie selbst waren Hader, Bruderzwist und Frevel zu Hause: Francesco's Bruder Pietro, der lange in spanischen Kriegsdiensten stand, ermordete seine Gemahlin, die er der Untreue beschuldigte, mit eigener Hand; zwischen Francesco und seinem Bruder, dem Cardinal Ferdinand, herrschte Haß und Feindschaft; und als Bianca und der Großherzog fast gleichzeitig aus der Welt gingen, schrieb man Beider Tod einer vergifteten Speise zu, welche, von Bianca für ihren Schwager bestimmt, durch eine eigenthümliche Fügung ihnen selbst zum Verderben gereichte. Okt. 1587.

Da Francesco's Sohn, den die österreichische Gemahlin zur Welt gebracht, in jungen Jahren gestorben, Bianca Capello aber trotz aller angewandten Mittel unfruchtbar geblieben war und der von ihr untergeschobene Antonio nicht als legitimer Sprößling anerkannt ward, so folgte der Bruder, Cardinal Fernando de' Medici auf dem Thron von Florenz, ein echter Mediceer, freundlich und herablassend gegen Jedermann, voll Geschmack und Sinn für höhere Geistesrichtungen und für Bankwesen, Großhandel und Volkswirthschaft nicht minder eifrig als sein Vater und Bruder. Doch verschmähte er die Einmischung in den Kleinhandel, durch welchen Francesco sich bereichert hatte. Dagegen erwarb er sich große Reichthümer durch seine Verbindungen mit holländischen Kaufmannsgesellschaften. Weder seine kirchliche Würde noch die Beziehungen zu dem Hof von Madrid hielten ihn ab, sich mit Geldsummen bei den Handelsunternehmungen der kühnen Seefahrer zu betheiligen und von ihren Einkäufen und Capereien Gewinn zu ziehen. Daneben betrieb er nicht minder eifrig durch seine Frachtschiffe den Zwischenhandel mit spanischen Waaren und vermittelte den Verkauf von Getreide für kriegführende oder Mangel leidende Völker. „Ohne die Be-

Ferdinand I. 1587—1609.

Politik und mercantiler Geist der Mediceer.

nutzung solcher Quellen wäre es unmöglich gewesen, daß der Großherzog von Toscana der reichste Baarschaftsbesitzer und der größte Capitalist unter allen Fürsten und Königen in Europa hätte bleiben können, denn sein Land allein konnte keinen so großen jährlichen Ueberschuß abwerfen, vollends bei den prachtvollen Luxusunternehmungen und gemeinnützigen Projekten, die Franz und Ferdinand ausführten." Pisa und Livorno kamen zu neuer Blüthe und nahmen zu an Wohlstand und Bevölkerung. Insbesondere kam Livorno, die günstig gelegene Seestadt, dadurch in die Höhe, daß Ferdinand sie zur Freistätte machte für die aus der pyrenäischen Halbinsel vertriebenen Juden und Neuchristen und für italienische Flüchtlinge und Verbannte. Die Darlehen und Subsidien, welche Ferdinand sowohl dem spanischen als dem französischen Hofe von Zeit zu Zeit zufließen ließ, dienten ihm für seine politischen Zwecke. Das Ansehen und die Machtstellung Toscana's wuchs mit den Jahren, bald durch die Freundschaft des einen oder des andern dieser Monarchen, bald durch die Eifersucht beider auf einander. In dieser Staatskunst folgte Ferdinand dem Beispiele des Vaters, der Tradition des Hauses. Denn so gut berechnet das System der Staatsökonomie dieser Mediceischen Großherzoge war, bemerkt Spittler, so schlau war ihre Politik. „Sie wanden sich so künstlich zwischen dem spanischen und dem französischen Hofe, daß so fest auch bald jener bald dieser die Clientelbande anzuziehen suchte, doch der Großherzog dem spanischen Hofe durch Hülfe des französischen entging und dem französischen bald durch Hülfe des spanischen, bald durch schlauen Einfluß auf die eigenen, inneren Verhältnisse desselben." Mit dem Bourbonischen König Heinrich IV. unterhielt der Mediceer stets nützliche Beziehungen, die noch inniger wurden, als seine Nichte Maria de' Medici Königin von Frankreich wurde. Dadurch gelang es ihm, die Grafschaft Pitigliano an der Grenze des Kirchenstaats durch Tausch und Kauf zu erwerben und mit Toscana zu verbinden. Ein Jahr nach seiner Thronbesteigung hatte Ferdinand mit Einwilligung des Papstes seiner geistlichen Würde entsagt und sich mit Christine von Lothringen vermählt, die ihm am 12. Mai 1590 einen Sohn gebar, welcher den Namen des Großvaters Cosimo erhielt. Die Florentiner waren darüber sehr erfreut, vornehmlich deshalb, weil Ferdinands Bruder Pietro ein ausschweifendes und abenteuerliches Leben führte und sich meistens in der Fremde umhertrieb. Pietro's Tod i. J. 1604 befreite endlich den Großherzog von dessen Ränken, Ansprüchen und Intriguen, die er mit spanischer Unterstützung gegen den Bruder ins Werk gesetzt. Seitdem verliefen die letzten Regierungsjahre Ferdinands friedlich und ruhig. Als er am 7. Februar 1609 aus der Welt schied, wurde er vom Volke allgemein betrauert.

Cosimo II. 1609—21. Sein Sohn Cosimo folgte ihm in dem schönen Großherzogthum, das ihm der Vater vergrößert, reich und unabhängig hinterlassen. Und da der junge Fürst die bisherigen Räthe beibehielt und seiner Mutter großes Vertrauen und Entgegenkommen bewies, so ging auch unter der neuen Regierung Alles in der

gewohnten Weise fort. Der Handel und die kaufmännischen Unternehmungen, die Ferdinand ins Leben gerufen, erlitten keine Störung, so daß nach wie vor große Summen in den Staatsschatz flossen. Die Marine wurde in guten Stand gesetzt; Livorno blühte mächtig auf und wurde einer der besuchtesten Seehafen; die Ritter des Stephansordens kämpften unter Jacob Inghirami mit Glück gegen die Corsaren; in der Levante trat die toscanische Handelsflotte in Concurrenz mit den Kauffahrern Venedigs und Genua's. Auch in der Politik wurde unter Vinta's Nachfolger Pichena die frühere vorsichtige Haltung beobachtet, nur daß seit dem Sturze der Concinischen Partei am Hofe Maria's von Medici der spanische Einfluß in Florenz wieder mehr zur Geltung kam. Auch die Künste und Wissenschaften wurden nicht vernachlässigt. Galilei, der in Pisa seine unsterblichen Entdeckungen gemacht, in Venedig die toscanische Sprache zu philosophischen Vorträgen ausgebildet hatte, wurde von Cosimo der Heimath wieder gewonnen und lebte abwechselnd in seiner Vaterstadt Pisa und in Florenz. Die schöne Stadt der Paläste am Arno erlangte in den Jahren, da in Deutschland der schreckliche Krieg begann, wieder eine Blüthe gesellschaftlicher Bildung, ein so gehobenes genußreiches Leben, daß man an die Zeiten der großen Mediceer erinnert ward. Viele florentinische Kaufleute und Wechsler, welche im Auslande reich geworden waren, kehrten mit ihren Capitalien nach der Vaterstadt zurück und verwendeten ihr Vermögen auf den Kauf von Landgütern. Auch der Hof trat mehr und mehr von den Geld- und Handelsgeschäften zurück, wodurch das Dasein in den höheren Gesellschaftskreisen einen gleichmäßigeren ruhigeren Charakter annahm.

Leider war dem zweiten Cosimo nur eine kurze Regierung beschieden. Er starb schon am 28. Februar 1621, als sein ältester Sohn Ferdinand erst zehn Jahre zählte. Damit trat eine Wendung in der florentinischen Geschichte ein. Wenn auch der Einfluß der beiden Frauen, denen Cosimo die Leitung der vormundschaftlichen Regierung übertragen, seiner Mutter Christine und seiner Gemahlin der Erzherzogin Magdalene, mächtig genug war, die alten Verhältnisse noch einige Zeit zu erhalten, so konnte man doch bald wahrnehmen, daß die Jahre des Glückes und des Wohlstandes für das mediceische Toscana ihrem Ende zuneigten. Die beiden Räthe Pichena und Cioli, die an der Spitze der Regierung standen, lebten in Haß und Feindschaft wider einander und steuerten nach verschiedenen Richtungen; die Erziehung des jungen Fürsten wurde vernachlässigt und an die Stelle der freien Wissenschaft, wie sie durch Galilei begründet worden, trat ein klerikaler Geist, genährt durch eine mächtige Priesterschaft.

Ferdinand II. 1621—1670.

VI. Das Osmanische Reich und die Pforte.

1. Suleimans kriegerische Machtherrschaft.

Christlicher u. türkischer Absolutismus.

Mit dem Auslande lebte Philipp II. seit dem Frieden von Chateau-Cambresis längere Zeit in Frieden. Die moralische und physische Hülfe, die er von den Niederlanden aus der französischen Regierung zur Bekämpfung der Hugenotten gewährte, konnte mehr als eine innere Angelegenheit, als eine Folge des gemeinsamen religiös-politischen Systems gegenüber den reformatorischen Glaubensverwandten angesehen werden. Nur die türkische Macht, die wie eine dunkle Unheil drohende Wolke über dem östlichen Horizont lag, nöthigte den spanischen Monarchen, als Hüter und Beschützer der Küstenländer und Inseln des Mittelmeers mit Kriegsheeren und Flotten dem Erbfeinde des christlichen Namens, dem Zerstörer abendländischer Cultur, Industrie und Gesittung entgegenzutreten und fortwährend zur Vertheidigung wie zum Angriff gerüstet zu sein. Wir haben in den früheren Blättern die Entstehung und das Wachsthum jenes Osmanischen Reiches kennen gelernt, das mit ursprünglicher jugendlicher Volkskraft und angespornt durch die Gluth eines religiösen Fanatismus seinen wilden Eroberungslauf von Geschlecht zu Geschlecht fortsetzte, dessen Oberherr, mit der Heiligkeit eines Glaubensfürsten angethan, ungehindert durch politische Verfassungsformen oder durch die Opposition einer auf überkommenen und beschwornen Rechten, auf Familienbesitz und erblichen Privilegien beruhenden Aristokratie und Feudalmacht, mit unbeschränktem Despotismus über die dem Islam ergebene, dem theokratischen Haupte in sklavischer Unterwürfigkeit gehorchende Welt im Osten gebot. Wie groß immer die autokratische Machtfülle sein mochte, die König Philipp im Laufe seiner Regierung in seiner Hand vereinigt hielt; gegenüber dem Großsultan, welcher die absolute Staatsgewalt mit dem geheiligten Charakter eines Nachfolgers und Stellvertreters des Propheten verband und nach Willkür glänzende Belohnung oder Absetzung und Tod zutheilte, war sie dennoch eine beschränkte, in ihrer Ausübung vielfach gehemmte und gebrochene. Ein Widerstand oder Ungehorsam gegen den Willen des Osmanischen Herrschers war zugleich eine Auflehnung gegen das Gesetz und eine Verletzung der Religionsgebote.

Belagerung von Wien. 1529.

Um die Zeit, da die Evangelischen in Deutschland sich anstrengten, von dem Habsburger Brüderpaar Anerkennung ihres Glaubens und eine kirchliche Rechtsstellung zu erlangen, herrschte im Serail zu Stambul der mächtige Suleiman, dessen kriegerische Laufbahn in dem ersten Jahrzehnt seiner Regierung wir früher kennen gelernt haben (IX, 298 ff.). Ein eifriger Anhänger des Propheten, der den heiligen Stätten in Mekka große Sorgfalt widmete und gleich den alten Chalifen dem Islam die Welt unterwerfen, die Christenheit mit seinem Säbel bezwingen wollte, der in seinem Gesetzbuch „Multeka" den Krieg gegen

die Ungläubigen als eine allgemeine Pflicht auf das Dringendste einschärfte, erhob er die Fahne des Heiligen Kampfes gegen die Bekenner des gekreuzigten Heilandes, „die staubgleichen Ungläubigen“ und ihre gekrönten Häupter und Vorfechter. Wir wissen, daß er bereits die Donau überschritten, in Buda-Pesth den Johann Zapolya als zinspflichtigen Clientelkönig eingesetzt und in den stürmischen Herbsttagen sein Hauptquartier in dem Dorfe Sömering vor Wien aufgeschlagen hatte (IX, 306). Vergebens hatte Ferdinand im vorhergehenden Jahr in der Form einer „jährlichen Pension“ einen Tribut bis zu hunderttausend Ducaten als Preis des Friedens angeboten; Ibrahim Pascha hatte dem Gesandten die sieben weißen Thürme gezeigt, angefüllt mit den Schätzen des Sultans. Und nun stand Suleiman selbst mit einem Heer von drittehalbhunderttausend Kriegern und dreihundert Feuerschlünden vor der Hauptstadt. Am nächsten Michaelisfest, ließ er sich vernehmen, wolle er in Wien sein Mittagsmahl halten; dann wolle er weiter vorrücken, gen Linz, wo Ferdinand verweilte; mitten in Deutschland werde er ihn aufsuchen. So weit das Auge reichen konnte, war die Umgegend mit weißen Zelten bedeckt, zweiundzwanzigtausend Kamele trugen Lebensmittel und Gepäck herbei, die Thiere des Wüstensandes in den kalten Herbsttagen auf dem sumpfigen Boden der Donau! Da bemerkte aber doch der türkische Großherr, als er die deutschen Grenzgebiete betrat, daß das Land einen ganz andern Anblick darbot als die Gegenden, die er bisher durchschritten. Er war erstaunt über den Anbau der Felder, über die Menge von Städten und Dörfern, von Burgen mit Mauern und Zinnen, über die schöne Lage von Wien zwischen Weingärten und Bergen und doch in der Mitte einer fruchtbaren Ebene, über so viele Anzeichen einer fortgeschrittenen Cultur; und statt der Ungarn, die da wetteiferten, „sich mit dem Halsbande der Unterthänigkeit zu schmücken“, sah er deutsche Kriegsmänner aus allen Gauen des Reichs unter dem Oberbefehl des Feldhauptmannes Friedrich von der Pfalz und anderen tapferen Führern, wie Philipp von Baiern, dem Grafen von Salm, dem gefeierten Kriegshelden Hans Katzianer. Es war nicht die Festigkeit der Stadt, welche die denkwürdige Belagerung Wiens in den Oktobertagen 1529 scheitern machte; denn die runde baufällige Ringmauer und die wasserlosen Graben setzten den Angreifern kein unübersteigliches Hinderniß entgegen; es war nicht die Unerfahrenheit und Ungeschicklichkeit der Türken im Belagerungskrieg; denn sie hatten große Uebung erlangt im Anlegen unterirdischer Minen, im Untergraben der Mauern. Es war einzig und allein die todesmuthige Tapferkeit der Besatzungstruppen, die unermüdliche Wachsamkeit und rastlose Thätigkeit der Vertheidiger, der gerechte Zorn und Ingrimm des christlichen Volkes gegen die unmenschlichen Barbaren, was die Rettung der Donaustadt, des wichtigsten Bollwerkes des Reichs bewirkte. Die Stürmenden, die nach Einäscherung der Vorstädte ihre Angriffe gegen die innere Stadt selbst richteten, wurden durch die Kugeln der Carthaunen und Handröhren, „die wie Schwärme kleiner Vögel durch die Luft flogen“ und durch das von

allen Schießscharten, Thürmen und Dächern drohende Geschützfeuer zurückgedrängt; den unterirdischen Laufgräben begegnete man von Innen heraus durch Schutzwehren und Gegenminen, so daß gleichsam ein Krieg unter der Erde geführt ward; die Breschen wurden rasch durch anstrengende Arbeiten wieder hergestellt. Kam es zum Handgemenge, so waren die bepanzerten Deutschen mit ihren langen Schlachtschwertern, die sie mit beiden Händen führten, im Vortheil gegenüber den leichtgekleideten Janitscharen mit den gebogenen Türkensäbeln. Nach dreimal wiederholten Sturmangriffen, wobei die Osmanen jedesmal viele Tausende von Todten oder Kampfunfähigen zurückließen, ertheilte Suleiman den Befehl zum Abzug.

14. Oktober 1529.

Die Lage in Ungarn unverändert.

Die Vertheidigung Wiens war eine der glänzendsten Kriegsthaten in der deutschen Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts; dennoch war Ferdinand nicht im Stande, in Ungarn festen Fuß zu fassen. Seine Gesandten, die er im nächsten Jahr nach Konstantinopel schickte, fanden keine bessere Aufnahme für ihre Forderungen als die früheren. Man kannte die Uneinigkeit der christlichen Mächte zu gut, als daß man bei der Pforte einen vereinigten Kriegsbund derselben gefürchtet hätte; und vor einem Fürsten, der sich König von Ungarn nannte, ohne das Land zu besitzen, und so sehr in Geldnoth war, daß er den Vertheidigern seiner Hauptstadt Wien nicht einmal den wohlverdienten Sturmsold bezahlen konnte, glaubte der mächtige Gebieter am Bosporus keine Befürchtungen hegen zu dürfen. Die Gesandten, übermüthig behandelt, kehrten mit leeren Händen zurück. Das Magyarenreich blieb im Besitze des türkischen Schützlings, die Krone des heiligen Stephan in Suleimans Gewahrsam. König Johann, oder wie man ihn in Wien nannte, „Graf Hanns von Zips", war nach Ibrahims eigenen Worten nur der Diener des Sultans, in dessen Namen er das Land verwaltete.

Der Sultan und die christlichen Mächte.

Wenn Suleiman die vor Wien erlittene Niederlage nicht an den Deutschen rächte, so geschah es nicht aus Furcht vor einem Kriegsbund der christlichen Mächte des Abendlandes, sondern nur aus Scheu vor dem kräftigen Widerstande des Volkes in dem entlegenen Lande. Wir haben im zehnten Bande dieses Werkes oft genug erfahren, wie wenig unter den damaligen Umständen an ein gemeinschaftliches politisches und kriegerisches Vorgehen der Staaten zu denken war. Wenn Gesandte ihren Forderungen durch die Drohungen mit einem christlichen Kriegsbunde Nachdruck zu geben vermeinten, erwiderte Suleiman mit einem ungläubigen Lächeln. Niemand wußte ja besser als er, wie wenig der französische Monarch geneigt war mit dem „König von Spanien" gemeinsame Sache zu machen gegen den Sultan, seinen Verbündeten. Die Türkensteuern, die der Papst im Namen der Religion anordnete, um dann den Ertrag für andere fremdartige Zwecke zu verwenden, waren ein verbrauchtes Mittel, das besonders in jenen Jahren der Religionskämpfe alles Vertrauen und alle Wirkung verloren hatte; die Venetianer, deren Gott, wie ihnen der Papst nachsagte, ihr Handelsvortheil war, hüteten sich, den Löwen am Bosporus

zu reizen und den Rest ihrer Besitzungen in der Levante zu gefährden. Ja sie sahen es nicht ungern, wenn sich die politische Lage recht verwickelte, nach dem Sprüchwort „wenn die Wasser unruhig sind, dann gewinnen die Fischer". Sie fühlten sich geschmeichelt, daß der Großherr an die Markusrepublik eine Einladung zu dem glänzenden Beschneidungsfest unter den Zelten im Hippodrom ergehen ließ, und beeilten sich, derselben durch eine prunkvolle Gesandtschaft zu entsprechen. Wie wenig Eindruck mußten die wiederholten Botschaften Ferdinands auf den stolzen Großfürsten machen, die immer wieder eine „jährliche Pension" anboten, wenn der Sultan den Habsburger statt den „Janusch Woida" auf den ungarischen Thron setzen würde, wäre es auch erst nach dem Tode des dermaligen Inhabers. Es war ein sprechendes Zeugniß von dem Uebermuth des hochfahrenden Osmanen, wenn er auf die drohende Bemerkung, der Kaiser werde mit den Waffen gegen ihn ausziehen, mit trotziger Ironie zur Antwort gab, er wolle ihm den weiten Weg ersparen und selbst zu ihm kommen. Und wirklich war er im Sommer 1532 wieder auf dem Marsche gen Wien. Aber auch diesmal hemmte die heldenmüthige Vertheidigung von Günz durch eine kleine christliche Besatzung den Fortgang des Feldzugs. Wir haben dieser Großthat, die ein würdiges Seitenstück zu dem Wiener Belagerungskampf bildet, schon früher gedacht (X, 500). Durch sie hat der Anführer Jurischitsch die Demüthigung gerächt, die ihm früher auf einer Gesandtschaft in Konstantinopel auferlegt worden, und unvergängliche Lorbeern um sein und seiner Waffengefährten Haupt geflochten. Fast zu gleicher Zeit erfocht auch der kaiserliche Admiral Doria in dem Meerbusen von Lepanto einen Sieg über die türkische Flotte und nahm Coron und Patras in Besitz. Und wenn gleich diese ruhmvollen Kriegsthaten für die Habsburger Reiche ohne namhafte Früchte blieben, wenn das türkische Landheer bei seinem Abzug nicht verhindert werden konnte, die österreichischen Nebenländer, vor Allem Steiermark, mit Brand, Raub und Verwüstung schwer heimzusuchen, wenn auch die kaiserliche Armada, von den eifersüchtigen Venetianern im Stiche gelassen, die errungenen Vortheile nicht weiter verfolgen, das eroberte Coron nicht auf die Dauer behaupten konnte; so war doch durch die Vorgänge vor Günz und im Peloponnes der Uebermuth der Osmanen herabgestimmt und gebrochen, in den Herzen der christlichen Völker wieder Vertrauen und Hoffnung erweckt worden. Suleiman gab zu, daß sein Großvezier Ibrahim Pascha unter Vermittelung des gewandten Staatsmannes Luigi Gritti mit den Gesandten Ferdinands Hieronymus von Zara und Cornelius Schepper in Konstantinopel den ersten Friedensvertrag abschloß, der, wie demüthigend immer die Verhandlungen für Oesterreich sein mochten, dem König von Ungarn wenigstens den Besitz der Städte und Landschaften zusicherte, die er noch in dem Donaureiche in Händen hatte. Juli 1533.

Suleiman benutzte den Frieden mit Oesterreich, um seine Herrschaft im Osten und zur See zu erweitern. Wir wissen, daß Sultan Selim auf seinem großen asiatischen Der Krieg gegen Persien. 1533—36.

Siegeszug dem Schah Ismail von Persien Kurdistan und viele andere Städte und Landschaften entrissen hatte (IX, 290 ff.). Ismails Sohn und Nachfolger Schah Tamasb konnte die Schmälerung des väterlichen Reiches nicht verschmerzen und begegnete dem Erben des Siegers nicht mit der Unterwürfigkeit und demüthigen Haltung, die dieser in seinem Stolze als „Stellvertreter des Propheten", als „Schatten Gottes über beide Welten" verlangte. Das Haupt der Schiiten wollte solche Ansprüche nicht anerkennen. Schon vor Jahren hatte daher Suleiman dem Schah gedroht, er werde seine Waffen nach Tebris und Aserbeidjan tragen, und sein Zelt in Iran und Turan, in Samarkand und Chorasan aufschlagen; die Feldzüge gegen Rhodos und in die Donauländer hatten die Ausführung verhindert. Jetzt schien der Zeitpunkt gekommen. Als der Sultan vor Günz lag, vernahm er mit großem Verdruß, daß Ulama, der persische Statthalter von Bagdad, welcher Suleimans Oberherrschaft anerkannt und ihm die Schlüssel der berühmten Chalifenstadt übersandt hatte, von dem Schah bedrängt werde, der Statthalter von Aserbeidjan Sufalkar den Versuch, Tebris dem Osmanenherrscher zu unterwerfen, mit dem Tode gebüßt habe, daß dagegen der abtrünnige Scherifbeg von Bidlis bei Tamasb Schutz gefunden. Diese Schmach zu rächen, den ungetreuen Chan von Bidlis zu strafen, und die Herrschaft von Bagdad und Aserbeidjan zu behaupten, war nach dem Frieden mit Ferdinand der sehnlichste Wunsch des Sultans. Von der Donau wurde der Krieg an den Euphrat verlegt.
1533. Noch im Herbst desselben Jahres setzte Ibrahim nach Kleinasien über. In Konia wurde er durch die Nachricht erfreut, daß Scherifbeg eine Niederlage durch Ulama erlitten, und bald empfing er den Kopf des Ueberwundenen vom Sieger eingesandt. Nachdem die Truppen in Haleb die Wintermonate verbracht, wurde im Frühjahr das
1534. schöne obstreiche Land am Wan-See mit den Festungen Adisschuwaf, Ardschisch (Wan) und Achlath unterworfen und dann der Weg ostwärts nach Aserbeidjan eingeschlagen. Nach einigen Verlusten durch die Gebirgsvölker hielt Ibrahim im Mai seinen Einzug in Tebris, die von dem Schah verlassene Hauptstadt. Hier vereinigte sich der Sultan, welcher mittlerweile über die Hauptstädte Anatoliens herangezogen war und in Konia die frohe Siegeskunde mit religiösen Festlichkeiten und Tänzen gefeiert hatte, mit seinem Großwessir. Dann rückten beide auf beschwerlichen Märschen über Hamadan in das Gebiet von Bagdad, erfreut über die Beweise der Huldigung und Unterwerfung, welche die persischen Landvögte und Beamten dem mächtigen Beherrscher von Konstantinopel darbrachten. Dafür wurden sie reichlich belohnt und in ihren Würden bestätigt. Ohne Kampf öffnete die berühmte Chalifenstadt am Tigris, die so oft der Schauplatz orientalischer Pracht und barbarischer Zerstörung gewesen, ihre Thore dem neuen Herrn. Wie bewunderte Suleiman das herrliche Gartenland, wo Reisfelder mit Wäldern von Dattelpalmen, von Orangen und Limonen abwechselten, als er in die heilige Stadt, den alten Sitz der Wissenschaften, den Mittelpunkt des morgenländischen Handels,
Decbr. 1534. seinen Einzug hielt! Monate lang verweilte er in der östlichen Grenzfestung und trat dann auf einer andern Straße den Rückweg nach Tebris an. Nachdem er in beiden Städten Osmanische Statthalter eingesetzt und die neugewonnenen Landschaften durch die Bande alttürkischer Lehnsverfassung an die Pforte gekettet, zog er wieder nach seiner
Jan. 1536. Hauptstadt am Bosporus und feierte die mit geringen Opfern und Anstrengungen erreichte Vereinigung des schönsten Theiles von Persien mit seinem Reiche durch einen triumphirenden Einzug. Fortan bildete Bagdad das feste Thor im Osten, wie Belgrad im Norden.

Seekriege. Diese Erfolge in Asien übten auf Europa ihre rückwirkende Kraft. Es war kein Geheimniß geblieben, daß zwischen Karl V. und Schah Tamasb

Gesandtschaften gewechselt worden waren, daß die zwei mächtigsten Herrscher des Morgenlandes und Abendlandes sich zum gemeinschaftlichen Kampf wider den gewaltigen Padischah in der Mitte die Hände hatten reichen wollen. Jetzt da der Eine zu Falle gebracht war, sollte auch der Andere gezüchtigt werden. Zu dem Ende gedachte Suleiman seine Seemacht zu stärken, um den Kaiser auf dem mittelländischen Meer und in seinen Küstenländern und Inseln zu bekriegen. Dazu bedurfte er eines tüchtigen Flottenführers, der dem Admiral Doria, dem erfahrensten Seemann seiner Zeit, die Spitze bieten könnte. Denn wenn es auch den Türken gelungen war, die enge eingeschlossene Seestadt Koron durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, so war es doch dem Sultan und seinem Großwessir bei dieser Gelegenheit klar geworden, daß im Falle einer Vereinigung der Venetianer mit der kaiserlichen Flotte die türkische Seemacht dem Feinde nicht gewachsen wäre. Deshalb ernannte er jenen Chaireddin Barbarossa, „der sich rühmte, sein Turban, auf eine Stange gesteckt, verscheuche die Christen meilenweit ins Land hinein", zum Beglerbeg des Meeres, d. h. zum Oberbefehlshaber der gesammten Osmanischen Seemacht und schloß zugleich mit dem König von Frankreich ein Bündniß. Wir haben die Folgen dieser Kriegspolitik, die Karls V. Zug nach Tunis herbeiführte, früher kennen gelernt (X, 611 ff.). Von der Zeit an war das Mittelmeer, waren die Küsten Italiens, waren die Inseln, Hafenorte und Buchten der Hauptschauplatz der Kriege zwischen den Christen und Moslemen. In diesen Jahren verhielt es sich wirklich so, wie Chaireddin sich prahlend rühmte; die Corsaren und Türken herrschten auf dem Meer und hielten alle Seefahrer, alle Küstenbewohner, alle handeltreibenden Völker in Furcht und Schrecken. Nun vermochten auch die klugen Herren in Venedig ihre bewaffnete Neutralität, ihre zweideutige Friedenspolitik nicht mehr lange zu behaupten. Fast zu gleicher Zeit hatte die Republik ihre einflußreichsten Gönner und Fürsprecher bei der hohen Pforte eingebüßt: Luigi Gritti, der durch sein barsches Auftreten als Bevollmächtigter des Sultans das magyarische Nationalgefühl verletzt hatte, war in Siebenbürgen ergriffen und enthauptet worden, und Ibrahim Pascha, der übermächtige und übermüthige Grieche, „der sich vom violinspielenden Sclaven zum reichslenkenden Staatsmann, zum heerführenden Feldherrn, zum unumschränkten Gewalthaber des Reichs emporgeschwungen", wurde bald nach dem persischen Feldzug im Schlafgemach des Sultans, dem seine Ueberhebung und Anmaßung lästig und verdächtig geworden, im Bette ermordet. 15. März 1536. Mehr und mehr erlangte nunmehr der französische Einfluß die Oberhand in Konstantinopel und der Gesandte Laforet sparte kein Mittel, die Venetianer als Freunde und Verbündete des Kaisers zu verdächtigen.

Die Erfolge Karls V. vor Tunis steigerten die gereizte Stimmung zwischen Moslemen und Christen; feindselige Begegnungen zwischen einzelnen Schiffen konnten als Vorzeichen gelten, daß auch die Markusrepublik in den Kriegszustand der abendländischen Seestaaten gegenüber der Pforte hineingerissen werden würde, Venedig zur Theilnahme gezwungen.

daß der Friede, den die Signorie über drei Jahrzehnte aufrecht zu erhalten gesucht, nicht länger andauern könne. Was konnte auch ein Frieden für Vortheile bringen, der die Republik stets zur Unterhaltung einer Kriegsflotte nöthigte und zu einer bewaffneten Neutralität führte, welche von einem Kriegszustand nicht wesentlich verschieden war und die öffentlichen Ausgaben Jahr aus Jahr ein vermehrte? Die Entscheidung wurde erleichtert durch die feindselige Haltung, zu welcher sich Suleiman durch den Rath des ungestümen Chaireddin treiben ließ. Um die Zeit, als zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich der heftige Krieg wüthete, dessen Gang und Wechselfälle wir aus den früheren Blättern kennen (X, 615 ff.), landete der neue Großwessir Ajas-Pascha mit einer Kriegsflotte auf Corfu, ließ durch die osmanischen Reiterschaaren das flache Land ausplündern und verheeren und bedrängte die Hauptstadt mit einer Belagerung.

Herbst 1537. Zugleich wurden im ganzen Reich die Unterthanen der Republik zurückgehalten, ihre Güter und Schiffe mit Beschlag belegt. Corfu widerstand tapfer den Barbaren; dagegen wurden die Inseln des Archipelagus, welche noch unter Venedigs Herrschaft standen oder einzelnen Geschlechtern der Nobili gehorchten, wie Zante, Aegina, Cythera, wie Andros, Paros, Naxos und andere der Cycladischen Eilande von Chaireddin erobert, ausgeplündert und mit Feuer und Schwert verwüstet. Aegina, die einst so blühende und reiche Insel, wo die Hauptstadt erstürmt, die waffenfähige Mannschaft niedergehauen, die Frauen geschändet, 6000 Knaben und Mädchen als Sclaven weggeschleppt wurden, ist seit diesen Schreckenstagen nur noch eine Wüste geblieben. Johann Crispo von Naxos, der sich den stolzen Titel eines Herzogs des ägäischen Meeres beigelegt hatte, trat unter die Lehnshoheit des Sultans und verpflichtete sich zu einer Jahresabgabe von 5000 Dukaten; doch vermochte er dadurch nicht die schöne altberühmte Insel vor der Raubsucht der Türken zu retten. Auch der Beherrscher von Andros, Coursin de Sommariva wurde zinspflichtiger Vasall der Pforte. Seitdem verschwand auf jenen berühmten Eilanden die alte Cultur völlig; mehr und mehr entwöhnte sich das Volk seinen Acker zu bestellen, seinen Weinstock zu pflanzen, seiner Brunnen wahrzunehmen, seine Gärten zu bearbeiten. Armuth, Unwissenheit und Verödung ergossen sich über die Sitze, wo einst hellenische Lebensfülle geherrscht.

Kriegsbund. Im Winter von 1537 auf 1538 fanden im Rathe der Pregadi erregte Sitzungen statt: eine Friedenspartei, an ihrer Spitze Francesco Foscari, war für eine Ausgleichung mit Konstantinopel, während Antonio Cornaro, der beredte Wortführer der Gegenpartei, ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Kaiser und dem Papste empfahl und nur in einem gemeinsamen Widerstand der abendländischen Christenheit die Möglichkeit einer gesicherten Zukunft erblickte. Seine Ansicht drang durch. Es wurde mit Karl V. und Papst Paul III. ein Kriegsbund geschlossen und eine wohlbemannte Flotte unter dem tapfern Admiral Capello zu der gemeinsamen Armada abgeschickt, welche der kaiserliche Ober-

befehlshaber Andreas Doria gegen den Corsarenhäuptling und Beglerbeg Chaireddin führen sollte. Abermals ertönte der Ruf einer Kreuzfahrt gegen die Ungläubigen durch die Christenländer. Allein wie sollte zu einer Zeit, da Frankreich mit den Osmanen im Bunde stand und ihnen allenthalben Vorschub leistete, ein erfolgreiches Unternehmen erwartet werden? Der kaiserliche Oberadmiral zeigte sehr wenig Eifer für einen Krieg, der hauptsächlich im Interesse Venedigs geführt ward, und hemmte daher jedes kühne Vorgehen, jedes gewagte Unternehmen. So brachte der Krieg der Republik nur Verluste; in Dalmatien wurde das Gebiet von Zara weithin verwüstet und im Archipel wurden alle venetianischen Inseln verheert, entvölkert und großentheils dem Osmanenreich als tributpflichtige Unterthanenlande einverleibt. Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß man sich in der Lagunenstadt nach dem Ende des Krieges sehnte, namentlich seitdem die von dem spanischen Befehlshaber Sarmiente tapfer vertheidigte Seefestung Castel Nuovo an der Ostküste der Adria von Barbarossa mit stürmender Hand genommen worden. Doch sollte mit aller Vorsicht zu Werke gegangen 1539.
werden, damit nicht der Kaiser zum Zorne gereizt und die Liga vor der Zeit aufgelöst würde. Denn der kluge Staatsmann Hurtado de Mendoza, damals kaiserlicher Botschafter in Venedig, hatte bei den ersten Anzeichen der veränderten Stimmung den Herren so scharf zugesetzt, daß sie die Gerüchte über einen beabsichtigten Friedensschluß für „Lügen“ erklärten.

Nachtheiliger Friede mit der Pforte. 1540.

Und doch waren bereits in Konstantinopel Unterhandlungen im Gang. Um das Geheimniß sicherer zu wahren, übertrug man das ganze diplomatische Friedenswerk dem Rathe der Zehn, dem höchsten Regierungscollegium, welches in schwierigen Zeitläufen die Geschicke der Republik mit diktatorischer Gewalt bestimmte. Die Zeit war nicht ungünstig. Die Zusammenkunft der beiden Monarchen des Abendlandes in Aigues-mortes und in Paris (X, 625) hatte bei der Pforte Verdruß und Mißtrauen erregt; es schien, als sei ein neuer energischer Kriegszug wider die Osmanen verabredet worden. Die Venetianer konnten daher hoffen, daß ihnen einige der eroberten Inseln zurückerstattet würden. In diesem Sinne waren die Instructionen gefaßt, welche die Zehn ihrem Gesandten Luigi Badoaro mitgaben. Aber so sehr wünschten sie die Beendigung des lästigen und verlustvollen Krieges, daß sie jenem zugleich die geheime Vollmacht ertheilten, falls diese Forderungen bei dem Sultan kein Gehör fänden, Frieden um jeden Preis zu schließen. Durch zwei Beamte der Regierung, Constantin und Nicolaus Gavazzo, die im Solde Frankreichs standen, wurde der Beschluß des Raths der Zehn dem französischen Gesandten in Konstantinopel in die Hände gespielt, und dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Großwessir davon in Kenntniß zu setzen. Auf diese Weise hoffte er die gegen König Franz I. obwaltende Verstimmung des Padischah zu zerstreuen. Nun waren alle Bemühungen des Venetianers, einen ehrenvollen Frieden zu erlangen, vergebens; die türkischen Unterhändler wollten nichts von Abtretungen hören und führten

eine trotzige Sprache. Und so geschah es denn, daß die Republik einen unehren-
Oktober 1540. haften, nachtheiligen Frieden einging. Nicht nur, daß sie der Pforte alle eroberten Inseln im Archipel überließ und eine Kriegsentschädigung von 300,000 Ducaten zugestand, sie willigte sogar in die Abtretung der zwei wichtigsten Besitzungen, die ihr noch im Peloponnes geblieben waren, Napoli di Romania und Malvasia. Als zwei Jahre später die Verrätherei entdeckt wurde, ließ der Rath der Zehn die schuldigen Brüder auf dem Marcusplatze zwischen den Säulen hinrichten. Mit Schmerz und Verzweiflung vernahmen die Einwohner und Besatzungsmannschaften von Napoli und Malvasia die schmachvollen Friedensartikel; sie dachten Anfangs, sich zu widersetzen und des Kaisers Hülfe anzurufen. Als aber die venetianischen Galeeren in ihre Hafen einliefen, um Geschütz und Mannschaft einzuschiffen, fügten sie sich in ihr Geschick, auf bessere Zeiten hoffend. Viele zogen jedoch die Auswanderung vor. Von der Zeit an wuchs der französische Einfluß in Konstantinopel und in der Markusstadt.

Suleiman und König Ferdinand. Kaum war der Friedensvertrag mit Venedig abgeschlossen, so rüstete sich Suleiman zu einem neuen Feldzug gegen Ferdinand von Ungarn. Trotz des Friedens hatten die Waffen in den Grenzlanden nur selten geruht; nahmen auch die Monarchen selbst an den Kämpfen keinen Theil, so fanden dagegen häufig Streifzüge und räuberische Einfälle statt. Bei einer solchen Gelegenheit wurde der Feldhauptmann Hans Katzianer, als er an der Drave zu weit vordrang, zu einem verlustvollen Rückzug gezwungen, wobei der tapfere Tyroler Graf Lodron die Todeswunde empfing. Katzianer wurde beschuldigt, durch Feigheit und Verrath die Unfälle herbeigeführt oder vermehrt zu haben, und als „Majestätsverbrecher" in der Wiener Hofburg in Haft gehalten. Er entkam jedoch nach seinem Heimathlande Kroatien, wo er mit den Osmanen in verrätherischen Verkehr trat und die Fahne der Empörung aufpflanzte. Aber ehe er seine Pläne auszuführen vermochte, fand er ein blutiges Ende. Bei einer vertraulichen Zusammenkunft in seiner eigenen Burg stieß ihm Graf Nicolaus von
27. Okt. 1539. Zriny den Dolch in die Brust und ließ den entseelten Leichnam in den Schloßgraben werfen; den Kopf schickte er nach Wien; eine der grausigen Begebenheiten, an denen jene Zeiten der Türkenherrschaft so reich waren, und die noch lange in historischen Volksliedern nachklangen. War schon dieser Vorfall geeignet, das schwache Friedensband zwischen dem Sultan und dem König von Ungarn zu lockern, so wurde es vollends zerrissen, als bei dem am 21. Juli 1540 erfolgten Tode Johann Zapolya's Ferdinand große Anstrengungen machte das ungarische Königreich an seine Dynastie zu bringen, die magyarische Nationalpartei aber, an ihrer Spitze Martinuzzi, Bischof von Groß-Wardein, bestrebt war, dem Söhnchen, welches Isabella, Tochter des Polenkönigs Sigismund August, ihrem Eheherrn neun Tage vor dessen Tod geboren, das väterliche Erbe zu erhalten und überhaupt den heimischen Magnaten das Wahlrecht des ungarischen Königs zu sichern. Die Entscheidung lag in den Händen Suleimans und beide Theile

bemühten sich um die Wette, den Machthaber auf ihre Seite zu ziehen. Es war nicht schwer vorauszusehen, wohin sich dieser wenden würde. Denn wie sehr sich auch Ferdinand anstrengte, durch den diplomatischen Abenteurer Laszki, der zwischen Wien und Konstantinopel hin- und herreiste und durch alle Mittel und Künste seine Mission zu erfüllen bestrebt war, seine dynastischen Erbansprüche auf das Königreich Ungarn darzuthun: die Rechte und Ansprüche wogen gering gegenüber den Anerbietungen der Nationalpartei, welche bereit war, die Oberlehnsherrlichkeit des Großsultans über die ungarische Königskrone anzuerkennen und einen jährlichen Tribut von 100,000 Ducaten zu entrichten. Wohl war man auch in Wien geneigt, durch jährliche „Pensionen" und allerlei Ehrengeschenke die Gunst des Sultans und seiner Würdenträger zu erkaufen; aber die gleichzeitigen Rüstungen, die in Konstantinopel nicht unbemerkt blieben, schienen auf die Absicht zu deuten, im Falle ungünstiger Entscheidung das Glück der Waffen zu versuchen. Und vor Allem wollte Suleiman nichts davon hören, daß er die Hauptstadt Ofen, wo seine Befehlshaber und Besatzungen das Regiment führten, räumen sollte. Das Königreich Ungarn sollte in ähnlicher Weise wie die übrigen Lehnstaaten dem Osmanenreich beigefügt werden. Gesetze, Religion und die herkömmlichen Staatsordnungen konnten bei diesem System ungefährdet fortbestehen; aber der König sollte Vasall des Sultans sein und seine Wehrmannschaft, Waffen und Festungen dem Oberherrn zur Verfügung stehen. In ein solches Verhältniß konnte der Herrscher von Oesterreich, der Bruder des Kaisers, unmöglich treten. So wurde denn abermals der Krieg erklärt und mit der 1541.
Haftnahme Laszki's begonnen.

Ungarn unter osmanische Herrschaft gebracht.

Während man noch auf dem Reichstag zu Regensburg (X, 658 ff.) über eine „eilende Hülfe" berieth gegen „des Türken blutdürstig Vornehmen, das Königreich Hungarn zu verderben und zu erobern, und seinen Fuß auf die Teutsche Nation zu setzen", zog Suleiman mit großer Heeresmacht über die Donau, um dem Streite über die Herrschaft von Ungarn durch thatsächliche Besitzergreifung des Königreichs ein Ende zu machen. Er hatte schon drei Jahre zuvor den Fürsten der Moldau, Peter Rarosch, der sich zu Ferdinand hingeneigt, den Türkenfreund Sigmund von Polen befehdet und die Ermordung Gritti's begünstigt, zur Flucht gezwungen, dessen Bruder Stephan an seine Stelle gesetzt, mit der lästigen Bedingung, daß er persönlich alle zwei Jahre den Tribut nach Konstantinopel bringe, und hatte den östlichen Landstrich Bessarabien zwischen Pruth und Dniester mit den Festungen Akkerman und Kilia unmittelbar mit dem Reich verbunden. Nun rückte er über Belgrad in das Herz des ungarischen Landes. Graf Stephan Mailath, das Haupt der Patriotenpartei, der die Hinrichtung Gritti's bewirkt hatte, wurde als Gefangener nach Konstantinopel geschickt, wo er in den Kerkern der sieben Thürme den Rest seines Lebens verbrachte. In den letzten Tagen des August schlug Suleiman sein Pfortenzelt vor Ofen auf, wo kurz zuvor der alte österreichische Feldhauptmann Roggendorf durch die Paschas von

Bosnien und Semendra eine Niederlage erlitten und die Todeswunde erhalten hatte. Die Räthe, welche für das königliche Kind das Regiment führten, eilten zur Huldigung herbei, aber sie vermochten nicht dem Magyarenreich den Schein
1541. der Unabhängigkeit zu bewahren. Am 2. September hielt Suleiman seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt, nahm Besitz von dem Schlosse, welches die Königin Isabella räumen mußte, verwandelte die Hauptkirche in eine Moschee und stellte Stadt und Reich unter osmanische Besatzung und Verwaltung. Wenigstens bis zur Volljährigkeit des Königskindes Johann Sigismund sollte Suleiman selbst Herr und Gebieter von Ungarn sein. In Wien herrschte große Besorgniß, die Türkenzelte möchten abermals vor der Donaustadt aufgeschlagen werden, und Ferdinand eilte durch Geschenke und Unterhandlungen den gefürchteten Machthaber fern zu halten. Zwar wurden die Anträge des Königs nicht angenommen und die Verhandlungen bald abgebrochen; allein Suleiman hatte bei seinem früheren Erscheinen auf deutscher Erde so widerwärtige Eindrücke empfangen, daß er kein Gelüsten nach einer Wiederholung trug, am wenigsten in der vorgerückten Jahreszeit. In Deutschland verbarg man sich nicht, daß mit Ungarn die Sicherheit des ganzen Reiches verbunden sei, und diesem Gefühle war es zuzuschreiben, daß die Fürsten und Stände den Wünschen des Kaisers und Königs bereitwillig entgegenkamen. Eine Reichsarmee rückte unter Kurfürst
1542. Joachim von Brandenburg in Ungarn ein; allein wir wissen bereits aus Band X, 665 f., daß auch diesmal wegen Mangels an Geld nichts Namhaftes erreicht ward und daß auch des Kaisers gleichzeitiges Unternehmen gegen Algier keinen glücklichen Verlauf hatte. Suleiman blieb im Besitz von Ofen-Pest und alles Landes ostwärts davon, und die Corsaren trieben ihr Unwesen frecher als je. Bei Erneuerung des Krieges zwischen Franz und Karl V. sah man die türkische Armada unter Barbarossa im Verein mit französischen Galeeren vor der Küste von Nizza und Marseille kreuzen und im Hafen von Toulon wie im eige-
10. Aug. 1543. nen Lande schalten und walten. Im folgenden Jahr fiel Gran in Suleimans Gewalt und wurde, nachdem die Stadt für ihren Widerstand allen Kriegsgräueln preisgegeben worden, befestigt und durch eine osmanische Besatzung ge-
4. Sept. schützt. Das gleiche Schicksal hatte Stuhlweißenburg zu erleiden. Die Austheilung von Lehengütern an Sipahi in der Umgegend von Ofen und Gran deutete auf die Absicht, den gewonnenen Boden für immer der türkischen Herrschaft zu sichern. Auch Wissegrad, der prächtige Königssitz, fiel bald nachher in die Hände der Osmanen. — Wir wissen bereits (X, 671), daß der Unwille der deutschen Fürsten und Völker über das unchristliche Bündniß des französischen Königs mit dem grausamen Feinde im Osten auf dem Reichstag zu Speier dem Kaiser eine größere Kriegshülfe eintrug, als in vielen Jahren erreicht worden war, und daß die Habsburger Brüder dadurch in Stand gesetzt waren, zu gleicher Zeit die Franzosen im Westen und die Türken im Osten zu bekriegen. Und wenn sich auch in Ungarn die deutschen Heerhaufen nur auf Abwehr und Grenzhut

beschränkten, so wurde wenigstens so viel erzielt, daß in den nächsten Jahren die Türken keine weiteren Fortschritte nach Westen machten.

Der Friede von Crespy (X, 673), der den Bund mit Frankreich auflöste, erweckte in dem Sultan von Neuem die Besorgniß, es könnte eine christliche Liga wider ihn gebildet werden. Er wies daher weniger schroff als früher die Friedensanträge Ferdinands zurück. Und als nun auch der Kaiser, um freie Hand gegen die Schmalkaldner Bundesverwandten zu erlangen, mit dem östlichen Rivalen Unterhandlungen anknüpfte, so kam man endlich auf Grund des Bestehenden zu einem Abkommen, das den Habsburgern die so sehr erwünschte Ruhepause in den Türkenkriegen brachte. Es ist uns bekannt, daß unter französischer Vermittelung zunächst ein längerer Waffenstillstand geschlossen ward (X, 717). Aus diesem ging dann unter den Eindrücken, welche der Tod des französischen Königs und Karls V. Sieg bei Mühlberg in der politischen Welt erzeugte, ein Friede hervor, durch welchen dem König Ferdinand gegen Entrichtung einer jährlichen „Pension" von 30,000 Dukaten der dermalige Besitzstand in Ungarn auf weitere fünf Jahre zugestanden ward. In diesen Frieden sollte auch der Kaiser, der Papst und der neue König von Frankreich inbegriffen sein. Chaireddin Barbarossa war im Jahr vorher (4. Juli 1546) in hohem Alter aus der Welt gegangen. [1545.] [Juni 1547.]

Damals stand Suleiman auf dem Höhepunkt seiner Macht. Die deutschen Kriege der nächsten Jahre, welche den Kaiser und seinen Bruder Ferdinand gänzlich in Anspruch nahmen und ihre Blicke nach der oberen Donau und der Elbe zogen, gaben dem Großherrn Muße, seine Herrschaft in den eroberten Ländern zu befestigen und sie enger in den Reichsorganismus einzufügen. Ein Feldzug nach Persien sicherte und erweiterte seine Macht am Euphrat; die mohammedanischen Fürsten Indiens buhlten um seine Gunst und seinen Beistand gegen die Portugiesen; in Ungarn diente die Austheilung von Lehen an türkische Kriegsführer und die Errichtung von vierzehn Sandschaks unter dem Oberstatthalter von Ofen der Osmanischen Politik. Besteuerung und Finanzwesen wurden durch Chalil Pascha von Ofen in eine dauernde und feste Ordnung gebracht, so daß „Chalils Buch" auf viele Jahrzehnte die Grundlage der Volkswirthschaft, den Maßstab der Abgabenerhebung in den ungarisch-türkischen Städten und Landschaften bildete. Türkische Beamte und Richter schalteten willkürlich in den Städten und Ortschaften, durch Erpressung und parteiisches Gericht die Einwohner bedrückend. Nicht selten trat der Koran an die Stelle des heimischen Rechts und der Uebertritt zum Islam verschaffte manche Bevorzugung. Wie viele christliche Knaben wurden nach Konstantinopel gesandt, um dort zum mohammedanischen Glauben bekehrt unter die Janitscharen eingereiht zu werden! Nationalität, Sprache und Sitten der Ungarn waren gefährdet. Es schien als sollten der Islam nnd die Formen und Einrichtungen Osmanischer Reichsordnung auch im Norden der Donau, in Siebenbürgen und in den Magyarenländern bis an den Grenzwall der Karpathen Wurzel schlagen. [Suleiman's Machtstellung.] [1548. 49.]

Daß dieser Plan nicht vollkommen gelang, daß Ungarn nicht dem Schicksale der südlichen Donauländer verfiel, daß unter der Decke Osmanischer Gewalt- [Abnahme der Spannkraft im Türkenreich.]

herrschaft das heimische Wesen, der eingeborne Volkscharakter noch die Kraft behielt, um in der Folge unter veränderten Verhältnissen wieder an die Oberfläche zu treten, davon lag die Ursache hauptsächlich an der nie ganz aufgelösten Verbindung des Königreiches mit Oesterreich und dem deutschen Volke, an dem zähen Widerstande der christlichen Staats- und Lebensordnungen gegenüber den orientalisch-mohammedanischen Weltanschauungen, an der Abnahme der erobernden und bildenden Kraft des Islam durch die innere Erschöpfung. Wie wir aus früheren Geschichtsperioden wissen, war der Islam von überwältigender Macht, so lange er mit ungestümen Impulsen erobernd vordrang, versank aber bald in Erschlaffung, in orientalische Genußliebe und Passivität, wenn er im Schatten des Friedens sich der Ruhe, dem Luxus, der Beschaulichkeit hingab. Diesem Wendepunkt ging das Osmanenreich mehr und mehr entgegen, seitdem der äußere Umfang eine Grenzlinie erreicht hatte, die nicht leicht weiter ausgedehnt werden konnte. Bei den Versuchen aber, das Reich in diesem weiten Umfange zu consolidiren, die einzelnen Glieder mit einander in Uebereinstimmung zu setzen, den materiellen Bau auch geistig zu durchdringen und das Ganze zu einem organischen Körper umzuschaffen, stieß der Osmane auf Elemente des Widerstandes, die er nicht zu bewältigen oder zu zersetzen vermochte. Und wie lange auch noch die Volkskraft, die Strenge und Bestimmtheit der staatlichen Formen und Einrichtungen die türkische Macht in ihrem Bestande erhalten mochten, die weltüberwindende und weltbeherrschende Aggressionskraft war in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts im Abnehmen und Sinken. Der Islam und das Osmanenschwert vermochten weder die geistige Gewalt des Christenthums noch die feste Widerstandskraft der deutschen und ungarischen Nationalität, Cultur und Lebensformen zu überwältigen, zu brechen oder sich zu assimiliren. Dieser zähen und nachhaltigen Gegenwehr einer schon ausgeprägten, in das Gefühl und Bewußtsein des Volkes eingedrungenen Bildung war es zu danken, daß Europa selbst in der Zeit seiner größten inneren Zerrüttungen und Spaltungen doch nicht die Beute des östlichen Eroberers ward.

Fortdauernder Kriegszustand in Ungarn und Siebenbürgen.

Es war leicht vorauszusehen, daß der Friedensvertrag zwischen Ferdinand und Suleiman nur eine kurze Unterbrechung des Waffenganges sein würde: nicht nur, daß die unbestimmte Grenze der beiderseitigen Besitzungen stets Einfälle in die Gebiete des einen oder des andern Besitzers herbeiführte, es lag auch weder in dem Willen Ferdinands, seine Ansprüche fahren zu lassen, noch in den Absichten Suleimans, allen weiteren Eroberungen nordwärts oder westwärts zu entsagen. Die Kämpfe, Streifzüge, Schaarenkriege hörten nie ganz auf, wenn auch keine größeren Heere ins Feld zogen. Bis zum Tode Suleimans fand ein endloser Wechsel statt von blutigen Kriegen und nutzlosen Friedensverhandlungen, ohne daß eine Entscheidung erzielt worden wäre. Wie sehr immer einzelne Waffenthaten in den Kriegs- und Heldenbüchern glänzen mögen, für die weltgeschichtliche Betrachtung menschlicher Dinge bieten die gleichförmigen

Erscheinungen ununterbrochener Grenzfehden wenig Interesse. Der kleine Hof zu Lippa in Siebenbürgen, wo die Königin Isabella mit ihrem unmündigen Sohne weilte, bildete den Heerd von Intriguen, welche bald zu neuen Friedensstörungen führten. Als Martinuzzi, einer der Vormünder, ein hochfahrender, anmaßender Mönch, in seiner eigenmächtigen Verwaltung Widerstand fand, sowohl bei der Königin als bei Suleiman, der sich als Schutzherrn des Sohnes seines „Sclaven" Johann Zapolya betrachtete, so trat der herrschsüchtige Staatsmann in der Mönchskutte mit Ferdinand in Verbindung und suchte ihm Siebenbürgen in die Hände zu spielen. Geheime Verhandlungen hatten einen Vertrag zur Folge, kraft dessen Isabella gegen einige ihr in Schlesien angewiesene 1551.
Güter auf die Herrschaft in Siebenbürgen verzichtete, während Ferdinand von den Ständen zu Klausenburg Krone und Huldigung empfing. Empört über dieses eigenmächtige und treulose Gebahren ließ Suleiman den Geschäftsführer Ferdinands in Konstantinopel ins Gefängniß werfen und gebot dem Beglerbeg von Rumelien, Mohammed Sokolly, mit Heeresmacht nach Siebenbürgen vorzudringen. Nun entbrannte der Krieg mit neuer Wuth. Martinuzzi, dem Ferdinand den Cardinalshut verschafft und das Regiment in dem Lande der sieben Berge übertragen hatte, wußte das Volk zum Kampfe zu begeistern. Indem er nach alter Sitte die blutige Lanze und das Blutschwert durch das Land tragen ließ und den Heerbann aufbot zur Vertheidigung der Religion und zur Rettung der Nationalität und des gemeinsamen Vaterlandes, gelang es ihm, das streitbare Volk unter die Waffen zu rufen. Mit österreichischen Truppen unter Castaldo vereinigt, trieben sie das osmanische Heer zurück und eroberten Lippa. Bald jedoch zerfielen Martinuzzi und Castaldo. Der österreichische Befehlshaber wußte in Wien dem Verdachte Eingang zu verschaffen, der schlaue Priester treibe ein doppeltes Spiel, um sich für alle Umstände zu sichern; er stehe zugleich mit den Türken in verrätherischer Verbindung. Sei es nun, daß Castaldo einen Wink von Wien erhielt oder daß er aus eigenem Antrieb oder aus Lüsternheit nach den Schätzen des Cardinals handelte; genug Martinuzzi wurde unter den Augen Castaldo's von einigen seiner Leute im eigenen Schlosse ermordet, wie 18. Decbr. 1551.
später Wallenstein durch Butler. Dieses blutige Ereigniß trug der Sache des Königs keine guten Früchte. Der Unwille des Volkes hemmte die Kriegslust und die nationale Erhebung, so daß es im nächsten Jahr den türkischen Befehls- 1552.
habern gelang, Lippa wieder zu erobern und die wichtige Stadt Temesvar nach harter Gegenwehr zur Unterwerfung zu zwingen. Nur die kleine Festung Erlau lieferte wieder ein Beispiel jenes wunderbaren Heldenmuthes, wie er sich in Günz und bei manchen andern Gelegenheiten gezeigt. Vergebens bedrängte Achmed-Pascha mit seiner ganzen Heeresmacht den schwach besetzten Ort; bei herannahender Winterzeit mußte er vor dem geringen Häuflein heldenmüthiger Streiter, denen Kurfürst Moriz von Sachsen zu Hülfe gezogen (X, 801), unverrichteter Dinge abziehen.

Gleichzeitig kämpfte Dragut oder Torghud, wie einst Chaireddin, unterstützt oder doch begünstigt von Frankreich, wider die kaiserlichen Schiffe und Küstenstädte in Nordafrica, in Italien, auf Corsica. Wir haben die politische Lage der Zeit früher kennen gelernt (X, 801).

Die Noth der Zeit. Bei den kriegerischen Verwickelungen des Kaisers in Deutschland und gegen Heinrich II. von Frankreich wünschten die Habsburger nichts sehnlicher als von Suleiman Frieden zu erlangen. Gesandtschaften auf Gesandtschaften gingen daher nach Konstantinopel ab, „Pensionen" und „Ehrensold" von hohem Betrag bietend und mit Geschenken um die Gunst und Fürsprache der Wessire und Würdenträger des Divan werbend, um den Sultan zu bewegen, daß er Siebenbürgen und den Rest von Ungarn dem König Ferdinand überlasse und Frieden halte. Aber wenig konnte erreicht werden, da der Botschafter und die Unterhändler Frankreichs entgegenwirkten. „Das lange Glück", meldete Ferdinands Gesandter, der kluge scharfsichtige Niederländer Busbek, nach Wien, „hat dieses Volk so übermüthig gemacht, daß es Nichts für unrecht hält, was es will, Nichts für recht, was es nicht will." Von der Abtretung Siebenbürgens wollte Suleiman nicht reden hören. Auch der wiederholte Waffenstillstand wurde wenig geachtet. Als Busbek von Amasia zurückkehrte, wo Suleiman während eines
1554—55. neuen persischen Feldzugs den Winter hindurch Hof gehalten, war er Augenzeuge, wie ganze Schaaren gefangener Christen jedes Alters an langen Ketten aus Ungarn in die Sclaverei geschleppt wurden. In Deutschland war man mit den eigenen Angelegenheiten vollauf beschäftigt, so daß an eine Reichshülfe nicht zu denken war. Man betrachtete die Vorgänge in Ungarn als eine fremde Sache, die nur König Ferdinand angehe, und überließ Land und Volk seinem Schicksal. So dauerte der schwankende Zustand zwischen Krieg und Frieden fort, verderblich für Freund und Feind. Unter den Raubzügen, Ueberfällen und kleinen Festungskriegen schwand alle Sicherheit, alles Rechtsgefühl, alles Vertrauen in die Zukunft, alle Lebensfreude dahin. Die schrecklichen Zeiten des Faustrechts, der Selbsthülfe, des Wegelagerns waren für Ungarn und Siebenbürgen zurückgekehrt; und im Mittelmeer und auf allen Küstenländern und Inseln desselben zerstörten wilde Korsarenkriege den friedlichen Verkehr, die Werke der Kunst, des Menschenfleißes, der Gesittung. Gut, Leben und Freiheit schwebten in ewiger Gefahr; die Sclaverei des heidnischen Alterthums schien wieder aufzuleben. Gesandtschaftsreisen nach Konstantinopel führten nicht selten in türkische Kerker, zu Ketten und Banden, wo nicht zum Strange oder zu Verstümmelungen. Denn vom Völkerrecht hatte man am Bosporus keinen Begriff; jeder Ungläubige galt als Feind.

2. Malta und Sigeth.

Theilung des Türkenkriegs im Hause Habsburg. Suleiman überlebte seinen großen Rivalen des Westens, dessen Auge zugleich nach der Donau und nach den Mittelmeerstaaten gerichtet war. Mit

Karls V. Tod in San Juste und dem bald darauf erfolgten Frieden von Chateau-Cambresis trat auch in den Verhältnissen zu den Osmanen eine Wendung ein. Frankreichs Einfluß auf die auswärtigen Dinge nahm ab, seitdem die Kräfte des Landes durch die religiösen Bürgerkriege gefesselt wurden, und die beiden Linien der Habsburger Dynastie gingen in ihren Interessen mehr auseinander. Dadurch wurde auch in der Kriegsarbeit gegen die Türken eine Theilung nothwendig: dem österreichischen Herrscherhause fiel der Kampf in Ungarn zu, indeß dem spanischen Habsburger die Beschützung des Südens sowohl gegen die türkische Hauptmacht als gegen die Piratenstaaten in Nordafrica, deren Fürsten in Vasallitätsverhältnissen zu der Pforte standen, als wichtigste Regierungsaufgabe oblag. In Ungarn dauerten die traurigen Zustände eines ewigen Krieges in der angegebenen Weise fort, nur dann und wann durch kürzere oder längere Waffenstillstände auf Grund des Bestehenden, aber durch keinen festen Friedensvertrag unterbrochen. Um so mehr war der spanische Nachfolger Karls V. zu energischen Anstrengungen gegen den östlichen Erbfeind gezwungen. Es war eine Sache der Selbstvertheidigung, da Neapel und Sicilien, welche hauptsächlich die feindlichen Schläge zu fühlen hatten, zum spanischen Reich gehörten und die Corsarenhäuptlinge von Tunis, Algier, Tripolis mit den spanischen Moriſken in Verbindung standen und von ihnen vielfach Vorschub erhielten. Auch bestand ein nicht geringer Theil der Mannschaften aus ausgewanderten Mauren oder ihren Nachkommen, welche die andalusischen Landschaften als das Erbtheil ihrer Väter betrachteten. Die Johanniter, denen einst Karl V. die Insel Malta als Vorposten gegen die Ungläubigen übertragen, waren auch unter Philipp II. die muthigen Pioniere und Kreuzritter im Kriege gegen den Erbfeind der Christenheit, stets bereit und kampfgerüstet, sowohl zur Abwehr als zum Angriff.

Dieser ununterbrochene Krieg, reich an Heldenthaten und Leiden, an romantischen Abenteuern und drangsalvollen Schicksalen, nimmt in den poetischen Productionen der spanischen Poesie jener Tage einen großen Raum ein. Was konnte auch anziehender sein als die Scenerie eines Corsaren- und Gefangenenlebens, was ergreifender als die Schicksale geraubter und weggeführter Christen, die als Ruderknechte und Galeerensclaven auf den Schiffen ihrer Peiniger, nicht selten unter christlichen Renegaten, dienen mußten, die in Kerkern und Verließen unzählige Drangsale und Gefahren zu ertragen hatten, oder in Fesseln zur Zwangsarbeit getrieben, zu niedrigen Knechtsdiensten mißbraucht wurden, ihrer Erlösung durch Loskauf, durch abenteuerliche Flucht, durch den Tod sehnsuchtsvoll entgegenharrend! Und wie oft stand die Schilderung im Roman, im Drama, in der Novelle noch weit hinter der Wirklichkeit zurück! Die Weltgeschichte kann nicht in die Einzelheiten eines ununterbrochenen Kampfes ohne Frieden und ohne höhere Zwecke eingehen, so mannhaft und ruhmvoll auch immer einzelne kühne Waffenthaten, einzelne Unternehmungen voll Muth und

Die Corsarenkriege.

Verwegenheit, einzelne Wagnisse voll Gefahr und Todesverachtung sein mochten. Im Kampfe und Handgemenge, sei es auf dem Verdeck der Galeeren, sei es bei Angriffen oder bei Vertheidigung von Castellen und Küstenorten, waren die christlichen Streiter aus Spanien und Italien und von der Insel Malta und die mohammedanischen Krieger, die Piraten und Janitscharen, einander ebenbürtig, von gleichem Muth, von gleicher Tapferkeit, von gleicher Ausdauer, von gleichem Fanatismus erfüllt. Dagegen fehlte den christlichen Anführern, mit Ausnahme der genuesischen Familie Doria, bei denen sich der nautische Ruhm von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte, sehr oft die Erfahrung und Seekriegskunde, welche die türkischen Führer, vorab die Corsarenfürsten, durch lange Uebung sich erworben. Erst als der heldenmüthige Infant Don Juan, dessen Thaten wir kennen gelernt haben, den Oberbefehl über die christliche Seemacht des Mittelmeers übernahm, erlangten die spanischen und italienischen Galeeren auf einige Zeit die Herrschaft zur See.

Die große Expedition, welche der Herzog von Medina Celi in den Jahren 1559 und 1560 gegen den uns bekannten Dragut von Tripolis unternahm, war verlustvoll für die christliche Flotte, wenn auch rühmlich für die Kriegsmannschaft unter Don Alvaro de Sandé, welche die halbverfallene Feste auf der kleinen Insel Dscherbe mit wunderbarem Heldenmuth gegen die Korsaren und die Janitscharen unter dem türkischen Admiral Piali vertheidigte. Aber wie tapfer und entschlossen immer die kühnen Männer wochenlang der feindlichen Uebermacht Trotz boten und alle Stürme zurückschlugen, Mangel an Nahrungsmitteln und Trinkwasser nöthigte sie schließlich zur Uebergabe. Viertausend Krieger wurden gefesselt nach Konstantinopel auf den Sclavenmarkt (Ende Juli 1560.) geführt. Alvaro de Sandé begleitete als Gefangener den triumphirenden Einzug Piali's in die Sultanstadt. — Dieser Ausgang eines Unternehmens, auf das man so große Erwartungen gesetzt hatte, war für die seefahrenden Völker sehr empfindlich. Der Handelsverkehr litt Schaden. In Spanien fürchtete man für das Küstengebiet von Oran, (1562.) welches einst Kardinal Ximenez dem Reiche gewonnen; ein Geschwader, das unter Juan de Mendoza von Malaga aus den afrikanischen Ansiedlern Verstärkung zuführen sollte, litt durch einen heftigen Sturm Schiffbruch, so daß der Anführer und viertausend von der Mannschaft ihren Tod in den Wellen fanden. Diesen neuen Unfall der Christen wollte Hassem, der Dey von Algier, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Er belagerte mit großer Heeresmacht das Fort S. Michael, das dem Hafenort Mazarquivir zur Schutzwehr diente. Er stieß auf den tapfersten Widerstand; als er nach acht Stürmen in die eingeschossenen Mauern drang, fand er einen Trümmerhaufen. Denselben standhaften Muth bewies die Besatzung des Hafenortes selbst. Don Martin de Cordova, Bruder des Befehlshabers Alonzo Grafen von Alcaudete, der Sprößling eines Geschlechtes, das sich im ruhmvollen Kampf gegen die Ungläubigen von jeher ausgezeichnet, leitete die Vertheidigung mit Heldenmuth, Umsicht und Ausdauer. Die Anstrengungen und die religiöse Begeisterung sollten nicht zu Schanden werden. In der höchsten Noth, als die Besatzung dem Feinde und dem Hunger erliegen zu müssen schien, sahen die erschöpften Krieger mit jubelnder Freude ein spanisches Geschwader von zweiundvierzig (Juni 1563.) Galeeren heransegeln, das den Corsarenhäuptling zum schleunigen Abzug nöthigte und ihnen Rettung brachte. Von der Zeit an besserte sich die Lage der Spanier in Africa; die Schiffe des christlichen Abendlandes wagten sich von Neuem auf die hohe See; die Bewohner der südlichen Küstenländer athmeten wieder auf.

Aber die Freude war nicht von langer Dauer. Schon zwei Jahre später wurde die Christenheit durch die großen Seerüstungen der Osmanen in den Gewässern der Levante in Furcht gesetzt. Es ergab sich bald, daß der Großherr Suleiman, erzürnt über die Wegnahme einer reichbeladenen türkischen Gallione durch Maltesische Galeeren, seine lange Regierung mit einem Kriegszug gegen die Johanniter, die geschwornen Erbfeinde des Islam, zu beschließen gedenke und, wie er durch die Eroberung der „Roseninsel" Rhodos seiner Herrschaft einen glorreichen Anfang verliehen, so das Ende mit der Eroberung des neuen Ordenslandes Malta verherrlichen wolle. Der Großmeister Jean Parisot de la Valette, einer altfranzösischen Adelsfamilie der Provence entstammt, war in jungen Jahren Zeuge der Eroberung von Rhodos gewesen; jetzt sollte er als Heldengreis von achtundsechzig Jahren die Vertheidigung der neuen Heimath leiten, die ein so glänzendes Blatt in der Zeitgeschichte füllt. Ueberzeugt, daß ein großartiger Entscheidungskampf zwischen Kreuz und Koran bevorstehe, traf er zweckmäßige Anstalten zum Widerstand auf Leben und Tod. Alle abwesenden Ordensritter wurden nach der Insel beschieden, Wehrmannschaften angeworben, Lebensmittel und Kriegsbedarf beschafft. Wie in den Tagen der großen Heerfahrten nach dem heiligen Lande durchwehte eine religiöse Begeisterung die Herzen der Ritter, und mancher Freiwillige zog ihnen aus der romanischen Welt zu. Auch der jugendliche Kaisersohn Don Juan wollte an der Spitze castilischer Edlen den bedrängten Ordensrittern zu Hülfe eilen; sein Vorhaben kam jedoch nicht zur Ausführung. Aber er sollte später die Christenheit durch eine noch glänzendere Waffenthat verherrlichen. Bei Beginn des Belagerungskrieges betrug das Vertheidigungsheer etwa 9000 Mann, darunter 700 Johanniterritter. Auf einem Felsenvorsprung der Nordostküste lag das Schloß S. Angelo mit den umliegenden Burgräumen, der Aufenthaltsort der Ritter, und neben dem großen Hafen und daranstoßenden Städtchen (Il Borgo), die in der Folge den Namen des Großmeisters La Valetta erhielten, und dem Fort S. Elmo auf der äußersten Landspitze war der Hauptschauplatz des denkwürdigen Kampfes. *Malta u. die Johanniter.*

Am 18. Mai 1565 sahen die Wächter von Malta die türkische Flotte heransegeln. Sie bestand aus 130 Galeeren und 50 kleineren Schiffen und war ausgerüstet mit zahlreichem Geschütze von einer Größe, wie man noch nichts Aehnliches gesehen. Die Kriegsmannschaft belief sich auf 30,000, darunter 6000 Janitscharen und 7000 Sipahi. Noch nie war eine so stattliche mit allen Bedürfnissen aufs Trefflichste versorgte Armada in den Gewässern des Mittelmeers erblickt worden. Neben dem Kapudan Pascha Piali, dem geschickten Admiral, der bei Dscherbe gesiegt hatte, führte Mustapha, der erfahrenste und furchtbarste Feldherr Suleimans, ein Heldengreis von 75 Jahren, den Oberbefehl. Auch Dragut von Tripolis schloß sich bald nach der Landung mit dreizehn maurischen Galeeren an und unterstützte die Führer mit klugen Rathschlägen. *Die Türken gegen Malta. 1565.*

Nach den gewaltigsten Anstrengungen von beiden Seiten gelang es den Türken sich der Außenwerke von S. Elmo zu bemächtigen, so daß das Schloß *Erstürmung von S. Elmo.*

selbst „wie ein dürrer einsamer Stamm“ der zerstörenden Gewalt der riesigen Eisen- und Marmorkugeln ausgesetzt war. Schon wurde im Kriegsrath erwogen, ob man nicht die in ihren Mauern erschütterte Festung übergeben und dadurch die noch übrige Besatzungsmannschaft von dem sicheren Untergang retten sollte; aber der standhafte Muth des Großmeisters bewirkte, daß der unehrenhafte Vorschlag abgewiesen wurde. Er rechnete auf Entsatz, den ihm der Vicekönig von Neapel Don Garcia de Toledo auf Mitte Juni zugesagt hatte. Es gelang dem eisernen willenskräftigen Mann die Ritter in S. Elmo mit seinem eigenen Feuereifer zu entzünden; durch einige neue Hülfsmannschaft verstärkt widerstanden sie mit fast übermenschlicher Kraft dem Hauptsturm, den der Feind auf den 16. Juni anordnete. Im heftigsten Handgemenge, Auge in Auge rangen die Streiter des Kreuzes und des Halbmondes um Sieg und Leben, die Seligkeiten des Paradieses im gläubigen Herzen als Preis des Todes im heiligen Kampfe erhoffend. Gnade wurde nicht begehrt und nicht gegeben. Der ganze Umkreis des Hafens erglänzte im Feuer des Geschützes, das von der Land- und Seeseite mit donnernder Gewalt Mauern und Menschen zu zerschmettern drohte; ein eiserner Reifen mit brennbaren Stoffen umwunden und angezündet unter die Angreifenden geworfen, eine neue Erfindung damaliger Kriegskunst, hatte für die flatternden Gewänder der Janitscharen eine verderbliche Wirkung. Der Sturm wurde abgeschlagen; wüthend wie ein Tiger, dem die Beute entgangen, gab Mustapha den von der Mittagshitze erschöpften Moslemen das Zeichen zum Rückzug. Aber auf beiden Seiten war manches tapfere Leben erloschen. Unter den gefallenen Ordensrittern beklagte der Großmeister keinen mehr als den hochherzigen Kavalier de Medran. Die Hülfe von Neapel traf nicht zu der erwarteten Zeit ein; die Noth der Besatzung, die am Tage die Angriffe abwehrte, bei Nacht an den schadhaften Festungswerken arbeitete, erreichte den höchsten Grad, namentlich seitdem die Türken ihre Schanzlinien bis an den großen Hafen ausgedehnt und dadurch das Castell S. Elmo von der Verbindung mit dem Fort S. Angelo und der Hafenstadt abgeschnitten hatten. Noch reichten ihre Kräfte und ihr begeisterter Muth hin, einen zweiten Sturm, der am 22. Juni mit ähnlicher Energie wie der erste unternommen ward, zurückzuschlagen, aber von jeder Hülfe abgeschnitten, an Lebensmitteln und Kriegsbedarf Mangel leidend, erschöpft und großentheils verwundet, konnten sie einen dritten Anfall nicht mehr bestehen. Nachdem sie sich während der Nacht zum Tode vorbereitet, bezogen sie ihre Posten, nicht in der Hoffnung zu siegen, wohl aber in der Absicht, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Die christlichen Streiter fielen kämpfend auf dem Platze; nur einige wenige, welche die Corsaren des Lösegelds wegen verschonten oder der Zufall rettete, entgingen der Katastrophe vom 23. Juni 1565. Mit schmerzerfüllter Seele sahen ihre Brüder von S. Angelo aus die Fahne des Halbmonds an der Stätte leuchten, wo so lange und ruhmvoll das Panier des H. Johannes geweht hatte. Es

war gerade der Johannistag, den der Orden festlich zu begehen pflegte; diesmal wurde er zum Trauer- und Bettag. Um ihren Schmerz zu mehren und das eigene rohe Rachegefühl zu befriedigen, ließ Mustapha die Köpfe von einigen hervorragenden Johanniterrittern auf Pfähle aufpflanzen, andere mit in die Brust geschnittenen Kreuzen an Planken binden und in den Hafen werfen, daß sie zu den Brüdern getrieben würden. Zur Vergeltung schoß La Valette einige abgeschlagene Türkenköpfe als Kanonenkugeln in die feindlichen Linien, „um die Moslemen Humanität zu lehren". Fünfzehnhundert Christen, darunter hunderteinundzwanzig Ordensritter, hatten in S. Elmo ihr Leben eingebüßt, aber weit größer waren die Verluste der Türken. Auch Dragut hatte während der Belagerung eine Kopfwunde erhalten, an der er bald nach Erstürmung des Fort verschied, ein in den Zeitbüchern und in der Dichtung mit Schrecken und Grauen gefeierter Name.

Der Riesenkampf um S. Angelo.

Da La Valette jede Unterhandlung wegen Uebergabe der Insel gebieterisch zurückwies, so schritt Mustapha zu der Belagerung der Hafenstadt Il Borgo und des Castells S. Angelo. Nachdem er beide durch eine vollständige Einschließung zu Wasser und zu Land von allem Verkehr abgeschnitten, begannen die Kanonaden und Sturmangriffe. Dieselben Scenen des begeisterten Kriegsmuths wiederholten sich auf beiden Seiten, als die Türken unterstützt von dem Corsarenhäuptling Hassem von Algier am 15. Juli den ersten großen Sturm versuchten. Er endigte mit einem vollständigen Siege der Angegriffenen. Ueber dreitausend Moslemen fanden ihren Tod auf den Wällen und Mauern oder in den Fluthen des Hafens. Unter den gefallenen Maltesern wurde der kühne Hauptmann Zanoguerra und der jugendliche Sohn des Vicekönigs von Sicilien, Friedrich de Toledo, den La Valette unter seine besondere Obhut genommen, am meisten betrauert. Die Augen des ganzen Abendlandes waren nach der kleinen Insel gerichtet, wo Christen und Moslemen im todesmuthigen Ringen ihre Kräfte anstrengten. Noch immer kam keine Hülfe von Spanien; ja man überlegte in Neapel und Madrid, ob der König sich in den Krieg einmischen und dadurch die Wuth der Türken gegen die eigenen Staaten reizen solle. Kleinmüthige Stimmen meinten, man könne den Orden, der nicht unter castilischer Herrschaft stehe, seine Sache selbst ausfechten lassen. Doch drang nach einiger Zeit die muthigere Auffassung durch. Man erkannte, daß die Erhaltung der Johanniterinsel eine gemeinsame Sache der Christenheit sei, daß ihr Verlust alle Küstenländer des Mittelmeers den Anfällen der Osmanen und Corsaren schutzlos preisgeben würde. Eine päpstliche Kreuzbulle gewährte allen Streitern für die heilige Sache Sündenerlaß und denen, die fallen würden, die Seligkeiten des Himmels. Noch standen aber schwere Tage bevor. Was Kunst, Umsicht und Kriegsmuth vermochten, wurde von La Valette angewendet, um den Plänen und Angriffen der Saracenen durch Schutzwehren und Vertheidigungsanstalten zu begegnen. Türkische Sclaven mußten die eingeschossenen Mauern und Wälle

herstellen. Als Mustapha und Piali in den ersten Tagen des August die Sturmanläufe erneuerten, stießen sie auf denselben entschlossenen Widerstand. Allein jeder Sieg minderte auch die Reihen der kleinen christlichen Heerhaufen. Der siebente August kostete dem jugendlichen Neffen des Befehlshabers und manchem tapfern Ritter das Leben. Noch mehrere Wochen wurde der Belagerungskrieg fortgesetzt; bewegliche Thürme wie im Alterthum wurden von den Türken erbaut, von den Christen in Brand gesteckt; Minen und Gegenminen dienten zuweilen als Schauplatz unterirdischer Kämpfe.

Abfahrt der Türken. Mustapha wußte, welchen Werth der Sultan auf den siegreichen Ausgang des gewaltigen Belagerungskrieges legte, und wollte von dem Unternehmen nicht abstehen. Dennoch sah er sich endlich zum Abzug genöthigt: die Reihen der Krieger und Seeleute waren durch die feindlichen Waffen, durch Schiffbrüche, durch ansteckende Krankheiten sehr vermindert worden; die Vorrathsschiffe wurden öfters durch christliche Kreuzer weggefangen; an Kriegsbedarf und Lebensmitteln trat ein empfindlicher Mangel ein. Und nun geschah es, daß endlich eine spanische Flotte von 28 Galeeren, bemannt mit castilischen Veteranen und manchen guten Rittern, die sich aus Italien und andern Ländern eingefunden, am 6. September auf der Westseite der Insel landete und den bedrängten Belagerern Hülfe brachte. Nach dieser Verstärkung der christlichen Streitkräfte glaubte Mustapha dem Gegner nicht mehr gewachsen zu sein. Er gab das Unternehmen auf und traf Anstalten zur Abfahrt. Ein Versuch, die neuen Ankömmlinge durch eine unerwartete Landung auf der westlichen Küste zu überwältigen, schlug fehl. Der Kriegsmuth und das Selbstvertrauen waren von den türkischen Heerschaaren gewichen; sie wurden zurückgeworfen und mußten unter den feindlichen Geschossen ihre Einschiffung bewerkstelligen. Nun wehte wieder die Johanniterfahne auf den Trümmern des eingerissenen Fort S. Elmo; und das Fest von Mariä Geburt konnte am 8. September mit einer feierlichen Procession und einem Tedeum für den herrlichen Sieg begangen werden. Aber zweihundert Ritter und viele tausend Soldaten und Einwohner, die das Schwert der Ungläubigen gefressen, die in den Wellen oder unter eingestürzten Mauern ihr Grab gefunden, die an Entbehrung, an Wunden, an übermäßiger Anstrengung gestorben, feierten den Triumph nicht mehr mit.

Der Ausgang. So endete der Belagerungskrieg von Malta nach einer Dauer von mehr als drei Monaten, die größte und gefeiertste Kriegsthat des Jahrhunderts. Die ganze Christenheit freute sich des herrlichen Sieges und die Fürsten des Abendlandes wetteiferten in Beweisen der Anerkennung des muthigen Großmeisters. Derselbe überlebte die That nicht lange; doch hatte er noch die Genugthuung, den Grundstein zu der neuen Hafenstadt zu legen, die durch ihren Namen den Ruhm La Valette's auf die Nachwelt bringen sollte. Auf einer Falkenjagd zog er sich eine Krankheit zu, die seinem Leben am 21. August 1568 ein Ende machte. Der Orden, dem er einen neuen Aufschwung gegeben, trug durch seine

Theilnahme an der Schlacht bei Lepanto, von der früher die Rede war, dem spanischen Monarchen den Dank ab, daß er der Ritterschaft von Malta, wenn auch spät, doch erfolgreich Hülfe geleistet.

Der greise Sultan Suleiman gerieth in die höchste Wuth über das Fehlschlagen der Unternehmung gegen Malta, welche sein Leben mit einem glänzenden Abendroth verklären sollte. Er wollte den zurückkehrenden Schiffen nicht die Ehre gestatten, in den Hafen von Konstantinopel einzulaufen, und gebot, daß die Rüstungen mit der größten Thätigkeit und Anstrengung von Neuem aufgenommen, die erlittene Schmach durch neue Unternehmungen ausgetilgt werden sollte. Zugleich faßte er den Entschluß, einen andern Jugendtraum noch vor seinem Abscheiden zu verwirklichen. Er konnte es nicht verschmerzen, daß vor sechsunddreißig Jahren seinem glorreichsten Eroberungszug durch die tapfern Vertheidiger von Wien Einhalt geboten worden. Was damals nicht gelungen war, wollte er jetzt an der Pforte des Todes vollführen. Im Frühling des Jahres 1566 fuhr Piali-Pascha mit einer Flotte von siebenzig Segeln nach den kleinasiatischen Gewässern, um durch die Unterwerfung der Insel Chios, der letzten und blühendsten Colonie der Genuesen in der Levante, einen Ersatz zu schaffen für die Unfälle vor Malta; denn dieses Bollwerk der Christenheit wagte er nicht von Neuem anzugreifen. Zu gleicher Zeit unternahm Suleiman selbst einen Feldzug über die Donau, um den Glanz seines Namens, der durch das verfehlte Unternehmen zur See im Schwinden begriffen war, durch neue kriegerische Großthaten in dem verwirrten, von fortwährenden kleinen Fehden und Streifzügen beunruhigten Königreich Ungarn wieder herzustellen. Denn wir wissen ja, daß trotz des Waffenstillstandes vom J. 1562 in den Donaulanden die Kriegsbewegungen nie aufhörten. Alle Verträge waren ohnmächtig gegenüber der Gewalt unnatürlicher, unhaltbarer Verhältnisse. Nicht genug, daß die Leidenschaften der einander feindlich gegenüberstehenden Volkselemente sich nicht unterdrücken ließen, sondern in Fehden, Streifzügen und kleinen Kriegen sich fortwährend Luft machten; auch zwischen Kaiser Ferdinand und dem jungen König Johann Sigismund, dem Schützling der Pforte, kam es zu keinem aufrichtigen Verständniß, zu keiner friedlichen Ausgleichung; und in Konstantinopel zürnte man, daß sich der Wiener Hof so saumselig erwies in der Entrichtung des bedungenen „Ehrensoldes", wie der Tribut euphemistisch bezeichnet ward. Der neue Kaiser Maximilian folgte in seinen Beziehungen zu dem Ungarnkönig und der Pforte ganz der Politik des Vaters. Die Jahrgelder wurden ungenügend eingezahlt und mit Zapolya's Sohn dauerte der Streit und die gewaltsame Besitzergreifung einzelner Städte und Landschaften ohne Unterbrechung fort. Kam die Streitsache vor den Sultan, so fiel die Entscheidung in der Regel zu Gunsten des Clientelkönigs aus. So hatte Maximilian die Stadt Tokay mit der Umgegend besetzt und weigerte die Herausgabe. Zur Entgeltung fiel der Pascha von Herzek (Herzegowina) in Krain ein, verwandelte Kruppa und Novi

Neue Eroberungspläne des Sultans.

1566.

in Aschenhaufen und durchtobte raubend und verheerend das Land. Die gegenseitigen Beschwerden führten zur Kündigung des Waffenstillstandes und zur Kriegserklärung seitens der Pforte.

Suleiman vor Sigeth. Jetzt glaubte der Sultan den Zeitpunkt gekommen, um unter Maximilian auszuführen, was ihm unter Ferdinand mißlungen war — den Halbmond auf den Mauern von Wien aufzupflanzen, die Stephanskirche in eine Moschee des Propheten zu verwandeln. Obwohl krank und altersschwach, brach er am 1. Mai von seiner Hauptstadt auf, in die er nicht wieder lebend zurückkehren
29. Juni 1566. sollte. Dem Heere zu Wagen langsam nachfahrend, gelangte er Ende Juni über Belgrad nach Semlin, wo er die Huldigung Johann Sigismunds Zapolya und reiche Geschenke empfing. Er bestätigte diesem den Besitz von Siebenbürgen und sagte ihm seinen Schutz zu. Mittlerweile hatte Niklas Zriny dem Pascha von Ofen, Arslan bei Niklos ein glückliches Treffen geliefert, die Städte Vesprim und Tata erobert und in Sigeth, seinem Stammsitz, feste Stellung genommen. Dahin richtete jetzt der Sultan seinen Marsch; mit der Eroberung dieses Bollwerks, das schon in früheren Jahren durch seinen tapfern Widerstand den Zorn des Machthabers gereizt, gedachte Suleiman seinen Siegeszug gegen den Kaiser zu eröffnen. Arslan Pascha, der Abkömmling eines in der osmanischen Kriegsgeschichte berühmten Geschlechts, wurde für seine Verluste in Fünfkirchen mit dem Tode bestraft. Am 5. August langte Suleiman zu Pferde vor Sigeth an, begleitet von dem Groß-Wessir Mohammed Sokolli, und begann die Belagerung. Bald war die Stadt erobert, aber über derselben ragte die feste Burg empor, die
Niclas Zriny. der Schloßherr Zriny nur mit seinem Leben aufzugeben entschlossen war. Vergebens versuchten die Türken mit furchtbarem Geschütz und allen Mitteln des Belagerungskriegs die feste Burg, in deren Mitte der starke Pulverthurm sich erhob, zu Falle zu bringen, vergebens den Heldenmuth der Vertheidiger durch Verheißungen und Drohungen zu erschüttern; der Befehlshaber und die tapfere Besatzung widerstanden der Verführung und den Schreckmitteln eben so fest, wie die Mauern dem Geschütze und den stürmenden Kriegshaufen. Mehrere Wochen dauerte der ungleiche Kampf. Endlich flammte das große Bollwerk, durch Minen untergraben, in Brand auf, so daß nur noch der Thurm und einiges Mauerwerk stehen blieb und die Festung sich nicht länger halten ließ. Aber Suleiman sollte den Fall nicht überleben. In der Nacht vom 5. auf den 6. September starb er in seinem Zelte; der Brand des Bollwerks war seine Leichenfackel. Dem Heere wurde auf Veranstaltung des Großwessirs der Tod des Sultans verheimlicht, damit nicht Unordnung und Muthlosigkeit entstehe und der letzte, noch im Namen des Verschiedenen gebotene Sturm mißlinge. Da stürzte sich Zriny in festlichem Waffenschmuck an der Spitze einiger getreuen Waffenbrüder in die heranstürmenden Feinde und fand den Tod im dichten Kampfgewühle. Man legte ihn auf die große Kanone Katzianers und hieb ihm den Kopf ab. Die im Schlosse Zurückgebliebenen aber warteten das Eindringen

der raubgierigen Türkenschaaren ab und zündeten dann, wie Zriny geboten, den Pulverthurm an, so daß mit ihnen über dreitausend Feinde in die Luft flogen. So kam Sigeth in die Hände der Türken; aber es war ein mit Blut getränkter Aschenhaufen, auf den das gebrochene Auge des Weltbezwingers Suleiman gerichtet war.

Die Insel Chios erobert.

Während dieser Vorgänge erfocht der Admiral Piali-Pascha einen leichteren unblutigen Sieg in den Gewässern des Archipel. Lange hatte sich das alte reiche Geschlecht der Giustiniani von Genua durch Schmiegsamkeit, Willfährigkeit und die Fürsprache des Pariser Hofes in dem Besitz der schönen großen Insel Chios zu halten gewußt, wofür sie den jährlichen Tribut von 10,000 Ducaten regelmäßig an die hohe Pforte entrichteten. Aber sowohl der Stadtherr selbst als die zwölf Gewalthaber der Insel, sämmtlich aus der Familie Giustiniani, hatten sich durch Bedrückung und Zwingherrschaft bei den Eingebornen verhaßt gemacht, daher sie bei diesen für den Fall eines Widerstandes auf keine Hülfe rechnen konnten. Vergebens suchten die Genuesischen Herren den Kapudan-Pascha durch Gold zu gewinnen und das ihnen drohende Schicksal abzuwenden; Piali nahm ihre Schätze, ließ sie aber selbst gleich darauf in Fesseln schlagen und theils nach Kaffa, theils nach Konstantinopel in schwere Haft abführen. Erst nach vier Jahren erhielten sie durch die Vermittelung Frankreichs und des Papstes die Freiheit zurück. Die Insel aber verblieb unter türkischer Herrschaft und ging, gleich den übrigen Eilanden des ägäischen Meeres, einem raschen Verfall entgegen. Der schöne Klang homerischer Lieder, der noch durch das ganze Mittelalter hindurch sich erhalten hatte, wurde bald nicht mehr gehört. Schon nach sieben Jahren, berichtet ein Augenzeuge, sah man in der einst so blühenden Stadt nichts mehr als verödete Straßen und verfallene Paläste. Was sich von den edlen Geschlechtern hatte retten können, hatte die Insel verlassen, das gemeine Volk war in Sclaverei versunken und hatte durch den Uebertritt zum Islam eine trügerische Freiheit gerettet. Als Piali-Pascha nach Konstantinopel zurückkehrte, fand er einen andern Gebieter auf dem Throne, zu dessen Füßen er die leicht erbeuteten Schätze niederlegte — Selim II.

Schicksal des Thronfolgers Mustafa. 1553.

Selim war der zweite Sohn Suleimans, und Niemand hatte vor dem Jahre 1553 geahnt, daß dieser dem glorreichen Vater auf dem Herrschersitz in Stambul folgen würde. Denn Suleiman hatte einen ältern Sohn Mustafa, den er in seiner Jugend gezeugt, so edel, tapfer und hochherzig, daß das Volk meinte, der Sultan habe ihn einer besondern Gunst des Himmels zu danken; er war des Vaters Ebenbild, der Auserkorne der Nation, der Liebling der Janitscharen. Und diesen Sohn von so glänzenden Eigenschaften, von dem Suleiman selbst glaubte, er werde dem Hause Osmans Ehre machen und in die Fußstapfen der großen Ahnen treten, fällte eine Intrigue des Harems, die Feindschaft und der Neid einer ehemaligen Sclavin von russischer Herkunft, der klugen und schönen

Roxolane, welche der Sultan zu seiner Gemahlin gemacht und die seit ihrer Erhebung nur bedacht war, ihrem eigenen Sohn die Nachfolge im Reich zu verschaffen. In Verbindung mit dem Großwessir Rustem-Pascha, der durch ihre Gunst die Hand ihrer Tochter erhalten hatte und von seinem Gebieter mit Reichthümern und Ehrenämtern überschüttet worden war, suchte die Sultanin, die den Namen Chasseki Churrem (die Fröhliche) führte und durch ihre Reize und ihre Gewandtheit den größten Einfluß auf den Großherrn übte, mittelst Verleumdungen und Verdächtigungen in Suleimans Herzen Argwohn gegen den Erstgeborenen zu erwecken, als gedächte er die Zuneigung und das Vertrauen des Volkes und der Janitscharen zum Verderben des Vaters zu benutzen. Auf dem persischen Feldzuge des Jahres 1553 wurde eines Tages Mustafa zu Eregli (Archelais) in das Zelt des Sultans entboten. Wie erschrak der Prinz, als er hier statt des Vaters die sieben Stummen, die Handlanger der Blutbefehle ihres Gebieters vorfand. Sie fielen sogleich über ihn her und schnürten ihm die Kehle zu. Vergebens schrie der Unglückliche um Erbarmen. Hinter einem dunkeln Vorhang blickte der Sultan hervor und feuerte die Sclaven mit drohenden Augen an. Mustafa wurde in Brusa beerdigt und dort auch sein Sohn dem Vater ins Grab nachgesandt. Die Janitscharen geriethen bei der Kunde von der Hinrichtung des hochherzigen auch als Dichter gefeierten Fürstensohnes in Wuth und konnten nur mühsam durch die Absetzung Rustems beschwichtigt werden. Noch lange beklagte die mohammedanische Poesie in rührenden Elegien das tragische Ende des Prinzen, und Jahja's Trauergedicht ging von Hand zu Hand.

Selim und Bajesid. Roxolane starb fünf Jahre nachher und wurde in der Suleimanije, dem glänzendsten Bauwerk des Großherrn in der Mitte der Hauptstadt beigesetzt. Sie konnte sich noch des Triumphes erfreuen, daß ihr Sohn Selim, den der verworfene portugiesische Jude Juan Miquez zur Schwelgerei und Wollust erzogen, zum Nachfolger Suleimans auf dem Herrscherthron bestimmt ward. Drei Jahre nach ihrem Tode (1561), als das Alter und die zunehmende Kränklichkeit des Großherrn eine baldige Erledigung des Thrones erwarten ließen, fiel ihr zweiter Sohn Bajesid, leutseliger und beliebter als Selim, den Hofränken und dem türkischen Herkommen im Herrscherhaus zum Opfer. Aus Neid auf Rustem, der nach zwei Jahren wieder in seiner Würde als Großwessir hergestellt worden, suchte Lala Mustafa, der Vertraute Selims, zwischen den Brüdern Streit und Eifersucht zu erzeugen. Es kam zum offenen Krieg. Bajesid, bei Koniah geschlagen, flüchtete sich mit seinen Söhnen und Getreuen zu dem Schah von Persien, wo er Schutz und Aufnahme fand. Aber nur zu bald gelang es türkischen Intriguen, den Schützling am persischen Hof in Verdacht zu bringen. Aus Furcht vor Nachstellungen und vor dem Zorne Selims und Suleimans, gab der Schah zu, daß Bajesid und seine vier Söhne in den Kerker geworfen und dort erwürgt wurden. So gelangte nun nach der Katastrophe vor Sigeth Selim, der zweite dieses Namens, zur Herrschaft über das mächtige Osmanenreich.

Suleimans Charakter u. Persönlichkeit. Mit dem Namen Suleimans verband sich bei den späteren Geschlechtern der Begriff der höchsten Macht und Größe des Osmanenreichs, mit dem Nachfolger beginnt Sinken und Fall. Wie viele Schattenseiten immer an Suleimans

Charakter hafteten, wie viele zerstörte Städte und verwüstete Länder, wie viele geknechtete Völker Zeugniß gaben von der schrecklichen Gewaltherrschaft, die er der Menschheit auflegte, von dem eisernen Fußtritt, mit dem er über die Welt einherschritt; schon die Beinamen, welche ihm die Geschichtschreiber beilegten, beweisen die Vielseitigkeit seiner Natur und seiner Eigenschaften. Sie bezeichneten ihn bald als Eroberer und Gesetzgeber, bald als den Mächtigen und Prächtigen, bald Alles umfassend als den Großen. Die letzte Benennung will Hammer nur in so weit gelten lassen, als sie dem Herrscher Suleiman, nicht aber dem Menschen zugetheilt werde. Denn wie sehr man immer einen Monarchen bewundern mag, der dreizehn Feldzüge in eigener Person vollführte, der seinen Befehlen in Bagdad und Ofen, in Gran und Algier Gehorsam verschaffte, der die griechische Welt im ionischen und ägäischen Meer unter sein Scepter beugte, der seine Hauptstadt und die Provinzen mit Moscheen und Prachtwerken schmückte, der ein Gesetzbuch, „Multeka", verfassen ließ, das den kriegerischen Geist athmet, durch den das Osmanenreich so mächtig geworden war, der allen Zweigen der Staatsverwaltung seine gesetzgeberische Fürsorge zuwandte und auch durch wissenschaftliche Anstalten die Cultur seines Reiches und seiner Völker zu heben bedacht war; als Mensch hat er seinen Namen durch viele Flecken entstellt. Vor dem Gifthauche seines Argwohns, vor der Gewalt seiner Leidenschaft schützten keine Verdienste, keine Verwandtschaft. Söhne und Enkel wurden von dem harten Vater der türkischen Staatsmaxime und Familienpraxis zum Opfer gebracht, und wie viele andere hervorragende Häupter wurden durch Hofränke, durch boshafte Intriguen und Verleumdungen gefällt! Gegen Ungläubige kannte er keine Gnade, kein Erbarmen. Vielleicht war es die Erinnerung an so manches vergossene Blut, was in den letzten Jahren den Gewaltherrscher so düster und schwermüthig erscheinen ließ. Wie sein Rivale Karl V. wandte auch Suleiman sich mehr und mehr dem Religiösen zu; in der strengen Erfüllung der Gebote des Koran suchte er Ruhe und Zufriedenheit für seine Seele; und als die abnehmende Körperkraft und die häufig eintretenden Gichtanfälle das Jagen in den Gärten Anatoliens und in den Parks von Adrianopel, dem er so sehr ergeben war, nicht mehr gestatteten, dichtete er Hymnen zum Lobe des Allmächtigen voll Demuth und Selbsterniedrigung. Man rühmte seine Gerechtigkeitsliebe und sein gegebenes Wort war ihm stets heilig.

Elf Jahre vor seinem Tode machte Ferdinands Gesandter Busbek, als er in Amasia zur Audienz gelassen wurde, folgende Schilderung von dem mächtigen Sultan Suleiman: „Auf seiner keineswegs heitern Stirn ruht die Strenge der Majestät. Er befindet sich schon in vorgerücktem Alter; die Würde seines Antlitzes und die ganze Haltung seines Körpers ist der Größe eines solchen Reiches würdig. Er hat sich immer der Mäßigkeit befleißigt; selbst in der Jugend war er weder dem Weine ergeben, noch pflegte er unnatürlicher Liebe, welche der vorzüglichste Genuß der Türken ist. Seine Religion und ihre Gebräuche beobachtet er auf das Strengste, und ihre Ausbreitung liegt ihm eben so sehr am Herzen, wie die seiner Herrschaft. Für sein Alter (er naht

sich schon dem sechzigsten Jahre) genießt er einer ziemlich guten Gesundheit, nur verräth der Mangel an Farbe irgend ein verborgenes Uebel; allein diesen Mangel sucht er durch Purpurschminke auf den Wangen zu ersetzen, so oft er Gesandte mit der Meinung entlassen will, daß er einer vorzüglichen Gesundheit genieße; denn er glaubt, daß ihn dann auswärtige Fürsten als stark und kräftig um so mehr fürchten." Suleiman war ganz ein Haupt für den Osmanischen Kriegsstaat. „Wie seine hohe Gestalt, seine männliche Gesichtsbildung, unter einer breiten Stirn große schwarze Augen, einen kriegsmännischen Eindruck hervorbrachten: so zeigte er alle die Lebhaftigkeit, alle die Freigebigkeit und Gerechtigkeit, die einen Herrscher beliebt und gefürchtet machen."

3. Reich und Pforte unter Selim II. und Murad III.

Selim II. 1566—1574. Wie verschieden war der neue Herrscher von seinem Vorgänger: Von den kriegerischen und männlichen Eigenschaften, durch welche Suleiman und seine Vorgänger hervorragten, zeigten sich bei Sultan Selim nur wenige Spuren. Er zog den Umgang mit Eunuchen und Frauen und die Ruhe und Weichlichkeit des Harem dem Lagerleben, dem Kriegsruhm und Thatenglanz seines Vaters vor und verbrachte seine Tage in sinnlichen Genüssen, in Trunkenheit und Trägheit, unbekümmert um die Kriegsthaten, die von seinen Feldherren ausgeführt wurden. Er wußte, daß die Janitscharen und Heerführer ihm wenig hold waren; hatte er doch eine Empörung derselben kurz nach seiner Thronbesteigung nur durch große Geldgeschenke zu unterdrücken vermocht. Seitdem wurden solche Donative bei jedem Thronwechsel herrschend, wie einst bei den römischen Imperatoren, zum großen Nachtheil der militärischen Disciplin und Mannszucht. „Wer den Sultan Selim sah, sagt Ranke, sein vom Cyperwein entflammtes Gesicht, seine durch faulen Genuß allzu dick gewordene kleine Gestalt, erwartete weder einen Kriegsmann, noch einen Feldobersten in ihm; in der That machte ihn Natur und Gewöhnung ungeschickt, das Oberhaupt, das ist das Leben und die Seele jenes Kriegsstaates zu sein." Um von dem Heere weniger abhängig zu sein, verlängerte er sofort mit Kaiser Maximilian II. den Friedensstand in Ungarn auf Grund des Bestehenden, wofür alljährlich ein „Ehrengeschenk" von 30,000 ungarischen Ducaten durch besondere Abgeordnete der Pforte überbracht werden sollte. Die Scheinherrschaft des Woiwoden Johann Sigismund wurde von beiden Großmächten anerkannt und als bei dessen Tod (1571) die siebenbürgischen Stände den Stephan Bathori von Semlin zum Nachfolger erwählten, dauerte dasselbe Verhältniß fort. So geschah es, daß Ungarn und das nördliche Europa längere Zeit von türkischen Kriegszügen verschont blieben.

Die Kriege unter Selim. Desto heftiger entbrannte der Krieg zur See und in den südlichen Theilen
Jemen. des Reichs. Zuerst wurde Jemen, die Geburtsstätte des Islam, die sich der Osmanenherrschaft entzogen und einheimische Fürsten als Oberherren eingesetzt
1569. 70. hatte, durch Sinanpascha in einem zweijährigen Feldzug wieder unterworfen und nach Eroberung der Städte Taaf, Ssanaa und der reichen wegen ihrer gesunden

Luft und hohen Fruchtbarkeit berühmten Stadt und Landschaft Kewkeban die Majestätsrechte, insbesondere Münze und Kanzelgebet dem Sultan Selim zurückgegeben. Dann wurde in einem drohenden Schreiben von den Venetianern Cypern. die Abtretung der Insel Cypern verlangt, deren Wein der Sultan so sehr liebte. Denn noch immer erfreute sich das alte christliche Königreich, wenn auch längst der Pforte zinspflichtig, einer eigenen Verwaltung. Als die Signorie die ungerechte Forderung unwillig zurückwies, wurde der Markusrepublik der Krieg erklärt und sogleich mit einer Landung auf der Insel eröffnet. Auf einer von Frühjahr 1570. dem Kapudan-Pascha Piali befehligten Flotte von dreihundertsechzig Schiffen segelte Lala Mustafa, Selims Günstling, der den Untergang Bajesids herbeigeführt und neben dem habgierigen Don Miquez, des Sultans Erzieher, den Krieg hauptsächlich betrieben hatte, mit einem Heere von 50,000 Mann und 2000 Pferden nach der Insel hinüber und bewerkstelligte ohne Schwierigkeit die Landung. Die geringe Besatzungsmannschaft der Venetianer zog sich in die befestigten Orte Nikosia und Famagusta, Hülfe aus der Heimath erwartend. Sie mußten lange harren. Denn wie eifrig auch die Signorie, die den Krieg gegen die Osmanische Uebermacht nicht allein auf sich zu nehmen wagte, eine neue Liga unter den christlichen Mächten zu Stande zu bringen suchte; es vergingen viele kostbare Monate, ehe der glaubenseifrige Papst Pius V., der den Kampf der Christenheit gegen die Ungläubigen als die wichtigste Aufgabe seines Pontificats ansah, und der König von Spanien sich zu einem Kriegsbund mit der Republik vereinigten. Frankreich verweigerte seinen Beitritt und blieb auch diesmal der seit Franz I. befolgten Politik treu. König Karl IX. hatte erst kürzlich den alten Friedens- und Handelsvertrag mit der Pforte erneuert und war nicht gewillt, die dadurch erzielten Vortheile preiszugeben. Er begnügte sich seine guten Dienste zur Erlangung eines friedlichen Abkommens anzubieten. So geschah es, daß ehe noch das vereinigte Geschwader unter dem Oberbefehl des spanischen Admirals Juan Andrea Doria die Insel erreichte, die eine der belagerten Festungen, die zwischen Bergen gelegene Stadt Nicosia, in die Gewalt 9. Sept. 1570. der Türken fiel und ihren heldenmüthigen siebenwöchigen Widerstand mit einem entsetzlichen Blutbad büßen mußte. Gegen 20,000 Menschen sollen unter den Gräueln der Erstürmung, des Plünderns und Mordens ihr Leben verloren haben. Länger dauerte der Widerstand der Hauptfestung Famagusta. Sechs Stürme schlug die kleine nur 7000 Mann starke Besatzung unter dem tapfern Befehlshaber Marco Antonio Bragadino zurück. Erst als im nächsten Frühjahr Verstärkung aus Konstantinopel eintraf und der Mannschaft das Pulver aus- 1571. ging, ließ sich Bragadino in Unterhandlungen ein. Mustafa Pascha unterzeichnete eine Capitulation, welche der Besatzung freien Abzug mit Hab und Gut zugestand. Kaum aber waren die Osmanen im Besitze der Stadt, so wurden die unmenschlichsten Gräuel begangen. Ohne Rücksicht auf sein gegebenes Wort ließ Mustafa den heldenmüthigen Vertheidiger Bragadino schinden und viertheilen

und gestattete seinen Soldaten Plünderung und Mord. Das Schicksal der eroberten Stadt Famagusta war ein Akt der blutgierigsten und treulosesten Barbarei, wie sie selbst in den mit so vielen Gräuelscenen angefüllten Annalen der Osmanischen Geschichte kaum ihres Gleichen hatte; ein die Menschheit entehrender Schandfleck für alle Zeiten.

Ruhmvoller Krieg und ehrloser Friede.

So fiel das Kleinod der Christen seit den Zeiten der Kreuzzüge in die Gewalt der Türken, ohne daß die spanisch-italienische Armada namhafte Anstrengungen zur Rettung gemacht hätte. Allein die allgemeine Entrüstung über die Frevel und Schändlichkeiten auf dem cyprischen Eilande war mächtig genug, die abendländische Christenheit noch einmal zu einer kriegerischen Großthat aufzustacheln. Der heilige Bund gegen die treulosen Feinde im Osten wurde fester geknüpft. Der Papst, der König von Spanien und die Markusrepublik verpflichteten sich zu einer Streitmacht von 50,000 Mann zu Fuß und 4500 Reitern, die auf 200 Galeeren und 100 kleineren Schiffen sich im Hafen von Otranto sammeln sollte. Die Frucht dieser Anstrengung war der Sieg von Lepanto, die herrlichste Großthat des christlichen Abendlandes in den langen Türkenkriegen, unter einem jugendlichen Anführer, der die lähmenden Wirkungen der Eifersucht, der Zwietracht, der selbstsüchtigen Politik durch den Ungestüm einer aufrichtigen Begeisterung für Religion und Gesittung zerriß. Wir haben dieses Ehrenkampfes, an welchem Frankreich wiederum keinen Antheil hatte, in dem Abschnitt über Don Juan d'Austria gedacht. Die denkwürdige Seeschlacht gab den Beweis, daß vereinte Kraft und fester Wille auch den Erbfeind der Christen zu überwältigen im Stande sei. Aber diese einträchtige Willenskraft und Energie fehlte dem christlichen Abendlande. Der herrliche Sieg brachte nur Ehre aber keine Vortheile. Wir haben gesehen, wie sehr die hochfliegenden Pläne Don Juans geknickt wurden. Die Pforte erholte sich wieder von dem erlittenen Schlag und die Liga trennte sich in Zwietracht. So folgte denn auf einen ruhmvollen Krieg der ehrlose venetianische Friede unter Vermittelung der französischen Regierung. Die Marcusrepublik trat die Insel Cypern, die werthvollste Errungenschaft aus den großen Zeiten der Väter, für immer an die Pforte ab und verpflichtete sich noch überdies zu einer Kriegsentschädigung von 300,000 Ducaten, zahlbar in drei Jahresfristen und zu einem jährlichen Tribut von 1000 Ducaten für den fortdauernden Besitz von Zante. Im nächsten Jahr wurde auch Tunis von einer türkischen Armada unter Uludschali und dem Seraskier Sinan-Pascha zurückerobert. Die spanisch-italienische Besatzung unter Don Gabrio Zerbelloni leistete den heldenmüthigsten Widerstand; vier Stürme wurden zurückgeschlagen. Dennoch erlag sie der Uebermacht; 7000 Leichen waren unter den Trümmern von Goletta begraben; 2000 Gefangene wurden auf den Sclavenmarkt geführt.

(Marginal note beside "ruhmvollen Krieg": 7. März 1573.)

Der Wesir Mohammed Sokolli.

Bald nachher ging Sultan Selim II. aus der Welt. Ein Fieberanfall, den er sich durch einen Weinrausch zugezogen, machte seinem wenig rühmlichen Leben

ein frühes Ende. Seine Regierung kann als ein Grenzstein in der Geschichte der Osmanen betrachtet werden. Der Verfall wäre noch rascher erfolgt, hätte nicht der Groß-Wessir Mohammed Sokolli, der als bosnischer Sclave in das Serai gekommen und durch seine Talente und seine Klugheit sich schon unter Suleiman zu der höchsten Würde emporgeschwungen hatte, die Staatsgeschäfte im Geiste des Vorgängers geführt. Von ihm sagte der venetianische Bailo in Konstantinopel, „er sei das einzige Ohr gewesen, um zu hören, und der einzige Kopf, um zu entscheiden". 12. Decbr. 1574.

Durch die Umsicht und Klugheit, womit der Wessir nach dem Tode Suleimans unter den Mauern von Sigeth den aufrührerischen Geist der Janitscharen niedergehalten, hatte er dem unbeliebten Sohn die Herrschaft gesichert und dessen Gunst gewonnen, die er trotz aller Intriguen Piali's und Mustafa's während der ganzen Regierung Selims zu bewahren wußte. Aus den Berichten italienischer Zeitgenossen erhalten wir ein Bild von der Größe und Macht des Mannes, von der Gewandtheit und Thätigkeit seines Geistes, von den trefflichen Eigenschaften seines Charakters. „Bei ihm wurden alle Bitten, Vorstellungen, Beschwerden angebracht; er verfügte über alle Stellen, Aemter und Ehren, ihm stand als höchster und letzter Instanz in allen Fällen der Civil- und Criminaljustiz von einiger Wichtigkeit das endliche Urtheil zu, seine Aussprüche waren fest und unwiderruflich, sie entschieden über das Wohl und Wehe von Tausenden, und endlich verkehrte auch er allein mit den Gesandten fremder Mächte, er empfing sie, unterhandelte mit ihnen und ertheilte ihnen die erforderlichen Bescheide". „Seiner hohen wohlgebildeten Gestalt", sagt ein anderer, „gab der edle, männliche und zugleich einnehmende Ausdruck seines schönen, mit langem Barte geschmückten Kopfes etwas von jener imponirenden Würde, die selbst an Majestät grenzte." Daß ein solcher Mann sich bei dem launenhaften, despotischen Sultan Selim in ungeschwächter Gnade erhielt, war ein großes Wunder. War auch seine Verwaltung nicht ohne manche Flecken und Schattenseiten, wie denn namentlich die ehrlose Sitte der Käuflichkeit und Bestechung durch ihn immer mehr aufkam, so war sie doch, im Vergleich zu so vielen späteren Mißständen, ein Glück für das Reich. In seiner Hand war das Groß-Wessirat das erhaltende Element des Osmanischen Staatsorganismus. Neben ihm waren die sechs anderen Wessire, „die Wessire der Kuppel", nur untergeordnete Räthe im Divan.

Mohammed Sokolli stand bei dem Tode Selims II. noch auf seiner hohen Stelle und bewirkte durch seine Klugheit, daß der Thronwechsel ohne Störung sich vollzog. Wie einst vor Sigeth, verheimlichte er das wichtige Ereigniß, bis Selims Erstgeborner, Murad, aus seiner Statthalterschaft zu Magnesia nach Konstantinopel berufen werden konnte. Er war der Erste, der in den Gärten des Serai vor dem neuen Gebieter die Knie beugte und ihn als Herrscher des Reichs anerkannte. Die erste Regierungshandlung des dritten Murad war eine Blutthat. Im Harem seines Vaters lebten fünf junge Söhne, alle nicht über acht Jahre alt. Diese wurden sofort auf Befehl des Bruders ermordet und im Vorhofe der Aja Sofia neben dem Grabe Selims bestattet. Eine italienische Erzählung, wonach Murad die jungen Prinzen habe verschonen wollen, aber durch den Mufti auf die Nothwendigkeit ihrer Beseitigung nach der Staatspraxis des Murad III. 1574—1595.

Serai hingewiesen worden sei, verdient wenig Glauben. Den guten Willen der Sipahi und Janitscharen erkaufte man mit Geldgeschenken und Solderhöhungen.

Das erste Auftreten des Sultans. Als Murad III. in einem Alter von achtundzwanzig Jahren den Thron der Osmanen bestieg, erwartete die Welt eine Periode des Ruhmes wie unter Suleiman. „Obgleich mehr eine weichliche Natur, die, zur Melancholie und Schwärmerei geneigt, ihre Befriedigung vorzüglich in den ruhigen Beschäftigungen mit heiliger Wissenschaft, Poesie und beschaulichem Leben suchte, stand Murad doch in dem Rufe, daß ihm auch der männliche Sinn nicht fehle, welcher seine Lust an Kriegsruhm und Waffenthaten habe." Als er sich einst die Geschichte seiner Vorfahren vorlesen ließ, fragte er die Umstehenden, welcher von den Kriegen derselben ihnen der schwerste scheine. Sie antworteten: „Ohne Zweifel der persische". Er versetzte: „Eben den will ich unternehmen". Und schon nach zwei Jahren begann er wirklich einen Krieg, der vierzehn Jahre dauerte und durch seine Wechselfälle, durch seine Siege und Niederlagen, durch die Verluste an Menschenleben wie durch die unermeßlichen Kosten die Aussage der Höflinge bestätigte.

Der Perserkrieg. 1576. 1577. Die Verwirrung im persischen Reich und Königshaus, als in Folge einer Palastrevolution der alte Schah Tamasb ins Grab gestürzt wurde, von seinen elf Söhnen zehn dem Verhängniß eines gewaltsamen Todes erlagen und der schwache Mohammed Chodabende den väterlichen Thron erlangte, erweckte in Konstantinopel die Meinung, jetzt sei der günstige Zeitpunkt gekommen, um den verhaßten Feind, welcher der Ausbreitung und Befestigung der Osmanenmacht im Osten so viele Hindernisse in den Weg legte, mit dem die Venetianer und andere Staaten des Abendlandes Verbindungen unterhielten, auf den die Unterthanen des schiitischen Glaubens im Osmanenreich insgeheim ihre Hoffnungen und Sympathien richteten, für immer zu schwächen und unschädlich zu machen. Die Thaten der Heere, der Sieg Mustafa-Pascha's über die Perser bei Tschildir, die Unterwerfung Georgiens, das in vier Statthalterschaften von Schirwan, Tiflis, Gurdschistan und Suchum getheilt, osmanische Verfassung erhielt, das kühne Gefecht am Kanak, wo 10,000 Osmanen beim Schneiden des Korns überfallen und waffenlos niedergemacht worden waren, und der Uebergang über diesen Strom gaben Zeugniß, daß der Kriegsmuth, die Tapferkeit und der Waffenruhm von ehedem noch nicht erloschen waren; allein es war nicht mehr der Sultan selbst, der an der Spitze der Sipahi und Janitscharen ins Feld zog, sondern seine Befehlshaber.

Murads Lebensweise. Denn Murad III. entartete schnell; von den guten Erwartungen, die man Anfangs gehegt, gingen keine in Erfüllung; noch mehr als der Vater gab er sich einem trägen Genußleben hin; selbst die Jagd wurde ihm zu beschwerlich. In grübelndes Hinbrüten und melancholisches Schweigen vertieft, brachte er seine Tage in den inneren Gemächern seines Palastes zu, umgeben von Tänzern und Tonkünstlern, von Stummen, Zwergen und Verschnittenen, an die er in der Kurzweil des Harems seine Gunst und seine Schätze verschwendete, oder er unterhielt sich mit Sterndeutern und Traumauslegern und versenkte sich in Mystik und Aberglauben. Hatte er Anfangs sich mit Staatsgeschäften befaßt, für Recht und Gericht Sorge getragen und für öffentliche Angelegenheiten Sinn

und Interesse gezeigt; so gab er sich mehr und mehr den beiden Trieben hin, welche zuletzt gänzlich die Herrschaft über ihn erlangten, dem Hang für Weiber und für Gold. Den Genüssen des Harem fröhnte er in solchem Uebermaß, daß seine Kräfte erschöpft wurden und er zuletzt an der fallenden Sucht zu leiden begann, und von seiner Liebe zum Gold, die er von dem Vater geerbt, erzählte man sich fabelhafte Züge. Hatte Selim seine Freude daran gefunden, alle Goldmünzen, welche aus den Einkünften des Reiches in seinen Schatz geflossen, in große Kugeln umschmelzen und diese in unterirdische Behälter gerollt, von Stummen bewachen zu lassen; so sagte man Murad nach, er habe in seinem Schlafgemach eine tiefe viereckige mit Marmor ausgelegte Grube erbaut, in welche er die Millionen von Zechinen und Sultaninen geworfen, die früher in der Schatzkammer der sieben Thürme aufbewahrt worden. Selbst von alten Kunstwerken habe er die goldenen Zierrathen abschlagen und zu Münzen prägen lassen. Wie viel an solchen Angaben der Sage und Volksphantasie angehören mag, so ist doch nicht zu leugnen, daß dieser Hang des Herrschers für das Reich sehr verderblich ward, daß durch Tribut, Geschenke und Bestechung bei der Pforte Alles zu erreichen war, und daß die Aemter und Richterstellen käuflich wurden. Wie sollte ein Staat, der auf die Macht des Säbels gegründet, nur im Kriege seine Existenz hatte, unter einem solchen Herrscher die bisherige Uebermacht behaupten?

Der persische Krieg entsprach in seinen Resultaten keineswegs den unermeßlichen Opfern an Menschen und Geld, an Anstrengungen, Verlusten und Leiden. Wurden die Perser geschlagen, so zogen sie in die Gebirge, wo sie unbezwingbar, oder nach dem innern Iran zurück, wo sie unerreichbar blieben; das Land hinter sich aber verwüsteten sie, um dem Feinde das Nachrücken unmöglich zu machen und ihn durch Hunger aufzureiben. In Konstantinopel schrieb man den geringen Fortgang der türkischen Waffen der Unfähigkeit oder dem bösen Willen der Heerführer zu und entfernte einen um den andern. Mustafa-Pascha, der Georgien erobert und die Festung Kars angelegt, wurde, als seine späteren Unternehmungen fehlschlugen, abberufen und durch Sinan-Pascha ersetzt. Als dieser sich erkühnte, dem Sultan den Vorschlag zu machen, selbst die Führung zu übernehmen, da ein Schah nur von einem Schah besiegt werden könne, wurde er verbannt und Ferhad-Pascha, der Begler-Beg von Rumili mit dem Oberbefehl betraut. Dieser legte durch die Befestigung von Erivan und andern Städten den Grund zu der Kette von Zwingburgen, welche fortan die Grenzen des asiatisch-osmanischen Reiches sicherten und Georgien für immer an die Türkei fesselten. Zugleich drang Osman-Pascha durch den Felsenpaß von Derbend am Kaspischen Meer in Daghistan ein, schlug die Perser in einer berühmten, noch in der Dunkelheit bei Fackelschein fortgesetzten Schlacht, die „Fackelschlacht" genannt, und setzte über das unterworfene Land einen osmanischen Statthalter. Darauf zog er aus den Winterquartieren von Kaffa gegen den Tataren-Chan in der Krim, der dem Sultan die schuldige Heeresfolge verweigert, trieb den Häuptling in die Flucht und beförderte die Erhebung Ismails zu der Würde eines Chans, der dann die Oberherrschaft der Pforte wieder anerkannte. Nun wich aber das Glück auch von Osmans Fahnen. Auf einem Zuge gen Tebris rafften Schwert und Hunger einen großen Theil seines Heeres dahin; und als die Stadt endlich erreicht und

Randnotizen: Fortgang u. Ende des Perserkriegs. 1578–1590. — 1579. — 1582. — 9. Mai 1583. — 1584. — 1585.

wieder eingenommen ward, schändeten sich die durch Entbehrungen und Mühen demoralisirten Soldaten durch entsetzliche Gräuel. Bald erfochten die Perser wieder neue Siege bei Schenb-Gasan; der Kummer darüber verschlimmerte die Krankheit Osmans und stürzte ihn ins Grab. Wären nicht die Perser durch die gleichzeitigen Kämpfe wider die Turkmanen und die fortdauernden Zerrüttungen im eigenen Herrscherhaus in ihrer kriegerischen Thätigkeit gegen die Türken gelähmt worden, so wäre diesen die Behauptung der festen Orte Tebris, Wan, Tiflis und Erivan kaum möglich
Juni 1587. gewesen. Noch geringeren Fortgang hatten die Waffen der Osmanen, als im Juni 1587 der schwache Schah Mohammed Chodabende von der Regierung zurücktrat, und sein kraftvoller Sohn Abbas, der in der Folge den Namen des Großen erhielt, „leutselig und guter Dinge, lebhaft, tapfer im Feld und siegreich", die Zügel der Herrschaft
1588. ergriff. Noch einmal fesselte im nächsten Jahr Ferhad-Pascha in einer mörderischen dreitägigen Schlacht unweit Bagdad den Sieg an seine Fahnen; aber schon wurden in Konstantinopel Unterhandlungen über einen Frieden geführt, der beiden Staaten gleich nothwendig war. Die Osmanen wünschten die Beendigung eines Krieges, welcher Jahr aus Jahr ein unermeßliche Geldsummen und Menschenopfer forderte und ganze Gegenden in Wüsteneien verwandelte, und Schah Abbas sehnte sich seine Waffen nach Osten zu tragen, wo die Usbegen sich Herats bemächtigt hatten und weiter vordringend ihren Stammeshaß durch die unbarmherzigste Vernichtung der ganzen persischen Bevölkerung zu erkennen gaben.

Friedensschluß. 1590. So kam denn im Frühjahr 1590 ein Friede zu Stande, welcher den Osmanen den Fortbesitz von Tebris sammt dem dazu gehörigen Gebiete der Provinz Aserbeidjan so wie Georgien und einige andere Grenzlandschaften gewährte. Allein die Erwerbung dieser entlegenen, verwüsteten und menschenleeren Territorien, deren Behauptung eben so schwierig war, wie ihre Eroberung, stand in keinem Verhältniß zu den Einbußen, welche der vierzehnjährige Krieg dem Os-
Schah Abbas 1585–1620. manischen Reich gebracht. Persien erholte sich unter der langen glorreichen Regierung des Schah Abbas von den erlittenen Niederlagen und Wunden, eroberte die verlornen Landschaften wieder und reichte den abendländischen Mächten die Hand. Nun konnte die christliche Welt ohne jenen steten Kampf auf Leben und Tod um Freiheit und Knechtschaft ruhiger wohnen. Unter Murad und seinen Nachfolgern hatte das Abendland von dem kriegerischen Ungestüm der Osmanen wenig mehr zu leiden. Wie einst zur Zeit der römischen Kaisermacht bildeten Perser und Deutsche den Grenzwall, über welchen der Eroberer seinen Fuß nicht setzen sollte.

Murads III. Ausgang. Sultan Murad regierte nach dem Frieden mit Persien noch fünf Jahre; aber seine Schlaffheit und geistige Stumpfheit machten ihn immer unfähiger für das Herrscheramt, zu dem ihn das Schicksal berufen. Sein Tagesgeschäft war die Abhaltung einer Audienz, bei welcher er die Geschenke der Gesandten und Bittenden in Empfang nahm, mit seinen matten traurigen Augen die Vorübergehenden schweigsam betrachtend und mit dem Haupte ihnen zunickend. „War dies vollbracht", heißt es in den Berichten über ihn, „so ging er wieder nach seinen Gärten, wo in tief verborgenen Stellen seine Weiber vor ihm spielten, tanzten und sangen, oder seine Zwerge und Schalksnarren ihn belustigten, oder seine

Stummen, selbst ungelenk, auf ungelenken Pferden lächerliche Wettkämpfe mit ihm hielten, in denen er bald auf die Pferde, bald auf die Menschen schlug, oder wo gewisse Juden lascive Komödien vor ihm aufführten".

Wenn unter einem solchen Haupte die Kriege in Ungarn, in den österreichischen Alpenländern, im Mittelmeer und auf den Küsten und Inseln immer noch mit wechselndem Erfolge fortgeführt, wenn bald auch noch gegen Polen und Russen Waffengänge unternommen werden konnten und im Innern die Verwaltung ohne große Störungen und Umwälzungen in der überlieferten Weise ihren Fortgang hatte, so war dies nur der kriegerischen Gewöhnung der Nation und dem festen Organismus der Beamtenhierarchie und der Staatsinstitute zuzuschreiben. Wir werden in der Geschichte der europäischen Staaten des Westens und Nordens noch Gelegenheit finden, der kriegerischen und politischen Verwickelungen zwischen dem Osmanenreich und dem Abendlande zu gedenken: in dem inneren Staatsleben der Türkei ging es in der alten Art fort, nur daß die Organe, auf denen der militärische Despotismus aufgebaut war, welche den Staatskörper in Bewegung und Aktion halten sollten, mehr und mehr erstarrten und erschlafften, daß Intriguen und Hofkabalen die oberen Beamten- und Heerführerstellen umlauerten und Erhöhung und Sturz oft in raschem Wechsel auf einander folgten, daß mit dem zunehmenden Luxus in den häuslichen Einrichtungen, mit dem Aufwand der Großen, dem Durst nach Reichthum, Pracht und Sinnengenuß Habsucht, Käuflichkeit und Bestechung immer schamloser hervortraten, daß unter dem Steuerdruck, den Erpressungen, der Raubsucht und Habgier osmanischer Vögte, Richter, Amtleute und Krieger die unterworfenen und tributpflichtigen Länder und Provinzen in Verfall geriethen, die Einwohner verarmten und verwilderten. (Innere Zustände.)

Als der Groß-Wessir Mohammed Sokolli, welcher sich durch Klugheit und Vorsicht unter drei Regierungen in seinem Amte und in seinem unermeßlichen Reichthum zu halten wußte, von dessen Sorgfalt und Thätigkeit zahlreiche Bauwerke, Moscheen, Bäder und Wasserleitungen, Brücken und Dämme und vor Allem große Karavansereien zur Beherbergung und Unterhaltung der Reisenden Zeugniß gaben, von einem über die Kürzung seines Lebens beleidigten Bosnier, der sich als Derwisch verkleidet mit einer Bittschrift in sein Haus geschlichen, ermordet wurde, ging das hohe Amt in raschem Wechsel von Hand zu Hand. Zum zweiten Nachfolger Mohammeds war jener Mustafa bestimmt, dessen treulose Grausamkeit wir bei der Eroberung von Cypern kennen gelernt haben, ein siebenzigjähriger Greis von abschreckendem Ansehen aber von feinen Manieren und einschmeichelndem Wesen. Noch war jedoch das Reichssiegel nicht in seinen Händen, als der ehrgeizige übermüthige Albaneser Sinan Pascha, zu der Stelle befördert ward. Aus Verdruß über die getäuschte Hoffnung starb Mustafa vor Gram oder an Selbstvergiftung. Aber auch Sinan erfreute sich der Ehre nicht lange; wir wissen, daß er auf dem persischen Feldzug in Ungnade fiel. Sein Nachfolger war Sciaus-Pascha, den einst eine Türkenschaar aus Kroatien als gefangenen Sclaven weggeführt, „wohlgebildet, angenehm, gütig, höflich, geschickt". Nach seiner kurzen Amtsführung trat ein so schneller Wechsel in der höchsten Reichswürde ein, „daß man ein Ceremoniel für die Absetzung eines Wessirs entstehen sah". Die Ursache lag zum Theil (Rascher Wechsel der Wessire. Mohammed † 1579. Mustafa. Sinan Pascha. Sciaus Pascha.)

in Murads Launenhaftigkeit und Mißtrauen, theils in dessen Geldgier, da für die Stelle hohe Summen bezahlt werden mußten. Während seiner zwanzigjährigen Regierung hat er den Großwessir elfmal gewechselt.

4. Das Osmanenreich im Sinken.

Mohammed III. 1595—1603. Unter Murads Sohn Mohammed III., dessen Regierungsantritt nach der bereits zur Staatspraxis gewordenen despotischen Politik mit der Ermordung Jan. 1593. von neunzehn Brüdern durch die Stummen des Serai eingeweiht wurde, trat keine Aenderung zum Bessern ein. Ferhad-Pascha, der Großwessir, wurde nach einigen Monaten gestürzt und hingerichtet; der Urheber seines Falles, Sinan, der fünfmal diese Würde bekleidet und verloren hatte, folgte ihm im nächsten Jahre ins Grab. An die Janitscharen wurden 660,000 Ducaten bezahlt und dennoch entstand unter den Sipahi ein Aufruhr. Nur insofern unterschied sich die achtjährige Regierung Mohammeds III. von der seines Vaters, daß er wieder selbst ins Feld zog. In seiner Gegenwart trugen die Türken den großen 1596. Sieg über die Kaiserlichen bei Kereztes in Ungarn davon, der Anfang neuer blutiger Kämpfe in dem zertretenen und zerrissenen Magyarenreich.

Beginnende Seraiherrschaft. Unter Mohammed, über den seine Mutter, die Sultanin Walide, fortwährend große Gewalt ausübte, und unter seinem Sohne Ahmed, der mit vierzehn 22. Decb. 1603. Jahren dem rasch aus dem Leben geschiedenen Vater auf dem Throne nachfolgte, Ahmed 1603—1617. machte sich in höherem Grade als zuvor der geheime Einfluß des Harem, der Frauen und Eunuchen, auf die Staatsgeschäfte und den Gang der Regierung und Politik bei der Pforte bemerkbar. Wie unwürdig und schmachvoll immer ein solches Regiment von Weibern und Günstlingen des Serai erscheinen mag, bei der Unfähigkeit der Sultane, bei dem ewigen Wechsel in den hohen Würden und Aemtern war es für das Osmanenreich ein Vortheil, daß wenigstens von einer Seite einige Selbständigkeit und Stetigkeit in der Politik und Staatsverwaltung gewahrt wurde. Wie unter Murad der Kapu Agasi, Oberhofmeister und Haupt der weißen Verschnittenen, der Wächter des Thores der Glückseligkeit, wie man ihn nannte, durch schmeichelnde Hofkünste, durch Dienstfertigkeit und Geschenke sich die Gunst des Großherrn zu erhalten wußte und auf die Politik, auf die Regierungsgeschäfte, auf die Anstellungen und Verordnungen entscheidenden Einfluß übte; so unter Mohammed die verwittwete Sultanin Mutter, unter Ahmed eine der Gemahlinnen und vor Allen der Kislar-Aga, das Haupt der schwarzen Verschnittenen, der Vorsteher des eigentlichen Harem. Von ihrer Gunst und Fürsprache hing Alles ab, und diese war nur durch große Geschenke zu erlangen.

„Auf diese Weise bildete sich hinter den Mauern des Harem ein den Wessiren entgegengesetztes Interesse, von dem aus sie selber regiert und vertauscht wurden; nicht ein allgemeines des Reichs, noch auf ein persönliches des Sultans, sondern ein Interesse der Weiber, der Verschnittenen, die nun an die Spitze dieses Kriegsstaats kamen."

Auf die Verhältnisse der christlichen Unterthanen in den eroberten Ländern hatte diese ewige Wandlung im obersten Staatsregiment, die zunehmende Corruption in dem Beamten- und Richterstand, der unersättliche Hang nach Gold und Lebensgenüssen am Hofe und in den Palästen der Vornehmen die nachtheiligsten Folgen. Wenn unter Suleiman der Despotismus in nackter Gewaltthat sich zeigte, die Christenknaben unter die Janitscharen eingereiht, die Mädchen in die Harem und auf die Sclavenmärkte entführt, die Unterthanen mit einer Kopfsteuer belastet wurden, so gesellten sich unter den Nachfolgern zu diesen Uebeln noch die Drangsale richterlicher Willkür, Erpressung der Beamten, Religionsdruck und Tyrannei in jeglicher Gestalt. Zustände in den eroberten Ländern.

Am meisten empfand die griechische Bevölkerung, die noch immer einige Keime der Bildung aus alter Zeit gerettet oder sich angeeignet hatte, die Leiden der Osmanischen Zwingherrschaft. Selbst die vornehmen Geschlechter, die Paläologen und Kantakuzenen in der Hauptstadt, die Mamalen und Nataraden im Peloponnes, die Chrysoloren, Batazіden, Azanäer in den Hafenstädten des schwarzen Meeres, welche durch Servilität, durch sclavisches Eingehen in die Sitten, Trachten und Lebensgewohnheiten der türkischen Ueberwinder sich das Wohlwollen der gebietenden Herren und eine rücksichtsvollere Behandlung zu erwerben beflissen waren, entgingen nicht den Mißhandlungen, den Rechtsverletzungen, den Gewaltthätigkeiten eines barbarischen Despotismus. Lange wußte Michael Kantakuzen durch Dienstfertigkeit und Schmeichelei gegen den Sultan, durch Freigebigkeit gegen den Wessir Mohammed Sokolli dem Neid und der Mißgunst, die seine durch den Salzpacht in Achioli (Anchialos) am schwarzen Meer erworbenen Reichthümer ihm zugezogen, den Stachel zu nehmen; Murad ließ ihn zuletzt doch an der Pforte seines eigenen Palastes aufknüpfen und seine Schätze 1577.
nach dem Serai führen. Noch lange beklagten griechische Volkslieder den Fall des reichen Herrn Michali. Die übrige griechische Bevölkerung sank immer tiefer in Armuth, Elend und Barbarei. Die Sprache entartete mehr und mehr durch die Aufnahme fremder Wörter und Laute; die nationalen Waffentänze im Peloponnes verloren sich, jeder Unterricht verschwand aus dem Volksleben. Mochten auch Einzelne aus den griechischen Stämmen durch die der Nation eigenthümliche Regsamkeit, Gewandtheit und Geistesanlage sich auf der Flotte, im Heere, im Staats- und Hofdienste emporarbeiten, oder durch Glück und Thätigkeit in Handelsgeschäften zu Vermögen gelangen, die Masse des Volkes gerieth unter dem Gifthauch osmanischer Tyrannenherrschaft in die traurigsten Zustände der Gesetzlosigkeit, des staatlichen und sittlichen Verfalls. Nur den Laut der Natur, den Gesang bewahrten die Griechen des Festlandes und der Inseln als theueren Schatz im Busen. Zahlreiche Volkslieder gaben den inneren Gefühlen Ausdruck, bald in elegischen Tönen die Wechselfälle des Lebens beklagend, bald die Empfindungen der Liebe oder die Erscheinungen in der Natur besingend. Eine Annäherung an das herrschende Türkenvolk fand nicht statt; vielmehr vererbte

sich ein nationaler Haß, genährt durch religiöse Antipathie und priesterliche Einwirkung von Geschlecht zu Geschlecht. Wie ein eigenes Staatswesen stand die griechische Welt, standen alle Bekenner der griechisch-christlichen Kirche dem mohammedanischen Osmanenreich feindlich gegenüber, jede Verbindung und Lebensgemeinschaft mit den Moslemen abwehrend, nur dem Patriarchen von Konstantinopel als dem natürlichen und geheiligten Oberhaupte und der streng gegliederten priesterlichen Hierarchie ehrfurchtsvoll gehorchend. Der türkischen Obrigkeit diente man äußerlich, so weit Zwang und Gewalt nöthigt; das innere Leben in Haus und Familie stand unter der Leitung und den Geboten der Priesterschaft. Das Patriarchion mit der Marienkirche auf einer Anhöhe in Konstantinopel war das hochverehrte Heiligthum aller griechischen Christen im ganzen Umfange des Türkenreichs. Unter dem Schutze dieser hierarchisch gegliederten Priestermacht haben die Griechen ihre nationale Eigenthümlichkeit und den Haß gegen die Ungläubigen durch Jahrhunderte bewahrt.

Entartung der Janitscharen.

Von dem härtesten Druck, der Aushebung von Christensclaven zum Dienst im Palast, wurden die Griechen mit der Zeit befreit, als man um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts anfing sich geborner Türken zu bedienen, die Leibwache der Janitscharen nicht mehr blos aus Renegaten, sondern aus Leuten aller moslemitischen Nationen zu bilden. Damit wurde aber die Entartung dieser Schaar, der Verfall der Mannszucht und des Corpsgeistes beschleunigt. Noch unter Suleiman waren die Sipahi, die gewandten Reiter mit ihren befahnten Lanzen oder Bogen, mit rundem Schild und Turban, war das Fußvolk der Janitscharen in lang herabhängenden Kleidern, mit Säbel und Hakenbüchse ausgerüstet, enge zusammenstehend, „ihre Federbüsche wie ein Wald", eine unüberwindliche Kriegsmacht, der Nerv und Kern des Heeres. Losgerissen von Eltern und Heimath, durch strenge Erziehung unter den Augen von Zuchtmeistern und Lehrern zum Dienste in den Waffen herangebildet und geübt, von der übrigen Welt gesondert in eigenen Quartieren oder klosterähnlichen Kasernen wohnend, waren die den unterworfenen Christenländern enthobenen zum Islam erzogenen Jünglinge die treuesten und ergebensten Leibwächter und Kriegsleute des Großherrn, dessen Wille und Befehl ihnen als höchstes und einziges Gebot galt, dessen Dienste ihr ganzes Leben geweiht war. Die Heirath war ihnen verboten, keine Frau durfte ihren Wohnungen nahen. „Der Despotismus bedurfte, wie die Hierarchie, Leute, die ihm ganz ergeben, die durch keine Sorge für Weib und Kind, durch keinen eigenen Heerd von dem einzigen Interesse, das sie haben sollten, von dem Interesse für den Herrn, getrennt wären." Wir haben früher gesehen, wie unter den ersten Sultanen das Wachsthum und der Ausbau des Reiches in erster Linie von dieser Kriegerkaste ausgingen. Aber schon Suleiman wich von der strengen Sitte der Vorgänger ab, indem er den Janitscharen und Sipahi die Ehe gestattete, Anfangs nur solchen, welche zum wirklichen Dienst minder tauglich oder auf den Grenzen aufgestellt waren, in seinen späteren

Regierungsjahren auch anderen. Die natürliche Folge davon war, daß die verheiratheten Krieger wünschen mußten, daß auch ihren Söhnen der Eintritt in die Schaar gewährt werde. Dieses zweite Recht, wodurch das ganze Institut in seiner Grundlage und in seinem Lebensprinzip geändert ward, trotzten sie durch Aufruhr und Empörung dem schwachen Sultan Selim II. ab. Nun wuchsen die Söhne der Janitscharen unter den Augen ihrer Väter auf und die strenge Erziehungsweise und Zucht gerieth bald in Verfall. Ein weiterer Schritt in dieser Richtung wurde in dem persischen Krieg gethan, als man sich genöthigt sah, die durch Schwert, Hunger, Krankheit und Anstrengungen gelichteten Reihen der Kriegerkaste durch geborne Türken und durch Leute aus allen moslemitischen Völkerschaften zu ergänzen, die, der kriegerischen Uebung und Disciplin früherer Geschlechter entbehrend, bald in die ganze Mannschaft den Geist der Widerspenstigkeit, der Insubordination, der Schlaffheit und Feigheit einführten. Die schlimme Wirkung dieser Abweichung von der alten Einrichtung machte sich bald fühlbar: nicht nur daß der Corpsgeist gebrochen ward, daß die älteren Kriegsmänner die jüngeren zusammengelaufenen Rotten nicht als ebenbürtige Waffengenossen anerkennen wollten; unter Ahmed kam es häufig vor, daß solche, die längere Zeit in festen Stationen lagen, ein Gewerbe anfingen, einen Kramladen hielten und an Krieg und Waffen wenig mehr dachten. Was war natürlicher, als daß Unlust zum Felddienst, Feigheit, Fahnenflucht und Meuterei immer häufiger wurden und daß mit der Unfähigkeit Trotz und Uebermuth von Jahr zu Jahr zunahmen? Es kam vor, daß die Soldaten unliebsame Anführer ermordeten, ja daß sie den Sultan zwangen, Paschas und Defterdare ihrer Rache auszuliefern. Die Zeiten der Prätorianer waren zurückgekehrt! Das traurigste Schauspiel von soldatischer Frechheit, von Mordlust und Raubgier auf dem Thron, von roher Despotenwillkür bietet das Osmanische Reich unter den nächsten Nachfolgern Ahmeds dar. Während ihrer Regierung offenbarte sich die schon bis zur Unheilbarkeit gediehene Krankheit des Staatslebens in der furchtbarsten Weise.

Sultan Ahmed hatte gegen die Staatspraxis und Hauspolitik seinen jüngeren Bruder Mustafa, weil er blödsinnig war, am Leben gelassen. Als er nun am 22. November 1617 aus der Welt ging, wurde nicht sein erstgeborner Sohn, wie es bisher Rechtsbrauch gewesen, sondern eben jener schwachsinnige Bruder durch die Intriguen des Serai und den Uebermuth der Leibwache auf den großherrlichen Stuhl gesetzt. Nach drei Monaten fand man jedoch, daß ein so geistesschwacher Mensch wie Mustafa, dem man nachsagte, er werfe Goldstücke in den Bosporus, damit die Fische doch auch etwas zum Ausgeben hätten, das Reich nicht regieren könne. Die Häupter des Serai und die Janitscharenführer kamen daher überein, denselben in ein Gefängniß zu bringen und Osman, den ältesten der sieben noch lebenden Söhne Ahmeds zum Padischa zu erheben. Der neue Herrscher besaß manche empfehlenswerthe Eigenschaften: muthig, unternehmend, ein kühner Reiter und gewandter Bogenschütze, trug er sich mit hoch-

Mustafa und Osman II. 1617—1623.

Febr 1618.

fliegenden Plänen; er wollte im Geiste Mohammeds II. und Suleimans regieren, den alten Kriegsruhm erneuern, den Weg der Eroberung wieder betreten. Das war jedoch keineswegs nach dem Sinne der entarteten und verweichlichten Janitscharen und Sipahi. Ein beschwerlicher Feldzug gegen die
1621. Polen, wozu der kriegseifrige Sultan sie nöthigte, brachte nur Ungemach, Strapazen und Verluste und mehrte den Uebermuth und den Geist der Meuterei. Der Versuch, das polnische Lager am Dniester zu stürmen, schlug fehl; ruhmlos kehrte Osman nach der Hauptstadt zurück. Da überlegte er mit dem Groß-Wessir Dilawer Pascha und mit andern getreuen Dienern, wie er sich der trotzigen, übermüthigen und begehrlichen Truppe entziehen möchte. Man rieth ihm, sich aus den kriegsgeübten Stämmen der Kurden um Damascus eine neue zuverlässige Leibwache zu bilden. Eine Wallfahrt nach Mekka sollte zur Ausführung des Planes benutzt werden. Bis zur Vollendung der neuen Heeresorganisation wollte Osman seinen Aufenthalt in Damascus oder Kairo nehmen. Aber das Vorhaben blieb kein Geheimniß. Drohend stellten die Janitscharen an den Sultan die Forderung, er solle den Wessir und fünf andere hohe Würdenträger, die sie ihm namhaft machten, ihnen ausliefern, und als Osman sich weigerte, seine getreuesten Diener der Wuth der ergrimmten Soldaten preiszu-
Mai 1622. geben, rotteten sie sich in ihren Kasernen zusammen und durchtobten drei Tage lang die Hauptstadt und das Serai. Im geheimen Einverständniß mit der Sultanin Walide und dem Bosnier Daud-Pascha faßten sie den Plan, den Thron an Mustafa zurückzustellen. Sie zogen den Blödsinnigen wieder aus dem unterirdischen Kerkergemach, wo er seit Jahren wie begraben lag, an einem Seile herauf; er meinte, man wolle ihn zum Tod führen; statt dessen begrüßte man ihn als Sultan. Osman dagegen wurde nach den Sieben Thürmen geschleppt und dort von Dauds Mordbande auf gräuelvolle Weise ermordet. Nur mit Mühe konnte der riesenstarke junge Fürst von den Henkern gebändigt werden. Mustafa's Geist war im Gefängniß nicht gesunder geworden; er beging die thörichtsten Handlungen. In den Provinzen fing es an zu gähren; man wollte der zuchtlosen Soldatenherrschaft sich entledigen; in Erzerum pflanzte Abasa-Pascha das Panier des Aufruhrs auf. Die Gefahr war nahe, daß die durch Gewalt und Eroberung zu einer Gesammtheit verbundene Ländermasse wieder in ihre Theile zerfallen werde. Da erkannten auch die Anstifter und Ausführer der Palastrevolution, daß die Dinge in der Weise nicht länger fortgehen könnten. Unter den Janitscharen selbst entstand eine Spaltung; es bildete sich eine Partei von Rächern Osmans, die bald die Oberhand bekam. Daud-Pascha fiel ihrer
Jan. 1623. Wuth zum Opfer. Nach seiner Ermordung wurde der Plan einer neuen Thronumwälzung erwogen. Man beschloß, den zweiten Sohn Ahmeds, einen vierzehnjährigen Knaben von vielversprechenden Eigenschaften, auf den großherrlichen Sitz zu erheben. Noch im August desselben Jahres empfing der neue Sultan,
30. Aug. 1623. Murad IV. unter allgemeinem Jubel die Huldigung der Reichsbeamten und

des Hofstaats. Mustafa, unter dem mit Polen Friede geschlossen worden, durfte am Leben bleiben. In die innersten, unzugänglichsten Gemächer des Harem verwiesen, verbrachte er vergessen und unbeachtet den Rest seines trübseligen Daseins, bis der Tod eintrat (1639).

Sultan Murad IV. besaß dieselbe körperliche Gewandtheit, Stärke und ritterliche Uebung, die man an seinem Bruder Osman rühmte. Niemand tummelte wie er das Roß; mit Leichtigkeit schwang er sich in der Rennbahn im vollen Lauf von einem Pferd auf das andere, ohne daß er den Boden auch nur mit der Spitze seines Fußes berührt hätte. Den Dschirid warf er mit sicherer Meisterhand; den Bogen handhabte er so gewaltig, daß sein Pfeil weiter reichte als die Kugel aus der Jagdflinte und in solcher Ferne noch eiserne Platten von vier Zoll Dicke durchbohrt haben soll. Der Jagd war er mit Leidenschaft ergeben; in den Kriegen gegen die Perser führte er selbst die Heere. Auch seine geistigen Fähigkeiten und Seelenkräfte ließen Gutes erwarten. Unter der Leitung und sorgfältigen Erziehung seiner Mutter, einer gebildeten und trefflichen Fürstin, die in den ersten Regierungsjahren einen wohlthätigen Einfluß auf den Sohn ausübte, hatte er Sinn für Wissenschaft empfangen. Er vertiefte sich in das Studium der Geschichte seines Hauses und seines Volkes; er liebte die Dichtkunst und versuchte sich selbst in persischen Versen; man behauptete, er habe die Werke Machiavells ins Türkische übersetzen lassen, um sich in denselben über die Staatskunst zu unterrichten. Er schrieb eine feine zierliche Handschrift, ein großer Vorzug in den Augen der Morgenländer. Auch in seinem Charakter wollte man Züge von Milde und Menschlichkeit entdeckt haben.

Murad IV. 1623—1640.

Aber wie sehr wurden alle Hoffnungen, daß unter seiner Hand der Staat aus seiner Gesunkenheit sich emporrichten werde, getäuscht, wie bald entarteten die Eigenschaften, die bei guter Entwickelung zu Tugenden hätten werden können, in die schlimmsten Fehler und Laster! Wie bald erschlaffte die männliche Kraft unter dem Uebermaß sinnlicher Genüsse! Frühe trat ein Hang zur Grausamkeit in ihm hervor. Als in der ersten Zeit seiner Regierung die Galeeren von einem Streifzug wider die Kosaken aus dem schwarzen Meer zurückkehrten, bestand Murad darauf, daß ihm die Gefangenen vorgeführt und die Köpfe der Erschlagenen zu Füßen gelegt würden, damit er sich an ihrem Anblick ergötze. Seine Jagdliebe artete in Mordlust aus: ganze Schwärme von Wild wurden durch zahllose Jäger und Treiber auf eine weite Fläche zusammengedrängt, um dann vor seinen Augen erlegt zu werden. Auch eine zweite Leidenschaft entwickelte sich frühzeitig und stieg mit den Jahren zu einer seine Kraft und Gesundheit untergrabenden Höhe, unmäßiger Genuß des Weines und der Weiberlust. Den stärksten Malvasier und Cyprier trank er in großen Humpen, bis der Rausch ihn seiner Sinne beraubte. Als das Reich von einer Pest heimgesucht ward, so daß in Konstantinopel täglich Tausende von Menschen dahingerafft wurden, ließ er die größten Becher, die er in Pera auftreiben konnte, herbeischaffen und trank bei

Seine Eigenschaften und Regierungsweise.

Gelagen, welche Nächte lang währten, die stärksten Weine unter dem Donner des Geschützes. Vom Wein ging er allmählich zu gebrannten Wassern über, um den abgestumpften Gaumen zu reizen. Er fand immer mehr Gefallen an unmäßigen Trinkgelagen in Gesellschaft von Possenreißern, Zwergen und Musikanten, an deren Späßen und tollen Einfällen er sich ergötzte.

Murad bändigt die Janitscharen.

Vor Allem verhaßt war dem Sultan der trotzige und unbändige Geist der Janitscharen und Sipahi. Vergebens hatte er gleich Anfangs durch Donative und Soldzulagen ihren guten Willen zu gewinnen gesucht und zu dem Zweck durch die ungerechtesten Erpressungen, durch Hinrichtungen und Gütereinziehungen die leeren Kassen gefüllt; dennoch schritten jene bald zu offenem Aufruhr und verlangten die Köpfe seiner treuesten Diener, des Großwessirs, des mehr als neunzigjährigen Gurdschi-Mohammed, der in der Führung der Staatsgeschäfte ergraut war, des Janitscharenaga, ja selbst den seines geliebtesten Leibpagen. Murad mußte ihre ungestümen Forderungen befriedigen; aber er beschloß sie zu bestrafen, nicht mit offener Gewalt, denn dazu war seine Autorität nicht hinreichend, sondern durch heimliche Hinrichtungen der Hauptführer und Anstifter, durch die Schrecken eines immerwährenden Blutgerichts. Oft sah man des Morgens die Leichen der in der Nacht Gemordeten auf dem Meere treiben. Ihr Vermögen wurde eingezogen. Solche Blutscenen steigerten bei dem Sultan die Mordlust und den Hang zur Grausamkeit. Man hat nachgerechnet, daß vom Jahr 1632, in welchem ein zweiter Soldatenaufstand seinen Zorn gereizt, bis zum Jahr 1637, zwei Jahre vor seinem Tod, fünfundzwanzigtausend Menschen durch seine Henker oder durch seine eigenen Hände ihren Untergang gefunden haben. Zu der Mordlust gesellte sich Golddurst; wie viele Würdenträger wurden nur darum aus der Welt geschafft, damit er ihr Vermögen für seinen Schatz einziehen könne. Durch Drohungen und Zwang wurden Andere genöthigt, mittelst freiwilliger Auslieferung ihres geraubten und zusammengerafften Gutes ihr Leben zu retten. Statthalterschaften und zinspflichtige Fürstenthümer wurden an die Meistbietenden ausgeboten. Das Amt des Großwessirs ging in raschem Wechsel von Hand zu Hand, stets zur Bereicherung des Staatsschatzes. Durch die Hinrichtung von Redscheb Pascha gewann der Sultan allein eine Million Ducaten.

Das Regiment des Schreckens.

Murad IV. war der Schrecken Aller, die ihm nahe kamen. Wenn sich seine Stirn im Zorne zwischen den buschigen Augenbrauen und dem schwarzen Haupthaar in Falten legte, zitterte Alles in Angst und Entsetzen. Seine würdige Mutter, welche aus allen Kräften den tyrannischen Sinn des Sohnes zu mäßigen und durch Werke der Barmherzigkeit den Zorn des Himmels abzulenken suchte, wurde zweimal nach dem alten Serai verbannt. Wohl gelang es dem vierten Murad, dem „Nero der Osmanen“, durch Gewalt und äußerste Strenge die zuchtlosen Milizen zu bändigen und auf einige Zeit Gehorsam und Disciplin in die Reihen der Janitscharen und Sipahi zurückzuführen. Er verbot die Zusammenkünfte der Obersten zu Berathungen und Verschwörungen, er führte

Reformen ein, er erließ scharfe Verordnungen über Kriegspflicht und Felddienst; aber einen neuen Geist vermochte auch er den Truppen nicht einzuhauchen; die alte Tapferkeit und Waffenlust, die todesmuthige Hingebung für die Person des Großherrn, die Begeisterung für die Macht und Größe des Reichs, die in den Tagen der Väter die osmanischen Heerhaufen in Kampf und Tod getrieben, die Reihen der Feinde durchbrochen und in Schrecken gesetzt, waren verschwunden, und wenn auch die eiserne Strenge des Sultans das Heer noch zu einigen Anstrengungen und Siegen brachte, wenn Murad das abgefallene Bagdad wieder eroberte, indem er die flüchtigen Soldaten selbst mit dem Schwerte in die Schlacht zurücktrieb und seinen Wessir mit eigener Hand tödtete; einen neuen kriegerischen Impuls vermochte ein so wenig befähigter und so wenig geachteter Oberherr dem Heerwesen nicht zu verleihen; die Uebermacht der Türken im Felde war auf längere Zeit gebrochen. Die christlichen Mächte erholten sich von der Furcht vor den Osmanischen Waffen und Galeeren, welche so lange wie ein Bann auf ihnen gelegen und das politische Leben gehemmt hatte. Erst in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts traten mit dem Kriege von Candia wieder Erscheinungen zu Tage, welche an die Zeiten Suleimans des Großen erinnerten. „Auf diese Weise verwaltete Murad IV. den Staat. Er füllte allerdings seinen Schatz; er stellte allerdings sein Leben sicher, und es gelang ihm, auf seinem Bette als Padischah sterben zu können. Aber der Schrecken, der ihn sicherte, lähmte zugleich die Kraft des Reichs; das Schwert, das ihm die Reichthümer verschaffte, beraubte ihn der Männer, derjenigen Namen, welche die Christenheit fürchtete." Murad IV. starb am 9. Februar 1640 in den Armen seines Günstlings Mustafa, den er über den ganzen Divan erhöht und mit Ehren und Reichthümern überschüttet hatte, der sein beständiger Gesellschafter bei den Trinkgelagen gewesen und jetzt den Leichnam des Herrn bis zum Erkalten krampfhaft umklammert hielt. Ihm folgte sein jüngster Bruder Ibrahim, der bisher sein Dasein unter beständiger Todesfurcht im Harem verbracht, auf dem Stuhle des Großherrn, ein weichlicher Schwächling nach dem Manne des Schreckens.

VII. Frankreich während der Religionskriege.

Literatur. Unter den älteren Werken, welche die folgende Geschichtsperiode behandeln und die der Verfasser schon in seiner X, 625 erwähnten Schrift: „Geschichtliche Darstellung des Calvinismus in Genf und Frankreich" benutzt hat, sind außer den großen Hauptwerken von de Thou oder Thuanus (X, 2) die bedeutendsten: Jo. Serrani ((evang. Predigers zu Nimes) Commentarii de statu religionis et reipubl. in regno Gall. Gen. 1570—1580. Davila, istoria delle guerre civili di Francia. Parigi 1644. 4° (vgl. X, 356). (La Planche) Histoire de l'estat de France cet. sous le regne de François II. Par. 1576. d'Aubigné, histoire universelle. Amsterd. 1616—20. 3 voll. und andere geschichtliche Aufzeichnungen dieses Hugenottenstreiters (vgl. X, 709). — La Pope-

linière, l'histoire de France depuis l'an 1550 cet. 2 Bde. fol. 1581. — (Anquetil) l'Fsprit de la Ligue cet. Paris 1767. 3 voll. — Besonders reich ist diese Periode an Sammelwerken und Memoiren. Unter den letzteren sind hervorzuheben: Die Mémoires von Castelnau, von Brantôme, von Tavannes, von Palma-Cayet, Heinrichs IV. Lehrer (Chronologie novennaire, und chronologie septennaire), von Sully, von Duplessis-Mornay, von Villeroy, theils in besonderen Ausgaben, theils in den großen Sammelwerken der französischen Memoiren. Zu den Sammelwerken der älteren Zeit, unter denen die mémoires de Condé. Par. 1743. 5 voll. 4⁰, die mémoires de la Ligue. Amst. 1758. 6 voll. 4⁰ und die Recueil des choses mémorables sous le règne de Henry II., François II., Charles IX., Henry III. et IV. enthaltend Aktenstücke, Edikte, Parteischriften u. A. die erste Stelle einnehmen, sind viele neue Urkunden gesammelt worden in dem großen Werk: Collection de documents inédits sur l'histoire de France, in der Correspondance du Duc de Mayenne par E. Henry et Ch. Loriquet. Reims 1860. 62. 2 voll. 8⁰, in der Recueil de lettres missives de Henry IV. par Berger de Chivrey. Par. 1843. Von dem Sammelwerk La satyre Ménippée de la vertu du Catholicon d'Espagne cet. wird anderwärts die Rede sein. — Ueber Heinrich IV. sind neben den erwähnten Schriften von d'Aubigné, Sully, Duplessis-Mornay, die Geschichtswerke von Matthieu (hist. de France sous Henry IV. Par. 1606. 2 voll.) von Péréfixe (hist. du Roy Henry le Grand. Amst. 1664), Dupleix (Par. 1633. fol.), Bury (hist. du roi Henry le Grand. Par. 1766. 4 voll. 8⁰) die Hauptquellen. — Von neueren französischen Geschichtsbüchern über die Zeit der Religionskriege sind außer den schon öfters erwähnten Werken von Mézeray, Sismondi, Michelet, H. Martin, Dareste (X, 2) zu erwähnen: Capefigue, hist. de la réforme, de la Ligue etc. Paris 1834. 3 voll. (Bemerkungen dazu von L. Ranke in histor.-polit. Zeitschr. II), Lacretelle, hist. de France pendant les guerres de réligion. Par. 1814. Bouillé, hist. des Ducs de Guise. Par. 1849. 50. 4 voll. Jos. de Croye, les Guises, les Valois et Phil. II. Paris 1866. 2 voll. 8⁰. Dazu die schon mehrfach angeführten deutschen Werke von Raumer, Ranke, Arnd u. a., die kritische Monographie von W. G. Soldan, Frankr. und die Bartholomäusnacht, in Raumers hist. Taschenbuch III, 5. Leipzig 1854, und von demselben Verfasser: Geschichte des Protestantismus in Frankreich. Leipz. 1855. 2 Bde., Ebeling, Sieben Bücher französischer Geschichte. Leipz. 1869. Ueber die kirchlichen Angelegenheiten ist neben der uns schon bekannten Kirchengesch. von Beza (X, 626), der histoire de l'édit de Nantes (v. Benoist) Delft 1693 f. 5 voll. 4⁰, der Schrift von Herrmann (Frankreichs Religions- und Bürgerkriege im 16. Jahrh. Leipz. 1828) und dem so eben erwähnten Buche von Soldan, das große Werk von Gottl. v. Polenz (Gesch. des franz. Calvinismus u. s. w. Gotha 1857—69. 5 Bde.) von Wichtigkeit. Ueber d'Aubigné, J. W. Baum, der Hugenott von altem Schrot und Korn, Denkw. d'Aubigné's. Leipz. 1854 und Henke, Theod. Agr. d'Aubigné in Hist. Taschenb. Leipz. 1873. Ernst Stähelin, der Uebertritt K. Heinrichs IV. von Frankreich zur röm. kath. Kirche. Basel 1856. u. a. W.

1. Die öffentlichen Zustände unter König Franz II.

Das königliche Haus. Katharina von Medicis hatte ihrem Gemahl Heinrich II. nach längerer Unfruchtbarkeit sieben Kinder geboren, vier Söhne (Franz, Karl, Heinrich und Franz von Alençon) und drei Töchter (Elisabeth von Spanien, Claudia Herzogin von Lothringen und Margaretha, in der Folge Königin von Navarra). Trotz dieser reichen Nachkommenschaft ging das Haus Valois mit raschen Schritten dem Verwelken und Absterben entgegen. Es waren lauter Spröß-

linge von geringer Lebenskraft, erzeugt in einer Ehe ohne Liebe, verweichlicht und entnervt durch schlechte Erziehung, die Söhne jeder Männlichkeit und Charakterstärke entbehrend. Als man die königliche Leiche in der Familiengruft von St. Denys beisetzte, stand der Dauphin, der jetzt als Franz II. die Krone des Heiligen Ludwig in Rheims empfing, in seinem sechszehnten Jahre, er hatte somit noch nicht lange die Grenzlinie der königlichen Mündigkeit überschritten, zu geistiger Selbständigkeit gelangte der schwache, kränkliche Jüngling niemals. Es ist uns aus der Geschichte Schottlands bekannt, daß er mit Maria Stuart vermählt war; in unreifem Alter waren sie aus politischen Gründen verheirathet worden, zwei Kinder, bestimmt dem Ehrgeize der Familie Guise zur Folie zu dienen.

Wie einst der Ahnherr der Claudier mit seinen Söhnen nach Rom eingewandert war, wo sein Geschlecht zu so hoher Macht und Bedeutung in den Reihen der hocharistokratischen Patrizier emporsteigen sollte, so war Claudius von Guise, der zweite Sohn des uns bekannten René von Lothringen (VIII, 856 ff.), mit sechs Söhnen nach Paris gezogen, um der französischen Krone seine Dienste zu weihen. Schon Claudius selbst, dem die in Frankreich gelegenen Güter und Herrschaften des Hauses, die Baronien Joinville, Mayenne, Elboeuf, die Grafschaften Aumale und Guise zu Theil geworden, während sein älterer Bruder Anton das Herzogthum Lothringen mit Bar geerbt hatte, gelangte bei König Franz I. durch seine Kriegsthaten und bewährte Treue zu Ehren und Ansehen, also daß sein Stammgut Guise, nach dem er sich nannte, zu einem Herzogthum erhoben ward. Seine Söhne schwangen sich durch ihre Talente, wie durch ihren Ehrgeiz und ihre hohen Verbindungen bald zu den einflußreichsten Stellungen bei Hof, in den Staats- und Kirchenämtern, bei dem Heere empor. Wir wissen, daß der Erstgeborne, Herzog Franz von Guise, der Vertheidiger von Metz (X, 799), der Eroberer von Calais (X, 838), unter König Heinrich II. an der Spitze der Kriegsmacht stand. Sein Bruder Karl, Erzbischof von Rheims, gewöhnlich der „Kardinal von Lothringen" genannt, war der mächtigste Mann im Kabinet und in der Kirche. Ihre Schwester Margaretha haben wir als Gemahlin Jacobs V. von Schottland und Mutter der Maria Stuart kennen gelernt (X, 880 ff.). Auch die andern Söhne bekleideten hohe Aemter in der Kirche und in der Armee. Wie die Claudier in Rom, so waren auch die Guisen Vorkämpfer der aristokratisch-hierarchischen Politik und die heftigsten Widersacher des aufstrebenden Volksgeistes. Durch Familieninteresse und durch politische Ansichten an das Papstthum gefesselt, waren sie die Seele der reactionären Strömung der Gegenreformation, die von dem päpstlichen Stuhle und von Philipp II. ausging, von Rom und Madrid ihre Impulse und Richtungen empfing. Mit ihrer Macht und ihrem Einfluß stiegen ihre Ansprüche, ihre Ehrsucht, ihr gesellschaftlicher Rang. Sie hörten es gern, wenn man das Alter ihres Geschlechts rühmte; sie wollten von den Karolingern

Die Guisen.

abstammen, und es gab im Laufe der Zeit genealogische Nachweisungen in Menge, welche die Richtigkeit dieser Angabe darzuthun suchten. Von ihrem Ahnherrn René leiteten sie Erbrechte auf die Provence und Anjou her, die sie gerne in Erinnerung brachten, die zu geeigneter Zeit wieder geltend gemacht werden konnten. Es war nicht zu verwundern, daß die alten französischen Adelshäuser, die Montmorencys, die Bourbons, die Chatillons und so manche andere mit Neid und Haß auf die neue hochmüthige und anmaßende Familie blickten, von deren Namen in der alten Geschichte Frankreichs sich keine Spur fand. Sie sahen in ihnen Fremdlinge und Emporkömmlinge, die sich in die Reihen des eingebornen Herrenstandes einzudrängen suchten; denn noch gehörte Lothringen, von wo sie ausgegangen, zum deutschen Reich; noch war das Herzogthum, wo die ältere Linie des Hauses regierte, mit Frankreich nicht staatsrechtlich vereinigt. Wenn aber die Guisen schon unter Heinrich II. eine so hervorragende Stellung erlangt hatten, was ließ sich erst erwarten unter einem unselbständigen König, der durch Familienbande und geistige Unmündigkeit an die Verwandten seiner Gemahlin gewiesen war? Stand dann nicht in Aussicht, daß die Regierung in Frankreich ganz im Interesse der ehrsüchtigen Fremdlinge geführt, daß Nationalität, daß politische und religiöse Freiheit unterdrückt, das Königreich zum Trabanten spanisch-römischer Tyrannei herabgewürdigt werde?

Katharina von Medicis.

Auch die Königin Mutter theilte den Widerwillen der Großen gegen die Guisen. Katharina von Medicis war in jungen Jahren mit dem damaligen Dauphin Heinrich vermählt worden; ihr Oheim, Papst Clemens VII., hatte sie selbst nach Frankreich geführt. Von dem Gemahl lieblos behandelt und zurückgesetzt, hatte sie an dem Pariser Hofe bittere Tage verlebt. Nur das Feld der Vergnügungen, der glänzenden Festlichkeiten und der geselligen Unterhaltung hatte man ihr überlassen. Der Stolz und die Herrschsucht, von denen ihre Seele erfüllt war, fanden wenig Befriedigung. Um so stärker wuchsen diese Leidenschaften in der Stille empor und sie sah mit Begierde dem Tage entgegen, da sie an dem Regimente Theil nehmen könnte, da ihren Gaben und Fähigkeiten, die bisher in Schatten gestellt waren, ein Schauplatz zur Entfaltung sich eröffnen würde. Denn sie fühlte sich als die würdige Tochter des Mediceischen Hauses, das in dem geistigen Leben Italiens und der Welt eine so hervorragende Stelle errungen, aus dem zwei der ersten Kirchenfürsten hervorgegangen. Die Lehren ihres Landsmannes Machiavelli waren ihr tief in die Seele gedrungen; sie hatte nicht nur den Trieb, sondern auch das Talent über die Menschen zu herrschen und kannte die Wege und Mittel, diese Herrschaft zu erlangen und zu behaupten. Nicht durch weibliche Anmuth und Schönheit konnte sie Einfluß auf die Männerherzen zu gewinnen hoffen, ihre gedrungene kräftige Gestalt, ihr olivenfarbiges Gesicht mit den vorliegenden Augen, ihre Neigung zu männlichen Vergnügungen, zu Jagd und Tafelgenüssen zeugten nicht von Liebreiz und Grazie; wohl aber durch Verstand, durch List, durch Ränke und Hofkünste,

durch die unerschöpfliche Beweglichkeit ihres Geistes. Niemand verstand es besser als die Mediceerin, die Schwächen und Leidenschaften der Menschen zu erforschen und zu ihren eigenen Zwecken zu benutzen. Sagte man ihr doch nach, daß sie stets einen Kreis von schönen Hofdamen gehalten, mit deren Hülfe sie in die Geheimnisse hochgestellter Männer einzudringen gesucht. Zur Erreichung ihrer Zwecke verschmähte sie kein Mittel. Aber auch unter der Regierung des neuen Königs Franz II. erlangte Katharina nicht den Einfluß, nach dem ihre ehrgeizige Seele verlangte. Vielmehr rissen die Guisen nun noch mehr alle Gewalt an sich, besetzten die einflußreichsten Stellen am Hofe und in den Provinzen mit ihren Freunden und Anhängern und hielten sowohl den Connetable von Montmorency als die Prinzen von Geblüt von dem Regimente fern. Katharina mußte sich daher, wollte sie nicht wieder ganz zurückgesetzt werden, mit den mächtigen Verwandten und Führern des Königspaares auf guten Fuß zu stellen suchen, bis eine günstigere Zeit kommen würde, und diese waren klug genug, sie rücksichtsvoll zu behandeln, damit sie nicht offen in das gegnerische Lager eintrete.

Die Bourbons und die Chatillons.

Unter den edlen Geschlechtern, welche die Herrschaft der übermüthigen Fremdlinge und ihre eigene Verdrängung am tiefsten empfanden, standen die Bourbons und Chatillons in erster Linie. Jene, die Nachkommen eines jüngeren Sohnes Ludwigs IX., waren die ersten Prinzen von Geblüt, nach den Valois die nächsten Thronerben. Die Güter, die einst Graf Clermont durch seine Heirath mit der Erbin des Herzogthums Bourbon seinem Hause erworben, waren in Folge der Empörung des Connetable (X, 271 f.) bedeutend geschmälert worden; doch hatte das Haupt der Familie, Anton von Bourbon, Herzog von Vendôme, durch seine Vermählung mit Johanna d'Albret neue Besitzungen im Süden erworben. Er führte den Titel eines Königs von Navarra, obwohl nur, wie uns aus IX, 846 f. und aus X, 32 f. bekannt ist, der nördliche kleinere Theil dieses alten Königreichs, Nieder-Navarra und das Ländchen Béarn mit der Hauptstadt Pau, der Tochter Heinrichs von Albret und Margaretha's von Valois verblieben war. In den Kriegen des Königs Franz I., des Oheims seiner Gattin, und des zweiten Heinrich hatte sich Anton als tapferer Kriegsmann gezeigt, ohne jedoch durch hervorragende Feldherrntalente zu glänzen; ein gebildeter Fürst von angenehmen, leutseligen Manieren und freigebigem Wesen, erwarb er sich die Gunst und Freundschaft der französischen Edelleute, aber zu einem Führer und Parteihaupt in aufgeregten Zeiten fehlte es ihm an der nöthigen Thatkraft, Entschlossenheit und Charakterstärke und vor Allem an dem brennenden Ehrgeiz, der zu Unternehmungen und Wagnissen antreibt. Durch seine Gemahlin Johanna dem Lehrbegriff Calvins zugeführt und befreundet (X, 686), besaß er doch nicht die feste Ueberzeugungstreue und den feurigen Glaubensmuth, die ihn zum Fahnenträger der reformirten Oppositionspartei befähigt und begeistert hätten. Auch der zweite Bruder, Karl von Bourbon, der in den geistlichen Stand getreten war und die Würde eines Kardinals erlangt hatte, war ein

milder, gutmüthiger Herr aber von noch geringeren Geistesgaben; dagegen besaß der jüngste der Brüder, Prinz Ludwig von Condé, alle die Eigenschaften, die ihm bei dem französischen Adel Geltung und Ansehen zu verschaffen im Stande waren. Mit feinem, höfischen Benehmen verband er ritterlichen Geist, Kühnheit und Tapferkeit und den heitern, lebensfrohen Sinn, der die Herzen anzieht und gewinnt. Seine Gewandtheit als Redner war in einer Zeit geistiger Kämpfe kein geringer Vorzug, und wenn er auch nicht immer den Lockungen und Lüsten eines sittenlosen Hoflebens, den Sinnengenüssen der vornehmen Welt zu widerstehen vermochte, so fand er doch in der calvinischen Glaubensform, zu der er sich frühe hingezogen fühlte, ein moralisches Gegengewicht, eine zu ernsteren und würdigeren Lebensansichten hindrängende Kraft. Aus politischen und religiösen Beweggründen wurden somit die Bourbons auf die Seite der Opposition gegen die Guisen geführt. Wenn sich auch Montmorency der Reihe der Unzufriedenen zugesellte und sich verstimmt vom Hofe zurückzog, so geschah dies nicht aus Sympathie für die reformirte Lehre, der er von Grund der Seele abgeneigt war, sondern aus Verdruß, daß ihm der Einfluß auf die Staatsangelegenheiten entrissen ward. Dagegen theilten die drei Söhne seiner Schwester, die Brüder Chatillon die Richtung der Bourbons. Es waren Männer von Talent, Verdienst und Rang, ganz geschaffen an die Spitze einer nationalen Opposition gegenüber den Guisen zu treten. Der jüngste, Franz von Chatillon, Herr von Andelot (Dandelot), den wir schon früher (X, 686) als Gönner der Reformation kennen gelernt haben, war ein Mann von kühnem Unternehmungsgeist und ein hochgestellter Anführer des französischen Fußvolks; der zweite Bruder, Kaspar von Chatillon, Herr von Coligny, Admiral von Frankreich, ist uns bereits in dem Belagerungskrieg von St. Quentin als einer der ausgezeichnetsten Feldherren bekannt geworden (X, 836 ff.). „Er war in sich gekehrt, sprach langsam und wenig und kümmerte sich nicht viel um Andere." Während der spanischen Gefangenschaft hatte er Trost und Erhebung in der Bibel und in religiösen Schriften gesucht und war zu den reformatorischen Ansichten gelangt, die er bis zu seinem Tode standhaft bekannte und die auch seine Gemahlin Charlotte von Laval theilte. Ein gerader offener Charakter, fühlte er wenig Neigung zum Hofleben, seine wahre Stelle war im Feldlager; Niemand verstand besser als er, ein Heer zu ordnen, bei den Soldaten Mannszucht und militärischen Geist zu erhalten und durch Festigkeit und Strenge auch ungeübte Kriegshaufen schlachtmuthig und tüchtig zu machen. Selbst der älteste Bruder, Odet von Chatillon, ein wegen seines Verstandes wie wegen seines ehrenwerthen strengrechtlichen Charakters hochgeachteter Prälat, galt, obwohl Kardinal der Kirche, als heimlicher Anhänger der religiösen Ueberzeugung seiner Brüder.

Der Kardinal von Lothringen.

Wir haben früher die kirchlichen Zustände Frankreichs beim Tode Heinrichs II. kennen gelernt (X, 683 ff.) und gesehen, welche Gefahren den Bekennern der neuen Lehre nach dem Friedensschluß von Chateau-Cambresis drohten

(X, 842 f.). Was Heinrich II. beabsichtigt hatte, sollte unter der neuen Regierung mit der größten Energie durchgeführt werden. Die Guisen weckten und nährten den Glauben, daß sie von Gott berufen seien, dem heiligen Frankreich den religiösen Charakter zu bewahren, der seit Chlodwigs Tagen der Nation aufgeprägt worden. Und wie sollten sie nicht mit allem Eifer der römisch-katholischen Kirche zur Herrschaft und zum Sieg verhelfen, welche zugleich ihrem Hause und ihrem Geschlechte eine so glänzende Zukunft eröffnete? So wirkten persönliche Interessen und religiöse Ansichten zusammen, um sie zu Vorfechtern und Bannerträgern der Gegenreformation, zu getreuen Bundesgenossen des spanischen Monarchen und des päpstlichen Stuhles zu machen. Sie wandelten um so zuversichtlicher diesen Weg, als sie wußten, daß die Masse des französischen Volkes auf ihrer Seite stand. Das eigentliche Parteihaupt war Kardinal Karl, sowohl wegen seiner Stellung an der Spitze der Staatsgeschäfte als wegen seiner Talente, seiner gelehrten Bildung, seiner Beredtsamkeit. Er ist uns keine unbekannte Persönlichkeit; wir sind ihm bei dem Tridentiner Concil und bei verschiedenen andern Gelegenheiten begegnet. Heinrich II. hatte den gewandten Prälaten, der die meisten europäischen Sprachen redete und verstand, schon in frühen Jahren in seinem Cabinet verwendet, wo er sich den Geschäften vollkommen gewachsen zeigte. Auch als Erzbischof von Rheims hatte er sich ein gutes Andenken gestiftet; ungesunde Moräste wurden ausgetrocknet und in Garten- und Wiesenland verwandelt; stattliche Häuser erhoben sich; eine theologische Hochschule mit einem Seminar und Klosterconvent wurde von ihm gegründet; seinen geistlichen und bischöflichen Pflichten ist er stets getreu nachgegangen; in seinem Lebenswandel vermied er Alles, was Anstoß erregen konnte. An schlagfertiger, anziehender Beredtsamkeit kam ihm Niemand gleich; sein Wissen wurde durch ein nie fehlendes Gedächtniß, sein öffentliches Auftreten durch eine hohe imponirende Gestalt und ein würdevolles Aeußere unterstützt. Aber unter diesen glänzenden Eigenschaften lagen häßliche Züge und Leidenschaften verborgen. Voll Herrschsucht und Ehrgeiz, strebte er nach Macht und Einfluß und scheute kein Mittel, das ihm zur Erreichung seiner egoistischen Zwecke dienlich schien. „Er galt für neidisch und abgünstig, langsam eine Gnade zu erweisen, allezeit fertig Beleidigungen anzuthun, unzuverlässig den Freunden gegenüber, rachsüchtig gegen seine Feinde.“

Die Guisen verfolgten ein klares politisches Ziel: sie wollten dem jungen Königspaar zu der Krone von Frankreich und Schottland auch die von England verschaffen und zu dem Zweck die Kräfte der katholischen Welt einsetzen. Elisabeth war nach den Grundsätzen der römischen Kirche von illegitimer Geburt und darum regierungsunfähig; es war somit ganz im Erbrecht begründet, wenn Maria Stuart und ihr Gemahl Titel und Wappen von England annahmen und in Abzeichen und Inschriften den neuen Ehrenrang kund machten. Man träumte in Paris und in der ultramontanen Welt von einer Vereinigung der altceltischen

Die Politik der Guisen.

Völker auf beiden Seiten des Kanals zu einem einzigen Reiche, zu einer katholischen Nation. Die englische Königin von dem usurpirten Thron zu verdrängen, war somit das Hauptziel der französischen Politik unter dem Regimente der Guisen.

Religiöse Verfolgung. Zu dem Ende mußte vor Allem in Frankreich selbst die Reformation eben so vollständig mit der Wurzel ausgerottet werden, wie in Spanien und Italien. Nun wissen wir aber, welche Fortschritte die calvinische Lehre in allen Theilen Frankreichs gemacht, daß sich bereits zweitausend Gemeinden zu einem gemeinschaftlichen Glaubensbekenntniß und Gottesdienst vereinigt hatten und daß selbst im Parlamente die Ketzeredikte scharf gerügt und auf Milderung derselben angetragen worden. In den reformatorischen Kreisen wurde nun die Hoffnung gehegt, unter der neuen Regierung werde man in duldsamere Bahnen einlenken. Diese Meinung suchte der Kardinal von vorn herein niederzuschlagen. Er fragte bei der Sorbonne an, ob eine solche Milderung zuläßig sei; er wußte zum voraus, daß diese Körperschaft mit Entschiedenheit sich gegen jede Abweichung von dem alten Kirchenrecht erklären würde. Wenn er also aufs Neue die religiösen Gesetze einschärfte, die „Feuerkammer" bei den Parlamenten bestehen ließ, konnte er sich auf die höchste theologische Autorität stützen.

Dubourg. Die Verfolgung hatte somit ihren Fortgang und sie traf ein gefeiertes Haupt. Wie uns bekannt, waren zwei Parlamentsräthe wegen ihrer Reden zu Gunsten der Religionsneuerer von dem erzürnten König Heinrich II. ins Gefängniß geworfen und eine peinliche Gerichtshandlung gegen sie eingeleitet worden (X, 685). Man hatte dazu ein besonderes Gericht bestellt, zusammengesetzt aus einigen zelotischen Parlamentsräthen und dem Erzbischof von Paris. Ehe die Untersuchung zu Ende geführt war, starb Heinrich II. und nun entstand eine große Bewegung gegen die Weiterführung des Prozesses. Der Parlamentspräsident Minard, ein heftiger Gegner der religiösen Neuerung, wurde auf dem Heimwege aus einer Sitzung auf der Straße meuchlings erschossen; Gesuche um Einstellung der Gerichtsverhandlungen wurden bei der Regierung und bei der Königin Mutter eingereicht; der Kurfürst von der Pfalz ernannte den angeklagten Dubourg zum Professor der Rechte an der Universität Heidelberg, um seine Befreiung zu bewirken. Vielleicht hätten sich die Richter an einem Widerruf, wenn auch in unbestimmten mehrdeutigen Ausdrücken genügen lassen; wenigstens wurde der minder standhafte Dufaur nach einiger Zeit in Freiheit gesetzt. Der Kardinal mochte Bedenken tragen, die neue Regierung mit einem so aufregenden Blutgerichte einzuweihen. Allein Dubourg wies jede derartige Ausflucht von der Hand. Offen und muthig bekannte er sich zu den Ansichten Calvins; er erklärte die Substanzverwandlung für Abgötterei, die Bilderverehrung für Götzendienst. Da konnte denn keine Gnade geübt werden; die Freisprechung Dubourgs wäre einer Gestattung des reformirten Glaubens gleich gekommen. Eine solche Ketzerei aber wollten die Guisen nimmermehr dulden. So wurde denn Dubourg zum Tode verurtheilt und auf dem Greveplatz zuerst mit dem Strange erwürgt, dann verbrannt. (23. Decbr. 1559.) Die Calvinisten ehrten den hochverdienten Mann, der im 37. Lebensjahre die Wahrheit seiner Ueberzeugung mit dem Tode besiegelte, als den ersten Blutzeugen. Wohl hatte die religiöse Verfolgung schon früher manches Haupt gefällt; aber erst in dem Todesjahr Heinrichs II. hatte sich eine reformirte Kirche in Frankreich gebildet, waren alle von Papstthum und Messe Abgefallenen zu einer reli-

giösen Gemeinschaft unter Calvins Fahne zusammengetreten. Dubourg diente daher den Glaubensgenossen als Vorbild religiöser Treue und standhaften Leidens, sein Name blieb unvergessen in den Reihen der Reformirten Frankreichs.

Die Verurtheilung Dubourgs war das Kampfsignal des neuen Regiments gegen die Religionsneuerer. Nun folgten Edikte auf Edikte: bei Todesstrafe wurden die geheimen religiösen Zusammenkünfte verboten; die Häuser, wo solche stattfänden, sollten niedergerissen, die Angeber mit der Hälfte der eingezogenen Güter der Verurtheilten belohnt werden. Aus allen gesetzlichen Erlassen wehte ein Geist, der an die spanische und römische Inquisition erinnerte. Da und dort wurden Hinrichtungen vorgenommen; Mönche und Priester entflammten die Leidenschaften der Menge, Flugschriften wurden ausgestreut, in welchen die Bekenner des neuen Glaubens der schamlosesten Ausschweifungen beschuldigt waren. Regierung, Universität, Klerus wirkten zusammen, um der Hydra der calvinischen Ketzerei das Haupt zu zertreten und bei dem unwissenden und abergläubischen Volke den Fanatismus rege zu halten. Ketzeredikte.

Aber während die Guisen und ihre Creaturen die Kräfte Frankreichs in den Dienst ihrer persönlichen Interessen und ihrer finsteren Religionswuth zu zwingen suchten, wuchs eine Opposition heran, die aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt und, von verschiedenen Motiven ausgehend, gleiche Zwecke verfolgte. Wie in den Niederlanden politische und reformatorische Tendenzen zur Bildung der patriotischen und nationalen Partei führten, deren Angriffen der Burgunder Granvella mit seinen absolutistischen und hierarchischen Bestrebungen weichen mußte, so regten sich auch gegen den lothringischen Kardinal und seine Genossen energische Widerstandskräfte manchfacher Art, die wie in Flandern in den hohen und mittleren Gesellschaftskreisen wurzelten, aber nicht wie dort in die Masse des Volkes drangen. Die Opposition.

Wir wissen, wie neidisch und eifersüchtig ein großer Theil des französischen Adels auf die Uebermacht der guiseschen Faction blickte; es schien ihnen unwürdig, daß ein König, der noch kaum den Jahren der Unmündigkeit entwachsen, ganz von einer halbfremden Familie beherrscht ward. Wir wissen ferner, wie schlimm sich die Finanzlage Frankreichs unter Heinrich II. gestaltet hatte (X, 682); die Staatsschuld war um Millionen gewachsen, viele Domänen waren veräußert oder verpfändet worden, Zölle und Auflagen drückten auf Handel und Gewerbe; in der Normandie und Picardie sah man ganze Ortschaften veröden, weil sich die Bauern durch Auswanderung dem Steuerdruck zu entziehen suchten; und bei alledem waren die öffentlichen Kassen so erschöpft, daß manche Besoldungen nicht ausbezahlt, manche Forderungen für geleistete Kriegsdienste nicht befriedigt werden konnten. Man legte die Nothstände hauptsächlich dem Kardinal von Lothringen zur Last, unter dessen Leitung mehrere Jahre lang die Verwaltung der Staatsgelder gestanden, und nun sannen die Guisen auf einen Krieg gegen England. Bei dem Bürgerstande, der am meisten unter diesen Nothständen zu leiden hatte, gab sich eine große Mißstimmung kund. Man erinnerte daran, daß in früheren Zeiten, als die Monarchie sich noch innerhalb gewisser Schranken bewegte, keine Auflage ohne ständische Genehmigung eingeführt werden konnte. Immer offener

wagte sich der Ruf hervor, daß man die Reichsstände behufs nothwendiger Reformen in der Gesetzgebung einberufen solle. Die Mißbräuche unter dem Regimente eines unselbständigen Königs, der ausschließlich von einer herrschsüchtigen, egoistischen, übermüthigen Familie geleitet werde, wurden in zahlreichen Flugschriften gerügt und auf deren Abstellung durch die gesetzlichen Vertreter der Nation gedrungen. Die Prinzen von Geblüt, die Häupter der alten Adelsgeschlechter, seien die natürlichen und gebornen Stützen des Thrones. In ihre Hände solle die Regierung Frankreichs gelegt werden.

Die Aufregung mehrt sich. In den ersten Monaten des Jahres 1560 ging es in Frankreich unruhig her: unter allen Ständen herrschte eine große Aufregung. Die früher geschilderten Vorgänge in Schottland (X, 880 ff.), welche die Guisen und den Hof so nahe berührten, trugen zu dieser Aufregung wesentlich bei. Dort sah man eine Bewegung im Gange, welche die öffentlichen Dinge gänzlich umgestaltete, eine Religionsform, die in Frankreich als Ketzerei blutig verfolgt wurde, ihr siegreiches Panier aufpflanzen, die Regentin, die Schwester der Guisen, ihres Amtes entsetzt, die Kirchengüter in die Hände des Adels und des Staats übergehen. Französische Truppen führten dort einen erfolglosen Kampf gegen Schotten und Engländer. Es lag nahe, daß sich auch in Frankreich die Geister regten, daß auch hier der Plan auftauchte, den Guisen die Macht zu rauben, den eingebornen Großen, vorab den Bourbonen den ihnen gebührenden Rang und Einfluß bei dem Hofe und der Regierung zu verschaffen und unter ihrer Aegide die Aufhebung der Ketzeredikte und religiöse Freiheit zu erringen. Die Sympathien, die sich da und dort für die verfolgten Reformirten regten, der gewaltsame Widerstand, den das Volk an manchen Orten der Abführung der Verurtheilten, sei es zur Hinrichtung, sei es in den Kerker, entgegensetzte, mochten die Meinung erzeugen, daß auch die französische Nation, wie die englische und schottische, einer Reform der Kirche und des Staats günstig gestimmt sei. Waren doch Uebelstände genug vorhanden, nach deren Heilung sich alle Herzen sehnten. Zwei Reformatoren ersten Ranges, Calvin und Beza, waren Franzosen von Geburt und bewahrten ihrem Vaterlande stets eine warme Hingebung. Wenn es gelang, sie für die Sache zu begeistern, sie zu Führern der reformatorischen Bewegung zu machen, so mochten die Dinge vielleicht eine Wendung gewinnen, wie in Schottland unter ihrem Schüler und Freund John Knox.

Die Verschwörung von Amboise. Aber den Einsichtigeren konnte nicht entgehen, daß die Lage in beiden Ländern eine sehr verschiedene war. Während dort die Umgestaltung durch eine nationale Erhebung, durch den instinctiven Impuls des Adels und Volks bewirkt wurde, mußte in Frankreich die politische und religiöse Opposition den Weg der Verschwörung betreten. Bei der herrschenden Stimmung konnte ein glücklich vollführter Handstreich unberechenbare Folgen haben, und daher mögen auch manche Persönlichkeiten, deren Namen verborgen blieben, im Stillen einem gewaltsamen Unternehmen gegen die Guisen nicht abgeneigt gewesen sein. So wurde denn das Complot ins Leben gerufen, das unter dem Namen der „Verschwörung von Amboise“ in der Geschichte Frankreichs bekannt ist. Die Seele

des Ganzen war ein Edelmann aus Perigord, Gottfried von Barri, Herr de la Renaudie, ein Mann von unternehmendem Geiste, von Beredtsamkeit und gewinnendem Wesen, und den Guisen, die seinen Schwager hatten ums Leben bringen lassen, tödtlich feind. Er selbst war nach der Schweiz entkommen, wo er mit andern flüchtigen Reformirten seines Vaterlandes Verbindungen anknüpfte; um einen Rechtsstreit in Dijon auszufechten, hatte er die Erlaubniß zur Rückkehr ausgewirkt. Diese Zeit benutzte er, um an verschiedenen Orten unter den Reformirten und Malcontenten Genossen zu werben. Er rühmte sich, daß er der Agent eines „stummen Hauptmannes" sei. Es wurde allgemein angenommen, daß er darunter den Prinzen von Condé verstand; und wenn gleich dieser stets jede Betheiligung an dem Complot mit Entschiedenheit zurückgewiesen hat, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Renaudie sich seines Namens bediente, sich als dessen Beauftragten darstellte. Dadurch erhielt das Unternehmen einen Schein von Recht und Loyalität. Wenn unberufene Fremdlinge sich des Regiments über einen unmündigen, unselbständigen König bemächtigten, so waren die nächsten Agnaten des Hauses durch Gesetz und Herkommen berechtigt, die Vormundschaft für sich zu verlangen. Auch den Genfer Reformatoren stellte man das Vorhaben in diesem Lichte dar, um ihre Zustimmung zu erlangen. Allein Calvin scheint der Sache nicht recht getraut zu haben; er verlangte, daß der Prinz offen mit seiner Forderung hervortrete und daß das Parlament sich zu dessen Gunsten ausspreche; von einem Gewaltstreich mittelst einer Verschwörung rieth er ab. Dennoch behauptete La Renaudie, daß er zustimmende Gutachten von deutschen und französischen Theologen und Rechtsgelehrten empfangen habe. Er mochte glauben, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß im Falle eines Gelingens auch die Billigung und Rechtfertigung nicht fehlen werde. La Renaudie.

Am 1. Februar hielt La Renaudie mit den Eingeweihten, die er nach Nantes berufen, eine Besprechung. Sie schwuren ihm in die Hand, daß sie das Reich von der Tyrannei der Guisen befreien und das Regiment den Bourbons überantworten wollten. Zu dem Zweck sollten 500 Edelleute auf verschiedenen Wegen sich am 10. März nach Blois begeben, wohin damals die Guisen der milden Luft wegen den Hof verlegt hatten. Andere Theilnehmer sollten die nächsten Orte besetzen, um den Zuzug von Bewaffneten zu verhindern. Ehe jedoch der Plan zur Ausführung kam, erhielten die Guisen Kunde von der ihnen drohenden Gefahr. Die Verzweigung war zu ausgedehnt, die Zahl der Mitwissenden zu groß, als daß eine so hochwichtige Angelegenheit hätte lange verborgen bleiben können. Philipps II. Späher und die Creaturen der lothringischen Brüder brachten bald zu Tage, daß ein Complot in der Luft schwebe. Der Kardinal erschrack; er fürchtete, Coligny und Dandelot, unter deren Oberbefehl ein großer Theil des Heeres stand, möchten Theilnehmer sein. Zur größeren Sicherheit wurde die Residenz nach dem festen Schloß von Amboise verlegt. Man berief Coligny an den Hof, um seinen Rath zu vernehmen und sich zugleich Ausgang des Complots. 1560.

seiner Treue zu versichern. Seinen Vorstellungen war es zu danken, daß die Prozesse wegen vergangener Uebertretungen der Religionsedikte niedergeschlagen wurden; nur die Verschwörer und die reformirten Prediger sollten von der Begnadigung ausgeschlossen sein. Zugleich traf der Herzog von Guise, von dem König zum General-Lieutenant im ganzen Reich mit unbeschränkter Gewalt ernannt, militärische Vorkehrungen, um jede Bewegung zu unterdrücken. Als nun die Verschwornen in kleinen Abtheilungen aus den Provinzen heranzogen, wurden sie überfallen und theils niedergemacht, theils zersprengt oder gefangen. Ein Angriff, den etwa hundertundfünfzig berittene Kriegsleute auf
18 März 1560. das Schloß selbst wagten, wurde zurückgeschlagen und die verwegenen Männer getödtet oder in Haft geführt. La Renaudie selbst fiel im tapfern Kampfe; seine gefangenen Waffengefährten starben alle eines gewaltsamen Todes.

Die Bewohner von Amboise entsetzten sich über die Menge von Leichen, welche die Wellen der Loire hinabtrieben, und noch lange konnte man die Köpfe von achtzehn namhaften Kriegshauptleuten schauen, die in jenen schrecklichen Märztagen um das Haupt von La Renaudie auf Pfählen aufgepflanzt wurden. Wie einem lustigen Schauspiele sahen die Hofleute aus den Schloßfenstern den Hinrichtungen zu. Als der Baron von Castelnau, der dem königlichen Hause mit Ruhm und Ehre gedient hatte, das Schaffot bestieg, rief er den Zorn des Himmels über die Guisen herab. Dem Kanzler Olivier, der heimlich dem neuen Glauben ergeben war, brach der Kummer über die Blutscenen, die vor seinen Augen vorgingen, das Herz. Er starb am 30. März. Einige Zeit nachher ritt der alte d'Aubigné mit seinem neunjährigen Sohn durch Amboise. Als er die aufgesteckten Häupter sah, darunter einige von alten Waffengenossen, rief er bewegt aus: „die Henker! sie haben Frankreich enthauptet" und beschwor den Knaben, die Ehrenmänner zu rächen.

Die Guisen und Condé. La Renaudie und seine Schicksalsgenossen hatten feierlich versichert, daß sie nichts Feindseliges gegen den König und Staat im Sinne gehabt, daß ihr einziges Ziel gewesen, die Fremden von dem Regiment zu entfernen und durch eine rechtmäßige Ständeversammlung die alte Reichsordnung herzustellen. Dennoch suchten die Guisen den schwachen Monarchen bei der Meinung zu erhalten, die Reformirten, die von der Zeit an mit dem der Menge unverständlichen Spottnamen Hugenotten belegt wurden, sännen auf Umsturz des Königthums, sie wollten Frankreich nach Art der Schweizer Eidgenossenschaft in kleine Republiken verwandeln, sie seien die gefährlichsten Feinde des Staats und der Kirche. Gerne hätten sie schon jetzt den Prinzen von Condé als den eigentlichen Anstifter der Verschwörung in den Sturz verwickelt; da sie aber keine Beweise seiner Mitschuld in den Händen hatten und der ritterliche Mann in Gegenwart des ganzen Hofes vor dem König feierlich die Beschuldigung als eine Lüge erklärte und sich zum Zweikampf gegen jeden Verleumder erbot, so mußten sie ihre Anschläge auf eine andere Gelegenheit vertagen. Zürnend verließ der Prinz den Hof und begab sich zu seinem Bruder Anton.

Neues Ketzergesetz. Die Verschwörung von Amboise schärfte die Aufregung und mehrte den Haß gegen die Guisen. Die Reformirten, weit entfernt, sich durch den unglück-

lichen Ausgang entmuthigen zu lassen, wagten sich kühner hervor. Man hatte für das Vergangene Amnestie erlassen unter der Voraussetzung, daß die Begnadigten fortan als gute Katholiken leben würden; sie nahmen die Verzeihung hin, änderten aber darum keineswegs ihre Gesinnung; vielmehr dauerten die religiösen Versammlungen fort; aus dem Dunkel der Nacht wagten sie sich sogar an das offene Tageslicht. Der Kardinal gerieth in Zorn; er ging mit dem Gedanken um, eine Inquisition einzuführen nach Art der spanischen oder italienischen; aber sogar Philipp II. mahnte zur Vorsicht; sah er sich doch damals selbst in den Niederlanden zum Nachgeben gezwungen; und welche Aufregung erzeugten die allarmirenden Nachrichten aus Schottland! Gebrochenen Herzens schied die Königin Marie von Guise noch vor Ende des Jahres aus dem Leben und die Reformation zog siegreich durch das Land und nöthigte die französischen Truppen zum Abzug. In Frankreich gingen anonyme Flugschriften voll der heftigsten Invectiven gegen die Guisen von Hand zu Hand. In einer „Epistel an den Tiger Frankreichs" wurde der Kardinal als zweiter Catilina geschildert; der Drucker starb am Galgen. Unter solchen Umständen konnte die gescheiterte Verschwörung nicht zu einer vollständigen Reaction verwendet werden; Karl von Guise war ein zu politisch geriebener Prälat, als daß er den Bogen hätte überspannen sollen. Wenn auch das neue „Edikt von Romorantin", welches im Mai erlassen ward, das Verbot der religiösen Versammlungen strenge aufrecht erhielt, den Angebern Belohnungen aussetzte und die Uebertreter vor die gewöhnlichen Strafgerichte verwies, so gewährte es doch zugleich die Möglichkeit, insgeheim den reformirten Doctrinen anzuhängen, wenn nur von der gottesdienstlichen Bethätigung abgestanden ward. Das Erkenntniß über häretische Ansichten sollte der höheren Geistlichkeit vorbehalten bleiben.

Der Kanzler L'Hôpital.

Das Edikt von Romorantin konnte natürlich die reformatorisch Gesinnten in keiner Weise befriedigen. Was half ihnen eine versteckte Duldung der Gewissensfreiheit ohne äußeren Cultus? Daß aber dennoch eine gewisse Beruhigung eintrat, die Verfolgung in den nächsten Monaten minder streng ausgeführt ward, der drohende Bürgerkrieg noch nicht sofort in Flammen ausschlug, verdankte die Nation dem neuen Kanzler Michael L'Hôpital, einem Rechtsgelehrten, dessen Geist sich an der Weisheit und Humanität des Alterthums gebildet hatte, der mit strenger Tugend und Gerechtigkeit auch Toleranz und Menschenliebe vereinigte und mit sicherer Hand und gewandter Staatskunst ein gewisses Gleichgewicht zwischen den Parteien herzustellen, der Versöhnung der Gemüther eine Stätte zu bereiten verstand. Mit den Guisen seit längerer Zeit befreundet, von der Königin Mutter begünstigt, den Reformirten um seiner freien vorurtheilslosen Gesinnung willen lieb und achtungswürdig, war L'Hôpital eine vermittelnde ausgleichende Persönlichkeit, wie sie damals das aufgeregte und aufgeschreckte Frankreich bedurfte.

Die Notablenversammlung in Fontainebleau. Aug. 1560.

Lange konnte indessen der schwebende Zustand ohne Rechtsgarantien nicht andauern: in allen Zweigen des öffentlichen Lebens waren so viele Nothstände, die nach Abhülfe verlangten, daß die Regierung dem lauten Ruf des Volkes nach einer Einberufung des Reichstages nicht zu widerstehen vermochte. Man wagte jedoch nicht sofort die Vertreter der Nation in ihrer Gesammtheit zu befragen; nur die obersten Räthe, die Häupter der hohen Collegien, die großen Würdenträger im Staat, in der Kirche, in Heer und Flotte sollten zur Berathung einberufen werden. Die Bourbons wußte man aber fern zu halten. In dieser Notablenversammlung, die in der zweiten Hälfte des August in Fontainebleau von dem König eröffnet wurde, reichte der Admiral Coligny im Namen der Reformirten Frankreichs eine Denkschrift ein, in welcher diese, nach Betheuerung ihrer Treue gegen den König und Verwerfung des Complots von Amboise, sich erboten, die Wahrheit ihrer Lehre nach der Heil. Schrift und der primitiven Kirche zu erweisen, und die Bitte stellten, es möchten ihnen Kirchen zur Predigt und zur Feier ihrer Sacramente bewilligt werden. Es war vorauszusehen, daß die Guisen mit aller Macht sich gegen die Forderung erklären würden: die öffentliche Anerkennung einer abweichenden Religionsform erschien dem Kardinal als ein Bruch mit den Traditionen der christlichen Monarchie, in welcher Königthum und römisch-katholische Kirche aufs Innigste verbunden waren; als eine Verkehrung des bisherigen Staatsbegriffes, in die der König nimmermehr willigen könne, ohne sein Seelenheil zu gefährden. Dennoch erkannte der Kardinal die Unmöglichkeit, sich gegen die öffentliche Meinung zu verschließen. Er widersetzte sich nicht, daß auf den 10. December ein Reichstag zur Feststellung des Staatshaushaltes, auf den 20. Januar 1561 ein Nationalconcil zur Ausgleichung der kirchlichen Streitfragen angeordnet werde. Bis dahin sollten die „Gläubigen“, welche sich ruhig zu ihren Predigten und gottesdienstlichen Handlungen versammelten, nicht gerichtlich verfolgt, sondern zur Unterweisung und Bekehrung an die Bischöfe gewiesen werden. Es war ein Zugeständniß der Noth; die Guisen hofften Zeit zu einem Staatsstreich zu gewinnen, der sie wenigstens über das geforderte Concil hinausführen würde. Jedenfalls waren sie entschlossen, unter allen Umständen sich in der Macht zu behaupten. War ja doch der Herzog Franz von Guise der Oberbefehlshaber über das gesammte Kriegswesen, sein Bruder Karl der gebietende Herr im königlichen Rath und die Mehrzahl der Statthalterschaften in den Provinzen in den Händen ihrer Anhänger.

Anstrengungen zum Reichstag von Orleans.

In den Herbsttagen des Jahres 1560 war Frankreich in großer Bewegung. Die Abgeordneten für den Reichstag, den die Regierung zuerst nach Meaux, dann der größeren Sicherheit wegen nach Orleans auf den 10. December ausgeschrieben hatte, sollten gewählt werden. Nun strengten die beiden Parteien alle Kräfte an, um Männer ihrer Farbe in die Versammlung zu bringen. In den Provinzialständen wurden die Mißbräuche, die in den Gerichtshöfen, in der Verwaltung, in der Kirche obwalteten, mit Freimuth aufgedeckt und auf Reformen gedrungen; wie viele Flugschriften und Sendschreiben wurden damals verfaßt und in Umlauf gesetzt! Besonders war der Süden, wo die Bourbons großen Einfluß besaßen und die reformatorischen Ansichten die meisten Bekenner zählten, der Heerd aufgeregter Thätigkeit. Auch Calvin nahm eifrigen Antheil; nicht nur, daß er in Briefen den Getreuen mit Rath und Ermahnung an die Hand ging, er gestattete auch seinem muthigen und gewandten Collegen Beza sich nach Béarn zu begeben, um dort mit Hülfe der Königin Johanna den bestimmbaren, unentschlossenen und wankelmüthigen Anton von Navarra zum Festhalten am Glauben zu ermahnen, ihn zu bewegen, als Vorstreiter und Schirmherr der Reformirten aufzutreten. Denn sein Name und Rang allein konnte der lothringischen Partei ein Gegengewicht bieten, zumal wenn ihm der feurige und muthigere Bruder Condé zur Seite stand. Das erkannten auch die Guisen, und gerade deshalb trachteten sie, diese

Beiden vor Allem zu verderben und die ganze reformatorische Partei in ihren Sturz zu verwickeln. Niemals waren sie thätiger, sich Genossen und Hülfsmittel zu schaffen, damit sie ihre Widersacher mit Gewalt, Schrecken oder Hinterlist zu Falle brächten. Priester und Mönche mußten in ihrem Sinne arbeiten; Edelleute und Beamten, die im Verdacht einer Hinneigung zu den Genfer Doctrinen standen oder sich gar zu denselben bekannten, wurden überwacht oder durch gegnerisch gesinnte Rivalen in ihrer Thätigkeit gelähmt, manche auch in Untersuchung genommen und durch Gefängnißstrafe unschädlich gemacht; nach Rom, nach Madrid, nach Brüssel gingen viele Couriere ab; den Herzog von Savoyen suchte man zu einem Angriff wider Genf aufzustacheln; nach Deutschland und nach der Schweiz wurden Werber ausgeschickt.

Der Staatsstreich in Orleans.

Der Reichstag von Orleans sollte mit Einem Schlag die Guisen von ihren mächtigsten Gegnern befreien und zugleich der Ketzerei den Kopf zertreten. Damit nicht wieder wie bei der Notablenversammlung in Fontainebleau die Bourbons sich fernhielten und der beabsichtigte Gewaltstreich vereitelt würde, mußte der König selbst sie zur Theilnahme an den Berathungen einladen. Es fehlte nicht an Bedenklichkeiten und Warnungen; aber die Lothringer hatten selbst in der Nähe der Brüder die Künste der Bestechung so erfolgreich angewendet, daß denselben von allen Seiten gerathen wurde, der Einladung Folge zu leisten; an so hochgestellte Fürsten würde sich Niemand wagen. So reisten denn die beiden Bourbons mit mäßigem Gefolge am Ende des Oktober nach der Loirestadt, in welcher der Herzog von Guise alle Maßregeln der Vorsicht getroffen hatte. Als sie am Tage nach ihrer Ankunft bei Hofe ihre Aufwartung machten, überschüttete der König den Prinzen von Condé mit den heftigsten Vorwürfen, daß er ihm durch die Verschwörung von Amboise habe Thron und Leben rauben wollen, und gab sofort Befehl, die beiden Prinzen abzuführen und eine gerichtliche Untersuchung über ihr Verhalten gegen König und Staatsgesetze anzuordnen. Navarra wurde darauf in seiner Wohnung unter Aufsicht gestellt und Condé in das Gefängniß gebracht, um als Majestätsverbrecher sein Urtheil zu erwarten. Vergebens berief sich der Gefangene auf das Vorrecht seiner Geburt, kraft dessen nur der König, die Pairs und das gesammte Parlament über ihn zu Gericht sitzen könnten; man verwarf die Berufung und stellte eine Commission auf, welche unter dem Vorsitz L'Hôpitals die Untersuchung leiten sollte. Auch hier leugnete Condé jede Theilnahme an dem Complot von Amboise, bekannte sich aber offen zu dem reformirten Glauben. Die Mehrzahl der Richter fand ihn schuldig; er sollte sein Verbrechen mit dem Tode büßen. Gerne hätten die Guisen das Urtheil sogleich vollziehen lassen; dann hätte sich wohl auch Gelegenheit gefunden, dem älteren Bruder und dem Admiral Coligny, der sich gleichfalls auf den Ruf des Königs nach Orleans in die Höhle des Löwen begeben hatte, das gleiche Schicksal zu bereiten. Es wird sogar erzählt, man sei bereits einig gewesen, der König selber sollte den nächsten Anverwandten des Hauses bei Gelegenheit einer Audienz mit eigener Hand tödten; aber im entscheidenden Momente habe demselben der Muth gefehlt. Wie dem sei, jedenfalls

waren die Guisen entschlossen, ihre Machtstellung und den allgemeinen Schrecken zum Verderben ihrer Feinde und zur Vernichtung der religiösen Neuerung zu benutzen. Nach ihrem Plane sollten alle Mitglieder der Reichsstände, deren Zusammentritt in den nächsten Tagen bevorstand, genöthigt werden, ein katholisches Glaubensbekenntniß zu unterzeichnen; dieses sollte dann im ganzen Königreich, in allen Städten und Dörfern verbreitet und unter dem Druck bewaffneter Mannschaften von den Ortsbeamten Jedermann zur Unterschrift vorgelegt werden; wer sich weigere, würde den Strafgesetzen wider Ketzerei anheimfallen.

Des Königs Tod. 1560. Aber dieser groß artig angelegte Staatsstreich sollte durch ein unerwartetes Ereigniß vereitelt werden. Der König war bedenklich erkrankt; ein Geschwür im Ohr hatte sich in das Gehirn entleert; das Todesurtheil gegen Condé konnte von dem Bewußtlosen nicht bestätigt werden; Katharina von Medicis weigerte sich, mit den im ganzen Lande so gehaßten und so gefürchteten Brüdern gemeinsame Sache zu machen. Mitten in dieser Aufregung starb Franz II. am 5. December 1560, noch ehe die Ständeversammlung eröffnet werden konnte. Siebenzehn Monate hatte seine Regierung gedauert; aber sein Name hatte nur den herrschsüchtigen Männern als Schild gedient, welche die Macht Frankreichs für die Einheit der katholischen Kirche und für ihre eigene Erhöhung und ihr Familieninteresse einzusetzen strebten. Mit dem Tode des unselbständigen Gemahls ihrer Nichte brach ihre usurpirte Gewalt rasch zusammen. Wie stark immer Franz von Guise als Generallieutenant des Königreichs, als Oberbefehlshaber der gesammten Kriegsmacht dastand, nimmermehr konnte er erwarten, daß der Adel Frankreichs gegen die royalistischen Ueberlieferungen sich ihm unterordnen, ihm und seinem Bruder zur Unterdrückung der ersten Häupter des Herrenstandes behülflich sein würde. Ein Umschwung in der Lage der öffentlichen Dinge trat rasch ins Leben.

2. Die minderjährige Regierung Karls IX.

Die Regentschaft. Noch lag die königliche Leiche unbestattet auf dem Paradebett im Schlosse von Orleans, als der geheime Rath sich versammelte. Vor diesem erschien Katharina von Medicis, ihren zweiten Sohn Karl, dem jetzt nach dem Geburtsrechte die Krone Frankreichs zu Theil geworden, an der Hand führend. Er zählte erst elf Jahre und es mußte somit nach den Reichsgesetzen eine vormundschaftliche Regierung bestellt werden. Der junge König dankte den Räthen für die treuen Dienste, die sie seinem Bruder erwiesen, und bat sie jetzt den Befehlen seiner Mutter zu gehorchen. Der Wille eines Unmündigen konnte nicht maßgebend sein; allein sowohl die politische Lage als die Stellung der Parteien verliehen ihm Nachdruck und bewirkten, daß die Königin Mutter wirklich an die Spitze der vormundschaftlichen Regierung trat. Nach den Staatsgesetzen gebührte zwar dem König von Navarra, als dem nächsten Agnaten die erste Stelle, und sowohl Calvin als die Reformirten Frankreichs hofften und wünschten, daß er

sein Recht geltend machen werde. Allein die hohe Frau hatte sich mit ihm bereits verständigt, als er noch unter der Furcht vor den Guisen stand. Er begnügte sich mit dem Range eines Generalstatthalters, wie ihn der Herzog Franz inne gehabt, und mit einem Antheil an der Regentschaft, wie ihm die Königin anbot, und verzichtete auf die oberste Führung. Die schmiegsame Natur des leutseligen Herrn, die weder von tiefen Leidenschaften, noch von energischer Willenskraft getrieben wurde, und die schönen Worte der Gräfin von Montpensier kamen dem Ehrgeize der Mediceerin zu Statten. Zugleich bewirkte Katharina die Freilassung des Prinzen von Condé; dieser bestand jedoch auf einer Revision des Prozesses und erst als das Parlament ihn von dem zur Last gelegten Majestätsverbrechen losgesprochen, nahm er den ihm gebührenden Sitz im königlichen Rathe ein.

Aber auch die Guisen arbeiteten für Katharina; sie hatte sich bisher so gut mit ihnen zu stellen gewußt, daß die bisherigen Gewalthaber von ihr keine Opposition fürchten zu müssen glaubten: als Italienerin hatte sie bei der nationalen Partei keinen festern Fuß als die Lothringer, und auf alle Fälle war die Nichte eines Papstes ihnen weniger im Weg, als die reformatorisch gesinnten Bourbons. Auch ließ Katharina wirklich die Guisen im Besitze ihrer Hof- und Staatsämter; sie fand es nicht rathsam, deren Sturz zu beschleunigen und sich dadurch selbst mit gebundenen Händen in die Gewalt der Opposition zu geben; sie sah voraus, daß die Gegensätze ohnedies bald genug auf einander stürzen würden, und daß ihre Herrschaft am sichersten begründet werde, wenn sie alle Parteien im Gleichgewicht erhielte. Darum war es ihr auch ganz recht, daß der alte Connetable Montmorency auf die Nachricht von dem Ableben des Königs nach Orleans eilte, um den ihm zustehenden Oberbefehl über das Kriegsvolk zu übernehmen. Ein Mann, der mit den Guisen die streng kirchlichen Ansichten theilte, in der Reformationspartei seine nächsten Verwandten hatte, konnte dem System der Neutralitätspolitik, das Katharina einzuhalten gedachte, nur dienlich sein.

Es war ein wichtiger Moment in der Geschichte Frankreichs, als am 13. December die Ständeversammlung eröffnet wurde. Der Kanzler L'Hôpital fühlte die hohe Bedeutung, deshalb wendete er sich in seiner Eingangsrede in erster Linie an den vaterländischen Sinn und die christliche Bruderliebe der Vertreter. In der Religion seien Spaltungen eingetreten, welche die Leidenschaften der Menschen aufs Tiefste erregten und in Flammen setzten; ein Bürgerkrieg bedrohe das Reich, wenn nicht Duldsamkeit und Humanität in die Herzen einkehre; man solle die gehässigen Parteinamen Lutheraner, Hugenotten, Papisten verbannen und nur an dem Namen Christen festhalten. Auch in materieller Beziehung sei das Reich in bedrängter Lage, aus der es nur durch Patriotismus nnd Opferwilligkeit gerettet werden könne; alle Stände müßten zusammenwirken, daß die Schulden, die wegen hoher Verzinsung an die Bankhäuser schwer auf dem Staatshaushalt lasteten, abgetragen oder vermindert und die Ausgaben und Einnahmen in das richtige Verhältniß gesetzt würden. Darum wende sich der König, mit welchem Reich und Nation zu einem organischen Ganzen verbunden seien, an die gesetzmäßigen Vertreter des Volks, um ihre

Die Reichsstände. 1560.

Vorschläge, wie den Nothständen am besten abzuhelfen sei, entgegenzunehmen. Darauf hielten die drei Stände gesonderte Sitzungen, deren Ergebnisse in Schriftstücken (Cahiers) zusammengestellt und von den drei gewählten Vorsitzern dem Kanzler überreicht wurden, um zur Kenntniß der Regierung gebracht zu werden.

In diesen Cahiers, namentlich in der von dem dritten Stande übergebenen Schrift, waren die in allen Theilen des öffentlichen Lebens obwaltenden Uebelstände und Gebrechen so scharf und nachdrücklich hervorgehoben, daß das Bedürfniß durchgreifender Reformen Jedermann einleuchtete. Besonders waren die Beschwerden über die Mißbräuche in der Kirche und bei der Geistlichkeit in den Eingaben der beiden weltlichen Stände so zahlreich und die in Vorschlag gebrachten Reformen so einschneidend in den gesammten hierarchischen Organismus, daß die strenggesinnten Katholiken mit Bestürzung wahrnahmen, wie weit die reformatorischen Ideen bereits eingedrungen und welche Fortschritte sie in den Anschauungen der gebildeten Stände gemacht hatten. Die Sittenlosigkeit und Unwürdigkeit so vieler Kleriker wurde scharf gerügt und als Abhülfe ein System der Anstellungen empfohlen, das mit den bisherigen Gebräuchen und der pragmatischen Sanction in grellem Widerspruch stand. Die Geistlichen sollten von den Gemeinden gewählt und zuvor von gelehrten und würdigen Männern geprüft werden; bei der Wahl der Bischöfe sollten neben der Diöcesangeistlichkeit auch weltliche Notablen, Edelleute und Bürger mitwirken und nur Tugend und Kenntnisse den Ausschlag geben; das Kirchenvermögen sollte nicht allein dem Klerus zu gute kommen, ein Drittel davon sollte für die Armen, ein anderes Drittel für die Unterhaltung der Kirchen, Schulen, Hospitäler verwendet werden. Auch für Abtragung der Staatsschulden sollte man das Kirchengut beiziehen und alle Annaten und Dispensationsgelder, die nach Rom gezahlt würden, aufheben. Wie einst die Evangelischen in Deutschland, forderten einige Landschaften, wo die calvinischen Doctrinen am meisten Eingang gefunden hatten, daß man die Kirche nach dem reinen Worte Gottes, wie es in der Bibel enthalten sei, reformire und zu dem Ende ein freies Nationalconcil anordne, zu dem auch die Bekenner der Genfer Religionsform beigezogen werden möchten. — Diesen Forderungen der weltlichen Stände begegnete der Klerus mit Klagen über die zunehmende Ketzerei und verlangte, daß die bisherigen Religionsedikte auch ferner mit aller Energie und Strenge durchgeführt würden, wogegen eine große Zahl reformirter Gemeinden Gesuche einreichten, daß ihnen der Gottesdienst und die Feier der Sacramente gestattet werde, und ohne erst den Bescheid abzuwarten, von diesem Rechte Gebrauch machten. Wo die Beamten oder die unteren Volksklassen sie hindern wollten, setzten sie sich wohl auch zur Wehr.

Milderung der Ketzeredikte.

Am letzten Januar schloß der Kanzler den Reichstag, man hatte den Ständen keine Gelegenheit gegeben, sich über die vormundschaftliche Regierung auszusprechen, ihre Zustimmung zu der getroffenen Einrichtung wurde somit vorausgesetzt. In einigen Monaten sollte eine neue Versammlung stattfinden, jedoch in der Weise, daß jede der dreizehn Provinzen nur drei Abgeordnete, von jedem Stande einen, absende, mit Vollmachten und Instructionen von den Provinziallandtagen versehen. Mittlerweile suchte L'Hôpital durch Umsicht und Kraft die Autorität der Regentschaft zu befestigen, die aufgeregten Geister zu dämpfen, den Uebelständen, welche in den Cahiers gerügt worden waren, nach Möglichkeit abzuhelfen, durch Verordnungen im Sinne des Friedens, der Gerechtigkeit, der Huma-

nität die Gemüther zu versöhnen, die Lasten des dritten Standes zu erleichtern, gewaltthätige Ausbrüche durch die Macht der Gesetze niederzuhalten. Gern hätte er auch den Hugenotten das Recht religiöser Versammlungen verschafft; aber noch war die katholische Gegenströmung zu stark; Alles was er durchzusetzen vermochte, war, daß in dem „Edikt vom Juli" das reformirte Religions- Juli 1561.
bekenntniß nicht mehr mit Leib und Leben, sondern nur mit Verbannung bestraft werden sollte. Auch wurde den Amtleuten ausdrücklich verboten, in die Häuser der Reformirten einzutreten und Nachforschungen in zudringlicher Weise anzustellen. Katharina von Medicis unterstützte den Kanzler in seinen Bemühungen; denn nur in dem Falle, daß weder die eine noch die andere Partei ausschließlich die Macht erlange, konnte sie sich im Regiment behaupten. So erlebte man denn die eigenthümliche Erscheinung, daß eine Fürstin, die durch Denkweise, Familientraditionen, Erziehung ganz in den Ideenkreisen der römisch-katholischen Kirche stand, in diesem kritischen Zeitpunkte den Reformirten möglichst viele Erleichterungen zu verschaffen suchte, bei Anwendung der Ketzergesetze stets Nachsicht und Milde empfahl, ohne sich durch die Einsprache der Parlamente oder durch die mißbilligenden Aeußerungen der römischen und spanischen Gesandtschaft abhalten zu lassen.

Um so fester schlossen die Ultramontanen ihre Glieder. Der Connetable Das „Triumvirat".
von Montmorency, der gegen seine Ueberzeugung durch seine Söhne und Neffen auf die Seite der Gemäßigten geführt worden war, und den Bourbons sich genähert hatte, ließ sich jetzt durch seine auf den Einfluß der Stiefsöhne eifersüchtige zweite Gemahlin und durch die alte Herzogin von Valentinois auf die andere Seite drängen. Er schloß mit dem Herzog von Guise und dem Marschall von St. André ein Bündniß zur Erhaltung der katholischen Kirche in ihrer bisherigen April 1561.
Gestalt und Herrschaft, ein Bündniß, das man in dem gegnerischen Kreise ironisch als „Triumvirat" bezeichnete. Der alte Kriegsherr und die königliche Buhlerin hatten in früheren Jahren aus den Ketzeredikten und den damit verbundenen Confiscationen große Vortheile gezogen; nun fürchteten sie bei einem Umschlag unliebsame Enthüllungen und Verluste.

Die in Orleans verheißene zweite Einberufung der Generalstände war auf Die Generalstände u. das Religionsgespräch von Poissy, 1561.
den 1. August vertagt worden. Als dieser Termin herbeikam, versammelten sich die weltlichen Stände, die Abgeordneten des Adels und der Städte der dreizehn Gouvernements, nur sechsundzwanzig an Zahl, aber hervorragend durch Stellung und Einsicht, zu Pontoise, indeß die Geistlichkeit, weit zahlreicher vertreten und alle hohen Würdenträger der Kirche in sich fassend, ihre Sitzungen in Poissy hielt. Die letztere Versammlung sollte zugleich das Nationalconcil vorstellen, auf das der Reichstag von Orleans gedrungen hatte. Daher nahmen nicht nur die Häupter der Hierarchie, sechs Kardinäle, sechsunddreißig Bischöfe und eine große Anzahl Doctoren nebst dem Jesuitengeneral Lainez an der Versammlung Theil; die Regierung gestattete auch, daß reformirte Prediger und Theologen,

an ihrer Spitze Theodor Beza von Genf und Peter Martyr von Zürich, ihre Glaubenslehren erklären und rechtfertigen durften. Es machte einen günstigen Eindruck, als der gelehrte, redegewandte College Calvins, der einst in den Kreisen des hohen Adels gelebt und durch seine Bildung und Manieren seine vornehme Herkunft verrieth, in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes in wohlklingender Sprache das Bekenntniß der reformirten Kirche nach den Grundlehren seines Meisters vortrug. Und was der Versammlung zu Poissy noch eine größere, eine welthistorische Bedeutung verlieh, war, daß der Kardinal von Lothringen, das Haupt der französischen Kirche, der erste Staatsmann seiner Zeit, sich herbeiließ, die Anschauungen Roms über die hierarchische Kirchenverfassung und die Lehre von der Eucharistie in eigener Person gegen den Genfer Theologen zu vertheidigen.

Reformanträge. Am 27. August versammelten sich die drei Stände in St. Germain zu einer königlichen Sitzung. Hier wurden nun von Seiten der weltlichen Abgeordneten Ansichten und Vorschläge vernommen, welche über die in Orleans vorgebrachten Wünsche und Anträge weit hinausgingen und eine gänzliche Umgestaltung der kirchlichen und staatlichen Verfassung herbeigeführt hätten. Man verlangte, daß die Religionsedikte außer Kraft gesetzt, auf einem Nationalconcil die streitigen Glaubenslehren nach dem Worte Gottes und der primitiven Kirche entschieden und bis zur Herstellung der religiösen Einheit den Neugläubigen freie Predigt und Feier der Sacramente gewährt würde. Zu diesem Zweck sollte ihnen in jeder Stadt eine Kirche eingeräumt oder eine neue zu bauen gestattet werden. Zugleich wurde eine Reform des gesammten Kirchenwesens in der Art vorgeschlagen, daß das zwischen Franz I. und Papst Leo X. vereinbarte Concordat abgeschafft, ein Theil der Kirchengüter zum Vortheil des Königs und des Adels eingezogen und der Klerus aus der Staatskasse besoldet würde. Durch Verkauf oder Vertheilung der geistlichen Besitzungen könnten die Staatsschulden getilgt und manche Einrichtungen für das Gesammtwohl getroffen werden. Von dem geheimen Rath sollten alle Prälaten wegen ihres einem andern Haupte zu leistenden Eides ausgeschlossen sein. Neben diesen Vorschlägen enthielten die Cahiers des Adels und des Bürgerstandes noch Forderungen anderer Art von nicht minderer Tragweite. Durch ein Regentschaftsgesetz sollte für ewige Zeiten festgestellt werden, daß bei eintretenden Minderjährigkeiten die Prinzen von Geblüt im Verein mit den Reichsständen die vormnndschaftliche Regierung zu bestimmen hätten; alle zwei Jahre sollten die Generalstände regelmäßig einberufen, über die Verwaltung der öffentlichen Gelder genaue Rechenschaft abgelegt, die Zahl der Aemter vermindert, die Richterstellen durch Wahl von drei zu drei Jahren besetzt werden u. A. Es waren die Keime einer constitutionellen Monarchie mit einer periodisch bestimmten Ständeversammlung, einer gewählten Magistratur und einer den Staatsgesetzen unterworfenen Kirchengemeinschaft.

Ausgang. Es war begreiflich, daß solche Anträge bei den Ultramontanen wie in den Regierungskreisen Unmuth und Verdruß hervorriefen. Noch schwebten die Neugläubigen unter den Strafbestimmungen der Ketzeredikte und nun ertönte schon der Ruf nach einer allgemeinen Reform des gesammten Staats- und Kirchenwesens. In England hatte einst eine despotische Königshand die nationale Opposition benutzt, um den Klerus zum Bund mit der Regierung zu zwingen

und die Herrschaft Roms abzuwerfen; konnte diese Erscheinung jetzt nicht auch in Frankreich sich wiederholen? Hier regten sich jedoch ganz andere Tendenzen. Die Regierung, weit entfernt der Reformpartei auf dem kühnen Weg zu folgen, ließ sich mit der Geistlichkeit in ein Compromiß ein. Der Klerus zeigte sich bereit, der Krone sechs Jahre lang eine Beisteuer von 1,600,000 Livres jährlich zur Verzinsung und theilweisen Abtragung der Staatsschulden und zum Rückkauf der Domänen zu bewilligen, wogegen die Königin den geistlichen Herren den Fortbestand ihrer Rechte und Güter und die Erhaltung des katholischen Glaubens versprach. Die Pariser Stadtgemeinde, die bei der Staatsschuld namhaft betheiligt war, begünstigte ein Abkommen, durch das sie größere Sicherheit für Kapital und Interessen erlangte. — Nun nahmen auch die Religionsverhandlungen in Poissy schnell eine andere Wendung. Wie auf den deutschen Reichstagen hatte man nach dem Wunsch der Königin aus den gemäßigteren Mitgliedern eine Commission gewählt, welche einen Ausgleich über die wichtigste Unterscheidungslehre, das Abendmahl, zu erzielen versuchen sollte. Obwohl Kardinal Karl gleich Anfangs die reformatorisch gesinnte Partei zu spalten sich bemühte, indem er die lutherische Auffassung von der leiblichen Gegenwart als eine „Brandfackel" in die Discussion hineinwarf, so wurde doch eine Formel gefunden, mit der sich alle Theile der Commission, auch Peter Martyr, zufrieden gaben. Es war der schon vielfach betretene Vermittelungsweg vom geistlichen Genießen des Leibes und Blutes durch den Glauben. Als nun aber die Eintrachtsformel „in ihrer bleichen farblosen Allgemeinheit" der Versammlung zur Annahme vorgelegt wurde, verwarfen die Prälaten, die mittlerweile mit der Regierung die erwähnte Uebereinkunft geschlossen, einen Glaubensartikel, worin die Wandlungslehre vorsichtig umgangen war. Sie wurden darin von den Doctoren der Sorbonne lebhaft unterstützt. So nahm denn das Colloquium von Poissy einen ähnlichen Ausgang, wie früher die Religionsgespräche in Deutschland. Bei einer so entgegengesetzten Auffassung des gesammten religiösen Lebens und Denkens konnte kein Vermittelungsversuch gelingen. *Ende September 1561.*

Das Toleranzedikt vom Januar 1562. Dennoch war die geistliche Versammlung in Poissy nicht ohne Früchte für die reformatorisch Gesinnten. Die verleumderischen Nachreden waren zerstreut worden, wie Nebelgebilde von der Sonne. Beza erfreute sich der Gunst und Anerkennung bei Hof, bei Adel und Volk; Peter Martyr wurde von der Königin Mutter als Florentiner gern gesehen; man fand, daß die Lehren der Reformirten doch nicht so verwerflich und unchristlich seien, wie die zelotischen Altgläubigen glauben machen wollten; man hob hervor, wie eifrig Calvin und die übrigen Reformatoren gegen die das Staats- und Gesellschaftsleben untergrabenden Wiedertäufer gestritten hätten. Man ließ es geschehen, daß die Neugläubigen ihre religiösen Zusammenkünfte abhielten, daß sie wohl hie und da eine Kirche für ihren Gottesdienst zu gewinnen suchten. Bewaffnete Edelleute geleiten mitunter die Prediger und Gemeindeglieder in die Versammlungshäuser, um sie

gegen die Angriffe und Insulten des fanatisirten Pariser Pöbels zu schützen. Die Regierung zog Erkundigungen über die Stärke der Neugläubigen ein, und als sie fand, daß die Zahl der reformirten Gemeinden zweitausendeinhundertfünfzig betrug, erklärte L'Hôpital einer Versammlung von Parlamentsräthen, die er aus den acht Gerichtshöfen des Reichs nach St. Germain berufen hatte, daß die Ketzeredikte sich bisher als fruchtlos erwiesen hätten und daß man Mittel und Wege finden müsse, mit denen eine friedliche Lebensgemeinschaft ermöglicht werde. Die französischen Justizräthe hielten in der Regel eben so fest an den herkömmlichen Gesetzen, wie ihre Collegen beim Reichskammergericht in Deutschland, und so vermochte auch bei dieser Gelegenheit L'Hôpital nicht die erforderliche Mehrheit für gänzliche Freigebung des religiösen Bekenntnisses und Ueberlassung einiger Kirchen zum reformirten Cultus zu erlangen; doch erreichte er soviel, daß die bisherigen Ketzergesetze so gut wie aufgehoben und die ersten Schritte zur Duldung und zum confessionellen Zusammenleben gethan wurden. Durch das „Edikt vom Januar" wurde nämlich den Protestanten Frankreichs gestattet, außerhalb der Stadtmauern und auf dem Lande ungestört ihre Predigten, Gebete und gottesdienstlichen Handlungen abzuhalten. Doch sollten sie unbewaffnet erscheinen und sich durch Eidschwur verpflichten, nichts Anderes zu lehren, als was in den Büchern der heil. Schrift und in dem Symbol des Concils von Nicäa enthalten sei, sich den bürgerlichen Gesetzen zu unterwerfen, bei Synoden und Versammlungen die Erlaubniß der königlichen Beamten einzuholen und die katholischen Festtage äußerlich zu beobachten. Die Prediger und Aeltesten der Gemeinden nahmen die dargebotene Gabe mit Dank an. Wurden sie doch durch dieses Edikt zum erstenmal in den Frieden des Reichs aufgenommen, ihr Glaube nicht länger mehr zum Verbrechen gestempelt! Es kostete einige Mühe das Pariser Parlament dahin zu bringen, daß es dem Gesetze seine Zustimmung gab und somit erlaubte, was es früher so strenge zurückgewiesen. Noch waren nicht drei Jahre verflossen, daß der Parlamentsrath Dubourg, als er eine Milderung der kanonischen Gesetze gegen die Ketzer für nöthig hielt, Kerker und Tod erleiden mußte; und nun gab die ganze Corporation ihre Einwilligung zur Toleranz!

Jan. 1562.

Die Parteistellung.

Zwingli hatte einst von den Urkantonen der Schweiz nichts weiter verlangt, als daß sie die Verkündigung des Evangeliums nicht hindern sollten; so überzeugt war er von der göttlichen Kraft und Wahrheit der reformatorischen Heilslehre, daß er auf ihren unzweifelhaften Sieg vertraute, wenn man der Predigt freien Lauf gönne; er hat für diesen Grundsatz sein Leben gelassen. Seine ideale Auffassung hat sich nicht bewährt. Es wurde schon früher angedeutet, daß der neue Glaube nur mit Hülfe der obrigkeitlichen Gewalten sich zu festen kirchlichen Organisationen emporzuarbeiten vermochte, daß die reformatorischen Ideen, wo sie mit der regierenden Macht in Widerstreit geriethen, entweder unterdrückt wurden oder zu schwärmerischen, unhaltbaren Bildungen sich verflüchtigten. Insbesondere war die mehr erregbare als zähe und constante Natur der

Romanen nicht geschaffen, die neuen religiösen Doctrinen mit instinctiver Volkskraft zu erfassen und durchzuführen. Durch das Edikt vom Januar hatten die Hugenotten Frankreichs eine Stellung erlangt, die zu weiteren Eroberungen benutzt werden konnte. Mächtige Adelshäupter, in erster Linie Condé und Coligny, hielten sich öffentlich zu ihnen. Die Regierung war nicht wider sie, wenn sie auch nicht offen Partei für sie ergriff; die altfranzösische Staatsidee, nach welcher die Aufrechthaltung der hierarchischen Satzungen als die heiligste Pflicht der Krone galt, die Einheit des Glaubens und der gottesdienstlichen Formen und heiligen Gebräuche mit der Monarchie unzertrennlich verbunden schien, war erschüttert und durchbrochen. Außerhalb der Stadtmauern diente man Gott mit französischen Gebeten und Psalmen, bekannte man sich zur Gemeinschaft mit Gott und den Brüdern durch Predigt und Sacramente, die von der römisch-katholischen Kirche weit abwichen. Und doch sollten die Bekenner dieses neuen Glaubens nicht mehr für Ketzer gelten, nicht mehr den kanonischen Strafgesetzen unterliegen. Man könnte die Frage aufwerfen, ob nicht damals, wenn ein starker Königswille sich den neuen Ideen zugewendet hätte, auch in Frankreich die Reformation zur Herrschaft hätte gelangen können? Es ist nicht so gekommen; mit einziger Ausnahme der französischen Schweiz blieb der reformatorische Lehrbegriff und Cultus auf die germanische Welt beschränkt. Es ist nicht die Aufgabe des Historikers, sich in Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten einzulassen, sondern den Gang der Ereignisse, das Werden des realen Lebens zu beobachten und die Factoren zu erforschen, die dabei thätig waren. Und da konnte man denn bald gewahren, daß die Mächte, die sich zur Erhaltung des Alten rüsteten, gewichtige Streitkräfte ins Feld zu führen vermochten. Wohl hatte, wie wir früher dargethan, die Reformation in allen Theilen Frankreichs Boden gewonnen; der Bürgerstand und der niedere Adel hatte die neue Lehre mit Eifer und Begeisterung ergriffen, in allen namhaften Städten und Flecken bestanden reformirte Gemeinden nach der Genfer Mutterkirche und in manchem Edelsitz hörte man Predigt und Psalmengesang; mehrere Statthalter und viele hochgestellte Beamten in den Provinzen und Amtsbezirken begünstigten aus Loyalität eine Kirchenform, die sich, wie es schien, der Gunst des Hofes und der Regierung erfreute. Der Calvinismus mit seinen aristokratisch-republikanischen Organen, mit seiner Sittenstrenge und Kirchenzucht, mit seinen ernsten, ja düsteren Lebensanschauungen, machte einen gewaltigen Eindruck auf die Gemüther der Franzosen in den mittleren Ständen. Wir haben schon einige der ritterlichen Gestalten kennen gelernt, die wie d'Aubigné, Lanoue der „Eisenarm“, Coligny, Condé u. A. ihr Leben und ihre Kraft dem reformirten Glauben zu widmen entschlossen waren; und noch viele andere, die uns im Laufe der Geschichte begegnen werden, wie Sully, Duplessis-Mornay, dachten und fühlten wie sie. Sie waren die Führer jener muthigen Hugenottenschaaren, die als die Miliz des Heilandes ihre Fahne hochhielten und für dieselbe mit ihrer ganzen Persönlichkeit und Ueberzeugung ein-

zustehen bereit waren. Aber es traten ihnen feindliche Mächte gegenüber, welche wirksamere Hebel einzusetzen hatten: die fanatische Volksmenge in Stadt und Land, die den aufreizenden Reden und Eingebungen zelotischer Priester und Mönche gehorchte; die Satelliten des Papstes, des Königs von Spanien, der Guisen; die Jesuiten, die endlich trotz des Neides und der Eifersucht der Parlamente, der Sorbonne und der übrigen Orden im Reiche festen Fuß gefaßt und in Paris und anderwärts klösterliche Anstalten errichtet hatten; viele Glieder des hohen Adels, denen die rigorose Sittenlehre der Calvinisten mißfiel und die der Absolution ihrer Beichtväter bedurften. Alle haßten die Hugenotten, welche mit dem aristokratischen Selbstgefühl höherer Tugend und Lebensreinheit auftraten und sich sektenartig von der Außenwelt abschlossen. Nicht einmal die Humanisten, die Träger und Verbreiter der neuen Bildung, standen zu den Hugenotten; wir haben früher gesehen, daß die französischen Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts der großen Mehrheit nach sich zu den Altkirchlichen hielten.

Anton von Navarra zu den Ultramontanen.

Das Edikt vom Januar war den Ultramontanen ein Dorn im Auge; mit dem Zugeständniß religiöser Duldung und Gewissensfreiheit schien ihnen der ganze monarchische und hierarchische Bau des Mittelalters gefährdet. Die Häupter der Partei beriethen sich eifrig mit dem päpstlichen Botschafter und dem Gesandten Philipps II. über die Mittel, die Ketzerei zu unterdrücken. Da schien es ihnen vor Allem rathsam, den König Anton von Navarra auf ihre Seite zu ziehen. Als der nächste Agnat stand er neben der Königin Mutter an der Spitze der Regentschaft; durch seinen Beistand hatten die Hugenotten Duldung erlangt, war Condé ihr Haupt geworden. Wenn er nun der Partei entfremdet ward, konnte diese nicht mehr auf den Schutz der Regierung rechnen. Der König von Spanien war für Obernavarra in Sorge, das seine Vorfahren mit päpstlicher Erlaubniß sich angeeignet hatten, auf das der Bourbon aber stets Ansprüche machte. Als Generallieutenant von Frankreich und unterstützt von der Reformpartei, konnte er diesen Ansprüchen leicht Nachdruck geben und einen Grenzkrieg erregen. Die Herren kannten den schwachen Charakter Antons. Schon in Poissy hatte der Kardinal dem Bourbon, der für den lutherischen Begriff der Abendmahlslehre eine Vorliebe hatte, gegen die calvinische Auffassung von diesem Sacrament Mißtrauen eingeflößt und Zweifel in seiner Seele hervorgerufen. Jetzt setzten die Verbündeten, unterstützt von den Rathschlägen Granvella's, noch andere weltliche Hebel ein. Durch eine Hofdame, mit welcher Anton in einem Liebesverhältniß stand, wußten sie denselben wieder für die katholische Glaubensrichtung zu gewinnen; zugleich stellten sie ihm in Aussicht, der König von Spanien würde ihm als Ersatz für Obernavarra die Insel Sardinien oder eine Herrschaft auf der Nordküste von Africa übergeben, etwa Tunis, das den Korsaren entrissen werden sollte. Ja der päpstliche Botschafter ließ sogar einen Wink fallen, der heilige Vater sei nicht abgeneigt, ihn von seiner ketzerischen Gemahlin zu scheiden und eine Vermählung mit Maria Stuart zu bewirken. So vielen

Versuchungen vermochte der König von Navarra nicht zu widerstehen. Er ließ sich von Montmorency und St. André bereden, in den Bund einzutreten, den diese mit dem Herzog von Guise geschlossen hatten, in der Absicht, die Abschaffung des Toleranzedikts vom Januar zu erzwingen, und verkaufte, wie Calvin an die Königin Johanna schrieb, sein Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht.

Die Guisen hatten ihrer Nichte Maria Stuart bei ihrer Rückkehr nach Schottland das Geleite gegeben und hielten sich dann in ihren Besitzungen auf. Da bemerkten sie zu ihrem großen Aerger, wie sehr die calvinische Ketzerei bereits an allen Orten Eingang gefunden; selbst in ihren eigenen Amtskreisen und Familiensitzen stießen sie auf Trotz und Widerstand. Schon damals faßten sie einen Gewaltstreich ins Auge. Eine Zusammenkunft der beiden Brüder mit dem lutherischen Herzog Christoph von Württemberg in Zabern, hatte offenbar nur den Zweck, sich selbst deutsche Söldner zu sichern und den Gegnern die fremde Hülfe abzuschneiden. Auch bei dieser Gelegenheit führte der Kardinal dem deutschen Fürsten zu Gemüthe, daß in dem Lehrbegriff von der Eucharistie die Lutherischen und Katholischen einander sehr nahe ständen. Nach einem Besuche bei ihrer Mutter in Joinville trat der Herzog mit seinem Bruder die Reise nach Paris an. Er hatte früher einmal, als das Parlament den Antrag auf Milderung der Ketzergesetze verwarf, feierlich erklärt, daß er diesen Beschluß mit seinem Schwerte aufrecht erhalten werde; jetzt schien ihm der Augenblick gekommen, da er sein Wort einlösen müsse. Die Brüder machten sich daher mit einigen hundert Bewaffneten auf den Weg, um sich mit den Freunden in Paris zu gemeinsamen Schritten zu vereinigen. In dem Städtchen Vassy, nicht gar weit von Joinville, hatte sich gegen den Willen der verwittweten Herzogin und des Bischofs von Chalons eine calvinische Gemeinde gebildet. Diese war gerade in einer Scheune zum Gottesdienst vereinigt, als die Guisen mit ihrem Gefolge durch die Stadt zogen. Franz von Guise schickte seine Leute ab, daß sie die Predigt verhindern und die Versammelten auseinander treiben sollten. Als die Reformirten, im Vertrauen auf das neue Gesetz, nicht Folge leisteten, gebrauchten die Soldaten Gewalt. Die Angegriffenen wehrten sich mit Steinen und Stöcken. Auf den Lärm eilte der Herzog selbst herbei, um, wie er später behauptete, die Ruhe herzustellen; auch er wurde von einem Steinwurf getroffen. Wüthend stürzte jetzt die haßentflammte Bande mit ihren Waffen über die Wehrlosen her und füllte den Raum des Friedens mit Mord und Blutvergießen. Sechzig Unglückliche, Männer, Frauen und Kinder hauchten unter den Streichen der Bewaffneten ihr Leben aus, zweihundert wurden mit Wunden bedeckt. Der Herzog schaute zu, ohne dem Gemetzel Einhalt zu gebieten. Nach dieser Heldenthat eilte er nach Paris, wo er von den Gesinnungsgenossen und von der Volksmasse als Sieger gefeiert wurde. Nun hörten auch in der Hauptstadt die Versammlungen der Reformirten auf; Condé entfernte sich von Paris, um einem vorzeitigen ungleichen Kampfe auszuweichen, und während der alte Montmorency sich das

Der blutige Gräuel zu Vassy.

15.—18. Febr.

1. März 1562.

Vergnügen machte, die Kanzeln und Bänke der Calvinisten zu verbrennen, hielt der Kardinal feurige Reden gegen die religiöse Neuerung. Eine Volkswehr von 24,000 Mann, aus eifrigen Altgläubigen bestehend, trat unter die Waffen und stellte sich dem Herzog zur Verfügung, um, wie Moses geboten, die Feinde Gottes vom Erdboden auszurotten. Damit war von vorn herein die Haltung der Hauptstadt in dem bevorstehenden Kampfe entschieden. Paris wurde das Bollwerk des Katholicismus. Schon im nächsten Monat erklärten die Verbündeten, daß das Edikt vom Januar für die Hauptstadt und den städtischen Umkreis keine Gültigkeit habe; so gedachte man allmählich auch in den andern größern Städten zu verfahren, bis im ganzen Reich die Neuerung unterdrückt sein würde.

3. Die drei ersten Religionskriege und der Friede von St. Germain.

Orleans das Hauptquartier der Reformirten. 1562. Als die Kunde von dem Blutbad in Vassy durch das Land drang und die Leidenschaften mächtig aufregte, befand sich der Hof in Fontainebleau. Katharina von Medicis gerieth in Sorge um ihre Sicherheit, sie wandte sich an Condé, daß er sie und den König gegen jede Gewaltthat schütze: aber ehe der Prinz eine hinreichende Streitmacht um sich sammeln konnte, kamen die Verbündeten mit Kriegsvolk herbei und nöthigten Katharina und ihren Sohn, ihnen nach Paris
26. März. zu folgen. Beide zeigten großen Unmuth über den ihnen zugefügten Zwang; Karl IX. vergoß Thränen und Katharina überlegte noch in Melun, ob sie nicht entfliehen sollte. Sie fügte sich jedoch in die Umstände; zu Anfang Aprils befand sich der Hof im Louvre. Unterdessen war der calvinische Adel auf den Ruf Condé's aus allen Theilen des Reichs mit bewaffnetem Gefolge nach Orleans gezogen. Es waren angesehene Leute, die Blüthe der französischen Nobilität, welche sich in der altberühmten Loirestadt sammelten: der Prinz selbst, ein ritterlicher Mann voll Lebenslust und Beweglichkeit, aber auch für die ernsten Anliegen der Menschheit empfänglich, eine jener Naturen, „für welche Bedrängnisse und Gefahren heilsamer sind als Wohlergehen"; mit ihm seine nächsten Verwandten, die drei Chatillons, Oheime seiner Gemahlin, Franz von Larochefoucauld, der mächtigste und reichste Herr in Poitou, Condé's Schwager, Graf Porcian, der Gemahl seiner Nichte. Aus Bretagne war der Vicomte René von Rohan erschienen, aus der Normandie Montgomery, von dessen Lanze einst Heinrich II. im Turnier verwundet worden, aus Poitou Soubise, aus Gascogne der Graf von Gramont, aus der Picardie der Herr von Senlis. Bald
11. April. zählte man dreitausend Edle in Orleans. Sie verbreiteten ein Manifest, daß die Guisen und ihre Parteigenossen den König und die Regentin gewaltsam entführt hätten und gefangen hielten, und daß es Pflicht jedes getreuen Unterthans sei, das Staatsoberhaupt zu befreien und das Unrecht zu strafen; sie schlossen einen Bund zur Aufrechthaltung der Gesetze und der obrigkeitlichen Autorität, bis der König selbst die Zügel der Regierung ergreifen würde. Dafür wollten sie Leben

und Gut einsetzen. Den Prinzen von Condé erwählten sie zu ihrem Bundeshaupt und Führer und schwuren ihm Treue und Gehorsam. Aus allen namhaften Städten trafen Beitrittserklärungen der Religions- und Parteigenossen und bewaffnete Mannschaften ein; und wo die Reformirten zahlreich genug waren, bemächtigten sie sich des städtischen Regiments. Beza begleitete das Heer der Calvinisten und diente den Glaubensgenossen als „Lagerredner" und Schriftführer. Während die katholischen Bundeshäupter den König zu bewegen suchten, daß er öffentlich erkläre, er werde nicht gefangen gehalten und es sei sein fester Wille, daß nur die römisch-katholische Kirche in seinem Reiche bestehe, wurde durch den Prinzen das Duldungsedikt vom Januar als königliches Gesetz von Neuem bekannt gemacht.

So war denn Frankreich in zwei Heerlager gespalten: jede Partei sprach für sich das Recht an, im Namen des Königs zu handeln; eine allgemein anerkannte Regierungsautorität bestand nicht. Die Frage, ob in Zukunft Duldung und Gewissensfreiheit eine Stätte in Frankreich finden oder ob die katholische Religionsform ausschließlich herrschen solle, konnte nur mit dem Schwert entschieden werden. Und dazu trafen beide Theile energische Anstalten. Die Häupter des katholischen Bundes sammelten ihre Heerschaaren, und in den Reihen der Calvinisten erschallte der alttestamentliche Schlachtruf: „Zu deinen Gezelten, Israel". Auch das Ausland wurde beigezogen. Während die reformirten oder toleranten Landesfürsten Deutschlands, wie Kurpfalz und Hessen, sich für die Hugenotten erklärten und die Königin Elisabeth ihnen zur See Vorschub leistete, und sie gegen Einräumung der Seestadt Havre de Grace mit Geld unterstützte, erhielten die Guisen von Luzern und den Waldstätten Hülfstruppen, „damit der König von Frankreich bei der alten Religion erhalten werde", und Philipp II. ließ einige tausend Spanier über die Pyrenäen rücken; die Kirche spendete ihren Segen und einige Geldbeiträge. Bald entbrannte der Krieg in allen Theilen des Reichs. Die Hauptheere zogen sich im Herbst an der unteren Seine zusammen, entschlossen in der Normandie ihre Kräfte gegen einander zu messen. Da geschah es, daß Anton von Navarra bei der Belagerung der hartbedrängten Stadt Rouen den Tod fand. Sein Sohn Heinrich war noch ein Knabe (geb. 4. December 1553 zu Pau in Béarn); so fiel denn die ganze Autorität des Bourbonschen Namens dem Prinzen von Condé zu. Er konnte auf die Stelle des Bruders in der vormundschaftlichen Regierung Ansprüche erheben. Wie gerne hätten die Ultramontanen auch ihn zum Abfall verlockt; aber an der geraden, offenen Natur des Fürsten prallten die Künste der Versuchung und Verführung ab; er hielt fest bei der Fahne, zu der ihn Ueberzeugung, Ehre und Waffenbrüderschaft geführt. Bald nachdem Rouen von den Katholischen erobert und für die hartnäckige Vertheidigung und den Tod des Führers vor den Mauern furchtbar gezüchtigt worden, kamen bei Dreux an der Eure die Heere einander so nahe, daß eine Schlacht erfolgen mußte. Es war zum erstenmal, daß die Häupter des

Kämpfe und Religionswuth.

französischen Adels, die in früheren Jahren so oft unter derselben Fahne für König und Vaterland gefochten, nun gegeneinander in tödtlicher Feindschaft die Waffen zückten. Da sah man Guise und Montmorency gegen Coligny und Dandelot, die alten Kriegsgefährten von St. Quentin, die Schlachtreihen ordnen! Seitdem man in Paris den Bluttag zu Vassy mit Prozessionen und Dankgebeten gefeiert, hatte der religiöse Haß sein düsteres Reich in den Gemüthern aufgeschlagen und alle anderen Regungen zurückgedrängt. Es wurde auf beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit gestritten, und kein Theil konnte sich entscheidender Vortheile rühmen. Denn wenn auch die Katholischen das Waffenfeld behaupteten, so hatten sie dafür mehr Gefallene zu beklagen als die andern. Unter den Gebliebenen war der Marschall St. André; die beiden Führer Condé und Montmorency geriethen in Kriegsgefangenschaft. Gleichzeitig wurde in den meisten Städten ein erbitterter Bürgerkrieg geführt, der namentlich im heißblütigen Süden von Scenen wilder Rachgier und Zerstörungswuth begleitet war. Nicht nur daß die Hugenotten für das Hinschlachten ihrer Glaubensbrüder durch die fanatischen Gegner Vergeltung übten und Gewaltthat durch Gewaltthat erwiederten; wo die Calvinisten die Oberhand erlangten, wurden die Heilgenbilder und Kreuze zerschlagen, die Kirchen und Altäre ihres Schmuckwerks, ihrer Reliquien, aller Gegenstände der Andacht beraubt; wo die Ultramontanen Sieger waren, wurden die ketzerischen Prediger ermordet, die Bibeln und Religionsbücher verbrannt, die kirchlichen Handlungen an den Getauften und Getrauten nach katholischem Ritus von Neuem vorgenommen, die Widerspenstigen mit Gewalt in die Messe geschleppt. Vor Allem richtete sich die Wuth und der Haß der Hugenotten gegen den Herzog von Guise: man betete auf den Kanzeln, daß Gott sein Volk von dem Menschenwürger befreien möge; in Valence ward sein Stellvertreter Lamotte Gondrin, „der mit Henkerlaune die Religionäre verfolgte", in seinem eigenen Hause an einem Balken aufgeknüpft. Dagegen wurden in Sens auf Befehl des Kardinals von Guise, in Tours durch den Herzog von Bourbon-Montpensier, gleich dem König von Navarra ein Abtrünniger, die Hugenotten zu Hunderten ermordet. In Toulouse, wo die Stadträthe dem Prinzen von Condé geneigt waren, während das Parlament und die untere Volksmenge zur priesterlichen Partei hielten, kämpfte man Tage lang in Stadt und Umgegend, und die Zahl der Umgekommenen wurde über dreitausend geschätzt. In Guyenne bezeichneten die wilden Truppen Montlucs und seine spanischen Helfer ihren Weg mit Gehängten und Ertränkten und der Hugenottenführer des Adrets ahmte das Beispiel nach. Der fanatische Marschall Tavannes empfahl „Aderlässe" als die wirksamsten Heilmittel. Ganz Frankreich war ein Schauplatz des Entsetzens geworden, sagt H. Martin, wo alle bösen Leidenschaften, alle wilden und rohen Triebe, Barbarei, Raubgier, mit Fanatismus gepaarte Wollust zum Schrecken und zur Schande der Menschheit ungezügelt walteten. Bewaffnete Banden durchzogen das Land, um unter dem Deckmantel der Religion und Loyalität zu

rauben, zu brennen, zu morden, und wo das Schwert ausgetobt hatte, begann das Henkerbeil der Gerichte sein Werk. „Vor der religiösen Idee traten die Prinzipien der Moral zurück, welche aller Gesittung und der menschlichen Gesellschaft zu Grunde liegen; eine Mischung von Hingebung und Feindseligkeit, von Religion und Haß bildete sich aus, die noch nie so in der Welt gewesen; es war eine religiöse Blutrache, in der sich das Bekenntniß wie eine Familie betrachtete. Wohin konnte das mit der Zeit noch führen!"

Zu dieser Leidenschaft hatten die Guisen durch ihre kalte Grausamkeit in Orleans und Vassy die Gemüther gereizt. War es daher zu verwundern, daß in den Reihen der Hugenotten sich der ganze Haß und Groll gegen sie wendete? Der Herzog Franz wurde als „Tyrann" bezeichnet und alles Gehässige, was aus der Geschichte des Alterthums mit diesem Namen verbunden war, ihm aufgebürdet. „Der „Tyrannenmord" galt bei Griechen und Juden als eine gefeierte Großthat. Der mittelalterliche Begriff von Ehre, der da verlangte, daß der Beleidigte und der Beleidiger persönlich, Auge in Auge, Brust gegen Brust mit einander fochten, war unter der sittlichen Entartung jener fanatischen Zeiten verwischt worden; es galt für eine That überlegener Staatsklugheit, wenn man den Gegner heimtückisch beseitigte. Mehr als einmal war Condé, war Coligny, waren andere Parteihäupter durch Nachstellungen bedroht worden. Und nun nahte sich der Dolch der Rache auch dem Haupte der Guisen. Nach der Schlacht von Dreux wurde der Kriegsschauplatz von der Seine an die Loire verlegt. Coligny, dem durch Condé's Gefangenschaft der Oberbefehl über das Hugenottenheer zugefallen, zog nach dem unteren Lauf des Stromes, indeß sein Bruder Dandelot Orleans, das Hauptquartier der Reformirten, vertheidigte. Gegen diese Stadt führte nun Franz von Guise seine Heerhaufen und begann den Belagerungskrieg. Da schlich sich ein junger Edelmann aus Angoumois, Namens Poltrot de Merey, in das feindliche Lager und brachte dem Herzog eine Wunde bei, an der er sechs Tage nachher starb. Der Thäter wurde ergriffen und nach Paris zum Gericht geführt. Poltrot, ein Verwandter von Renaudie, war in die Dienste des Herzogs von Soubise in Lyon getreten und bei Ausbruch des Krieges von den Hugenotten öfters als Spion gebraucht worden. Er hatte bei verschiedenen Gelegenheiten geäußert, daß es leicht sei, den Herzog zu ermorden und dadurch dem Krieg ein Ende zu machen. Als die Gefahr einer Eroberung der Loirestadt, der heiligen Burg der Reformation, näher heranrückte und die Aufregung und Furcht in den Herzen der Hugenotten mehrte, glaubte Poltrot als Werkzeug göttlicher Vergeltung ausersehen zu sein; er sprach mit Beza, mit den Predigern in der Stadt von einer besonderen Mission, die ihm auferlegt sei; auch mit Coligny und Larochefoucauld hatte er Unterredungen. Sie mochten in den unbestimmten räthselhaften Andeutungen des excentrischen Mannes keinen festbeschlossenen Mordplan vermuthet haben; aus Allem geht hervor, daß sie ihm die Gefahren eines gewagten Attentates vorstellten und ihn abmahnten. Aber Coligny

Ermordung des Herzogs von Guise.

18. Febr. 1563.

hielt es nicht für nöthig, seinen Gegner zu warnen; die Luft schwirrte so oft von Verschwörungen und Attentaten, warum sollte er die Wachsamkeit im Guiseschen Heerlager schärfen? Um so unangenehmer fühlte er sich berührt, als verlautete, Poltrot habe vor den Richtern Coligny und Beza als die Anstifter der Frevelthat bezeichnet. Beide wiesen die Anschuldigung mit Entrüstung zurück und der Admiral richtete an die Königin die Bitte, den Mörder bis zum Frieden gefangen zu halten, damit er ihm gegenübergestellt werde. Das geschah jedoch nicht; von dem Pariser Parlament zum Tode verurtheilt, wurde Poltrot schon am 18. März hingerichtet. In der Folge gab Coligny vor dem geheimen Rathe die feierliche Erklärung ab, daß er an der Ermordung des Herzogs keinen Theil gehabt, und wurde von aller Schuld freigesprochen. — Der Tod des heftigsten Feindes erregte in den reformirten Kreisen freudige Gefühle, und es war ganz im Charakter jener Zeit und der damaligen geistigen Anschauungen, wenn man in dem Ereigniß die Gerichte Gottes erkannte. Die Ultramontanen hielten fest an dem Glauben, daß der Admiral der Urheber des Mordes gewesen, und die Guise'sche Familie trug seitdem gegen die Chatillons blutige Rachgier im Herzen.

Der Friede von Amboise. 1563. Durch den Tod des Herzogs von Guise wurde der von der Königin und den erlauchten Gefangenen gewünschte Friede erleichtert. Die Gefahr lag nahe, daß bei längerer Dauer der bürgerlichen Kämpfe sowohl Elisabeth, welche Calais wieder zu gewinnen hoffte, als Philipp II. sich die Gelegenheit zur Erwerbung günstig gelegener Städte oder Territorien zu Nutze machen würden. Katharina von Medicis bewirkte daher, daß Condé und Montmorency aus der Gefangenschaft entlassen wurden und sich zur Berathung auf eine kleine Loireinsel unweit Orleans begaben. Der Prinz verlangte die Erneuerung des Toleranzedikts vom Januar; der Connetable meinte aber, die Altgläubigen würden dazu niemals ihre Zustimmung geben; durch die ausgleichende Thätigkeit der Königin Katharina, die sich mit ihren Hofdamen gleichfalls auf dem Flußeilande eingefunden, wurde dann Condé dahin gebracht, daß er in eine Beschränkung jenes März 1563. Ediktes willigte. So kam der Friede von Amboise zu Stande, welcher festsetzte, daß der reformirte Gottesdienst an allen Orten, wo er bis zum 7. März bestanden, fortdauern dürfe; nur für Paris erwirkte die Königin eine Ausnahme; nimmermehr würde die Hauptstadt, die während des Krieges so große Anstrengungen an Geld und Mannschaft gemacht, sich die Wiedereinführung des calvinischen Cultus gefallen lassen. Ferner sollte in jedem Amtsbezirk (Baillage und Sénéchaussée) eine Stadt bestimmt werden, in welcher der Gottesdienst und die religiösen Handlungen nach calvinischer Weise für Alle, die sich dahin begeben wollten, verrichtet werden dürften; die Edelleute sollten das Recht haben mit ihren Familien und Angehörigen in ihren Häusern frei und ungehindert nach ihrem Glaubensbekenntnisse zu leben und die Barone der hohen Gerichtsbarkeit und die Besitzer herrschaftlicher Güter zugleich ihren Unterthanen den Zutritt gestatten dürfen. Alles Uebrige sollte in den Zustand zurückkehren, wie er vor

dem Kriege gewesen, die Gefangenen in Freiheit gesetzt und alles Vorgefallene vergeben und vergessen werden, auch alle gehässigen Vorwürfe und Beleidigungen in Religionssachen für die Zukunft unterbleiben. Nach einigem Widerstreben trat auch die Königin Elisabeth dem Frieden bei. Die englische Besatzung vermochte Havre nicht gegen die französischen Truppen zu halten; sie mußte die Stadt räumen ohne Calais dafür zu erlangen.

Niemand freute sich mehr über den Abschluß des Friedens als Königin Katharina. Ihr und dem Kanzler L'Hôpital war derselbe hauptsächlich zu verdanken. Die Mediceerin hatte alle Künste der Verführung angewendet, um Condé dafür zu gewinnen; sie hatte ihm Hoffnung gemacht, daß er an die Stelle des Bruders treten, die Würde eines Generallieutenant erlangen werde; sie hatte durch eine schöne Hofdame auf das erregbare Herz des Bourbon eingewirkt. Wie zürnte Coligny über ein Abkommen, in dem er mit Recht nur den ersten Akt einer blutigen Tragödie erblickte! Auch Calvin äußerte seinen Unwillen über die schwache Haltung des Prinzen. Aber noch weit größer war der Verdruß der Ultramontanen. Hatten auch die Reformirten nicht die Glaubensfreiheit erlangt, die sie in Anspruch nahmen, so war doch ihr kirchliches Bekenntniß zugelassen, so waren sie doch in den Frieden des Reiches eingetreten. Da und dort weigerten sich die Parlamente das Edikt einzutragen und ihm Gesetzeskraft zu geben; der Pariser Gerichtshof konnte nur nach langem Widerstreben zum Nachgeben bewogen werden. In Burgund erklärten Stände und Parlament, daß die Zulassung zweier Religionen ein Verbrechen gegen Gott sei und die öffentliche Ruhe gefährde. Man machte gezwungene Auslegungen, man beschränkte das Zugestandene auf jede Weise, man verkümmerte die geringen Rechte durch willkürliche Deutungen, selbst durch Gewalt. In Languedoc ließ der Gouverneur Heinrich von Montmorency, Herr von Damville, Sohn des Connetable, die religiösen Versammlungen der Reformirten durch berittene Mannschaften auseinander treiben; in Tours wurde der Prediger auf der Kanzel getödtet. Der Frieden bestand nur im geschriebenen Wort; in Wirklichkeit herrschte Krieg und Gewaltthat.

Die Gemüther unversöhnt.

Doch gewannen die öffentlichen Dinge in Frankreich seit dem Friedensedikt von Amboise einen andern Charakter. Wenn bisher Hof und Königthum einen unsicheren Stand zwischen den beiden Parteien behauptet hatte, die Entscheidung auf die Spitze des Schwerts gestellt war; so errang die Regierung nun eine selbständigere Stellung. Um die Rechtsansprüche des Prinzen von Condé auf die Regentschaft zu beseitigen, ließen Katharina und L'Hôpital den König, der am 27. Juli in sein vierzehntes Jahr eintrat, bei dem Parlament in Rouen für mündig erklären. Dadurch kam das Regiment ganz an die Königin Mutter, da Karl IX. durch seine Jugend wie durch seine Charakterschwäche der mütterlichen Autorität nicht zu widerstreben vermochte und von den Parteihäuptern zwei der einflußreichsten aus dem Leben geschieden waren. Die Vertreibung der Engländer aus Havre verlieh der neuen Regierung Glanz und Ehre.

Die Regierung gewinnt an Autorität.

17. Aug. 1563.

Haltung Katharina's von Medicis. Jetzt hatte die Mediceerin erlangt, wonach sie sei dem Tode ihres Gemahls gestrebt, die höchste Gewalt im Reich; diese zu behaupten und zu sichern war fortan Zweck und Richtschnur ihrer Handlungen, ihrer Politik. Sie hat wohl in ihrem ganzen Leben nie aufrichtige Sympathien für die Neugläubigen in ihrer Seele empfunden; wenn sie dennoch bisher in dem Hader der Parteien sich den Schein der Unparteilichkeit gab, wenn sie der Duldung das Wort redete, ein friedliches Vertragen und Zusammenleben zu bewirken bemüht war, so geschah es zur Befestigung ihrer eigenen Herrschaft. So lange die Factionen das Schwert gegen einander führten, lag die Entscheidung in den Händen der Parteihäupter; Katharina's Bestreben aber war hauptsächlich dahin gerichtet, sich einerseits der Bourbonischen Partei, vor Allem ihres Hauptes, des Prinzen von Condé zu erwehren, andererseits nicht wieder die Uebermacht an die Guisen gelangen zu lassen. Sie gab dem Kardinal von Lothringen seine Stelle im geheimen Rath zurück und erwies der Familie Gunst und Theilnahme; aber es geschah ganz nach ihrem Sinn, wenn der Kanzler L'Hôpital, gestützt auf die Autorität der Parlamentsräthe, die Tridentiner Concilsbeschlüsse für unvereinbar mit den Rechten der Krone und den Prärogativen der gallicanischen Kirche erklärte und den Klerus der weltlichen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen suchte. Wir wissen, welche einflußreiche Stellung der Kardinal in Trient eingenommen; mit dem Concil waren die eifrigen Ultramontanen, war die ganze päpstlich-spanische Faction aufs Innigste verbunden. Dieser wollte sich aber Katharina nicht in die Hände geben, darum hielt sie auch den gemäßigten Staatsmann L'Hôpital, allen Intriguen und Verdächtigungen zum Trotz, in seinem Amte und begünstigte seine Friedenspolitik.

Zusammenkunft in Bayonne. 1565. Wenn man Katharina's Streben, die Pacification von Amboise aufrecht zu halten, als eine Hinneigung zu der reformirten Lehre hat deuten wollen, so war dies eine Mißkennung ihres innersten Wesens. Schon bei der ersten Rundreise, die sie nach dem Frieden mit dem jungen König durch die südlichen Provinzen anstellte, konnte man wahrnehmen, welch tiefer Groll sich ihrer bei dem Anblick so vieler zerschlagenen und verstümmelten Crucifixe und Heiligenbilder bemächtigte. Es ist vielfach behauptet worden, daß die erwähnte Zusammenkunft mit ihrer Tochter, der Königin von Spanien und mit dem Herzog von Alba in Bayonne zu Anfang des Jahres 1565 auf ihre spätere Haltung gegenüber den Hugenotten von großem Einfluß gewesen. Es bedurfte jedoch keiner fremden Ermahnung, um die Mediceerin zu strengen Maßregeln anzuspornen. Wo es ohne Störung der öffentlichen Ruhe geschehen konnte, ist sie der Glaubensneuerung stets in den Weg getreten. In ihrer Nähe mußten die katholischen Kirchengebräuche und die Fasttage sorgfältig beobachtet, durfte kein reformirter Gottesdienst gehalten werden. Wie viele Beschwerden der Calvinisten über Verletzung des Religionsedikts sind erfolglos geblieben! Nur vermied die Königin den stürmischen Gang, dem der feurige Herzog das Wort redete, und den er in der Folge in den Niederlanden nicht zum Vortheil der spanischen Herrschaft in Scene setzte. Sie ging mit mehr Vorsicht und Ueberlegung zu Werke. Durch katholisch-gesinnte Gouverneure und durch zuverlässige Burgmannschaften suchte sie die Provinzen und Städte mit gemischten Con-

Haltung der Regierung.

fessionen in Furcht und Gehorsam zu halten; sie ließ es geschehen, daß man den Bürgern und geringeren Leuten die Ausübung ihres Gottesdienstes erschwerte und sie desselben entwöhnte, daß man den reformirten Edelleuten untersagte, Andere als ihre Unterthanen zu den religiösen Versammlungen zuzulassen. Dadurch trennte man das Volk von dem Adel; wenn aber dieser nicht mehr auf die bürgerlichen Elemente zählen konnte, wie sollte er auf die Dauer der Verführung oder der Gewalt widerstehen? Den Predigern wurde verboten, den ihnen zugewiesenen Wohnsitz zu verlassen und der Seelsorge außerhalb obzuliegen; die Abhaltung der Synoden wurde verhindert. Aber zu offenen Gewaltthätigkeiten, wie Alba und die französischen Heißsporne riethen, sollte die Regierung nicht die Hand bieten; der Herzog von Montpensier, der zur Gründung eines katholischen Bundes Schritte gethan hatte, Blaise Montluc und Strozzi, die einen ritterlich religiösen Ruhm im Kampfe mit den Hugenotten suchten, der Kardinal von Lothringen und seine Anhänger, die der Meinung waren, man sollte die reformirten Prediger sämmtlich aus dem Lande verjagen und die Häupter der Religionsgenossenschaft tödten oder auf andere Weise beseitigen, fanden bei der Königin und ihrem Sohne kein Gehör. Katharina wollte vor Allem der Krone die Herrschaft und Unabhängigkeit sichern; daher suchte sie die beiden Parteien in äußerlicher Ruhe aber voll Mißtrauen gegen einander zu halten. Auf einer Notablenversammlung zu Moulins Jan. 1566. bewirkte sie eine äußerliche Aussöhnung zwischen Coligny und der Familie Guise; der alte barsche Connetable wurde durch entgegengesetzte Triebfedern in der Schwebe gehalten; wenn ihn einerseits sein militärischer Geist und seine ganze Vergangenheit zum Widersacher der religiösen Neuerung machte und sein jüngerer Sohn, Marschall Damville ihn in dieser Richtung bestärkte, so wurde andererseits sein Haß gemildert durch die Liebe zu seinem Erstgebornen, dem Marschall von Montmorency, der zu Condé und der Reformpartei hielt. So gelang es der Königin Katharina durch Klugheit und Mäßigung die beiden Religionstheile von offenen Feindseligkeiten zurückzuhalten und der Monarchie wieder einige Festigkeit zu geben.

Aber nicht Alles hing von den großen Parteihäuptern ab, und nicht Alle fügten sich in Gehorsam der Macht der Gesetze. Zu heftig wogten die Leidenschaften in den Gemüthern der Menschen, als daß nicht der Fanatismus jede Schranke zu durchbrechen gesucht hätte. Seitdem der Jesuitenorden in Frankreich seine Wohnstätte aufgeschlagen, wurde die Vertilgung der Ketzerei als die heiligste Pflicht jedes echten Christen gelehrt; in den südlichen Provinzen bildete sich unter päpstlicher und spanischer Einwirkung ein katholischer Bund zur Erhaltung der alten Glaubenseinheit in dem heiligen Frankreich, der erste Keim jener furchtbaren Ligue, die einige Jahre später das Königreich an den Rand des Untergangs brachte; fliegende Blätter voll Aufreizungen und Schmähungen wurden allenthalben an die Gesinnungsgenossen verbreitet und unterhielten und schärften den Groll und das Mißtrauen auf beiden Seiten. Die Vorgänge in den Niederlanden und in Schottland steigerten die Aufregung und religiöse Parteiwuth. Im Stillen suchte der Mordstahl seine Opfer. Es wird gemeldet, daß innerhalb der wenigen Jahre, die zwischen der Pacification von Amboise und dem Wiederausbruch des Krieges verliefen, dreitausend Reformirte getödtet wurden. Was half bei solcher Stimmung der Gemüther die Berufung auf Gesetz und Gericht? Und gerade jetzt rüstete sich Alba zu seinem Zug nach Flandern. Ganz Frankreich

Mißtrauen der Hugenotten bei Alba's Zug nach Flandern.

gerieth darüber in die höchste Aufregung: die Einen fürchteten, die Andern hofften. Die Regierung richtete ihre Blicke nach der Schweiz und nahm 6000 Söldner aus den katholischen Kantonen in ihre Dienste. Es war natürlich, daß sie sich gegen mögliche Bewegungen im eigenen Reiche sicher zu stellen suchte; denn beide Religionsgenossenschaften sahen mit Spannung auf die kommenden Ereignisse: die Katholischen erwarteten, daß Alba's Auftreten auch für sie eine günstige Wendung herbeiführen würde, die Hugenotten waren voll Mißtrauen und Unruhe über die Absichten der Gegner. Vielleicht war die Befürchtung der Hugenotten, die Schweizer möchten von dem Hofe weniger in der angeblichen Absicht gedungen worden sein, die Grenzlande gegen die Spanier zu bewachen, als um zu einem Gewaltstreich gegen sie selbst gebraucht zu werden, unbegründet und voreilig; denn schwerlich war damals schon eine so schroffe Parteinahme nach dem Sinne Katharina's; sie hegte zu ihrem herrschsüchtigen Schwiegersohne zu wenig Liebe und Vertrauen, als daß sie das Schicksal Frankreichs mit den hierarchisch-politischen Plänen der Ultramontanen und ihres mächtigen Hauptes hätte verknüpfen mögen. Allein man hatte in den reformirten Kreisen die Zusammenkunft in Bayonne nicht vergessen, man hatte mit Unruhe bemerkt, wie seit dieser Zeit die Haltung des Hofes einen schärferen feindseligeren Charakter angenommen; katholische Eiferer sprachen es offen und freudigen Herzens aus, daß die Schweizer gegen die Hugenotten bestimmt seien; waren sie doch von Alters her die Gehülfen der höchsten Gewalt in allen äußern und inneren Kriegen. Als Alba in Brüssel angekommen war, bedurften die nördlichen Provinzen keiner besonderen Schutzmannschaften mehr; dennoch rückten die Söldnerhaufen aus den Urkantonen in Frankreich ein und nahmen ihren Weg nach der Hauptstadt. Den Häuptern der Hugenotten gingen Warnungen aus dem geheimen Rathe zu, sie möchten auf ihrer Hut sein; es sei in den Kreisen der Guisardischen Partei von einem Staatsstreich die Rede: Condé und Coligny sollten in Gewahrsam gebracht, das Edikt von Amboise widerrufen und die Schweizer Söldner in Paris, Orleans und Poitiers in Garnison gelegt werden, damit sie jede Bewegung der Hugenotten niederschlagen möchten. Und lagen denn solche Pläne außer der Möglichkeit? Der König war unselbständig, Katharina ein wankelmüthiges Weib, von momentanen Eindrücken abhängig; wenn der Kardinal sie überzeugte, daß ein Zusammengehen mit den Ultramontanen zu ihrem Vortheil gereiche, sollte sie dann nicht sich der Seite zuwenden, wo ohnedies ihre Sympathien lagen?

Die Hugenotten rüsten zum Krieg. 1567. Solche und andere Erwägungen bestimmten die Führer der Hugenotten, auf ihre Sicherheit bedacht zu sein, nicht im unvorsichtigen Vertrauen auf den Frieden sich wehrlos dem bösgesinnten Feinde preiszugeben und die ganze Zukunft ihrer Religion aufs Spiel zu setzen, nicht in Ruhe abzuwarten, bis Alba in den Niederlanden die nationale und calvinische Partei niedergeschlagen haben und dann seinen Glaubensgenossen in Frankreich die helfende Hand reichen

würde. Condé, Coligny und andere Hugenottenhäupter hatten geheime Zusammenkünfte und Berathungen. Man verbarg sich nicht, daß eine Schilderhebung den Verdächtigungen der Feinde Vorschub leisten, die Hugenotten als Aufrührer erscheinen lassen würde; allein sollte man warten, bis die katholischen Machthaber vermehrte Verfolgungen über die Religionsneuerer verhängen, sie durch die rauhen Soldknechte überfallen, ins Gefängniß werfen, auf die Flüchtigen in den Wäldern Jagd machen würden? „Nicht wir sind die Urheber des Krieges", rief Dandelot, „sondern diejenigen, so die öffentlichen Verträge gebrochen und ausländische Soldaten in unsere Eingeweide getrieben. Gönnen wir ihnen den Vortheil, die ersten Schläge zu thun, so wird unser Unglück rettungslos sein. Durch solche Kleinmüthigkeit würden wir uns die Verachtung aller Tapfern zuziehen." So beschlossen denn die Hugenotten die Waffen zu ergreifen, ehe das flandrische Trauerspiel ihnen zum Schrecken, den Gegnern zur Ermunterung zu Ende ginge. Wer dem Brand im Nachbarhause müßig zuschaue, laufe selbst Gefahr. Um dieselbe Zeit, da Alba in Brüssel sein Schreckensregiment aufrichtete, wurde auch Frankreich durch den zweiten Religionskrieg erschüttert.

Im ersten Krieg hatte die katholische Partei gleich Anfangs ihrer Sache dadurch eine günstige Wendung zu geben gewußt, daß sie den Hof in ihre Gewalt brachte und somit die obrigkeitliche Autorität auf ihrer Seite hatte. Mochte dies auch immerhin gegen den Willen Katharina's und ihres Sohnes geschehen sein, in den Augen der monarchisch gesinnten Nation erhielt dadurch die Schilderhebung der Reformirten, obwohl nur ein Akt gerechter Nothwehr, den Charakter einer Empörung. Diesen Vortheil suchten jetzt die Hugenottenführer ihren Gegnern zu entreißen. Nach ihrem Plan sollte der Hof, der sich damals in Monceaux bei Meaux aufhielt, von calvinistischen Kriegshaufen überrascht und zur Entlassung der Schweizer und zur Aenderung der Regierung genöthigt werden. Mit Erstaunen sah die Welt plötzlich und unerwartet hugenottische Heermannschaften ins Feld rücken; durch geheime Verabredung war der reformirte Adel so gerüstet und vorbereitet, daß es nur der Parole der Führer bedurfte, um sofort Bewaffnete aufzustellen. An einem und demselben Tag, dem 27. September, sah man Condé, Coligny, Dandelot, Larochefoucauld u. A. mit etlichen hundert Edelleuten aus Roye en Brie auf das königliche Hoflager zureiten, während ihre Glaubensgenossen in den Provinzen gleichzeitig unter die Waffen traten. Katharina erschrack; sie ertheilte dem Marschall Franz von Montmorency den Auftrag, den Prinzen und die Chatillons durch Unterhandlungen aufzuhalten, und sandte Boten auf Boten ab, daß die Schweizer ihren Marsch beschleunigten. Niemand hatte ein so rasches Vorgehen für möglich gehalten; es schien, als ob die Hugenottenhäupter Bewaffnete aus der Erde stampfen könnten; trotz aller Angst und Unruhe bewunderte man in den Hofkreisen die strategische Geschicklichkeit des Prinzen und des Admirals. In wenigen Tagen war die ganze Umgegend von Paris und St. Denys von ihren Truppen besetzt. Dennoch

Zweiter Religionskrieg. 1567.

Ueberfall von Meaux.

27. Sept. 1567.

scheiterte ihr Plan. Während der Unterhandlungen langten die Schweizer in Meaux an; unter dem Schutze der festgeschlossenen Phalanx, die Condé's Reiter nicht zu durchbrechen vermochten, entkam der Hof nach Paris. Wie Flüchtlinge zogen der König und seine Mutter in die Hauptstadt ein, und Karl IX. vergaß und verzieh es den Reformirten niemals, wie sie ihn in Angst und Gefahr gesetzt. Er hegte von der Zeit an bitteren Groll gegen sie im Herzen. Auch dem Kardinal von Lothringen gelang es in der Verwirrung, nach Rheims zu entkommen. Von dort aus eröffnete er eine lebhafte Correspondenz mit Alba und dem König von Spanien. Er sprach Philipps Schutz an und enthüllte schon damals die Familienpolitik, welche die Guisen seitdem verfolgten.

Der König sollte im Namen seiner Gemahlin Elisabeth Ansprüche auf die Krone der Valois erheben und seinen Feldherrn von den Niederlanden aus in Frankreich einrücken lassen; der Kardinal selbst werde ihm einige Grenzfestungen in die Hände spielen. Um den Preis ihrer persönlichen und kirchlichen Interessen waren die „Lothringer“ bereit, die französische Nationalität zu zerstören.

Die Hugenotten vor Paris. Condé und seine Freunde gaben die Hoffnung nicht auf, den Hof zu Zugeständnissen zu bringen, wodurch die öffentlichen Angelegenheiten gebessert würden und ihre eigene Zukunft sichergestellt. Durch die Entfernung des Kardinals, in Folge deren der billige und gerechte Kanzler L'Hôpital wieder zu größerem Einfluß gelangte, war der Weg einer Versöhnung und Verständigung erleichtert. Um aber ihren Forderungen mehr Nachdruck zu geben, behielten sie das Schwert in der Hand und bedrängten die Hauptstadt. Condé besetzte St. Denys und bemächtigte sich mehrerer Plätze, von wo aus er den Parisern die Zufuhren auf den Flüssen abschneiden konnte. Unter dem Druck des Belagerungskrieges durften die hugenottischen Adelshäupter erwarten, daß die Regierung größere Nachgiebigkeit zeigen werde. Ihre Ansprüche und Beschwerden gingen daher Anfangs weit über die Grenzen des Edikts von Amboise hinaus. Nicht nur, daß sie vollkommene Religionsfreiheit ohne Unterschied des Ortes und der Personen verlangten, sie verbanden auch allgemeine nationale Anliegen mit ihren eigenen. Die Aemter sollten allgemein zugänglich gemacht, die Auflagen, welche größtentheils die italienische Finanzwelt bereicherten, vermindert, die Generalstände einberufen werden. Bald merkten sie jedoch, daß sie den Bogen zu scharf gespannt, daß sie insbesondere durch die Anspielung auf die italienischen Geldwechsler den Unwillen der Mediceerin gereizt hatten; sie lenkten daher ein und beschränkten sich auf die Forderung religiöser Freiheit und Gleichberechtigung. Aber auch diese sollte ihnen nicht gewährt werden; der König und die Regierung wollten sich nicht zu einem Vertrage herbeilassen, der die kirchliche Einheit Frankreichs für alle Zukunft in Frage gestellt, ja unmöglich gemacht hätte. So mußte denn wiederum die Entscheidung durch das Schwert gesucht werden, und L'Hôpital erlebte den Schmerz, daß abermals von beiden Seiten die Hülfe des Auslandes in Anspruch genommen ward. Die Stadt Paris, ergrimmt über die Leiden der

Belagerung, strengte alle Kräfte an, um den Hof mit Geld und Mannschaft zu unterstützen; aber auch die Hugenotten strömten aus allen Theilen Frankreichs unter die Banner ihrer Führer.

So vereinigte sich in den ersten Tagen des November eine beträchtliche Streitmacht in Paris und der Umgegend. Der Connetable von Montmorency übernahm noch einmal den Oberbefehl über das königliche Heer. Es war dem der Hugenotten an Zahl und Ausrüstung überlegen, aber dem alten Kriegsherrn fehlte im Kampf gegen die Mitbürger der sichere Feldherrnblick, den er so oft im Kampfe gegen äußere Feinde bewährt. Wohl behaupteten die Katholiken, als es am 10. November bei St. Denys zur Schlacht kam, das Waffenfeld, aber ihre Verluste waren so empfindlich, daß man auf keiner Seite einen entscheidenden Sieg ansprechen konnte. Nach der Action war die Lage der Dinge fast unverändert, nur daß gar mancher tapfere Kriegsmann sein Leben gelassen. Auch der siebenzigjährige Oberfeldherr Montmorency selbst empfing die Todeswunde, die ihn zwei Tage nachher in die Gruft führte. Ein halbes Jahrhundert hindurch hatte sein Name in den Annalen der französischen Geschichte geglänzt; und wenn auch sein Ruhm als Krieger und Staatsmann weit über sein Verdienst ging, so hatte er doch in der hohen gesellschaftlichen Welt stets eine hervorragende Stelle behauptet. Wie die drei andern Häupter des katholischen Bundes, Guise, Navarra, St. André, war auch er nach kurzer Thätigkeit dem Dämon des Religionskrieges, den sie heraufbeschworen, zum Opfer gefallen. Er wurde mit königlichen Ehren bestattet, aber wenig betrauert; am wenigsten von Katharina von Medicis, welche die Rivalen ihrer Herrschaft, die Zeugen ihrer ehemaligen Ohnmacht mit Freuden verschwinden sah. Die wichtige Stelle eines Connetable wurde nicht mehr vergeben; Katharina bewirkte, daß der König seinen Bruder, Heinrich von Anjou, den Liebling der Mutter und den getreuesten Erben ihrer Grundsätze und ihrer Laster, mit dem Range eines Generallieutenant an die Spitze der Armee stellte.

Schlacht von St. Denys. — *10. Nov. 1567.*

Der Krieg dauerte den ganzen Winter über fort, ohne daß eine entscheidende Wendung eintrat. Die Königin, die den reformirten Edelleuten die illoyale Haltung gegenüber dem Hof nie vergab, horchte wieder mehr auf die Rathschläge des Kardinals von Guise, welcher nach der Schlacht von St. Denys nach Paris zurückkehrte und für ein Bündniß mit Spanien wirkte, als auf die des Kanzlers L'Hôpital, der das Benehmen der Calvinisten in ein günstigeres Licht zu stellen und einen friedlichen Ausgleich zu erwirken suchte. Ihre Schilderhebung, bewies er, habe nur die Erhaltung und Sicherstellung des Religionsedikts von Amboise zum Zweck gehabt, nie hätten sie die dem Herzen jedes französischen Edelmannes eingeprägte Treue und Loyalität gegen den König aus dem Auge verloren. Und so dachte auch Coligny. Nicht gegen seinen Monarchen, für den er stets sein Leben einzusetzen bereit war, glaubte er zu kämpfen, sondern gegen eine Faction, die den königlichen Namen mißbrauche. Der Gedanke einer Rebellion lag ihm

Fortgang des Kriegs. 1568.

und dem Prinzen von Condé so fern wie dem Oranier. Im Januar zogen Condé und Coligny nach Champagne und Lothringen, um die schwarzen Reiter und Landsknechte, welche Johann Casimir von der Pfalz über den Rhein geführt, an sich zu ziehen, und schritten dann zur Belagerung von Chartres, indeß ihre Glaubensgenossen im Süden sich in der Seestadt Larochelle festsetzten, welche von der Zeit an das wichtigste Bollwerk der Hugenotten blieb. Wie gerne hätte Philipp von Spanien seiner Schwiegermutter die Hülfe gewährt, welche die Guisen so dringend empfahlen, und seinen Feldherrn Alba zu einer Digression in das nördliche Frankreich veranlaßt; allein Katharina verschmähte die Handreichung; mit ihrem Willen sollte das Königreich nicht in die schutzherrliche Abhängigkeit des ländergierigen mächtigen Nachbars kommen. Dagegen sah sie es gerne, daß Lodovico Gonzaga, Herzog von Nevers, italienische Mannschaften, welche der Papst bezahlte, über die Alpen führte und die katholischen Kantone der Schweiz neue Werbungen zuließen. Den Religionseifer der Pariser Stadtgemeinde wußte sie besonders für finanzielle Zwecke auszubeuten. Gerade darin aber bestand die Schwäche der Hugenotten. Nur mit Mühe brachte der Prinz von Condé einen kleinen Theil der Summe auf, welche die deutschen Reiter und Landsknechte für ihre Kriegsdienste in Anspruch nahmen. Dagegen war seit dem Tage von St. Denys und den geschickten Operationen um Paris der Waffenruhm des reformirten Adels gestiegen, während in dem königlichen Heer das Vertrauen in die strategischen Fähigkeiten des sechzehnjährigen Oberfeldherrn sehr gering war. So kam es denn, daß die Friedensgedanken mehr und mehr Boden gewannen.

Friede von Longjumeau. 23. März 1568.

Nach einigen Unterhandlungen wurde in Longjumeau eine Uebereinkunft geschlossen, durch welche das Edikt von Amboise aufs Neue für gültig erklärt ward. Die Hugenottenführer verlangten noch besondere Garantien, daß die Zusagen auch aufrichtig gehalten und nicht wie früher durch sophistische Auslegungen illusorisch gemacht würden; aber es wurde ihnen bedeutet, daß solche Sicherstellung einen Zweifel in die Wahrhaftigkeit des beschwornen Vertrags enthalte und daher mit der königlichen Ehre unvereinbar sei. Gegen den Rath Coligny's, der in dem ganzen Vorgehen des Hofes den Plan argwohnte, den Hugenotten die Waffen aus den Händen zu winden, stand man von der Forderung ab; die Edelleute sehnten sich nach der Beendigung des beschwerlichen und kostspieligen Feldzugs und nach der Rückkehr in ihre Heimath, um in Frieden „Gott verehren und dem König dienen zu können." Aber sie verbargen sich nicht, daß der „hinkende Frieden", wie sie mit Anspielung auf den lahmen Unterhändler Gontaut de Biron die Uebereinkunft von Longjumeau nannten, nur eine kurze Waffenruhe bedeute. Die Verweigerung besonderer Sicherheiten von Seiten der Regierung konnte als Beweis gelten, daß man nicht gesonnen sei, in der bisherigen Haltung eine Aenderung eintreten zu lassen. Der hugenottische Adel sollte vorerst nur entwaffnet werden, darum reichte der Hof auch gerne dem Prinzen von Condé die Geldmittel zur Ablöhnung und Entlassung der deutschen Söldner.

Die Stimmung der Zeit.

Eine Politik der Humanität und Toleranz, wie sie dem Kanzler L'Hôpital bei dem Vertrage von Longjumeau vor der Seele schwebte, war niemals weniger

im Geiste der Zeit als in dem Jahre 1568. Wie konnte man erwarten, daß in einem Augenblick, da Papst Pius V. die katholische Welt mit dem leidenschaftlichsten Fanatismus erfüllte (S. 69) und die ganze Ordensgeistlichkeit die Ausrottung der Ketzerei als ihren heiligsten Beruf ansah; da Philipp II. seine grausame Natur am unverhülltesten kund gab, indem er den eigenen Sohn dem Tode weihte und die Hinrichtung Egmonts und die Gräuel des Brüsseler Blutraths vor sich gehen ließ; da in Schottland jene heftigen Erschütterungen und wilden Bürgerkämpfe sich zutrugen, welche die Verhaftung und die Flucht der Maria Stuart zur Folge hatten; da die religiöse Wuth und Aufregung alle Gefühle der Menschlichkeit, der nationalen Zusammengehörigkeit, der Vaterlandsliebe, der Pietät zurückdrängte und erstickte, wie konnte man in einem solchen Momente erwarten, daß die beleidigten und gereizten Herrscher auf Frankreichs Thron, daß eine Regierung, bei welcher der Kardinal von Guise wieder den größten Einfluß übte, die durch das Edikt von Amboise gewährleistete Gewissensfreiheit aufrichtiger achten würde, als früher? Die Häupter der katholischen Welt, die Vorfechter der spanischen Politik, verdammten jedes Zugeständniß an Häretiker als eine Uebertretung göttlicher Gebote, als eine Versündigung gegen das geheiligte monarchische Prinzip. Mit ketzerischen Unterthanen, welche das Schwert gegen die Obrigkeit gezogen, hieß es in den ultramontanen Kreisen, dürfe der König niemals einen Vertrag eingehen, sonst zerstöre er seine eigene Autorität und verletze die Rechte Gottes. „Es sei besser ein Reich durch Krieg zu verderben", ließ sich Alba vernehmen, „als es abfallen lassen von Gott und dem König zum Vortheil des Satans und seiner Anhänger, der Ketzer". Pius V. verdammte den Vertrag mit den Hugenotten in den schärfsten Ausdrücken; zwischen dem höllischen Feind und den Kindern des Lichts könne keine Gemeinschaft bestehen; die Jesuiten predigten öffentlich, daß man nicht verpflichtet sei, Häretikern Treue zu halten.

Der Friede verletzt.

In der That kam der Vertrag nie zum Vollzug: die Magistrate der katholischen Städte widersetzten sich der Abhaltung des reformirten Gottesdienstes; die königlichen Statthalter zeigten sich den Neuerern feindselig; das Parlament von Toulouse legte den Ueberbringer des Vertrags ins Gefängniß und ließ ihn auf Grund einer anderweitigen Anklage enthaupten. Die Hugenotten hatten im Vertrauen auf den Frieden die Waffen niedergelegt; dies benutzte die katholische Bevölkerung zu Ueberfällen und Ermordungen. Täglich hörte man von blutigen Gewaltthätigkeiten: in Amiens wurden hundert Hugenotten getödtet, in Auxerre hundertundfünfzig, in zwanzig andern Städten floß Ketzerblut; in Frejus sank einer der ersten reformirten Edelleute mit dreißig seiner Glaubensgenossen unter den Streichen einer Mörderbande, die der eigene Bruder gegen ihn bewaffnet haben sollte. In einigen Provinzen wurden unter der offenen oder geheimen Theilnahme der Gouverneure Vereinbarungen geschlossen, in welchen die Treue gegen das Haus Valois mit der Aufrechthaltung der alten katholischen Religion

durch dasselbe in Verbindung gebracht war. Würde der König die Ausrottung der Ketzerei verhindern, hieß es, so werde man denselben in ein Kloster einschließen und einen andern an seine Stelle setzen. Man dachte dabei zunächst an den Herzog von Anjou, den Katharina anhielt sich als eifrigen Streiter der rechtgläubigen Kirche in ostentativer Weise hervorzuthun.

Der Parteigeist der Zeit. L'Hôpital vom Amt entfernt.

Der französische Hof überließ sich der reactionären hochkirchlichen Strömung der Zeit in aller Stärke. Im Staatsrath überwog die Stimme des Kardinals; neben ihm hatte der gewandte Italiener Birago am meisten Einfluß; L'Hôpital, dessen Sympathien mit den Hugenotten bei den Ultramontanen Haß und Mißtrauen erregten, vermochte mit seiner Politik der Vermittelung nicht mehr durchzudringen. Das erfolgreiche Vorgehen Alba's und seines Raths der Unruhen in den Niederlanden feuerte die Mediceerin zur Nacheiferung an; mehr als je gedachte sie der Zusammenkunft in Bayonne. Auch beim Heer war eine günstige Wendung eingetreten. Die reformirten Edelleute waren größtentheils heimgezogen, nur im Süden der Loire standen noch einige bewaffnete Heerhaufen, die an der Reichsstadt Larochelle einen festen Halt hatten; dagegen hatte die Regierung ihre Mannschaften zusammengehalten; nun warb sie neue Söldner an, sicherte die wichtigsten Städte durch zuverlässige Garnisonen und übertrug die höheren Aemter und Richterstellen in den Provinzen nur Strenggläubigen. Der Papst gestattete dem König, von den geistlichen Gütern eine beträchtliche Steuer zu erheben, wenn er das Geld zum Krieg gegen die Ketzer verwenden wolle; dem widersetzte sich L'Hôpital aus allen Kräften, gab aber dadurch der Königin Katharina die willkommene Gelegenheit, den Mann der Mäßigung und des Friedens, dessen Frau, Tochter und Schwiegersohn dem calvinischen Glaubensbekenntniß huldigten, von dem Staatsrath fern zu halten. Er legte das Reichssiegel nieder und zog sich auf sein kleines Landgut bei Estampes zurück, wo er bis zu seinem Tode (13. März 1573) in stiller wissenschaftlicher Muße die stürmischen Jahre verlebte, die bald genug über sein Vaterland hereinbrachen. Die ganze katholische Welt des südlichen und westlichen Europa stand jetzt kampfgerüstet unter den Waffen, um die kirchliche Einheit herzustellen und aller Ketzerei das Haupt zu zertreten.

Condé und Coligny nach La Rochelle. 1568.

Katharina von Medicis und die feurigen ultramontanen Räthe ihres Cabinets bewunderten die Klugheit und List, womit der Herzog von Alba die zwei Häupter der niederländischen Opposition, Egmont und Hoorn, in seine Gewalt gebracht. Die Königin trachtete nach dem gleichen Ruhm. Welch ein Triumph für die Schülerin Machiavelli's, wenn es ihr gelang, den Feldherren der Hugenotten, Condé und Coligny, welche noch unlängst dem Hoflager so großen Schrecken eingeflößt, dasselbe Schicksal zu bereiten! Beide hielten sich mit ihren Familien und geringem Gefolge auf dem Schlosse Noyers bei Auxerre auf, das der Bourbonische Fürst von seiner neuen Gemahlin geerbt hatte. Katharina ertheilte dem Grafen von Tavannes, einem strengkirchlichen Kriegsmann, den

geheimen Befehl, das Schloß mit Truppen zu umstellen und die Hugenottenführer gefangen zu nehmen. Allein der loyale Edelmann trug Bedenken, sich an der Person eines Prinzen von Geblüt zu vergreifen; er wußte es zu veranstalten, daß Condé von den Absichten der Königin einen Wink erhielt und der Schlinge entging. Nachdem der Prinz in einem Schreiben an den König die Ungerechtigkeiten aufgezählt, welche ihm und seinen Glaubensgenossen von den feindseligen Räthen der Krone, insbesondere von dem Kardinal von Lothringen, dem „Tiger von Frankreich", zugefügt worden, verließen die beiden adeligen Herren mit ihren Frauen und Kindern das burgundische Land, um sich mit den Religionsgenossen im Süden zu vereinigen. An der Loire fanden sie eine unbewachte Furt, auf welcher sie glücklich das andere Ufer erreichten; auf seinen eigenen Armen trug der Prinz seinen jungen Sohn über das Wasser. Sie gelangten glücklich nach Larochelle, das zum Waffenplatz für diesen Krieg ausersehen war; standhaft hatte die reformirte Stadt, mit Berufung auf alte Rechte, die Aufnahme einer königlichen Besatzung verweigert. Bald stellte sich auch Johanna von Albret, die hochsinnige und muthige Königin von Navarra, nebst ihrem Sohne Heinrich von Bourbon mit zahlreichem Kriegsgefolge in Larochelle ein, den Glaubensverwandten theure Gäste. Es war ihnen gelungen, der Wachsamkeit und den bösen Absichten Montlucs zu entrinnen und vier- bis fünftausend Gascogner und Bearner dem Bundesheere zuzuführen. Auch Dandelot, Coligny's tapferer Bruder, kam aus der Bretagne nach der Seestadt, begleitet von einigen tausend kräftigen Kriegsleuten aus der Halbinsel selbst, aus der Normandie und den Landstrichen der unteren Loire.

25. Aug. 1568.

Die religiösen Gegensätze im schärfsten Widerstreit.

Wir haben schon in der Geschichte der Niederlande den nahen Zusammenhang der religiösen und kriegerischen Bewegungen in dem westlichen Europa in den Jahren 1568 und 1569 angedeutet. In Rom, Madrid und Paris herrschte die gleiche Politik: die nationalen Interessen standen zurück hinter den kirchlichen; der jesuitische Geist durchdrang die Welt; die christliche Menschheit sollte nur in der römisch-hierarchischen Kirchenform den Zweck ihres Daseins erfüllen. Wer sich dieser Anschauung nicht fügen wollte, sollte als Feind der göttlichen Ordnung angesehen und vom Erdboden vertilgt werden. Wir wissen, mit welcher Leidenschaftlichkeit Papst Pius V. die Ausrottung aller reformatorischen Ideen betrieb: die mit dem Bannfluche belegte Königin von England war fortwährend von den Dolchen der Fanatiker bedroht, damit Maria Stuart zur Herrschaft gelangen und das Inselreich wieder der gläubigen Heerde zuführen möge; Wilhelm von Oranien und der Prinz von Condé galten als Rebellen gegen Gott und die katholische und christliche Majestät, als Verbrecher, deren Vertilgung eine heilige Pflicht sei. Philipp II. war in diesen Gedankenkreis eingetreten und Alba sollte demselben Geltung verschaffen; auch Katharina von Medicis und ihr „Cabinet" gaben sich jetzt ganz dieser verfolgungssüchtigen Politik hin, die ihren Hauptheerd in den Niederlanden hatte. Ein königliches Edikt untersagte bei Verlust von

Leben und Eigenthum die Ausübung jeder andern Religion als der römisch-katholischen und gebot den reformirten Predigern innerhalb vierzehn Tagen das Königreich zu verlassen. Um jedoch einer allgemeinen Erhebung aller Reformirten vorzubeugen und eine Spaltung unter den Confessionsverwandten zu erzeugen, wurde denjenigen protestantischen Unterthanen, welche ruhig in ihrer Heimath bleiben würden, Gewissensfreiheit und der Schutz des Königs zugesichert. Zum Beweis, daß man am Hofe die bisherigen Versuche einer Pacification und jeden Gedanken paritätischer Ausgleichung aufgegeben habe, wurden im Widerspruch mit den Verträgen von Amboise und Longjumeau alle von der herrschenden Kirche Abgewichenen von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen. Jeder Angestellte sollte beschwören, in der katholischen Religion zu leben und zu sterben. So wurde denn gleichzeitig in Frankreich und in den Niederlanden die Fackel eines erbarmungslosen Religions- und Bürgerkriegs entzündet, wie die Welt noch keinen erlebt hatte. Der Papst vergaß so sehr des Gebotes der Christen- und Menschenliebe, daß er mit allen geistlichen und weltlichen Mitteln, mit Geld und Truppen das blutige Vorgehen gegen die Ketzer förderte, daß er allen Gläubigen zur Pflicht machte, die giftige Pflanze mit der Wurzel auszurotten. Würden sich die Machthaber säumig erweisen in der Erfüllung des göttlichen Gebotes, ließ er sich in einem Schreiben an Karl IX. und seine Mutter vernehmen, so würde das Schicksal Sauls sie treffen. Weil dieser wider Gottes Anordnung die ungläubigen Amalekiter verschonte, wurde er verworfen und David an seine Stelle berufen. Die frommen Gaben der gläubigen Christenheit wurden für den Ketzerkrieg verwendet. Dieser Religionseifer der katholischen Welt wirkte auf die calvinischen Bekenntnißverwandten zurück. Auch sie erkannten die Gemeinsamkeit ihrer Sache und die Nothwendigkeit gemeinsamer Abwehr. Wir wissen, daß die französischen Hugenotten und die Niederländer unter der Fahne Wilhelms von Oranien innige Verbindungen unterhielten; auch die Königin Elisabeth trat mehr aus ihrer bisherigen Zurückhaltung heraus. Den Vorstellungen des an ihrem Hofe weilenden flüchtigen Kardinals von Chatillon, Bruders von Coligny, und der Verwendung Johanna's von Albret gelang es, sie zu Geldunterstützungen zu vermögen. Vor Allem aber war es die opferbereite Hülfsleistung der reformirten Glaubensgenossen in Stadt und Land, die es den Hugenottenführern möglich machte, mehrere Monate lang eine Streitmacht von 18,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern den königlichen Heeren, die der Herzog von Anjou wider sie ins Feld führte, entgegen zu stellen.

Der dritte Religionskrieg. 1568—70.

Noch im Spätherbst des Jahres 1568 brachte Condé den größten Theil von Poitou, Angoumois und Saintonge in seine Gewalt und behauptete sich gegen die königlichen Führer, unter denen sich Tavannes, Montpensier und Montluc durch Energie und Religionshaß hervorthaten. Wie vor sechs Jahren, als der Gräuel von Vassy die Reformirten unter die Waffen führte, füllte sich auch jetzt wieder der ganze Süden, von der Rhone bis zum Meer, mit Scenen

wilder Glaubenswuth, die mehr in kleinen Gefechten und Ueberfällen als in größeren Entscheidungen hervortraten. Denn Anjou hatte von seiner Mutter die Weisung erhalten, jedes größere Treffen zu vermeiden, indem sie der Hoffnung lebte, daß Mangel an Geld und Vorräthen die feindliche Kriegsmacht bald zur Auflösung oder Unterwerfung zwingen werde. Daher suchte man die Gegner auf einen engen Raum zu beschränken und Zuzüge aus andern Landschaften oder aus der Fremde zu verhindern. Da war es denn ein großes Glück für die Hugenotten, daß die feste, reiche, mit großen Rechten und Freiheiten ausgerüstete Handelsstadt La Rochelle der reformirten Kirche so treu ergeben war. Von da aus stand La Rochelle. den Hugenotten der Weg in das Meer, die Verbindung mit England und den Niederlanden offen; weit in das französische Gebiet hinein war die Umgebung der Stadt von einer protestantischen Bevölkerung bewohnt; die streitbare Bürgerschaft, die sich den reformirten Gottesdienst nicht entreißen lassen wollte, stellte sich unter Condé's Oberbefehl und leistete einem von ihm ernannten Gouverneur den Eid des Gehorsams. Mehrere benachbarte Städte, wie Niort, St. Jean d'Angely u. a. kamen in die Hände der Reformirten; den ganzen südwestlichen Landstrich gedachten sie zu einer Freistätte des Evangeliums zu machen, wo alle in den übrigen Theilen Frankreichs bedrängten und verfolgten Glaubensgenossen ihre Zuflucht finden möchten. Sie boten die geistlichen Güter zum Verkauf aus. Doch versicherten sie, wie die Niederländer, daß sie die dem König schuldige Treue und Loyalität nicht zu brechen gedächten; nur gegen die schlimmen Rathgeber, welche die Gewissen und die Nationalität zu unterdrücken trachteten, hätten sie die Waffen der Vertheidigung ergriffen. Wäre es dem Oranier möglich gewesen, mit seinen deutschen Söldnern tiefer in Frankreich einzudringen und den Glaubensverwandten im Süden die Hand zu reichen, so hätte der Kampf größere Dimensionen angenommen; allein wir kennen ja den traurigen Ausgang seines Feldzugs und die Meuterei seiner unbezahlten Landsknechte. Während er in Deutschland neue Kräfte sammelte, hatte der Krieg an der Charente seinen Fortgang.

Nach mehreren Einzelgefechten und blutigen Scenen, in denen die leiden- Der Tag von Jarnac. schaftliche Wuth der entflammten Gemüther in schrecklichen Zügen zu Tage trat, März 1569. kam es am 13. März 1569 zu der Schlacht von Jarnac. Trotz der Tapferkeit der Hugenotten siegte die königliche Armee unter Anjou und dem Marschall Tavannes. Condé selbst, der ritterliche Held mußte sich, von Feinden umringt, nach dem heldenmüthigsten Widerstande ergeben und wurde dann von Montesquiou, der als Hauptmann in der Schweizergarde diente, meuchlings von hinten erschossen; neben ihm deckten viele brave Edelleute das Schlachtfeld. Mühsam retteten sich die zersprengten Heerhaufen über Cognac nach Saintes, wo sich auch bald die Königin von Navarra einfand, die „calvinische Deborah", welche erklärte, lieber ihr Königreich in das Meer zu werfen als in die Messe zu gehen. Ueberall spendete sie Worte der Ermuthigung und des Trostes und werkthätige Hülfe. In Saintes erlag auch bald der treffliche Dandelot einer ansteckenden Krankheit. 27. Mai 1569.

So sank eines um das andere von den Häuptern der Hugenotten in die Gruft. Doch ein neuer Hoffnungsstrahl ging den Reformirten Frankreichs auf in dem Prinzen von Navarra und Béarn, den sie jetzt nebst Condé's jungem Sohne an die Spitze des Heeres stellten, ihnen zur Seite den erfahrenen Coligny, die Säule des Calvinismus, als Führer und Rathgeber. Nie zeigte sich der Admiral, der die Weihe eines patriarchalischen Familienhauptes mit dem ritterlichen Wesen eines Feldherrn und Kriegsmannes verband, größer und charaktervoller als in diesen schweren Tagen, da das Geschick seiner Glaubensgenossen ganz auf seinen Schultern lag. Es machte wenig Eindruck auf ihn, daß das Pariser Parlament ihn als Hochverräther ächtete und einen Preis auf sein Haupt setzte; er lebte des festen Vertrauens, daß er ein Streiter Gottes sei, berufen, König und Nation aus Verderben und feindlichen Rathschlägen zu retten. Bald hatten sich die Hugenotten wieder so weit erholt, daß sie der königlichen Armee im Felde entgegen treten konnten. Beide Theile verstärkten sich durch ausländische Söldner: während der Papst seinen Neffen Santa Fiore mit 4000 Mann über die Alpen sandte, ihm jede Begnadigung überwundener Ketzer verbietend, und den Großherzog von Toscana vermochte, ihnen weitere 1200 Mann beizufügen, erhielt Coligny eine bedeutende Verstärkung an den deutschen Reitern und Landsknechten, mit denen Herzog Wolfgang von Zweibrücken und Oraniens Brüder von Norden heranzogen.
14. Juni. Wolfgang selbst fand zwar bald seinen Tod auf der fremden Erde, aber seine Truppen vermochten unter Wolfrad von Mansfeld bis zu den Bundesgenossen vorzudringen, so daß die Ungleichheit der Streitkräfte, die den Unfall bei Jarnac herbeigeführt, ausgeglichen ward und Coligny bei St. Yrien in Limousin erfolg-
15. 16. Juni 1569. reich die Feinde bestehen konnte. Nun beabsichtigte der Admiral auf die Hauptstadt loszurücken, um durch seine drohende Nähe den Hof zum Frieden geneigter zu machen. Allein im Kriegsrath wurde der Plan verworfen und ein Angriff
Poitiers. auf Poitiers beschlossen. In dieser Stadt befanden sich damals mehrere katholische Edelleute von Muth und Entschlossenheit, an ihrer Spitze Heinrich von Guise, der älteste Sohn des ermordeten Feldherrn und sein Bruder, der Herzog von Mayenne. Durch ihre Umsicht und kriegerische Thätigkeit wurde die Vertheidigung so geschickt und erfolgreich geleitet, daß die Belagerer, bei denen sich ein empfindlicher Mangel an Vorräthen, Geldmitteln und Geschütz zeigte, den Eroberungsplan aufgeben und mit großem Verluste abziehen mußten. Die fremden Söldner, denen man die Löhnung nicht entrichten konnte, wurden von Tag zu Tag schwieriger; es war Gefahr vorhanden, daß das ganze Heer sich auflöse. Da beschloß Coligny abermals die Entscheidung einer Schlacht zu suchen. In den ersten Tagen des Oktober kam er der königlichen Armee, die sich mittlerweile bedeutend verstärkt hatte, so nahe, daß ein Treffen unvermeidlich
Schlacht von Moncontour. 3. Okt. 1569. war. Aber wie tapfer der hugenottische Adel kämpfte, wie sehr der Admiral selbst, obgleich verwundet, alle Kräfte anstrengte, die Schlacht von Moncontour

entschied zum Vortheil der Katholischen. Die deutschen Landsknechte wurden von den Schweizern der königlichen Armee, bei denen zu der alten Eifersucht und Rivalität sich noch der religiöse Fanatismus gesellte, fast gänzlich ausgerottet. Mühsam retteten sich die Bourbonischen Prinzen mit dem Kerne des hugenottischen Adels nach Parthenai: fortan war ihr Hauptaugenmerk auf die Vertheidigung der festen Städte in Poitou und Saintonge gerichtet. La Rochelle stand unter der Obhut der Königin Johanna und Larochefoucaulds.

Hätte man, wie der Marschall von Tavannes rieth, im königlichen Heer den Sieg von Moncontour zu einem raschen Waffengang benutzt, so wären die Hugenotten in eine gefährliche Lage gekommen; allein bereits machte sich eine Wandlung in den Hofkreisen bemerkbar, die auf den Gang des Krieges lähmend einwirkte. Der Königin Katharina wurde das Bündniß mit Philipp und Alba, die mit ihrer Hülfe und ihren Rathschlägen gar zu dienstfertig und gebieterisch bei der Hand waren, nach und nach unheimlich; die Politik der Guisen, welche die Bourbonen ihrer Geburtsrechte zu berauben und Frankreich an das Ausland zu verrathen gedachten, fing an, ihr Sorge zu machen. Der Ehrgeiz und die Herrschsucht Philipps, damals auf eine schwindelnde Höhe gestiegen, verletzten den dynastischen Stolz Katharina's. Auch bei dem König regten sich Empfindungen von Unmuth und Verdruß. Er fühlte Eifersucht gegen seinen Bruder Heinrich, dessen Name in den ultramontanen Kreisen über seinen eigenen gestellt ward, und ein italienischer Höfling, Gondi, Graf von Retz, der bei dem König Gunst gewonnen hatte, steigerte das Mißtrauen aus Neid auf Tavannes. Karl begab sich selbst zu der Armee; nun wurde beschlossen, den Feind nicht sofort mit vollem Eifer zu verfolgen, sondern zuvor die von ihm besetzten Festungen zu erobern und dann sicheren Schrittes auf La Rochelle loszurücken. Zuerst kam St. Jean d'Angely an die Reihe. Allein die Reformirten leisteten tapfern Widerstand. Sechs Wochen lag die königliche Armee vor den Mauern; und als endlich die Besatzung die Stadt gegen freien Abzug mit ihren Waffen räumte, 2. Dec. 1569. hatte das Heer einen Verlust von 6000 Mann durch Gefechte und Krankheiten erlitten. „St. Jean d'Angely", sagte Lanoue, „hat die Unfälle von Poitiers und Moncontour ausgeglichen". Dennoch empfand der König große Befriedigung über seine Waffenthat. Mittlerweile hatten die Führer der Hugenotten Zeit gefunden, die geschwundenen Reihen ihrer Mannschaft durch Verstärkungen aus dem Süden zu ergänzen und sich an der Charente aufs Neue zu befestigen. Unter den Augen Damville's von Montmorency faßten sie Boden in Montauban und Nimes, so daß sie im nächsten Frühjahr durch Dauphiné nach Burgund ziehen konnten, um den Plan Coligny's, den Krieg in die Nähe von Paris zu spielen, nunmehr zur Ausführung zu bringen. Während Lanoue und Larochefoucauld das Gebiet von Larochelle hüteten und den königlichen Truppen in Juni 1570. Poitou erfolgreich widerstanden, drängte Coligny bei Arnay-le-Duc, oberhalb Nevers, den Marschall Cossé, welcher wegen Erkrankung des Herzogs von Anjou

Abnehmende Kriegslust bei Hof.

den Oberbefehl führte, siegreich zurück und öffnete sich die Straße nach der Hauptstadt, alle Friedensunterhandlungen auf Grund häuslicher Andacht und Gewissensfreiheit, aber ohne öffentlichen Gottesdienst, von der Hand weisend. Durch die Vergangenheit belehrt, verlangten die Reformirten freie Religionsübung im ganzen Reich und feste Sicherheitsplätze. Es kam der Mediceerin schwer an, die Pläne und Hoffnungen fahren zu lassen, mit denen sie vor zwei Jahren in den Kampf eingetreten war; aber die Abneigung des Königs gegen einen Krieg, der das Reich immer mehr zerrüttete, die Herzen des Volkes immer mehr verwilderte, der den Sieger wie den Besiegten in gleicher Weise schwächte und die Krone Frankreichs in fremde Abhängigkeit zu bringen drohte, machte eine wenn auch vorübergehende Ausgleichung rathsam, ja nothwendig. Die Glanztage Alba's in den Niederlanden, welche die Augen der Königin so sehr geblendet hatten, waren auch bereits im Erbleichen; die Wirkungen des Terrorismus konnten nicht mehr zur Nachahmung locken. Eine gemäßigtere Partei, schon damals als „Politiker" bezeichnet, wirkte den Ultramontanen entgegen und suchte in die Grundsätze L'Hôpitals einzulenken. So kam denn in Paris der Entschluß zur Reife, das Schwert abermals vor vollendeter Arbeit bei Seite zu legen. Selbst die Guisen verloren das Interesse für einen Krieg, dessen Leitung ihren Händen zu entgleiten drohte. Das nationale Element gewann am französischen Hof die Oberhand über das religiöse; der Einfluß der Familie Montmorency überwog den der Guisen. Diese Wandlung der Stimmung in den regierenden Kreisen führte im August 1570 den Frieden von Saint Germain herbei, welcher die in dem Edikt von Amboise den Hugenotten gewährten Zugeständnisse aufs Neue bestätigte und ihnen Bürgschaft gegen Verletzung in die Hand gab.

Friede von St. Germain. 1570. Durch die Uebereinkunft von St. Germain, auf die man später bei allen Friedensverhandlungen zurückging, wurde den Anhängern der Genfer Confession nicht nur Gewissensfreiheit und Hausandacht im ganzen Reich bewilligt und der öffentliche Gottesdienst auf den adeligen Gütern und an bestimmten Orten jedes Gouvernements aufs Neue zugestanden, sondern auch zur Sicherheit vier wichtige Städte, nämlich La Rochelle, Montauban, Cognac und La Charité auf zwei Jahre überlassen, damit dort alle diejenigen ihren Aufenthalt nehmen könnten, die sich in ihren Häusern für gefährdet hielten. Was der König in Longjumeau als ehrenrührig zurückgewiesen hatte, wurde somit jetzt eingeräumt. Nur in und um Paris und in der Nähe des Hofes sollte kein von der römischen Kirche abweichender Cultus gestattet sein. Ferner sollten alle Verordnungen und Urtheilsprüche, die während des Kriegs zum Nachtheil der Protestanten erlassen worden, aufgehoben, das Verlorene zurückgegeben oder ersetzt werden, der Zugang zu allen Aemtern und Würden des Reichs, zu allen Universitäten, Schulen, Hospitälern den Bekennern der neuen wie der alten Religion offen stehen und eine allgemeine Amnestie verkündigt werden. Bei Prozessen zwischen Angehörigen verschiedener Confession sollte den Neugläubigen das Recht zukommen, bei den Parlamenten eine bestimmte Anzahl von Richtern, vier, sechs oder acht zurückzuweisen. Dagegen sollten sie gehalten sein, der katholischen Geistlichkeit den Zehnten auch ferner zu entrichten und die Feiertage der römischen Kirche äußerlich zu beobachten.

4. Die Bartholomäusnacht und Karls IX. Ausgang.

Noch niemals hatte die Regierung den Reformirten so weitgehende Zugeständnisse gemacht als durch das „ewige und unwiderrufliche“ Edikt von St. Germain en Laye. Durch die „Sicherheitsplätze“ standen sie wie eine selbständige Macht da. Sie hatten alle Ursache mit den Erfolgen ihrer Anstrengungen zufrieden zu sein. Und nicht minder zufrieden war der König mit dem Ausgang, er nannte die Uebereinkunft von St. Germain seinen Frieden. Jetzt erst hoffte er zu der ihm gebührenden Machtstellung zu gelangen. Er hatte das zwanzigste Jahr überschritten und vermählte sich bald nachher mit Elisabeth von Oesterreich, zweiter Tochter des Kaisers Maximilian II. Es schien als ob für Frankreich eine neue Aera anbrechen sollte, als ob das politische Uebergewicht, das unter den heimischen Wirren an die spanische Krone gekommen war, wieder zurückerobert werden könnte. In allen Ländern waren die Blicke und Hoffnungen der von Philipps II. Tyrannei bedrängten oder bedrohten Völker auf Frankreich gerichtet. Aber wo sollte Karl IX., schwächlich und kränkelnd wie alle Kinder Katharina's, in der Erziehung vernachlässigt und geistig verkümmert, an einem lasterhaften Hofe in sittenloser Umgebung aufgewachsen, die Kraft und Seelenstärke hernehmen, die zu einer solchen Aufgabe befähigt hätten? Nicht als ob es ihm an aller Anlage gefehlt hätte; man rühmte an ihm eine rasche Auffassungsgabe, einen gewissen Scharfsinn, ein gutes Gedächtniß und eine kraftvolle Redeweise, auch war er ein Freund der Poesie und dem Dichter Ronsard huldvoll zugethan; allein er war mangelhaft unterrichtet und nie an ernste Studien und Beschäftigungen gewöhnt worden. Der Aufschwung der Seele, das Verständniß für ideale Güter, ein gesundes unbefangenes Urtheil gingen ihm gänzlich ab. Die Kunst der Verstellung und die heuchlerische Falschheit, in der ihn die Mutter unterwiesen, wurde oft durchbrochen durch seine ungestüme, heftige und jähzornige Natur, und die höfische Feinheit und Etikette vermochte nicht immer ihn vor leidenschaftlichen Ausbrüchen des Zorns, vor unwillkürlichen Aeußerungen roher Gemüthsart zu bewahren. Oft entströmten seinem Munde Flüche und Lästerworte. Für geistige Beschäftigungen hatte er wenig Sinn, dagegen liebte er anstrengende körperliche Bewegungen: im Jagen, Reiten, Ballschlagen, Tanzen war er unermüdlich, zum Schmieden und Schlösserfeilen hatte er eine eigene Werkstätte. Das Urtheil der Weltgeschichte hat ihn schwerer betroffen als er verdiente: er haßte die Reformirten weniger aus religiösem Fanatismus als weil man sie ihm als rebellische Unterthanen geschildert und ihm den Glauben beigebracht hatte, daß er nicht wahrhaft König sei, so lange zwei Religionen in seinem Reiche beständen. Jeder Widerstand gegen seinen Willen aber konnte ihn zum heftigsten Zorn und zu Gewaltthaten hinreißen. (König Karl IX.)

Nie fühlte sich Karl IX. so gehoben und innerlich gekräftigt als nach dem Frieden von St. Germain. Wir wissen, daß er gegen den jüngeren Bruder, (Günstige Stimmung des Königs gegenüber den Hugenotten.)

den Katharina und ihre ultramontanen Rathgeber so sehr begünstigten und vorangestellten, Neid und Mißgunst empfand; jetzt änderte sich die Lage: im Conseil führten die Guisen nicht mehr das entscheidende Wort, die gemäßigte Partei der Politiker, als deren Führer die Familie Montmorency angesehen werden konnte, die den Frieden zu Stande gebracht hatte, gewann mehr und mehr das Vertrauen des Monarchen und das Uebergewicht in der Regierung. Das Beispiel des königlichen Schwiegervaters, des milden und toleranten Maximilian II. gab den Ideen der Versöhnung und Duldsamkeit Nachdruck; die zelotischen Mahnbriefe von Rom, welche die Ausrottung der Ketzerei als die heiligste Regentenpflicht einschärften, verloren ihre Wirkung. Als sich die Reformirten über die ihnen nachtheilige Auslegung einzelner Bestimmungen des Friedensedikts und über die unvollständige Ausführung beschwerten, sandte der König den Marschall von Cossé, einen der neuen Lehre günstig gesinnten Edelmann, nach La Rochelle, wo die Königin von Navarra, die beiden Prinzen und Coligny sich noch immer aufhielten, damit er die streitigen Punkte auf billige Weise ausgleiche, und empfing eine Deputation, an deren Spitze Lanoue und des Admirals Schwiegersohn Teligny standen, freundlich und ehrenvoll im Louvre. Gewaltthätigkeiten, die sich die katholischen Einwohner einzelner Städte gegen die Neugläubigen erlaubten, wurden bestraft, strenge Urtheilssprüche von Parlamenten gemildert und die genaue Befolgung aller Artikel eingeschärft. In La Rochelle durfte eine allgemeine Synode unter Beza's Vorsitz abgehalten werden. Am Hofe ging man mit dem Plane um, die jüngste Tochter Katharina's, die reizende, geistreiche aber leichtfertige Margaretha von Valois mit Heinrich von Bourbon zu vermählen, wodurch das Band der Versöhnung noch fester geschlungen und die strenge und zurückhaltende Königin Johanna mit den herrschenden Verwandten enger verbunden werden sollte. Selbst Katharina befreundete sich mit diesem Gedanken.

War die Bartholomäusnacht von langer Hand vorbereitet?

Man hat in alter und neuer Zeit vielfach die Behauptung aufgestellt, dieses Entgegenkommen des Hofes sei nur Verstellung und Arglist gewesen, um die Hugenotten sicher zu machen und dann den vernichtenden Schlag desto erfolgreicher führen zu können; unter der Maske der Freundschaft und Versöhnung habe man die Fallstricke der Tücke und Treulosigkeit verbergen wollen, welche von langer Hand zum Verderben aller von der römischen Kirche Abgewichenen, insbesondere des reformirten Adels der Provinz gelegt worden; die Bartholomäusnacht sei nur eine Nachwirkung der Bayonner Zusammenkunft gewesen, die Ausführung des von Alba gerathenen Planes, zunächst die Häupter und Anstifter des ketzerischen Aufruhrs zu fällen. Eine solche Auffassung ist schwerlich zutreffend. Der König besaß zu einer so tiefangelegten Politik weder die Befähigung noch den Charakter; er war eine mehr ungestüme, heftig aufbrausende Natur als ein weitblickender, überlegender und berechnender Geist, und wenn man auch der florentinischen Fürstin, für deren Vater Lorenzo Machiavelli sein

berühmtes Buch geschrieben, alle die bösen Künste, Falschheit, Wortbruch, Arglist, Verstellung, welche dort zur Behauptung der Herrschaft empfohlen werden, wenn man ihr die ganze treulose und grausame Gemüthsart und Herzenshärtigkeit einer leidenschaftlichen Südländerin zutrauen mag, so muß man doch zunächst nach dem Zweck forschen. Denn aus ihrer ganzen bisherigen Haltung geht hervor, daß religiöser Fanatismus nicht die mächtigste Triebfeder ihrer Seele war, daß sie bei allen Handlungen und Unternehmungen zunächst das eigene Interesse, ihren Ehrgeiz, ihre Herrschgier, ihren Stolz oder den Vortheil der Dynastie im Auge hatte. Diese Bestrebungen konnten aber damals kaum ihre Rechnung finden, wenn sie sich rückhaltlos der spanisch-papistischen Richtung hingab. Ueberhaupt sind in revolutionären Zeitperioden, wo die Gemüther von heftigen Impulsen erfaßt und fortgetrieben werden, die instinctiven und momentanen Eindrücke von größerer Wirkung als die Gebilde der Ueberlegung und Berechnung. Die nationale Antipathie des französischen Volks war nach wie vor gegen die Hugenotten gerichtet: ihre sektirerische Abgeschlossenheit, ihre von einem starken Bewußtsein der eigenen Selbstgerechtigkeit, Tugend und Sittenstrenge getragene aristokratische Haltung, ihr schroffes Auftreten gegen den römisch-katholischen Cultus mit seinem Aberglauben, seinem kirchlichen Pomp, seinen mysteriösen Ceremonien, ihre Verachtung gegen Priesterthum, Ordensgeistliche und religiöse Zeichen und Gebräuche, machten sie zum Gegenstand des Volkshasses; während der Kriege, wo von keiner Seite Gnade geübt ward, waren viele blutige Thaten geschehen, die den Gedanken nach Rache lebendig erhielten; im Beichtstuhl und auf der Kanzel waren zu viele schlimme Worte, zu viele Schmähungen und Lästerreden laut geworden, als daß in jenen Tagen religiöser Aufregung ein paritätisches Zusammenleben denkbar gewesen wäre. In der Nation selbst lag somit Brennstoff genug verborgen, der leicht wieder zur verzehrenden Flamme angefacht werden konnte, sobald das Signal zum Kämpfen und Morden von der regierenden Gewalt gegeben ward. Wenn Politik und Staatsraison der Volksleidenschaft die Schleußen öffneten, dann mußte der Fanatismus in überwältigenden Fluthen und wildem Zerstörungstrieb hervorbrechen.

Stellung des Pariser Hofes zu Spanien.

Alle Erscheinungen deuteten darauf hin, daß nach dem Frieden am französischen Hofe die Tendenz vorwaltete, aus der ultramontanen Coalition herauszutreten und auch nach Außen eine mehr aktive nationale Politik zu treiben. Es verdroß den König, daß Frankreich in den Welthändeln eine Trabantenrolle spielen sollte; er wünschte wieder in die ruhmvollen Bahnen seines Vaters und Großvaters einzulenken. Dies war nur möglich, wenn er sich mit den der spanischen Gewaltherrschaft widerstrebenden Mächten verband, wenn Frankreich mit den Niederlanden und mit England Hand in Hand ging oder wenigstens den Siegeslauf Philipps II. zu hemmen suchte. Trotz der feurigen Abmahnungsschreiben des Papstes wurden in London Verhandlungen wegen einer Vermäh-

lung des Herzogs von Anjou mit der Königin Elisabeth geführt, ein Plan, der später mit dem jüngeren Bruder Alençon sich wiederholte. Diese Vermählung sollte der Aussöhnung mit den Bekennern der Reformation im eigenen Reiche und im Auslande zur Besiegelung dienen. Wir wissen, daß man in den ultramontanen Kreisen den Sieger von Lepanto, Don Juan d'Austria, zum Befreier und Gemahl der gefangenen Maria Stuart ausersehen hatte; die Werbung Anjou's um Elisabeth war somit ein deutliches Zeichen, daß sich der französische Hof zu der spanisch-papistischen Weltmacht in Gegensatz zu stellen gedenke. Im Louvre wurde eifrig erwogen, ob man die Verwirrung in den Niederlanden nicht zur Erwerbung dieser Provinzen für die französische Krone oder Dynastie benutzen solle. Französische Freiwillige waren unter Genlis u. a. in Hennegau eingedrungen, um gegen Alba zu fechten (S. 209); wenn man sie unterstützte, konnten sie Bahnbrecher für Frankreich werden; Oraniens Bruder, Ludwig von Nassau, wurde von dem König in vertraulicher Audienz empfangen, mit Aufmerksamkeit behandelt, mit schönen Hoffnungen erfüllt. Die Hugenotten, die mit Oranien und den niederländischen Patrioten in Bundesfreundschaft und gutem Einvernehmen standen, konnten bei einer bewaffneten Intervention in Flandern und Brabant mit Rath und That treffliche Dienste leisten. Namentlich zählte man auf Coligny, dessen Name damals in den reformatorischen oder freisinnigen Kreisen aller Länder eine Macht war. Ludwig von Nassau erhielt von dem König den Auftrag, ihn in La Rochelle aufzusuchen und nach dem Louvre einzuladen. Die Freunde warnten und riethen ab; es sei bekannt genug, mit welcher Wuth das Pariser Volk auf die Verächter ihrer Ceremonien, auf die Feinde ihres Glaubens blicke, und auch der Gesinnung eines treulosen Hofes, wo so viele offene und versteckte Feinde lauerten, sei nicht zu trauen. Aber der Admiral, der noch immer gerne seiner Kriegsjahre gegen die Spanier, seiner Thaten bei St. Quentin gedachte, dessen ganzer Sinn auf einen Rache- und Eroberungskrieg gegen Philipp und Alba gerichtet war, schlug alle Warnungen in den Wind und folgte der Einladung, um persönlich für einen neuen flandrischen Krieg zu wirken, um den König zu einem Waffengang gegen den spanischen Tyrannen, zur Unterstützung der Niederländer in ihrem heißen Ringen gegen Alba's Zwingherrschaft zu bewegen. Mit welchem Ingrimm sahen die Guisen und ihre Parteigenossen den Admiral in Paris einziehen; wie mußte es sie mit Aerger erfüllen, wenn sie wahrnahmen, daß der Feind ihrer Politik und ihres Hauses, dessen Name einst am Galgen angeschlagen gewesen, jetzt von dem Monarchen mit der größten Aufmerksamkeit behandelt ward, daß er im Louvre ein- und ausging, daß Karl die feindselige Gesinnung der Pariser Bevölkerung gegen die Ketzer durch strenge Strafandrohungen niederhielt und dem Admiral eine Leibwache zur Sicherheit seiner Person gewährte, daß er sich von demselben eine Denkschrift über einen Krieg wider Spanien ausbat, ihn vertraulich seinen Vater nannte, mit ihm die Glieder des Conseils prüfte, wer wohl der großen

Coligny in Paris.

Sept. 1571.

politischen Zeitfrage gewachsen sein möchte. Man erwog, welche Gefahren und Nachtheile es dem französischen Reiche brächte, wenn England den bedrängten Niederländern die angerufene Hülfe gewähren und sich in dem Grenzlande festsetzen würde. Der Graf von Schomberg bereiste die deutschen Höfe, die Stimmung zu erforschen, Verbindungen anzuknüpfen, Werbungen einzuleiten. Und wenn auch im königlichen Cabinet der entscheidende Entschluß nicht so rasch gefaßt wurde, wie die ungeduldige Kriegslust des von neuem Jugendfeuer entflammten Admirals wünschte; er zweifelte nicht, daß das französische Nationalgefühl und das politische Interesse, daß die ruhmvolle Mission, der Krone Frankreichs das verlorne Uebergewicht in Europa zurückzuerobern, schließlich doch im Herzen des Königs durchdringen werde; er träumte schon von Siegen und Lorbeern, die er im flandrischen Krieg als französischer Heerführer gegen die Spanier zu erringen gedachte.

Auch die vorsichtige, zurückhaltende Königin von Navarra vermochte den dringenden Einladungen des Pariser Hofes nicht zu widerstehen. Wie sollte sie nicht eine Vermählung begünstigen, welche ihrem Sohne eine ehrenvolle Stellung neben dem Throne, ihren Glaubensgenossen den Schutz des Reiches versprach? So machte sie sich denn im Frühjahr auf die Reise, begleitet von ihrem Sohne, von dem Prinzen von Condé und von zahlreichen Edelleuten ihrer Confession; der Hof empfing die Gäste in Blois und geleitete sie im Mai mit allen Ehren nach der Hauptstadt. Kurz vorher war Papst Pius V. aus der Welt geschieden, nachdem er noch durch eine außerordentliche Gesandtschaft die Heirath der katholischen Königstochter mit dem ketzerischen Prinzen zu hintertreiben gesucht. Wenige Wochen nach ihrer Ankunft in Paris starb die Königin von Navarra nach kurzer Krankheit; einige Monate zuvor war der Kardinal von Chatillon, der die Unterhandlungen mit der Königin Elisabeth geleitet hatte, plötzlich auf der Rückreise gestorben. Bei der tiefgehenden Aufregung und leidenschaftlichen Parteiwuth jener Tage lag der Verdacht einer Vergiftung nahe. Johanna sollte durch Handschuhe, die ihr ein Hofparfumeur geliefert, den tödtlichen Krankheitsstoff empfangen haben. In ihr verloren die Bekenner des reformirten Glaubens eine kräftige Stütze; denn sie hing mit Standhaftigkeit an den evangelischen Doctrinen, deren Keime sie von der Mutter empfangen und die sie als festes ausgebildetes Lehrgebäude ihren beiden Kindern eingeprägt hatte; ihre Umgebung bestand größtentheils aus Predigern, wodurch ihr Geist und ihre Unterhaltung einen theologischen Anstrich gewann; ihre Sitten waren strenge, ihre Lebensweise einfach; treu der Vorschrift Calvins, sprach sie den Wunsch aus, ohne Pomp und Gepränge in der Gruft ihrer Väter beigesetzt zu werden. Johanna's Tod verschob die Vermählung ihres Sohnes Heinrich mit Margaretha von Valois. Die Prinzessin hegte ohnehin gegen diese Verbindung eine innere Abneigung; sie hatte ihre ganze Liebe dem jungen Guise zugewendet und betrachtete sich nun als Opfer politischer und dynastischer Interessen.

Tod der Königin Johanna.

4. Juni 1572.

König Karl IX. und Coligny. Während dieser Zeit trat eine Wendung in den Hofkreisen ein, die zwar nicht durch geschichtliche Zeugnisse nachgewiesen, wohl aber durch den Zusammenhang der Dinge und durch die Charaktere und Stimmungen der handelnden Persönlichkeiten erklärt werden kann. Die Guisen waren abwesend, der Kardinal Karl in Rom, um bei der neuen Papstwahl mitzuwirken, die andern Glieder der Familie auf ihren Gütern; auch Katharina von Medicis war vom Hofe entfernt, sie hatte ihre älteste Tochter in Lothringen besucht. Dadurch gestaltete sich das Verhältniß zwischen dem König und Coligny inniger und vertraulicher. Karl IX. fand Wohlgefallen an dem Edelmanne, der trotz seiner vorgerückten Jahre noch jugendliche Kraft und Frische besaß, der inmitten einer verderbten Zeit ein ehrbares sittliches Leben führte, mit patriarchalischer Würde seiner Familie, seinen Hausgenossen vorstand, ein warmes Herz für die nationale Ehre und Größe seines Vaterlandes in sich trug. Der König, ein junger Fürst von lebhaften Empfindungen, der bisher am Hofe nur Selbstsucht, Falschheit und Intriguen kennen gelernt hatte, faßte Neigung für den geraden ehrlichen Mann, für den aufrichtigen Patrioten, für den freundlichen, wohlwollenden Herrn, der mit Ernst und Würde einen heitern Sinn, ein gutmüthiges Herz verband. Er hatte während seiner elfjährigen Regierung noch nichts für seinen Ruhm, nichts für die Ehre und Wohlfahrt der Nation gethan, er war nur von Andern vorgeschoben und geleitet worden. Nun sah er sich zum erstenmale einem Manne gegenübergestellt, der ihm ein höheres Ziel setzte, der ihm den Weg zeigte, die innere Zerrüttung und Zerklüftung auszugleichen und die gesammte Volkskraft zum Vortheil des Reichs, zur Verherrlichung des eigenen Namens zu verwenden. Der Gedanke eines Krieges gegen Spanien, wodurch die Niederlande für Frankreich gewonnen werden möchten, fand immer mehr Eingang in seiner Seele. Er begünstigte heimlich das Einrücken französischer Freischaaren in die niederländischen Grenzlande; es war ihm ganz recht, daß Coligny mit Wilhelm von Oranien und den Häuptern der Patrioten in Verbindung trat und ihnen französische Hülfe in Aussicht stellte. Der Krieg gegen Spanien war für den Admiral die wichtigste Lebensaufgabe. Selbst im südlichen America suchte er durch ausgewanderte Hugenotten dem absolutistisch-hierarchischen System Philipps II. entgegenzuwirken; der Kampf gegen diese Macht erschien ihm als eine heilige Pflicht, welche die Humanität, wie die nationalen und christlichen Interessen auferlegten. Und nun sah er den Augenblick herannahen, da er einen jungen König und die Kräfte eines mächtigen Reiches in diesen Kampf fortreißen werde, da dasselbe Frankreich, welches bisher im Bunde mit Rom und mit Spanien die religiöse Freiheit und Selbstbestimmung gewaltsam niederzuhalten gesucht, gegen den Bannerträger der kirchlichen Einheit und Gleichförmigkeit ins Feld zu rücken sich anschickte.

Katharina von Medicis. Aber so weit sollte es nicht kommen; schon rüstete die Gegenmacht ihre Streitkräfte, um eine solche Wendung in dem weltgeschichtlichen Drama zu

verhindern. Als Katharina und die Guisen nach der Hauptstadt zurückkamen, fanden sie den Krieg gegen Spanien in Vorbereitung, fanden sie Coligny im Besitze des Vertrauens und der Gunst des Monarchen, fanden sie sich in die Lage versetzt, ihren ganzen bisherigen Einfluß an einen verhaßten Rivalen übergehen zu sehen. Die Königin war zwar nie eine begeisterte Anhängerin ihres Schwiegersohnes jenseit der Pyrenäen gewesen, aber zu einem offenen Krieg gegen die katholische Vormacht, welcher das Uebergewicht in die Hände der calvinischen Religionsverwandten zu legen, welcher die Staatskirche Frankreichs zu zersetzen, die Ehre der Rechtgläubigkeit der Nation zu rauben drohte, wollte sie es nicht kommen lassen. Sollte das Reich Ludwigs des Heiligen gegen die Vorfechter der kirchlichen Autorität und der Glaubenseinheit, gegen die Träger und Begründer monarchischer Machtvollkommenheit die Waffen ergreifen, mit den revolutionären Elementen einen Freundschaftsbund schließen, die Opposition gegen die überlieferte Ordnung in Kirche und Staat stärken und unterstützen? Ein solcher Gedanke war ihr unerträglich; sie hätte mit ihrer ganzen Vergangenheit brechen, ihre bisherige Politik, ihre tiefwurzelnde Antipathie gegen die Hugenotten und insonderheit gegen den verhaßten Admiral verleugnen und verdammen müssen. Und war denn der Kampf gegen die erste Großmacht, der die Kräfte der gesammten katholischen Welt zu Gebote standen, nicht ein gefährliches Wagstück für das durch Parteiwuth zerrissene, durch Factionen geschwächte Frankreich? Noch hielt Alba's Terrorismus die burgundischen Provinzen in Unterwürfigkeit; noch hatte sein System des Schreckens und der Gewalt nicht Schiffbruch gelitten. Die französischen Freischaaren waren überwunden, zersprengt, gefangen. Katharina's Vorstellungen, in einer vertraulichen Zusammenkunft mit Thränen und pathetischen Reden vorgetragen, machten Eindruck auf den König; die Sache sollte noch einmal im Staatsrath verhandelt werden. Hier trug Coligny seine Ansicht mit Feuer und Beredsamkeit vor; die Königin und der Herzog von Anjou traten ihm entgegen. Gereizt durch den Widerspruch gab jener zu verstehen, daß er und seine Freunde sich nicht abhalten lassen würden, auf eigene Hand wider Alba ins Feld zu ziehen und daß, wenn jetzt der König einem Krieg ausweiche, der Vortheil verheiße, leicht ein anderer ausbrechen könnte, dem er nicht auszuweichen vermöchte. Die Mediceerin glaubte in diesen Worten eine versteckte drohende Hindeutung auf einen neuen Religionskrieg zu entdecken. Es fing ihr vor dem Mann an zu grauen. Alles was sie seit Jahren mit kluger Staatskunst errungen, woran sich ihr stolzes Herz weidete, stand auf dem Spiel, sie sah die Leitung der öffentlichen Dinge, die Richtung der Politik ihren Händen entgleiten. Durch Verführung und Hofkünste war dem geraden, charakterfesten und standhaften Admiral nicht beizukommen; so suchte sie denn mit Tücke und arglistiger Gewaltthat den Verhaßten aus dem Wege zu räumen.

Der Mordplan. Den heißblütigen Italienern liegt der Trieb sich zu rächen tief im Blute; wir haben in früheren Blättern öfters gelesen, wie sehr man von jeher im Apenninenlande geneigt war, eine Katastrophe durch einen politischen Mord herbeizuführen, wie leicht man im leidenschaftlichen Zorn und Parteieifer zu Gift und Dolch griff, um sich eines verhaßten Gegners zu entledigen. Die Florentinerin hatte noch wegen des Ueberfalls von Meaux mit dem Admiral abzurechnen; persönliche Rachsucht gesellte sich zu den politischen Motiven. Auch die Wittwe des Herzogs Franz von Guise war eine Italienerin aus dem Hause Este. Das Blut ihres Gatten war noch nicht gerächt; in der Familie Guise hatte man trotz aller äußerlichen Versöhnung nicht vergessen, daß Coligny der Anstiftung oder Mitwissenschaft des Mords vor Orleans beschuldigt worden war. Die gleichen Gefühle und Interessen führten die Guisen und die Königin Mutter einander nahe; hatte in früheren Tagen hie und da Spannung und Rivalität zwischen ihnen bestanden, so waren doch nie prinzipielle Gegensätze aufgekommen; und jetzt drängten die gleichen Zwecke alle andern Gefühle zurück. Auch der Herzog von Anjou wurde in das Complot gezogen. Der Admiral sollte ermordet werden. Am 17. August war die Vermählung der Prinzessin Margaretha mit Heinrich von Bourbon, dem Fürsten von Navarra und Béarn, vollzogen worden; die Königin Mutter hatte sie nicht zu verhindern gesucht, auch in Rom war man von jeder weitern Einsprache abgestanden. Ein Wink des päpstlichen Nuntius soll auf wichtige Ereignisse hingedeutet haben. In Katharina's Seele liefen zwei Pläne neben einander her: Die Versöhnung der Parteien war ihr ganz recht, sofern dadurch ihre eigene Machtstellung gewahrt und der innere und äußere Krieg vermieden ward; dies schien ihr aber nur erreichbar, wenn Coligny aus dem Leben geschafft würde. So verfolgte sie denn mit „innerer Zweizüngigkeit" zu gleicher Zeit zwei Entwürfe: Mitten unter den Festlichkeiten, welche der Vermählung auf dem Fuße folgten, wurde der Anschlag auf das Leben des Admirals ausgeführt. Als Coligny am 22. August aus dem Louvre zurückkehrend an einem den Guisen gehörenden Hause vorüberritt, wurde durch das verhängte Fenster von einem gedungenen Meuchelmörder, Maurevert, auf ihn geschossen. Die Kugel traf jedoch nur den Arm; verwundet wurde er nach seiner Wohnung gebracht, während der Thäter Zeit zur Flucht fand. Wäre der Mordanschlag gelungen, so wäre man schwerlich weiter gegangen. Katharina hatte zunächst nur den Mann aus der Welt schaffen wollen, dem sie Rache geschworen, der ihren Einfluß und ihre herrschende Stellung am Hof zu untergraben drohte, der das Reich in einen Krieg gegen die katholische Vormacht hineinzureißen suchte. Daß aber das Attentat nicht den Tod, sondern nur die Verwundung Coligny's zur Folge hatte, machte weitere Schritte nothwendig. Die Gefahr war für die Urheber des Mordversuchs größer als zuvor: der König gerieth bei der Nachricht in den heftigsten Zorn; „soll ich denn niemals Ruhe haben", rief er unwillig; er stieß Drohungen aus gegen die Guisen, er befahl, daß man eine strenge

Untersuchung anstelle. Die protestantischen Edelleute, die sich wegen der Hochzeitsfeierlichkeiten zahlreich aus der Provinz in Paris eingefunden hatten, verlangten in trotzigem Tone Rache und Sühne an den Urhebern, die sie in den höchsten Hofkreisen suchten. Nur das Vertrauen auf den König hielt sie ab, die Hauptstadt sofort zu verlassen und Coligny mit sich zu führen, was leicht das Signal zu einem neuen Bürgerkrieg geben konnte. Zur größeren Sicherheit des Verwundeten wurden ihnen Herbergen in der Nähe seiner Wohnung angewiesen; der ganze hugenottische Adel sollte ihm während der Heilung als Leibwache dienen. Karl IX. selbst stattete in Begleitung seiner Mutter und Brüder dem Kranken einen Besuch ab und wiederholte die Versicherung strengster Bestrafung der Schuldigen. Bei der Gelegenheit soll der Admiral den König insgeheim ermahnt haben, die Leitung der Staatsgeschäfte, welche die Königin und ihre Günstlinge ganz an sich gerissen hätten, in die eigene Hand zu nehmen. Katharina sah einen Abgrund vor sich: wenn Coligny wieder genas, so war es um ihren Einfluß geschehen; die Politik nahm eine andere Wendung, ihre Feinde triumphirten. Wie hätte das leidenschaftliche ehrgeizige Gemüth der fürchterlichen Frau eine solche Demüthigung ertragen sollen! Lieber wollte sie das Aeußerste wagen; alle finstern Mächte, Stolz, Rachsucht, Fanatismus vereinigten sich in ihrem Innern und machten sie zur Furie. Sie versammelte ihre Vertrauten um sich, die Guisen, den Herzog von Anjou, den Großsiegelbewahrer Birago, einen Mailänder von Geburt, zwei andere Italiener, Lodovico Gonzaga, Herzog von Nevers, und Albert Gondi, Herzog von Retz, den Marschall von Tavannes, lauter eifrige Ultramontane. Das Resultat ihrer Berathung war, daß die Sicherheit der Königin und des Reichs es fordere, daß man sich der Häupter der Hugenotten durch den Tod entledige. Wenn man den König dahin bringen würde, daß er seine Einwilligung gebe, so könne man dem Haß und der Religionswuth des Pariser Volkes, den Zünften und Brüderschaften die Ausführung ruhig überlassen.

Die Bartholomäusnacht.

1. Der König ins Complot gezogen.

Dies war die Geburtsstunde der Bartholomäusnacht. Am Nachmittag des 23. August begab sich die Mediceerin mit einigen der genannten Katholikenhäupter zu dem König. Mit eindringlichen Worten stellte sie dem Sohne vor, daß die Hugenotten entschlossen seien, das Attentat gegen Coligny zu einem neuen Bürger- und Religionskrieg zu benutzen, jetzt schon seien ihre Drohungen gegen die Königin selbst, gegen andere Glieder der königlichen Familie gerichtet; bald würden sie Thron und Altar umstürzen; der Admiral lasse deutsche Landsknechte werben; einige Edelleute seien in den Provinzen thätig, neue Hugenottenschaaren zu sammeln und, wie schon früher einmal, auf Paris loszurücken. Die getreuen katholischen Unterthanen, überdrüssig der unaufhörlichen Kriege und ergrimmt über die Feinde und Verächter ihrer Religion, seien entschlossen, sich selbst zu helfen, eine Ligue zu schließen und einen zuverlässigen selbstgewählten Generalcapitän an ihre Spitze zu stellen; dann werde der König ohne Macht

und Autorität in der Mitte stehen zwischen zwei feindlichen Heerlagern. Nur der Tod des Admirals und einiger anderen Parteihäupter der Reformirten vermöge Reich und Thron vor einer neuen Erschütterung zu bewahren. Jetzt könne der Schlag ohne Gefahr ausgeführt werden, lasse man dem Löwen Zeit aus seiner Einhegung herauszubrechen, so werde er furchtbare Verwüstung anrichten. Schon sei der Tag bestimmt, an dem sich die hugenottische Streitmacht in Melun versammeln sollte. Die übrigen Anwesenden stimmten der Rede der Königin bei. Dennoch konnte Karl IX. sich lange nicht entschließen, seine Einwilligung zu geben; eine ganze Stunde widerstand er ihren Ermahnungen; Mutter und Bruder drohten, den Hof zu verlassen. Doch gewann die Italienerin endlich das Spiel. Mit seinem gewöhnlichen Schwur, „bei Gottes Tod", gab Karl zu, daß man den Admiral tödte, zugleich mit der ganzen Heftigkeit seiner Gemüthsart hinzufügend, alle Hugenotten sollten sterben, damit keiner übrig bleibe, der ihm Vorwürfe machen könne. In großer Aufregung verließ er den Saal und ertheilte die nöthigen Befehle. Den Guisen und dem Herzog von Angoulème, Karls unechtem Bruder, wurde die Ausführung übertragen. Sie setzten sich mit dem Prevôt des Marchands, Charron, und seinem Vorgänger Marcel in Verbindung; denn auf die Wuth der fanatischen Bevölkerung von Paris setzten sie das größte Vertrauen. Waffen sollten an die Stadtmiliz ausgetheilt und die Thore verschlossen werden. In gemeinsamer Berathung wurden die Rollen vertheilt, wer die einzelnen Häupter auf sich nehmen solle. Nur die beiden Bourbonischen Prinzen, Navarra und Condé, sollten verschont werden; auch die Montmorencys wollten Einige in das Schicksal der Reformirten verflechten; da aber der älteste der Brüder abwesend war, so fürchtete man, er möchte aus Blutrache einen neuen Krieg entzünden. Katharina von Medicis äußerte später, sie nehme nur das Blut von sechs Ermordeten auf ihr Gewissen. Dennoch trifft sie die Hauptschuld; sie hatte den König zu dem Mordbefehl gedrängt, der die Leidenschaften der Masse entfesselte; wer wollte jetzt den losgelassenen Geistern Grenze und Maß bestimmen? Rachsucht, Fanatismus und andere dämonische Mächte wirkten zusammen, um das französische Volk zu der Grausamkeit zu treiben, die es so oft in Momenten der Erregung an den Tag gelegt hat, um jene Gräuelscenen herbeizuführen, die unter dem Namen der Bartholomäusnacht oder der Bluthochzeit von Paris in Frankreichs Annalen eine der dunkelsten Seiten bilden und das Andenken Karls zu dem eines Sulla und Marius, eines Nero und Domitian reihen.

2. Ermordung Coligny's. Mit teuflischer Ueberlegung und Planmäßigkeit wurden die Anordnungen zu der entsetzlichen That getroffen. Die in der Nähe des Schlosses aufgestellten königlichen Garden, die Schweizer und die französische, wurden unterrichtet, daß die Hugenotten sich gegen Thron und Reich verschworen hätten und daß es der Wille des Königs sei, denselben zuvorzukommen und die Gefahr durch ihre Ermordung abzuwenden. Die Bürgermiliz und bewaffnete Volkshaufen schlossen

sich an; eine weiße Binde um den Arm und ein Kreuz am Hute sollte das Erkennungszeichen der Katholiken sein. Es war Sonntag den 24. August des Jahres Eintausend fünfhundert zweiundsiebenzig als um Mitternacht die Sturm- 24. Aug. 1572. glocke von St. Germain l'Auxerrois ertönte, das verabredete Signal der schauerlichen Blutarbeit. Da stürzten die Mordbanden in die Stadtquartiere, wo die Häupter der Reformirten ihre Wohnungen genommen hatten, drangen mit Schwertern und Schießwaffen in die erbrochenen Häuser, erschlugen die Flüchtigen auf den Straßen. Coligny, der greise Held, war das erste Opfer, das die Guisen selbst und der Bastard von Angoulème ihrem Hasse und ihrer Rachgier ausersehen. Er wurde in seinem eigenen Gemache, als er gerade Calvins Commentar zum Hiob las, überfallen und niedergestoßen. Darauf schleppten die gedungenen Bösewichter den verwundeten aber noch lebenden Mann an das Fenster, um ihn in den Hofraum hinabzustürzen, wo die Führer zurückgeblieben waren. Er hielt sich mit dem linken Arm an einer Säule fest, bis er von neuen Wunden durchbohrt, Kraft und Bewußtsein verlor und entseelt zu den Füßen Guise's niedersank. Dann soll sein Haupt abgeschlagen, der verstümmelte Leichnam durch die Straßen geschleift und an den Galgen gehängt worden sein. Erst einige Zeit nachher bewirkte Montmorency, daß er in der Familiengruft zu Chatillon beigesetzt ward.

Nun richtete sich die Wuth gegen die Uebrigen. Die Mörderschaaren, von 3. Allgemeines Morden. Guise, Nevers, Tavannes, Montpensier u. A. geleitet, und angefeuert durch den Ruf, der König wolle und befehle den Tod der Verschwörer, durchstreiften alle Theile der Stadt, füllten Häuser, Straßen, Brücken mit Blut und Leichen und höhnten Gefühl, Menschlichkeit und Gesetz. Alle die tapferen Gefährten des Admirals, die Larochefoucauld, die Teligny, die Briquemont, die La Force, alle die getreuen Anhänger der Prinzen, die zu dem Ehrenfeste des Bourbon nach der Hauptstadt gezogen waren, frohe südländische Gesellen, die in so mancher Feldschlacht muthig gefochten, sie alle mußten, Herr wie Diener, ihre Loyalität, ihr Vertrauen auf die Heiligkeit des Gastrechts, auf nationale Verwandtschaft und Treue mit bitterem schmerzlichem Tode büßen, ohne Gegenwehr und ehrlichen Kampf dahinsinken. Selbst im Schlosse wurden die Begleiter Heinrichs von Navarra ermordet; an den nackten Leichen weideten schamlose Hofdamen ihre neugierigen Blicke. Fanatismus, persönliche Feindschaft, Raubsucht, Mordgier, alle Leidenschaften und dämonischen Gewalten durchtobten die verwilderte Menschenbrust und trieben zu Gräuelthaten, wie die Weltgeschichte alter und neuer Zeit kaum ein anderes Beispiel zu verbuchen hat. Die engen Straßen ertönten von Gewehrschüssen, von Schwerthieben, von wildem Mordgeschrei, von Stöhnen und Wehklagen der Verwundeten und Sterbenden, von den Angstrufen der Angegriffenen. In ihrem Wohnzimmer, in ihren Betten wurden die Wehrlosen überfallen; und wenn sie den Schrecken des Todes zu entfliehen suchten, folgte ihnen Mord und Grausen von allen Seiten. Es ist eine

bekannte Erzählung, daß selbst König Karl IX. vom Balcon oder aus den Fenstern des Louvre herab auf die fliehenden Ketzer geschossen und zum Morden angefeuert habe. Bei dem ungestümen, heftig aufbrausenden Wesen des Fürsten und seiner angebornen Wildheit, ist ein solcher Wechsel der Gefühle, eine so blutgierige Anwandlung wohl denkbar. Die Monarchie, zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft geschaffen, vergaß ihrer moralischen Grundlage, ihres welthistorischen Ursprungs und machte mit denen gemeinschaftliche Sache, deren Haß sie hätte zügeln sollen; „man verliert ihre Spur in diesen Orgien des Bluts".

In Paris selbst wurden in der Mordnacht und den drei darauf folgenden Tagen wohl zweitausend Schlachtopfer dem Dämon des Fanatismus dargebracht. Mancher benutzte die Gelegenheit, da jede Gewaltthat im Namen der Religion ungestraft vollführt werden konnte, um seine persönliche Rachsucht zu befriedigen. So wurde der eifrige Reformator der Universität, Petrus Ramus (La Ramée), von einem Collegen (Charpentier), dessen Unwissenschaftlichkeit er bekämpft hatte, in seinem Versteck aufgesucht und gedungenen Mördern überliefert. Nur wenige der Führer entrannen dem blutigen Geschick. Unter den Geretteten befanden sich die beiden Bourbonischen Prinzen, der König von Navarra und der junge Condé, die Karl IX. nach langer Berathung mit seiner Mutter und seinem Bruder in den königlichen Gemächern des Louvre geborgen hatte. Sie wurden aber nur unter der Bedingung verschont, daß sie der ketzerischen Lehre entsagten, die nun in Frankreich nicht länger geduldet werden sollte. Unter den „Schrecken des Todes und der Qualen", wichen sie der Gewalt und Ueberredung. Auch Rohan, Montgommery und einige andere entgingen dem Verderben. Der letztere, durch dessen Lanze einst Heinrich II. verwundet worden, starb bald darauf als Hochverräther unter dem Schwert des Scharfrichters. Die Blutscenen blieben nicht auf Paris beschränkt. „Mündliche Befehle, mit Windeseile von Stadt zu Stadt getragen, autorisirten überall den Fanatismus". Nur wenige Statthalter und Ortsvorstände hatten den Muth, den Ueberbringern der Botschaften zu antworten, sie seien keine Meuchelmörder. In Meaux, Orleans, Angers, Troyes, Bourges, La Charité, Lyon, Toulouse, Rouen und vielen andern Orten erzeugte die Religionswuth ähnliche Gräuel wie in Paris, so daß nach der mäßigsten Berechnung 20,000 Hugenotten hingeschlachtet wurden. In Lyon fiel Claude Goudimel, der die ergreifenden Weisen für die Psalmen von Beza und Marot erfunden hatte, unter den Streichen der Fanatiker. „Auch als man der losgelassenen Wuth Einhalt gebot, flammte sie immer wieder von Neuem auf; sie lebte in ihrer eigenen Bewegung, nach Blut verlangend, von Blut sich nährend; die Geister erfüllten sich mit wilden Phantasien, in denen ihnen vor sich selber und vor den Elementen graute."

4. Haltung des Hofes nach der Bluthat.

Am Hofe war man Anfangs Willens, das gräßliche Ereigniß als eine That der Blutrache zwischen den Guisen und Chatillons darzustellen; aber es konnte nicht verborgen bleiben, daß der König selbst die Befehle ertheilt hatte; so mußte man denn wieder zu dem angeblichen Complot seine Zuflucht nehmen. In einer feierlichen Sitzung des Parlaments erklärte Karl, daß Coligny und seine Freunde die Absicht gehabt, das ganze Haus Valois auszurotten, um einen der Ihrigen an die Herrschaft zu bringen. Dieses verbrecherische Vorhaben zu verhindern, habe er das äußerste Gewaltmittel anwenden müssen. Der Gerichtshof

solle gegen den Admiral und seine Mitschuldigen eine Untersuchung wegen Hochverraths einleiten. Eine ähnliche Auffassung suchte man durch Manifeste in den Provinzen und Städten in Umlauf zu setzen. Nicht um der Religion, sondern um der verruchten Verschwörung willen seien die Hugenotten von der Strafe betroffen worden. Für diejenigen Bekenner des reformirten Glaubens, die sich ruhig in ihren Häusern halten würden, solle das Friedensedikt nach wie vor in Geltung bleiben; öffentliche Predigten und Versammlungen seien jedoch untersagt. An die fremden Höfe lauteten die Anzeigen verschieden, je nach dem Charakter. Während man in Madrid und Rom das Verdienst in Anspruch nahm, mit Vorbedacht die Feinde der Kirche vernichtet zu haben, suchte man bei Elisabeth und Maximilian II. die Sache so darzustellen, als ob man zur Verhütung des von den Hugenottenhäuptern beabsichtigten neuen Krieges den Guisen freie Hand gelassen habe. Diese doppelzüngige Haltung empört fast noch mehr als die Blutthat selbst. Bei dieser konnte man einer momentanen Aufwallung wilder Triebe und Leidenschaften einige Rechnung tragen; aber in dem zweideutigen perfiden Ränkespiel, in dem Gewebe von Lüge, Tücke, Arglist, wie es in den nächsten Tagen nach der Bartholomäusnacht in Scene gesetzt wurde, trat die ganze furchtbare Entartung hervor. Während man durch Friedensversicherungen und erheuchelte Toleranz die angstvollen Gemüther zu beschwichtigen und niederzuhalten suchte, wurde in Paris eine feierliche Prozession veranstaltet, zum Dank, daß Gott das Reich und den König vor Unheil bewahrt, wurden noch einzelne Unglückliche, welche dem Verderben entgangen waren, nachträglich einem schmachvollen Tode durch Henkershand überantwortet; ließ man im ganzen Lande dem Fanatismus, der Rachsucht, der Grausamkeit freien Lauf. Keine geschichtliche Schönfärberei, mag sie auch noch so genial ausgeübt werden, wird im Stande sein, den sittlichen Abgrund zu verdecken, in den wir damals den französischen Hof und die herrschende Klasse versunken sehen.

Der Eindruck, den die Gräuel der Bartholomäusnacht hervorbrachten, war ein sehr verschiedener. Philipp II. soll bei der Nachricht zum ersten Male freudig aufgelacht haben; sah er sich doch jetzt von der schweren Sorge eines französisch-spanischen Krieges befreit; er glaubte der Versicherung des Pariser Hofes, daß Alles nur Täuschung gewesen, um die Hugenotten in Sicherheit zu wiegen, und rühmte die Kunst der Verstellung und Hinterlist. Er bot seine Hülfe zur völligen Ausrottung der Ketzerei an. Auch Alba freute sich, weil er hoffte, jetzt werde Frankreich ganz in die spanische Politik einlenken, so wenig die formlose Gewaltsamkeit, wobei man die ungebändigten Triebe des unteren Volkes zu Hülfe gerufen, nach seinem Sinn war. Die größte Freude empfand man in Rom. Der Kardinal von Lothringen ließ dem Courier tausend Ducaten reichen und der neue Papst Gregor XIII. feierte die Siegesbotschaft mit Prozessionen und Dankgottesdienst und verherrlichte die glänzende Einweihung seines Pontificats durch ein Gemälde und eine Denkmünze. Ganz anders war der Eindruck in den protestantischen Kreisen. Man war in jener Zeit der religiösen Verfolgungen und Hinrichtungen an viele Gräuel gewöhnt; aber kein Ereigniß hatte noch solches Entsetzen erregt; daß die Regierung selbst die Mordwuth fanatischer Volksklassen aufgeweckt

Eindrücke und Wirkungen.

und gegen wehrlose Mitbürger in die Waffen gerufen, war eine so unerhörte, so empörende Erscheinung, daß die ganze reformirte Welt wie betäubt dem Schreckbilde gegenüberstand. Und gerade damals betrieb der französische Hof die Erhebung des Herzogs von Anjou auf den polnischen Königsthron. Man fuhr daher fort, durch diplomatische Kunstgriffe, durch Lügen und Entstellungen der Gräuelthat den religiösen Charakter zu rauben, sie als Nothwehr gegen Verschwörer, Rebellen und Feinde jeder Monarchie hinzustellen. Montluc, Bischof von Valence, wirkte in diesem Sinne in Polen; Schomberg, ein Deutscher von Geburt, bereiste die protestantischen Länder des deutschen Reichs, besonders Kurpfalz und Sachsen, damit das alte Bündniß nicht zerrissen werde; ein anderer Botschafter wurde nach der Schweiz gesandt. Zugleich wurden die Federn feiler Schriftsteller in Bewegung gesetzt, um die Vorgänge der Pariser Bluthochzeit zu entstellen, zu verwirren, zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Peter Charpentier, ein zweideutiger Calvinist, den einst Beza in seinem eigenen Hause in Genf aufgenommen hatte, suchte in einem Sendschreiben an den Philologen Franz Portus darzuthun, daß der König nicht die Gewissensfreiheit der reformirten Gläubigen habe schädigen wollen, daß aber in ihrer Mitte eine von den Guten nicht anerkannte politische Partei gewesen, die, geleitet von einem Atheisten in der Schweiz, sogar von Königsmord gesprochen, und als das Maß voll gewesen, ihre Strafe gefunden; diese hätten dann viele Unschuldige mit ins Verderben gezogen. Portus brandmarkte den Verleumder in einer Gegenschrift; aber der Hof freute sich, daß auch aus dem gegnerischen Heerlager sich eine Stimme zu seinen Gunsten erhoben, und sorgte für möglichste Verbreitung des Schriftstücks in England und Deutschland. Bald traten andere in die Arena: Dufaur de Pibrac, der dem Tridentiner Concil beigewohnt, verfaßte in elegantem Latein im Interesse der Königsfamilie eine Schutzschrift, die durch ihre tendenziösen Entstellungen eine Menge von Erwiderungen hervorrief. Auch der größte Rechtsgelehrte der Zeit, Cujacius, entehrte seinen Namen durch eine Parteischrift, wie sie seinem Freunde Montluc dienlich war; und der gedankenarme Schönredner Muret suchte einige Zeit nachher in einem Panegyricus auf Karl IX. Kirche und Königthum rein zu waschen von der großen Schandthat des Jahrhunderts. Keine dieser Schriften blieb unbeantwortet; besonders erhoben die französischen Flüchtlinge laut ihre Stimme gegen Verleumdung und Lüge, so daß die polemische Literatur über die Bartholomäusnacht und die handelnden Personen zu einer mächtigen Fluth heranwuchs, welche das Urtheil der Zeitgenossen vielfach irre geleitet hat. Aber die Weltgeschichte übte das weltgerichtliche Amt mit gerechter Wagschale. Wo Bildung, wo die Ideen der Humanität Eingang fanden, wurde von der Nachwelt stets das strengste Verdammungsurtheil gefällt.

Die Hugenotten ermannen sich.

Es zeigte sich bald, daß blinde Rachsucht und Leidenschaft schlechte Rathgeber sind. Die Dynastie der Valois ist an der Bartholomäusnacht zu Grunde gegangen, und die Religionswuth, welche durch diese That von Neuem angefacht wurde, hat der bürgerlichen Gesellschaft Frankreichs unheilbare Wunden geschlagen. Nur zu bald konnte man gewahren, daß sogar im eignen Land das Verbrechen seinen Zweck verfehlt habe. Mochten auch im ersten Schrecken Viele dem blutgetränkten Boden der Heimath den Rücken kehren und in der Schweiz, in der Pfalz, in den Niederlanden ein Asyl suchen; mochten auch einzelne Schwache und Eingeschüchterte die Beute der Jesuiten und Mönche werden und der Messe wieder anwohnen; weitaus die Mehrzahl der Reformirten beharrte um so

standhafter bei ihrer Ueberzeugung. Sie suchten Schutz in den Burgen und Festungen des Südens und faßten den Entschluß, für ihren Glauben zu leben und zu sterben. Von grenzenlosem Haß und Abscheu erfüllt, schwuren sie, lieber im ehrenvollen Kampfe für die Sache des Gewissens zu fallen als durch Mörderhand meuchlings sich hinschlachten zu lassen. In den Burgen der Sevennen, in den abgelegenen Gegenden der Languedoc, in den festen Städten La Rochelle, Nimes, Montauban, Sancerre, erzeugte die Kunde von dem autorisirten Mordfrevel einen kriegerischen Muth, den Gewalt und List nicht zu brechen vermochte. Wie einst im deutschen Reiche zur Zeit des Interim die reformirten Geistlichen nach Magdeburg flüchteten und von dort aus das reformatorische Bewußtsein in Norddeutschland schärften und wach erhielten, so suchten jetzt in Frankreich die calvinischen Prediger in den Städten des Südens eine Zuflucht gegen das über ihren Häuptern geschwungene Mordschwert der Fanatiker. Sie predigten in feurigen Zungen und ihre Worte entzündeten in den Herzen der Hörer die Gluth religiöser Begeisterung. Sie vertrauten auf die Gerechtigkeit Gottes, welche den Getreuen Kraft verleihen und die Schuldbewußten und Tyrannen zu Falle bringen werde.

Der Hof von Paris lehnte die angebotene Hülfe Spaniens zur gänzlichen Unterdrückung der Ketzerei ab; nimmermehr hätte Katharina die Schutzherrschaft Philipps oder das gebieterische Uebergewicht der Guisen ertragen. Aber Mutter und Sohn waren entschlossen, die neue Religion nicht länger in Frankreich zu dulden, wenigstens nicht den öffentlichen Cultus derselben. Deshalb rückten königliche Heere ins Feld, um die ungehorsamen Städte zur Unterwerfung zu bringen. Als La Rochelle, gewarnt durch das Beispiel von Bordeaux und Castres, wo neue Mordscenen auf Anstiften der Jesuiten Schrecken und Angst verbreiteten, dem neuernannten Gouverneur Biron, obwohl er in den Hugenottenkreisen als gutgesinnter Mann galt, die Thore verschloß, wurde die Stadt von der Land- und Seeseite belagert. Vergebens ward den reformirten Einwohnern Gewissensfreiheit als Preis der Ergebung angeboten; die Bürger verlangten für sich und ihre Schutzbefohlenen auch das Recht der äußeren Religionsübung; ihrem Beispiel folgte die kleine Festung Sancerre, vor welcher ein zweites königliches Belagerungsheer eintraf. Und nun erlebte die Welt das Schauspiel, daß zwei Städte, ohne auswärtige Hülfe, ohne hinreichende Vorräthe, fast ein ganzes Jahr lang der königlichen Kriegsmacht Trotz boten, daß das kleine Sancerre für das hohe Gut der Glaubensfreiheit einen Heldenkampf bestand, den der Geschichtschreiber de Thou mit den Belagerungskriegen von Jerusalem und Numantia vergleicht. Im königlichen Heerlager vor La Rochelle herrschte Uneinigkeit und Zwietracht: Viele mieden den Verkehr mit Guise und seinen Genossen; mit Entsetzen glaubten die Mitspielenden unter den Würfeln des Herzogs Blutspuren zu sehen. Eine gemäßigte Partei, welche den inneren Krieg auszugleichen, die Schmach der Bartholomäusnacht zu sühnen beflissen war, gewann immer mehr

Belagerung von Sancerre und La Rochelle. 1573.

Boden. Selbst des Königs Bruder, der Herzog von Alençon, der so lange den Gedanken einer Vermählung mit der jungfräulichen Königin von England in seinem Herzen trug, hielt sich zu ihnen; auch die beiden Bourbonischen Prinzen und der Vicomte von Turenne, nachmals Herzog von Bouillon, traten dieser Partei bei. An dem entschlossenen und vorsichtigen Damville, dem Bruder des Marschalls Montmorency, der als Gouverneur von Languedoc sich eine unabhängige Stellung zu bewahren wußte, hatten sie eine kräftige Stütze und festen Rückhalt. Er, der einst so scharf gegen die calvinischen Prediger eingeschritten, war jetzt versöhnlich und duldsam geworden. So ging durch die Armee eine tiefe Spaltung, welche eine energische Kriegführung hemmte; es war als ob das böse Gewissen jede Thatkraft gelähmt hätte. Der Fall des Herzogs von Aumale, eines der Guiseschen Brüder, wurde als Strafgericht des Himmels gedeutet. Wenn die Bürger von La Rochelle ihre Hoffnung auf England setzten, so hatten sie im königlichen Lager heimliche Gesinnungsgenossen. Wie sollte bei solcher moralischen Zerklüftung das königliche Heer die mit Glaubensstärke und Heldenmuth erfüllte, von dem Bewußtsein einer gerechten Sache getragene Stadt bezwingen können? Alle Angriffe wurden siegreich zurückgeschlagen und mancher glückliche Ausfall unternommen. Man sah eroberte Fahnen auf den Wällen prangen; die ganze Einwohnerschaft, jeder nach seiner Kraft und Fähigkeit nahm Theil an dem heiligen Kriege.

Neues Friedensedikt. 1573. Dieser standhafte Muth sollte nicht zu Schanden werden. Die politische Weltlage und der Wunsch des Pariser Hofes, die Kämpfe im Innern beendigt zu sehen, führten im Juni 1573 zu einem Abkommen, welches die Früchte der Bartholomäusnacht für die katholischen Eiferer vernichtete. Ein neues Edikt gewährte den drei Städten La Rochelle, Nimes und Montauban so wie den adeligen Herren mit hoher Gerichtsbarkeit freie Religionsübung, den übrigen Reformirten Handel und Wandel in Ruhe und häusliche Andacht. Auch Sancerre erhielt durch Vermittelung der polnischen Gesandten, welche den Herzog von Anjou zur Uebernahme ihrer Krone einluden, einen Frieden, der die Bürger wenigstens vor der Rache der Ultramontanen sicher stellte. Vom Januar bis zum August hatte die kleine Stadt einen Heldenkampf geführt, der in Thaten und Leiden den erhebendsten Anstrengungen der Geschichte beigezählt werden darf.

Heldenzeit des Calvinismus. Ein französischer Geschichtschreiber (Capefigue) bemerkt richtig, daß jeder Staatsstreich, jede heftige Maßregel gegen eine große Partei, nie den beabsichtigten Zweck vollständig erreicht. „Die Katholiken hatten die Häresie vernichten, die Hugenotten im Herzen treffen wollen; sie waren grausam verfahren, aber sie hatten nicht Alles erlangen können. Wenn eine Meinung in der Gesellschaft eine Thatsache geworden ist, so können die Verfolgungen sie nicht unterdrücken; sie mögen sie momentan durch den Schrecken niederhalten, aber bald wird sie mit um so mehr Energie wieder ihr Haupt erheben". So erging es dem französischen Calvinismus: das Herz war ihm geblieben; die Verluste, die er unter dem hugenottischen Adel durch Ermordung und Abfall erlitten, wurden ausgeglichen

durch neuen Zuwachs aus dem Bürgerstande, die durch Furcht und Charakterschwäche bewirkten Abschwörungen und Verleugnungen verschwanden gegenüber dem Glanze des Märtyrerthums und der Seelengröße, die sich bei so vielen Blutzeugen der Wahrheit kund gaben. Die Jahre, da die französischen Hugenotten in Sancerre und La Rochelle, die niederländischen Reformirten in Alkmar und Leyden ihre ganze Existenz für ihren Glauben einsetzten, waren die echte Heldenzeit des westeuropäischen Protestantismus.

Die Wirkungen dieses Schlages und Gegenschlages machten sich bald bemerklich in den neuen Auffassungen über Monarchie und Menschenrechte. Der Mißbrauch der Königsmacht in der Bluthat der Bartholomäusnacht führte zu der neuen staatsrechtlichen Idee von der Souveränetät des Volkes und von der Nothwendigkeit, den absoluten Thron mit gesetzlichen Schranken zu umgeben, und der Kampf gegen einen Monarchen, welcher die heiligsten Güter, welcher Glauben und Gewissen der Unterthanen mit tyrannischer Gewalt angriff, mußte nothwendig zu einer Prüfung der Rechte der Krone gegenüber dem Volke, zu republikanischen und demokratischen Anschauungen führen. Aus den zahlreichen Schriften, welche um diese Zeit an die Oeffentlichkeit traten, ersieht man, wie eifrig sich jenes Geschlecht bemühte, die rechte Grenzlinie zu ziehen zwischen Königsrecht und Volksrecht, zwischen Autorität und Freiheit. Staatsrechtliche Theorien.

Der berühmte Rechtsgelehrte Franz Hotomann, der den Schrecken der Bartholomäusnacht durch die Flucht nach der Schweiz entronnen, suchte in seinem dem Kurfürsten von der Pfalz gewidmeten Buche „Franco-Gallia" aus der Geschichte zu beweisen, daß vor Alters das Königreich nicht durch Erbrecht wie ein Privatbesitz übertragen worden, sondern durch Urtheil und Wahl des Volkes, und daß den Reichstagen das Recht innegewohnt habe, Könige abzusetzen. Aehnliche Ansichten enthielt die Schrift „Junius Brutus gegen die Tyrannen." Nur durch die Sanction des Volkes, wurde hier behauptet, bestehe der König, die Wahl sei ein unveräußerliches Recht des Volkes. — Die früheren Religionskriege wurden als Parteikämpfe aufgefaßt; die Loyalität gegen den König wurde von beiden Seiten hochgehalten. Jetzt mußte in den Kreisen der Hugenotten die wichtige Frage entschieden werden, ob man in gewissen Fällen auch gegen den König die Waffen der Gegenwehr ergreifen dürfe? Sie wurde bejaht, indem man zwischen den Rechten des Staats und der Krone, zwischen Nation nnd Oberhaupt einen Unterschied machte. Wenn der König einen Theil des Volkes ohne Gesetz und Gericht ermorden läßt, dann sei den Bedrohten Nothwehr und Selbstvertheidigung gestattet. Tyrannen, welche ungerechte und gottlose Handlungen verüben oder befehlen, dürfe Widerstand geleistet werden. Bei dieser Gedankenentwickelung mußten die dem calvinischen Lehr- und Verfassungssystem zu Grunde liegenden republikanischen Elemente in dem französischen Protestantismus zur Ausbildung kommen, wie wir schon früher bei La Boëtie gesehen (X, 710). Auf einer Versammlung zu Milhaud trafen die Juli 1574. Reformirten des Südens eine Vereinbarung, die ihre Gemeinschaft als eine theokratisch-demokratische Conföderation innerhalb des monarchischen Staats erscheinen ließ. So stark fühlten sie sich durch die neue Organisation, daß sie für alle Bekenner des neuen Glaubens Religionsfreiheit verlangten und zugleich bürgerliche Rechtsgleichheit mit den Altgläubigen in Anspruch nahmen. Sie ernannten für jede Landschaft einen militärischen Obersten, dem sie Geld und Kriegsmannschaft zur Verfügung stellten, und trafen

mit dem Gouverneur von Languedoc Damville eine Uebereinkunft, daß sie in der Ausübung ihrer Religion nicht gehindert würden; ein Rath von Mitgliedern beider Confessionen sollte dem Statthalter in der Verwaltung zur Seite stehen. Es war eine Union, wie sie bald nachher in den nördlichen Theilen der Niederlande geschlossen ward. Den schlimmen Rathgebern, welche den Namen des Monarchen zu tyrannischen Handlungen mißbrauchten, müsse man Widerstand leisten.

Factiöses Treiben am Hof. Auch der Pariser Hof und vor Allem der schwache reizbare König erntete aus der Bartholomäusnacht nur schlimme Früchte. Katharina von Medicis war der Gegenstand des allgemeinen Hasses. In Flugschriften wurde ihr die Absicht zugeschrieben, den türkischen Despotismus in Frankreich einzuführen; man fand die Weiberherrschaft im Widerspruch mit dem salischen Gesetze, das Nationalgefühl empörte sich gegen den Einfluß der Fremdlinge, welche die Politik leiteten. Im Louvre lebte man Tag und Nacht in Angst vor Verschwörungen: Katharina fürchtete sich vor ihrem eigenen Sohne Alençon und vor ihrem Schwiegersohne, dem „Bearner"; beide wurden einige Zeit in Haft gehalten. Der Prinz von Condé entzog sich durch die Flucht nach Deutschland einem gleichen Schicksale. Zwei Wüstlinge, La Môle und der piemontesische Graf Coconas, einer der Hauptverbrecher in der Bartholomäusnacht, wurden eines Complots gegen die Königin Mutter, ja gegen den König selbst beschuldigt und am Leben bestraft; die Marschälle von Montmorency und Cossé, die Häupter der den Hugenotten wohlgesinnten Mittelpartei, wurden als der Mitwissenschaft verdächtig unter Aufsicht gestellt; unheimliche Gerüchte von Zauberkünsten und dämonischen Geheimmitteln, durch welche die Lebenskräfte der Herrscher verzehrt werden sollten, hielten den Hof in beständiger Furcht und Aufregung. Auch bei diesen Umtrieben, denen der weitverbreitete Glaube an die Wirkungen der Magie eine besondere Bedeutung verlieh, wurde ein Italiener, der Astrologe Cosimo Ruggiero als Hauptanstifter genannt.

Karls IX. Ausgang. Man brauchte dem Leben Karls IX. nicht durch künstliche Zaubermittel nachzustellen; es siechte durch die eigene Unkraft und durch die aufreibenden Seelenkämpfe rasch dahin. Seit der Bartholomäusnacht war die Ruhe und Freudigkeit seiner Seele vorbei. „Er fühlte durch, daß man ihn für einen Menschen von schlechtem Herzen hielt, in dem eine unbezähmbare Wildheit schlafe." Er vermochte Niemanden geraden Auges anzusehen. Wenn er, ein langer hagerer Mann mit gebogener Habichtsnase und bleichen Wangen, vornübergebückt einherging und mit stieren Augen hin und wieder schaute: es war ein entsetzliches Schreckbild der Schuld und Strafe. Nachts sah er in seinen Träumen Blutströme und Leichenhaufen, er hörte Gewimmer und Todesgeschrei, er glaubte sich umringt von den Schatten der Ermordeten. Es ist eine bekannte Erzählung, wie er bald nach der Bluthochzeit um Mitternacht aus dem Bette sprang, weil ihm ein wildes Getöse verwirrter Stimmen den Schlaf raubte. Er weckte seinen Schwager Heinrich und auch dieser glaubte Töne zu vernehmen, als ob es in

der Ferne schreie und heule, tobe, fluche und stöhne, wie in jener Mordnacht. Der König fürchtete, es seien neue Kämpfe in der Stadt ausgebrochen. Aber da war Alles ruhig. Es waren Visionen seiner schuldbewußten Seele, Schreckbilder seiner überreizten Phantasie. In den letzten Wochen zitterte er unaufhörlich und war außer Stand, in irgend einer Stellung ruhig zu verharren. Mit Weinen und Schluchzen beklagte er es, daß er bösem Rath gefolgt sei, und rief Gott um Gnade und Barmherzigkeit an. Nur die Musik vermochte noch eine beruhigende Gewalt über ihn zu üben. Eine schwächliche Körperanlage, verdorbene Säfte und ein Uebermaß von Anstrengungen, Reizmitteln und Unruhe stürzten ihn im vierundzwanzigsten Lebensjahr ins Grab. Seiner Mutter, von der er sich stets 30. Mai 1574. abhängig gefühlt, übertrug er die Leitung der Staatsgeschäfte, bis sein Bruder aus Polen zurückgekehrt sein würde. Denn seine junge Gemahlin Elisabeth von Oesterreich, welche über die „bösen Tage" fortwährend Thränen vergoß, hatte dem Eheherrn nur ein Töchterchen geboren.

5. König Heinrich III.

Die Parteistellung bei dem Thronwechsel.

Auf die Kunde von dem Ableben Karls IX. verließ Heinrich von Anjou das Königreich Polen, dessen Thron der Pariser Hof kurz zuvor mit großen Opfern für ihn erworben, in heimlicher Flucht, ohne seiner Würde zu entsagen oder Anordnungen für die Nachfolge zu treffen. Er eilte über Venedig, wo man ihn mit großer Auszeichnung behandelte, nach dem Lande seiner Geburt, um von einer schöneren Krone Besitz zu ergreifen und von einer genußreicheren Residenz, als das rauhe Weichselland zu bieten vermochte. Er traf Frankreich in einer Lage, die einem offenen Kriegszustande sehr nahe kam. Je mehr Katharina von Medicis in Verbindung mit den Guisen und den Parlamenten die bisherige Politik aufrecht zu erhalten, dem Reiche den Ruhm der kirchlichen Einheit zu wahren bestrebt war, desto stärker erhob die Opposition ihr Haupt, um das treulose System der Mediceerin und ihrer fremden Faction zu stürzen und ein Regiment aufzurichten, dem die Wohlfahrt und der Frieden des Vaterlandes höher ständen, als die hierarchischen und papistischen Tendenzen, das auf nationale Sympathien gegründet auch nationale Zwecke im Auge hätte. Wie in den Niederlanden so gingen auch in dem größeren Nachbarreiche damals patriotische und religiöse Elemente, politische Freisinnigkeit und Humanitätsideen Hand in Hand, um eine friedliche Lebensgemeinschaft auf dem Boden der Toleranz und nationaler Interessen zu begründen. Die Söhne des verstorbenen Connetable Montmorency, der seiner Haft entlassene Marschall und sein Bruder Damville, standen an der Spitze der Mittelpartei, welche ihre Gegner als die „Politiker" bezeichneten, „weil sie des Reiches Ruhe dem Heil ihrer Seele, den inneren Frieden der Ehre Gottes vorzögen." Wir wissen, daß die Montmorencys, obwohl der katholischen Religion angehörend, stets den Ultramontanen entgegengewirkt

hatten und deshalb oft in Gefahr schwebten. Dieser „Tiers Parti" suchte die Zeit des Thronwechsels zu einer durchgreifenden Pacification auf Grund religiöser Duldung zu benutzen. Noch ehe der neue König die Alpen überstiegen, hatte Damville mit demselben eine Unterredung in Piemont. Heinrich war nicht abgeneigt, mit Hülfe einer Nationalversammlung die kirchlichen und staatlichen Verhältnisse mit Billigkeit und Gerechtigkeit zu ordnen. Voll Freude verkündete Damville im ganzen Süden die guten Absichten des Königs. Wie einst zur Zeit der Passauer Versammlung in Deutschland, so sollte auch in Frankreich eine neue Lebensordnung auf Grund confessioneller Duldung und religiöser Parität aufgerichtet werden. Die Hugenotten, die bereits den Gedanken einer durchgreifenden Reformation für das ganze Reich mittelst eines Nationalconcils aufgegeben hatten, boten gerne die Hand zu einem solchen Plan. Sie befestigten mit Damville und seinem Bruder das Werk der Union auf der schon früher verabredeten Grundlage religiöser und politischer Gleichstellung. Wie zwei selbständige Gewalten traten die Hugenottenhäupter und der königliche Gouverneur zu einer Vereinbarung zusammen, kraft deren Damville als Oberbefehlshaber anerkannt werden, aber in Montauban und Nimes Abgeordnete der reformirten Glaubensgenossenschaft ihm zur Seite stehen sollten.

Religiöse und nationale Richtung im Bund.

Luther hatte stets die Verbindung religiöser und politischer Zwecke widerrathen; seine ideale Frömmigkeit und mystisch-contemplative Natur wollte Himmlisches und Irdisches geschieden halten. Aber der Calvinismus hatte eine schwerere Lebensaufgabe zu erfüllen; der Kampf ums Dasein wurde ihm von mächtigeren und näheren Gewalten auferlegt; wollte er seine Existenz fristen, so durfte er auch fremdartige Hülfsmittel nicht verschmähen, so mußte er sich mit den Feinden seiner Feinde verbinden. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß hie und da die religiösen Interessen hinter den politischen und nationalen zurücktraten, und es gab unter den Hugenotten Eiferer genug, welche solche Parteiverbindungen verdammten. Allein das Regierungssystem, das bald in seiner verfolgungssüchtigen Strenge wiederum hervortrat, nöthigte sie die neue Bundesgenossenschaft einzugehen, drückte ihnen abermals das Schwert der Selbstvertheidigung in die Hände. Die Partei der Politiker gewann an Bedeutung, als drei Männer von königlichem Geblüt sich ihr anschlossen: der Herzog von Alençon, des Königs eigener feindlicher Bruder, und die Bourbonischen Prinzen, die um diese Zeit wieder zu dem Glauben ihrer Väter zurückkehrten, der Prinz von Condé in Heidelberg, wo er mit Johann Casimir von der Pfalz einen Kriegsbund zu einem Feldzug nach Frankreich abgeschlossen, der König von Navarra nach seiner Flucht vom Hofe in Niort. Eine mit Drohungen und Gewissenszwang unter den Schrecken des Todes gebotene Abschwörung, erklärten sie, habe keine bindende Kraft.

Die Anfänge des neuen Regiments. 1575. 1576.

Die Aussicht auf eine Regierung der Versöhnung, welche Heinrich III. eröffnet hatte, war rasch verschwunden, als er die Luft des Hofes in Paris

wieder athmete, als die Mutter, die Guisen, die Zeloten der Hauptstadt ihren Einfluß aufs Neue geltend machten. Wie konnte der König, der im Kampf gegen die Feinde der Kirche herangewachsen war, der einer der Haupturheber der Bartholomäusnacht gewesen, nun auf einmal zu einem andern System übergehen? Heinrich war der gelehrigste und folgsamste Zögling seiner Mutter gewesen, hatte ihre politischen und religiösen Anschauungen sich am eifrigsten zu eigen gemacht, war von ihr allen übrigen Kindern vorgezogen worden; und nun sollte er den Grundsätzen entsagen, die sie ihm eingeprägt, für die er in der Bartholomäusnacht seine Hände in Blut getaucht hatte? Dieser Traum, in dem sich die Patrioten und die Calvinisten wiegten, war von kurzer Dauer. Bald nach seiner Ankunft in Paris verkündigte Heinrich III., daß keine von der katholischen Kirchenform abweichende Religionsübung in Frankreich gestattet sei, doch sollte der friedliche Bürger, der die Waffen niederlege, in seiner Gewissensfreiheit nicht gefährdet werden. Damit war die Losung zu neuen Kämpfen, zu einer neuen Schilderhebung gegeben, wobei mehr das öffentliche Wohl als das religiöse Bekenntniß betont ward. Stand ja doch ein katholischer Fürst, Alençon, an der Spitze des hugenottischen Heeres. Der Pfalzgraf Johann Casimir führte einige Fähnlein Landsknechte über die Grenze. Man hatte ihm Hoffnung gemacht, er solle zum Administrator von Metz, Toul und Verdun ernannt werden. Was durch den deutschen Religionskrieg dem Reiche verloren gegangen, konnte auf diese Weise durch den französischen wiedergewonnen werden. So fing denn die Regierung Heinrichs III. mit einem neuen Bürgerkrieg an: das regierende Haus war mit sich selbst uneins und in Hader. Der König und seine Mutter bekämpften mit den Guisen, mit heimischen und ausländischen Truppen den Herzog von Alençon, den König von Navarra, den Prinzen von Condé, die von England mit Geld unterstützt, mit hugenottischen Kriegern und deutschen Landsknechten ins Feld zogen. Aber die Parteiung hatte ihre alte Schärfe eingebüßt, der Waffengang bestand in einigen geringfügigen Gefechten und trug nach keiner Seite Lorbeern ein; in dem kleinen Treffen bei Dormans in der Champagne empfing 10. Aug. 1575.
Heinrich von Guise eine Wunde. In der Dauphiné wurde Montbrun, ein angesehener Hugenottenführer, gefangen und als Majestätsverbrecher in Grenoble hingerichtet; aber sein Nachfolger, Lesdiguières, ein junger gebildeter Kriegsmann von großen strategischen Anlagen, ersetzte den Verlust. Der König, wenn auch von Körper kräftiger und gesunder als seine Brüder, entsprach doch nach seiner Thronbesteigung keineswegs den Erwartungen, die man von dem Sieger von Jarnac und Moncontour im katholischen Heerlager hegte; von der früheren Thatkraft war kaum eine Spur zu bemerken; die Beschwerden des Feldzugs waren ihm lästig, die Freuden der Hauptstadt reizten ihn; Weichlichkeit, Genußsucht und Selbstgefälligkeit hielten ernste Gedanken fern; ohne Charakter und Ehrgefühl, glaubte er mit den frivolen Künsten, mit Ränken und Täuschungen, an die er von seiner Jugend auf gewöhnt worden, die feindlichen Kräfte über-

winden oder beschwichtigen zu können. Seine Staatsweisheit war von kurzer Hand. Er suchte die Schwierigkeiten des Augenblicks aus dem Wege zu räumen, ohne für die wirkliche Beseitigung des Uebels zu sorgen; Lüge, Verstellung, Wortbruch waren ja nach Machiavelli, dem Orakel seiner Mutter, die wirksamsten Mittel der Herrschaft. — Da der Krieg unter den obwaltenden Umständen für die königliche Sache wenig Vortheil brachte, so wurden durch Katharina Unterhandlungen eingeleitet. Man wollte Zeit gewinnen, um die Häupter der Gegner zu trennen und neue Streitkräfte zu sammeln. Daher gewährte der Hof solche Bedingungen, wie sie Niemand vier Jahre nach der Bartholomäusnacht erwartet hätte. Den Reformirten wurde im ganzen Reiche, mit Ausnahme der Stadt und Umgegend von Paris, freie Religionsübung gestattet, Zugang zu allen Aemtern und bei den Parlamenten eine aus beiden Confessionen gemischte Rechtskammer zugestanden und zu ihrer Sicherheit eine Anzahl fester Plätze in Guyenne, Auvergne und Languedoc eingeräumt. Sie durften Synoden abhalten, nur sollten sie dabei einem Bevollmächtigten der Regierung den Zutritt erlauben. Die fürstlichen Häupter der Partei wurden reichlich ausgestattet: Alençon erhielt Berry, Touraine und Anjou nebst einer Apanage von 100,000 Thalern; der Prinz von Condé die Statthalterschaft der Picardie nebst der Festung Péronne; der Pfalzgraf Johann Casimir wurde entschädigt und seinen Truppen der volle
Mai 1576. Sold ausbezahlt. Seit diesem „Frieden des Monsieur" führte Alençon den Titel eines Herzogs von Anjou.

Coalition und Ligue.

Durch die Verbindung mit den Hugenotten und den malcontenten Prinzen und Edelleuten hatten die „Politiker" einen großen Triumph erlangt: die in Aussicht gestellte Ständeversammlung, auf welcher die Pacification des Reiches vollendet, alle Schäden und Gebrechen geheilt werden sollten, mußte den Montmorencys und ihren Freunden und Anhängern den vorherrschenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte verschaffen. Wie einst in Deutschland zu Passau und Augsburg, so gedachten die Häupter und Stimmführer der südfranzösischen Union eine neue staatliche Ordnung zu begründen. Der Reichstag sollte zugleich ein Nationalconcil darstellen, „um durch eine wirkliche Reformation des Klerus den göttlichen Zorn zu besänftigen." Damville und seine Genossen, die Reformirten wie die gemäßigten und toleranten Katholiken hegten frohe und stolze Hoffnungen. Aber sie überschätzten ihre Macht: ihre Erfolge zeigten den Gegnern den Weg, wie man die Regierung zu Zugeständnissen zwingen könne, die Union diente als Vorbild zur Gründung der Ligue. Schon der Kardinal von Lothringen hatte vor seinem am 24. December 1574 zu Avignon erfolgten Tode den Plan gehegt, die katholischen Kräfte zu einem großen Bunde zu vereinigen, der die Regierung bei der absolut-hierarchischen Politik festhalten und die kirchliche Einheit in Frankreich sichern sollte. Dieser Gedanke fand jetzt einen fruchtbaren Boden in der ganzen strengkatholischen Welt, die mit Wuth und Entrüstung auf den abgeschlossenen Frieden blickte. Also darum hat man in der Bartholomäusnacht

das Blut der Ketzer in Strömen vergossen, daß nun die Calvinisten hohnlachend ihre Gottesdienste und ihre Synoden in allen Städten vor den Augen der Recht-gläubigen abhalten, daß ihre Führer und Gönner den Gang und Charakter der Regierung bestimmen, eine Conföderation mit republikanischen Organen, einen Staat im Staate bilden und mit den Waffen in der Hand Gesetze vorschreiben dürfen! Daß sie die höchsten Reichsämter bekleiden, in den Parlamenten Sitze einnehmen! Der Gedanke einer katholischen Verbrüderung faßte in den aufgeregten Gemüthern schnell Wurzel: Die neuen Orden der Jesuiten und Capuciner setzten alle Kräfte in Bewegung, um das Volk aufzuregen, den alten Glauben der Väter als gefährdet darzustellen. Neben Paris, wo die Guisen und ihre Anhänger immer noch den größten Einfluß übten, wurde die katholische Verbrüderung zuerst in der Picardie gegründet. Der Gouverneur, Jacob von Humières, ein eifriger Ultramontaner von großem Anhang und mit den Montmorencys wegen eines Rechtsstreites seit Jahren verfeindet, wiegelte die Einwohner der Provinz und der Stadt Péronne gegen den Frieden auf. Sie sollten nicht dulden, daß der ketzerische Prinz von Condé Besitz von der Statthalterwürde und der Festung nehme und dem sogenannten reformirten Glaubensbekenntniß in ihrer Mitte eine Stätte bereite, von wo aus dasselbe bald wie ein verderblicher Steppenbrand sich nach allen Seiten ausbreiten würde. Er vereinigte Adel, Geistlichkeit und Bürger zu einem Geheimbund, der rasch in allen Theilen des Reiches nachgebildet ward. Die Theilnehmer der Association verpflichteten sich durch Eidschwur, mit allen Kräften und Mitteln dahin zu wirken, daß die römisch-katholische Kirche, wie sie in dem Tridentiner Concil festgestellt worden, die allein geltende und herrschende in Frankreich bleibe und jede abweichende Religionsweise fern gehalten werde. Sie versprachen sich gegenseitigen Schutz, Verfolgung aller Ungläubigen und Abtrünnigen und unbedingten Gehorsam gegen die Bundeshäupter.

Durch die Geschäftigkeit der Geistlichen und Mönche, welche Kanzel und Beichtstuhl zu agitatorischen Reden benutzten, gewann der Verband rasch große Verbreitung unter allen Ständen. Sogar der König erwies sich demselben günstig: es beleidigte sein Selbstgefühl und sein katholisches Bewußtsein, daß ihm durch die Coalition Zugeständnisse abgerungen worden, die er im Herzen haßte. Nun hoffte er durch einen Gegenstoß von den Verpflichtungen losgebunden zu werden und vor Allem auf dem bevorstehenden Reichstage, den er nach Blois einzuberufen versprochen, von weiteren Pressionen befreit zu werden. Er ahnte nicht, daß er durch die Förderung der Ligue eine Macht ins Leben rief, die ihm bald über den Kopf wachsen sollte, daß er Geister entfesselte, denen er folgen oder unterliegen mußte. Die Politik der Bartholomäusnacht, welche durch den abgeschlossenen Frieden aufgegeben worden, sollte nun durch andere unreine Kanäle wieder auf die Oberfläche getrieben werden, wieder zur Herrschaft gelangen. Die Wirkungen der liguistischen Umtriebe und der geistlichen

Der König und der katholische Bund. 1576.

Aufhetzereien machten sich bald bemerkbar. Die gottesdienstlichen Versammlungen der Reformirten wurden häufig von dem fanatischen Volke gestört; das neue Friedensedikt konnte an vielen Orten nicht zur Ausführung gebracht werden, und als der Reichstag im December in Blois eröffnet ward, gab sich (da man alle Reformirten und Gemäßigten fern zu halten gewußt) ein so feindseliger Geist gegen die Conföderirten kund, daß an eine Ausgleichung und Versöhnung, wie sie die Patrioten wünschten und hofften, nicht zu denken war.

Ständeversammlung in Blois. 1577. In den Reformvorschlägen, welche der Ausschuß der drei Stände der Regierung vorlegte, stand in erster Linie die Bitte, der König möge die katholische Religion in seinem ganzen Reiche vollständig herstellen, jeden andern Cultus verbieten und alle Edikte zu Gunsten des sogenannten reformirten Glaubens widerrufen. Alle calvinistischen Prediger sollten aus dem Reiche verbannt werden. Dem König und seiner Mutter war es ganz recht, daß sie durch die Stände selbst zum Vertragsbruch gedrängt wurden; sie hatten ohnehin nicht die Absicht, das Edikt zu vollziehen; sie hatten den Frieden nur geschlossen, um die fremden Truppen aus dem Lande zu schaffen und die Coalition zu sprengen. Allein sie konnten bald bemerken, daß der Reichstag auch damit umgehe, die königliche Autorität der Valois in engere Grenzen einzuschließen. Alle Vorschläge, worüber die drei Stände einig seien, sollten Gesetzeskraft haben ohne der königlichen Bestätigung zu bedürfen, nur die streitig gebliebenen Fälle sollten einer neuen Besprechung mit dem königlichen Rathe unterworfen werden. Ueber die verwirrte Finanzlage, über das Anwachsen der Schulden, über die Noth und Armuth des Volkes und über die Art, die Bedürfnisse des Staates aufzubringen, wurden so einschneidende Reden geführt, daß das Wehen eines neuen Oppositionsgeistes nicht zu verkennen war. Und dieser Oppositionsgeist ging aus einem Heerlager hervor, mit dem der Hof in religiösen Dingen bisher Hand in Hand gegangen. Man sprach sogar von der Nothwendigkeit einer Mitwirkung der Stände bei der Zusammensetzung des geheimen Raths. Die staatswissenschaftlichen Schriften, die in Folge der Bartholomäusnacht in die Oeffentlichkeit gedrungen waren, übten ihre Wirkung auf die Anschauungen der Menschen. Das erbliche Königthum von Gottes Gnaden erfuhr die ersten Stöße.

Der Friede von Poitiers. 1577. Der König und seine kluge Mutter erkannten bald die ihrer Souveränetät drohende Gefahr. Sollten sie unter solchen Umständen einen neuen Krieg beginnen? Noch bestand die Coalition zwischen den malcontenten Edlen und den Hugenotten; noch hatten sie die Waffen in der Hand; noch waren die deutschen Landsknechte nicht verabschiedet und konnten leicht zurückgerufen werden. Wenn es gelang, die Conföderirten zu einer Ermäßigung der Friedensbedingungen zu bewegen, so konnte der Krieg vermieden und zugleich der Ligue Einhalt geboten werden. Da kam es denn dem König zu statten, daß der Herzog Heinrich von Guise, der die Fäden der katholischen Verbrüderungen in Händen hatte, den Zeitpunkt noch nicht für geeignet hielt, das Signal zum Kampf zu geben, und lieber noch einen Versuch machen wollte, den König, der durch seine Ehe mit dem lothringischen Hause in Verwandtschaft getreten war, für seine Zwecke zu gewinnen, daß Heinrich III. durch seine strengkirchliche Haltung, durch seine Begünstigung der religiösen Anträge der Stände in Blois, durch seine Vorliebe für

Priester und Mönche das Vertrauen in seine katholische Gesinnung gestärkt hatte, daß die Reichsstände selbst, trotz ihrer feindseligen Gesinnung gegen die Hugenotten, dem Lande nicht die Lasten eines neuen Krieges aufbürden wollten. Und auch in dem gegnerischen Heerlager waren Zerwürfnisse und Uneinigkeit eingetreten, welche die Coalition zu lösen drohten: Damville strebte eifrig nach einer Versöhnung mit dem Hof; Condé, dem man die Stadt St. Jean d'Angely für Péronne eingeräumt, war erzürnt gegen La Rochelle, weil ihm die Bürger den Einzug in ihre Mauern nicht gestatten wollten; kleine Gefechte, die an einigen Orten vorfielen, waren nicht gerade zu ihrem Vortheil gewesen. Diese und andere Gründe wirkten zusammen, um das gezückte Schwert wieder in die Scheide zu treiben, noch einmal ein Abkommen auf Grund der gegebenen Verhältnisse zu schaffen, welches den Streit, wenn auch nicht löste, so doch hinausschob. Zu einer entscheidenden Auseinandersetzung der religiösen Fragen waren die Gemüther noch zu aufgeregt, war die Zeit noch nicht reif. So mußte man denn abermals zu einem Compromiß schreiten. Im September 1577 kam durch das **Edikt von Poitiers** oder Bergerac ein Friede zu Stande, der den Hugenotten etwa dieselbe Stellung sicherte, die sie durch den Frieden von St. Germain erlangt hatten. Wo der calvinische Cultus gerade bestehe, sei er auch ferner zu dulden; in jedem Amtsbezirk sollte eine Vorstadt oder ein Flecken bestimmt werden, wohin die Reformirten zur Feier ihrer gottesdienstlichen Handlungen sich begeben möchten, bei dem hohen Adel gelte die frühere Bestimmung über Religionsfreiheit. Ferner wurden den Neugläubigen neun feste Orte auf sechs Jahre eingeräumt, bei den Parlamenten von Bordeaux, Grenoble, Aix und Toulouse vier Richter aus zwölf, und der Zutritt zu allen Aemtern und Würden zugestanden. So war man denn am Hofe abermals von der Politik abgewichen, welche zu der Bartholomäusnacht geführt hatte und von der Ligue auf ihre Fahne geschrieben worden. Niemand war mehr erfreut über den Ausgang als Heinrich III.; er nannte das Edikt von Poitiers seinen Frieden, den Frieden des Königs, im Gegensatz zu dem „Frieden des Monsieur"; er gewann es sogar über sich, die Gräuel der Bluthochzeit, bei der er doch eine so hervorragende Rolle gespielt, zu beklagen und zu verdammen. Jetzt schien für ihn die Zeit gekommen, da er in Ruhe den Genüssen der Hauptstadt sich hingeben konnte, nach denen sein Herz so sehnsüchtig verlangte. Sept. 1577.

In früheren Jahren, als Heinrich an den Hugenottenkriegen Theil nahm, in die Politik seiner Mutter und der Guisen eingeweiht war, seinen Ruhm in der Erhaltung und Herstellung der kirchlichen Einheit suchte, da setzten die Ultramontanen große Hoffnungen auf den Fürsten, der dem Throne am nächsten stand. Wir wissen, wie eifersüchtig der König auf den Bruder geblickt, der ihm so geflissentlich vorgezogen wurde, mit dem die Mediceerin und ihre Gesinnungsgenossen alle wichtigen Staatsangelegenheiten beriethen, alle Pläne und Entschlüsse faßten. Mit großen Opfern hatte Karl die polnische Königswahl betrieben, Heinrichs III. Regentenleben.

um den Nebenbuhler von Paris zu entfernen. Heinrich hatte manche äußere Vorzüge vor seinen älteren Brüdern; wenn auch von zartem Körperbau, war er doch der gesundeste und kräftigste unter den Söhnen Katharina's und besaß die persönlichen und gesellschaftlichen Gaben und Manieren, die in den höheren Kreisen Frankreichs, bei den adeligen Herren und Damen so hoch angeschlagen wurden. Aber unter dieser Außenseite schlummerten arge Triebe, böse Neigungen und Gewohnheiten, die mit den Jahren mehr und mehr hervortraten und die Herrschaft gewannen. Herangewachsen an einem frivolen Hof voll Lasterhaftigkeit und Genußsucht, voll Frevelsinn und Heuchelei, und von Jugend an eingeführt in die Irrgänge und Schlangenwege der Wollust, der Unsittlichkeit, der Falschheit und Verstellung, welche die königliche Mutter als wirksame Mittel und Hebel ihrer Herrschsucht ansah und empfahl, überließ er sich rückhaltlos den Reizen der Sinnlichkeit und einer unmännlichen Lebensweise, womit ein Hang zu äußeren Religionsübungen verbunden war. Für körperliche Anstrengungen, für Jagen, Reiten, Waffenführung, zeigte er als König keinen Sinn; er versenkte sich immer mehr in das weichliche Genußleben eines üppigen Hofes, umgab sich, da ihm jeder charaktervolle Mann, jede bedeutende Persönlichkeit unheimlich war, mit jungen verdienstlosen Menschen, welche sich durch ihr anmaßendes, geckenhaftes Wesen und ihre weibische Eitelkeit zugleich lächerlich und verhaßt machten, so daß das Volk sie mit dem Spottnamen „Mignons" belegte, und verlor über den Freuden und Beschäftigungen eines inhaltleeren Daseins, eines unkräftigen, thatenlosen Dahinlebens das Verständniß für die großen Anliegen der Welt, das Interesse für die ernsten Aufgaben eines Regenten. Mit seinen stutzerhaften Lieblingen, mit Schooßhunden, Papageien und Affen in die inneren Räume des Palastes eingeschlossen, vergaß er das Reich mit seinen Stürmen und Wehen; und wenn die Angst ihn beschlich über sein sündhaftes, in Lüsten und Schwelgereien verbrachtes Leben, suchte er Trost und Beruhigung in abergläubischer Andacht, in Pilgerzügen und Prozessionen, in Büßungen und Geißelungen. Ein so schwächlicher indolenter Monarch in einer so tiefbewegten Zeit, welch ein Unglück für das zerrüttete französische Reich! Mit Intriguen und Hofkünsten, in welche er von Jugend an eingeweiht worden, glaubte er ein von tiefen Leidenschaften durchwühltes Geschlecht beherrschen zu können, und während mächtige Gestalten und kühne Charaktere aufstiegen und ihre gierigen ehrgeizigen Blicke nach der höchsten Gewalt und Ehrenstellung richteten, wendete er sein Vertrauen und seine Gunst den unbedeutenden geckenhaften Lieblingen zu, an deren Unterhaltung er sich ergötzte, und überschüttete sie mit Ehren und Auszeichnung. So wurde Arques zum Herzog von Joyeuse und Gouverneur von der Normandie, Caumont zum Herzog von Epernon, zum Admiral und zum Statthalter in verschiedenen Provinzen ernannt.

Lage und Stimmungen. Es schien als ob sich Frankreich in die durch das Edikt von Poitiers geschaffene Lebensordnung finden wollte; einige Hindernisse, die sich bei der

Ausführung ergaben, wurden ohne große Störungen durch die ergänzenden Edikte von Nerac und Fleix beseitigt; man fing an sich mit dem Gedanken zu befreunden, daß die christliche Religion in verschiedenen Formen geübt werden könne. Die Erwägung, welche Schädigung Wohlstand und materielles Glück unter der fortdauernden Kriegsnoth erlitten, schien die religiöse Leidenschaft, schien Fanatismus und Aberglauben niederhalten zu wollen. Und vielleicht hätte der Frieden noch länger Bestand gehabt, wären nicht durch äußere Mächte die Leidenschaften lebendig erhalten, die religiösen Gegensätze fortwährend geweckt und gereizt worden. Wir werden in einem späteren Abschnitt die Vorgänge kennen lernen, welche nach Alba's Abberufung sich in den Niederlanden abspielten und jenes tiefbewegte Land zum Tummelplatz für so viele unternehmende und ehrgeizige Kriegsmänner, zum Heerd und Mittelpunkt aller agitatorischen Kräfte, aller politischen und religiösen Gegensätze machten. Der Herzog von Anjou-Alençon, des Königs abenteuerlicher unruhiger Bruder, welcher in Frankreich fünf Herzogthümer und vier Grafschaften mit fast souveräner Gewalt besaß, spielte in dem wechselvollen Drama eine hervorragende Rolle. Obwohl der katholischen Kirche angehörend, stand er doch in dem Heerlager der Patrioten; er hoffte die Herrschaft über die Niederlande und die Hand der Königin Elisabeth zu erlangen. Der spanische Monarch sah ihn allenthalben auf der Seite seiner Gegner. Und wenn auch der französische Hof nicht direkt die Pläne und Unternehmungen des Herzogs unterstützte, so war es doch kein Geheimniß, daß sowohl Katharina als Heinrich III. denselben einen moralischen Hinterhalt gewährten, durch heimliche Begünstigung ihnen Nachdruck verliehen; daß französische Freiwillige unter der Fahne des ehrsüchtigen Fürsten gegen die spanischen Heerführer stritten, daß der Pariser Hof der englisch-niederländischen Coalition seine Sympathien zuwandte. Nun war aber Philipp II. entschlossen, mit allen Kräften die Alleinherrschaft der römisch-katholischen Kirche und den spanischen Absolutismus in den niederländischen Provinzen zu erhalten und zu festigen. Sollte er nun müßig zusehen, wie in dem Nachbarstaat die Ideen der Toleranz, der confessionellen Verträglichkeit sich einbürgerten, wie die reformatorischen Ansichten durch das Beispiel Frankreichs gestärkt wurden, wie die Elemente der antispanischen und antiklerikalen Opposition von dem französischen Königshaus fortwährend neue Kräfte empfingen, mit neuen Hoffnungen in ihrem Widerstand aufgemuntert wurden? Als unter Karl IX. eine ähnliche Politik hervortrat, wurde sie durch die Pariser Blutnacht niedergedrückt; jetzt wagte sich diese Richtung von Neuem hervor und mit größerer Aussicht auf Erfolg; sollte nicht wieder ein religiöser Gegenschlag ihr Einhalt thun können? sollte nicht wieder eine Gegenmacht ins Leben gerufen werden können, welche der Idee der Toleranz in den Weg trat, den kirchlichen Frieden auf Grund der confessionellen Parität und Gleichberechtigung zerriß, für den Grundsatz der religiösen Einheit und Ausschließlichkeit in Frankreich einstand? Die Keime zu einer katholischen Verbrüde-

rung waren bereits vorhanden, sie waren in dem Königreiche selbst entstanden, sei es mit oder ohne Beihülfe von Spanien; sie hatten in Paris durch die Guisen, sie hatten in den Provinzen durch ultramontane Gouverneure Boden gefaßt, sie waren durch die Thätigkeit der Priester und Ordensleute, durch papistische Umtriebe in Vieler Herzen gesenkt worden. König Heinrich III. hatte der Ligue die Spitze abgebrochen, als er in Blois ihre Tendenzen sich zu eigen machte, dem katholischen Zelotismus huldigte, durch die Edikte von Poitiers und Nerac die hohen Ansprüche der Hugenotten und Conföderirten herabstimmte, Condé von der Picardie und von Péronne fern hielt: aber das Gewebe war bereits aufgespannt und bestand fort; der katholische Geheimbund behielt seine Organisation, seine Leiter und Glieder, seine vereidigten Theilnehmer; der Dämon des Fanatismus schlummerte unter leichter Decke und konnte rasch zu neuem Leben, zu neuem Wüthen auferweckt werden. Zu der religiösen Unzufriedenheit gesellten sich noch andere Beschwerden und Verstimmungen: die großen Adelsgeschlechter, welche bisher die hohen Aemter, insbesondere die Gouverneurstellen in den Provinzen allein inne gehabt und sie fast als erbliche Ehrenrechte der Familien betrachtet hatten, sahen nun mit Mißfallen und Unmuth die Günstlinge des Königs, verdienstlose, unbekannte Leute, welche die Laune und Selbstgefälligkeit eines unmännlichen Fürsten aus dem Staube erhoben, sich an die Seite gesetzt, sich vorgezogen; die unvernünftige Verschwendung am Hofe, die Gunst- und Gnadenerweisungen an die Mignons, die ununterbrochenen Kriege, Veruntreuungen in der Verwaltung der öffentlichen Gelder hatten eine verzweifelte Finanzlage geschaffen; alle Uebelstände, die schon seit Heinrich II. in dem Staatshaushalt bestanden, waren vermehrt und zu einer unerträglichen Höhe gesteigert worden: die Zinsen der Staatsschulden blieben unbezahlt oder wurden herabgesetzt; die Besoldungen der Beamten mußten zurückgehalten werden, man klagte über die Veräußerung der Domänen, über den Verkauf von Aemtern und Richterstellen, die zu dem Ende ins Ungemessene vermehrt würden. So häufte sich von Jahr zu Jahr ein Zündstoff, der zu einer furchtbaren Explosion nur eines äußerlichen Anstoßes bedurfte. Man scheute sich nicht auszusprechen, daß das Haus Valois unfähig sei, das Scepter zu führen, daß eine kräftigere Dynastie an die Spitze der Nation treten und ihr einen neuen Geist einflößen müsse. Nur die Furcht vor den verderblichen Folgen eines Bürgerkriegs setzte der allgemeinen Unzufriedenheit einen Damm, daß sie nicht zu neuer Ueberfluthung anschwoll, daß man sich, wenn auch mit Murren und grollendem Herzen in die gegebene Lage fügte. Wie sehr immer der Grimm Philipps gegen die Valois zunahm, als die Unterternehmungen Anjou's sich mehr und mehr der Begünstigung und Unterstützung des Pariser Hofs erfreuten, als der portugiesische Prätendent Antonio de Crato in Frankreich freundliche Aufnahme und Hülfe fand und die Empörung auf den Azoren durch französische Schiffe und Mannschaft gefördert wurde (S. 239); Dank der

Klugheit Katharina's und der indolenten, unkriegerischen und genußsüchtigen Natur Heinrichs III. kam es nicht zu einem offenen Bruch mit Spanien, nicht zu einem neuen Bürgerkrieg.

6. Die Ligue und das Ende der Valois.

So konnte sich Frankreich nach dem Abkommen von Poitiers fünf Jahre lang eines Friedens erfreuen, wenn man einen Zustand, wo zwar die Waffen ruhten oder nur in kleineren Conflikten zur Anwendung kamen, aber in Aller Busen Haß, Mißtrauen und Unwillen herrschten, Frieden nennen mag. Während dieser Zeit wuchsen die Leidenschaften mächtig empor, ein schneidender Luftzug ging durch die Welt, der sich bald zu einem reißenden Orkan entwickelte; die Regungen der Menschlichkeit, der Nationalität, der christlichen Gesittung verstummten unter dem Gifthauche des religiösen Fanatismus. Elisabeth, welche Maria Stuart im Gefängniß hielt; Heinrich von Navarra, der sich mit dem Gedanken einer protestantischen Union trug, die der spanischen und papistisch-jesuitischen Propaganda ein Gegengewicht bilden sollte; Wilhelm von Oranien, der die nördlichen Niederlande zu einem calvinischen Freistaat vereinigt hatte, waren das Ziel des fürchterlichsten Religionshasses, sie sollten durch Fluch und Dolch an Seele und Leib zu Grunde gehen. Der Oranier wurde auf Anstiften des Königs ermordet, Elisabeth entging nur durch die Wachsamkeit ihres getreuen Volkes dem gleichen Schicksal, für den Bourbon war schon der Arm zum Bannstrahl erhoben, der ihn jedem Mörder preisgeben sollte. Für solche Zeiten, wo die Furien ihre Opfer suchten, wo die Mordsucht mit Schwert und Gift an die Hohen und Mächtigen sich heranwagte, war ein schlaffes Regiment von zweideutiger, unentschiedener Haltung, wie es in Frankreich bestand, in den Augen der Zeloten ein Aergerniß. Sollte allein in dem heiligen Frankreich die Toleranz gelten, die in allen andern katholischen Ländern als Charakterschwäche, als Sünde gegen Gott verpönt war? Da trat ein Ereigniß ein, das die erregten Geister mächtig ergriff und der ultramontanen Agitation einen neuen Impuls gab: am 10. Juni 1584 sank der Herzog von Anjou unvermählt ins Grab, ein Todesfall, der zu andern Zeiten unvermerkt vorüber gegangen wäre, der aber unter den obwaltenden Verhältnissen von der höchsten Wichtigkeit war. Denn da König Heinrich in kinderloser Ehe lebte und kaum eine Hoffnung auf Nachkommenschaft vorhanden war, so war jetzt nach den Reichsgesetzen Heinrich von Bourbon, der calvinische König von Navarra und Béarn, der nächste Thronerbe von Frankreich. Wenn aber vor einigen Jahren schon die Aussicht, daß der Prinz von Condé, ein Anhänger des neuen Glaubens, Gouverneur der Picardie werden sollte, eine katholische Ligue ins Leben zu rufen vermochte, was durfte man jetzt erwarten, da das Haupt der Hugenotten der Krone so nahe trat, ja über kurz oder lang den Thron selbst besteigen konnte? Die Guisen

Erneuerung der Ligue.

geriethen in die größte Aufregung: Alle Verbrechen, die sie seit der Verschwörung von Amboise begangen oder veranlaßt hatten, drohten fruchtlos ihnen unter den Händen zu zerrinnen; wenn der „Béarner" die Herrschaft erlangte, war es um ihre bisherige Machtstellung geschehen. Denn sie hatten den Sohn der Königin Johanna d'Albret als einen unternehmenden, energievollen und tapfern Mann kennen gelernt; er war kein Schwächling wie die Valois. Von dem König war kein Widerstand zu erwarten; schickte er doch alsbald seinen Günstling Epernon mit stattlichem Gefolge an den Schwager ab, um demselben zu melden, er werde ihn als Thronerben anerkennen, wenn er an den Hof zurückkehre und katholisch werde. Von dem schwachen Monarchen durfte man befürchten, daß er auch ohne die Bedingung des Glaubenswechsels dem dynastischen Rechte seine Zustimmung ertheilen würde. Nicht minder erschrack man in Madrid und in Rom über die Gefahr, daß ein ketzerischer König in dem heiligen Frankreich zur Herrschaft gelangen und seinen Plan einer protestantischen Union durchführen möchte. Es war begreiflich, daß Herzog Heinrich von Guise, auf den der ganze Ehrgeiz und die ganze Unternehmungskraft des Hauses übergegangen war, diesen Eventualitäten nicht müßig zuschauen wollte. Die gleichen Interessen führten rasch zu einem Verständniß und Bunde mit Philipp II. und der Papst ertheilte bereitwillig seinen Segen. Auf die Vorstellungen des Jesuiten Matthieu, welcher als Unterhändler gebraucht wurde, erklärte Gregor XIII.: „er billige vollkommen die Absicht der französischen Prinzen, die Waffen gegen die Ketzer zu ergreifen; er nehme jeden Scrupel hinweg, den sie darüber hegen könnten; gewiß werde der König selbst ihr Vorhaben billigen; sollte das aber nicht der Fall sein, so würden sie doch ihren Plan zu verfolgen haben, um zu dem vornehmsten Zwecke der Vertilgung der Ketzer zu gelangen." Nun schritt man zur That. Auf dem Schlosse Joinville wurde im
1585. Januar 1585 zwischen den Abgeordneten des Königs von Spanien und mehreren französischen Edelleuten, meistens der Familie Guise angehörend, die Vereinbarung getroffen, die unter dem Namen der **Heiligen Ligue** eine so große geschichtliche Bedeutung gewinnen sollte.

Die Ausrottung des Protestantismus in Frankreich und den Niederlanden und die Fernhaltung des Königs von Navarra von dem französischen Thron, war als nächster Zweck aufgestellt. Die Erbfolge sollte an den Oheim des Bearners, den Kardinal von Bourbon, übertragen werden, der gleichfalls einen Bevollmächtigten zu der Versammlung geschickt hatte. Zu dem Ende sollte der König von Spanien verpflichtet sein, den verbündeten Adelshäuptern eine monatliche Geldzahlung von 50,000 Goldthalern zu leisten und ihre Unternehmungen in den Grenzlandschaften mit seinen Truppen zu unterstützen, wogegen die andern gelobten, dem König zur Wiedereroberung der Niederlande und zur Besitznahme der dem König von Navarra gehörigen Pyrenäenländer behülflich zu sein.

Tendenzen der Guisen. Wie zwei selbständige Mächte reichten sich die französischen Magnaten und der spanische König die Hände zum Bunde; von Heinrich III. war keine Rede,

der hochbejahrte Prälat aus dem Bourbonschen Hause war nur ein vorgeschobener Name, um die ehrgeizigen Pläne der Guisen zu verschleiern: Die Herstellung der kirchlichen Einheit sollte dem Haus Guise die französische Krone verschaffen, wofür dieses sich dem spanischen König dankbar zu erweisen bereit war durch Zuwendung einiger politischen und territorialen Vortheile und durch Anerkennung der Suprematie Philipps II. Als Mittel und Hebel gedachte Heinrich von Guise die revolutionären Kräfte des französischen Volkes zu gebrauchen, jene geheime Ligue, welche vor einigen Jahren in der Picardie und in Paris ins Leben gerufen, aber durch den Gang der Verhältnisse in ihrem Fortschritt gehemmt worden war. Dynastische, politische und territoriale Interessen vereinigten sich demnach mit den religiösen, um eine Bewegung ins Leben zu rufen, wie sie bis dahin die europäische Geschichte noch kaum gesehen hatte. Jetzt erst trat das Regierungssystem Philipps II. mit den Prinzipien des monarchischen Absolutismus und des papistischen Staatskirchenthums in die weltgeschichtliche Arena, um die Gegensätze, Religionsfreiheit und politische Selbstbestimmung der Völker, auf Leben und Tod zu bekämpfen. — Für die Guisen war es nun die nächste Aufgabe, eine nationale Macht zu erwecken, die ihnen zur Erreichung ihrer Zwecke dienen konnte. Wir haben wiederholt ausgeführt, wie innig ihre häuslichen und persönlichen Interessen mit denen der katholischen Kirche verflochten waren; jetzt wurde diese Verbindung noch fester geknüpft. Schon zu Lebzeiten des Kardinals von Lothringen hatte einer seiner geistlichen Satelliten, Franz de Rosières, in einem genealogischen Werk nachzuweisen gesucht, daß das Geschlecht der Guisen in die ältesten Zeiten der Frankengeschichte hinaufreiche, daß die Ahnen dem karolingischen Herrscherhause angehört hätten, daß somit Hugo Capet ein Usurpator und Tyrann gewesen. Solche Auffassungen erhielten jetzt einen gewaltigen Nachdruck durch die bedeutende Persönlichkeit des Mannes, der als das Haupt dieser Familie galt, durch Heinrich von Guise, den stattlichen hochgewachsenen Edelmann, der Tapferkeit mit Geist und Verstand vereinigte und die Kunst besaß, die Menschen an sich zu fesseln, für sich zu begeistern, der schon als Sohn jenes Franz, welcher vor Orleans für den katholischen Glauben geblutet, den Strenggläubigen theuer war. Diese Ansprüche konnten nicht nur gegen Heinrich von Navarra geltend gemacht werden, sie konnten im günstigen Momente auch gegen den König selbst in Anwendung kommen. Der Bannfluch, womit der neue Papst Sixtus V. die beiden Bourbonschen Prinzen als Ketzer und Rückfällige belegte und sie aller ihrer Rechte, Ansprüche und Besitzungen verlustig erklärte, verlieh den Unternehmungen der Guisen einen Anstrich der Weihe und Gottgefälligkeit.

So wurde denn in Frankreich eine furchtbare Agitation in Scene gesetzt. Die Gefahr, daß ein ketzerischer König einst den Thron besteigen und den katholischen Glauben unterdrücken könne, schreckte das katholische Frankreich und gab den Einflüsterungen der Priester und den Ränken der Jesuiten Nachdruck. Die

Wachsthum der Ligue.

Geschäftigkeit der Römlinge erhielt einen weiten Spielraum und eine feste Unterlage. Die mit den grellsten Farben geschilderten Verfolgungen der Katholiken in England wurden als Vorbild dessen, was den Franzosen drohe, dargestellt. Wo Kanzel und Beichtstuhl nicht wirksam genug waren, da half spanisches und italienisches Geld. Der von dem Hof vernachlässigte und niedern Günstlingen ohne Verdienst und Würde nachgestellte Adel schloß sich eifrig einem Bunde an, der neben der Erhaltung des katholischen Glaubens Abstellung drückender Mißstände und Bereicherung mit eingezogenen Hugenottengütern in Aussicht stellte; an Schaaren waffengeübter Streiter hatte Frankreich Ueberfluß. In Kurzem war die Ligue unter der Leitung des thatkräftigen Heinrich von Guise eine furchtbare Macht. Dem unternehmenden Führer, der das Schwert wie die Rede mit gleicher Gewandtheit handhabte und durch die Ueberlegenheit seines Geistes wie durch seine gewinnenden Umgangsformen Vertrauen und Liebe erweckte, standen zwei Brüder zur Seite, der Herzog von Mayenne und der Kardinal Ludwig von Guise, welche den Erstgebornen kräftig unterstützten, standen ferner zahlreiche Glieder und Verwandte des Guiseschen und lothringischen Hauses zur Seite, wie die Herzöge von Aumale, von Nemours, von Elboeuf, wie der Herzog von Mercoeur und der Kardinal von Vaudemont, Bruder der Königin Luise, oder mißvergnügte Großen, welche nach Ehrenstellen und Einfluß strebten, wie Ludwig von Gonzaga, Herzog von Nevers, wie der ehrsüchtige Graf Brissac. Auch hochgestellte geschäftskundige Parlamentsräthe, wie die Präsidenten Le Maitre und Jeannin traten dem Bunde bei. Wie zur Zeit der Bartholomäusnacht zeichnete sich auch diesmal wieder Paris durch glühenden Religionshaß aus. Hier war die Ligue seit ihrem ersten Aufkommen nie ganz erloschen: Karl Hotmann, ein eben so feuriger Ultramontaner wie sein Bruder oder Vetter Franz ein eifriger Reformirter, hatte stets ein Häuflein Strenggläubiger zusammengehalten, welche den Guisen dienstwillig und gehorsam waren. Jetzt mehrte sich die Zahl durch Mitglieder aus den bürgerlichen Kreisen, aus den Reihen der Gewerbtreibenden und Kaufleute, aus dem Klerus und Beamtenstande. Sie schwuren ihren letzten Blutstropfen für die Vertheidigung des Glaubens einzusetzen. Zum Fanatismus gesellten sich noch andere Triebe und Leidenschaften, und die agitatorische Kunst und Uebung, die von jeher in der volkreichen beweglichen Seinestadt ihre Stätte und Pflanzschule hatte, nährte das revolutionäre Feuer und den Geist der Verschwörung und Umtriebe. Wie aus einem vulkanischen Krater stiegen aus diesem dunkeln Schooße arge Gedanken und Reden auf, die sich dann in aufreizenden Flugschriften weitere Bahnen suchten.

Manifest der Liguisten. Wir werden später erfahren, daß um diese Zeit die Niederländer dem französischen König die Herrschaft anboten, wohl in der Hoffnung eines baldigen günstigen Thronwechsels. Als der Monarch die Gesandtschaft ehrenvoll empfing und mit freundlichen Worten entließ, hatte er wohl noch keine Ahnung, daß im eigenen Reiche der Boden seiner Herrschaft bereits zu wanken begann, daß derselbe König, gegen den man seine Hülfe

anrief, in Frankreich mächtiger war als er selbst. Denn schon wenige Wochen nach der Abreise der Gesandten erschien ein Manifest im Namen des Kardinals von Bourbon, worin der Nation zu Gemüthe geführt ward, von welchen Unruhen seit vierundzwanzig Jahren das Reich um der Religion willen heimgesucht worden, und daß das Uebel noch wachsen würde, wenn das Recht der Thronfolge an einen Fürsten käme, welcher sich von dem katholischen Glauben losgesagt habe; der Umsturz der alten christlichen Religion stehe bevor, wenn nicht ernster Widerstand geleistet würde. Nimmermehr dürfe geduldet werden, daß ein ketzerischer Fürst über Frankreich herrsche; denn im Krönungseid gelobe der König, die katholische Religion aufrecht zu erhalten, und nur unter dieser Voraussetzung empfange er den Treueid und die Huldigung der Unterthanen. Nun besäßen aber Viele, die sich als Feinde der katholischen Kirche gezeigt, das Vertrauen des Königs und die wichtigsten Staatsämter; der Adel des Landes werde aus seiner berechtigten Stellung verdrängt, alle Stände mit neu erfundenen Abgaben bedrückt, Kirche und Staat dem Untergang entgegengeführt. Deshalb hätten die Häupter der Nation, welche den besten und gesündesten Theil des Königreichs bildeten, geschworen, mit gewaffneter Hand dafür zu sorgen, daß die Würde der heiligen Kirche und die allein wahre katholische Religion in ihrer Ehre hergestellt werde; daß der Adel seiner Rechte und Freiheiten genieße, das Volk erleichtert, die neuen Abgaben aufgehoben, Parlamente und Gerichte in ihrer gesetzlichen Thätigkeit erhalten und die Reichsversammlungen alle drei Jahre einberufen würden, damit Jeder volle Freiheit habe, seine Klagen und Beschwerden vorzutragen. Wenn der König die Uebelstände abstelle, welche den Untergang des Dienstes Gottes und aller ehrenhaften Leute drohten, würden sie die Waffen niederlegen und zum Gehorsam zurückkehren. Zugleich bemächtigten sich die Häupter der Ligue mehrerer festen Plätze; viele königliche Befehlshaber und die meisten städtischen Behörden standen auf ihrer Seite. Guise selbst setzte sich in Toul, Verdun, Chalons fest; der Kardinal von Bourbon in Soissons; Mayenne, Mercoeur, Aumale in Bourgogne, Bretagne, Picardie. 1. Apr. 1585.

Wäre Heinrich von Valois ein Mann von Kraft, Einsicht und Entschlossenheit gewesen, so hätte er die Herausforderung angenommen und alle Elemente des Widerstandes, Navarra und die Hugenotten, die Niederländer, die Königlichgesinnten zu einer Gegenaction um sich gesammelt. Denn wie groß immer der Einfluß des lothringischen Hauses, wie weit verzweigt immer die Ligue sein mochte; noch war die Loyalität eine Macht, noch war die Zahl der patriotischen Franzosen nicht gering, welche das Vorgehen der Guisen verdammten und die spanische Hegemonie, die wie ein Gespenst aus dem dunkeln Hintergrunde der Coalition hervorgrinste, verabscheuten. Das Auftreten trug zu sehr den Charakter einer Empörung an sich, als daß nicht viele royalistisch gesinnte Edelleute hätten zurückschrecken sollen. So sehr hatte noch nicht das religiöse Moment in den Gemüthern das Uebergewicht gewonnen, daß es alle andern Gefühle und Herzensregungen zu ersticken vermocht hätte. In den südlichen und westlichen Landschaften, wo während der letzten Jahre die Ideen der Toleranz und des paritätischen Nebeneinanderlebens schon eine gewisse Festigkeit erlangt hatten, war ein großer Theil des Adels und des Bürgerstandes nicht mit der Ligue und ihren fanatischen und ehrsüchtigen Führern einverstanden. Und in der That schien Heinrich III. Anfangs geneigt, mit dem Schwager gemeinschaftliche Sache zu

Haltung des Königs und seiner Mutter.

machen, so groß auch stets sein Widerwille gegen die Hugenotten war. Aber schwach, unselbständig und wankelmüthig, folgte er dem Rathe seiner Mutter, welche mehr Sympathien für die Guisen hatte. Sie haßte ihren calvinischen Schwiegersohn, der mit ihrer Tochter Margaretha im größten Unfrieden lebte und die Messe verschmähte. Sie hätte die Krone Frankreichs lieber auf das Haupt ihres lothringischen Enkels übergehen sehen, der mit den Guisen verwandt und befreundet war. Soll sie doch zu Herzog Heinrich gesagt haben, „sie denke, er selber solle der Stab ihres Alters sein". Es schmeichelte ihr, daß in dem Manifest die Königin Mutter, „ohne deren Weisheit das Reich längst in Trümmer gegangen wäre", aufgefordert war, zur Herstellung einer guten Ordnung mitzuwirken. So brachte Katharina es dahin, daß der König ihr den Auftrag gab, mit den Häuptern der Ligue zu unterhandeln. Sie begab sich mit ihrem Hofstaat nach Epernay. Dort wurde eine Uebereinkunft geschlossen, durch welche sich Heinrich III. ganz in die Gewalt der Verbündeten gab.

Das Edikt von Nemours. Juli 1585. In dem Edikt von Nemours, welches Heinrich selbst am 18. Juli im Pariser Parlament eintragen ließ, wurde Alles zurückgenommen, was in früheren Friedensverträgen den Hugenotten zugestanden worden war. Fortan dürfe in Frankreich keine andere als die katholische Religion geübt werden, hieß es darin; wer die neue Lehre nicht aufgeben wolle, müsse innerhalb sechs Monaten, alle calvinischen Prediger innerhalb eines Monats das Königreich verlassen bei Verlust von Leben und Eigenthum. Dagegen billigte und bestätigte der König Alles, was die Verbündeten und ihre Anhänger aus Eifer für die katholische Religion gethan, ließ sie im Besitze der festen Plätze, gestattete ihnen Leibgarden, die von den Provinzen unterhalten werden sollten, und übernahm die Bezahlung der von ihnen geworbenen Mannschaften. — Mit dem Edikt von Nemours opferte der König den letzten Rest von Ehre und Autorität. Er stand als ein wortbrüchiger Mann da, dem Andere vorschrieben, was er zu thun und zu lassen habe. Nicht einmal die Gewissensfreiheit, die häusliche Andacht in der Familie, die sogar unmittelbar nach der Bartholomäusnacht gestattet worden, sollte ferner geduldet sein; die strengsten hierarchischen Gesetze wurden unter blutigen Strafbestimmungen zur Richtschnur des religiösen Lebens erhoben, nicht von der Nation und ihren gesetzlichen Organen, wie in den evangelischen Staaten, sondern durch den Terrorismus und die Gewaltschritte einer Faction, die mit dem Auslande conspirirte, vom Auslande Hülfsmittel zog, die kirchliche und nationale Selbständigkeit dem Auslande zum Opfer brachte.

Der neue Krieg und die Parteistellung. Nach diesem Blutedikt war der Krieg nicht mehr zu vermeiden. Heinrich III. zog selbst ins Feld; es machte ihm wenig Kummer das Schwert gegen die Hugenotten zu ziehen; beging er damit auch einen Wortbruch, so konnte er doch jetzt seinem Haß gegen die Reformirten freien Lauf lassen; denn er hatte immer nur mit innerem Widerstreben in die Duldungsgesetze gewilligt. Aber auch die Hugenotten und der König von Navarra griffen zum Schwert, jene, um ihre religiöse Freiheit zu vertheidigen, dieser, um mit der Religion auch zugleich sein Thronrecht zu schützen. Er ließ ein Manifest zu seiner Rechtfertigung ausgehen: nie habe er dem Gewissen eines Menschen Zwang angethan, und auch als König werde er der katholischen Religion nie feindselig entgegentreten; wenn ihn sein Herz zu einer andern kirchlichen Lehre geführt, so sei er darum noch kein Ketzer, wie ihn die Bannbulle des Papstes und das Manifest der Liguisten verleumderisch bezeichneten; er sei zu jeder Stunde bereit, sich den Beschlüssen eines

rechtmäßigen Concils zu unterwerfen, auf welchem auch seine Glaubensgenossen zugelassen würden. Nicht aus Eifer für die Religion stürzten die Verbündeten Frankreich in einen neuen Bürgerkrieg, sondern zur Befriedigung ihrer Selbstsucht und ihres Ehrgeizes. Er erklärte sich bereit, im Zweikampf mit Guise sein Recht zu beweisen; er rief die Entscheidung des französischen Pairshofes an. Selbst im Vatican ließ er einen Protest gegen die päpstliche Excommunication anschlagen. Der Herzog von Montmorency, den die Guisen umsonst für ihren Bund zu gewinnen gesucht, und der Prinz von Condé schlossen sich dem König von Navarra an; in einer gemeinschaftlichen Proclamation beschuldigten sie die Guisen des verbrecherischen Friedensbruchs; unter dem Deckmantel der Religion trügen sich dieselben mit dem ehrsüchtigen Plan, an die Stelle des französischen Königshauses zu treten.

So begann denn der neue Religionskrieg, den man nach den Namen der Häupter den Krieg der drei Heinriche genannt hat. Wie zerfahren war doch in diesem Momente die Lage Frankreichs: der König zog halb gezwungen, halb freiwillig gegen Heinrich von Navarra ins Feld, dem er doch im Herzen gewogen war, dessen legitimes Recht auf die Nachfolge er stets anerkannte; er stritt an der Seite eines Mannes, dem er von Grund der Seele mißtraute, dessen verrätherische Verbindungen mit Philipp II. er ahnte, dessen Siege er fürchten mußte. Von Zweifeln hin- und hergeworfen, vermochte er den inneren Zwiespalt nicht auszugleichen; er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, er traute seinen eigenen Gedanken nicht mehr. Und doch mußte er, wollte er nicht den Argwohn der Ultramontanen wecken, die drohendsten Schriftstücke ausgehen lassen gegen Alle, welche nicht von der Ketzerei abstehen, nicht die Waffen niederlegen würden. — So gering die Streitkräfte waren, welche Heinrich von Navarra gegen die vereinigte Macht Frankreichs ins Feld zu führen vermochte, so erlangte die königlich-liguistische Armee doch nur geringe Vortheile. Das Jahr 1586 ging mit kleinen Gefechten, mit der Belagerung und Eroberung einiger festen Städte, mit Vermittelungsversuchen und fruchtlosen Friedensunterhandlungen hin. Selbst die Zusammenkunft Katharina's von Medicis mit dem Bourbon zu St. Bris bei Cognac, blieb erfolglos. Wie sollte ein Ausgleich getroffen werden, so lange man nur die katholische Religion in Frankreich dulden wollte? Im Februar des folgenden Jahres fiel das Haupt der schottischen Königin Maria Stuart. Dieses Ereigniß, der Gegenschlag gegen die Verschwörungen, Complotte und Mordversuche der Ultramontanen, schärfte die Religionswuth im ganzen westlichen Europa und steigerte den Fanatismus des französischen Volks. Das Ansehen des Herzogs von Guise stieg immer höher; der Papst verglich ihn mit Judas Maccabäus, die Ultramontanen verehrten ihn wie den Heiland; gewaltig zog seine Heldengestalt das Volk an. Immer heftiger und leidenschaftlicher entbrannten die religiösen Gegensätze. In Spanien rüstete Philipp zu einem Hauptschlage wider England; die Liguisten wollten ihm Boulogne in die Hände spielen, damit er von dort aus über den gemeinsamen Feind herfallen möge. Aber der Plan wurde dem König verrathen und konnte noch

Der Krieg der drei Heinriche. 1586. 1587.

Decbr. 1586.

rechtzeitig vereitelt werden. Nun nahm auch in Frankreich der Krieg einen ernsteren Charakter an. Der Herzog von Joyeuse, einer der königlichen Günstlinge, rückte in Guyenne ein, wo die Bourbon'schen Prinzen ihre Streitkräfte gesammelt hatten; er wollte die Vereinigung derselben mit den Söldnerhaufen verhindern, welche aus der Pfalz und aus den protestantischen Kantonen der Schweiz den bedrängten Glaubensgenossen in Frankreich zu Hülfe zogen und bereits im Anmarsch waren. Nur zögernd hatten die Eidgenossen die Werbungen gestattet, welche das alte Bündniß mit dem französischen Hofe zu zerreißen drohten; allein die Furcht vor der spanisch-papistischen Uebermacht führte auch dort einen Umschlag in der Gesinnung herbei. Verbunden mit deutschen Landsknechten unter Fabian von Dohna, einem preußischen Grafen, den der Kurfürst von der Pfalz zum Anführer der Hülfsarmee ernannt hatte, rückten sie an die Loire vor; doch waren die Mannschaften sehr überrascht, als sie sich dem König selbst gegenüber sahen; sie lebten des Glaubens, der Krieg werde nur zwischen den Reformirten und den katholischen Verbündeten, zwischen den Bourbonen und Guisen geführt; ihre Kriegslust wurde daher bald gedämpft, zumal da der deutsche Feldhauptmann sehr geringe strategische Kunst entfaltete. Während nun der König und der Herzog von Mayenne die fremden Feinde an der Loire beschäftigten und aufhielten, rückte Joyeuse mit einem beträchtlichen Heere gegen Heinrich von Navarra, verlor jedoch bei Coutras an der untern Dordogne
20. Okt. 1587. Schlacht und Leben. Es war der erste Sieg, den die Hugenotten während der vielen Kriege im offenen Felde davongetragen. Um so mehr war die Welt erstaunt, daß derselbe nicht benutzt ward. Heinrich zog mit seinen Leuten nach Béarn, um, wie man ihm nachsagte, die erbeuteten Fahnen zu den Füßen seiner Geliebten, der schönen Gräfin von Grammont, niederzulegen, der Prinz von Condé begab sich nach St. Jean d'Angely, wo bald nachher ein Gift die Blume seines jungen Lebens zerstörte und manche hochfliegenden Pläne vereitelte; seine eigene Gemahlin stand im Verdacht die verbrecherische That verübt zu haben; die übrigen Adelshäupter zerstreuten sich nach ihren Schlössern. So blieb der schöne Sieg ohne Früchte. Unterdessen war das deutsch-schweizerische Söldnerheer mit französischen Mannschaften unter Bouillon verbunden an die Loire vorgerückt, um den König von Navarra zu erreichen. Aber der Burggraf Dohna wurde von Guise bei Auneau unerwartet überfallen und sein Heer, bei dem der Führer nicht in großem Ansehen stand, in solche Unordnung gesetzt, daß er sich zum Rückzug entschloß, den ihm auch Heinrich III. anrieth und nicht zu hindern versprach. Aber der Guise kümmerte sich wenig um die Zusage: er verfolgte die Abziehenden, die auf verschiedenen Wegen ihrer Heimath zueilten, und brachte ihnen manche Verluste bei. Von ihren französischen Streitgenossen konnte sich ein Theil unter dem jungen Coligny mit den Glaubensverwandten im Süden vereinigen; die übrigen zerstreuten sich. Herzog Wilhelm Robert von Bouillon, gleich seinem Vater der calvinischen Lehre zugewandt, begab sich nach Genf, wo er bald

nachher im fünfundzwanzigsten Lebensjahr ins Grab sank. Seine Besitzungen fielen an seine Schwester Charlotte von La Marck, die sich in der Folge mit Heinrich von Latour d'Auvergne, Vicomte von Turenne, vermählte.

Aus Haß gegen die reformirten Doctrinen hatte sich König Heinrich III. zum Krieg gegen Navarra und die Hugenotten bestimmen lassen und mit den Guisen gemeinsame Sache gemacht. Er glaubte, man würde ihm dieses Verdienst hoch anrechnen. Allein er konnte bald bemerken, daß seine Haltung den Liguisten nicht genügte; hatte er doch den Söldnern, welche Guise geschlagen, einen sichern Rückzug gewährt. Schon während des Krieges war Alles, was der Herzog unternahm oder vollbrachte, ins Maßlose gepriesen und gehoben, das ganze Thun des Königs und seiner Günstlinge herabgesetzt und verdächtigt worden. Joyeuse hatte bei Coutras Schmach und Tod geerntet, Guise die ketzerischen Heerhaufen besiegt und über den Rhein zurückgeworfen. Er wurde der Abgott der Liguisten; während sie dem König vorwarfen, er hege Sympathie mit den Hugenotten und hemme jedes kühne Vorgehen des Herzogs, wurde dieser in Flugschriften und Gedichten als der starke Hort des katholischen Glaubens, als zweiter Gideon gefeiert. Ohne seine Tapferkeit und Entschlossenheit wäre die Bundeslade in die Hände der Philister gefallen. Vor Allen war der Herzog von Epernon der Gegenstand des Hasses und der Verleumdung. Er hatte nicht eine einzige Waffenthat vollbracht, und dennoch übertrug ihm der König das durch den Tod von Joyeuse in Erledigung gekommene Gouvernement der Normandie, nach welchem Guise selbst getrachtet hatte. König und Ligue.

Immer trostloser wurde das Verhältniß zwischen dem König und der Ligue. Jener befand sich in einem Zustand, „daß er denen Gutes gönnte, gegen die er im Kriege begriffen war, und diejenigen fürchtete, die an seiner Seite standen“. Die Lage verschlimmerte sich noch, als die Häupter der Ultramontanen, nach einer Besprechung in Nancy, ein schärferes Vorgehen gegen die Ketzerei verlangten: die Güter der ausgewanderten oder verurtheilten Reformirten sollten verkauft und zur Fortsetzung des Kriegs verwendet, in jeder Provinzialhauptstadt ein Glaubenstribunal errichtet, den Liguisten eine Anzahl Festungen übergeben werden u. A. m. In Paris herrschte eine drohende Aufregung: durch das agitatorische Treiben fanatischer Priester und Mönche war die ganze Stadt in eine fieberhafte Bewegung hineingerissen worden; wie die Commune in den späteren revolutionären Zeitläufen, so übte damals die Ligue einen Terrorismus, dem Niemand zu widerstehen vermochte. Aus den Gemeindevorstehern, Zunftmeistern und Hauptleuten der Bürgerwehr wurde ein Ausschuß gebildet, der „Rath der Sechzehn“, welcher über die sechzehn Quartiere der Stadt vertheilt, den Bund leitete. Durch Versammlungen in Hallen, Klöstern und freien Plätzen mit aufwiegelnden Reden wurde das Volk in Athem gehalten; Parlament und Sorbonne stimmten in den Zelotismus ein; Schmähreden gegen den König, gegen seine Günstlinge, gegen die Politiker, gegen das Regiment der Schwäche, der

Revolutionärer Geist in Paris.

Januar 1588.

Halbheit, der Toleranz, durch welches die Religion gefährdet, die Majestät Gottes geschändet werde, steigerten die revolutionäre Gluth. Mit der organisirten Körperschaft in Paris standen die Guisen in Verbindung; von dem Herzog ging die Parole aus; seine Getreuen leiteten als Hauptleute die städtische Miliz in den einzelnen Quartieren; sein Wort galt mehr als das des Königs oder der Regierung. Schon trug man sich im Geheimen mit dem Plane, den letzten Valois, wie einst den letzten Merovinger, des Thrones zu berauben und in der Verborgenheit sterben zu lassen. Bei einer der Prozessionen, denen Heinrich stets beizuwohnen pflegte, wollte man sich seiner Person bemächtigen, ihn in Gewahrsam halten und die Stadt dem Herzog übergeben, dann sollte dieser mit den Generalständen ein neues Regiment aufrichten. Es scheint, daß selbst Katharina, welche im königlichen Rath nicht mehr die vorwiegende Stimme führte, mit den Guisen im Einverständniß war. Die Frauen, die bei religiösen Bewegungen stets eine hervorragende Thätigkeit zeigen, waren die eifrigsten Förderer der Ligue. Die Herzogin von Montpensier, Heinrichs Schwester, rühmte sich, daß sie durch den Mund der Volksredner mehr erreiche, als ihr Bruder durch die Waffen. Der König, durch einen Eingeweihten Namens Poulain gewarnt, vermied jedes öffentliche Auftreten und traf Maßregeln zu seiner Sicherheit. Die fremden verdächtigen Gestalten, die man in täglich wachsender Menge in der Stadt bemerkte, schreckten ihn aus seiner gewohnten Ruhe und Sorglosigkeit auf. Er zog viertausend Schweizer, welche bisher in Lagny gestanden, nach der Vorstadt St. Denys und verstärkte seine Garde. Darüber geriethen die Verschwornen in Unruhe; sie fürchteten, man könnte das Blutgericht der Bartholomäusnacht nun gegen die Häupter der Ultramontanen wiederholen. Sie schickten alsbald dringende Botschaft an den Herzog, daß er sich bei ihnen einfinden möge. Heinrich III. hatte ihm ausdrücklich verboten, nach Paris zu kommen; aber der Angstruf seiner Anhänger, die seines Raths und seiner Führung bedurften, galt ihm mehr als des Königs Verbot.

Der Tag der Barrikaden. 1588. Es war am 9. Mai des Jahres 1588, daß Heinrich von Guise durch das Thor von St. Denys in Paris eintritt. Sein Gefolge betrug nur sieben Personen, aber gleich einer abgerissenen Schneeflocke, die im Fallen sich zu einer bergähnlichen Lawine gestaltet, stieg die Zahl seiner Begleiter in Kurzem auf Dreißigtausend. In ihrem Geleite begab sich der Herzog zunächst zu der Königin Mutter. Als sie bestürzt ihn fragte, warum er gekommen, erwiderte er, um sich gegen unbegründete Verleumdungen zu rechtfertigen und die Katholiken gegen Ueberfälle und feindliche Anschläge zu beschützen. In ähnlichem Sinne äußerte er sich auch gegen den König, der ihn zuerst bei seiner Mutter sah. Die Ankunft des Herzogs gab das Signal zu einer allgemeinen Bewegung in Paris; wo er sich sehen ließ, folgten ihm Schaaren bewaffneter Menschen. Er war der eigentliche Gebieter in der Stadt, um seinen Palast war fortwährend die Menge seiner Anhänger versammelt. Dem König wurde bange um seine Sicherheit: er ließ

ein Gebot ausgehen, daß alle Fremden sich aus der Stadt entfernen sollten, und zog die königlichen Truppen, Schweizer und Franzosen aus den Vorstädten in der Nähe des Louvre zusammen. Alles in Allem mochten die Fähnlein 6000 Mann betragen, indeß die Streitmacht, welche die Ligue rasch auf die Beine bringen konnte, wohl fünfmal so stark war. Dennoch hieß es, der König wolle einen blutigen Schlag gegen die Katholiken führen; die Häupter der Ligue, in erster Linie der Herzog selbst, sollten ermordet werden. Listen befanden sich in Umlauf mit den Namen derjenigen, die man als Opfer ausersehen. Es waren solche, die als ultramontane Eiferer bei dem Volke in hoher Gunst standen. Man beschloß, die Vereinigung der Truppen zu verhindern. Durch die einheitliche Organisation, welche seit der Einsetzung der Sechzehn in die Bewohnerschaft von Paris gekommen war, wurde es möglich, die bewaffneten Bürger unter der Fahne des dem Herzog unbedingt ergebenen städtischen Oberfeldherrn Karl von Brissac zu sammeln, die royalistisch Gesinnten aus der Municipalität zu verdrängen und durch Ultramontane zu ersetzen und die Leitung der Dinge gänzlich in die Hände der entschlossensten Liguisten zu bringen. Dies führte am 12. Mai, drei Tage nach Guise's Ankunft, den „Tag der Barrikaden" herbei. Kaum hatten sich die Schweizer in Bewegung gesetzt, als die Bürger, in Angst und Wuth alle Häuser und Kaufläden verschlossen und unter dem Geläute der Sturmglocken die Straßen überall mit Ketten, Fässern, Balken und anderen Gegenständen sperrten, mit solchem Eifer und solcher Planmäßigkeit, daß in wenigen Stunden die ganze Stadt von dreißig zu dreißig Schritten abgeschlossen war und die dem Oberbefehl des ungestümen Crillon unterstellten königlichen Truppen, welche nicht zeitig genug den Platz Maubert zu besetzen vermochten, auf einen engen Raum zusammengedrängt und außer Stand waren, ihre Reihen zu entfalten oder energisch vorzugehen. Auch hatten sie den Befehl erhalten, nicht zu schießen; nur zu ihrer Vertheidigung sollten sie von der Waffe Gebrauch machen. In ungünstigen Stellungen von Brissac angegriffen, sahen sich die einzelnen Abtheilungen nach kurzem Gefecht zur Ergebung und Waffenstreckung gezwungen. Die Bewegungen des Volkes wurden drohender und drohender, die Masse wuchs von Minute zu Minute, das Louvre war gleichsam belagert, es hieß, Brissac wolle es angreifen. Guise vernahm in seinem Palaste Alles was vorging; er schien heiter und voll Zuversicht. Da traf eine Botschaft vom Hofe ein, welche seine Hülfe und Vermittelung anrief. Damals lag die Zukunft des Reiches in seiner Hand: wenn er den Sturm dahinbrausen ließ, so war es um den Thron der Valois geschehen. Aber Guise bebte vor dem letzten Schritte zurück. Ohne Waffen und Rüstung, nur einen Stab in der Hand, begab er sich zu Pferde nach dem Kampfplatz, unter das wogende Volk, das ihn mit Verehrung empfing; er mahnte von gewaltsamen Schritten ab und ließ den Schweizern und der französischen Garde ihre Waffen zurückgeben. Er bedachte nicht das Sprichwort, daß, wer das Schwert gegen seinen König zieht, für immer die Scheide

wegwerfen müsse. In dem Glauben, daß Heinrich III. sich nun ganz in seine Gewalt geben, nach seinem Willen handeln werde, hielt er das rollende Rad auf. Er brach sich selbst den Stab, als er verblendet einen König rettete, den er zittern gemacht hatte, und der nie das gefährliche Geschenk seines Lebens und seiner Krone einem Unterthanen verzieh.

Flucht des Königs. Nach längerer Berathung im Schlosse wurde gegen Abend die Königin Mutter an den Herzog abgeschickt, um dessen Vorschläge zu vernehmen. Zwei volle Stunden mußte sie zubringen, ehe sie zu dem Palaste desselben gelangte, da man die Barrikaden überall öffnete und hinter ihr wieder schloß. Der Guise verlangte, daß ihn der König zum Generallieutenant des ganzen Reiches ernenne mit derselben Vollmacht, die sein Vater von Franz II. erhalten hatte, und daß ein Reichstag zur Bestätigung dieser Würde sofort einberufen werde. Ferner sollte der König von Navarra aller Ansprüche auf die Krone für verlustig erklärt, Epernon, Biron, Retz und andere den Liguisten verhaßte Räthe von dem Hof und allen Aemtern entfernt und die Führung des Kriegs gegen die Hugenotten an Guise übertragen werden u. A. m. Am andern Morgen begab sich Katharina zum zweitenmal in den Palast des Herzogs, um eine Ermäßigung der Forderungen zu erwirken. Während ihrer Unterhandlungen mit dem stolzen Edelmann, die absichtlich in die Länge gezogen wurden, entfloh der König durch die noch offene Seite des Louvre verkleidet nach Chartres, wohin ihm bald darauf der ganze Hof, die Schweizer und die Garde folgten. Nur Katharina von Medicis und die den Guisen verwandte Königin blieben in Paris zurück, um wenigstens den Schein einer königlichen Regierung zu bewahren. So mußte denn der Fürst, der in religiöser Rechtgläubigkeit Keinem nachstand, als Flüchtling seine Hauptstadt verlassen, weil seine Politik der Duldung und des Friedens der wild aufgeregten Menge nicht nach dem Sinne war. Mit einem Fluch über den Undank der Pariser zog er weg, um nie wieder zurückzukehren.

Der König und der Herzog. Die Entfernung des Königs lieferte die Hauptstadt in die Hände der Ligue und ihres herzoglichen Hauptes. Und dieser unterließ Nichts, sich in solche Verfassung zu setzen, daß er jeder Gewalt, die etwa versucht werden möchte, Trotz bieten könnte. Er ließ sich die Bastille und andere Waffenplätze einhändigen, er besetzte die städtischen Aemter mit Leuten seiner Partei, er bemächtigte sich aller wichtigen Orte der Umgegend, um die Zufuhr zu sichern. Dabei fuhr er fort, Loyalität und Treue gegen den König zu betheuern; nur um die Religion zu schirmen und die schlimmen Rathgeber vom Regimente zu entfernen, sei er nach Paris gekommen; der Tag der Barrikaden sei nur aus dem Unwillen des Volkes über die den Hugenotten gewährten Vergünstigungen entsprungen, es habe dabei keine böse Absicht gegen den König obgewaltet. Heinrich III. gab sich die Miene, als ob er diesen Versicherungen Glauben beimesse; er hatte ja die Kunst der Verstellung in der Schule seiner Mutter meisterhaft gelernt. Er fand

es in seiner gegenwärtigen Lage rathsam, auf die Politik der Gegner einzugehen, sich noch einmal mit der Ligue zu vereinigen, ihre Prinzipien anzunehmen. Er beantwortete alle Rechtfertigungen oder Entschuldigungen der letzten Auftritte in versöhnlichem Sinne und ohne Spur von Haß oder Rachsucht; er gab allen in Paris getroffenen Anordnungen seine Zustimmung und bestätigte die neuen städtischen Beamten; er entließ den Herzog von Epernon, auf dem der allgemeine Haß ruhte, mit Zeichen der Ungnade. Im Juli erließ er ein Edikt, durch welches er die religiösen Grundsätze der Ligue sich aneignete: in Frankreich sollte nur die katholische Kirche bestehen; seine Unterthanen sollten sich eidlich verpflichten, nach ihm nie einen König anzuerkennen, der dem neuen Glauben angehöre oder die Bekenner desselben begünstige; er selbst werde die Waffen nicht eher aus der Hand legen, bis alle Ketzerei vertilgt sei. Den Liguisten ertheilte er Amnestie, da sie bei ihren Unternehmungen von religiösen Motiven geleitet worden; nur sollten sie von nun an allen auswärtigen Verbindungen entsagen und mit ihm vereint in eine „Union“ eintreten, welche den katholischen König und die katholische Nation zu gleichen Zwecken verbinde. Als „Edikt der Union“ wurde das neue Manifest bezeichnet. Warum sollte der Mann, der einst den Hugenotten gegenüber die Bartholomäusnacht mißbilligt, nun nicht den Gegnern ein gutes Zeugniß ausstellen? Er gewann es über sich, dem Herzog von Guise, indem er ihn zum Generallieutenant und Befehlshaber aller Heere mit dem Titel eines Großmeisters des Palastes ernannte, eine Stellung einzuräumen, wie sie der Majordomus bei den Merowingern besessen. Und Niemand war zu einer solchen Stellung mehr geeignet als der Herzog Heinrich von Guise. Er vereinigte viele hervorragende Eigenschaften in seinem Charakter, die ihn zu einem gewaltigen Parteihaupte machten: eine hohe edle Gestalt, ein schönes männliches Antlitz, das durch eine Narbe unter dem Auge, die er bei Chateau-Thierry erhalten und die ihm den Beinamen Balafré gab, an Reiz gewann, ein stolzer durchdringender Blick, in dem sich Muth und Würde aussprach, unterwarfen ihm Alles was in seine Nähe kam. Wie Heinrich III. in den Genüssen des Wohllebens aufgewachsen, hielt er sich doch frei von den weibischen Neigungen desselben; im Reiten, Fechten, Schwimmen, in allen ritterlichen Künsten ragte er unter seinen Zeitgenossen hervor, und im Lager und auf Feldzügen theilte er alle Beschwerden seiner Soldaten. Glänzte er auch nicht wie sein Vater durch strategisches Geschick, so zeichnete er sich doch durch persönliche Tapferkeit, durch raschen Unternehmungsgeist und kühnes Wagen aus. Langes Erwägen und Vorbereiten war nicht nach seinem Sinn; er folgte am liebsten dem Drange des Augenblicks, den Impulsen der Gegenwart; in stürmischen unruhigen Zeiten fühlte er sich am wohlsten. Vor Allem aber rühmte man sein freigebiges Wesen, seine Leutseligkeit, sein theilnehmendes Gemüth für die Leiden und Freuden Aller, die ihm nahe kamen, seine Uneigennützigkeit, lauter Gaben, die in bewegten Zeiten das Volk hinreißen und begeistern. Dabei besaß

er die Macht einer unwandelbaren Ueberzeugungstreue als Erbtheil seines Hauses, in den Augen der katholischen Zeitgenossen von so hohem Werth.

Der Reichstag von Blois. Okt. 1588.

Die geschilderten Vorgänge ereigneten sich um dieselbe Zeit, da Philipp II. an der Spitze der katholischen Welt durch die „unüberwindliche Flotte" den Todesstreich gegen den gesammten Protestantismus zu führen gedachte. Unter dem überwältigenden Eindruck dieser Begebenheit erließ Heinrich III. das „Edikt der Union", das mit dieser katholisch-spanischen Politik in Uebereinstimmung war. Und um seinen Ernst und seine gute Absicht zu beweisen, fuhr er fort, dem Herzog sich willfährig zu zeigen. Im Conseil ward demselben die erste Stelle zu Theil; Persönlichkeiten, die den Guisen mißliebig oder feindselig waren, wurden von Staatsämtern fern gehalten; bei allen wichtigen Fragen führte er die entscheidende Stimme. So kam der 16. Oktober herbei, an welchem die Reichsstände in Blois eröffnet wurden. Hatte Heinrich III. noch die Hoffnung gehegt, es möchte durch die Versammlung das geschwächte monarchische Ansehen auf der alten Basis der ursprünglichen angebornen Rechte des französischen Königthums wiederhergestellt, ein neues Rechtsverhältniß zwischen Thron und Nation mit Anerkennung der gegenseitigen Befugnisse aufgerichtet werden, so sah er bald seinen Irrthum ein, so merkte er bald, daß von diesem Reichstage, der fast ausschließlich aus Anhängern der Ligue bestand, in welchem die Häupter derselben zu Vorsitzenden der drei Stände gewählt wurden, der Kardinal von Guise von der Geistlichkeit, der Barrikadenheld Graf von Brissac für den Adel, der Prevot des Marchands von Paris, La Chatel-Marteau, für die Bürgerschaft, kein Heil zu erwarten sei. Die kräftige Eröffnungsrede, in welcher der König die Versammelten aufforderte, sich mit ihm zur Ausrottung der Ketzerei, zur Abstellung aller Unordnungen, zur Beseitigung der eingerissenen Mißstände in der Finanzlage und Regierung durch heilsame Reformen zu vereinigen und das Unionsedikt zu einem Reichsgrundgesetz zu erheben, aber auch mitzuwirken, daß die königliche Autorität wieder gekräftigt, die legitime monarchische Gewalt auf den alten Prinzipien anerkannt und befestigt, die Rechte der Krone nnd der Stände innerhalb der gesetzlichen Grenzen geachtet würden; diese energische Rede fand nicht den Beifall der Ultramontanen, so daß sie nur verstümmelt in die Oeffentlichkeit gelangte. Vielmehr trat die hierarchische Theorie, nach welcher der König nicht von Natur und Geburt, sondern durch Gottes Gnaden, d. h. durch die Sanction der Kirche zur Herrschaft berufen sei und sein hohes Amt nach den Fundamentalgesetzen des Reichs und in Uebereinstimmung mit den Ständen zu führen habe, offen zu Tage. An die Stelle der fast absoluten Königsmacht, wie sie bisher in Frankreich Geltung gehabt, trat eine aus den langen bürgerlichen Kämpfen herausgewachsene neue Staatsidee, in welcher geistliches Recht und Elemente der Volkssouveränetät gemischt waren. Die Stände sollten alle die Rechte, welche der Krone unter Sanction der Kirche beiwohnen, in Hut und Aufsicht halten; ihre Beschlüsse sollten keiner vorausgehenden Erwägung im Conseil, keiner nachträglichen Bestätigung und Ein-

führung durch die Parlamente bedürfen. Kraft dieser Theorie stellte der Reichstag Forderungen auf, welche die königliche Autorität zu Gunsten einer klerikalen und ständischen Hierarchie unter der Aegide Guise's zu vernichten drohten.

Die Versammlung verlangte nicht nur, daß der König von Navarra nebst seinen Nachkommen wegen Ketzerei aller Rechte und Ansprüche auf die Krone verlustig erklärt werde, ohne daß man ihn zuvor noch einmal zur Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche aufgefordert hätte, daß der Krieg gegen die Hugenotten unter dem Oberbefehl Guise's bis zur gänzlichen Vertilgung der calvinischen Lehre mit voller Energie fortgeführt und alle Güter derselben eingezogen würden; sie suchte auch die Einkünfte der Krone über alles Maß zu vermindern, Besteuerung und Abgaben in ihr Bereich zu ziehen, Kriegs- und Friedensschlüsse von ihrer Beistimmung abhängig zu machen und endlich der Regierung eine Gestalt zu geben, wodurch alle Macht in Gegenwart und Zukunft in die Hände der Guisen und ihres Anhanges fallen mußte. Der Vergleich zwischen dem Herzog und Pipin, zwischen dem Valois Heinrich und dem Merovinger Chilperich deutete das Ziel an, nach welchem die ultramontanen Machthaber strebten. Heinrich von Guise war der Auserkorene der Stände: wenn er als Großmeister zu den Füßen des Thrones saß, sah er in der Versammlung lauter ergebene Mitglieder, wenn er sich öffentlich zeigte, folgten ihm Schaaren von Trabanten und Getreuen, die nicht selten mit den Leuten des Königs in Hader und Streit geriethen; im Conseil wagte ihm Niemand zu widersprechen.

Heinrich III. war in der schlimmsten Lage: auf der einen Seite eine feindselige Versammlung, welche ihm die Mittel zur Unterhaltung seines Hofstaates und zu dem nothwendigen Staatsbedarf versagte und ihn dabei doch zur energischen Kriegführung gegen die Hugenotten zwingen wollte, auf der andern Seite einen ehrgeizigen hochfahrenden Magnaten, den man im Verdacht hatte, daß er die gesammte Staatsgewalt an sich zu reißen strebe, um sich dann den Weg zum Throne zu bahnen. Da erwachte wieder der Geist in dem König, der ihn einst in der Pariser Blutnacht geleitet: er beschloß den Herzog durch Mord aus dem Wege zu räumen. Als Guise am Morgen des 23. December sich in die Sitzung des geheimen Raths begab, wurde er nach dem Cabinet des Königs beschieden und beim Eintritt von den Leibwächtern überfallen und niedergestoßen. Wie Cäsar hatte er alle Warnungen verachtet, theils weil er im Vertrauen auf seine Popularität und seinen Glücksstern mit einer gewissen Sorglosigkeit sich vorwärts treiben ließ, theils weil er den König für zu schwach und feig zu einem solchen Entschluß hielt: „Er wird es nicht wagen!" antwortete er den zur Behutsamkeit mahnenden Freunden. Zugleich wurde sein Bruder, Kardinal Ludwig von Guise festgenommen und ohne Rücksicht auf seine kirchliche Würde am folgenden Tag hingerichtet. Andere Häupter der Ligue wurden in Gewahrsam gebracht, unter ihnen auch der Kardinal von Bourbon.

Ermordung Heinrichs von Guise.

Während dieser Vorgänge lag Katharina von Medicis krank im untern Geschosse des Palastes. In der Angst ihrer Seele raffte sie ihre letzten Kräfte zusammen, um den verhafteten Bourbon zu besuchen. Er sagte ihr, daß alles Elend dieser verhängnißvollen Zeit auf ihr schuldiges Haupt zurückfalle, sie habe die Guisen zur Schlachtbank

Tod der Katharina von Medicis. 1589.

geführt. Unter dem Gewichte dieser Vorwürfe ist sie kurze Zeit nachher gestorben (5. Jan. 1589); sie erlebte nicht mehr den letzten Akt des furchtbaren Dramas, an dem sie in so hervorragender Weise Theil genommen; aber sie ahnte die Folgen. Als der Sohn ihr meldete, jetzt sei er wieder König von Frankreich geworden, da er den König von Paris habe tödten lassen, sagte sie bestürzt, Gott möge geben, daß Du nicht König von Nichts geworden bist.

Abfall und Aufruhr. Die Bluthat von Blois erzeugte im ganzen Reiche eine fieberhafte revolutionäre Bewegung. Rache gegen den gottvergessenen König, den „neuen Herodes", der die Säulen des Katholicismus gefällt, war die Losung des Tages. Es war am Vorabend des Weihnachtsfestes, als die Schreckenskunde in Paris bekannt wurde, in der gährenden Hauptstadt, wo man den Herzog als zweiten Heiland verehrte, wo seine Familie lebte und die Ligue ihren Heerd und Mittelpunkt hatte. Die Wuth der Bevölkerung kannte keine Gränzen; mit fieberhafter Erregung lauschte Alles den grellen Schilderungen, wodurch Priester und fanatische Volksredner auf den Kanzeln und an öffentlichen Orten die reizbare Menge entzündeten, mit Schrecken und Mitleid ihre Gemüther füllten. Auf Anfragen der Stadtbehörden sprach sich die Sorbonne, wo die jüngeren von den Doctrinen der Jesuiten ergriffenen Mitglieder die Oberhand gewonnen hatten, in einem Gutachten dahin aus: „weil der König zum Nachtheil der katholischen Religion den öffentlichen Glauben gebrochen habe, so sei das französische Volk von dem ihm geleisteten Eid der Treue entbunden und berechtigt, sich gegen ihn zu vereinigen und zu bewaffnen". Der Priester Boucher, der Wortführer der päpstlich-liguistischen Demokratie, verfaßte eine Schrift zur Rechtfertigung der „Entthronung Heinrichs von Valois". Parlamentsräthe, die zum König hielten, wurden verdrängt und durch liguistische ersetzt; der Herzog von Aumale bis zur Ankunft Mayenne's zum Gouverneur ernannt. Aehnliches geschah in andern Städten. Orleans, einst das Bollwerk der Reformirten, erhob jetzt die Fahne des liguistischen Aufruhrs; seinem Beispiel folgten Chartres, Lemans, die meisten Orte in der Picardie und Normandie. In Toulouse wurde der royalistisch gesinnte Parlamentspräsident ermordet und das Bild des Königs durch die Straßen geschleift; in Bretagne, wo der Herzog von Mercoeur als Gouverneur stand, in Lyon und Burgund, wo sich Mayenne aufhielt, erlangte die Ligue die Oberhand. Nur noch wenige Städte, wie Blois, Tours, Saumur, Amboise u. a. hielten zu dem König. Der Abfall war in der Regel mit einer Umänderung der Municipalitäten und mit Mord und Verfolgung der Calvinisten verbunden. Vergebens suchte Heinrich III. die Stände in Blois zusammenzuhalten, um durch sie die obrigkeitliche Autorität zu stärken; sie drangen so ernstlich auf ihre
16. Jan. 1589. Entlassung, daß er sich genöthigt sah, die Auflösung zu verfügen; vergebens suchte er die Katholiken zu beruhigen, indem er das Unionsedikt mit den scharfen Bestimmungen gegen Ketzerei als Reichsgrundgesetz verkündigen ließ; wie sollte der Vertrauen finden, der den muthigsten Verfechter des alten Glaubens meuchlings ermordet hatte? Vielmehr wurde seiner Union eine neue heilige Union entgegen-

gestellt, deren Theilnehmer schwuren, für die katholische Religion Gut und Blut einzusetzen und Jeden zu bekämpfen, der sie zu gefährden drohe. Ein eigener Unionsrath, bestehend aus den eifrigsten Liguisten aller Stände, aus Geistlichen, Edelleuten, Gelehrten und Bürgern, wurde auf dem Pariser Rathhaus eingesetzt. Auch der Versuch, Mayenne zu versöhnen, mißlang; vielmehr eilte der Herzog, nachdem er in Lyon, in Burgund, in der Champagne die Fahne der Guiseschen Blutrache aufgepflanzt, nach Paris, wo er zum Oberhaupte der heiligen Union erhoben, bald über eine Macht gebot, welche das Schicksal Frankreichs zu bestimmen vermochte. Die Volksgunst, die der Herzog von Guise in so hohem Maße besessen, ging zum Theil auf den Bruder über und verschaffte ihm eine Bedeutung, die weit über seine Talente und Verdienste ging. Bald war das Ansehen des Königs zu einem Schatten herabgesunken; die Gesandten Philipps II. und Sixtus' V. hatten seinen Hof verlassen; in den meisten Städten ging die Regierungsgewalt von den königlichen Beamten an den Unionsrath der Vierzig, in Paris an den Rath der Sechzehn über; sie errichteten Bundesheere und bestellten die städtischen Obrigkeiten.

15. Febr. 1589.

Verbindung des Königs mit den Hugenotten.

So war denn der König zwischen zwei feindliche Heerlager gestellt: die Hugenotten unter Heinrich von Navarra, ein kleines aber tapferes und kriegsgeübtes Heer in Guyenne, und die liguistische Bundesmacht unter Mayenne. Die feindselige Haltung der Letzteren nöthigte ihn, sich mit dem verwandten Bourbon zu verständigen, wie schwer auch immer seinem katholischen Herzen eine solche Bundesgenossenschaft fallen mochte. Unter Vermittelung von Duplessis-Mornay wurde in der Form eines Waffenstillstandes ein Vertrag abgeschlossen, in welchem Heinrich III. versprach, für die Kriegshülfe Navarra's den Hugenotten, wo sie sich auch befinden mögen, die Ausübung ihrer Religion zu gestatten und ihnen die Stadt Saumur als Sicherheitsort und zur Verbindung mit dem reformirten Süden einzuräumen. Im Park zu Plessis bei Tours fand die erste Begegnung der beiden Könige und ihres Gefolges statt. Heinrich III. konnte nur schwer die Abneigung gegen die Bekenner einer Religion überwinden, die er von Jugend auf gehaßt und bekämpft hatte; aber er fand hier die altfranzösische Loyalität und Vaterlandsliebe, welche die andern verleugneten. Die Parteistellung hatte sich verschoben: fortan stritten katholische und reformirte Franzosen unter gemeinsamer nationaler Fahne für Königthum und legitimes Recht gegen Papisten und Ultramontane, die mit dem Kreuze manche unlautere fremdartige Elemente vereinigten.

3. April.

Das königliche Heer gegen Paris.

Nun nahm der Krieg eine ernstere Wendung: auch Berner und Genfer Hülfsmannschaften rückten nach der Loire vor, diesmal mit mehr Kriegslust als früher: wir wissen ja, welche Eroberungspläne der Herzog von Savoyen, der erklärte Feind der Schweizer, damals mit Hülfe der Guisen und des spanischen Monarchen durchzuführen gedachte (S. 309). Indem die Eidgenossen nun für den König gegen die Liguisten zu Felde zogen, vertheidigten sie zugleich ihre eigene Sache.

Auch war das Glück auf Seiten der königlichen Bundesheere. Während Heinrich III. selbst, der im Unglück die Kraft seiner Jugend wiederfand, muthig den Herzog von Mayenne bei Tours zurückdrängte, überwanden Navarra und der greise Lanoue mit ihren Hugenottenschaaren in weißen Schärpen die liguistischen Heerhaufen unter Aumale bei Senlis und an andern Orten. Sie versicherten sich der Loirelinie und rückten von da in das Gebiet der Seine. Viele Royalisten von Adel schlossen sich an; mit einem Heer von 40,000 Mann zog Heinrich III. auf Paris los; man müsse den Feind ins Herz treffen, ließ er sich vernehmen. Es machte auf sein katholisches Gemüth einen tiefen Eindruck, daß der heilige Vater in Rom ihn mit dem Banne belegte, wenn er nicht die beiden gefangenen Prälaten innerhalb zehn Tage in Freiheit setze und sich vor dem päpstlichen Stuhl wegen seiner Frevelthaten rechtfertige; doch Navarra wußte den Bekümmerten zu trösten: „Siegen wir", sagte er, „so ist der Bannstrahl ohne Wirkung!" Aber die Wuth der Gegner erhielt dadurch neuen Anlaß zu feindseligem Vorgehen. Die Schmähreden und Lästerungen erreichten ihren Höhepunkt; in der Kirche wurde nicht mehr gebetet „für unsern König", sondern „für unsere christlichen Prinzen"; von der Sorbonne wurde unverhohlen die Lehre verkündigt, „daß ein Tyrann, der das gemeine Wesen und die Religion verletze, von Privathänden ermordet werden könne."

Heinrichs III. Ermordung. 1589. Je mehr aber das königliche Heer sich der Hauptstadt näherte, desto mehr dämpfte sich die Gluth der Angriffe und Schmähungen, und als bereits Pontoise, Poissy und St. Cloud erobert waren und Paris selbst von allen Seiten abgeschlossen ward, da überkam der schrecklichste Kleinmuth das wankelmüthige Geschlecht. Wohl durften die Pariser Rebellen von dem erzürnten und rachgierigen König Alles erwarten. Soll er doch von einer Anhöhe bei St. Cloud nach der Seinestadt blickend in die Worte ausgebrochen sein: „in Kurzem wird man in dieser Ebene die Mauern und Gebäude von Paris suchen und wird Ruinen finden." Er hatte die Stadt so sehr geliebt und so viel für sie gethan; darum war er über den Undank der Bevölkerung um so tiefer ergrimmt. Von diesem drohenden Strafgericht wurde jedoch Paris unerwartet befreit durch einen jungen Dominicanermönch, Jacob Clement, dessen schwacher Geist durch die fanatische Doctrin, daß ein Mord zur Erhaltung der Religion begangen, keine Sünde sei, zu phantastischer Ueberspanntheit gereizt worden war. Wie es heißt, soll ihn die Herzogin von Montpensier, die Schwester des ermordeten Guise angefeuert haben. Mit einem Brief an den König versehen, ein in Kräutergift getauchtes Messer unter der Kutte, begab er sich in das feindliche Lager und begehrte Einlaß bei
1. August 1589. dem König. In das Gemach geführt, versetzte er dem Monarchen einen tödtlichen Stich in den Unterleib. Der Verwundete schleuderte das blutige Messer gegen die Stirn des Thäters, der sofort von den Umstehenden niedergemacht wurde. Achtzehn Stunden nachher hauchte Heinrich sein Leben aus, nachdem er den König von Navarra und Béarn zu seinem Nachfolger bestimmt hatte.

So starb am 2. August des Jahres 1589 der letzte der Valois im sechsunddreißigsten Jahr seines Lebens, im sechzehnten seiner Regierung durch Mörderhand. Nur ein Mönch, bemerkt Thuanus, konnte den mißtrauischen König tödten, denn Mönche genossen stets seiner besonderen Gunst.

7. Der Krieg um die Krone und Heinrichs IV. Uebertritt.

Wie verschieden war die Lage und die Stimmung im königlichen und im liguistischen Heerlager, als die Kunde von der Ermordung Heinrichs III. in die Welt drang! In Paris trug die katholisch-populare Faction ihr Haupt höher als je; Jacob Clement wurde auf den Kanzeln als Märtyrer gefeiert; der Herzog von Mayenne galt als Herr der Stadt, seine Schwester, die leidenschaftliche Montpensier, und andere Freunde riethen ihm sogar, über den alten gefangenen Kardinal Bourbon hinwegzugehen, sich selbst als König ausrufen zu lassen und die katholische Nation um sich zu sammeln. Alles trug die grünen lothringischen Schärpen; der spanische Gesandte, Bernardino de Mendoza, der mit ganzer Seele die katholische Politik seines Gebieters theilte, stand mit der Familie Guise auf vertrautem Fuße und gab die Versicherung, sein Herr werde alle Kräfte seiner Reiche aufbieten, um die Thronbesteigung des „Béarners" zu verhindern. Doch hielt er es fürs Beste, daß man vorerst zu dem alten Vertrag stehe. Demnach wurde der Kardinal von Bourbon unter dem Namen Karl X. zum König erklärt und von dem Parlament, dem Unionsrath und den städtischen Behörden anerkannt und proclamirt. Dagegen herrschte im Lager zu St. Cloud Zwiespalt, Rathlosigkeit, Ungewißheit. Von dem katholischen Adel zogen Manche weg, wie der Herzog von Epernon, Andere waren wohl bereit, dem französischen Staats- und Erbrecht und dem Willen des Königs Folge zu geben, doch nur unter der Bedingung, daß der Thronfolger zur römisch-katholischen Kirche übertrete, daß die Krone auch ferner mit dem Katholicismus verbunden bleibe. Heinrich IV., wie der Bourbon von nun an genannt werden soll, begegnete diesen Schwierigkeiten mit Verstand und Umsicht. Er gab die Versicherung, daß die Bekenner des reformirten Glaubens keine anderen Vergünstigungen erlangen sollten, als in dem Vertrag mit dem verstorbenen König festgesetzt worden; daß er einer Reichs- und Kirchenversammlung, die er demnächst einzuberufen gedenke, seine religiösen Ansichten zur Verhandlung und Entscheidung vorlegen werde; er brachte es dahin, daß die Schweizer Söldner nicht sofort ihren Rückmarsch antraten, sondern bis auf weitere Verhaltungsbefehle den Führer, dem sie bisher gefolgt waren, als König anerkannten. Lage und Tendenzen.

Vor Allem aber war es die ritterliche, echt französische Natur Heinrichs, welche die widerstrebenden Elemente zu versöhnen und an sich zu fesseln wußte. Wir haben den Bearner Fürstensohn, der seine Knabenzeit in den Bergen seiner Heimath unter kräftiger Zucht und körperlicher Abhärtung verlebte, der von Heinrichs IV. Persönlichkeit.

seiner sittenstrengen Mutter zu ernsten Studien und zum reformirten Glauben angehalten, dann bei seiner Vermählung mit einem geistreichen aber unzüchtigen Weibe nur durch seine Verwandtschaft und die Verleugnung seines Glaubens in der Blutnacht gerettet worden war, in den früheren Blättern des öftern kennen gelernt. Eine Zeitlang konnte man glauben, daß er sich ganz in die Lüste des Hoflebens stürzen, im Strudel sinnlicher Begierden und Leidenschaften untergehen würde; nur für Jagd, Ballspiel, Liebeshändel schien er Sinn zu haben. Aber mit der Zeit erwachte wieder die Erinnerung an die Lehren seiner trefflichen Mutter, an die religiösen Eindrücke seiner Jugend in seinem Herzen. Es wurde erwähnt, daß er dem Pariser Hof entfloh und zu dem calvinischen Bekenntniß zurückkehrte. Seitdem galt er als der Führer und Protector der Hugenotten, eine Stellung, die er stets im Sinne des Friedens und der Versöhnung zu benutzen gesucht. Der Gedanke, welcher den ersten Bekennern der Reformation vorgeschwebt, es könnte ihre Glaubenslehre und Kirchenform zur Reichsreligion erhoben werden, war längst verschwunden; was die Hugenotten jetzt noch anstrebten, war Duldung ihres Glaubens auf dem Grunde religiöser Parität und nationaler Lebensgemeinschaft. Und wer war mehr geeignet diesem Grundsatz Geltung zu verschaffen, als der durch geistige und körperliche Vorzüge so hervorragende Fürst? Er war von Natur mit der glücklichen Anlage ausgerüstet, die Menschen zu gewinnen, an seine Person zu fesseln. Den reformirten Glaubensgenossen gab er zu verstehen, daß er ihnen Frankreichs Krone verdanke und einst vergelten werde; die Katholischen gewann er durch die Hochachtung, die er ihrer Geistlichkeit und Religion zollte, und durch die in Aussicht gestellte Möglichkeit seiner einstigen Bekehrung; den Bürger und Bauer ließ er eine glücklichere Zukunft erwarten, indem er den Frieden begründen und die Abgaben vermindern werde; dem stolzen Adel schmeichelte er durch Beweise von Aufmerksamkeit und Ehrfurcht; das royalistische Conseil gewann er durch seine Bereitwilligkeit, die Staatsgeschäfte in der bisherigen Weise fortgehen zu lassen. Für Alle hatte er ein liebevolles Herz, ein freundliches Wort, ein offenes, redliches Gemüth, und der natürliche Frohsinn, die heitere Lebendigkeit seines Geistes zog Alles in seine harmonischen Lebenskreise.

Royalisten und Liguisten in Waffen. An die Fortsetzung der Belagerung von Paris war nun nicht mehr zu denken. Mayenne, der Stellvertreter des Titularkönigs Karl X. gebot über eine Kriegsmacht von 25,000 Mann, Franzosen und katholische Schweizer, die er mit den Subsidiengeldern Philipps II. geworben hatte und unterhielt. Sie mochte wohl dreimal so stark sein als die Armee, auf deren Treue und Ergebenheit Heinrich zählen durfte. Es mußte daher ein anderer Kriegsschauplatz gewählt werden. Um aber nicht den Schein eines Rückzugs auf sich zu laden, blieb der König im Norden, in Gegenden, von wo er immer die Hauptstadt beobachten konnte. Da kam es ihm denn zu Statten, daß ihm der royalistische Befehlshaber von Dieppe zur Besetzung der Normandie behülflich war. Geschützt

durch die Schanzwerke von Arcques, widerstand er den Angriffen des Feindes. Im Vertrauen auf die eigene Macht und auf die Unterstützung Parma's, hatte Mayenne großsprecherisch geäußert, entweder müsse sich der Béarner ins Meer stürzen oder er werde ihn mit Ketten beladen durch die Straße St. Antoine mit sich führen; aber er fand einen Gegner, der ihm an strategischer Kunst überlegen war und durch seine Tapferkeit, seinen Kriegsmuth, seine persönlichen Anstrengungen Allen ein leuchtendes Beispiel gab. Die fast religiöse Ueberzeugung von seinem Rechte flößte Heinrich IV. Vertrauen in den siegreichen Ausgang seiner Sache ein. Als man ihm einst von der großen Uebermacht des Feindes sprach, gab er zur Antwort, „man müsse seine Verbündeten mit in Anschlag bringen, Gott und sein gutes Recht". Mayenne mußte den Rückzug antreten und im November sahen die Pariser zu ihrem Schrecken den König abermals vor ihren Thoren. Doch zog er bald wieder südwärts, um die Städte und Landschaften an der Loire zu sichern. Die Königin von England sandte ihm einige Hülfstruppen, Venedig und die protestantischen Kantone der Schweiz erkannten ihn als König an. Doch vermied Heinrich die religiöse Frage in den Vorgrund zu stellen; während in Paris die fanatische Agitation fortdauerte, beteten in seinem Lager Katholiken wie Reformirte für den legitimen König. Unter dieser Fahne hoffte Heinrich alle Royalisten alten wie neuen Glaubens um sich zu sammeln. Je klarer die Absicht Philipps II. zu Tage trat, den zerrütteten Zustand des Nachbarreiches zu seiner eigenen Machtvergrößerung zu benutzen und die stolze französische Nation unter sein Protectorat zu stellen, je mehr die Ultramontanen in ihrem Religionshaß zu erkennen gaben, daß sie lieber einen König aus der Hand des spanischen Monarchen annehmen als einen Ketzer auf dem Thron des heiligen Frankreich dulden würden, desto mehr fühlte sich der für nationale Ehre, Recht und Einheit empfängliche patriotische Adel zu dem ritterlichen Bourbon, dem Sprößling des heiligen Ludwig, hingezogen.

Im Februar rückte Heinrich IV. vor die Mauern von Dreux; diese Liguistenstadt, im Angesichte von Paris, durfte Mayenne nicht in die Hände des Feindes fallen lassen. Er zog daher mit einem beträchtlichen Heer, zu dem der Herzog von Parma spanische, niederländische und italienische Hülfsmannschaften gestellt hatte, zu Feld, erlitt aber in der Schlacht bei Ivry, wo das Kriegsgeschick und der persönliche Heldenmuth Heinrichs IV. den glänzendsten Triumph feierten, eine vollständige Niederlage. Nachdem Heinrich den Schlachtplan mit der Umsicht und Sicherheit eines römischen Feldherrn entworfen, sagt Martin, stürzte er sich in den Kampf wie ein Ritter des Mittelalters, der zu glauben schien, er müsse seine Krone mit der Kraft seines Armes erobern. Die royalistischen Edelleute, die Anfangs vor der Uebermacht der feindlichen Reiterei betroffen stille hielten und zurückzuweichen begannen, wurden fortgerissen durch den kühnen Schlachtmuth ihres Königs, dessen weißen Helmbusch sie im dichtesten Getümmel hin- und herwogen sahen. Als sich die Feinde zur Flucht wandten

Schlacht bei Ivry. 1590.

14. März 1590.

und von dem verfolgenden Sieger massenhaft niedergehauen wurden, hörte man den königlichen Führer mit lauter Stimme ausrufen: „Schonet die Franzosen und schlaget die Fremden.“ Die Schweizer hatten sich vor beendigter Schlacht ergeben. „Gott hat gezeigt, daß er das Recht mehr liebt als die Gewalt“, schrieb Heinrich an Lanoue.

Heinrich vor Paris. Während Mayenne sich nordwärts wandte, um sich mit Parma zu verbinden, rückte Heinrich abermals in die Nähe von Paris, bemächtigte sich aller wichtigen Orte an der Seine und den beiden Nebenflüssen Marne und Oise, besetzte die Vorstädte und schnitt der inneren Stadt jegliche Zufuhr ab. Hunger und Kriegsnoth, dachte er, würden die Pariser bald andern Sinnes machen. Aber noch stand das Volk unter dem Terrorismus der Ligue, noch hatte die finstere Glaubenswuth die Gemüther im Banne. Die geistlichen Brüder- und Genossenschaften, verstärkt durch Schaaren von Mönchen und Priestern aus dem ganzen Reiche, hielten durch aufreizende Reden, durch phantastische Prozessionen die Gluth des Fanatismus lebendig. Sie wurden unterstützt durch den päpstlichen Legaten Gaetano, der mehr Eifer entfaltete, als dem heiligen Vater recht war, durch den spanischen Gesandten Mendoza, der immer offener die Absicht zeigte, Frankreich unter die Schutzherrschaft Philipps II. zu bringen, durch die Sorbonne, welche den Ausspruch that, daß Heinrich von Bourbon, der als Ketzer und Rückfälliger mit dem Bannfluche belegt worden, nimmermehr als König von Frankreich anerkannt werden dürfe, selbst wenn er die kirchliche Absolution empfange. Diese vereinten Anstrengungen der ultramontanen Vorkämpfer, die zugleich bemüht waren, durch milde Gaben, durch Armen- und Krankenpflege, durch Spendung geistlicher und leiblicher Hülfe die Noth des Volkes zu erleichtern, verfehlten ihre Wirkung nicht. Aufs Neue schwuren die städtischen Beamten, die Bannerträger, die gesammte Einwohnerschaft nach den Quartieren, den feierlichen Eid, niemals einen Ketzer oder Begünstiger der Ketzerei als König anzuerkennen. Es brachte keine Aenderung in der Lage und Stimmung hervor, 8. Mai 1590. als der Kardinal von Bourbon in der Gefangenschaft seines Neffen starb; er war ja stets nur ein Scheinbild in der Hand der Guisen, ein Werkzeug ihres Ehrgeizes gewesen. Sein Tod diente nur dazu, die Hoffnungen des spanischen Machthabers und seiner Parteigänger mit neuer Stärke zu beleben.

Alexander von Parma nach Frankreich. 1590. Wie aber, wenn Heinrich IV. die Hauptstadt zur Unterwerfung zwang? Der Nothstand war aufs Höchste gestiegen, alle Versuche eines Vergleichs waren zurückgewiesen worden, weil von Seiten der Ligue die Beiziehung des Königs von Spanien gefordert ward. Da kam man im Madrider Staatsrath zu der Ansicht, daß man durch eine größere militärische Intervention der bedrängten Ligue Beistand leisten müsse; die Sicherheit der eigenen Staaten verlange es, daß man den unternehmenden Hugenottenadel und seinen schlagfertigen Führer nicht zu mächtig werden lasse. Es war dem Herzog von Parma nicht nach dem Sinne, daß er mit seiner gesammten Heeresmacht dem Guisen zu Hülfe ziehen

und den Bourbon von Paris wegtreiben sollte: wir werden erfahren, welche Anstrengungen er gerade damals machte, die burgundischen Provinzen wieder der Hoheit des spanischen Königs zu unterwerfen; diese Unternehmung wurde durch einen Feldzug nach Frankreich unterbrochen. Endlich mußte er aber doch den Befehlen von Madrid gehorchen. Wie freuten sich Mendoza und die Häupter der Ligue, als sie die Kunde von dem Einrücken des spanischen Feldherrn über die französische Grenze und von dessen Vereinigung mit Mayenne in der Nähe von Meaux empfingen! Denn nur die Aussicht auf die fremde Kriegshülfe hatte das Pariser Volk in der größten Noth und Entbehrung aufrecht erhalten. Heinrich IV. brach sofort auf, um dem Feinde eine Schlacht anzubieten. Bei Chelles an der Marne kamen die Heere einander so nahe, daß man täglich ein Zusammentreffen erwarten durfte. Allein Parma liebte es nicht, sein Glück auf den Ausgang eines einzigen Schlages zu setzen; durch sichere Stellungen in befestigten Lagerplätzen, durch geschickte Bewegungen, durch andauernde Belagerungen hatte er bisher seine meisten Erfolge erlangt. Diesem System blieb er auch jetzt treu. Er hielt die schlachtbegierigen Feinde so lange in Schach, bis es den Liguisten gelang, das Städtchen Lagny an der Marne in ihre Gewalt zu bringen und Paris mit Lebensmitteln zu versorgen. Noch einmal wagte Heinrich einen Sturmangriff auf die Stadtmauern; nun war aber die Zeit vorüber. Zu einer langwierigen Kriegführung war der südfranzösische Adel nicht geneigt, seine Stärke und Brauchbarkeit bestand im raschen Vorgehen, im tapfern Kämpfen und Angreifen in der freien Feldschlacht. Viele baten um Urlaub bis zum nächsten Frühjahr, dann würden sie gerne wieder unter des Königs Fahne treten. Nur ein kleines ergebenes Heer blieb bei ihm, mit dem er einige feste Plätze besetzt halten konnte. Dem spanischen Feldherrn genügte es, Paris befreit und ihm die Wege der Zufuhr geöffnet zu haben. Nur einmal besuchte er die Hauptstadt in der Stille, ohne die Empfangsfeierlichkeiten entgegenzunehmen, die ihm Mayenne und die begeisterte katholische Welt zugedacht, und kehrte dann nach den Niederlanden zurück, schwach verfolgt von Heinrich.

Ende August.

6. Sept.

Während des Winters 1590 auf 91 war Frankreich in einem Gährungsprozeß begriffen, der mit einer Auflösung der Reichseinheit endigen zu müssen schien. In Paris entfaltete der vielgewandte spanische Gesandte Mendoza seine diplomatisch-demagogische Thätigkeit, um seinen Plan, Frankreich zu einer Provinz des großen katholisch-monarchischen Systems unter dem Protectorat Philipps zu machen, zur Ausführung zu bringen, da jetzt der von den Verbündeten als König anerkannte Karl X. aus der Welt geschieden. Die Sorbonne, die Häupter der Ligue, viele Edelleute, bei denen der kirchliche Fanatismus jedes Gefühl für nationale Ehre und Größe zurückgedrängt hatte, insonderheit Brissac, die städtischen Behörden und Zunftmeister begünstigten und förderten die spanischen Absichten; auch Mayenne und die ganze Guisesche Familie arbeiteten für den großen Einigungsplan der katholischen Welt unter Philipps Scepter: nur mit seinem Beistand konnte der Krieg der Rache gegen das Königshaus fortgesetzt, nur vermittelst spanischer Truppen und spanischer Hülfsgelder Paris gegen den in der Nähe lauernden Béarner vertheidigt werden. Auch in andern Städten, in Orleans,

Staatstheorien und spanisches Protectorat.

Sens, Soissons, Chartres, Meaux, Péronne herrschten spanische Sympathien und in allen Provinzen waren die Parteigenossen Philipps und der Ligue in größerer oder geringerer Zahl vorhanden. Noch im December wurde von der Sorbonne der Franciscaner Matteo Aguirre nach Madrid geschickt, um dem König Unterwerfungsanträge zu machen und ihn zu bitten, daß er die ihm ergebenen Städte unter seinen Schutz nehme und sie gegen die Feinde der katholischen Religion vertheidige. Dieser Schutzherrschaft schien es nicht zu widersprechen, wenn einzelne Städte und Landschaften sich von der Krone Frankreichs trennten, wenn die nationale Einheit, die sich erst seit einem Jahrhundert vollzogen, wieder aufgelöst, der alte Zustand provinzieller Selbständigkeit wieder hergestellt ward. Schon war die Provence mit dem Beispiel vorangegangen, indem sie Emanuel Philibert von Savoyen als Oberherrn anerkannte (S. 310); in Bretagne strebte der Herzog von Mercoeur, der durch seine Gemahlin Erbansprüche an die Halbinsel zu haben glaubte, nach einer selbständigen Herrschaft, wenn auch unter Philipps Protectorat; in der Normandie waren die beiden Liguisten Villars in Havre de Grace und Tavannes in Rouen, sonst einander feindlich gesinnt, gleich bereit, die Oberherrschaft des spanischen Monarchen anzuerkennen. Mayenne gedachte sich in Paris festzusetzen, wie wenig auch sein zurückhaltendes Wesen den Eiferern Genüge that; in Lyon führte der Herzog von Nemours den Krieg auf eigene Hand; in Languedoc hielt der reiche Montmorency dem liguistischen Herzog von Joyeuse das Gleichgewicht; der Gedanke einer Auflösung des Reichs, einer Constituirung einzelner Provinzen zu selbständigen Fürstenthümern unter einheimischen Großen mit einem fremden Schutzherrn, trat immer offener zu Tage. Selbst im Schooße der Sorbonne überlegte man, ob man nicht im Lager oder durch die Generalstände einen katholischen König sollte wählen lassen. Und wer hätte dann ein besseres Recht, als Philipp, der aus einem ursprünglich französischen Hause stammte, der eine Königstochter aus dem Hause Valois zur Gemahlin gehabt hatte? Auch Portugal war ja durch weibliche Verwandtschaft an den spanischen König gefallen; sollte allein in Frankreich salisches Recht gelten? Die Jesuiten und Franciscaner wirkten in diesem Sinne; der Rath der Sechzehn stimmte dem Plane zu. Sei Philipp selbst zu bejahrt, um noch eine solche neue Last auf sich zu nehmen, so könnte ja seine Tochter Isabella sich mit einem katholischen Fürsten Frankreichs vermählen und dann der Eidam der Stellvertreter des Schwiegervaters werden. Man warf bereits die Augen auf den jungen Herzog von Guise, dessen Vater und Großvater für den Glauben ihr Leben gelassen, und der durch eine wunderbare Flucht sich aus der Gefangenschaft im Schlosse von Tours befreit hatte. In diesem Namen flossen alle katholischen Sympathien zusammen. Unter einem loseren monarchischen System könnten dann die ständischen Freiheiten sich selbständiger entwickeln, könnte das nationale Staatsleben zu freierem Ausdruck kommen. Wäre nur erst die Thronfolge in rechtgläubigem Sinne geordnet, dem französischen Reich sein reinkatholischer Charakter gesichert, so werde man schon Sorge tragen, daß auch die politische Verfassung und die Volksrechte auf eine breitere gesetzliche Grundlage gestellt würden. Wie auf dem Reichstag zu Blois flossen auch in diesen Tagen aufregender Berathungen populare und religiöse Elemente zusammen; ein katholisch-liberales Regierungssystem war die Grundidee der staatsrechtlichen Theorie der Liguisten. Bis zu einem republikanischen Föderativstaat verstiegen sich die Meinungen und Tendenzen. In den Städten wollte man eine communale Selbstverwaltung aufrichten, wie sie in den deutschen Reichsstädten und in den niederländischen Stadtgemeinden bestand; in einzelnen Landschaften träumte man von demokratischer Cantonalregierung wie in der Schweiz. In einem Buche „über die Autorität der christlichen Republik", bewies Boucher, daß der Nation das Recht zustehe, sich ein Oberhaupt zu setzen. In ihrem Fanatismus

hatten die katholischen Eiferer kein Auge für die versunkenen Zustände, in welche die spanischen Reiche unter Philipps Despotismus gerathen waren. Man begehrte von dem König eine spanische Besatzung für Paris; ein Mitglied des Raths der Sechzehn sprach offen aus, man müsse alle Widersacher Philipps als Hochverräther behandeln, zwei Parlamentsräthe und ein Stadtgerichtsrath, die in den Terrorismus nicht einstimmten, fielen der Volksjustiz zum Opfer.

Der religiös-politische Weltkampf auf der Höhe.

Mehr als je hatte es damals den Anschein, daß das ganze westliche Europa der spanisch-katholischen Macht erliegen, daß auch Frankreich zu einem Vasallenstaat des Weltherrschers in Madrid herabsinken werde. Denn nicht genug, daß der Herzog von Parma abermals mit einem beträchtlichen Heer aus den Niederlanden über die französische Grenze einrückte und die zerstreuten liguistischen Truppen an sich zog, daß die Guise'sche Faction, der sich nun auch der Herzog von Lothringen anschloß, ihre Anstrengungen verdoppelte, um den Bourbonischen Prätendenten von Frankreichs Thron fern zu halten: jetzt trat auch Papst Gregor XIV. mit aller Energie in die spanisch-liguistische Politik ein. Er erklärte feierlich, daß die Kirche nie dulden werde, daß ein Ketzer und Rückfälliger den Thron des katholischen Frankreich besteige; er forderte in scharfen Monitorien die Geistlichkeit und die Laienstände auf, alle ihre Kräfte aufzubieten, daß Vendome, wie er Heinrich IV. nannte, nicht zur Herrschaft gelange; er verwendete den von Sixtus V. in der Engelsburg gesammelten Schatz für kriegerische Zwecke und entsandte ein italienisch-schweizerisches Söldnerheer unter einem päpstlichen Nepoten über die Alpen; er feuerte den König von Spanien an, den heiligen Krieg mit Aufwendung aller Geldmittel und Streitkräfte zu betreiben. Solchen Anstrengungen gegenüber durften auch die reformirten Mächte nicht müßig bleiben; sollten sie unthätig zuschauen, wie die katholisch-absolutistische Gewalt alle Freiheit des Glaubens, alles nationale Recht in Frankreich niedertrete; würden dann nicht bald auch in den protestantischen Nachbarländern die Errungenschaften der Reformation, die mit so vielen heißen Kämpfen erworbenen religiösen Lebensbedingungen in Gefahr kommen? Vor Allem trat Elisabeth von England aus ihrer bisherigen Zurückhaltung heraus. Der Kampf gegen denselben Feind führte zu einem Bündniß zwischen ihr und dem Bourbon. Sie unterstützte ihn mit Geld, mit Schiffen und Hülfstruppen, mit Kriegsvorräthen, sie erwies ihm eine Gunst, die an Zärtlichkeit grenzte. Als sie ihm eine mit kunstfertiger Hand gewirkte Schärpe übersandte, ließ er ihr sagen, daß er dieselbe ihr zu Ehren in der Schlacht tragen werde. Von der anfänglichen Forderung, daß ihr die Seestadt Calais zurückgegeben würde, stand sie ab und begnügte sich mit der unbestimmten Zusage einer anderweitigen Entschädigung in der Normandie. Auch in der reformirten Schweiz, in Holland, in Deutschland regten sich die protestantischen Sympathien zu thatkräftiger Hülfeleistung. Selbst in dem lutherischen Sachsen, wo der Kanzler Crell einer weitherzigeren religiösen Auffassung Eingang zu verschaffen bemüht war, und in ganz Norddeutschland fing man an, die Sache der französischen Calvinisten in einem günstigeren Lichte

zu betrachten, den großen Weltkampf, der sich damals an der Seine und Loire entrollte, von einem höheren politisch-religiösen Gesichtspunkte zu beurtheilen. Man hatte nichts dagegen, daß durch Latour Vicomte von Turenne mittelst der englischen Subsidiengelder neue Truppen in den deutschen Gauen geworben wurden, die dann abermals Fabian von Dohna, diesmal jedoch unter der
Sept. 1591. Oberleitung des Reichsfürsten Christian von Anhalt über den Rhein nach Lothringen führte, wo derselbe Turenne, welcher durch seine Vermählung mit der Erbin von Sedan Herr dieser Stadt und des Herzogthums Bouillon geworden, sich mit ihnen vereinigte.

Die royalistische Partei im Wachsen.

Und auch in Frankreich selbst behauptete sich Heinrich IV. in einer achtunggebietenden Stellung. Der nationalgesinnte Adel, der besonders im Süden der Loire zahlreich vertreten war und zu dem angesehene Kriegsmänner wie Montmorency und Lesdiguières hielten — Lanoue starb um diese Zeit bei der
Aug. 1591. Belagerung von Lamballe in Bretagne — verabscheute den Gedanken einer spanischen Herrschaft oder Suzeränität, und wenn er auch gegenüber dem protestantischen König, der zwar den Vorschlag eines Uebertritts zu der Staatskirche nicht bestimmt von der Hand wies, doch auch keine Schritte dazu that, einige Zurückhaltung bewies und eine selbständige Stellung behauptete, so stand er doch in allen kritischen Lagen auf der Seite der rechtmäßigen Thronfolge, und selbst in den Reihen Derjenigen, welche bisher mit der katholischen Union gegangen, fand die royalistische Gesinnung mehr und mehr Eingang. So trat eine vollständige Zersetzung der Volkselemente und Parteien ein. Während die Faction der katholischen „Eiferer“, welche ihre Hauptstützen im Klerus, in den Behörden und Corporationen der Hauptstadt und in den unteren Volksklassen hatte, mit Mayenne und dem Gesandten Mendoza für das spanische Königthum oder Protectorat wirkte, das reformirte Frankreich dagegen, Adel und Bürgerschaften aus religiösen Motiven sich fest an den glaubensverwandten Fürsten anschlossen, der die von Heinrich III. erlassenen intoleranten Edikte aufgehoben, gewann eine dritte Partei, mit dem alten Namen der Politiker bezeichnet, immer mehr Boden. In beiden Heerlagern Vertreter und Anhänger zählend, hielt diese Gruppe die Fahne des nationalen Royalismus und der legitimen Dynastie fest, wollte aber nur einen katholisch-rechtgläubigen König anerkennen. Sie warf vorübergehend ihre Blicke auf einen andern Bourbon, den Bruder des jüngst verstorbenen Condé, der sich nach der Bartholomäusnacht der alten Kirche zugewandt hatte und seit dem Tode seines Oheims den Titel Kardinal von Bourbon führte, so schwach und unfähig wie der Verstorbene. Den patriotisch-nationalen Gesichtspunkt mehr betonend als den religiösen, mußte diese Partei den Ausschlag geben, sobald der Makel der Ketzerei von dem Haupte des Bourbon ausgelöscht war. Selbst der Herzog von Mayenne, obschon durch seine ganze Stellung, seine Familienbande und seine Abhängigkeit von Philipp und Mendoza an die spanisch-papistische Sache gewiesen, suchte sich dennoch insgeheim

den Rückweg offen zu halten. Mehr als einmal trat er dem terroristischen nnd fanatischen Treiben der liguistischen Eiferer in der Hauptstadt entgegen oder suchte die agitatorischen Umtriebe des spanischen Gesandten und seiner geschäftigen Agenten zu durchkreuzen und zu paralysiren. Er war ein tapferer Mann von militärischem Geist, aber bequem und ohne den Zauber der Popularität, der über dem Bruder geschwebt hatte. Ihm fehlte der Schwung der Seele, der die Menge mit sich fortreißt. Im Vertrauen auf die Bastille, die er in sicherer Hand hielt, und auf die ihm ergebene Garnison, verachtete er das tumultuarische Treiben der Volkshäupter und Zungenhelden.

Zu Anfang des Jahres 1592 glich Frankreich einem großen Kriegslager: während in Paris die spanisch-liguistischen Eiferer und der Rath der Sechzehn ihr Regiment des Schreckens und der Verfolgung mit steigender Grausamkeit fortsetzten, allen Gemäßigten und Schwankenden, allen „Politikern" Rache und Tod schwörend, wüthete in allen Provinzen ein wilder Bürger- und Parteikrieg, bald im offenen Felde, bald im Innern der Städte. Heinrich IV. suchte sich in der Normandie festzusetzen, theils weil er dort der englischen und holländischen Hülfe am zugänglichsten war, theils um Paris stets im Auge zu haben. Monate lang bedrängte er die alte feste Hauptstadt Rouen; schon war sie dem Falle nahe, da zog der Herzog von Parma, nachdem er sich in La Fère mit Mayenne vereinigt, mit einer beträchtlichen Streitmacht zu ihrem Entsatz heran. Nun sah sich Heinrich, dessen Krieger durch die Beschwerden des Winterfeldzugs und des langen Belagerungskrieges erschöpft waren, nach einem kühnen Gefecht mit dem überlegenen Feind, zum Rückzug nach Dieppe genöthigt. Alsbald traf Parma Anstalten, die ganze Provinz in seine Gewalt zu bringen und den König von seinen Bundesgenossen abzuschneiden; aber er hatte es mit einem Gegner zu thun, der ihm an strategischem Geschick gewachsen, an Unternehmungsgeist überlegen war. Während der spanische Feldherr Caudebec belagerte, zog der französische König neue Mannschaft an sich und schloß dann in der Gegend von Yvetot, im Lande Caux, das spanisch-liguistische Heer so ein, daß es nur auf einen kleinen Raum beschränkt war. Gequält von Hunger und Durst, da das Seinewasser wegen der Nähe des Meeres in jener Gegend untrinkbar ist, und bedroht von dem Schwerte der Feinde, wäre die große Armee in die schlimmste Lage gekommen, hätte nicht Parma, trotz seiner vor Caudebec erhaltenen Wunde, einen meisterhaften, von den Zeitgenossen viel bewunderten Rückzug zu Stande gebracht. Von einem dichten Nebel begünstigt, setzte er unbemerkt von dem Feinde über die Seine und zog dann über St. Cloud nach der Champagne, und von da nach den Niederlanden. Wir werden später erfahren, daß er noch in demselben Jahre, ehe er den neuen schon vorbereiteten Feldzug gegen Paris zur Ausführung bringen konnte, zu Arras aus dem Leben schied.

Heinrich und Parma in der Normandie. 1592.

April 1592.

Der Tod des großen Feldherrn von einer so gewaltigen Stellung und Bedeutung war für das Schicksal Frankreichs eben so wichtig wie für das der

Die Krisis der Thronfolge

niederländischen Provinzen. Gerade dieser Feldzug sollte dazu dienen, der spanischen Thronbewerbung, die jetzt zur Entscheidung geführt werden sollte, den Nachdruck eines siegreichen Waffenganges zu verleihen. Denn bereits hatte Mayenne im Einverständniß mit den von Philipp II. eigens zu dem Zweck nach Frankreich gesandten spanischen Bevollmächtigten die Reichsstände auf den 26. Januar 1593 nach dem Louvre beschieden, wo über die Zukunft des französischen Thrones die endgültige Bestimmung getroffen werden sollte. Nie war während der ganzen gährenden Zeit der Religionskriege die Aufregung und Geschäftigkeit der Parteien größer gewesen als vor und während dieser Versammlung. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, um die große Frage im spanisch-katholischen oder im national-staatsrechtlichen Sinne zur Entscheidung zu bringen. Schon während der Wahlen ließ sich die strengkatholische Partei vernehmen, die Grundgesetze des Reiches verlangten, daß nur Eine Kirche, nur Ein Glaube in Frankreich bestehe, daß kein Fürst, der ein Ketzer sei oder Ketzer begünstige, die Krone tragen könne; selbst wenn Heinrich von Bourbon sich bekehren sollte, müsse er vom Throne fern gehalten werden; er sei ein rückfälliger Ketzer, vom Papste excommunicirt und seiner Rechte und Ansprüche beraubt, von den früheren Ständen verworfen. Dieser exclusiven Ansicht huldigten nicht nur die liguistischen Eiferer und die spanisch-priesterlichen Stimmführer, sondern selbst der päpstliche Legat, obwohl der neue Inhaber der Tiara, Clemens VIII. keineswegs so unbedingt dem politischen System Philipps II. ergeben war, wie der Mailänder Gregor XIV. Im Gegensatz zu dieser ultrakatholischen Auffassung betonte Heinrich IV. den national-politischen Rechtsstandpunkt und richtete sich an das Loyalitätsgefühl des royalistischen Adels. Er erklärte die Einberufung einer Ständeversammlung, die nicht von dem legitimen Herrscher ausgehe, für eine hochverrätherische Handlung, für ein Majestätsverbrechen; er versicherte, daß er stets bereit sei in Sachen der Religion Belehrung anzunehmen und sich dem zu fügen, was Gott ihm als sein Wohl und Heil rathen werde; er warnte vor den Fremdlingen, die unter dem Scheine der Religion ihre eigenen selbstsüchtigen Zwecke verfolgten; er erinnerte daran, daß das salische Gesetz das Fundamentalgesetz für die Thronfolge in Frankreich sei. Und um seinen guten Willen und seinen versöhnlichen Sinn zu zeigen, wolle er gestatten, daß die katholischen Prälaten und Herren, die bisher zu ihm gehalten, mit Abgeordneten des Pariser Reichstags an einem benachbarten Orte berathen und beschließen sollten, was zum Wohl des Staats und der Religion und zur Aufrichtung des Friedens dienlich sei. Der Bourbon hatte alle Ursache, das salische Gesetz in Erinnerung zu bringen. Denn sowohl in der Ständeversammlung als in den zwischen Mayenne und den spanischen Abgesandten geführten Unterhandlungen war man nahe daran, das Thronrecht der Infantin Isabella anzuerkennen. Damals hatte der Herzog eine Machtstellung erlangt, die ihn beinahe zum Schiedsrichter Frankreichs erhob. Aber das Höchste, was seinem Ehrgeize

vorschwebte, sollte an seiner Selbstsucht und an dem gesunden Sinne des royalistischen Adels scheitern. König Philipp ließ ihm große Anerbietungen machen, wenn er bewirke, daß der Anspruch der Infantin auf die französische Krone von der Nationalversammlung anerkannt werde. Er sollte Burgund fast mit souveräner Macht und zugleich das Gouvernement der Picardie erhalten, bis zur Ankunft der Prinzessin das Amt eines Generalstatthalters bekleiden und namhafte Geldsummen beziehen. Mayenne schien nicht abgeneigt, auf die Vorschläge einzugehen. Die Anerkennung der Infantin, meinte er, würde bei der aus streng-katholischen Mitgliedern zusammengesetzten Nationalversammlung kaum auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen, wenn zugleich die Zusicherung gegeben würde, daß sie mit einem französischen Fürsten vermählt werden solle. Ueber diesen Punkt hatte Philipp bisher tiefes Schweigen beobachtet. Er hatte die Absicht, seine Tochter dem Erzherzog Ernst, dem Bruder des Kaisers Rudolf, in die Ehe zu geben. Welche Zukunft für die weltbeherrschende Machtstellung des Hauses Habsburg, wenn ein Sprosse dieses Hauses, den der spanische Monarch zu seinem Eidam erkoren, den er zum Statthalter in den Niederlanden bestimmt hatte, der möglicher Weise den österreichisch-deutschen Kaiserthron besteigen könnte, zugleich das Scepter über Frankreich führen würde! Zu solchen kolossalen Phantasiegebilden verstieg sich der Ehrgeiz Philipps II. Mit diesem kühnen Plane konnte sich jedoch Mayenne nicht befreunden. Seit dem Tode seines Bruders hatte er im Grund seiner ehrsüchtigen Seele den Gedanken gehegt, er könnte wohl selbst der Gründer einer Dynastie in Frankreich werden. Er bekämpfte daher den Plan, der auch keineswegs nach dem Sinne der liguistischen Abgeordneten war. Nun kam man auf die Idee zurück, die schon lange in den ultramontanen Kreisen besprochen worden war: die Infantin sollte ihre Hand dem jungen Herzog von Guise reichen, und dieser von dem Reichstag zum König gewählt werden. Freudig begrüßte die Ligue diesen Plan als ein glückverheißendes Ereigniß. Von den Kanzeln wurde als frohe Botschaft verkündigt, „daß Gott endlich den künftigen König gezeigt habe, einen jungen Fürsten, der nie vom Glauben abgewichen sei, von gutem Stamme, ein neuer David". Aber Einer stimmte nicht in den Jubel ein — der Herzog von Mayenne; was er für sich selbst erstrebt hatte, was er vielleicht auch zugelassen und unterstützt hätte, wenn sein eigener Sohn der erkorne Bräutigam und Kronträger gewesen wäre, das mißgönnte er dem Verwandten. Der Oheim „lagerte sich vor den Garten der Hesperiden, um den Neffen den goldenen Apfel nicht brechen zu lassen".

Und bereits traten auch in der Nation selbst Symptome hervor, die einen Umschlag in der öffentlichen Meinung andeuteten. Das Pariser Parlament hatte sich durch die Volksströmung und die eigenen religiösen Vorurtheile und Antipathien gegen die Hugenotten in die liguistische Bewegung hineinreißen lassen. Aber bald gewahrte die juristische Körperschaft zu ihrem Schrecken, daß die Fundamentalgesetze, auf denen das alte Frankreich aufgebaut war, auf denen ihre

Umschlag der Meinungen.

eigene Autorität beruhte, umgestoßen werden sollten. Schon im vorhergehenden Winter war bei einzelnen Mitgliedern eine Schwankung zu bemerken; es wurde erwähnt, daß deshalb zwei Räthe durch den fanatischen Rath der Sechzehn ohne Gericht und Urtheil getödtet wurden. Mayenne selbst trat diesem Terrorismus entgegen und ließ die Hauptschuldigen am Galgen sterben. Seitdem gewann im Parlament die reactionäre Richtung gegen die liguistischen Heißsporne und die spanisch-papistische Zudringlichkeit immer mehr Boden. Man stellte die alten Rechte der gallicanischen Kirche den anmaßlichen Forderungen der römischen Curie entgegen; man hemmte das überstürzende Vorgehen der Generalstände durch die Verweisung auf die alten Reichsgesetze. Das hergebrachte staatsrechtliche System stemmte sich gegen die neuen Theorien, die aus dem Schooße der revolutionären Gährung aufgetaucht waren. Man fing an den Ständen das Recht einer Königswahl zu bestreiten; Frankreich sei eine Erbmonarchie, mit der legitimen Dynastie aufs Innigste verflochten; und sollte man das salische Gesetz preisgeben, für das die Väter in einem hundertjährigen Krieg gekämpft und gelitten? Und auch in den Kreisen des katholischen Adels regte sich das Nationalgefühl, der vaterländische Stolz mehr und mehr. Man konnte sich nicht verhehlen, daß die spanischen Entwürfe die künftige Selbständigkeit Frankreichs aufs Tiefste gefährdeten, daß das Königreich nicht mehr in seiner politischen Besonderheit bestehen, sondern in die habsburgische Weltherrschaft eingefügt werden, von Madrid seine Impulse empfangen würde. Allein hatte denn nicht der Bourbon durch seinen Abfall vom Glauben sein Thronrecht verwirkt? Sollte allein die Nation an die Grundrechte gebunden sein, nicht aber das dynastische Oberhaupt? Immer wieder kam man zu dem Ausgangspunkt zurück, daß gegenüber einem Nichtkatholiken der Nation selbst in ihren ständischen Vertretern das Recht einer Königswahl zukomme.

Der spanische Einfluß im Sinken.

Da wurde auf einmal der Knoten der Bedenken und Schwierigkeiten gehoben. Während die ständischen Berathungen in Paris langsam und mit manchen Unterbrechungen vor sich gingen, fanden in Surene, einem Dorfe bei St. Cloud, Besprechungen und Berathungen zwischen royalistischen und liguistischen Prälaten und Edelleuten statt. Da überraschte die bourbonsche Partei die Versammlung mit der Anzeige, daß ihr König entschlossen sei, sich in dem katholischen Glauben unterweisen zu lassen und in den Schooß der römischen Kirche zurückzutreten, wenn man ihn als König anerkennen wolle. Aber so mächtig war noch die Antipathie gegen den vielgeschmähten Ketzer, daß die Gegenpartei keineswegs diese Eröffnung als einen Ausweg aus dem dunkeln Labyrinthe mit Freudigkeit ergriff. Man erhob Zweifel, ob man bei einem Manne, der schon einmal nach seinem Uebertritt in den alten Irrthum zurückgefallen sei, an die Aufrichtigkeit der Bekehrung glauben könne; jedenfalls müsse der Anerkennung durch die Stände die päpstliche Absolution vorangehen. Die ultramontanen Eiferer wollten überhaupt jede Möglichkeit einer Thronbesteigung des Bearners

außer Frage gestellt wissen. Seine ganze Vergangenheit mache ihn unfähig zu dem Herrscheramt. Wer weiß, wie lange noch die Entscheidung hinausgezogen worden wäre, hätte nicht die Nothwendigkeit ihr eisernes Recht geltend gemacht. Seit dem Tode Farnese's war Heinrich IV. der Ligue und den Guisen im Felde überlegen. Er hielt die Hafenstädte, die Ströme und Flußübergänge besetzt und konnte dadurch die Hauptstadt fortwährend ängstigen oder bedrängen. Im Juli bemächtigte er sich sogar der Stadt Dreux, von wo er jeden Augenblick zu einer neuen Belagerung von Paris schreiten konnte. Nur eine energische Hülfeleistung mit Geld und Kriegsmannschaft von Seiten Spaniens hätte der Ligue aufhelfen können. Aber was konnten die 5000 Mann nützen, welche Graf Karl von Mansfeld über die Grenze geführt hatte? was die 25,000 Ducaten, welche der spanische Gesandte Feria in die Hände Mayenne's niederzulegen beauftragt war? Sollte damit die französische Krone für die Infantin erobert werden? Philipp aber wollte den Herzog, dem er nie traute, dessen Absichten ihm verdächtig waren, nicht nachdrücklicher unterstützen. Ein zweites Moment wurde für Heinrich von großem Gewicht: das Verlangen der Nation nach Frieden, der Wunsch aller Stände, aus den revolutionären Unruhen, aus den Verwüstungen des Krieges herauszukommen. Ein Waffenstillstand, der während der Verhandlungen geschlossen und mehrmals verlängert ward, flößte der Bevölkerung Sehnsucht nach einem dauernden Friedenszustand ein. Wie begierig war Alles in Stadt und Land, die zertretenen Felder wieder zu bestellen, die Geschäfte des Handels, der Gewerbsamkeit wieder aufzunehmen! Schon regte sich in Flugschriften, in Satiren und Pasquillen eine der Ligue und den spanisch-papistischen Umtrieben feindselige Opposition. Die berühmte „Menippeische Satire“ gab unter den Figuren von zwei Marktschreiern und Wunderdoctoren die Heilversuche der von Spanien geleiteten Factionen in witzigster Weise dem Spotte und der Verhöhnung pries.

Juli 1593.

Den Hugenotten war die Bereitwilligkeit des Königs, dem mütterlichen Glauben zu entsagen, ein Aergerniß. Sie hatten vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn sie die Meinung äußerten, das Reich würde ihm doch zufallen, wenn er auch bei der reformirten Religion standhaft bliebe: die Gegensätze würden durch ihre eigene Zerfahrenheit sich in Nichts auflösen, alle Parteien würden ihn schließlich als den Retter vom politischen Untergang anerkennen; es sei rühmlicher, vom Süden aus, wo ihm eine tapfere treugesinnte Wehrmannschaft zu Gebote stehe, mit seinem guten Schwerte und Rechte den Norden zu erobern, als seine Vergangenheit zu verleugnen und sich gleich einem Ueberwundenen den Feinden in die Hände zu geben, wie ein Reumüthiger in ihre Mitte zurückzukehren. Heinrich hat diese Ansicht sich nicht angeeignet: sein religiöses Bewußtsein war nicht so mächtig als sein politisches und nationales Gefühl. Es war nicht blos der leichte, flüchtige Sinn des Südfranzosen, wie er sich in der ihm zugeschriebenen Aeußerung kund gibt, „er halte die Krone Frankreichs

Heinrichs Uebertritt zur katholischen Kirche. 1593.

einer Messe werth", was ihn nach langem Bedenken, nach vielen Unterredungen mit dem übergetretenen Jacques Davy du Perron, nach manchen Gesprächen mit geistlichen Herren von gemäßigter Gesinnung zu dem Entschluß brachte, am 25. Juli 1593 in der Kathedrale von St. Denys feierlich in den Schooß der römisch-katholischen Kirche zurückzutreten: er wurde auch von anderen höheren Motiven geleitet, die, wenn sie gleich weniger in der religiösen Glaubenslehre wurzelten, darum doch von edlen patriotischen und politischen Erwägungen ausgingen. Ein festes Beharren bei der von der Mehrheit der Nation als ketzerisch verabscheuten Lehre konnte vielleicht doch noch zu einer Königswahl führen, konnte alle Elemente der liguistischen nnd katholischen Opposition, den ganzen großen Anhang der Guiseschen Familie aufs Neue wider ihn vereinigen, konnte schließlich Mayenne mit seinem Neffen versöhnen; ein endloser Kampf, die Zerstückelung Frankreichs stand in Aussicht. Selbst die royalistischen Katholiken, die im Vertrauen auf die Conversion des Königs zu seiner Fahne hielten, hätten sich großentheils von ihm abgewendet. Solche Erwägungen führten den Bourbon zu der katholischen Kirche zurück. Er brachte, wie er seinen Freunden sagte, seine Ueberzeugung seiner Pflicht zum Opfer. „Die Beruhigung Frankreichs, die Wiederherstellung des politischen Gleichgewichts in Europa betrachtete er als seine Pflicht." Seine bisherigen Glaubensgenossen hoffte er zu versöhnen durch die Erneuerung der früheren Duldungs- und Pacificationsedikte, den französischen Klerus durch seinen Eintritt in die gallicanische Kirche ohne den neurömischen jesuitischen Rigorismus, den royalistischen Adel in beiden Heerlagern durch das vaterländische Hochgefühl, von dem er selbst beseelt war und das er auch in ihren Herzen aufs Neue zu entzünden sich bestrebte.

8. Ausgleichung und Friedensschlüsse.

Die Opposition und die nationale Stimmung.

Der Uebertritt Heinrichs von Bourbon entschied über die ganze Zukunft Frankreichs. Wäre er früher erfolgt, so hätte sich die ganze Gewalt des Widerstandes gegen ihn gerichtet; jetzt aber war die Nation müde und sehnte sich nach Ruhe. Viele, die bisher auf Seiten der Ligue gestanden, ergriffen mit Begierde die Gelegenheit, sich von einer Verbindung loszumachen, die so viele unheimliche und fremdartige Elemente in ihrem Schooße barg. Aber auch die katholische Opposition strengte noch einmal alle ihre Kräfte an. Die Glieder der Guise'schen Familie, die Sechzehn, mehrere Häupter des ultramontanen Klerus, reichten sich noch einmal die Hände zum Bunde und schwuren mit „Navarra" keinen Frieden zu machen, sondern nur im Einvernehmen mit Philipp, der zu energischerer Hülfeleistung aufgefordert werden sollte, die Regierungsform Frankreichs zu ordnen. Auch der päpstliche Legat stand auf ihrer Seite; denn Clemens VIII. benahm sich zurückhaltend; er wollte erst den weiteren Verlauf der Ereignisse

abwarten, den König von Spanien sich nicht zum Feind machen. Daher wurde der Herzog von Nevers, welcher in Begleitung einiger Geistlichen als Gesandter Heinrichs IV. in Rom eintraf, nicht offiziell empfangen; unter der Hand wurde ihm jedoch bedeutet, wenn der König sich als guter Katholik erweise, solle es an der Absolution nicht fehlen. Allein in Frankreich selbst vollzog sich die nationale Einigung so rasch, daß die Ligue die allgemeine Strömung nicht mehr aufzuhalten vermochte. Die heuchlerische Maske der Religion, welche bisher die selbstsüchtigen Zwecke der liguistischen Adelshäupter verhüllt hatte, war zerrissen; jetzt grinste der Verrath und der vaterlandslose Ultramontanismus in seiner ganzen Häßlichkeit hervor. Alle nationalgesinnten Männer suchten daher ihren Frieden zu machen, namentlich als mit dem neuen Jahr der Waffenstillstand zu Ende ging und Heinrich IV. wieder zum Schwert griff, um seine Gegner mit Gewalt zur Unterwerfung zu bringen. Das erste Beispiel gab der Commandant von Meaux, Vitry, bisher einer der eifrigsten Liguisten; er überlieferte die Schlüssel der durch ihre Lage so wichtigen Stadt dem König und trat in dessen Dienste. In Kurzem folgten Orleans, Bourges, Chartres. Die Bürger von Lyon nahmen den Herzog von Nemours, der sich zum Herrn der Stadt machen wollte, gefangen und schlossen sich an Heinrich an. Noch immer weigerte sich zwar der Papst die Absolution auszusprechen; das hielt aber den König nicht ab, sich in Chartres feierlich krönen zu lassen. Rheims war noch in den Händen der Guisen. Und nun erlebte der heilige Vater, daß eine Stadt, eine Landschaft nach der andern dem König huldigte, ehe noch der über seinem Haupte schwebende Bann gelöst war. Es scheint dem Papste wenig Verdruß gemacht zu haben. Denn jetzt konnte er um so leichteren Herzens sich der allgemeinen Stimmung Frankreichs fügen (S. 78). Mayenne hatte mit dem spanischen und päpstlichen Botschafter Paris verlassen und den Oberbefehl in die Hände Brissacs niedergelegt; er mochte den Helden der Barricaden für einen sichern Hüter der Bastille halten. Aber schon wehte selbst in Paris eine andere Luft. Die Schmähreden waren verstummt, seitdem die heftigsten Prediger entflohen waren, überall pries man die trefflichen Eigenschaften des Königs, seine Tapferkeit im Krieg, seine Freundlichkeit und Humanität gegen Alle, die sich ihm naheten. Der Rath der Sechzehn hatte sich aufgelöst, die städtischen Behörden verständigten sich mit dem Commandanten, dem Heinrich den Marschallstab verhieß, und beide Theile wurden einig, dem König die Thore der Hauptstadt zu öffnen.

27. Febr. 1594.

Am 22. März hielt Heinrich an der Spitze eines zahlreichen Adels, den weißen Federbusch auf dem Helm, seinen Einzug in Paris, von demselben Volke, das noch kurz zuvor die leidenschaftlichsten Schmähworte wider ihn ausgestoßen, mit Jubel empfangen. Die liguistischen Fanatiker wurden ausgewiesen, allen anderen Einwohnern Amnestie ertheilt, eine feierliche Prozession, den König an der Spitze, war das Zeichen der Aussöhnung zwischen Fürst und Volk zu neuer Lebensgemeinschaft. Wo früher ultramontane Priester und Mönche gegen

Einzug in Paris. 1594.

den excommunicirten Ketzer gewüthet hatten, empfahlen jetzt royalistische Prediger den Gehorsam gegen den König als erste Christenpflicht, und die Sorbonne, von welcher die liguistischen Vorkämpfer ausgeschieden waren, bekannte sich feierlich zu der Lehre, „daß Jedermann der Obrigkeit gehorsam sein müsse und daß das Königthum eine göttliche Einsetzung sei". Auf allen Kanzeln sprach man in diesem Sinne; wer das geheiligte Königthum antaste, versündige sich gegen Gott. Nun zögerte auch Villars, der tapfere Befehlshaber von Rouen, nicht länger, mit dem König sich zu vertragen. Zum Admiral erhoben, trat er in Heinrichs Dienste, fand aber im folgenden Jahr bei Erneuerung des Krieges gegen Spanien seinen Tod in einem Gefechte bei Dourlens. Nach der Uebergabe von Rouen war die Unterwerfung des nördlichen Frankreich nicht mehr aufzuhalten, die liguistischen Adelshäupter eilten sich mit dem König zu vertragen, so lange es noch mit Vortheil geschehen konnte. Selbst Herzog Karl von Guise, dem man die Krone zugedacht hatte, machte seinen Frieden mit dem König um den Preis des Gouvernement der Provence in ausgedehnter Machtstellung.

Die fränkisch-jesuitische Coalition und Chatels Mordversuch. 1594.

Aber eine gewaltige Sturmfluth verläuft langsam und läßt tiefe Spuren der Zerstörung hinter sich. In den Augen der liguistischen Eiferer und der spanischen Parteigänger galt Heinrich IV., auf dessen Haupt noch immer der päpstliche Bannfluch lastete, als Usurpator und Tyrann. Der König von Spanien, der von einem in sich geeinigten Frankreich Gefahr für seine vorherrschende Weltstellung fürchtete, wollte nichts von Frieden und Anerkennung wissen und hielt Mayenne und andere Häupter der Ligue bei der Fahne des Widerstands fest: er fachte den Krieg von Neuem an und hatte im nördlichen Frankreich noch manchen Festungscommandanten in seinem Solde. Am meisten trug der Jesuitenorden zur Erhaltung der feindseligen Gesinnung bei; so lange die päpstliche Absolution noch nicht erfolgt war, glaubte er sich durch seine Ordensgelübde verpflichtet, den „Prinzen von Béarn", den Feind der Kirche mit allen Mitteln zu bekämpfen und ihn von der Regierung fern zu halten. Die Väter nährten den Geist des Fanatismus; nach ihren Lehren war die Ermordung des ketzerischen, excommunicirten Fürsten eine gottgefällige verdienstvolle Handlung. Es konnte nicht fehlen, daß solche Doctrinen in einzelnen erhitzten Gemüthern arge Gedanken erweckten. Schon im Jahr 1593 war ein Mordversuch geplant aber vor der Ausführung glücklich vereitelt worden. Jetzt wagte ein gewisser Jean Chatel, der neunzehnjährige Sohn eines Pariser Tuchhändlers, der bei den Jesuiten in die Schule gegangen war, einen neuen Angriff. Von unnatürlichen Lastern befleckt, glaubte er sein schandvolles Leben zu reinigen und die Vergebung Gottes zu erlangen, wenn er einen Monarchen, der von dem Papste nicht anerkannt sei, aus der Welt schaffe. Er schlich sich in den Louvre und brachte dem König, als er gerade einige Edelleute in einer Audienz empfing, eine Wunde in der Oberlippe bei. Bei seinem Verhör gestand er, er habe im Jesuitencollegium den Satz beweisen hören, daß es ein gutes verdienstliches Werk sei, einen häretischen mit dem

27. Decbr. 1594.

päpstlichen Banne belegten Fürsten, welcher der Kirche Gefahr drohe, zu tödten. Er wurde zum Tode verurtheilt und hingerichtet; und da bei der Wegnahme jesuitischer Schriften klare Beweisstücke von den staatsgefährlichen Grundsätzen zu Tage kamen, so wurde von dem Parlamente die Ausweisung des Ordens aus Frankreich beschlossen (S. 30). Chatels Haus wurde niedergerissen und ein Denkstein auf der Stätte errichtet, welcher das Urtheil des Parlaments als Inschrift trug.

Der neue Krieg gegen die Ligue und den spanischen Feldherrn Fuentes wurde an mehreren Orten gleichzeitig geführt: in der Picardie, wo der Herzog von Bouillon das königliche Banner hoch hielt, und in Burgund, wo Mayenne sich eine unabhängige Herrschaft zu gründen trachtete, nachdem sein Streben nach dem Königsthron zerronnen war. Er hatte spanische Truppen zu seiner Unterstützung erhalten, so daß er dem Gegner, der in eigener Person wider ihn zu Felde zog, mit beträchtlichen Streitkräften die Stirn bieten konnte. In der Franche-Comté stritt der tapfere Lesdiguières, „der Achilles der Hugenotten", gegen den Herzog von Nemours, der sich durch eine abenteuerliche Flucht aus der Gefangenschaft der Lyoner befreit hatte. Aber dem Krieg fehlte der frühere Nerv: während Heinrich bei Fontaine-Française mit dem alten Heldenmuth stritt und an der Spitze einer kleinen Schaar ritterlicher Edlen einen Angriff auf die feindliche Armee wagte, der durch Kühnheit an die Ritterthaten mittelalteriger Romanhelden erinnerte; war dagegen der spanische Feldherr Velasco mehr auf Vertheidigung der eigenen Besitzungen als auf neue Eroberungen bedacht; Nemours fand im Grabe die Ruhe, die ihm im Leben fremd gewesen war, und Mayenne spähte nur nach einer günstigen Gelegenheit, um mit Ehren und Vortheil die Waffen niederzulegen. Fortgang des Krieges.

Dieser Augenblick kam mit der Absolution des Königs durch den päpstlichen Stuhl. Obwohl Clemens VIII. im Herzen von Anfang an zur Handreichung bereit war, so wurde die Ausführung doch lange hinausgeschoben, theils durch spanische Einflüsse, theils durch kirchliche Bedenken. Es handelte sich darum, eine Form zu finden, durch welche weder die Autorität des Pontificats, noch die von den französischen Staatsrechtslehrern mit Eifersucht verfochtene nationale Selbständigkeit eine Beeinträchtigung erfuhr. Man hatte in so scharfen Ausdrücken den häretischen und rückfälligen Bourbon aller Rechte und Ansprüche auf den Thron Frankreichs für verlustig erklärt, daß nur durch eine augenfällige Sühne die „Rehabilitation" errungen werden konnte. Einer solchen Auffassung widersprachen aber die staatsrechtlichen Traditionen: nicht durch die Kirche, sondern durch das erbliche Recht der legitimen Dynastie sollte die Thronfolge sanctionirt sein; in den Augen des royalistischen Frankreich war Heinrich IV. der vollberechtigte König auch ohne Zustimmung oder Absolution der obersten Kirchengewalt. Bei diesen prinzipiellen Gegensätzen lag die Gefahr nahe, daß das verjüngte, durch die Idee einer neuen nationalen und dynastischen Union Die päpstliche Absolution. 1595.

gehobene Frankreich auch in kirchlichen Dingen eine eigenthümliche selbständige Stellung anstreben, sich von einem unter spanischen Einflüssen handelnden Papstthum frei und unabhängig machen würde. Aehnliche Verhältnisse hatten einst unter Clemens VII. den Verlust von England herbeigeführt; konnte nicht der Stifter der Bourbonschen Dynastie, der sich so gerne in dem Gedanken wiegte, die Einheit der Kirche auf neuen weitherzigeren Grundlagen zurückzuführen, durch die römische Hartnäckigkeit zu neuer Opposition gegen die pontificale Anmaßung gedrängt werden? Dies überlegte man sich in Rom und kam dem Gesuche Du Perrons und eines andern Bevollmächtigten, welche Heinrich zur Ausgleichung der Sache abgesandt hatte, willfährig entgegen. Vor der Peterskirche wurde die Ceremonie vollzogen, durch welche die Absolution des Königs und seine Aufnahme in den Schooß der Kirche feierlich erklärt ward. Dafür verpflichtete sich Heinrich, die katholische Kirche in Béarn einzuführen, das Tridentiner Concil, so weit es mit den gallicanischen Freiheiten und der öffentlichen Ruhe vereinbar sei, verkündigen zu lassen, den Prinzen von Condé, den präsumtiven Thronerben, in der katholischen Kirche zu erziehen u. A. m. Wenn der Bourbon durch diesen Versöhnungsakt große Opfer brachte, so waren doch die Zugeständnisse des Pontificats nicht minder groß. Denn nunmehr gab dasselbe den Gedanken auf, „die in Trient festgehaltenen Ideen einer unbedingten Oberherrschaft auch in Frankreich zur Geltung zu bringen. Es fand sich in eine Anerkennung der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt und der Grundbedingungen des Staatslebens, wie es sie sich noch nicht hatte abdringen lassen." Die Jesuiten gingen bei dieser Gelegenheit auf die conciliatorischen Tendenzen der Curie ein und bahnten damit ihrem Orden den Weg der Rückkehr nach Frankreich.

Sept. 1595.

Die letzten Waffengänge. 1596.

Nun war auch für Mayenne die Stunde der Unterwerfung gekommen. Das Traumbild einer Guise'schen Dynastie unter spanischer Schutzherrlichkeit war verschwunden. Heinrich erleichterte ihm den schweren Schritt: Nicht nur, daß er ihn und die ganze Familie von jeder Schuld an der Ermordung des letzten Valois lossprach, er ließ ihm auch die Städte, die er inne hatte, nebst der Statthalterschaft von Isle-de-France und übernahm die von ihm contrahirten Schulden auf die Staatskasse. Mayenne's Beispiele folgten noch andere Häupter der Ligue; die günstigen Bedingungen, welche der König den Zurückkehrenden bewilligte, trugen viel zur Beruhigung der unzufriedenen und mißtrauischen Gemüther bei. Nur wenige, die sich zu tief mit den Spaniern eingelassen, hielten noch mit ihrer Huldigung zurück, so Aumale, welcher im spanischen Heer diente, so Epernon, der dem jungen Guise nicht die Provence abtreten wollte, so Mercoeur in der Bretagne, welcher mit spanischer Hülfe die Halbinsel als selbständiges Fürstenthum zu erwerben hoffte. Auch der Herzog von Savoyen hatte seine Eroberungspläne noch nicht aufgegeben. Einige Erfolge, welche die spanischen Truppen unter dem neuen Statthalter der Niederlande, Albrecht von Oesterreich, im Felde erlangten, gaben den feindlichen Elementen in Frankreich selbst

Nachdruck. Die Einnahme von Calais und von Amiens im Frühjahr 1596 machte großen Eindruck und erfüllte alle Freunde und Anhänger Philipps II. mit neuen Hoffnungen. Aber diese Erfolge hatten auch die Wirkung, daß die Königin Elisabeth, welche sich seit Heinrichs IV. Uebertritt von Frankreich abgewendet hatte, wieder annähernde Schritte that und daß die Holländer ihrem Beispiel folgten. Die religiösen Interessen fingen bereits an hinter die politischen zurückzutreten. Die beiden Seestaaten schlossen mit Heinrich IV. einen Kriegs- Mai 1596. und Freundschaftsbund gegen Spanien und unterstützten ihn mit Geld, Schiffen und Mannschaft. Und selbst in Italien fand Heinrich Bundesgenossen: die Republik Venedig hatte ihn schon früher als König anerkannt, und nun trat auch der Großherzog von Toscana, der bisher nur aus religiösen Bedenken sich fern gehalten hatte, offen auf dessen Seite.

Durch diese politischen Conjuncturen erlangte der Bourbonische König eine Der Frieden von Vervins. 1598. solche Machtstellung, daß die Versuche der Friedensvermittelung, welche Papst Clemens VIII. bei den zwei kriegführenden Potentaten katholischen Glaubens anstellte, nicht ohne Erfolg blieben. Philipp II., der sein Ende nahe fühlte, wollte seinem jungen Sohn nicht neben dem erschöpften Schatze auch noch einen Krieg hinterlassen. Seine Träume von Weltherrschaft waren zerronnen; an ein Protectorat über Frankreich war nicht mehr zu denken, seitdem die Nation sich unter dem Scepter eines kräftigen Monarchen vereinigt hatte, und selbst die letzten Anhänger entweder, wie Mercoeur in der Bretagne, sich dem neuen Herrn unterwarfen, oder, wie der savoyische Herzog, von den königlichen Waffen bedrängt wurden. Und als auch die Stadt Amiens, trotz aller Anstrengungen der Spanier, nach einem scharfen Belagerungskrieg unter Heinrichs IV. eigener Führung von den Franzosen und ihren Verbündeten wieder erobert wurde, als der König sich anschickte, die Waffen gegen die Niederlande zu tragen und die Holländer und Engländer in ihren kriegerischen Unternehmungen zu unterstützen, als der kühne Graf Essex die spanische Flotte im Hafen von Cadix in Brand steckte und sich sogar in dieser Seestadt selbst festsetzte, da ließ sich Philipp II. gerne die Vermittelung des heiligen Vaters gefallen. Indem sich der spanische Monarch gleich Anfangs bereit zeigt, alle festen Orte, die er noch in Frankreich in Händen hatte, herauszugeben, nahmen die Unterhandlungen der französischen und spanischen Bevollmächtigten und des päpstlichen Legaten zu Vervins in Vermandois einen so günstigen Verlauf, daß der Friede sehr rasch zu Stande gekommen wäre, hätte es Heinrich nur mit Spanien zu thun gehabt. Allein England und Holland weigerten jede Theilnahme an dem Congreß und suchten aus Gründen der Ehre und des Vortheils den bisherigen Freund bei der Bundesfahne festzuhalten, während andererseits der Papst sich alle Mühe gab, den König zu bewegen, mit Philipp gemeinschaftliche Sache gegen die beiden ketzerischen Völker zu machen. Heinrich widerstand beiden Versuchungen: er ließ sich weder durch sophistische Gründe und jesuitisch-machiavellistische

Moral zum Treubruch gegen die bisherigen Alliirten verleiten, noch von diesen durch Versprechungen zur Fortsetzung des Krieges wider Spanien bereden. Er hatte nur den Nutzen und das Wohl Frankreichs im Auge und diese forderten Frieden. Die verwüsteten Fluren, die verödeten Städte, die untergrabenen Staatsordnungen und Rechtsinstitute bedurften ruhiger Zeiten, um sich von Verfall und Zerrüttung zu erholen. So wurde denn am 2. Mai 1598 der Friede von Vervins zwischen Spanien und Frankreich abgeschlossen. Er war im Ganzen eine Wiederherstellung des Friedens von Chateau-Cambresis und gab dem französischen Königreich seine natürliche Einheit und die alten Grenzen zurück.

Nun erklärte auch Mercoeur seine Unterwerfung. Heinrichs natürlicher Sohn, Vendome, wurde mit der Tochter des Herzogs vermählt und damit die Ansprüche, welche dessen Gattin kraft ihrer Abstammung von den alten Landesfürsten zu haben glaubte, auf die Tochter und den Schwiegersohn übertragen. Wie der noch fortdauernde Streit mit Victor Emanuel von Savoyen ausgetragen ward, ist früher erwähnt worden. Weder das päpstliche Schiedsgericht, das er anrief, noch die Fürsprache der Gabriele d'Estrées, der königlichen Geliebten, an die er sich wendete, vermochte jenem den Besitz der eroberten Städte und Landschaften im Rhonegebiet zu verschaffen. Noch vor dem Frieden von Lyon (S. 310) war die schöne, geistreiche Gabriele, die dem König in glücklichen und schweren Stunden theilnehmend und belebend zur Seite gestanden, aus der Welt gegangen, ein unersetzlicher Verlust für das Gemüth des ritterlich galanten Fürsten, der sie zu seiner rechtmäßigen Gemahlin hatte erheben wollen.

Sully und die Hugenotten.

Durch Gabriele d'Estrées war Maximilian von Bethune, Marquis von Rosny, zu der einflußreichen Stellung am Hofe und in der Regierung gelangt, die er, später zum Herzog von Sully erhoben, so lange zum Segen Frankreichs behauptete. Als treuer hugenottischer Kriegsgefährte des Béarners, mit dem er alle Wechselfälle des Lebens in treuer Freundschaft getheilt hatte, war er besonders geeignet, das durch Heinrichs Uebertritt gestörte Verhältniß mit den ehemaligen Glaubensgenossen auszugleichen und einen Religionsfrieden auf Grund confessioneller Duldung und staatsbürgerlicher Parität herbeizuführen. Wir haben im Laufe unserer Darstellung den schroffen ernsten Charakter des hugenottischen Adels und Bürgerthums und ihre scharfe Haltung gegenüber dem katholischen Theil der Nation kennen gelernt: die Gräuel der Bartholomäusnacht, der wiederholte Friedensbruch der Valois, die fanatischen Excesse der Ligue konnten die Gegensätze nur schärfen und mehren. Selbst in der Sprache und Literatur, in der markigen gedrungenen Redeweise der hugenottischen Schriften, eines d'Aubigné, eines La Boëtie, eines Duplessis-Mornay läßt sich ein herber Zug, ein bitterer unversöhnlicher Geist nicht verkennen. Duplessis suchte in einer Schrift über die Geschichte des Papstthums zu beweisen, daß die apokalyptischen Bilder und Weissagungen von dem Menschen der Sünde, der auf dem purpurgeschmückten Thiere reitet und die Könige trunken macht, in dem Pontificat ihre Erfüllung hätten. Es ließ sich denn auch bald bemerken, daß der

König durch seinen Abfall in diesen Kreisen die begeisterten Sympathien verloren habe, die so viele brave Kriegsgefährten zu seiner Fahne geführt hatten. Nicht bei Allen waren die nationalen und patriotischen Gefühle stark genug, den inneren Mißmuth über die getäuschten Hoffnungen zu überwinden: so sehr auch die Besitzergreifung von Amiens durch die Spanier allenthalben als eine Schmach, als ein großer Unfall empfunden ward, an der Belagerung nahmen nur wenige Hugenotten Theil. Vielmehr kamen sie in einer Versammlung überein, einen obersten Rath, bestehend aus vier Edelleuten, vier Bürgern und zwei Geistlichen für das gesammte reformirte Frankreich aufzustellen, gleichsam eine Directorialregierung des calvinisch-republikanischen Föderativstaats, der einigen kühnen Führern, wie La Tremouille, Bouillon u. A. als Ideal eines politisch-religiösen Gemeinwesens vorschwebte. Auf verschiedenen Tagsatzungen in Montauban, Loudun, Saumür, wurden die gemeinsamen Interessen berathen und Mittel der Vertheidigung beschafft. Heinrich IV. suchte die Hugenotten zu beruhigen: nicht nur, daß er, wie erwähnt, die feindseligen Edikte seines Vorgängers aufhob, er gab ihnen auch die Zusicherung, daß er das Werk der religiösen Pacification zu ihrer Befriedigung durchführen werde. Dadurch bewirkte er, daß die Gemäßigten die Oberhand behielten und der König nicht in die traurige Lage gesetzt ward, während des spanisch-liguistischen Krieges auch noch die Waffen gegen die ehemaligen Religionsgenossen ergreifen zu müssen.

Und er hielt sein Versprechen ehrlich und aufrichtig. Während er in der Bretagne weilte, um den Herzog von Mercoeur zur Unterwerfung zu bringen, gewährte er den Bekennern des reformirten Glaubens das berühmte Religionsedikt, das, zu Nantes am 13. April 1598 unterzeichnet, in zweiundneunzig Artikeln nebst achtundfünfzig geheimen und drei Brevets, jenen ein größeres Maß von Rechten und Befugnissen einräumte als irgend eines der früheren. Allerdings blieb die katholische Staatskirche im Besitze ihrer herrschenden Stellung, ihrer Institute, ihrer Güter und Einkünfte, so daß auch die Andersgläubigen zur Entrichtung der Zehnten und Gefälle an dieselbe verpflichtet waren; dagegen wurden die Bestimmungen der früheren Duldungs- und Pacificationsverträge in Betreff der Gewissens- und Lehrfreiheit und der Abhaltung öffentlicher gottesdienstlicher Handlungen wiederholt und erweitert, die staatsbürgerliche Gleichstellung mit den Katholiken gewährleistet und Garantien der Sicherheit für die Zukunft geschaffen.

Das Edikt von Nantes. 1598.

Blieb auch nach wie vor der reformirte Cultus von Paris bis auf fünf Stunden im Umkreis ausgeschlossen, so durften doch nicht blos die Edelleute mit hoher wie mit niederer Gerichtsbarkeit in ihren Schlössern und Besitzungen Predigt und Gottesdienst mit Glockengeläute abhalten lassen, denen ihre Familien, ihre Gutshörigen, selbst Fremde anwohnen konnten; an allen Orten, wo bisher calvinistische Religionsübung stattgefunden, sollte sie auch ferner erlaubt sein und überdies in jedem Amtsbezirk eine Vorstadt oder ein Flecken bestimmt werden, wo die zerstreuten Confessionsverwandten zur Feier ihrer religiösen Handlungen sich ungestört versammeln möchten. Die Kosten für

ihre Kirchen, Schulen, Friedhöfe u. drgl., für die Abhaltung ihrer zwiefachen Synoden, für den Unterhalt ihrer Prediger und die Bestreitung aller kirchlichen Bedürfnisse mußten die Calvinisten aus eigenen Mitteln aufbringen, doch sollte ihnen von Seiten des Königs oder des Staats ein bestimmter jährlicher Beitrag gereicht werden. Außer diesen religiösen Bestimmungen wurden den Hugenotten noch weittragende Garantieen staatsbürgerlicher und politischer Natur gewährt: So sollte ihnen der Zutritt zu allen Aemtern, Würden und Stellen des Reichs offen stehen, bei den Parlamenten sollten getheilte Kammern errichtet werden, d. h. aus Anhängern beider Bekenntnisse zusammengesetzte Gerichte zur Untersuchung und Entscheidung der Streitigkeiten zwischen Katholischen und Reformirten; alle in den Zeiten der Verfolgungen erlassenen Urtel, Rechtssprüche und Erlasse sollten null und nichtig sein und die Verbannten und Ausgewanderten nebst ihren in der Fremde geborenen Kindern wieder in ihre bürgerlichen Rechte und in den Besitz ihres Vermögens eingesetzt werden. Zu ihrer Sicherheit sollte den Hugenotten eine Anzahl fester Plätze, darunter Larochelle, Montauban, Nimes mit Besatzungsmannschaften ihres Glaubens auf acht Jahre eingeräumt werden, für deren Unterhalt der König einen Kostenantheil übernahm. Endlich sollten zwei in ihren politischen Versammlungen freigewählte Abgeordnete die Sache der Hugenotten bei dem Hof und dem Staatsrath führen.

Das Edikt zur Anerkennung gebracht.

Das Edikt von Nantes regte in den katholischen Kreisen noch einmal die Leidenschaften mächtig auf: die Parlamente weigerten die Eintragung oder schlugen Abänderungen vor, welche den Zweck und die Wirkung gänzlich vernichtet hätten. Eine allgemeine Agitation wurde gegen dasselbe ins Werk gesetzt; auf den Kanzeln hörte man wieder die alten Schmähreden; mit Prozessionen flehte man den Himmel um Abwehr des der Kirche drohenden Verderbens an. In der Luft schwirrten neue Mordpläne. Aber Heinrich blieb standhaft; in der Durchführung des Gesetzes erkannte er das einzige Mittel, dem Königreiche die ersehnte Ruhe zu geben. Seiner persönlichen Einwirkung war es zuzuschreiben, daß die Parlamente allmählich nachgaben und dem Edikte, wenn auch hie und da mit einigen Modificationen, die gesetzliche Sanction ertheilten.

Den heftigsten Widerstand erhob das Pariser Parlament. Um denselben niederzuschlagen, lud Heinrich die vornehmsten Mitglieder zu einer Unterredung ein und brachte durch seine ernste und verständige Ermahnung solche Wirkung hervor, daß alle Einwendungen verstummten. „Er empfing sie in seinem Hauskleid", erzählt Ranke, „denn er wollte vertraulich mit ihnen reden, und begann dann mit einer Erinnerung an die blutigen Gräuel der Bürgerkriege. Wollten sie dieselben erneuern, sagte er, so möchten sie sich dazu anschicken, wie die Capuziner der Ligue, die das Schwert über die Kutte gürteten; er für sich wolle ein friedlicher König, ein König-Hirt sein, und das Blut der Seinigen nicht vergießen. Davor, daß ihm Aufruhr in der Stadt erregt werden könne, fürchte er sich nicht, er werde die Barrikaden von Paris übersteigen, wie so viele Mauern anderer Städte. Er bedeutete sie, daß der Religionseifer den Ungehorsam nicht entschuldige, rücksichtsloser Eifer verdiene vielmehr Strafe; er habe in dieser Sache den Papst für sich, der werde die Widerspenstigen selbst mit dem Banne belegen. Wohl wisse er, daß das Reich nicht ohne die katholische Religion bestehen könne, aber auch das sei klar, daß ohne seine Person, der Gott die Regierung des Reichs durch erbliches Recht anvertraut habe, weder das Reich noch die Religion bestehen würden. Und am wenigsten die Mitglieder des Parlaments sollten ihm widerstreben, daß sie auf ihrem Stuhle sitzen, verdankten sie ihm: den Einen habe er zu ihren Häusern geholfen, den Andern zu der Freiheit,

ihren Glauben zu bekennen. Nicht durch Gewalt könne man Menschen bekehren; aber der Unterschied zwischen Katholiken und Hugenotten müsse doch aufhören; sie müßten alle gute Franzosen sein; er trage sich seit langer Zeit mit einem Gedanken, den er noch auszuführen denke; eine Reformation der Kirche wolle er ins Werk richten."

Der Papst und Heinrichs zweite Vermählung.

Auch Papst Clemens VIII. war Anfangs heftig erzürnt über die den Reformirten gewährten Zugeständnisse. Aber die Verbindung mit dem französischen König brachte ihm so viele persönliche Vortheile, daß er doch keinen neuen Bruch herbeizuführen wagte. Er drückte ein Auge zu und ließ geschehen, was er nicht zu verhindern vermochte. Noch enger wurde das Band geknüpft, als sich der heilige Vater herbeiließ, auf Grund mangelnder Dispensation wegen allzunaher Verwandtschaft in die Auflösung der Ehe Heinrichs mit Margaretha von Valois 1599.
zu willigen. Der König, der schon längere Zeit von seiner Gemahlin getrennt lebte, schloß darauf eine neue Heirath mit Maria von Medicis, Tochter des Großherzogs Franz von Toscana und der Johanna von Oesterreich. Als die neue Königin am 27. Sept. 1601 einen Thronfolger gebar, war die Freude des Volkes unbeschreiblich. Aber die zweite Mediceerin brachte dem Reich nicht mehr Glück und Ruhe als die erste.

Die Reformirten und der Jesuitenorden.

So erlangten denn die französischen Hugenotten nach so vielen Stürmen eine Rechtsstellung, wie sie dieselbe noch nie besessen. Diejenigen unter ihnen, die standhaft bis ans Ende ausgeharrt hatten, durften nun in Sicherheit und Ruhe offen ihres Glaubens leben. Aber es war nicht mehr der treibende Same und die junge Blüthe eines religiösen Aufschwungs, der mit erobernder Ueberzeugungskraft vorwärts drang; es war der kleine Rest einer reifen Frucht, die aus dem langen furchtbaren Sturme sich gerettet hatte. Aus der Zahl calvinischer Gemeinden, welche unter Karls IX. minderjährigen Regierung die Zahl von zweitausend überstieg, waren noch siebenhundert und sechzig übrig, wie man auf der Synode zu Montpellier im Mai 1598 mit Trauer wahrnahm. Mord und Verfolgung, Furcht und Verführung hatten in mancher Stadt und in manchem Busen eine Lehre erstickt, die mit den kirchlichen Traditionen Frankreichs in Widerspruch stand. Jesuiten, Priester und Fanatiker hatten thätig an ihrer Verminderung gearbeitet, und dennoch hob Heinrich IV. das Verbannungsurtheil, das die Gerichte bei Gelegenheit des Mordanfall von Chastel über die Gesellschaft Jesu ausgesprochen, wieder auf, um die Versöhnung, die er dem Reiche bringen wollte, vollständig zu machen. Der Urtheilsspruch des Parlaments wurde widerrufen, das Denkmal ihrer Schmach niedergerissen und dem Orden gestattet, in allen Städten, wo sich ihnen die Bürgerschaft nicht widersetzen würde, Klosterhäuser und Schulanstalten zu gründen. Pater Cotton, zum königlichen Beichtvater gewählt, erlangte großen Einfluß am Hof und auf den Gang der Regierung.

9. Heinrichs IV. Regierung und Tod.

Aufbau des Staats.

Als Heinrich IV. die Hugenotten zufrieden gestellt, die liguistischen Häupter durch Verträge zur Unterwerfung und zum Gehorsam gebracht, mit dem Papste und der römischen Kirche sich ausgesöhnt und endlich mit Spanien einen dauernden Frieden geschlossen hatte, war der vielgeschmähte und vielbekämpfte „Bearner"

König von Frankreich. Die Dynastie der Bourbons wurde nicht länger bestritten. Aber in welchem Zustande befand sich das Reich am Ende des Jahrhunderts! Ueber dreißig Jahre hatte ein gräuelvoller Religions- und Bürgerkrieg alle Fundamente des öffentlichen Lebens unterwühlt, alle Gefühle von Recht, Tugend und Sittlichkeit ausgelöscht, die Blüthe der männlichen Bevölkerung ins Grab gestürzt, den nationalen Wohlstand zu Grunde gerichtet! Diese Wunden und Schäden zu heilen, das Königreich, das endlich von den äußern Feinden und den inneren Factionen gerettet und auf seine natürliche nationale Basis gestellt worden, auch wieder in den gesunden Zustand, zu neuer Lebenskraft zurückzuführen, war eine Arbeit von nicht minder großer Anstrengung und Schwierigkeit, als die Befreiung und äußere Friedigung. Der Staat mußte gleichsam neu geboren, alle Organe eines gesunden Daseins durch ein gründliches Heilverfahren, durch methodische Pflege und Wartung, durch Beseitigung eingewurzelter Gebrechen zu neuer Lebensthätigkeit gebracht, zur Verrichtung ihrer Functionen gestärkt und fähig gemacht werden.

Sully. Und da war es denn ein großer Segen, daß einem König, der den guten Willen für heilsame Reformen und Schöpfungen in sich trug, der für das Volk ein warmes liebevolles Herz, für das Gemeinwohl eine begeisterte Hingebung besaß, ein Mann zur Seite stand, der mit fester Charakterstärke, tiefer und klarer Intelligenz eine unermüdliche Willens- und Thatkraft verband und trotz seines scharfen, schroffen und unbeugsamen Wesens das unerschütterliche Vertrauen seines Königs genoß, das ihn gegen alle Intriguen und Hofränke sicher stellte. Dieser Mann war der uns bereits bekannte Herzog von Sully. Als Calvinist und Kriegsmann mit Heinrich von Jugend auf vertraut und an dessen Schicksal geknüpft, hatte er die erfahrungsreiche Lebensschule getheilt, in welcher auch der Geist und Charakter des Königs sich entwickelt hatte. Diese treue Waffenbrüderschaft in guten und schlimmen Tagen schlang ein Band der Freundschaft um die beiden Männer, welches durch das ganze Leben dauerte; und wie oft auch Sully dem Gebieter gegen den Sinn handelte, seine Pläne und Vorsätze durchkreuzte oder vereitelte, durch sein stolzes Auftreten und seine militärische Derbheit den König, die Höflinge, die Mätressen beleidigte; Heinrich erkannte die Verdienste, die Ehrenhaftigkeit, die Loyalität und vor Allem die Uneigennützigkeit des Mannes und schützte ihn gegen alle Anfechtungen und Kabalen, ja mehr als einmal beugte er sich vor dem trotzigen Geiste, der in solcher Unabhängigkeit dem Monarchen gegenüberstand, und opferte seine Wünsche dem Willen des bewährten Dieners. Wie oft ließ sich Heinrich in seiner großen Schwäche für schöne Frauen zu Versprechungen hinreißen, deren Erfüllung Sully nicht zugab. Er hatte sowohl der Gabriele d'Estrées, Herzogin von Beaufort, als seiner zweiten Geliebten, Henriette d'Antragues, Marquise von Verneuil, die Ehe und Legitimirung ihrer Kinder versprochen, Sully nöthigte ihn, die Stimme des Herzens den dynastischen und politischen Rücksichten zum Opfer zu bringen. —

Um den Neubau des Staats nach allen Seiten mit freier Hand durchzuführen, übernahm Sully die Leitung aller Staatsgeschäfte in solchem Umfang, daß mit Ausnahme der auswärtigen Angelegenheiten, die der gewandte Villeroi besorgte, alle übrigen Ministerien in seiner Hand vereinigt waren, daß seine Reformen sich über alle Gebiete des Staatslebens ausdehnten. Neben Villeroi bewegte sich Jeannin, der Sohn eines Handwerkers von Autun, der aus den Diensten Mayenne's in die des Königs übergegangen war und verwickelte diplomatische Fragen mit Geschicklichkeit zu lösen verstand, in einer gewissen Selbständigkeit.

Der Staatshaushalt war die wichtigste und schwierigste Angelegenheit der neuen Regierung. Es wurde schon wiederholt erwähnt, wie sehr seit den Tagen Heinrichs II. die Finanzlage in Verwirrung gerathen war, und wie oft unter seinen drei Söhnen die Reichstage auf Besserung und Abhülfe gedrungen. Statt einer Erleichterung waren die Nothstände immer größer geworden. Die Taille oder Grundvermögenssteuer, die den Bürger und Bauer am schwersten belastete, war zu einer unerschwinglichen Höhe gesteigert worden, und trug, Dank der gewissenlosen und ungetreuen Verwaltung, der Staatskasse doch nur wenig ein. Die unaufhörlichen Kriege, die fremden Söldnerheere, die Verschwendung am Hof, die Schenkungen an Günstlinge, die auf das große Schuldbuch des Staats angewiesenen Rentenscheine vermehrten die Ausgaben, das Deficit wuchs mit jedem Jahr. Man machte Staatsschulden zu hohen Zinsen, man schuf neue Auflagen oder mehrte die vorhandenen, man erhob Vorschüsse gegen beträchtliche Abgaben, man verpfändete oder veräußerte die Staatsgüter um niedrige Summen; man creirte neue Aemter und Stellen, um sie zu verkaufen; man gab Adelsbriefe um Geld aus, verminderte aber dadurch, da dem Adel das Privilegium der Steuerfreiheit beiwohnte, den Ertrag der Jahreseinnahme. Die Steuerfreien mehrten sich in demselben Maße wie die Steuerpflichtigen abnahmen. In dieses Chaos der Staatshaushaltung trat Heinrich IV. ein, und die ersten unruhigen Zeiten seiner Regierung waren nicht geeignet, bessere Zustände zu schaffen. Vielmehr kamen neue Belastungen zu den alten. Er hatte bei seinen royalistischen Freunden Vorschüsse und Anleihen aufgenommen, die wieder gedeckt werden mußten; die Schweizer hatten rückständigen Sold zu fordern; die den Liguisten bei ihrer Aussöhnung versprochenen Summen betrugen mehrere Millionen. Als Sully die Oberleitung des Finanzwesens übernahm, belief sich die Staatsschuld nach seiner eigenen Angabe auf 345 Millionen Livres, eine für jene Zeit unerhörte Summe; und diese mußte mit acht bis zehn Procent verzinst werden. Noch vor Beendigung des Krieges hatte Heinrich auf den Vorschlag Duplessis Mornay's einen Finanzrath ernannt unter dem Vorsitz Harlay de Sancy's, und eine Notablenversammlung nach Rouen berufen, um Ordnung in dem zerrütteten Staatshaushalt zu schaffen. Ihre Vorschläge liefen auf Abschaffung der Mißbräuche, insbesondere des Aemterverkaufs, auf Verminderung der Truppen und Festungen, auf Beschränkung der Ausgaben und größere Sparsamkeit hinaus, Vorschläge, welche wohl für die Zukunft eine Erleichterung der Lasten und eine geordnetere Finanzverwaltung herbeizuführen geeignet waren, aber für den augenblicklichen Nothstand keine Abhülfe gewährten. Von einer Reduction der Staatsschuld und Herabsetzung der Zinsen wollten die vornehmen Herren, da sie davon selbst am meisten betroffen worden wären, nichts hören. Gegen eine indirekte Auflage auf die ersten Lebensbedürfnisse erhoben die Städte und der landbesitzende Adel Einsprache.

Die Finanzlage. *1596.*

Da wurde Sully an Sancy's Stelle zum Oberintendanten der Finanzen ernannt, und der Ruf der Rechtschaffenheit und Charakterreinheit, den er zu dem Amte mit-

Sully's Reformen.

brachte, erleichterte ihm die schwierige Aufgabe, durch einschneidende Reformen die Noth des Augenblicks zu heben und einem kräftigen Rückfall in die bisherigen Uebelstände vorzubeugen. In den Denkwürdigkeiten, die seinen Namen tragen, bilden seine Finanzreformen den wesentlichsten Inhalt. Als er Anstalten machte, die bisherige Finanzverwaltung und Steuererhebung durch einen besonderen Untersuchungsrath prüfen zu lassen, entstand in der ganzen Beamtenwelt ein solcher Schrecken, daß man ihm eine Summe von 1,200,000 Ecus oder 3,600,000 Livres anbot, wozu Schuldige wie Unschuldige und selbst die Erben der Verstorbenen beitragen mußten, eine Einnahme, welche aus mancher Verlegenheit half. Nicht mindere Vortheile brachte eine zweite Neuerung: Bisher waren die Richterstellen an den Parlamenten käuflich gewesen. Sully gestattete den Inhabern für die jährliche Zahlung des sechzigsten Theils der Summe, auf welche das Amt geschätzt war, dasselbe in Zukunft unter gewissen Voraussetzungen zu vererben. Durch diese Amtssteuer, Paulette genannt, wurde ein erblicher Richterstand, eine Aristokratie der Robe geschaffen, wodurch die Geburtsaristokratie des Adels ein Gegengewicht, die Krone eine Stütze erhielt. Zugleich traf Sully Vorsorge für dauernde Reformen in den Einnahmen und Ausgaben des Staats. Die Taille vermochte er freilich nicht zu vermindern; doch machte er die Steuer gleichmäßiger, indem er die Adelsbriefe revidirte und alle unbegründeten Exemtionen aufhob, den Bauer vor den Gewaltsamkeiten der Soldaten, der Justizbeamten und der Steuerpächter in Schutz nahm und einen Theil der Rückstände fallen ließ. Auch bahnte er eine Minderung der Staatsschuld und eine Vermehrung des öffentlichen Einkommens an, indem er die Rechtstitel der Gläubiger prüfte, die unberechtigten Ansprüche bei Seite warf, eine Herabsetzung der Zinsen eintreten ließ; indem er der Verschleuderung der Domänen wehrte und die widerrechtlich erworbenen zurückforderte, die Staatsrenten untersuchen und richtig stellen ließ und die Zollpachtungen an den Staat zurückbrachte. Es waren tiefe Einschnitte in den Besitzstand der Einzelnen, aber das Staatswohl heischte solche Heilungen durch das Eisen, und die Hand, welche das Instrument anlegte, war rein von jedem Vorwurf der Selbstsucht und des Eigennutzes. Mit Erstaunen gewahrte die Welt die Machtstellung des südfranzösischen Edelmanns, der ohne Ahnen sich so sicher unter Herzögen, Pairs und Großen bewegte, inmitten der katholischen Welt seinem calvinischen Glauben treu blieb, und dem König und Hof gegenüber stets die rauhe Tugend und den unabhängigen Sinn eines von dem Bewußtsein seines Werthes und seiner Verdienste gehobenen Mannes zeigte. „In den Räumen des Arsenals sieht man noch die Rolle, an der Sully die aufgeschlagenen Akten und Rechnungen herauf- und hinunterwand, um sie bequemer in seine Hände zu bekommen; den kunstvoll gearbeiteten eisernen Schrank, in welchem er das eingehende Vermögen der französischen Krone verwahrte, den Tisch von Marmor, an welchem er schrieb, in dem niedrigen, an Decke und Wand getäfelten Zimmer von altväterischer Eleganz, das er bewohnte, mit einigen Bildwerken und Spiegeln von dickem venetianischem Glas; alles stattlich, solid, charakteristisch." Es ist ein Bild des französischen Staates, wie er aus der schöpferischen Thätigkeit des Königs und seines Ministers hervorging; das Gefühl der Kraft, der Unabhängigkeit, der bürgerlichen Tugend und Rechtschaffenheit ging von den Häuptern auf die Glieder, vom Thron auf die Nation über.

Rückzahlungen der Steuererheber. — *Die Paulette.* — *Taille.* — *Reduction der Staatsschuld.* — *Sully's Stellung.*

Dennoch lauerten unter der Decke noch manche böse Geister; zu lange waren die Menschen an Mord und Blutvergießen, an Verrath und Freventhaten gewöhnt worden, als daß nicht noch einzelne Stürme und Nachwehen die Atmosphäre des beginnenden Frühlings hätten unterbrechen sollen. Die unerbitt-

Umtriebe und Complotte.

liche Strenge, womit Sully in den Besitzstand so mancher Adelsfamilie einschnitt, der autokratische Geist, womit Heinrich die selbstherrliche Königsgewalt, die Idee der monarchischen Autorität ins Leben einzuführen bemüht war, erweckte in dem an Eigenmächtigkeit, an Willkür und Unbotmäßigkeit gewohnten Herrenstande manche Antipathie und Unzufriedenheit. Heinrich gab sich alle Mühe, den Geist der Waffenbrüderschaft und des persönlichen Vertrauens lebendig zu erhalten, den Adel durch herzliches Entgegenkommen an seine Person zu fesseln. Und wer war einer solchen Aufgabe mehr gewachsen, als der ritterliche Fürst, dessen echt französische Natur, dessen heiteres, freundliches und wohlwollendes Wesen eben sosehr die Liebe des Volkes gewann, wie sein Kriegsruhm und seine Herrschergaben der nationalen Ehrliebe und Eitelkeit schmeichelten?

Dennoch erlebte er den Schmerz, daß in den Reihen seiner eigenen Waffengefährten conspiratorische Regungen sich kund gaben, daß ein Mann, der tapfer an seiner Seite gestritten, der das schärfste Schwert in seinen Schlachten geführt, der Marschall **Biron**, an die Spitze der Malcontenten trat, um die unheimlichen Zeiten der Ligue zurückzuführen. Biron glaubte sich für die Verdienste, die er selbst und sein Vater dem König geleistet, nicht hinreichend belohnt und trat mit dem Herzog von Savoyen und einigen unzufriedenen Edelleuten in Verbindung, um Sully's Reformen rückgängig zu machen und die Regierung zu ändern. Selbst von der Ermordung des Monarchen soll die Rede gewesen sein. Heinrich, durch einen ehemaligen Vertrauten Birons von den schlimmen Plänen und Absichten des Marschalls unterrichtet, suchte den Verklagten in einer persönlichen Unterredung zum Geständniß seiner Schuld und zur reumüthigen Umkehr von den Wegen des Verraths zu bewegen; als aber der ehrgeizige trotzige Mann sich nicht entschließen konnte, sein Unrecht zu gestehen und den König um Gnade und Verzeihung zu bitten, wurde er ins Gefängniß gebracht und dem Parlamente zur gerichtlichen Untersuchung zugewiesen. Dieses fand die Anklage begründet und verurtheilte den Marschall, weil er nach Umsturz der Verfassung und nach Erneuerung der alten Unordnung getrachtet, zum Tode. Alle Fürbitten der Freunde und Verwandten vermochten keine Begnadigung zu erwirken: am 31. Juli 1602 wurde der Marschall im Hofe der Bastille enthauptet, ein ritterlicher Kriegsmann von achtunddreißig Jahren, voll Lebenskraft und Lebenslust. Während des Prozesses war mancher hochgestellte Edelmann als Mitwissender bezeichnet worden, unter ihnen der Marschall von Montmorency; aber Heinrich schlug jede weitere Untersuchung nieder; er ließ sich an dem einen Opfer genügen, seine Politik der Beruhigung und Versöhnung sollte durch keine weiteren Bluturtheile durchbrochen und befleckt werden.

Marschall Biron.

Juli 1602.

Und doch zählte sogar die Marquise von Verneuil, des Königs zweite Maitresse, zu den Verehrern Birons. Ihr Halbbruder, der Graf von Auvergne, ein natürlicher Sohn Karls IX., der im Bunde mit Spanien neue Umtriebe gesponnen, wurde in der Bastille festgehalten, die Marquise wenigstens auf

Graf Auvergne.

1604.

einige Zeit vom Hofe verwiesen. Sie und ihr Vater Franz Balzac d'Entraigues waren ungehalten, daß der Sohn, welchen jene dem König vor seiner zweiten Verheirathung geboren, nach der Geburt des Dauphin nicht für legitim gelten sollte, wie doch Heinrich versprochen hatte. Die Verweisung war jedoch nicht von Dauer; ihre Reize hatten zu mächtigen Einfluß auf den weibersüchtigen Monarchen.

Bouillon und die Hugenotten. Der Graf von Auvergne und seine Schwester waren eifrige Katholiken und Freunde der Jesuiten. Um so mehr hielt es Heinrich für seine Pflicht, als sich auch unter den reformirten Edelleuten agitatorische Umtriebe kund gaben, die gleiche Strenge zu zeigen, damit man ihm nicht geheime Sympathien mit den alten Glaubensgenossen Schuld gebe. Als der Herzog von Bouillon, welcher zur Zeit der Ligue dem Bourbon so kräftigen Beistand geleistet, den ehrgeizigen Versuch machte, an der Spitze der Calvinisten des Südens sich eine selbständige Stellung zu verschaffen und sein Gebiet in ein unabhängiges Fürstenthum zu verwandeln, sei es mit spanischer oder niederländischer Hülfe, wurde er vor Gericht geladen. Er begab sich nach Castres, um sich vor einer der gemischten Kammern zu stellen, wo er umgeben von dem Limousinschen Adel seine Freisprechung zu erlangen hoffte. Als jedoch der König das Pariser Parlament mit der Untersuchung betraute, fürchtete Bouillon, es könnte ihm wie dem Marschall Biron ergehen; er entfloh nach Genf und von da nach Deutschland. Im Vertrauen auf die Waffenhülfe, die ihm mehrere deutsche Fürsten in Aussicht stellten, kehrte er nach Sedan zurück, um seine ehrsüchtigen Pläne zur Ausführung zu bringen. Aber wie viele Fäden er da und dort anknüpfte: als Heinrich IV. auf den Rath
Frühjahr 1606. Sully's mit einigen Fähnlein vor Sedan rückte und Stadt und Schloß zu belagern begann, sah er sich von allem thätigen Beistand verlassen. Schmiegsamer jedoch und weniger trotzig als Biron, brachte es Bouillon über sich den König um Verzeihung zu bitten und ihm für die Zukunft Gehorsam und Treue zu geloben. Heinrich empfing den Reumüthigen gnädig; er zog ihn an seinen Hof und übertrug ihm in der Folge hohe Ehrenämter, aber über Sedan setzte er einen königlichen Befehlshaber ein. Auch dem Herzog von Epernon stellte er einen solchen Beauftragten zur Seite.

Ausgleichung der Parteien. Mit Gerechtigkeit und Klugheit suchte König Heinrich IV. die alte Parteiung auszulöschen. Alle die sich ihm treu und ergeben bewiesen, fanden in ihm einen wohlwollenden und freigebigen Herrn; aber jedes Hervortreten selbstsüchtiger ehrgeiziger Bestrebungen, jeder Versuch, die alte Parteiung und Unbotmäßigkeit zu erneuern oder die Verbindungen und Umtriebe mit Spanien lebendig zu erhalten, wurde von ihm mit aller Energie zurückgewiesen. Wohl dauerte der Einfluß der Guisen in den strengkatholischen Kreisen und in der Masse des Volkes noch fort; aber mehr und mehr traten die Prinzen von Geblüt, der Herzog von Soissons, der jüngere Condé und sein Bruder Conty an die Spitze der Aristokratie. Der letzte, ein tapferer Kriegsmann von großer Körperkraft aber schwachen Geistes, vermählte sich mit einer Tochter des ermordeten Heinrich von Guise, ein weiterer Schritt der Ausgleichung und Versöhnung der

Parteien. Auch Margaretha von Valois verbrachte die letzten Jahre ihres Lebens in Paris, vom Hofe und dem König ihrem Range entsprechend geehrt. Nie hat ein Fürst die schöne Mission, eine gespaltene, verwirrte, durch religiöse und politische Meinungskämpfe zerrissene Nation zu beruhigen und zu versöhnen, geschickter und redlicher erfüllt als der Gründer der Bourbonschen Dynastie. Neben dem Hugenotten Sully standen Männer von entschieden katholischer Richtung, wie Villeroi, Jeannin, Sillery an der Spitze der Staatsgeschäfte. Als man in Rom das Urtheil des Parlaments gegen Castel auf den Index setzte, legte Heinrich Verwahrung ein und verlangte, daß man im folgenden Jahr das Verbot zurückhielt; und als die Calvinisten fortfuhren den Papst als Antichrist und die katholische Religion als Götzendienst zu bezeichnen, sah er es nicht ungern, daß in einer Disputation zu Fontainebleau dem Haupte derselben, Duplessis Mornay, von dem Bischof Du Perron nachgewiesen wurde, daß er in seinem Buche über die Eucharistie viele irrige Zeugnisse angeführt habe. Eine gewisse Zuneigung zu dem Glauben seiner Jugend blieb immer in Heinrichs Seele zurück. Um so mehr suchte er jede Veranlassung zur Erneuerung der früheren Religionskämpfe zu meiden.

Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt.

Diesem ausgleichenden Streben war es zu danken, daß die Vaterlandsliebe und ein gesundes Nationalgefühl, die unter den Gräueln des Bürgerkriegs, unter den Leidenschaften des Religionshasses erloschen waren, sich wieder erwärmten, daß der monarchische Sinn des Volkes sich wieder belebte, in der Person des Königs wieder seinen Halt und Mittelpunkt fand; daß der nationale Geist der Franzosen aus langer Verdunkelung sich von Neuem erhob und alle volksfeindlichen Regungen überwand. Denn Heinrich besaß wie wenige das glückliche Talent, alles Verwandte an sich zu ziehen, alles Spröde und Feindselige geschmeidig zu verarbeiten. Nichts lag ihm ferner als Nachsucht. Er zog gern über die Vergangenheit einen Schleier, sein Blick war auf Gegenwart und Zukunft gerichtet. Und er hatte genug zu thun, wenn er das gegenwärtige Frankreich aus seinem tiefen Verfall erlösen und den Sinn der Nation auf höhere Ziele lenken wollte. Bei seinem Regierungsantritt fand er ein verwüstetes Land, das noch allenthalben die Spuren der verheerenden Bürgerkriege zeigte. Diese mußten durch nützliche Anstalten, durch umsichtige Arbeit beseitigt, im Volke neuer Lebensmuth, neue Unternehmungslust geweckt, der menschlichen Thätigkeit neue Anregung gegeben werden. Da waren zerstörte Brücken herzustellen, verfallene Landstraßen gangbar zu machen, Verkehrserleichterungen zu schaffen; da mußte man der ländlichen Bevölkerung aufhelfen und den Ackerbau befördern, in dessen Pflege Sully die Wohlfahrt des Landes erkannte; da mußte man den Gewerbfleiß aufmuntern, dem Absatz der Erzeugnisse neue Wege und Märkte schaffen; da mußte man nützliche und schöne Gebäude errichten, theils um die Verödung und den Verfall der Städte zu verhindern, theils um die Menge verarmter und brodloser Menschen zu beschäftigen, die der Krieg an ein Strolchen- und Räuberleben gewöhnt hatte; da mußte der durch den Bürgerkrieg genährten Fehdelust durch Gesetze gegen den Zweikampf gewehrt werden. Allen diesen Aufgaben suchte Heinrich zu genügen. Der bekannte Ausspruch, er wolle

bewirken, daß jeder Bauer am Sonntag sein Huhn im Topf habe, kann als Beweis gelten, wie sehr das Volk die väterliche Fürsorge des Königs für das Wohl seiner Unterthanen in der Erinnerung bewahrte. Er munterte zum Seidenbau auf; er suchte die Tuch- und Leinwandbereitung in Schwung zu bringen, damit die Waaren aus Flandern nicht mehr eingeführt zu werden brauchten; er beförderte Handel und Schifffahrt. Marseille fing an der Mittelpunkt und Stapelplatz eines ausgedehnten Verkehrs nach der Levante zu werden; von Honfleur und Havre de Grace aus wurden Entdeckungsfahrten nach Nordamerica, Colonisationsversuche in Canada unternommen; ein hugenottischer Seecapitän Dumont legte den Grund zu einer französischen Ansiedelung an dem See, der von seinem Gefährten Champlain den Namen erhielt. So erblickte man überall Keime und Ansätze eines neuen Staats- und Gesellschaftslebens unter einem Monarchen, der einen weitschauenden Blick, ein wohlwollendes Herz für Volksglück und einen an Ideen fruchtbaren Geist besaß. Und wie ist unter seiner Regierung die Hauptstadt Paris mit großartigen Bauwerken geschmückt worden! Auch die Wissenschaften und die schönen Künste erhoben sich wieder aus dem Verfall, dem sie unter dem verwildernden Einfluß des Kriegs und des politisch-religiösen Fanatismus entgegen gegangen waren.

Heinrichs Stellung zu den politischen Zeitereignissen.

Wie sehr immer Heinrich IV. für Aufrichtung des inneren und äußern Friedens, für Herstellung des nationalen Wohlstandes bedacht war, er vermochte doch nicht den religiösen Fanatismus, nicht die zwischen Frankreich und Spanien fortdauernden kirchlichen und politischen Gegensätze zu bewältigen. Auch unter Philipp III. kam keine aufrichtige Versöhnung zwischen Paris und Madrid zu Stande. Der Niederländische Krieg, während dessen Heinrich IV. seine freundschaftlichen Beziehungen zu Holland ohne Unterbrechung fortdauern ließ, die Ausbreitung des spanischen Einflusses in Italien und über Graubündten, das aufrührerische Treiben einzelner malcontenten Großen in Frankreich boten Anlaß genug zu gegenseitiger Eifersucht, zu Mißtrauen und Verdacht, zu gereizten Vorstellungen und bittern Reden. Wir werden später erfahren, wie sehr die Unterstützung des französischen Königs den Holländern zu statten kam, als sie mit Spanien den Waffenstillstand schlossen, welcher die Grundlage ihrer Unabhängigkeit wurde. Auch von dem verhängnißvollen Jülich-Cleveschen Erbfolgestreit, in den sich Heinrich im Interesse der protestantischen Fürsten Deutschlands und der Niederlande mischte, um die Besitzergreifung durch die Habsburger zu verhindern, wird in der Folge die Rede sein. Die Spanier glaubten in dieser Haltung des benachbarten Monarchen neue Beweise feindseliger Gesinnung zu erkennen. Die christliche Welt war damals in einer ähnlichen Aufregung wie zwanzig Jahre früher; ja die Bewegung hatte noch weitere Dimensionen erlangt, indem jetzt auch die protestantische Welt in Deutschland, in Ungarn, in Böhmen von dem wilden Gährungsprozeß erfaßt war. Noch einmal rüsteten sich die beiden mächtigen Prinzipien, welche seit fast hundert Jahren die europäische Menschheit in zwei

Heerlager getheilt, zu einem letzten gewaltigen Schlag. Noch einmal versuchte das habsburgische Haus in Spanien und Oesterreich mit Hülfe der katholischen Mächte eine Universalherrschaft zu begründen; schon war die deutsche Nation in Union und Liga gespalten; schon war in Cleve-Berg die Losung zum Kampf gegeben, durch welchen entschieden werden sollte, ob in Zukunft am Niederrhein die katholische oder die protestantische Religion, das österreichisch-spanische oder das brandenburgisch-deutsche Panier die Herrschaft führen werde.

In dieser Weltlage glaubte Heinrich IV. den Zeitpunkt gekommen, eine große historische Mission zu erfüllen, eine politisch-religiöse Ordnung zu schaffen, nach welcher die europäische Völkerfamilie in Zukunft ihr geschichtliches Leben in Friede und Freiheit, jedes nach eigenen Gesetzen vollbringen möge. Es ist aus den Denkwürdigkeiten Sully's bekannt genug, daß der König und sein Minister mit dem Plane einer neuen Gestaltung der politischen Verhältnisse Europa's umgingen, wonach die Uebermacht der Habsburger Dynastie für immer gebrochen, Spanien auf die pyrenäische Halbinsel und die Colonien beschränkt, alle andern Staaten zu einem christlichen Weltreich mit Religionsfreiheit und Rechtsgleichheit für die drei christlichen Confessionen, mit monarchischen oder republikanischen Verfassungen vereinigt werden sollten. In diesem christlichen Weltreiche sollten fünfzehn selbständige Staaten, sei es als Erbmonarchien, als Wahlreiche oder als republikanische Gemeinwesen neben einander bestehen, ihre Streitigkeiten in gemeinschaftlichen völkerrechtlichen Schiedsgerichten austragen und ihre vereinten Kräfte gegen die Türken wenden. Wie vielfach man auch diesen „großen" Plan einer christlichen Völkerallianz mit religiöser Toleranz für die drei Hauptkirchen, mit politischer Autonomie und selbstgeschaffenen Staatsformen, mit einem ewigen Frieden unter einander bezweifelt oder als Chimäre behandelt hat, so viel ist gewiß, daß sich damals Heinrich IV. mit großen politischen Ideen getragen hat, daß er alle der spanisch-österreichischen Macht widerstrebenden Kräfte in Deutschland, in den Niederlanden, in Italien und in den nordischen Reichen zu einer gemeinsamen Action zu vereinigen strebte, um diese katholisch-absolutistische Uebermacht zu brechen und Europa in Zukunft vor ihrer Gewaltherrschaft sicher zu stellen.

Der Plan eines christlichen Weltreichs.

Denn gerade damals hatte sich Heinrich IV. von Neuem überzeugt, daß Spanien fort und fort das französische Reich durch Intriguen zu verwirren suche, daß alle malcontenten Großen fort und fort ihre Hoffnungen auf den Hof von Madrid setzten, daß die Aufstandsversuche ehrgeiziger unzufriedener Adeligen stets von Brüssel oder von der spanischen Hauptstadt genährt und gefördert würden, daß ehemalige Liguisten, daß fanatische Priester, Mönche und Ultramontane, welche nie vergessen konnten, daß der König ketzerischen Doctrinen gehuldigt hatte und von dem päpstlichen Bannfluche getroffen worden war, noch immer dem spanischen Herrscherhause, dem Horte der Rechtgläubigkeit ihre Sympathien zuwandten.

Heinrich IV. und der spanische Hof.

Umtriebe des Prinzen von Condé.

Heinrich hatte seinen Vetter, den Prinzen von Condé, mit Wohlwollen und Auszeichnung behandelt, wie wenig auch der ausschweifende, hochfahrende und ehrgeizige Fürst sich der Gunst würdig zeigte. Auf des Königs Antrieb war es geschehen, daß die jüngste Tochter des Connetable Montmorency, eine junge blühende Dame von großer Schönheit und Anmuth, mit dem Prinzen vermählt ward. Es währte nicht lange, so fand der König, obwohl bereits ein starker Fünfziger, großes Wohlgefallen an der Fürstin, und seine Huldigungen wurden freundlich aufgenommen. „Ein Verhältniß von romaneskem Anflug bildete sich zwischen ihnen; die Prinzessin betrachtete den König als ihren Ritter; dieser hielt für sehr erlaubt, denn kein Gesetz der Welt verbiete das, ihr als seiner Dame zu huldigen." Selbst als Condé sich mit seiner Gemahlin auf seine Güter in die Picardie begab, suchte der König sich ihr verkleidet zu nahen. Dies gab dem Prinzen, der schon lange eine dynastische Opposition gegen den König gebildet und wie früher die Guisen Erbansprüche auf die Krone Frankreichs erhoben hatte, den Gedanken ein, nach Brüssel zu entfliehen und mittelst des erzherzoglichen Hofes mit Spanien Verbindungen anzuknüpfen. Seine Gemahlin fand eine Freistätte im Schloß und wurde gegen ihren Willen von der Rückkehr nach Frankreich abgehalten. Der Verdruß des Königs wurde noch vermehrt, als der Prinz in einem Gespräch mit dem Nuntius die Behauptung aufstellte, die Ehe Heinrichs IV. mit Maria von Medicis sei unrechtmäßig, nicht dem Dauphin, sondern ihm selbst komme die Nachfolge zu; als er bei verschiedenen Gelegenheiten offen aussprach, daß er mit Hülfe seiner Freunde und Gesinnungsgenossen, wenn ihm Spanien geheime Unterstützung und Geld gewähre, wichtige politische Veränderungen in Frankreich herbeizuführen gedächte. Bald nachher befand er sich bei dem spanischen Gouverneur in Mailand.

Vorbereitungen zu einem neuen Krieg.

Diese Begebenheit fiel in die aufgeregte Zeit, deren wir eben gedachten, und wenn es noch eines weiteren Motivs bedurfte, um die Kriegslust des Königs zu entflammen, so war die persönliche Beleidigung, die er in der Gunst des Brüsseler und Madrider Hofes gegen den Prinzen von Condé empfinden mußte, ganz geeignet, den beschlossenen Waffengang zu beschleunigen. Mit den protestantischen Fürsten Deutschlands wurde ein Vertrag zu gemeinschaftlichem Vorgehen am Niederrhein verabredet, der von ähnlicher Bedeutung werden konnte, wie das Bündniß Heinrichs II. mit Moriz von Sachsen und den Schmalkaldischen Bundesverwandten; mit dem Herzog von Savoyen, der jetzt ganz für Frankreich gewonnen war, wurde ein Kriegszug gegen Mailand besprochen, Graubündten und andere Kantone der Schweiz gestatteten Werbungen von Söldnern; Venedig stand schon lange mit Heinrich IV. auf freundschaftlichem Fuß; aus Toscana stammte die Königin Maria von Medicis; der Papst war durch die Aussicht auf Erweiterung seiner Lehnsrechte in Neapel und Sicilien leicht zu gewinnen; wir wissen, daß mit den Moriskos in Aragonien und Valencia Verbindungen angeknüpft waren (S. 251 ff.). Große politische und kriegerische

Combinationen gingen ihrer Erfüllung entgegen; in Mezières, in Metz, in Chalons sammelten sich Truppen; Heinrich selbst traf bereits Vorkehrungen zur Abreise, um sich an die Spitze des Heeres zu stellen; da trat ein Ereigniß ein, das alle Pläne und Entwürfe in Trümmer schlug.

Heinrich hatte für die Zeit seiner Abwesenheit einen Regentschaftsrath unter dem Vorsitz der Königin ernannt. Um dieser Stellung in den Augen des Volks mehr Glanz und Ansehen zu geben, bat sie den Gemahl, er möge vor seinem Abgang sie salben und krönen lassen, was bisher noch nicht geschehen war. Mit einigem Widerstreben gewährte der König die Bitte: Am 12. Mai sollte die Krönung und am 16. der feierliche Einzug in Paris stattfinden. An dem bestimmten Tage wurde die Ceremonie in S. Denys mit großer Pracht vollzogen. Um die Vorbereitungen zu dem Einzug zu besichtigen und zugleich dem kranken Herzog von Sully im Arsenal einen Besuch zu machen, fuhr der König am 14. Mai in einem auf beiden Seiten geöffneten Wagen mit den Herzögen von Epernon und Montbazon und einigen andern Personen durch die Stadt. In der Straße La Ferronnerie, welche durch Buden und einige Karren versperrt war, mußte angehalten werden. Da stieg ein Mann auf eines der Hinterräder und stieß dem König, als dieser aufmerksam auf einen Brief hörte, den Epernon ihm vorlas, ein Messer in die Brust. „Ich bin verwundet", rief der König aus, und in demselben Augenblick traf ein zweiter Stoß sein Herz. Das Blut stürzte ihm sogleich mit solcher Heftigkeit aus dem Munde, daß er erstickte. Der Mörder wurde ergriffen; er hieß Franz Ravaillac, war etwa zweiunddreißig Jahre alt, aus Angouleme gebürtig, und hatte früher einige Zeit in Diensten Birons gestanden. Auch war er viel mit Priestern und fanatischen Ultramontanen umgegangen. Beim Verhör gestand er, daß er sich schon längst vorgenommen habe, den König zu tödten, weil er unterlassen, die Bekenner der sogenannten reformirten Lehre zur katholischen Kirche zurückzubringen und weil er gegen den Papst Krieg führen wolle, was so viel heiße, als gegen Gott selbst Krieg führen. Unter allen Martern der Tortur beharrte Ravaillac bei der Versicherung, er habe keine Mitschuldigen und sei von Niemand zu der That beredet worden. Er wurde von dem Parlament zum Tode verurtheilt und schon am 27. Mai hingerichtet. Erst nach seinem Tod verlauteten allerlei Gerüchte, die auf Mitwissenschaft zu deuten schienen: In der Normandie sollte eine Nonne am Tag der Mordthat das Ereigniß durch einen Ausruf verkündigt, ein Brief aus den Niederlanden schon am Tage vorher die Ermordung als geschehen bezeichnet haben; Ravaillac selbst sei während der Untersuchungshaft von einem Jesuiten ermahnt worden, die „ehrlichen Leute" nicht zu verrathen. In Frankreich herrschte allgemein der Glaube, daß die Anregung zu dem Verbrechen von Spanien ausgegangen sei. Als im Staatsrathe zu Madrid die Ermordung gemeldet wurde, rief der Erzbischof von Toledo aus: „Wenn Gott für uns ist, wer will wider uns sein." Es war eine Nachwirkung jenes fanatischen Geistes der Ligue, welcher so lange

Heinrichs IV. Ermordung.

1610.

das Volksgefühl durchwühlt und beherrscht hatte, jener Politik des Bluts und der Verbrechen, welche zur Bartholomäusnacht und zu den unmenschlichen Gräuelthaten der achtziger Jahre geführt. Von allen Leidenschaften, welche die Menschenbrust durchziehen, ist Religionswuth und Glaubenshaß die heftigste. Ihre Wirkung ist um so tiefer, als sie das Verbrechen mit einer Glorie umgibt, den verruchten Mörder als Märtyrer für eine heilige Sache erscheinen läßt.

Heinrichs IV. Charakter und Persönlichkeit.

Die Mörderhand Ravaillac's hat einen der bedeutendsten und merkwürdigsten Fürsten, die in den Blättern der Geschichte verzeichnet sind, aus der Welt gestoßen vor der Zeit und inmitten seiner männlichen Kraft. Denn wenn auch das Haar frühe gebleicht war, so trug doch sein Angesicht und seine ganze Haltung das Gepräge der Lebenskraft und der Lebenslust, die ihm stets beigewohnt hatte. Aus den baskischen Bergen hatte er die gesunde Natur, den frohen Muth und den starken Körper mitgebracht, der ihm alle Beschwerden, Anstrengungen und Strapazen, die sein wechselvolles Dasein in so reicher Fülle darbot, leicht erträglich machte; und er hatte nie unterlassen durch fortwährende Uebung und Bewegung, durch Jagen und Reiten diese angeborne Kraft und Gesundheit zu erhalten und zu stählen. Herangewachsen im Lager, an Krieg und Waffen frühe gewöhnt, war Heinrich seiner Natur und seiner vorherrschenden Eigenschaften nach Kriegsmann. Man rechnete ihm nach, daß er über zweihundert Schlachten und Gefechte durchgemacht. Wir haben gesehen, wie er in den entscheidenden Momenten durch seinen entschlossenen Muth die Krieger fortriß in das dichte Kampfgewühl, zum schnellen Sieg; dabei besaß er die Gabe, daß er mit raschem Blick das Ganze überschaute und die Schlachtordnungen richtig zu treffen wußte; Alexander von Parma verglich ihn mit einem Adler, der aus weiter Ferne seine Beute erschaut und mit sicherer Geschwindigkeit auf sie losstürzt. Unbekümmert um die eigene Gefahr, entwickelte er den persönlichen Heldenmuth, der Andere begeistert und mit sich fortreißt. Sein kräftiger Körper machte es ihm möglich, Alles zu ertragen und zu entbehren. „Er konnte fasten wie Einer, auf harter Erde ruhen, Frost, Hitze, Hunger, Durst mit den Geringsten seines Heeres theilen und wieder der Erste vor dem Feinde, der Letzte beim Abzug vom Schlachtfelde sein." Auf seinen Feldzügen sah man ihn unter den gemeinen Soldaten sitzend, sein Schwarzbrod mit ihnen theilen. Durch solche Züge erwarb sich Heinrich von Bourbon die Popularität, der er einen großen Theil seiner Erfolge zu danken hatte. Er vereinigte in sich alle Vorzüge und Fehler des französischen Volkscharakters: Leichtsinn und Gutmüthigkeit, Hang zu Sinnlichkeit und Ausschweifung und dabei Neigung und Empfänglichkeit für die einfachsten Genüsse und Lebensfreuden, heitere Geselligkeit, Scherz, Witz und muntere Unterhaltung, nicht selten mit Spott und Ironie gemischt, und daneben einen richtigen Takt und ein klares Bewußtsein für Alles was sich ziemte und ihm Vortheil brachte, heftig auffahrend in zornigen Aufwallungen, aber eben so rasch im Vergeben und Vergessen, ohne Rache und böse Hintergedanken. Nur

ein so leichtlebiger, offener, liebenswürdiger Charakter konnte das französische Volk wieder für das Königreich begeistern, das durch die letzten Valois so sehr herabgewürdigt, so sehr um alle Achtung und Sympathien gekommen war, konnte die auseinander strebenden elementaren Kräfte der Nation wieder zusammenfassen unter der Idee der legitimen Monarchie, des dynastischen Geburtsrechts. Selbst in den Zeiten seines Glanzes, da seine Verschwendung, seine leichtfertigen Liebschaften, sein Hang zu Spiel und Vergnügungen ihm so oft von dem strengen Sully Strafreden und Ermahnungen zuzogen, blieb Heinrich immer noch den Gewohnheiten seiner Jugend treu, mischte er sich noch immer unter das Volk, verkehrte er noch immer ungezwungen und in natürlicher Bonhommie mit dem Bürger und Bauer auf Markt und Straße. Wie viele Geschichtchen haben sich erhalten von dem volksthümlichen Fürsten, der sich so vergnügt mit geringen Leuten abgab, sich in Gespräche mit ihnen einließ, bald durch theilnehmende Erkundigungen nach ihren Verhältnissen, bald durch einen Scherz, ein treffendes Wort, einen glücklichen Witz die Herzen gewann, der beim Einkaufen markte und niedrigere Preise bot, an Sackpfeife und Schalmei sich ergötzte und mit den Kindern spielte. Selbst die große Schwäche, die ihm so manchen Verdruß bereitete, seine leidenschaftliche Neigung für schöne Frauen, seine maßlosen Ausschweifungen und Liebesabenteuer waren in den Augen der Franzosen keine unverzeihlichen Fehler. Auch war der weibliche Einfluß nie so mächtig, daß die Staatsgeschäfte davon berührt worden wären. Die Räthe und Großbeamten verdankten ihre Stellen nicht der Gunst, nicht den Launen und Empfehlungen der Mätressen, sondern ihren Verdiensten und Fähigkeiten, und aus der Geschicklichkeit, womit die öffentlichen Angelegenheiten, die diplomatischen und politischen Verhandlungen nach Außen, der Regierungsgang, das Staats- und Verfassungsleben im Innern behandelt und entschieden wurden, konnte man den Beweis ziehen, daß der König guten Rath befolgte und über den Freuden und Genüssen des Lebens und den Zerstreuungen und Festlichkeiten des Hofes die höheren Anliegen nicht vernachlässigte. Heinrich IV. war nicht minder groß und umsichtig im Cabinet und auf dem Felde der Politik, wie in der Schlacht und im Lager, im Umgang mit Gesandten und Staatsmännern eben so sehr an seinem Platze wie in den Hof- und Freundeskreisen. Er verlor nie das Bewußtsein seiner Stellung und seines Berufes aus dem Auge. „Die Vergnügungen und Beschäftigungen des Tages verdunkelten ihm nie das Gefühl seiner Bestimmung, die sich in großen Zügen vor seinem Geiste ausbreitete."

VIII. England und Schottland im Elisabethschen Zeitalter.

Historische Literatur. Zu den zahlreichen Werken über diese Geschichtsperiode Englands, Schottlands und Irlands, welche man Bd. X. S. 574 f. aufgeführt findet, sind noch beizufügen: Camden, Annales rerum Angl. et Hibern. regnante Elisabetha. 8. Amstelod. 1677. — Das schon angeführte Werk von J. Ant. Froude, das in seinen sechs letzten Bänden VII—XII. Lond. 1863—1870 die Regierungszeit der Elisabeth (reign of Elisabeth) bis zum Untergang der Armada behandelt. — Lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart, reine d'Écosse publ. par le prince Alex. Labanoff. 7 voll. Londres 1844. 8. nebst Supplement par A. Teulet. Paris 1859. — Mignet, hist. de Marie Stuart. Bruxelles 1851. 2 voll. — Georg Weber, zur Gesch. des Reformationszeitalters. Leipz. 1874. Zweite Abtheil.: Zur Gesch. Engl. u. Schottl. während der Reformation und unter den Stuarts.

1. Zwei Königinnen.

Die kirchliche Lage bei Elisabeths Regierungsantritt. Im November des Jahres 1558 war Elisabeth aus dem Tower auf den Thron von England gestiegen; im folgenden Jahre trat sie dem Frieden von Chateau-Cambresis bei (X, 841) und ließ dann auf dem Wege der Gesetzgebung die anglikanische Staatskirche aufrichten, die wir nach Lehrbegriff, Cultus und Verfassung im vorigen Bande näher kennen gelernt haben (X, 871 ff.). Die abstoßende Haltung des päpstlichen Stuhles, der sich mit den französisch-guisardischen Hausinteressen und Maria Stuarts Erbansprüchen solidarisch vereinigte, wies ihr von von vorne herein ihre Stellung auf der reformatorischen Seite an; die Legitimität ihrer Geburt, die Rechtmäßigkeit ihrer Thronfolge, ihre ganze politische und dynastische Existenz wurzelten in Prinzipien, welche von dem Pontificat verworfen wurden. Sie hatte nur die Wahl, sich bußfertig und reumüthig dem Papste zu Füßen zu werfen und zu gewärtigen, daß er sich für Maria entscheiden würde, oder im Bunde mit der Nation auf Grund der heimischen Gesetzgebung den von ihrem Vater und Bruder gewiesenen Weg weiter zu wandeln. Sie entschloß sich zu dem Letzteren, so sehr auch ihr Herz auf die Seite der Autorität neigte und an kirchlichen Ceremonien und gottesdienstlicher Pracht Gefallen fand (X, 872). Durch Elisabeth empfing das anglikanische Episcopalsystem seinen vollständigen Ausbau und seinen hochkirchlichen Charakter. Desto widerwärtiger waren ihr die Grundsätze der aus dem Exil heimkehrenden calvinistischen Geistlichen (X, 854. 865. 875. 881), „Puritaner" genannt, welche Aergerniß nahmen an der Abhängigkeit der Kirche vom Staat, an der hohen Stellung und den Privilegien der Bischöfe mit ihrem ausschließlichen Ordinationsrecht (X, 588 f.), an dem katholicirenden Cultus und Kirchenwesen. Der Kampf gegen diese beiden Tendenzen, welche sich der Uniformitätsakte nicht unterwerfen wollten, zieht mit zunehmender Schärfe durch ihre ganze Regierung.

Elisabeth und Maria Stuart. Wir sind in den früheren Blättern schon oft den beiden Königsfrauen begegnet, in deren Hände das Schicksal in den Jahren großartiger Prinzipienkämpfe

das Scepter von England und Schottland gelegt hatte, Elisabeth Tudor und Maria Stuart. Die Welt hat wenige Namen aufzuweisen, welche so sehr der Gegenstand des allgemeinen Interesses in Geschichte und Poesie, so sehr der verschiedenartigsten Beurtheilung, dem überschwenglichen Lob wie dem maßlosen Tadel, der Verherrlichung wie der Lästerung ausgesetzt gewesen sind als diese „stolzen und wunderbaren Geschöpfe der Natur und der Umstände“, welche ein verhängnißvolles Geschick zu Rivalen in den höchsten Lebensfragen gemacht hat. Beide waren erfüllt von dem lebhaften Selbstgefühl, das ihnen das Bewußtsein ihrer Geburt, ihrer Stellung, ihrer Mission einflößte; beide waren hervorragend durch geistige Gaben, Bildung und Intelligenz, nur daß bei der schottischen Fürstin mehr die Phantasie, bei der englischen mehr der Verstand vorherrschte, dort mehr leidenschaftliche Beweglichkeit, hier mehr kluge Ueberlegung hervortrat, bei Maria mehr der Einfluß sorgfältiger Erziehung, bei Elisabeth mehr die Macht kräftiger Naturanlage und ernster klassischen Studien sich geltend machte. Elisabeths Charakter hatte sich entwickelt und ausgebildet in der Schule des Unglücks und der Entbehrung unter der Regierung ihrer menschenfeindlichen Schwester, in einer Umgebung, die mit argwöhnischen Blicken und haßerfüllter Gesinnung ihr Thun belauschte, ihre innersten Gedanken ausspähte (X, 869 ff.). Maria's Jugend war mit den reichsten Gütern der Natur und des Glücks gekrönt. Glanz und Hoheit, Schönheit, Liebreiz, gewandtes Benehmen, Witz, äußere Bildung, dichterische und musikalische Anlagen, Alles vereinigte sich in ihr, um die Herzen zu gewinnen, und die Schmeichelei begleitete sie auf allen ihren Wegen. Noch haben sich französische Gedichte von ihr erhalten, die von der Wärme ihrer Gefühle wie von ihrer Sprachgewandtheit Zeugniß ablegen. Es ist ja bekannt genug, wie sie bei ihrer Abfahrt von dem geliebten Frankreich ihren Schmerz in rührenden Liedern aussprach; sie mochte ahnen, daß sie damit von Allem schied, was bisher ihr Herz erfreut hatte. In dieser künstlerischen Begabung stand Elisabeth der schottischen Rivalin nach; auch sie hat sich in Gedichten versucht, aber dieselben verrathen weder poetischen Schwung, noch harmonische Ausbildung, bei ihr ist Alles Gedanke, Vorsatz, Reflexion. Auch an körperlichen Reizen mußte Elisabeth zurückstehen. Nicht als ob es der Tochter der Anna Boleyn an Huld und Grazie gefehlt hätte; wir wissen ja, wie sehr sie an der Seite ihrer Schwester einherreitend die Augen des Volkes auf sich gezogen (X, 860), und in ihrem Auftreten, in ihrer ganzen Erscheinung lag eine Vereinigung von Hoheit und Herablassung, welche wohl als Anmuth und Schönheit gepriesen werden und ihr persönliche Huldigung erwecken mochte, zumal da eine bewußte Gefallsucht, das Erbtheil ihrer Mutter, damit verbunden war; aber sie besaß nicht „jene Naturgewalt weiblichen Reizes“, welche die Leidenschaft entzündet, nicht die unmittelbare aufwallende Zaubermacht über die Seelen der Menschen, welche in Maria so wirksam hervortrat, zugleich Liebe schaffend und Liebe gewährend, wenn gleich mehr reizend und hinreißend als dauernd und

festhaltend. In den Jugendschicksalen der beiden Königinnen mag man den Schlüssel suchen für die Verschiedenartigkeit der Charaktere, der Eigenschaften und der Lebensgeschicke. Wie Elisabeth aus den Widerwärtigkeiten ihres jungen Daseins, aus der schweren Lebens- und Prüfungsschule im Tower einen strengen ernsten Sinn, einen zurückhaltenden vorsichtigen Charakter, einen durch eingehende Studien und Nachdenken gereiften Geist als Ausstattung ins Leben herübernahm, aber auch eine durch eine ränkevolle Umgebung genährte Unaufrichtigkeit und Verstellungskunst, welche sie Gefallen finden ließ an den Schlangenwegen der Falschheit und Doppelzüngigkeit und an den Winkelzügen einer unredlichen Staatskunst; so brachte Maria nach einer in Freude und Glück durchlebten Jugend ein liebenswürdiges heiteres Temperament, einen leichten lebensfrohen Sinn, Neigung für Festlichkeiten, für Genüsse, für höfische Unterhaltung im reizenden Wechsel und eine den Eingebungen und Impulsen des Augenblicks sich rückhaltlos hingebende Natur auf den schottischen Thron mit. Und während Elisabeths Lebensgeschicke und höchsten Interessen mit dem Protestantismus verflochten waren, während der Papst sie bannte, Jesuiten sie lästerten, Fanatiker sie mit Dolchen bedrohten, war Maria durch ihre phantasiereiche und kunstsinnige Natur an den Katholicismus und durch ihre Stellung zu den ehrgeizigen Bestrebungen ihrer französischen Verwandten, der Guisen, wie durch ihre Thronansprüche an das Papstthum gewiesen. Eine ausgeprägte Persönlichkeit, voll Muth, Unternehmungsgeist und standhafter Entschlossenheit, suchte Maria die öffentlichen Verhältnisse nach ihrem Willen, nach ihren persönlichen Neigungen, nach den Ansichten und Interessen ihrer Familie zu gestalten, während die englische Königin sich höhere Aufgaben und Ziele stellte und ihr Ich dem Ganzen unterordnete. Elisabeth hatte den großen Vortheil, daß sie in der eigenen Sache die allgemeine vertheidigte und das persönliche Dasein zu einem welthistorischen Momente erweiterte, indem sie ihre Religionsform zur Nationalkirche erhob und dadurch das Interesse des Volks mit dem ihrigen verknüpfte; Maria dagegen, die sich als das Centrum des Staats betrachtete und ihre Anschauungen, Wünsche, Vorurtheile höher stellte als das Wohl und den Willen der Gesammtheit, stand mit ihrem Katholicismus allein unter einem rohen Volke, das die Messe als Götzendienst verabscheute und an die königliche Hauskapelle kirchenschänderische Hand legte; und als sie die leichten Sitten Frankreichs, die Vergnügungslust und die weltlichen Freuden und Genüsse an ihrem Hofe fortsetzen wollte und durch ihre Weigerung, den Edinburger Vertrag zu bestätigen (X, 888 f.), und durch ihre heimlichen Verbindungen mit Rom und mit ihren Oheimen das Streben und den Wunsch ihres Herzens nach einer Wiederherstellung des Papstthums verrieth, stellte sich ihr der strenge Knox entgegen wie die Propheten den abgöttischen Königen in Israel, und richtete auf der Kanzel und im Palaste Strafreden an sie, ungerührt durch ihre Thränen und unerschüttert durch ihre Drohungen. Auch Elisabeth trat oft dem Sinne und

den Wünschen ihres Volkes scharf gegenüber, aber in den wichtigsten Fragen des Lebens und der Politik stimmte sie mit den leitenden Klassen der englischen Nation überein. Sie besaß ihres Vaters gebieterischen Sinn und Hochmuth und führte das Scepter mit Ernst und Strenge, ja selbst mit Härte, aber sie opferte nicht wie er das Staatswohl ihren Leidenschaften und Despotenlaunen, sie besaß die Selbstverleugnung und Seelenstärke, ihre persönlichen Gefühle den allgemeinen Interessen des Staats und der Nation unterzuordnen. Sie schlug die politische und religiöse Freiheit ihres Volkes in Fesseln und unterdrückte jeden kecken Widerspruch, mochte er sich im Parlament, auf der Kanzel oder in Druckschriften hervorwagen; aber sie handelte nach Grundsätzen, nicht nach Willkür und ehrte Gerechtigkeit. Auch Elisabeth mochte wohl in wichtigen Momenten gleich ihrer schottischen Rivalin das Schlachtroß besteigen, doch war das eigentliche Feld ihres Ruhmes die innere und äußere Politik, wo sie als Haupt der Widerstandsmacht gegen das spanisch-päpstliche Reactionssystem eine europäische Bedeutung erlangte. Der gereifte Verstand und das einsichtsvolle Urtheil, die sie aus dem Tower auf den Thron mitbrachte, bewährte sich vor Allem in der Wahl ihrer Räthe, unter welchen der arbeitsame geschäftserfahrene Cecil, Lord Burghley, Staatssecretär und Großschatzmeister, der gesetzeskundige witzige Kanzler und Siegelbewahrer Nicolaus Bacon und der wachsame Francis Walsingham, Diplomat, Staatsmann und gewandter Kundschafter, den ersten Rang einnahmen. Die Tugend der Entbehrung, die sie in der Jugend gelernt, führte sie zur Sparsamkeit, die in späteren Jahren sogar in Geiz überging und zur umsichtigen haushälterischen Staatswirthschaft in den auswärtigen wie in den heimischen Angelegenheiten. Dadurch schaffte sie sich die Möglichkeit, das Parlament, dessen Bewilligungen sie weniger in Anspruch nahm, um so leichter in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu halten. Doch war sie sich auch bewußt, daß sie in der Nation und deren Vertretern ihren sichersten Halt habe; sie ehrte daher die parlamentarische Macht und stützte sich auf dieselbe in allen wichtigen Anliegen. Hohe Herrschergaben haben ihr selbst ihre Gegner nicht abgesprochen, und der durch sie begründete Flor Englands in Handel, Gewerbe, Schifffahrt, Ackerbau und Literatur war der schönste Beweis, wie sehr ihr die Wohlfahrt des Staats am Herzen lag. Aus den Verwirrungen, in welche die benachbarten Continentalländer durch Philipps II. Tyrannei und Fanatismus gestürzt wurden, hat das Inselreich unter Elisabeths waltender Hand die größten Vortheile gezogen. „Sie war die Vorkämpferin des westeuropäischen Protestantismus und aller der politischen Bildungen, die sich an das neue Bekenntniß geknüpft haben".

Das englische Volk wünschte nichts sehnlicher, als daß Elisabeth sich verheirathen möge, damit die Erbfolge sicher gestellt würde. Seit den Tagen Heinrichs VIII. war diese Frage die Quelle so vieler Leiden und Bedrängnisse für England gewesen, daß alle Stände in dem Wunsche übereinstimmten, es möge das Reich von der Wiederkehr solcher Verwirrungen für alle Zukunft bewahrt Die Heirathsfrage.

bleiben. Elisabeth konnte sich jedoch nicht entschließen, die Herrschaft mit einem Gemahl zu theilen; einer Deputation des Parlaments, die ihr eben so demüthig als dringend die Bitte einer Verehelichung vortrug, gab sie eine ausweichende Antwort: Sie beabsichtige ihr Leben dem Wohle des Landes zu weihen; sollte Gott ihr ins Herz geben, ihren jetzigen Zustand zu ändern, so werde sie bei der Wahl eines Ehegemahls vor Allem das Interesse der Nation ins Auge fassen; aber wenn sie auch unvermählt bleibe, werde sie für einen geeigneten Nachfolger sorgen und es sich zum Ruhme anrechnen, wenn einst ein Marmorstein verkünden werde, „Elisabeth lebte und starb als jungfräuliche Königin“.

Philipp II. und Erzherzog Karl. Diese unbestimmte ausweichende Haltung beobachtete Elisabeth auch den Werbungen auswärtiger Fürstensöhne und den Anträgen fremder Höfe gegenüber. So lange sie in den Jahren stand, wo man noch Hoffnung hegen konnte, daß sie aus Rücksicht der Nachkommenschaft ihren spröden Sinn ändern möchte, ist wohl niemals eine Fürstin der Gegenstand so vieler Werbungen gewesen, als Elisabeth, hat noch niemals eine Vermählungsfrage so häufig zu diplomatischen Verhandlungen Gelegenheit geboten als an dem englischen Hofe. Vor Allen war Philipp II. eifrig bemüht, das Band zwischen den Tudors und den Habsburgern nicht zerreißen zu lassen: auch als von seiner eigenen Vermählung mit der Inselkönigin nicht mehr die Rede sein konnte, beschäftigte er sich dennoch unaufhörlich mit der ihm so wichtigen Angelegenheit. Er betrachtete sie als einen wesentlichen Theil seiner Politik. Wie reichhaltig ist die Correspondenz, welche der spanische Gesandte de Feria und nach dessen Abberufung sein Nachfolger Alvarez de Quadra, Bischof von Aquila, über alle Vorgänge am Londoner Hof mit Madrid führten! Sie kannten die Vorliebe ihres Monarchen für geheime schriftliche Mittheilungen und Andeutungen, und ergriffen jede Gelegenheit, um Alles was sie sahen und hörten, ihrem neugierigen Herrn zu melden. Philipp empfahl der Königin seinen Verwandten, den Erzherzog Karl von Oesterreich, Sohn des Kaisers Ferdinand. Er wußte, welch großen Werth Elisabeth auf hohe Abkunft und Rang legte; und ein Habsburger an der Seite des Thrones schien ihm die sicherste Bürgschaft, daß England sich nicht von der spanischen Politik trennen werde. Auch für den Gang der kirchlichen Dinge konnte die österreichische Verbindung nur vortheilhaft sein. Sowohl der Vater des vorgeschlagenen Freiers, als der Bruder, der nachmalige Kaiser Maximilian, standen den reformatorischen Ideen minder schroff gegenüber als die übrigen katholischen Fürsten; man durfte erwarten, daß eine versöhnlichere tolerante Auffassung, wie sie damals in Wien vorherrschte, auch bei dem Erzherzog Eingang gefunden, und welche Anschauung konnte in den hochkirchlichen halbkatholischen Adelskreisen Englands mehr auf Anerkennung und Geltung zählen als eine solche zwischen Autorität und Religionsfreiheit vermittelnde Geistesrichtung? Philipp mochte hoffen, daß durch eine verwandtschaftliche Verbindung der Häuser Tudor und Habsburg die englische Reformation wo nicht rückgängig gemacht, so doch im Fortgang zu weiteren Neuerungen gehemmt werden möchte. Darum hat er auch den päpstlichen Stuhl zu bewegen gesucht, sich nicht durch die Guisen zu einem raschen Strafverfahren gegen Elisabeth fortreißen zu lassen, sondern in Geduld und Langmuth dem Lauf der Dinge eine Zeitlang zuzuschauen, selbst als die englische Königin durch die Zurückweisung eines päpstlichen Botschafters schon offen ihre Gesinnung und Stellung kund gegeben. Und Elisabeth und ihre gewandten Hofleute und Staatsmänner verstanden es vortrefflich, den König in dem guten Glauben zu halten, sein Plan könnte in Erfüllung gehen; der spanische Gesandte erhielt weder eine zusagende noch eine abschlägliche Antwort

und wurde mit glatten Worten und unbestimmten Aussichten und Versprechungen hingehalten, bis der Gang der geschichtlichen Ereignisse die Fäden zerschnitt.

In ähnlicher Weise verfuhr Elisabeth auch bei andern Bewerbungen; sie benutzte sie als Mittel und Hebel ihrer Politik mitunter auch als Spiel ihrer Eitelkeit und Gefallsucht; im Ernste hat sie wohl nie daran gedacht, einen der vielen Fürsten, die um sie freiten, an ihre Seite zu berufen. Wir wissen oder werden noch erfahren, wie lange sie den französischen Hof mit Heirathsverhandlungen hinhielt; sie empfing den Herzog von Anjou, den Pfalzgrafen bei Rhein, so manchen andern Bewerber mit Ehren an ihrem Hof und überschüttete sie mit Aufmerksamkeiten aller Art, mit Festlichkeiten und Geschenken; sie mochte es gerne leiden, wenn sie sich als ihre Ritter und Cavaliere ansahen und mit ihren Gunstbezeigungen Staat machten; aber ohne innere Kämpfe gab sie ihnen endlich den Abschied; wo sie, wie bei den französischen Anträgen, länger zögerte, geschah es nur aus politischen Rücksichten, um während der Zeit aus der befreundeten Stimmung Vortheil zu ziehen. Wie hätte sie auch eine Ehe eingehen mögen, die ihrem Volke aus religiösen und politischen Gründen nicht minder zuwider war, als ehemals die spanische, welche neue staatsrechtliche Verwickelungen und Thronkämpfe wie im Mittelalter hätte herbeiführen können? Selbst der alte Plan, durch eine dynastische Verbindung die politische Vereinigung Schottlands und Englands herbeizuführen, der während der Reformationskämpfe wieder lebhaft angeregt worden war und den die leitenden Kreise in beiden Ländern eifrig wünschten, wurde entschieden zurückgewiesen. Sie wollte Nichts hören von einer Vermählung mit dem Grafen Arran, dem nächsten Thronerben nach Maria Stuart, so sehr sie dadurch den Ansprüchen dieser Rivalin auf die Krone von England und Irland ein Gegengewicht gegeben hätte (X, 887). Andere Bewerber.

Lange glaubte das englische Volk, Elisabeth lehne darum jede fürstliche Bewerbung ab, weil sie ihre Hand einem eingebornen Edelmanne zuwenden wolle, dem sie ihr Herz geweiht, auf den sie das Füllhorn ihrer Gunst und Gnade in vollem Maße ausgoß — Robert Dudley, Graf von Leicester. Mit Elisabeth in demselben Jahr geboren (1533), als jüngerer Sohn des hingerichteten Herzogs von Nothumberland wie sie selbst von Maria Tudor im Tower eingeschlossen und mit Mißtrauen und Härte behandelt, war er von Jugend auf ein Gegenstand ihrer Theilnahme und Zuneigung gewesen. Sie hat ihm bis zu seinem Tod ihre Liebe und Treue bewahrt, sie hat ihn als Feldherrn und Staatsmann in wichtigen Angelegenheiten verwendet und ihm das größte Vertrauen bewiesen; die vertrauliche Nähe, die sie ihm gestattete, gab Anlaß zu manchen anstößigen Gerüchten. Und wie wenig verdiente der Graf diese Bevorzugung! Wohl war Leicester ein schöner Mann von feinen Formen, von geschmeidigem Wesen, von einnehmender Gestalt und Bildung, der in den Hofkreisen eine glänzende Rolle spielte und durch seine Unterhaltungsgabe, seine gesellschaftlichen Talente, seine Kunst der Schmeichelei bei den Frauen Gefallen fand. Er war der gewandteste Tänzer, ein vollendeter Hofmann und Cavalier. Aber außer diesen Eigenschaften besaß er keine Verdienste: weder im Felde, noch im Cabinet nahm er eine hervorragende Stellung ein, höheren Aufgaben war er nicht gewachsen. Für die große politische Rolle, welche England unter Elisabeth durchzuführen hatte, war er wenig befähigt. Man konnte es nicht begreifen, wie eine Graf Leicester.

Frau von so männlichem Geist und Charakter ihre Gunst einem Höfling zuwenden mochte, der nur durch sie Werth und Bedeutung empfing, der nur das Licht widerstrahlte, das sie auf ihn scheinen ließ. Hier zeigte sich Elisabeth als Weib: ihr gefiel die unbedingte Hingebung des Grafen, seine Schmeichelei, seine gänzliche Entäußerung alles eigenen Willens gegenüber seiner Gebieterin. Er war gleichsam ein Geschöpf ihrer Hand; bei dem Wohlgefallen an seinen äußerlichen Vorzügen und an dem dienstfertigen Eifer, womit er sich ihr widmete, übersah sie die Nichtigkeit seines inneren Wesens, die Schwäche seines Geistes und Charakters. Bei Adel und Volk war Leicester wenig beliebt; wie groß auch der Wunsch der Nation war, daß die Königin sich verheirathen möchte, der Gedanke, daß sie dem Günstling ihre Hand reichen könnte, erregte Besorgniß und Unwillen. Auf seinem Geschlechte lag mancher Flecken und er selbst hat die dunkeln Schatten nicht zerstreut. Er hatte in früher Jugend, als er kaum die Knabenjahre überschritten, mit Amy, Tochter des Sir John Robsart, eine Ehe geschlossen. Dieses Band erschien ihm nun als Fessel bei seinen hochfliegenden Plänen; die junge Gattin lebte einsam auf einem Landsitz in Oxfordshire, von Kummer und Trübsinn aufgezehrt. Da verbreitete sich die Nachricht, daß Amy
8. Sept. 1560. Dudley am Fuße einer hohen Treppe todt gefunden worden sei; ein dunkler Verdacht bemächtigte sich der Gemüther, ihr Gemahl sei der Urheber des Mords. Er war in Windsor, als ihm der Vorfall gemeldet wurde; anstatt aber in Person an den Ort des blutigen Ereignisses zu eilen, gab er Befehl, die Sache gerichtlich aufzunehmen. Man konnte jedoch nicht entdecken, auf welche Weise oder durch wen die Unglückliche ihren Tod gefunden. Die Richter sprachen den Lord von jeder Schuld frei. Nichts desto weniger beharrte das Volk bei dem Glauben, der Graf habe die Ermordung veranlaßt. Es lagen so manche geheime Verdachtsgründe vor, die dem Argwohn des Volkes Nahrung gaben; und in Dichtung und Sage erhielt sich der Glaube, Lady Amy Dudley sei auf Anstiften ihres Gatten in den Abgrund gestürzt worden, damit der Graf frei um die Hand der Königin werben möge. So weit wollte Elisabeth doch nicht gehen. Sei es, daß sie keinen Unterthan neben sich auf den Thron erheben wollte sei es, daß sie die öffentliche Meinung scheute, sie beharrte bei dem Vorsatz, als jungfräuliche Königin zu leben und zu sterben; nur mit England wolle sie eine Ehe eingehen, das englische Volk sollte ihre Familie sein. Doch bewahrte sie dem Grafen ihre unwandelbare Gunst und Treue; sie glaubte nicht an seine Schuld bei dem tragischen Familienereigniß.

Wir werden bald erfahren, daß Elisabeth den Grafen Leicester zum Gemahl der Königin von Schottland vorschlug. Aber wer möchte bei einer Fürstin von so unaufrichtiger Natur, von so zurückhaltendem doppelzüngigem Charakter ergründen, wie weit sie damit im Ernst war? Es war schwer unter der Hülle von Verstellung bei dem Wechsel ihrer Ansichten und Willensäußerungen, bei ihrem Schwanken zwischen Zugestehen und Versagen ihre wahre Gesinnung zu entdecken. Mehr als einmal trieb Leicester in den

politischen Verwickelungen, zu denen die Schicksale Maria Stuarts Veranlassung gaben, ein zweideutiges Spiel; und dennoch bewahrte ihm Elisabeth ihre Gunst. Es ging ihr sehr nahe, als sie erfuhr, daß er hinter ihrem Rücken eine zweite heimliche Ehe mit Lettice Knollys eingegangen, deren Gemahl Walter von Essex kurz vorher in Irland plötzlich gestorben war, nicht ohne Verdacht einer Vergiftung (1577); dennoch wies sie die gleichzeitige Bewerbung des Herzogs von Anjou nach längerem Bedenken zurück und nahm den um Verzeihung flehenden Grafen von Neuem zu Gnaden an. Durch ihn gelangten auch Leicesters Verwandten, Henry Sidney, Gemahl seiner Schwester und dessen Sohn Philipp Sidney, ein ritterlicher Herr von gesellschaftlichen und weltmännischen Talenten und literarischer Bildung, zu hohen Staatsämtern und einflußreichen Stellungen. Henry Sidney erhielt die schwierige Mission, die englische Herrschaft und Gesetzgebung in Irland einzuführen.

2. Maria Stuart in Schottland.

1. Die Königin und ihr Volk.

Bald sollte auch in Schottland die Verheirathung der Königin zu einer politischen Lebensfrage werden. Wir wissen, daß König Franz II. am Ende des Jahres kinderlos aus dem Leben schied und daß seine neunzehnjährige Gemahlin Maria Stuart nach ihrem schottischen Heimathlande zurückzukehren beschloß. Wappen und Königstitel von England legte sie nach dem Tode ihres Gatten ab; aber wie viele Mühe und Beredsamkeit Elisabeths Botschafter in Paris, der kluge und gewandte Throgmorton anwendete, die junge Wittwe zur Anerkennung und Bestätigung des Edinburger Vertrags zu bringen, er stieß auf den hartnäckigsten Widerstand. Keine Gründe und Vorstellungen konnten die Königin zur Unterzeichnung eines Aktenstückes bringen, durch welches sie die Reformation der schottischen Kirche anerkannt und ihren Ansprüchen auf den englischen Thron entsagt haben würde. Beides widerstrebte ihrer innersten Natur, den politischen und religiösen Anschauungen des Guise'schen Hauses, ihrer unbedingten Ergebenheit gegen den römischen Stuhl. Nur wenn Elisabeth sich entschließen würde, sie als ihre Nachfolgerin für den Fall ihres eigenen kinderlosen Ablebens im voraus zu bestimmen, wolle sie die Uebereinkunft gutheißen. Allein mit einer solchen Erklärung, bemerkt Froude, hätte die Königin ihr eigenes Todesurtheil gefällt; denn in ihrer nächsten Umgebung, in ihrem Palaste, in ihrem Schlafgemache waren geheime Anhänger der Guisen, fanatische Papisten, Stuart'sche Parteigänger, welche stets bereit gewesen wären und sicherlich Mittel und Wege gefunden hätten, durch Gift oder Dolch den Zeitpunkt zu beschleunigen, da die Erkorne des Papstes und der Ultramontanen aller Länder das Scepter über das gesammte Inselreich führen und die katholische Kirche herstellen würde. In jenen Tagen, da der Meuchelmord um des Glaubens willen als ein heiliges verdienstliches Werk empfohlen ward, konnte man auf die verwegensten Attentate gefaßt sein. Aus demselben Grunde wurde das Ansuchen Maria's, ihre Reise

Maria's Rückkehr nach Schottland. 1561.

über England nehmen zu dürfen, abgewiesen. Die Papisten der nordischen Grafschaften würden nicht unterlassen haben, die Gelegenheit zur Kundgebung ihrer Sympathien zu benutzen, und die schottische Königin hätte die Reihen ihrer 14. Aug. 1561. Getreuen mustern können. So mußte die Rückfahrt zur See unternommen werden. Ihr Halbbruder, James Stuart, den sie in der Folge zum Grafen von Murray erhob, holte sie ab; fünf Oheime gaben ihr das Geleite nach Calais, drei davon begleiteten sie über das Meer nach Edinburg. Ein englisches Geschwader, angeblich zur Abwehr wider Piraterie ausgesandt, umschwärmte und beobachtete das französische Fahrzeug, auf dem Maria dahinsegelte, dem „schönen Frankreich" in elegischen Liedern Lebewohl zurufend. Wenn der Admiral, bemerkt ein Zeitgenosse, ohne Auftrag und Befehl das Schiff mit der kostbaren Ladung nach einer entlegenen Gegend des Nordmeeres entführt hätte, so würde er sich in der Folge bei Elisabeth und Katharina von Medicis ohne Zweifel Dank verdient haben.

Maria's Haltung nach ihrer Ankunft. 19. Aug. 1561. Es geschah nicht, und Maria konnte ungefährdet in den Hafen von Leith einfahren. Die Pfeifen und Dudelsäcke, womit sie bei ihrer Landung empfangen ward, mochten freilich einen großen Contrast bilden zu der Musik, die sie und ihre Begleiter im Louvre zu hören gewohnt waren; dennoch nahm Maria die wenn auch rohen Beweise von Hingebung und Loyalität freundlich und leutselig auf; sie wollte einen guten Eindruck auf die Gemüther machen, das Volk durch Liebenswürdigkeit gewinnen. Und wer hatte dazu mehr Talent als die hochbegabte junge Königswittwe mit dem holdseligen Lächeln, mit der Grazie und Anmuth, mit der siegenden Gewalt auf die Herzen der Männer? Sie scherzte über die ungeordneten, schmucklosen Gemächer des königlichen Felsenschlosses Holyrood, wo noch keine Vorbereitungen zu einer dauernden Residenz getroffen waren; sie unterdrückte ihren Verdruß, als die protestantischen Bürger Edinburgs am nächsten Morgen die neue Gebieterin mit Psalmengesang begrüßten; sie wendete ihr Vertrauen solchen Männern zu, die, wie James Stuart und Maitland von Lethington, in den vorausgegangenen Kriegen Führer oder Genossen der englischen Partei gewesen; sie dämpfte den Eifer katholischer Edelleute und untersagte jede Veränderung in der bestehenden kirchlichen Einrichtung, bis durch ein neues Parlament eine Entscheidung getroffen würde; nur für sich selbst und ihren Hof sollte in der Schloßkapelle Meßdienst gehalten werden. Gegen den katholischen Grafen Huntley von Inverneß, den mächtigsten Clanhäuptling des Nordens, der aus Feindschaft gegen Murray die Fahne der Empörung aufpflanzte, ordnete sie einen Feldzug an, wobei der trotzige Edelmann selbst den Tod fand. Diese Politik der Mäßigung trug der Königin gute Früchte. Der Gedanke einer Duldung des reformirten Lehrbegriffs war dem Herzen Maria's eben so fremd als ihren Oheimen in Frankreich; aber sie glaubte durch Hofkünste, durch Verführung, durch List und Staatsklugheit, durch den Zauber ihrer Persönlichkeit eher zum Ziele zu gelangen als durch Gewalt und Blutedikte.

Sie gab niemals den Plan auf, der römisch-katholischen Kirche die Herrschaft in Schottland zu verschaffen und die päpstliche Autorität wieder aufzurichten; dazu bedurfte es aber Zeit. Wir wissen, mit welcher Heftigkeit Knox und seine Genossen fortwährend gegen Papstthum und Götzendienst geeifert hatten; die dadurch in den Gemüthern erzeugten Vorurtheile, Glaubenswuth, Haß und Abneigung sollten zuerst gemildert werden oder schwinden; die Gleichgesinnten in beiden Ländern sollten zum Bewußtsein ihrer Zahl, ihrer wahren Lage gelangen, sich um eine gemeinsame Fahne sammeln, auf daß bei günstiger Zeit mit auswärtiger Unterstützung ein Entscheidungskampf unternommen werden möchte.

Wie richtig diese Auffassung war, geht aus der raschen Wandlung der Ansichten des schottischen Adels hervor. Es ist uns aus den früheren Blättern erinnerlich, daß die Edelleute in erster Linie aus Habsucht, aus Begierde nach den Kirchengütern, aus andern weltlichen Motiven der Reformation zugeführt wurden; jetzt hatten sie erreicht, wornach ihr Herz gelüstete, und die religiösen Interessen traten hinter andern Gefühlen und Neigungen zurück. Mit lebhaften Farben schilderte der Staatssecretär Maitland in einem Briefe an seinen Gönner und Freund Cecil die Gesinnung und Denkweise des schottischen Adels, die Gleichgültigkeit für religiöse Dinge, die alten Sympathien für Frankreich, das Streben nach Hofgunst, die Unwissenheit und den Mangel an Sinn und Interesse für alle ernsten Fragen. Der ritterliche Geist, der von jeher in den Herzen des waffenfrohen Adels gelebt hatte, war nur vorübergehend durch die rauhe Beredsamkeit der Reformatoren verdunkelt und zurückgedrängt worden; jetzt wachte er in neuer Stärke auf: Mit Lust und Entzücken schauten die Lords auf die schöne Frau, die im Herbste hoch zu Roß die Gebirge und Schluchten der nördlichen Landschaften durchstreifte, der Jagd und Falknerei mit Leidenschaft obliegend, die mehr als einmal den Wunsch aussprach, sie möchte ein Mann sein, um bei Tag und Nacht in Wald und Feld zu leben. Und wenn sie dann wieder in den Winterabenden die vornehme Welt im Schlosse um sich versammelte, durch glänzende Feste, Hofbälle, Maskeraden und gesellschaftliche Unterhaltung aller Art dem schottischen Landadel ein Abbild von den Herrlichkeiten in Paris gab und dabei durch Kunstfertigkeit, Grazie und Lieblichkeit unter Allen hervorleuchtete, wie regte sich da der ritterliche lebensfrohe Sinn in jeder Brust. Daß bei diesen Hoffesten die Schranken der Sitte und der keuschen Zurückhaltung nicht sehr enge gezogen waren, läßt sich bei einer jungen liebeempfänglichen Fürstin, die ihre Jugend am Hofe der Katharina von Medicis verbracht hatte, voraussetzen. Schon im J. 1563 wurde Chatelar, ein französischer Edelmann von dichterischen und musikalischen Talenten, der zu tief in die schönen Augen der Gebieterin von Holyrood geblickt hatte, auf dem Marktplatz von St. Andrews enthauptet, weil er sich zweimal in das Schlafgemach der Königin eingeschlichen, sich unter ihrem Bette versteckt und sie mit Liebesarmen zu umfangen gesucht hatte. Die Huldigungen der Männerwelt schmeichelten ihrer Eitelkeit, und das

Adel und Königin.

entgegenkommende Benehmen, womit sie dieselben aufnahm, mochte leicht zu dreisten Zudringlichkeiten aufmuntern. Eine Liebeselegie singend bestieg Chastelar das Schaffot.

Maria und Knox. Hätte es Maria blos mit dem Adel zu thun gehabt, so würde die Opposition gegen den katholischen Glauben der Königin mehr und mehr verschwunden sein. Wurde doch von der Ständeversammlung des Jahres 1563 nicht mehr der Antrag auf Bestätigung der früheren Parlamentsbeschlüsse gestellt. Allein es gab noch eine andere Macht im Lande, welche den papistischen „Götzendienst" und das leichtfertige Freudenleben am Hof mit feurigen Zungen bekämpfte — die puritanische Geistlichkeit, John Knox an ihrer Spitze. Wir haben den demagogischen Reformationsprediger und seine zelotische Schaar im vorigen Bande zur Genüge kennen gelernt. Die bittere Armuth, zu welcher die Prediger durch die Habsucht des Adels gebracht worden, steigerte den demokratischen und plebejischen Geist und die rigorose Weltanschauung. Mit den flammenden Worten der Propheten des alten Bundes hatte der rauhe Mann von Anfang an Papstthum und Hierarchie als „Baaldienst" bekämpft; nun kehrte sich sein ganzer Zorn gegen die Königin, die diesen heidnischen Cultus mit seinen fleischlichen Gelüsten wieder aufzurichten gedachte unter dem Volke Gottes.

Knox wollte nicht dulden, daß in der Schloßkapelle Messe gehalten werde; „würde das schottische Land sich wieder mit dem Götzendienst beflecken, so werde Gottes Hand sich von ihm fern halten". Maria ließ den Prediger vor sich kommen, um ihm in Gegenwart ihres Halbbruders seine vermessene Sprache zu verweisen und für die Zukunft mehr Rücksicht zu empfehlen; aber er „klopfte" (knocked) so derb an ihr Herz, daß er sie zu Thränen brachte. Sie warf ihm vor, er habe ihr Volk zum Ungehorsam und zur Rebellion aufgereizt und demselben eine Lehre beigebracht, die von der ihrigen verschieden sei, worauf Knox erwiederte, „Gott habe ihn dazu berufen, die Nichtigkeit der päpstlichen Religion und den Betrug, den Hochmuth und die Tyrannei des römischen Antichrists zu beweisen und dem Volke die wahre Erkenntniß beizubringen, im Punkte der Religion aber seien Unterthanen Gott mehr Gehorsam schuldig als ihren oft ganz unkundigen Fürsten, und keineswegs verbunden, ihren Glauben und ihren Gottesdienst nach der Willkür ihrer Gebieter einzurichten, denn sonst hätten auch die Hebräer die Religion Pharaoh's, Daniel und seine Gefährten die des Nebukadnezar und die ersten Christen die der römischen Kaiser annehmen müssen". Auf die Bemerkung der Königin, daß diese doch nicht das Schwert gegen ihre Beherrscher erhoben hätten, antwortete Knox: „Gott hatte ihnen die Macht und Mittel nicht gegeben". „Wenn also Unterthanen diese Macht haben", fragte Maria weiter, „dürfen sie nach Eurer Meinung ihren Fürsten mit gewaffneter Hand widerstehen"? „Allerdings", entgegnete der Reformator, „wenn Fürsten die ihnen gesetzten Grenzen überschreiten. Denn der Gehorsam der Unterthanen gegen Könige und Fürsten ist nicht größer als der, den Kinder ihren Eltern schuldig sind; wenn nun ein von Wahnsinn ergriffener Vater das Schwert aufhebt, um seine Kinder zu erwürgen, diese ihm aber zuvorkommen, ihm das Schwert entwinden, ihn binden und bis zur Genesung in Haft halten, glaubt Ihr, daß die Kinder dann Unrecht gethan haben? Eben so ist es mit Fürsten, welche die ihnen untergebenen Kinder Gottes morden wollen. Ihr blinder Eifer ist nichts als Wahnsinn; ihnen also das Schwert entreißen, ihre Hände fesseln und sie in Gewahrsam nehmen,

bis sie wieder zu sich kommen, ist nicht Ungehorsam gegen die Obrigkeit, sondern der wahre Gehorsam, weil er mit dem Willen Gottes übereinstimmt". Bei dieser Rede entfärbte sich die Königin und blieb einige Zeit starr und sprachlos. Nachdem sie sich von ihrem Schrecken und Erstaunen erholt hatte, setzte sie die Unterredung weiter fort; als sie im Laufe derselben äußerte, sie wolle die Kirche von Rom schützen, die sie für die wahre Kirche Gottes halte, erwiederte Knox: „Euer Wille, Königin, ist kein Grund, und Euere Meinung macht die römische Hure nicht zur reinen, unbefleckten Braut Christi. Wundert Euch nicht, daß ich Rom eine Hure nenne, denn diese Kirche ist ganz und gar befleckt mit aller Art geistlicher Hurerei sowohl in Lehre als in Sitten". Auf Maria's Einwendung, ihr Gewissen spreche anders, fuhr er weiter fort: „Das Gewissen verlangt Erkenntniß, von der wahren Erkenntniß aber habt ihr nicht mehr, als die Juden, die Christum kreuzigten". — Auf Allerheiligen ließ Maria Anstalten zu einem Hochamte treffen. Da betete Knox auf der Kanzel: „Herr! wende das Herz der Königin, das verstockt ist gegen dich und deine Wahrheit, oder, wenn dein heiliger Wille es anders beschlossen hat, so stärke die Herzen und Arme deiner Erwählten, damit sie kräftig widerstehen mögen der Wuth der Tyrannen". Als aber das Hochamt dennoch gehalten wurde und „das Weihwasser des Hofes" die protestantischen Edelleute immer nachsichtiger machte, so traten vier Geistliche (Knox, Row, Hay und Hamilton) nebst einigen andern protestantischen Eiferern im Hause eines Edinburger Bürgers zusammen und berathschlagten, „ob es Unterthanen gestattet sei, den Götzendienst ihrer Fürsten, der zu Aller Verderben immer weiter um sich greife, mit Gewalt abzustellen und die Obrigkeit, die ihre Macht überschreite, in die gesetzlichen Schranken zurückzudrängen". Aber die Edelleute waren jetzt nicht mehr so willig, dem Grundsatze des bewaffneten Widerstandes beizutreten, wie früher. — Je mehr die Lust an Pracht und Luxus, an Hoffesten, Maskeraden und Bällen aufkam und selbst den Grafen Murray fortriß, den die Frommen bisher als Muster eines Mannes, „in dem das Bildniß Gottes sei", dargestellt hatten, desto heftiger eiferte Knox von der Kanzel herab gegen die schottische „Jezabel" und ihren Hof, wodurch diese Verderbniß herbeigeführt werde, gegen die Edelleute, die der Sirenenstimme der Verführung folgten, und gegen das sündhafte Volk, das die Lehren des Antichrists nicht von Grund aus vernichte. Seine Worte trafen wie ein zermalmendes Schwert und er hielt die eiserne Zuchtruthe der Kirche über den Häuptern der Hohen wie der Niedern. Auf dieselbe Weise zogen auch die übrigen Geistlichen fortwährend gegen weltliche Lust, gegen Tand und Eitelkeit, gegen „Hoffeste, Tänze und Hurerei" los und machten Kirche und Kanzel zur Lästerbank. Jede Aeußerung eines heitern, frohen Sinnes, jeder Lebensgenuß, jede freudige Erhebung des Gemüths wurde als sündhaft dargestellt und als unvereinbar mit der Demuth und dem Ernste, den der verderbte Zustand der menschlichen Natur heische. Wenn sie von Hoffesten und Bällen hörten, forderten sie zu Buß- und Bettagen auf; wenn Musik und heiterer Gesang zu ihren Ohren drang, erinnerten sie an den Ort, wo sein wird Heulen und Zähnklappen; wenn sie Verfeinerung in äußerer Sitte, Kleidung und Lebensweise bemerkten, schrieen sie über heidnische Hoffahrt und über die Fallstricke des Satan. Ein niedergebeugtes, gedrücktes Gemüth, heuchelnde Demuth in Worten, worin sich der Sektendünkel und der innere Hochmuth verhüllte, Seufzer und Gebete ohne Drang und Wärme des Herzens, eine dumpfe Trauer ohne inneren Schmerz, und ein eintöniges, freudenleeres, inhaltarmes Leben wurden von den schottischen Geistlichen als Wandel, wie er Gott gefalle, gepriesen. Nach dieser ascetischen Moral beurtheilten und richteten sie die junge, lebensfrohe Königin, so wie den Adel und das Volk. Wer es wagte, diese engen Schranken zu überschreiten wurde auf der Kanzel mit Namen genannt und vor der ganzen Gemeinde seines Fehlers wegen zurecht gewiesen; der Zorn

des göttlichen Gerichts ward über den Halsstarrigen herabgerufen und Wehe! und Verdammniß über diejenigen ausgesprochen, die durch ihr Beispiel den Schwachen verlockten.

2. Eine unglückliche Heirath.

Maria's katholische Tendenzen.

Die reformatorischen Prediger hatten alle Ursache der Gesinnung Maria's zu mißtrauen. Denn während sie sich äußerlich einer religiösen Duldsamkeit befliß und die kirchlichen Dinge in dem Zustande bestehen ließ, wie sie dieselben vorfand, unterhielt sie eine geheime Correspondenz mit ihren Oheimen und dem Papste, die von einer ganz andern Gemüthsverfassung Zeugniß gaben. In einem Schreiben vom Januar 1563 versicherte sie den heiligen Vater, daß ihr ganzes Streben darauf gerichtet sei, ihr Volk, das zu ihrem großen Schmerze zu verdammungswürdigen Irrthümern sich habe verleiten lassen, wieder auf den rechten Weg zu führen, daß aber bei der großen Verderbtheit der Zeit ihr Unternehmen bisher mit geringem Erfolg gekrönt worden sei; der Papst möge es daher nicht ihrer Saumseligkeit zuschreiben, daß ihre Unterthanen die heilige römische Kirche noch nicht mit der gebührenden Ehrfurcht betrachteten; sie habe Prälaten ausgeschickt, um bessere Ansichten unter dem Volke zu verbreiten und sei entschlossen alle Mittel, selbst ihr Leben einzusetzen, um dieses Ziel zu erreichen. Dem Kardinal von Lothringen sprach sie den festen Vorsatz aus, lieber den Tod zu erleiden als in etwas zu willigen, was der heiligen Kirche Schaden bringen möchte.

Elisabeth und die Hugenotten.

Gerade damals wüthete der erste Religionskrieg in Frankreich. Wie verschieden waren da die Gefühle, mit denen man in Schottland und England auf die blutigen Vorgänge jenseit des Kanales blickte! Elisabeth schloß mit den Häuptern der Hugenotten ein Bündniß und unterstützte sie mit Schiffen, Mannschaft und Subsidiengeldern. Der Entschluß fiel ihr schwer, theils weil sie die Ausgaben scheute, theils weil sie nicht den Schein auf sich laden wollte, als begünstige sie Aufstand und Empörung und suche die Tugend der Loyalität und des Gehorsams der Unterthanen zu entkräften. Erst als man ihr die Ueberzeugung beibrachte, daß es nicht ein Krieg der Unterthanen gegen die gesetzmäßige Obrigkeit sei, sondern ein Gewaltstreich der Papisten zur Unterdrückung der Hugenotten, schloß sie mit Condé und Coligny einen Kriegsbund. Wir wissen, daß sie dabei die Hoffnung hegte, Calais wieder zu erwerben (S. 402). In dieser Erwartung wurde sie getäuscht; das Blut der zweihundert englischen Krieger, die bei der Erstürmung von Rouen ihr Leben lassen mußten, trug ihrem Vaterlande keine äußerlichen Vortheile ein. Als die Hugenotten mit dem Hof ihren Frieden machten und der englische Gesandte Nic. Throgmorton in Paris unter Aufsicht gestellt ward, mußte auch Elisabeth nachgeben. Sie verbarg ihren Verdruß, indem sie versicherte, daß sie nur zur Vertheidigung des reformirten Glaubens und zur Abwehr der feindseligen Pläne der Guisen das Schwert ergriffen habe; aber sie entzog den Reformirten Frankreichs auf längere Zeit ihre Gunst und ihre Theilnahme.

Die Vermählungsfrage Maria's

Während dieser Zeit wurde in Edinburg über eine neue Vermählung Maria's unterhandelt. Die schottische Königin hatte keinen höheren Wunsch,

als daß ihr Erbrecht in England anerkannt werde; aber eben so hartnäckig und eifersüchtig wies Elisabeth jede derartige Zumuthung von der Hand. Maria überlegte nun, ob es zweckmäßiger sei, mit einer mächtigen Dynastie sich zu verbinden und mit deren Hülfe das Successionsrecht zu erzwingen, oder ob sie bei der Wahl eines Ehegemahls den Rath und die Zustimmung Elisabeths einholen und als Lohn dieses Vertrauens von ihrem guten Willen die Erfüllung ihres Wunsches zu erlangen suchen solle. Bei der Machtstellung des Königs von Spanien und bei den nahen Beziehungen dieses Monarchen zu den Guisen war es natürlich, daß man sich zunächst nach Madrid wandte. Philipp II. ging mit eifriger Geschäftigkeit auf die Frage ein. Je mehr die Kluft zwischen ihm und Elisabeth sich erweiterte, um so größer ward sein Verlangen, wenigstens in Schottland das Habsburgische Interesse zur Herrschaft zu bringen. Die religiöse Aufregung in Frankreich und in den Niederlanden und die Parteinahme Englands für die reformatorische Sache gab einem Bunde mit Schottland besondere Wichtigkeit. Zuerst gedachte Philipp, den Infanten Don Carlos, den künftigen Thronfolger des spanischen Reiches, mit der schottischen Königin zu vermählen; Maria war darüber höchlich erfreut; mit einem solchen Verbündeten konnte sie den verhaßten Edinburger Vertrag erfolgreich zurückweisen und ihrem Erbrecht und ihrer religiösen Ueberzeugung Geltung verschaffen. Allein der spanische König fand zuletzt doch, daß der junge Prinz nicht der geeignete Mann für die schottische Königin sei; nun schlug er denselben Erzherzog Karl von Oesterreich vor, den er früher für Elisabeth auserſehen hatte. Allein ein Fürst von kleinen zerstreuten und fernliegenden Territorien war nicht nach dem Sinne Maria's. Mittlerweile war der französische Krieg zu Ende gegangen und die Gemüther ein wenig ruhiger geworden. Nun glaubte man in Holyrood den günstigen Zeitpunkt gekommen, sich mit Elisabeth auf freundschaftlicheren Fuß zu stellen: in Schottland wie in England war eine freie Union, welche die Selbständigkeit keines der beiden Reiche gefährden würde, eine dem Volke zusagende Idee, und gegenüber dem schottischen Calvinismus konnte das anglokatholische Episcopalsystem als eine der römisch-katholischen Kirche nahe kommende und verwandte Religionsform gelten, der Maria äußerlich wohl beitreten möchte. Elisabeth hatte der Rivalin im Nachbarlande ewige Feindschaft ankündigen lassen, wenn sie sich mit einem Habsburgischen Prinzen vermähle; um so mehr glaubte Maria nun erwarten zu dürfen, daß man ihre Resignation würdigen und durch freundliches Entgegenkommen vergelten werde. Sie war sichtlich bemüht, bei jeder Gelegenheit ihre Sympathien für England an den Tag zu legen und jeden hervortretenden Religionseifer ihrer Glaubensgenossen niederzudrücken; sie sprach von Elisabeth stets mit der größten Hochachtung und Ergebenheit, trank bei Tafel in Gegenwart des englischen Gesandten auf ihr Wohl, betheuerte, daß sie dieselbe als ihre ältere Schwester ehren wolle. Es wurde über eine persönliche Zusammenkunft unterhandelt, auf welcher alle Zwistigkeiten

und Mißverständnisse ausgeglichen werden sollten. Selbst daß Elisabeth die verabredete Zusammenkunft zuerst verschob, dann ablehnte und von einer förmlichen Anerkennung des Erbrechts der schottischen Königin durchaus nichts wissen wollte, hielt Maria nicht ab, um deren Freundschaft zu werben und ihren Rath in Betreff einer neuen Ehe einzuholen. Sie wurde zwar sehr betroffen und in ihrem königlichen Stolze verletzt, als man ihr den Grafen Leicester, den Unterthan und Günstling Elisabeths zum Gemahl vorschlug; aber sogar darauf war sie bereit einzugehen, vorausgesetzt, daß dann die englische Königin ihr Erbrecht in gültiger Form für sie selbst und ihre Nachkommen aus dieser Ehe anerkenne; auch Murray sprach sich in diesem Sinne aus. Aber Elisabeth war zu keiner bestimmten Verpflichtung zu bewegen; „wenn Maria ihr traue und sich mit Leicester vermähle, sprach sie, so solle es sie nicht gereuen". Zu weiteren Zusagen war sie nicht zu bringen. Mit großem Verdruß vernahm Maria diesen Bescheid; sie machte ihrem gepreßten Herzen in einem Strom von Thränen Luft und brach nun jede weitere Verbindung mit Elisabeth ab. Sie hegte den Argwohn, daß dieselbe durch Falschheit und Doppelzüngigkeit ihre Wiedervermählung auf alle Weise verhindern wolle. Von da an gingen ihre Wege auseinander; Maria wählte sich einen Gatten, der ihre Erbansprüche verstärken sollte, ohne Elisabeths Zustimmung abzuwarten oder zu begehren.

Henry Darnley. Seit Jahren lebte in England eine katholische Flüchtlingsfamilie: Graf Lennox, ein Abkömmling der Stuarts, und seine Gemahlin Margaretha, die Schwestertochter Heinrichs VIII. aus ihrer zweiten Ehe mit dem Grafen von Angus. Die Gräfin von Lennox, eine intrigante, ehrsüchtige Lady, hegte gegen die Königin Elisabeth große Abneigung; ihr Schloß diente den englischen Papisten häufig als Sammelplatz. In dieser Gesinnung war auch ihr Sohn Henry Lord Darnley aufgewachsen. Der Vater war vor einiger Zeit von Maria begnadigt und in seinen Rang und seine Güter wieder eingesetzt worden. Bei der Unbestimmtheit der Thronfolge lag der Gedanke nahe, durch die Verheirathung der beiden Verwandten aus königlichem Geblüt die Rechtsansprüche zu vereinigen und zu stärken; in Holyrood wie auf dem Edelsitz der Gräfin Lennox wurde der Plan besprochen und gebilligt. Unter dem Vorwande, den Vater im schottischen Hochlande zu besuchen, entfernte sich Darnley heimlich aus England und begab sich an den Hof der Königin Maria. Er war ein junger Mann von zwanzig Jahren, hochgewachsen, von schöner Gestalt und Körperbildung, und mit allen den Eigenschaften ausgerüstet, die einer erregbaren, auf Aeußerlichkeiten gerichteten Frau gefallen konnten. Es dauerte nicht lange, so war Darnley der Liebling der Königin, der Erste an ihrem Hofe; allenthalben bezeichnete man ihn als ihren künftigen Gemahl. Mochte auch Elisabeth in schärffster Weise sich gegen die beabsichtigte Heirath erklären und Darnley und seinen Vater auf Grund ihrer Lehnspflicht zur schleunigen Rückkehr nach England auffordern; mochten immer die schottischen Edelleute, darunter sogar Murray, theils aus Neid und Eifersucht

auf den Erkornen, theils auf Anstiften des englischen Gesandten Randolph und des Ministers Cecil den Versuch wagen, durch Verschwörung und Aufruhr die Ehe zu hindern, mochten immerhin Knox und die puritanischen Eiferer die Strafe des Himmels verkündigen, wenn die Königin einen Papisten zum Gemahl nehme; Maria trotzte allen Einsprachen und Drohungen. Sie schlug den Aufstand der Großen mit gewaffneter Hand nieder und nöthigte die Häupter zur Flucht nach England. Dann schritt sie zur Vermählung. Im Juli wurde die Trauung nach katholischem Ritus feierlich vollzogen und alsdann Henry Darnley durch einen Herold als König ausgerufen. 29. Juli 1565.

Nun glaubte Maria Stuart kühner auftreten zu dürfen. Wer sie damals sah, wie sie im stolzen Gefühle ihres Triumphes hoch zu Roß die aufgeregten Landschaften durchstreifte, um die letzten tumultuarischen Bewegungen niederzuwerfen, der konnte voraussagen, daß sie jetzt aus der Politik der Mäßigung und Nachgiebigkeit heraustreten werde, daß sie in die großen Welthändel einzugreifen gedenke, die sie einst in Paris kennen gelernt. Sie zeigte dem König von Spanien ihre Vermählung an und war sehr erfreut, als dieser ihr seine Billigung aussprach und seinen Beistand verhieß, damit sie ihre rebellischen Unterthanen zum Gehorsam zwingen und die katholische Religion wieder aufrichten möge; auch werde er dahin wirken, daß ihr Recht auf den englischen Thron anerkannt werde. Wir wissen aus andern Theilen dieser Geschichte, daß um die Zeit, da die Tiara auf das Haupt des strengen Pius V. gesetzt ward, die romanische Welt sich mehr als je anstrengte, alle reformatorischen Bekenntnisse auszurotten. Mag auch die Zusammenkunft in Bayonne (S. 404) nicht von so weittragender Wirkung gewesen sein, als man häufig angenommen hat, so bezeichnet sie doch einen Wendepunkt in der religiös-politischen Haltung der katholischen Welt. Der spanische, der päpstliche, der französische Hof einigten sich zu gemeinschaftlichem Vorgehen gegen die Ketzerei; Maria Stuart trug kein Bedenken, in dieses geheime Bündniß einzutreten. Nie war ihr brieflicher Verkehr mit dem Festlande lebhafter als um diese Zeit. Sie hatte an ihrem Hofe einen gewandten sprachkundigen Vermittler in David Rizzio. Er war von Geburt ein Piemontese, der vor zwei Jahren im Gefolge des savoyischen Gesandten Moretta nach Edinburg gekommen war und durch seine Kunst als Sänger und Citherspieler wie durch seine Bildung und höfische Manieren das Wohlgefallen und die Gunst der Königin gewonnen hatte. Erfüllt von religiösem Eifer wie sie selbst war Rizzio ein zuverlässiger getreuer Dolmetscher ihrer Gedanken und Empfindungen. Man sah ihn täglich bei Hofe und nicht selten blieb er bis Mitternacht in den inneren Gemächern der Königin, mit der auswärtigen Correspondenz beschäftigt. Alles ging durch seine Hand. In den protestantischen Kreisen fürchtete man eine Gegenreformation.

Ultramontane Reactionspläne.

Auch in England trugen die Papisten ihr Haupt höher. Um ihnen keine Veranlassung zu Klagen zu geben, ertheilte Elisabeth in Gegenwart des neuen spanischen

Elisabeth und Graf Murray.

Gesandten Guzman de Silva und des französischen Botschafters dem nach London geflüchteten Grafen von Murray einen scharfen Verweis wegen seines Aufruhrs gegen die schottische Königin, und ließ sich von ihm bezeugen, daß sie und ihre Räthe keine Hand darin gehabt hätten. Der Vorgang mag nur eine verabredete Komödie gewesen sein, denn die Briefschaften aus jener bewegten Zeit beweisen zur Genüge, daß man in den englischen Hof- und Beamtenkreisen genau von Allem unterrichtet war, was in dem Nachbarlande sich zutrug und geplant wurde; Elisabeth hielt es doch für nothwendig, sich zu stellen, als ob sie mit dem Hofe in Holyrood im besten Einvernehmen lebe. Randolph und ihre geheimen Agenten verstanden aber die politischen Gänge ihrer Gebieterin und waren nur um so eifriger bemüht, mit den malcontenten Edelleuten und den protestantischen Parteiführern stets in Fühlung zu bleiben. Und bald genug hatten sie wichtige Dinge zu berichten.

3. Darnley und Rizzio.

Darnley und die ultramontane Camarilla.

Die Flitterwochen der königlichen Ehe gingen schnell vorüber. Darnley war ein eitler junger Mann von rohen Sitten, ohne Charakter und geistige Interessen, der nur an den Vergnügungen des rauhen, unbotmäßigen Adels seiner Heimath, an Gelagen, Jagd und Lustbarkeiten Gefallen fand. Maria wandte daher bald ihre Neigung von ihm ab. Schon im Februar 1566 schrieb Randolph nach England: „Ich weiß sicher, daß die Königin ihre Heirath bereut, daß sie Darnley und seine ganze Sippschaft haßt. Noch vor Kurzem sprach man nur von König und Königin; in allen Schriftstücken wurde sein Name zuerst gesetzt; jetzt heißt er nur der Gemahl der Königin und wird an zweiter Stelle genannt. Kürzlich waren einige Münzen mit dem Doppelbilde des königlichen Paares geprägt, diese werden jetzt eingezogen und umgeschmolzen.“ Eine solche Zurücksetzung reizte den Zorn Darnley's, der eben so hochmüthig als habgierig seine Stellung zur Befriedigung seiner Begierden benutzen wollte. Vor Allem war sein Sinn und Ehrgeiz dahin gerichtet, durch einen legalen Akt die „matrimoniale Krone“ zu erlangen, wodurch er gleichen Rang und gleiches Recht mit der Königin erhalten hätte. Davon wollte aber Maria nichts wissen. Darnley glaubte, daß Rizzio an der Abneigung Schuld sei. Er gehörte nicht zu den Eingeweihten des Hofes, die damals so eifrig katholische Politik trieben; für solche fein gesponnene Complotte war er zu ungeschickt, und wenn er auch in dem römischen Kirchenglauben erzogen war, so lagen ihm die religiösen Dinge doch fern; man sah ihn wohl mitunter auch zu Knox in die Predigt gehen. „Ich weiß, daß zwischen Vater und Sohn ein Handstreich im Werk ist, die Krone auch gegen den Willen der Königin zu erlangen“, schrieb Randolph an Leicester; „kommt dieser Plan zur Ausführung, dann bin ich überzeugt, daß man innerhalb zehn Tagen mit Zustimmung des Königs dem David Rizzio die Kehle abschneiden wird. Ja noch ärgere Dinge sind mir zu Ohren gekommen“. Was der englische Gesandte voraussagte und andeutete, sollte bald in Erfüllung gehen. Darnley haßte den Italiener auf den Tod. Nicht nur daß er ihn für den Urheber seiner Zurücksetzung hielt, er war auch von wüthender Eifersucht

13. Febr. 1566.

gegen denselben erfüllt, und die Freunde, mit denen er verkehrte, und die den Secretär als die Seele des papistischen Complots fürchteten, unterließen nicht, durch Stichelreden und Spöttereien den Argwohn zu stärken. In vertraulichen Gesprächen äußerte er, sein Ehebett sei befleckt. Dieser Verdacht mag ungegründet gewesen sein; denn Rizzio war nicht schön und vor der Zeit gealtert; aber die leichten Sitten am Hofe und der Uebermuth des Italieners gaben Grund genug zur Eifersucht. Und nicht nur Darnley hegte gegen Rizzio tiefen Haß; auch die Häupter des protestantischen Adels, die einst den Covenant geschlossen, auch die Freunde Murray's und die übrigen in England weilenden Flüchtlinge blickten mit Groll auf den ultramontanen Günstling. Bei der religiösen Aufregung, die damals die Gemüther erfaßt hatte, konnte man von Seiten Philipps II. und des Papstes ein feindseliges Vorgehen gegen Elisabeth in Bälde voraussehen. Sollte dann Edinburg von Neuem der Herd feindseliger Unternehmungen gegen England werden? Philipp II. hatte bereits von den Niederlanden aus einen Agenten mit beträchtlichen Wechseln abgeschickt, der auf dem Meer verunglückte; er erklärte sich aber bereit, der Königin neue Summen zustellen zu lassen und sie mit Waffen und Mannschaften zu unterstützen; noch größeren Eifer legte Papst Pius V. an den Tag: so lange er noch über einen Kirchenkelch verfügen könne, ließ er sich vernehmen, werde er der schottischen Königin hülfreich sein. Mit solchen Aussichten und Verbündeten gedachte Maria der Guiseschen Politik in dem Inselreich zur Stütze zu dienen und zugleich ihre eigenen Interessen zu fördern: der unruhige protestantische Adel sollte niedergeworfen und ihr Successionsrecht in England sicher gestellt werden.

So großartige weitzielende Entwürfe mußten zu Anstalten der Gegenwehr führen; und auch hier sehen wir verschiedenartige Motive zu gemeinschaftlichem Handeln verbunden: Mehrere reformirte Adelshäupter, vor Allen Lord Ruthven und Graf Morton, zwei verwegene, rücksichtslose Parteiführer, welche von den ultramontanen Umtrieben Gefahr für ihre Macht und Stellung fürchteten und zugleich die Rückkehr Murray's und der andern Exulanten herbeiführen wollten, erboten sich dem König als Vollstrecker seines Racheplans wider Rizzio. Es wurden geheime Berathungen veranstaltet, Knox und Craig, die einflußreichsten Prediger in Edinburg, wurden in das Complot eingeweiht; durch Gebete und Fasten sollte der Beistand des Himmels angefleht werden zur Abwehr der Gefahr, die den Frommen und Gläubigen drohe. In den ersten Märztagen wurden von der Regierung die Vorbereitungen zu einem Parlament getroffen. Aus Allem ging hervor, daß es dabei auf einen Gegenschlag wider die Reichsversammlung vom Jahr 1560 abgesehen war. Die Bischöfe nahmen wieder ihre alten Sitze ein, unter die Lords der Artikel ernannte die Königin katholische oder ihr persönlich ergebene Männer; Edelleute, welche während der früheren bürgerlichen Unruhen als Royalisten oder Altgesinnte angefeindet oder verfolgt worden waren, wie Bothwell und der jüngere Graf von Huntley, wurden durch

Die Verschwörung.

Gunst und Gnade ausgezeichnet. Denn Maria beabsichtigte vor allem Anderen den Grafen von Murray und seine Gefährten ächten und ihrer Ehre und Güter verlustig erklären zu lassen. Gerade diesen Schlag aber wollten die Freunde abwehren; darum kamen sie mit Darnley überein, vor dem Zusammentritt des Reichstags die Ermordung Rizzio's zu vollbringen, um durch den Schrecken und die Verwirrung, die, wie sie voraussahen, der Blutthat auf dem Fuße folgen mußte, die Berathung und Beschlußfassung zu verhindern. So wurde denn auf Samstag Abend den 9. März die Ausführung festgesetzt und im Stillen alle Vorbereitungen dazu getroffen.

Die Mordscene im Schloß. Das sechzehnte Jahrhundert ist reich an Gräuelthaten aller Art, aber wenige gleichen an roher Grausamkeit und gefühlloser Rücksichtslosigkeit dem Mordanfall in Holyrood. In den engen und düstern Räumen des Edinburger Schlosses befand sich neben dem Schlafzimmer der Königin ein kleines Gemach, in welches sie sich zurückzuziehen pflegte, wenn sie von dem Geräusche des Hofes fern sein wollte. Eine schmale Treppe führte aus dem unteren Geschosse, wo der König wohnte, zu der Thür. Hier saß die Königin mit einigen Damen und Herren ihres Haushaltes, unter ihnen auch Rizzio, beim Abendessen. Da erschien Darnley und setzte sich neben seine Gemahlin, sie umfangend und liebkosend. Plötzlich öffnete sich die Pforte und einige bewaffnete Männer in Helm und Harnisch wurden sichtbar, an ihrer Spitze Ruthven, der seit einiger Zeit fieberkrank war und mit seinem hohläugigen geisterbleichen Gesichte einem dem Grabe Entstiegenen ähnlich sah. Die Königin, damals im siebenten Monate ihrer Schwangerschaft, fuhr entsetzt auf und fragte den hereintretenden Lord, was ihn zu dieser ungewohnten Stunde herführe. Mit einer dumpfen Stimme, die durch Mark und Bein ging, sagte der Angeredete: „Laßt jenen Mann herkommen; er hat schon zu lange einen Platz eingenommen, der ihm nicht gebührt. Von einem Diener wollen wir nicht regiert sein". Alles erhob sich, um den Verwegenen hinauszudrängen; aber plötzlich traten Morton, Douglas, Falconside und andere Verschworne ein. Rizzio faßte das Gewand seiner Gebieterin, um sich zu schützen; allein über die Schulter der Königin weg versetzte ihm Douglas eine Wunde. Darauf rissen die schrecklichen Männer im wildesten Aufruhr den Unglücklichen weg, der vergebens um Gnade und Gerechtigkeit schrie, schleppten ihn zur Thüre hinaus und fielen mit Dolchen und Schwertern über ihn her. Von sechsundfünfzig Stichen durchbohrt hauchte Rizzio sein Leben aus. Darnley war mit der Königin beschäftigt und erhob keine Hand zu dessen Rettung; man wollte sogar seinen eigenen Dolch am Leibe des Ermordeten erkannt haben. Es konnte Niemand zweifelhaft sein, daß er um die That gewußt, ja sie befohlen habe; seine Anwesenheit schützte die Verschwornen vor jeder Bestrafung. Als Maria aus Ruthvens Mund vernahm, daß er und seine Genossen mit Darnley's Einverständniß gehandelt hätten, soll sie ausgerufen haben: „So fahret denn hin, Thränen, nun wollen wir auf Rache denken".

Die Ermordung Rizzio's sollte zu einer Aenderung des ganzen Regierungssystems benutzt werden. Während die Königin wie eine Gefangene behandelt und überwacht wurde, übernahm Darnley allein die Herrschaft: er löste die Stände auf, befahl dem Magistrat, auf die Katholischen ein wachsames Auge zu haben und beruhigte die Edinburger Bürgerschaft, die eine Bewegung zu Gunsten der Königin machte, durch die Versicherung, daß Alles wohl stehe. Die Verschwornen hatten noch andern Gliedern der Hofcamarilla und der katholischen und royalistischen Reaction ein ähnliches Schicksal wie dem Italiener zugedacht. Aber die Bedrohten hielten sich verborgen oder entflohen. Auch Bothwell, Huntley, James Melville, Maria's getreuer Rathgeber und Anhänger, u. A. m. entkamen unter dem Schutze der Nacht. Am folgenden Tag kehrten Murray und seine Gefährten zurück. Die Verschwornen hielten mit ihnen eine Berathung. Man kam überein, die Königin nach Stirling-Schloß in Gewahrsam zu bringen, Darnley mit der öffentlichen Gewalt zu bekleiden und die Gesetze gegen die Katholiken in aller Strenge wieder herzustellen. Aber der Plan sollte nicht zur Ausführung kommen. Maria wußte ihren schwachen Gemahl umzustimmen. Sie stellte sich, als glaube sie nicht an seine Mitschuld, sie behandelte ihn mit der ganzen Liebenswürdigkeit, die ihr so eigen war, sie füllte ihn mit Mißtrauen gegen die Edelleute, die sich seines Namens und seiner Autorität nur zu ihren eigenen herrschsüchtigen Zwecken bedienen wollten; sie bat ihn, er möge sie wegführen aus den ihr so grauenvollen Schloßräumen, wo sie stets die Blutspuren vor Augen habe, dann wolle sie Alles vergeben und vergessen. Sie erreichte ihren Zweck. Die Verschwornen ließen sich durch Darnley's Zureden und Verbürgung ihrer Sicherheit bewegen, die Schloßwache wegzuziehen und die Königin ohne Aufsicht zu lassen. Maria benutzte diese Freiheit zur schnellen Flucht. Um Mitternacht ritt sie, begleitet von Darnley und einem Diener, aus den Thoren von Edinburg und nahm ihren Aufenthalt in dem festen Schloß von Dunbar. Von dort ließ sie einen Aufruf ausgehen an ihre Getreuen, ihr beizustehen, daß sie die ihr verrätherisch entrissene Herrschaft wiedergewinnen und die Uebelthäter und Rebellen bestrafen möge. Da sah man von allen Seiten katholische oder königlich gesinnte Edelleute, in erster Linie Huntley, Athol, Bothwell, mit ihren Kriegsknechten unter das Banner der Königin ziehen. Bald konnte sie einen Heerhaufen von 8000 Bewaffneten ins Feld führen. Niemand leistete ihr Widerstand. Siegreich kehrte sie, den Gemahl an der Seite, in die Hauptstadt zurück. Die Verschwornen warteten ihre Ankunft nicht ab: Ruthven, Morton, Brunston, Andr. Car u. A. entflohen über die englische Grenze, Knox verbarg sich in der stillen Zurückgezogenheit von Kyle.

Der Umschlag.

Die Königin gebrauchte ihren Sieg mit Mäßigung. Murray durfte ruhig in Edinburg bleiben und erlangte bald wieder den alten Einfluß bei der Regierung; von den reactionären Maßregeln des katholischen Fürstenbundes hielt sich Maria fern; unter dem einheimischen Adel suchte sie Ruhe und Versöhnung zu

Die königliche Ehe und Jacobs Geburt. 1566.

stiften. Allein unter dieser Windstille schlummerten schwere Gedanken und verletzte Gefühle; arbeiteten Sorgen und Leidenschaften. Die flüchtigen Mörder Rizzio's und ihre Freunde in der Heimath waren erbittert über Darnley's Treulosigkeit: er hatte sie zu der That angereizt und ihnen durch Eid und Schrift Straflosigkeit zugesichert; und nun lebte er im Schlosse fort, als ob nichts geschehen wäre, an der Seite der Königin, die er der Untreue beschuldigt hatte, indeß sie selbst in Elend und Schande ihre Tage verbrachten. Es gelang den Verschwornen, Maria durch schriftliche Beweisstücke zu überzeugen, daß ihr Gemahl der Urheber der Blutscene in Holyrood gewesen. Sie hatte wohl schon früher solchen Verdacht gehegt, aber sein Läugnen und sein späteres Verhalten gegen sie mochte sie zu anderer Ansicht gebracht haben. Um so tieferen Eindruck machte jetzt die Enthüllung seiner Schuld auf ihr Gemüth. Sie entfernte sich immer mehr von ihm; anstatt ihm durch Verleihung der matrimonialen Krone mehr Antheil an den Staatsgeschäften zu geben, besetzte sie Rizzio's Stelle in ihrem Cabinet mit dessen Bruder Joseph; sie dachte an eine Scheidung, aber wie hätte es dann um die Legitimität und das Erbrecht des Sohnes gestanden,
19. Juni 1566. den sie am 19. Juni dieses verhängnißvollen Jahres im Edinburger Schloß zur Welt brachte? Es ist eine bekannte Erzählung, wie Elisabeth die Nachricht aufnahm. Noch ehe James Melville in öffentlicher Audienz sich seiner Botschaft entledigen konnte, wurde der englischen Königin auf einem Hofballe in Greenwich die Kunde von Cecil zugeflüstert. Da brach sie in bittere Thränen aus, und ihr Haupt kummervoll auf die Hand stützend, sagte sie zu ihren Damen: „Die Königin der Schotten ist Mutter eines feinen Knaben und ich bin ein dürrer Stamm". Aber auch Maria war nicht in freudiger Stimmung; der Vater ihres Kindes war zugleich der Schänder ihrer Ehre, der Mörder ihres getreuen Dieners; sie konnte kein Herz mehr zu ihm fassen. Darnley wußte nicht, wie er sich benehmen, wohin er sich wenden sollte: Bald neigte er sich zu den Papisten und schrieb nach Rom, daß die Königin nicht Eifer genug für die Herstellung der katholischen Kirche zeige: bald stieß er verleumderische Reden über die Adelshäupter aus, auf die er alle Schuld zu werfen suchte; bald wollte er das Land verlassen und sich nach Frankreich begeben. Rathlos und in sich zerfallen schleppte er mißmuthig seine Tage hin. Aus der königlichen Ehe und Häuslichkeit war jede Freude und Zufriedenheit gewichen. Eine schwere Krankheit, von welcher Maria im Oktober ergriffen ward, wurde dem Kummer und der Gemüthserregung zugeschrieben. Darnley kam während der Zeit nie an ihr Lager. Als am 17. December der königliche Knabe zu Stirling nach katholischem Ritus getauft ward, wobei die Herzogin von Argyle als Vertreterin der Königin Elisabeth die Pathenschaft übernahm, wohnte Darnley der Ceremonie nicht bei, obwohl er im Palast war.

4. Der Königsmord.

Graf Bothwell.

In diesen Tagen des Unmuths, des Zweifels, der Unsicherheit, faßte die Königin Neigung und Vertrauen zu einem Manne, der die Eigenschaften besaß, welche sie vor allen schätzte, männlichen Muth, ritterliches Wesen und loyale Gesinnung. Es war der schon öfters erwähnte James Hepburn Earl of Bothwell. Tief verflochten in die Kämpfe und Bewegungen, denen das schottische Land seit vielen Jahren zum Schauplatz dienen mußte, hatte der mächtige länderreiche Edelmann mit der stattlich kräftigen Gestalt, mit dem tapfern Arm und dem unternehmenden Geist stets eine hervorragende Rolle gespielt. Obwohl dem reformirten Bekenntniß zugewandt, war er doch stets auf Seiten der Krone gestanden; er hatte den beiden Marien, der Regentin wie ihrer Tochter, manchen Dienst im Feld geleistet und dabei manche Gefahren und Abenteuer ausgehalten, manche Wechselfälle erfahren, mehr als einmal die Leiden der Verbannung bald in Frankreich, bald in England ertragen. Noch ganz kürzlich hatte er, als er im Auftrage der Königin die durch Familienfehden und Bandenkriege beunruhigten Grenzmarken durchzog, eine schwere Wunde erhalten. Auf dem Krankenlager in seinem Schloß Harmitage, wurde er durch den Besuch seiner Königin überrascht und erfreut. Wir haben Beweise genug gehabt von dem wilden gewaltthätigen Geiste des schottischen Adels jener Tage; aber keiner übertraf an Kühnheit und Verwegenheit wie an Ruchlosigkeit den Grafen von Bothwell. Zu der rohen Naturkraft des heimischen Kriegerstandes waren bei ihm noch Laster gesellt, an die er sich in Frankreich gewöhnt hatte, und zur Befriedigung seiner Begierden und Leidenschaften schreckte er vor keinem Verbrechen, vor keiner Gewaltthat zurück.

Maria und Bothwell.

Zu diesem Manne faßte die Königin eine heftige Neigung. In ihrer Seelenangst vor einem neuen Gewaltstreich, zu dem Darnley schreiten könnte, erblickte sie in Bothwell einen Retter und Beschützer. Es ging das Gerücht, der König habe mit seinem Vater Lennox einen Plan verabredet, Maria von der Regierung zu entfernen und dann im Namen seines kleinen Sohnes Jacob selbst die Herrschaft zu führen. In dem Widerstreit heftiger Gefühle, welche den Busen der Königin durchwühlten, steigerte sich ihre Liebe zu Bothwell zu wahrer Leidenschaft. Der Graf, obwohl seit Kurzem verheirathet, erwiederte die Neigung, mehr aus Ehrgeiz und Herrschsucht, weil er durch sie zu der höchsten Gewalt in Schottland, zur Theilnahme an der königlichen Macht zu gelangen hoffte als aus Herzensdrang. Denn aus Maria's Briefen geht hervor, daß sie mit Eifersucht auf Bothwells Zuneigung für seine Gattin blickte. Es ist seit Jahrhunderten darüber gestritten worden, ob die Sonette und glühenden Liebesbriefe, welche man in der Folge als Beweisstücke von Maria's Schuld vorbrachte, echt oder gefälscht seien. Durch verschiedene Uebersetzungen und Rückübersetzungen mag der ursprünglich französische Text vielfach verändert und

entstellt worden sein; aber daß Maria in diesen Stunden der tiefsten Gemüthsbewegung solche Empfindungen in sich getragen und ihnen Ausdruck gegeben, scheint außer Zweifel zu stehen.

Der „Bond" von Craigmillar.

Bothwell konnte aber nur zum Ziel seiner Wünsche kommen, wenn Darnley beseitigt ward. In jenen Zeiten roher Gewaltthat und wilder Leidenschaften schrak der schottische Adel nicht vor einem Mord zurück, durch den die Erreichung persönlicher Interessen oder Parteizwecke erleichtert werden konnte. So fiel es denn dem Grafen Bothwell nicht gar schwer, einige Edelleute zu einem Complot wider das Leben Darnley's zu vereinigen. Als Maria auf Schloß Craigmillar, unweit Edinburg, ihre völlige Genesung erwartete, entwarf Sir James Balfour die Urkunde („Bond"), die von Bothwell, Huntley, Lethington und Argyle unterzeichnet ward. Nach der Taufe wurde die Königin veranlaßt, durch einen Akt der Gnade den in der Verbannung lebenden Theilnehmern an Rizzio's Ermordung die Rückkehr zu gestatten. Alle waren Todfeinde von Darnley, der sie verleugnet und verrathen hatte. Warum sollten sie jetzt zu dem zweiten Complot nicht eben so willig ihre Hand reichen als zu dem ersten? Da wie dort wurde die That der Rache und der persönlichen Feindschaft durch die Maske verhüllt, es handle sich um die Wohlfahrt des Staats, um die Vereitelung verderblicher Pläne und Anschläge. Auch diesmal stand der verwegene, intrigante Parteigänger Morton in der ersten Reihe. Wie weit Murray um die Verschwörung gewußt, ist nie klar hervorgetreten; er selbst hat jede Betheiligung abgeleugnet. Noch weniger sicher kann nachgewiesen werden, in wie weit Maria von dem Vorhaben ihrer Freunde eine Kunde oder Ahnung hatte. Nur so viel steht fest, daß ihr heißester Wunsch war, von Darnley getrennt zu sein.

Maria's Versöhnung mit dem König. 1567.

Zu Anfang des neuen Jahres befand sich der König bei seinem Vater in Glasgow. Die Verschwornen in der Umgebung des Hofes schöpften Verdacht, es möchte dort ein neuer Gewaltakt gegen die Königin und ihre Räthe und Vertrauten geplant werden. Da kam die Kunde zu Maria's Ohren, ihr Gemahl sei schwer erkrankt; im Volke sprach man sogar von Vergiftung. Es stellte sich jedoch heraus, daß er von den Masern befallen war. Von der Stunde an schien in dem Gemüthe der Königin eine Umwandlung vor sich zu gehen. Sie eilte nach Glasgow an das Krankenlager; Darnley war bewegt und weichmüthig; er bat, sie möge ihm verzeihen, wenn er sie gekränkt und beleidigt habe; sie möge ihn wieder lieb haben wie ehedem; es erfolgte eine Scene der Versöhnung. Sie sagte, daß sie ihn zu besserer Pflege nach Edinburg bringen lassen wolle, und er willigte ein. Wie viele Mühe hat man sich von jeher gegeben, Maria's Unschuld zu erweisen: sie habe damals aufrichtig eine Wiedervereinigung mit Darnley beabsichtigt, in ihrem Herzen „hätte die zurückkehrende Neigung zu ihrem Gemahl mit der Leidenschaft für Bothwell gekämpft". Um einen solchen Ausgang zu verhindern, habe der Graf die Ausführung des Mordplans beschleunigt: denn eine Versöhnung und Wiedervereinigung der Getrennten hätte das Ziel und den

Preis seines Ehrgeizes vernichtet, hätte ihn um den Lohn und die Früchte seiner Bemühungen gebracht. Aber keine Apologie wird dem unbefangenen Beurtheiler den Verdacht benehmen, daß Maria damals die argen Gedanken ihres Herzens unter heuchlerischer Maske verborgen habe, daß sie, von einer dämonischen Gewalt in ihrem Busen fortgerissen, den Gemahl an einen Ort zu bringen gesucht, wo er dem Angriff seiner Feinde, von deren Complot sie wenigstens eine Ahnung hatte, zugänglicher sein möchte.

Man hat einen Brief aufgefunden, worin sie am Abend nach ihrer Rückkehr dem Grafen Bothwell über ihre Zusammenkunft mit Darnley Bericht gab. „Ich wußte nicht", heißt es darin, „daß sein Herz von Wachs sei, das meinige dagegen von Demant, in den kein Pfeil einzudringen vermag, als der von Eurer Hand kommt". Darauf schildert sie in glühenden Farben ihre Empfindungen für ihn, ihre heiße Liebe und ewige Treue. „Wir sind an zwei schlimme Lebensgefährten gebunden; Gott möge uns zusammenfügen zu dem treuesten Paar, das jemals vereinigt ward." Aus Hingebung für ihn sei sie zu allen Dingen bereit. „Euch zu gefallen und zu gehorchen achte ich nicht Ehre, nicht Gewissen, nicht Gefahr noch Größe." Unter dem Parteieifer der Schriftsteller für und wider Maria Stuart ist die Genesis des tragischen Ereignisses, der innere Zusammenhang der Gedanken und Thaten verdunkelt worden. Der Historiker, der seine Darstellung und sein Urtheil nur auf zuverlässige Ueberlieferung oder thatsächliche Beweise gründen darf, wird daher anstehen, in dem blutigen Drama, das sich in diesen Tagen in Schottland abspielte, eine Entscheidung über Schuld oder Unschuld zu fällen. Nur dem Dichter ist es gestattet, urtheilt Ranke, auch eine minder begründete Ueberlieferung anzunehmen und derselben folgend die Tiefen des Gemüthes zu erschließen, „jene Abgründe, in denen die Stürme der Leidenschaften toben und die Handlungen geboren werden, welche den Gesetzen und der Sittlichkeit Hohn sprechen und doch in der Menschenseele tiefe Wurzeln haben". *Die Schuldfrage.*

An der alten Stadtmauer von Edinburg standen die verödeten Mauern eines Dominicanerklosters, das in den Reformationsstürmen zerstört worden war, daneben ein thurmartiges Haus, in welchem einst die Mönche gewohnt hatten; das Ganze, unter dem Namen Kirk-a-Field bekannt, war von Gärten und Grasflächen umgeben. Dorthin ließ die Königin ihren Gemahl bringen; sie selbst holte ihn in Glasgow ab und bezog ein Gemach unter dem seinigen, wo sie mehrere Tage und Nächte zubrachte, den noch nicht völlig Genesenen sorgfältig wartend und pflegend. Am neunten Februar, es war wieder ein Sonntag wie vor elf Monaten, da Rizzio ermordet worden, begab sich Maria, nachdem sie zärtlichen Abschied von ihrem Gemahl genommen, des Abends nach Holyrood, um dem Hochzeitfeste einer ihrer Hofdamen mit einem Musiker ihrer Schloßkapelle anzuwohnen. Diese Zeit benutzte Bothwell, um mit Hülfe einiger Diener Pulversäcke in das Zimmer zu schaffen. Um Mitternacht wurden die Bewohner Edinburgs durch ein entsetzliches Getöse aufgeschreckt. Als man bei Anbruch des Tages nach der Stelle eilte, fand man das Haus von Kirk-a-Field in die Luft gesprengt und die Leichen von Darnley und seinem Pagen in dem Gartenfelde liegen mit sichtbaren Spuren gewaltsamen Erstickens. *Die Schreckensnacht in Kirk-a-Field. 10. Febr. 1567.* *10. Febr. 1567.*

Bothwell mit der Königin vermählt.

Wie ein Feuer in dürrer Steppe verbreitete sich die Kunde von der Schreckensthat über das Land und füllte die Herzen mit Entsetzen und Bestürzung. Die öffentliche Stimme bezeichnete Bothwell als den Urheber des Verbrechens, und dieser Mann ging nicht nur straflos umher, sondern er trat offen als Bewerber um die Hand der Königin auf. Der Vater des unglücklichen Darnley erhob Klage wider ihn bei den Lords; aber mehrere derselben hatten sich ja in Craigmillar durch Eidschwur mit ihm verbunden, die andern fürchteten den mächtigen Magnaten, der bei der Königin nach wie vor in höchster Gunst stand. Als er an dem Gerichtstag mit bewaffnetem Gefolge erschien, wie zum Hohn das Lieblingspferd Darnley's reitend, das ihm Maria verehrt hatte, wurde er freigesprochen. Das Parlament bestätigte das Urtheil. Wer hätte dem Manne entgegentreten mögen, den die Königin ausersehen, bei Eröffnung der Sitzung Krone und Scepter vor ihr herzutragen, den sie zum Großadmiral und zum Schloßherrn von Dunbar ernannte? Ja eine große Zahl der ersten Barone, die Bothwell zu einem Gelage bei sich versammelt, unterzeichneten ein Schriftstück, worin sie den „edlen und mächtigen Lord" der Königin zum Ehegemahl empfahlen. Herrschsucht und Ehrgeiz auf der einen Seite, leidenschaftliche Liebe auf der andern Seite verblendeten die Sinne Beider und ließen sie nicht den Abgrund bemerken, dem sie zueilten. Die Freunde und Glaubensgenossen in Frankreich und England blickten sorgenvoll auf die katholische Fürstin, welche sogar die Interessen ihrer Kirche über ihrer Liebesgluth vergessen zu haben schien; Elisabeth mischte sich von Neuem in die schottische Angelegenheit und Graf Leicester trat zum zweitenmal als Bewerber auf. Wie viele Mühe gab sich Melville, seine Herrin zu vertheidigen! Aber sie selbst rannte rettungslos in ihr Verderben. „Lieber wolle sie Frankreich, England und ihr eigenes Heimathland verlieren und im weißen Unterkleid bis an der Welt Ende mit Bothwell wandern, als ihn verlassen", soll sie geäußert haben. Im April wurde der Graf in unschicklicher Eile vor dem geistlichen Gerichtshofe in St. Andrews von seiner Gattin, einer Schwester Huntley's, auf Grund naher Verwandtschaft geschieden; und noch in demselben Monat entführte er die Königin auf einer Reise nach Dunbar und brachte sie dahin, daß sie ihm die Ehe versprach. Am Morgen des 15. Mai, drei Monate nach dem tragischen Ende Darnley's, wurde Bothwell in Holyrood mit Maria nach protestantischem Ritus getraut und von ihr zum Herzog von Orkney und Shetland ernannt. Keine Bitten und Vorstellungen ihrer Freunde hatten sie von dem Vorhaben abzubringen vermocht. Mit Staunen und geheimem Grauen blickte die Welt auf das erschütternde Drama, das in dem Zeitraum von vierzehn Monaten in Edinburg abgespielt worden war.

5. Maria's Absetzung und Flucht.

Die Magnaten gegen Bothwell. 1567.

Leidenschaft und Verbrechen sind unsichere Stützen der Herrschaft. Bothwell war ein zu ehrgeiziger und verwegener Mann, als daß er sich mit einer

beschränkten Macht begnügt hätte; sein Streben ging dahin, die volle Königsgewalt in seine Hände zu bringen, dem unbotmäßigen Adel den Fuß auf den Nacken zu setzen. Selbst die Königin hatte von der Tyrannei des Grafen zu leiden, in dessen Arme sie sich so unüberlegt geworfen. Es ist nicht leicht, das Gewebe von Ränken, von Verrath, von Verschwörungen zu durchdringen, die damals in den Reihen des schottischen Adels in erschreckender Weise auftauchten. Die Wirkungen traten so rasch hervor, daß man die Fäden kaum entdecken konnte. Kaum war die Heirath vollzogen, so war unter den Magnaten ein neues Complot gegen die Königin und ihren Gemahl im Gange. Die Ehe sollte für ungültig erklärt, Bothwell wegen Darnley's Ermordung dem Strafgericht überwiesen, Maria der höchsten Gewalt beraubt und bis zur Volljährigkeit des königlichen Knaben Jacob eine Regentschaft eingesetzt werden. Die Lords fürchteten, der gewaltthätige Geist Bothwells möchte nicht nur ihnen selbst ein unerträgliches Joch auflegen, sondern auch das Leben des Prinzen in Gefahr bringen. Die Frevlerhand, die den Vater erschlagen, könnte sich auch leicht an dem Sohne vergreifen. Es machte den Großen wenig Bedenken, daß mehrere von ihnen sich einst in Craigmillar mit dem Grafen gegen Darnley verschworen und den „Bond" unterzeichnet hatten; sie wußten, mit welcher Erbitterung das ganze Volk auf die Vorgänge am Hof und in den höchsten Gesellschaftskreisen blickte, und glaubten nicht besser ihre eigene Mitschuld verhüllen zu können, als wenn sie den verhaßten Urheber der Gräuel zu Falle brächten, den allgemeinen Unwillen zu einer Schilderhebung gegen das Verbrechen auf der Höhe benutzten. Bei einem solchen Unternehmen konnten sie die persönlichen Interessen und Motive mehr als je mit dem Scheine des Patriotismus und der öffentlichen Wohlfahrt und Sicherheit decken. Ohne Unterschied der Religion schlossen katholische und protestantische Edelleute, Huntley, Athol, Morton, Argyle, Hume, einer der kühnsten Grenzbarone, Glencairn und mehrere andere einen Bund gegen Bothwell. Auch Maitland von Lethington ließ sich durch sein Amt eines Staatssecretärs der Königin nicht abhalten, der Coalition beizutreten. Morton und William Kirkaldy, Laird of Grange, der beste Feldherr des schottischen Heeres und ein eifriger Anhänger der Reformation, waren die Hauptführer; auch Maria's Halbbruder, Graf Murray, damals auf einer Reise in Frankreich abwesend, ließ sich nach seiner Rückkehr zur Theilnahme bewegen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Maria vom französischen Hofe keine Unterstützung zu erwarten habe.

Cecil wurde durch seine schottischen Freunde von Allem unterrichtet und versäumte nicht, seine Gebieterin in das Vorhaben der Lords einzuweihen. Wir wissen, wie wenig Elisabeth ihrer gekrönten Nachbarin und Rivalin geneigt war, und die Vorgänge des letzten Jahres waren nicht darnach angethan, eine Sinnesänderung zu bewirken; dennoch kann nicht behauptet werden, daß die schottischen Magnaten von England ermuntert oder unterstützt worden seien. In Elisabeths Augen war jede Erhebung gegen die Elisabeths Haltung.

gesetzmäßige Obrigkeit, jede bewaffnete Selbsthülfe der Unterthanen gegenüber der Regierung ein Verbrechen, eine schwere Schädigung der Autorität, und sie unterließ nicht, ihre Ansicht auch in diesem Falle geltend zu machen und von jedem gewaltthätigen Vorgehen abzumahnen.

Maria's Gefangennehmung und Bothwells Ausgang.

Aber der Gang der Ereignisse war nicht mehr aufzuhalten. Schon im Juni, als die Königin mit Bothwell in Borthwick-Castle ihre neuen Flitterwochen verbrachte, wurde das Schloß in der Nacht von Kriegsknechten umstellt, die Morton, Hume, Kirkaldy in aller Stille in den Marklanden angeworben hatten. Sie wollten Rache nehmen an dem Mörder des Königs, an dem Räuber der Königin. Mit Mühe und Noth entkam der Graf durch eine Hinterpforte nach Dunbar, wohin ihm Maria im Kriegsgewand folgte. Noch war die Loyalität gegen das Haus Stuart nicht ganz erloschen; als die Königin einen Aufruf an ihre Unterthanen ausgehen ließ, sie gegen die Rebellen zu beschützen, stellten sich in Kurzem mehrere Barone mit ihren Kriegsknechten unter ihr Banner. Mit diesen zogen Bothwell und Maria ins Feld. In der Gegend, wo zwanzig Jahre früher die Schlacht von Pinkey geliefert worden (X, 611), trafen die Heerhaufen auf einander. Die Vermittlungsversuche des französischen Gesandten de Croc hatten keine Wirkung, ein Zweikampf, zu welchem sich Lord Lindsay, ein Verwandter Darnley's, mit Bothwell erbot, wurde von Maria verhindert. So sollte das Schwert entscheiden. Als aber die Königin ihre Reihen musterte, fand sie nur noch ein kleines Häuflein, die Mehrzahl war zu den Verbündeten übergegangen. Da reichte Maria im Angesicht des Heeres dem Grafen auf offenem Felde die Hand und lieferte sich den Aufständischen als Gefangene aus, während Bothwell eilig davon sprengte. Die alten Genossen von Craigmillar ließen ihn gern entkommen. Im Triumph führten darauf die Sieger die Königin nach Edinburg. Sie hatten eine Fahne anfertigen lassen, auf welcher der ermordete Darnley, unter einem Baume liegend, abgebildet war, neben ihm der kleine Prinz knieend und darunter die Worte: „Strafe und räche meine Sache, o Herr!" Diese wurde dem Zuge vorangetragen, welcher sich mit der Königin nach Edinburg bewegte. Unter den Schmähungen und Verwünschungen der Volksmenge, insbesondere der Weiber, wurde Maria in das Stadthaus geführt, wo sie die Nacht zubrachte. Als sie am Morgen an das Fenster trat, fiel ihr erster Blick auf die Fahne, die man gegenüber aufgepflanzt hatte. Wie war jetzt der stolze Geist geknickt! Die Häupter des Complots wurden bald einig über das Schicksal der Gefangenen. Nach einer Berathung in Holyrood kündigten sie der Königin an, daß sie in dem Inselschloß Lochleven, das die Douglas inmitten eines Binnensee's erbaut hatten, unter der Aufsicht des Besitzers, eines der Mitverschwornen, in Haft gehalten werden sollte; und noch an demselben Abend wurde sie, begleitet von Ruthven und Morton, nach dem einsamen Ort geführt, um dort nach der Absicht der Großen ihre Tage zu beschließen. Sir William Douglas, dem das Schloß gehörte, war ein Bruder von Murray.

10 Juni 1567.

Ihre Mutter Margaretha, eine stolze hochfahrende Dame, die behauptete, sie sei die rechtmäßige Gemahlin Jacobs V. gewesen, wohnte bei dem Sohne; unter ihrer Obhut schien Maria sicher verwahrt. Man wollte sie zur Entsagung der Krone zu Gunsten ihres kleinen Sohnes Jacob bringen, bis zu dessen Volljährigkeit dann eine vormundschaftliche Regierung unter der Leitung eines eingebornen Edelmannes eingesetzt werden sollte.

Mittlerweile war Bothwell nach dem Norden entflohen, und da er auf dem Lande seines Lebens nicht sicher war, wandte er sich der See zu. In den nördlichen Gewässern, wo die orkadischen Inseln Schlupfwinkel und Bergestätten boten, trieb er mit einigen wilden Gesellen ein Piratenleben, gerieth in dänische Gefangenschaft und endete im Kerker als Wahnsinniger. Ein silbernes Kästchen, welches er bei seiner Flucht zurückgelassen hatte, barg die erwähnten Briefe und Sonette von Maria's Hand, die ein Diener den verbündeten Lords überlieferte.

Politische und religiöse Parteistellung.

Nun war Schottland wieder in einer ähnlichen Lage wie bei der Absetzung der Regentin Maria (X, 887 ff.). Die strengen Gesetze gegen den katholischen Glauben hatten bisher nur unvollständig durchgeführt werden können. Wir wissen, mit welchem Ingrimm Knox und seine Amtsbrüder wider den Fortbestand und die Zunahme des „Götzendienstes" eiferten. Schon bei dem Attentat gegen Rizzio war die Religion im Spiel gewesen. Der rasche Umschlag hatte aber der reformatorischen Partei nicht die erwarteten Früchte eingetragen; hielt es doch Knox für rathsam, sich längere Zeit verborgen zu halten. Jetzt kehrte er nach Edinburg zurück und erhob wiederum wie vor acht Jahren seine mächtige Stimme. Während Maria nach Lochleven geführt ward, stürmte Glencairn mit einigen reformatorischen Eiferern in die Schloßkapelle, um alle Zeichen der Abgötterei zu zerstören. Allein noch einmal sollten die beiden religiösen Principien im Gefolge der politischen Parteiung und des faktiösen Treibens der Großen an einander gerathen. Die Familie Hamilton, welche nach den Stuarts die nächsten Ansprüche auf den schottischen Thron hatte, war mit dem Gange der Ereignisse sehr unzufrieden. Der Sieg der Conföderirten und die Entthronung Maria's konnte ihren dynastischen Interessen Gefahr bringen. Das mächtigste und angesehenste Magnatengeschlecht war keineswegs gemeint, die von einigen Factionshäuptern bewirkte oder beabsichtigte Staatsumwälzung ruhig vor sich gehen zu lassen und unthätig zuzuschauen, daß der Bastard Murray, der eben seinen Rückweg über England antrat und als Regent auserseheu war, oder ein anderer gewaltthätiger oder ehrgeiziger Edelmann das Regiment führe und den königlichen Knaben in Obhut nehme. Da das Haupt der Familie, der Herzog von Chatelherault in Frankreich abwesend war, so trat sein Bruder, der Erzbischof von St. Andrews, an die Spitze der Gegenbewegung. Mehrere Lords trennten sich von den Conföderirten, die aus ihrer Mitte einen „geheimen Rath" mit der provisorischen Regierung betraut hatten, und schlossen sich den Hamiltons an, einige, weil sie der katholischen Kirche ergeben waren, andere, weil sie ihren Sinn

geändert hatten. So Argyle, Huntley, Herries, Seaton u. A. m. Bischof Lesly, ein hervorragendes Haupt unter den Romanisten, hatte bei den Berathungen eine einflußreiche Stimme. Sie hofften, daß die Guisen mächtig genug seien, ihnen die Hülfe des französischen Hofes zu verschaffen. Andererseits suchten ihre Gegner durch den Beistand der reformirten Prediger das Volk auf ihre Seite zu bringen. Der „geheime Rath" verpflichtete sich gegen Knox und seine Collegen, nach der Einsetzung einer Regentschaft die Parlamentsbeschlüsse vom J. 1560 im vollen Umfange durchzuführen, der Kirche einen hinreichenden Unterhalt zu sichern, den Messedienst auszurotten und für die Unterweisung der Jugend zu sorgen. Der junge Prinz sollte einem frommen und würdigen Manne zur Erziehung übergeben werden. Man bestimmte dazu den gelehrten Buchanan, den Jugendfreund von Knox. Um diesen Preis leisteten die reformirten Geistlichen den verbündeten Großen Hülfe und Beistand mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln und Knox ließ wieder in der Kirche von Edinburg seine kräftige, wirksame Predigerstimme vernehmen, aus dem Alten Testament beweisend, daß man Götzendiener absetzen und tödten müsse. Und so sehen wir denn wieder die schottische Nation in zwei wenn auch ungleiche Heerlager getheilt: auf der einen Seite die Anhänger der Königin und des Katholicismus, ihre Hoffnungen auf Frankreich gerichtet, auf der andern die conföderirten Lords mit den reformirten Predigern und Gläubigen, auf Englands Beistand rechnend. Wäre der Kampf von längerer Dauer gewesen, so hätten die öffentlichen Dinge einen ähnlichen Gang genommen wie vor dem Jahre 1560 und die Einmischung des Auslandes hätte sich wohl wiederholen dürfen; aber zum Glück für die schottische Reformation trat eine rasche unerwartete Katastrophe ein.

Maria's Flucht. Maria wurde durch Drohungen und Gewalt dahin gebracht, daß sie der Krone zu Gunsten ihres Sohnes entsagte und den Grafen Murray zum Regenten ernannte. 25. Juli 1567. Einige Tage nachher wurde der Prinz in Stirling nach der herkömmlichen Ceremonie von dem Bischof von Orkney gekrönt und gesalbt und dann Murray in sein hohes Amt eingesetzt. Noch vor Ablauf des Jahres trat ein Parlament in Edinburg zusammen, welches den Regierungswechsel bestätigte und sowohl das Glaubensbekenntniß als die Verfassung der Kirche sammt allen Strafbestimmungen gegen „Götzendienst" und Papismus, wie sie die Reichsversammlung vom Jahr 1560 angenommen hatte, gesetzlich einführte (X, 888 ff.). Erst durch diesen Akt erhielt die schottische Landeskirche ihre legale Geltung. Zugleich wurde aus dem alten Kirchengut der Bedarf für den Unterhalt der Prediger, für Schulen und Gottesdienst und für Zwecke der christlichen Wohlthätigkeit und Menschenliebe ausgeschieden. Aber noch war Maria's Schicksal nicht erfüllt; nicht in dem Inselschloß Lochleven sollte sie ihr Leben beschließen. Der Zauber, den sie auf die Herzen der Männer ausübte, gewann ihr die Liebe des George Douglas, des jüngeren Sohnes der Gräfin Margarethe. Mit seiner Hülfe entfloh sie in einem Kahn über den See, widerrief ihre

Thronentsagung, zu der man sie gezwungen und forderte alle getreuen Unterthanen auf, sich um sie zu sammeln und ihr Recht zu vertheidigen. Wie ein Feuersignal drang ihr Aufruf in die erregten Gemüther: die Hamiltons boten ihre zahlreichen Vasallen und Kriegsknechte auf; viele mächtige Edelleute, wie die Grafen von Argyle, Cassilis, Eglinton, Rothes, die Lords Somerville, Livingston, Herries, schlossen sich ihnen an; Huntley, Ogilvy u. a. brachen vom Norden auf. In Kurzem stand ein Heer von 8000 Mann im Felde, entschlossen für die Königin zu fechten. Murray konnte in der Eile nur eine geringere Streitmacht dem Feinde entgegenstellen; aber durch das strategische Geschick Kirkaldy's, dessen helle Stimme im Gewühle des Kampfes weithin gehört ward, und durch die ungestüme Tapferkeit Mortons entschied die Schlacht von Langside am Ufer des Clyde zu Gunsten des Regenten. In einer einzigen Stunde war das königliche Heer zersprengt, waren mehrere der angesehensten Führer in Kriegsgefangenschaft. Die Zahl der Gefallenen war nicht groß; Murray gebot den Seinigen Schonung. Von einem nahen Hügel herab erblickte Maria die Niederlage und Flucht der Royalisten; da überkam sie eine Seelenangst, sie möchte zum zweiten Male in die Hände der conföderirten Lords fallen und zu neuer Schmach verdammt werden. Rasch entschlossen bestieg sie ihr Streitroß und ritt in größter Eile ohne alle Unterbrechung Tag und Nacht der englischen Grenze zu, um Elisabeths Hülfe anzurufen. Denn sie wußte, daß die britische Königin ihr Mißfallen über das revolutionäre Vorgehen des schottischen Adels in scharfen Worten ausgesprochen und ihm gedroht hatte, die Verletzung der fürstlichen Würde zu rächen. Nach einem Gewaltritt von drei Tagen über Haiden und Wälder, ohne andere Nahrung als schottisches Haferbrod und Buttermilch erreichte Maria die Solwaybay und setzte dann in einem Boot nach Carlisle über.

Mai 1568. *13. Mai 1568.* *16. Mai.*

3. Die Vorgänge in England und Schottland während Maria's Gefangenschaft.

1. Norfolk und die nordische Insurrection.

Elisabeth verweigert die persönliche Zusammenkunft.

Von ihren Unterthanen aus dem Königreich vertrieben, schrieb Maria von Carlisle aus an Elisabeth, habe sie sich unter die Gastfreundschaft ihrer Schwester geflüchtet. Diese wurde ihr denn auch in fürstlicher Weise gewährt. Elisabeth gab Befehl, die Flüchtige ihrem Stande gemäß zu behandeln und mit Allem reichlich zu versehen. Damit war jedoch der Königin der Schotten nicht gedient; sie wünschte, mit englischer Hülfe wieder in ihr Reich zurückgeführt oder nach Frankreich eingeschifft zu werden; sie bat um eine persönliche Zusammenkunft mit ihrer königlichen Schwester. In London war man in Verlegenheit. Wie sehr auch Elisabeth das Betragen der schottischen Großen gegen Maria mißbilligen, in ihrem Betragen eine Verletzung göttlicher und menschlicher Gebote sehen mochte; sollte sie jetzt feindselig gegen die Männer auftreten, welche stets

auf Englands Seite gestanden, welche die Sache der Reformation verfochten? Wir wissen aus den früheren Blättern, daß gerade damals Alba und sein Blutrath gegen die Protestanten und Patrioten wütheten, daß die französische Regierung unter dem Einfluß der Guisen wider die Hugenotten, die früheren Verbündeten Englands, im Felde lag, daß Philipp II. die katholische Religionspolitik mit dem größten Eifer betrieb. Sollte in diesem Augenblick, da auch in England die Katholiken immer offener gegen das herrschende Regierungssystem auftraten, die geschmähte Tochter der Anna Boleyn mit ihren erklärtesten Feinden gemeinsame Sache machen, die reformirten Lords in Schottland nöthigen, die Nichte der Guisen wieder in ihre Herrschaft einzusetzen und damit die protestantische Kirche neuen Gefahren und Verfolgungen preiszugeben? Man braucht keine Eifersucht, keine weibliche Schwäche, keine heimtückische Politik vorauszusetzen, wenn Elisabeth die persönliche Zusammenkunft ablehnte ehe sich Maria von der auf ihr lastenden Beschuldigung des Gattenmords gereinigt hätte, und wenn ihre Minister zugleich die nöthigen Anordnungen trafen, daß sie nicht nach Frankreich entweichen möge und sie zu dem Zweck von Carlisle nach Bolton-Castle bringen ließen.

Verlegenheiten. Maria's Briefe an Philipp, an den Kardinal von Lothringen und an andere katholische Häupter, ihre Reden und Aufträge an ihre Agenten gaben Zeugniß von der Leidenschaft ihrer Seele. Sie ist nur von dem einen Wunsch erfüllt, in ihr Reich zurückgeführt zu werden, damit sie Rache nehmen könne an ihren Widersachern. Sie will als souveräne Königin angesehen sein; der Gedanke, daß sie eine Gefangene sein, daß sie nicht frei nach ihrem Willen handeln solle, ist ihr unerträglich; fast mit Gewalt mußte ihre Versetzung nach dem entlegeneren Orte durchgesetzt werden. Auch Elisabeth schwankte in ihren Entschlüssen. Sie trug sich eine Zeitlang mit dem Gedanken einer Restitution Maria's mit beschränkter Autorität: Sie sollte die Krone zurückerhalten, aber Murray die Regierungsgewalt behalten und die anglikanische Kirche in Schottland einführen. Die Königin sollte den Edinburger Vertrag unterzeichnen, keine neue Ehe ohne Zustimmung Elisabeths eingehen und mit keiner ausländischen Macht einen Bund schließen. Aber es wurde eingewendet, daß Maria nach ihrer Wiedereinsetzung solche Zugeständnisse für erzwungen erklären und sie nicht einhalten würde.

Der Gerichtsgang in York. 1568. Nun kam man auf den Gedanken, da mittlerweile die schottischen Großen Klage wider Maria erhoben und auf Bestrafung angetragen hatten, einen Gerichtshof unter dem Vorsitz des Herzogs von Norfolk in York niederzusetzen, vor welchem die beiden Parteien ihre Sache führen sollten. Nach dem Ausspruch desselben werde dann die Königin von England ihren Entschluß fassen. Im Oktober trafen die Richter in York ein: neben dem katholisch gesinnten Norfolk waren zwei angesehene Lords ernannt: der Earl von Sussex, ein gemäßigter, charakterfester Mann von anerkannter Treue und Gerechtigkeit und Sir Ralph Sadler, der die schottischen Zustände und Persönlichkeiten genau kannte und der protestantischen Lehre ergeben war. Für die Regentschaft sollte Murray selbst, der mit Morton, Lindsay und Georg Buchanan sich in York eingefunden und

Maria's Briefe und Sonette bei sich hatte, als Kläger einstehen, als Sachwalter der Königin waren mehrere Freunde von royalistischer und katholischer Gesinnung erschienen, an ihrer Spitze Bischof Leslie, der intrigante Vertraute der Guisen. Die ersteren klagten Maria der Theilnahme an dem Morde Darnley's an, die letzteren beschuldigten die Adelshäupter, daß sie gegen ihre legitime Fürstin die Waffen erhoben und Rebellion erregt hätten. Mit dem Rechtsstreit, der jetzt vor dem Tribunal in York verhandelt werden sollte, hingen so viele wichtige Fragen und Interessen zusammen, nicht nur für England und Schottland, sondern für die gesammte westliche Welt, daß alle Betheiligten sich nur mit schwerem Herzen der Aufgabe unterzogen und einer Entscheidung gerne aus dem Wege gingen. Abgesehen davon, daß die mitgebrachten Schriftstücke, auf denen die Hauptbeweise der Schuld beruhten, von den Anhängern Maria's für unecht erklärt oder angezweifelt wurden und daß die Unterwerfung unter das englische Gericht zugleich als eine Anerkennung der so lange bestrittenen lehnsherrlichen Rechte der englischen Krone über Schottland gedeutet werden konnte; sollte die stolze Königin ihre souveräne Würde so sehr aus dem Auge setzen, daß sie englische Lords als ihre Richter anerkennete? sollte Murray Enthüllungen machen, welche auf mehrere der conföderirten Magnaten vielleicht auf ihn selbst dunkle Schatten werfen, sie als Theilnehmer des Complots von Craigmillar hinstellen mußten? Wenn die Schuld der Königin offen zu Tage trat und sie nach göttlichem und menschlichem Rechte die Herrschaft und das Leben verwirkt hatte, so stand die Erbfolge in beiden Reichen auf schwachen Füßen: in Schottland ein gekröntes Kind, dessen Tod die Hamiltons, die erklärten Feinde des Regenten, an das Ruder brachte; in England eine kinderlose Königin, deren Hingang leicht einen neuen Rosenkrieg im Lande entzünden konnte. Dieses letzte Bedenken war selbst bei Elisabeth nicht ohne Gewicht, sie wünschte, daß die Frage über die Schuld der Rivalin in ein gewisses Dunkel gehüllt bleibe, damit ihr Fürstenrecht, wenn auch angezweifelt, doch nicht verworfen würde, aber auch nicht durch eine Freisprechung ihre Herstellung als eine Sache der Ehre für alle Monarchen erschiene. Noch größeres Interesse hatte bei einem solchen Ausgang der Vorsitzende des Gerichts, der Herzog Thomas von Norfolk. Aeußerlich der kirchlichen Uniformität sich fügend, war er in seinem Innern der katholischen Religion zugethan; den kurz zuvor eigetretenen Tod seiner Gattin betrachtete er als ein Zeichen des Himmels, daß er mit Maria Stuart eine neue Ehe eingehen möge, wodurch einem Erbfolgekrieg vorgebeugt und der alte Glaube wieder hergestellt werden könnte.

Aus allen diesen Gründen und Bedenken war die gerichtliche Untersuchung in York noch nicht über die einleitenden Vorkehrungen hinausgekommen, als Elisabeth die Sitzungen schloß und die weiteren Verhandlungen nach Westminster verlegte. Hier wurde die Zahl der Richter durch Mitglieder des geheimen Rathes vermehrt; aber je länger die Untersuchung dauerte, desto weniger wurde das

Resultatlosigkeit des Gerichts.

Dunkel aufgehellt, desto weniger kam es zu einem entscheidenden Urtheilspruch. Ob die Briefe und Gedichte echt seien oder gefälscht, wurde nie mit voller Sicherheit dargethan. Elisabeth hielt beide Parteien in der Ungewißheit über ihre wahre Ansicht; indem sie die gegenseitigen Anklagen als begründet gelten ließ und sich keiner Seite mit Bestimmtheit zuwandte, glaubte sie ihre schiedsrichterliche Autorität am besten gewahrt, das Schicksal beider Parteien in der Hand zu behalten. Nur darin ließ sie ihre Ansicht und Absicht durchblicken, daß sie jede Zusammenkunft mit Maria standhaft ablehnte und sie nicht aus ihrem Gewahrsam entließ, während sie Murray in einer Audienz empfing und ihm nach
Jan. 1569. einiger Zeit gestattete, mit seinen Gefährten nach Schottland zurückzukehren. Dank seiner Klugheit und Energie behauptete er sich in der Regentschaft und vereitelte alle Versuche der Gegenpartei, die bestehende Ordnung umzustürzen.

Die Zeitlage. Die Gefangenhaltung der schottischen Königin fiel in die Zeit der großen politisch-religiösen Aufregung, die wir früher kennen gelernt (S. 413). Die Sympathieen, welche Elisabeth trotz ihrer äußerlichen Vorsicht und Zurückhaltung den Hugenotten und den Oraniern bewies, reizten den Zorn Philipps II. Man konnte aus verschiedenen Anzeichen den kommenden Sturm voraussehen. Italienische Geldschiffe, nach den Niederlanden bestimmt, wurden in England zurückgehalten (S. 199); in Madrid wurde der englische Gesandte, in London der intrigante Don Guerau de Espes unter Aufsicht gestellt. Diese politisch-religiöse Aufregung erfüllte Maria Stuart und ihre englischen Glaubensgenossen mit kühnen Hoffnungen. Die anglikanische Kirchenform, erst seit wenigen Jahren eingeführt, hatte viele Gegner; noch hingen mehrere der angesehensten Adelsgeschlechter wie die Howards, die Talbots, die Stanleys, die Percys, die Nevilles, der römisch-katholischen Lehre an und sahen in der Neuerung einen Abfall von den Ordnungen der Väter; sie hielten geheime Versammlungen und Berathungen, wie man den Reformen Cecils entgegenwirken könne; dem spanischen Gesandten in London ließ Maria vermelden, mit Philipps Hülfe könne sie in drei Monaten Königin von England sein; wie viele Briefe und Depeschen gingen damals durch die Hände Guerau's; wie viele abenteuerliche Pläne tauchten auf! Wenn Cecil, wie einst Thomas Cromwell, gestürzt wäre, könnten die Kirchengesetze wieder rückgängig gemacht, die Messe wieder hergestellt werden.

Norfolks Umtriebe und Verhaftung. In diesen altaristokratischen und katholischen Kreisen hatte Thomas von Norfolk, obwohl der mächtigste und reichste unter den Magnaten und von großer Clientelschaft, wenig Geltung: durch seine unbestimmte religiöse Haltung, durch seine Selbstsucht und Charakterlosigkeit hatte er sich um Vertrauen und Achtung gebracht; seine Werbung um Maria's Hand fand daher wenig Unterstützung. Er selbst hat stets alle schlimmen Absichten geläugnet; er habe geglaubt zum Vortheil des Landes und im Interesse der Königin zu handeln, wenn er sich mit Maria vermähle. Sie sollte den Edinburger Vertrag bestätigen und dann mit englischer Hülfe auf den schottischen Thron zurückkehren. Doch sollte Elisabeths Zustimmung erst nach vollzogener Heirath eingeholt werden. Ein inniger Bund zwischen England und Schottland, der durch die Einfüh-

rung der anglikanischen Kirchenform noch mehr Festigkeit erlangen sollte, würde die benachbarten und verwandten Völker zu einem nationalen Ganzen vereinigen, das jedem auswärtigen Feinde kraftvoll und siegreich widerstehen könnte. Dieser Plan des ehrsüchtigen Edelmannes fand nirgends aufrichtige Billigung und Unterstützung. Es half ihm nichts, daß er die spanisch-katholische Partei durch zweideutige Versprechungen für sich zu gewinnen suchte; Philipps Gesandter und selbst die Agenten Maria's wußten ihn für ihre Zwecke zu benutzen, ohne großes Vertrauen in ihn zu setzen; es half nichts, daß er mit Murray und den schottischen Edlen sich in Unterhandlungen einließ; eine Versammlung der Großen legte Verwahrung gegen die Wiedereinsetzung Maria's ein. Es war vergebens, daß er einige Mitglieder des geheimen Raths auf seine Seite brachte; als Elisabeth von dem Vorhaben Kunde erhielt, gerieth sie in heftigen Unwillen, daß man hinter ihrem Rücken über so wichtige Dinge verhandle. Sie gab dem Herzog zuerst einen Wink, er möge Acht geben, auf welches Kissen er sein Haupt lege, und als sie durch die Aussagen seiner Vertrauten, die ihn verleugneten und preisgaben, um sich selbst zu reinigen, den ganzen Umfang des Complots erfuhr, entbot sie ihn nach dem Hof und ließ ihn, als er nach einigem Zaudern und Bedenken dem Befehl Folge leistete, nach dem Tower in Gewahrsam beingen. Oktober 1569.

Die katholischen Edelleute des Nordens, die Percys von Northumberland, die Nevilles von Westmoreland, die Cliffords von Cumberland, hatten alle Ursache zu fürchten, daß auch sie von Norfolks Schicksal betroffen werden würden. Denn hatten sie auch den Heirathsplan desselben nicht unterstützt, so standen sie doch dem herrschenden Regierungssystem noch feindseliger gegenüber als der Herzog. Der Vater des Earl von Northumberland war wegen Theilnahme an der „Pilgerfahrt der Gnade“ (X, 592) durch das Richtbeil gestorben; auch Richard Norton, der für die Nevilles ins Feld zog, ein ehrwürdiger Greis mit grauen Locken, umgeben von einer Schaar blühender kräftiger Söhne, hatte einst unter Robert Aske gedient und ließ nun abermals wie vor dreiunddreißig Jahren das Kreuz als Feldzeichen vor seinem Heerhaufen hertragen. Bald standen die drei nördlichen Grafschaften von York bis Durham unter den Waffen. Man wollte die schottische Königin entführen und Elisabeth nöthigen, ihre Successionsrechte anzuerkennen und sich mit neuen Räthen zu umgeben. Wo die Aufständischen die Oberhand hatten, wurde das Common Prayerbook und die englische Bibelübersetzung verbrannt und die Messe hergestellt. Sie hofften, daß auch in andern Landschaften die Katholiken sich erheben, daß Alba, der einen seiner tapfersten Hauptleute, Vitelli, als Kundschafter über den Kanal schickte, ihnen zu Hülfe kommen würde. Der spanische Gesandte ließ Depeschen über Depeschen nach Madrid und Brüssel abgehen, um der Bewegung Vorschub zu leisten. Die Grafen rückten auf Tutbury los, wo Maria Stuart unter der Aufsicht des wachsamen ritterlichen Grafen Shrewsbury erwartungsvolle Tage verlebte. Allein der ehrliebende Lord, obwohl er und seine dem schottischen Königshaus verwandte Gemahlin der katholischen Religion zuneigten und der Gefangenen wohlgesinnt waren, vereitelte den Plan, indem er vor ihrer Ankunft Maria nach Coventry brachte. Hätte der Aufstand einige Zeit angedauert, so konnte in jenen

Die katholische Schilderhebung.

Tagen der religiösen Aufregung die Herrschaft der Tudor in Gefahr kommen. Allein die Planlosigkeit in dem ganzen Vorgehen, das ruhige Verhalten der mittleren und südlichen Landschaften und das kräftige und entschlossene Benehmen des Befehlshabers des Nordens, Thomas Ratcliffe Earl von Sussex, eines loyalen und patriotischen Kriegsmannes von ehrenwerthem Charakter und gutem Namen, hinderten rasche Fortschritte. Ehe auswärtige Hülfe im Kanal erschien, brachte Sussex die aufständischen, in ihren Entschlüssen schwankenden Lords mit seinen geringen Streitkräften so sehr ins Gedränge, daß sie bei der Kunde von dem Heranrücken neuer königlichen Truppen den Kampfplatz verließen. „Der goldgehörnte Stier der Nevilles, der silberne Halbmond der Percys verschwanden aus dem Felde", sang ein nordischer Minstrel in einer Ballade. Die Häupter flohen über die schottische Grenze; ihre Heerhaufen lösten sich auf, die strengen Strafgerichte, welche über die Theilnehmer verhängt wurden, erfüllten die Anhänger und Gesinnungsgenossen mit Schrecken und stärkten die Autorität der Königin. Die Flüchtlinge wurden für Hochverräther erklärt und zum Tode verurtheilt. Westmoreland, die Nortons und Leonard Dacres entkamen nach Flandern, wo sie unter Alba's Schutz neue Conspirationen unterhielten, damit im Falle einer Invasion zur See die englischen Katholiken kampfbereit wären; Northumberland wurde von Armstrong, einem räuberischen Grenzritter, dem Regenten Murray um eine Geldsumme übergeben und nach dem Inselschloß Lochleven gebracht. Norfolk wurde im Laufe des nächsten Jahres in Freiheit gesetzt, nachdem er sich reuevoll gedemüthigt und unter Brief und Siegel das feierliche Versprechen gegeben hatte, ohne Wissen und Zustimmung der Königin sich in Zukunft weder auf einen Heirathsplan mit Maria noch auf politische Unternehmungen einzulassen.

Manifest und Bannfluch. Als der Aufstand niedergeworfen war, ließ Elisabeth ein Manifest ausgehen über den Charakter ihrer Politik und bisherigen Regierung: Während das Festland von blutigen Bürgerkriegen zerrissen werde, habe England unter ihrem Scepter Jahre des Friedens durchlebt. Die Steuern seien gering, die Gerechtigkeit werde mit Milde gehandhabt, das Reich sei gegen äußere Feinde gesichert. Die Kirche sei nach der heiligen Schrift und den Satzungen der Väter geordnet und dem religiösen Bewußtsein werde nie Gewalt angethan, sofern die Bekenner den Landesgesetzen Folge leisteten. Von einer Inquisition finde sich in ihrem Reiche keine Spur. Es sei stets ihr Bestreben, ihr Volk mit Liebe und Güte zu regieren, wie ein Vater seine Kinder; aber gegen Aufrührer und Ungehorsame müsse Strafgerechtigkeit walten. Dieser drohende Schluß des Manifestes sollte ein Fingerzeig sein, daß die englische Königin den vom Ausland wider sie gerichteten Anschlägen mit Ernst zu begegnen gedenke. Denn gerade
25. Febr. 1570. damals ließ Papst Pius V. die längst vorbereitete, aber aus politischen Rücksichten bisher zurückgehaltene Excommunicationsbulle ausgehen, welche Elisabeth des Reiches, dessen Königin sie zu sein behaupte, verlustig erklärte, ihre Unter-

thanen des geleisteten Eides entband und dem englischen Adel und Volk bei kirchlicher Strafe verbot, der von dem Bannfluch getroffenen Frau und ihren Gesetzen zu gehorchen. Die Bulle wurde dem Kardinal von Lothringen eingehändigt, daß er für ihre Bekanntmachung in dem Inselreiche Sorge trage. Sie sollte der Insurrection des Nordens Vorschub leisten. Aber für diesen Zweck kam sie zu spät; die zärtlichen Ermunterungs- und Belobungsschreiben, die Pius zu gleicher Zeit an die rebellischen Lords richtete, konnten nie eingehändigt werden.

Die Bulle selbst wurde einige Zeit nachher durch einen verwegenen Papisten, Felton, mit Gefahr seines Lebens in London veröffentlicht. Er ward ergriffen und nach langen Folterqualen hingerichtet. Sein Gesinnungsgenosse, Doctor Story, unter der katholischen Maria einer der heftigsten Verfolger der reformatorisch Gesinnten und seitdem im Auslande ein thätiges Werkzeug der ultramontanen Reaction, fiel ebenfalls in die Hände der englischen Regierung. Er wurde nach dem Tower gebracht und dann dem Henker überliefert.

2. Die Vorgänge in Schottland.

Um diese Zeit verwendete man sich in Frankreich eifriger als früher für Maria Stuarts Freilassung. In London schien man nicht abgeneigt, dem damals befreundeten Pariser Hof zu Gefallen zu leben. Es tauchten allerlei Pläne und Vorschläge auf. Man wollte die Gefangene in Freiheit setzen, wenn sie Bürgschaft ihres künftigen friedfertigen Verhaltens geben, keine Ehe ohne Einwilligung Elisabeths eingehen, die Festung Dumbarton und das Edinburger Schloß der Huth einer englischen Besatzung überlassen und in die Verbringung ihres Sohnes zur Erziehung nach England willigen würde. Allein wie sollte man erwarten, daß die stolze Königin um solche erniedrigende Bedingungen ihre Freiheit erkaufen würde, sie, die nie ihre Ansprüche auf England, nie die Hoffnung ihrer Befreiung durch die auswärtigen und einheimischen Gesinnungsgenossen aufgab? Und selbst wenn sie sich auf die harten Bedingungen einlassen sollte, würde sie dieselben halten; würde nicht der Papst, der sich die Macht zusprach zu binden und zu lösen, sie leicht von den eingegangenen Verpflichtungen befreien können? Zudem befand sich damals Schottland in solcher Zerrüttung, daß Elisabeth antworten konnte, Maria's Leben sei in ihrem Heimathland größeren Gefahren ausgesetzt als in England.

Soll Maria aus England entlassen werden?

Der Regent Murray war der Rache der Hamiltons zum Opfer gefallen. Als er auf einer Reise von Stirling nach Edinburg durch das Städtchen Linlithgow ritt, feuerte James Hamilton of Bothwellhaugh, ein Neffe des Erzbischofs von St. Andrews, aus einem Hause eine Kugel gegen ihn ab, die seinem Leben in einem Alter von fünfunddreißig Jahren ein Ende machte. Knox hielt dem „guten Regenten", „in welchem das Bild des Herrn so herrlich strahlte", die Grabrede. Die allgemeine Trauer galt nicht blos dem Todten, der an der Begründung der schottischen Kirche so lebhaften Antheil genommen hatte, sie war auch ein Vorgefühl, daß nunmehr das Land von neuen Bürgerkriegen und ränkevollen Parteikämpfen zerrissen werden würde. Die Ermordung wurde in der ganzen katholischen Welt als ein glückliches Ereigniß freudig begrüßt. Nie waren die Agenten der katholischen Propaganda, der Bischof Leslie, von Roß, der spanische Gesandte Don Guerau, die Creaturen Alba's thätiger, das Ereigniß zu Gunsten der gefeierten Frau im Gefängniß zu verwerthen. In allen Län-

Murray's Ermordung und neue Parteikämpfe. 23. Jan. 1570. 14. Febr.

dern regten sich die Geister der Reaction. In Schottland erhoben die Hamiltons und ihre katholischen Freunde die Waffen, um Maria's Restitution durchzusetzen und wurden dabei von zwei Männern unterstützt, die früher am eifrigsten bei ihrer Vertreibung mitgewirkt hatten: Maitland von Lethington und Kirkaldy von Grange, Befehlshaber des Edinburger Schlosses. Die Mehrheit des Adels hielt zu ihnen und von Frankreich und Spanien kamen aufmunternde und Hülfe verheißende Sendschreiben. Der junge König sollte bis zur Herstellung der neuen Ordnung nach Paris gebracht werden.

Englands Einmischung. Wenn dieser Plan gelang, so war Elisabeths Herrschaft und Leben in der größten Gefahr; dann wurde Schottland der Heerd für Verschwörungen und Complotte. Cecil schickte daher den in den Verhältnissen des Nachbarlandes erfahrnen, in Intriguen so gewandten Randolph nach Edinburg, damit er die reformatorische Partei sammle und stärke und für Einsetzung einer zuverlässigen Regentschaft thätig sein möge. Zugleich erhielt Sussex Befehl, mit englischen Truppen von Berwick aus in das Land einzurücken. Ein wilder Kriegssturm, in welchem Schloß Hamilton und die Güter der aufständischen Lords mit Feuer und Schwert verheert wurden, war die nächste Folge dieser (Juni 1570.) Politik. Unter dem Eindruck solcher Vorgänge erlangte die der Königin Maria gegnerisch gesinnte Partei, an ihrer Spitze der ehrsüchtige, ränkevolle, an bürgerliche Kämpfe und Bluttbaten gewöhnte Earl of Morton die Oberhand und setzte den Grafen Lennox, (Lennox Regent.) Darnley's Vater, zuerst zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht, dann zum Regenten ein. Dem Geschlechte der Douglas angehörig und mit den Tudors verwandt, schien er der geeignete Mann zu sein, um in diesen Tagen der bürgerlichen Zerrüttung einige obrigkeitliche Autorität aufrecht zu halten und insbesondere über den jungen König, seinen Enkel, zu wachen. Aber ohne Geld und Truppen und von schwachem Charakter, war er ganz von der englischen Königin abhängig. Die Kriegsmannschaft des Grafen Sussex, die seine Erhebung bewirkt hatte, mußte ihn auch in seiner Würde erhalten; denn nimmermehr hätten die Hamiltons einem Douglas, nimmermehr die katholisch gesinnten Lords Huntley, Athol, Argyle u. A. einem Clienten Elisabeths Gehorsam geleistet. So hatte denn der Bürgerkrieg seinen Fortgang und die Parteiwuth suchte immer nach neuen Opfern. Durch eine kühne Waffenthat des Hauptmanns Crawford kam Dumbarton, wo mehrere Anhänger Maria's Sicherheit gesucht hatten, in die Hände der Regierung. Unter den Gefangenen befand sich der Erzbischof von (Erzbischof Hamilton hingerichtet. 1571.) St. Andrews, einer der leidenschaftlichsten Parteimänner. Er wurde sogleich als Mitschuldiger an dem Morde Darnley's und Murray's zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Wenige Namen waren so gehaßt und so verachtet bei dem schottischen Volke, daher wurde sein gewaltsames Ende als ein Strafgericht des Himmels angesehen.

Der Ueberfall in Stirling und Lennox' Ermordung. Im August desselben Jahres erklärte ein Parlament, welches Lennox und Morton in Stirling versammelt und wo der fünfjährige König Jacob, geführt von seinem Hofmeister, dem Grafen von Mar, eine Rede ablas, alle Häupter der Gegenpartei für Hochverräther. Wenige Tage nachher wurde die Stadt von dreihundert verwegenen Gesellen, welche Kirkaldy abgesandt hatte, unerwartet überfallen; Morton, Mar und (3. Sept. 1572.) die meisten übrigen retteten sich mit Hülfe der Bürger durch die Flucht; aber der Regent Lennox fiel der Blutrache der Hamiltons zum Opfer. Zu seinem Nachfolger wählte die englisch-reformirte Partei den Grafen von Mar; aber schon nach einem Jahr erlag (28. Okt. 1572.) er einer Krankheit zu einer Zeit, da Fanatismus und Parteiwuth in Folge der Bartholomäusnacht den höchsten Grad erreicht hatte und Schottland durch das wilde Treiben der Factionen in einen Zustand von Anarchie gerathen war.

Tod des Reformators Knox. 1572. Wenige Wochen nachher wurde der Reformator Knox zu seinen Vätern versammelt. Mehr als einmal war in den letzten stürmischen Tagen sein Leben bedroht, so daß ihn seine Freunde baten, die Hauptstadt auf einige Zeit zu verlassen. Gebeugt von

Alter, Kummer und Krankheit, begab er sich nach St. Andrews, wo neue Feinde durch Kabale und boshafte Verleumdungen ihm seinen Aufenthalt verbitterten und eine trübe Stimmung in ihm erzeugten, die sich in Allem, was er um diese Zeit schrieb, zu erkennen giebt. Er spricht darin häufig den Wunsch aus, den Leiden und Mühseligkeiten des Lebens entrissen zu werden, gebraucht sehr oft die Ausdrücke: „müde der Welt" und „dürstend nach dem Heimgange", und setzte unter eine Predigt des David Ferguson, die ihm von der Kirchenversammlung zur Prüfung und Begutachtung mitgetheilt worden war, die Worte: „John Knox, mit erstorbener Hand, aber freudigem Herzen preiset Gott und seine Gnade, daß er ein solches Licht in unserer Finsterniß scheinen ließ". Nur auf der Kanzel bewahrte er noch das alte Feuer, so daß Jacob Melville, einer seiner damaligen Zuhörer und nachmals selbst ein berühmter Theolog und Kanzelredner, von ihm meldet: Bei Eröffnung des Textes war er ruhig, etwa eine halbe Stunde lang, aber wenn er zur Anwendung überging, machte er mich so zittern und beben, daß ich die Feder, die ich, um Notizen zu machen, gewöhnlich bei mir führte, nicht mehr zum Schreiben halten konnte. Er war sehr schwach. Ich sah ihn jeden Sonntag langsam von der Abtei zur Pfarrkirche schleichen, mit einem Marderpelz um seine Schultern, einem Stabe in seiner Hand und geleitet von seinem guten, frommen Diener Richard Ballenden. Zwei Männer pflegten ihn auf die Kanzel zu führen, wo er sich gewöhnlich beim Anfange der Predigt anlehnte, aber ehe er zu Ende kam, war er so lebhaft und rüstig, daß es schien, als wolle er die Kanzel in Stücke schlagen und aus derselben hinausfliegen". Als im Juli 1572 ein Vertrag zwischen den feindlichen Parteien zu Stande kam, in Folge dessen die verbannten und flüchtigen Einwohner der Hauptstadt wieder in ihre Heimath zurückkehrten, da gedachten diese alsbald ihres verehrten Lehrers und Predigers und schickten einige Abgeordnete an ihn mit der Bitte, „wieder zu seiner Heerde zu kommen und seine Stimme von Neuem unter ihnen hören zu lassen". Er nahm den Ruf an, unter der Bedingung, „daß man seinem Munde keinen Zaum anlege", verließ mit seiner Familie am 17. August unter großem Geleite St. Andrews und betrat am nächsten Sonntage seine bekannte Kanzel wieder. Aber seine Stimme war jetzt so schwach, daß er kaum mehr von der Hälfte seiner Zuhörer verstanden werden konnte, weswegen man ihm auf seine Bitte ein kleineres Gotteshaus ausrüstete. Hier war es, wo er seinem gepreßten Herzen Luft machte, als Anfangs September die Kunde von der Pariser Bluthochzeit nach Schottland gelangte, und die letzten Tage seines Lebens mit tiefem Schmerze und Kummer füllte. Als er auf der Kanzel stand, raffte er alle seine Kräfte zusammen und rief mit prophetischer Stimme die Rache des Himmels „gegen jenen grausamen Mörder und falschen Verräther, den König von Frankreich", herab; ja er forderte in voller Versammlung den französischen Gesandten Lecroc auf, seinem Herrn zu sagen, „daß sein Urtheil in Schottland gesprochen sei, daß die göttliche Rache nie von ihm, noch von seinem Hause weichen werde, daß sein Name bei der Nachwelt verflucht sein und kein Nachkomme, der aus seinen Lenden hervorgegangen, sein Königreich in Frieden besitzen solle". — Die letzte öffentliche Handlung des Reformators war die Einführung seines Amtsnachfolgers Lawson bei seiner Gemeinde in der Kathedralkirche zu Edinburg am 9. November 1572. Im Vorgefühle seines baldigen Todes nahm er hier feierlich Abschied, ermahnte seine Zuhörer zur Standhaftigkeit im Glauben und versicherte sie bei dem Namen dessen, dem er bald Rechenschaft ablegen müsse, daß er redlich unter ihnen gewandelt, ihnen das lautere Evangelium Christi in aller Einfalt gepredigt und niemals gestrebt habe, den Menschen zu gefallen, noch seine eigenen Neigungen zu befriedigen. Nach vollendeter Handlung schlich er, gestützt auf einen Stab und gelehnt an den Arm eines Dieners, schwankend die Straße hinab, auf welcher sich

zu beiden Seiten seine Zuhörer aufgestellt hatten, begierig, noch den letzten Anblick ihres geliebten Lehrers zu genießen. Sie geleiteten ihn bis an sein Haus, aus dem er nie wieder lebendig herauskam. Am 24. November 1572 endigte John Knox im fünfundsechzigsten Jahr seines Alters sein mühevolles und thatenreiches Leben, „ein Mann, wie Morton an seinem Grabe bezeugte, der nie das Angesicht eines Menschen gescheut hat".

Morton zum Regenten erhoben. 1573. Schon seit dem Tode Murray's war Graf Morton das eigentliche Haupt der Regierung gewesen; jetzt wurde ihm auch die Würde eines Regenten zu Theil. Wir kennen diesen verwegenen ehrsüchtigen und ränkevollen Mann, der in die verhängnißvollen Geschicke des schottischen Hofes so tief verflochten, in alle Complotte und Gewaltthätigkeiten eingeweiht war. Die Erhebung desselben zu der höchsten Macht und Ehre mußte alle Rachegeister von Neuem wecken. Die Parteigänger der Königin Maria wollten nichts wissen von dem Manne der Verschwörungen und des Blutvergießens; sie setzten ihr Vertrauen auf das katholische Ausland und auf Don Juan, der die Niederlande zum Gehorsam bringen und Maria in Freiheit setzen sollte. Aber Fall der Stuart'schen Partei. Morton entfaltete auch als Regent die Kraft und Energie, durch die er sich von jeher ausgezeichnet. Unterstützt von der englischen Königin, die, um den Anschlägen ihrer Feinde zu begegnen, ihre gewöhnliche Zurückhaltung und Sparsamkeit bei Seite setzte, belagerte er Edinburg, wo Maitland und Kirkaldy, die „Castilianer" genannt, noch immer die Sache ihrer gefangenen Herrin vertheidigten. Die Häupter der Stuart'schen Partei kannten das rachedürstende Gemüth Mortons und leisteten daher den tapfersten Widerstand. Als bereits die Stadt selbst von den englischen und schottischen Truppen besetzt war, hielten sie noch wochenlang die Burg; und als der Kriegsbedarf und die Lebensmittel zu Ende gingen und die Besatzungsmannschaft zu meutern begann, Mai. schlossen sie ihre Capitulation nicht mit dem Regenten, sondern mit dem englischen Befehlshaber Drury. Allein Morton wollte seine Opfer nicht fahren lassen. Wie laut auch die bedrängten Lords die Gnade Cecils und der Königin anriefen und für die Zukunft Treue und Gehorsam gelobten, in London beschloß man, die Gefangenen in Maitlands und Kirkaldy's Tod. die Hände des Regenten zu geben. Lethington entging dem ihm zugedachten Schicksal einer öffentlichen Hinrichtung, indem ihn der Tod im Gefängniß dahinraffte, vielleicht durch Selbstvergiftung beschleunigt; aber der tapfere Kirkaldy von Grange und sein 3. Aug. 1573. Bruder wurden vor den Augen einer großen Menschenmenge am Kreuz zu Edinburg enthauptet. Vergebens hatten hundert Freunde und Verwandte hohe Geldsummen und persönliche Lehndienste für die Rettung Kirkaldy's angeboten; dem harten Manne ging diesmal die Rachsucht über die Habgier; der Führer von Longside erlitt das Schicksal, das ihm der Reformator Knox, sein alter Freund und Genosse, auf dem Sterbelager vorausgesagt: „er werde schmachvoll von seinem Felsenneſt hinabgeschleppt und im Angesicht der Sonne an einen Galgen gehängt werden". Mit dem Falle der Parteihäupter und der Uebergabe des Schlosses Holyrood verschwand für Maria Stuart jede Hoffnung einer Wiedereinsetzung in Schottland. Mochten auch in den Hochlanden ihr noch einige stille Thränen nachgeweint werden, in der Masse des Volkes wurde ihr Name vergessen.

Prälatismus und Presbyterianerthum. Mit Englands Hülfe hatte Morton die Würde eines Regenten erlangt; wollte er sich in derselben behaupten, so mußte er sich die Zufriedenheit seiner Gönnerin erhalten. Darum war es sein eifrigstes Bemühen, die beiden Staaten in nahe Verbindung zu setzen. Selbst in der Kirchenverfassung strebte er nach einer Annäherung an das englische System. Das in dem Sturme der Zeiten in Verfall gerathene Bischofthum sollte wieder neu organisirt werden. Die erledigten Stellen sollten mit protestantischen Geistlichen besetzt werden und zwar in der alten Weise durch Wahl der Capitel auf

Empfehlung der Regierung; diese neuen Bischöfe sollten das Recht der Ordination und eine gewisse Jurisdiction besitzen und als Prälatenstand die Kirche im Reichstag vertreten. Dieser Vorschlag der Regierung stieß bei der Landesgeistlichkeit auf heftigen Widerstand. In der Generalsynode, wo Andreas Melville von St. Andrews, ein durch Gelehrsamkeit wie durch Rednergabe ausgezeichneter Theologe, an Muth und Charakterstärke ein würdiger Nachfolger von Knox, die einflußreichste Stimme führte, verwarf man prinzipiell jede bischöfliche Landesverfassung, jede organische Verbindung der Kirche mit der Krone und dem Staat. Melville betrachtete geistliche und weltliche Macht als zwei verschiedene Gewalten, von denen die eine so gut als die andere göttlichen Rechtes sei. Wie Knox war auch er aus der Genfer Schule hervorgegangen und hielt an dem Grundsatz der republikanischen Selbstregierung der Kirche durch freigewählte Vertreter geistlichen und weltlichen Standes fest.

Morton war ein vielgehaßter Mann: seine politische Vergangenheit, seine Habgier und Genußsucht, sein Gefallen an Pracht und Luxus erweckten ihm viele Feinde. Mortons Gewaltherrschaft. Insbesondere trugen die Hamiltons und einige katholische und malcontente Edelleute des Nordens, wie Athol und Argyle, unversöhnlichen Groll gegen ihn in ihren Herzen. Es gelang ihnen, den jungen König gegen ihn einzunehmen; er berief eine Adelsgemeinde nach Stirling, welche die Absetzung des Regenten beantragte. Morton vermochte den wider ihn erregten Sturm nicht zu beschwören. Er legte sein Amt nieder, 1578. nachdem er für seine Amtsführung durch einen Gnadenakt des Königs sichergestellt worden. Er zog sich auf eines seiner Landgüter zurück, während ein Regentschaftsrath die Regierungsgeschäfte übernahm. Aber nicht lange blieb der ehrgeizige Edelmann in seiner „Löwenhöhle“. Im geheimen Einverständniß mit dem jungen Grafen von Mar, der im königlichen Schloß zu Stirling den Oberbefehl führte, kehrte er bald wieder in die Nähe des Königs zurück und übernahm aufs Neue den Vorsitz im geheimen Rathe. Er brachte die alte Rachsucht mit. Lord Athol starb plötzlich bei einem Festmahl, das Morton unter dem Scheine einer Versöhnung veranstaltete, und die öffentliche Stimme schrieb seinen Tod einer Vergiftung zu; die Hamiltons wurden auf Grund früherer Anklagen für Verräther erklärt, ihre Ländereien und Schlösser verwüstet, die Häupter der Familie zur Flucht gezwungen. Das erste Parlament, das der nun für volljährig 1579. erklärte Jacob VI. nach Edinburg einberief, bestätigte das Verfahren gegen die Hamiltons. Es sollte dies der letzte Triumph des gewaltigen Mannes sein.

König Jacob VI. zeigte frühe die Schwächen und Eigenthümlichkeiten, die ihn Des Königs Günstlinge. sein ganzes Leben hindurch begleiteten: Trotz seines unbegrenzten Stolzes und Eigendünkels sowohl auf die heilige Würde und Majestät des Königthums als auf seine Gelehrsamkeit, ließ er sich leiten und beherrschen von jungen Männern, die durch gefälliges Aeußere und feine Manieren sein Wohlgefallen erregten, und seine Hingebung war dann so unbedingt, daß seine Regierung ein auffallendes Beispiel von Favoritenherrschaft bietet. Der erste, auf den die Sonne der königlichen Gunst leuchtete, war Esme Stuart, Esme Stuart (Lennox). Brudersohn des Grafen von Lennox. Von einem seiner Güter in Frankreich, wo er das Licht der Welt erblickt, führte er den Namen d'Aubigné. Elegante Manieren, chevalereskes Wesen, heiteres lebhaftes Temperament, die er aus seinem Geburtslande nach der rauheren Heimath seines Geschlechtes mitbrachte, erwarben ihm die Gunst und Liebe des blutsverwandten Königs. Mit Aemtern und Würden ausgestattet und den alten Familientitel eines Grafen von Lennox sich beilegend, erlangte er rasch einen so überwiegenden Einfluß auf den jungen Fürsten, daß die englisch-protestantische Partei in Sorge gerieth. Denn Lennox gehörte der katholischen Kirche an und war von Jesuiten erzogen und ein Freund der Guisen. Die presbyterianische Geistlichkeit erhob laut ihre Stimme gegen die neue Gefahr, die der Kirche Gottes drohe, und auch in

England und in den Regierungskreisen fürchtete man papistische und französische Umtriebe. Es half nicht viel, daß der König seinen Günstling zum Uebertritt in die Landeskirche bewog; denn es war kein Geheimniß, daß man in Rom gegenüber der englisch-schottischen Kirche bereits zu einer casuistischen Politik gekommen war, wornach bei innerer Gläubigkeit die äußere religiöse Kundgebung nicht gerade nothwendig sei.

Jacob Stuart (Arran).

Bald gesellte sich zu Lennox noch ein anderer junger Edelmann, Jacob Stuart, der trotz seiner verworfenen Sitten und seines ruchlosen leidenschaftlichen Charakters gleichfalls bei dem König in Gunst kam. Mit Hamiltonschen Gütern bereichert trat er auch als Graf Arran in die Politik dieses Hauses ein und strebte verwegenen Sinnes nach einer Umgestaltung des bestehenden Regierungssystems im reactionären katholischen Sinn.

Mortons Ausgang.

Beiden Günstlingen war der herrschsüchtige barsche Morton, der sich noch immer als Regent geberdete, in der Seele verhaßt, und da sie wußten, daß auch der König ihre Abneigung theile, so bildeten sie ein Complot zum Sturze des Mannes. Man mußte eilen, da bereits ein englischer Gesandter in Edinburg erschienen war, der die Entfernung des Grafen Lennox aus dem geheimen Rathe verlangt und vor den papistischen Umtrieben gewarnt hatte. Es wurde sogar das Gerücht ausgesprengt, Morton wolle den König nach England entführen. Die Vergangenheit des Lords bot Anlaß genug zu feindlichen Angriffen. Eines Tages stürzte sich der Günstling Arran dem König zu Füßen und klagte Morton der Theilnahme an der Ermordung Darnley's an. James Balfour, ein ruchloser verrätherischer Mann, der, wie der Angeklagte selbst, in die blutigen Ereignisse jener Jahre des Frevels tief verflochten war, hatte ihm die Urkunde von dem Complot von Craigmillar eingehändigt. Morton wurde sofort verhaftet und vor ein meistens aus gegnerisch gesinnten Lords zusammengesetztes Gericht

Jan. 1581.

gestellt. Vergebens verwendete sich Königin Elisabeth für das Haupt der englischen Partei in Edinburg, indem sie abermals Randolph als Gesandten abschickte und zum größeren Nachdruck einige Kriegsmannschaft auf die Grenze rücken ließ; die Parteiwuth überwog die Furcht vor England; der letzte Regent Schottlands, der über ein Jahrzehnt wie ein selbständiger Fürst in dem Lande geschaltet und gewaltet hatte, wurde als Mitschuldiger des großen noch nicht genug gesühnten Verbrechens zum Tode

Febr. 1581.

verurtheilt und auf dem Marktplatze von Edinburg öffentlich enthauptet, ein ungewöhnlicher, großartig angelegter Mann, muthig und kühn in den Waffen, klug und gewandt in Staatsgeschäften; aber auch schrecklich im wilden Parteikampf. Er starb mit großer Standhaftigkeit und im festen Glauben an die gereinigte Kirche.

Ausbau der presbyterianischen Kirche.

Um die Geistlichkeit, die mit Mißtrauen auf diese Vorgänge blickte, zufrieden zu stellen, genehmigte die Regierung die von der Synode beantragte Verfassung, nach welcher der Episcopat abgeschafft, eine neue kirchliche Eintheilung nach Gemeinden, Presbyterien und Diöcesen vorgenommen und das gesammte religiöse Leben im Geiste Calvins, nur mit größerer Entwickelung der demokratischen Elemente, der kirchlichen Autonomie und des Gemeindeprinzips gesetzlich geordnet wurde. Von der Zeit an bildete die presbyterianische Geistlichkeit in Schottland eine Macht, die Hof, Adel und Volk unter einer strengen Zuchtruthe hielt.

3. Die altenglischen Lords und Norfolks Ausgang.

Agitatorische Umtriebe.

Die Ereignisse in Schottland standen mit dem Gange und der Entwickelung der öffentlichen Dinge in England im innigen Zusammenhang. Auch hier nahm das Schicksal der Maria Stuart eine Wendung, die eine friedliche Lösung immer

mehr erschwerte und sie in ein Wirrsal führte, aus dem kein Ausgang sich zeigte. Und wie sollte auch eine Verständigung und Versöhnung erzielt werden zwischen zwei so scharfen weiblichen Charakteren, von denen die Eine eben so hartnäckig ihr Recht auf die Krone Englands behauptete, als die Andere eifersüchtig jede gesetzliche Bestimmung über die Nachfolge zurückwies, die Zukunft des Reichs in geheimnißvolles Schweigen hüllend? In der That handelte es sich um die Herrschaft über England. Freilich verlangte Maria blos, daß ihr Thronrecht nur für den Fall des kinderlosen Ablebens der Königin Elisabeth gesetzlich festgestellt werde; aber es wurde schon früher bemerkt, daß eine solche Bestimmung bald genug den Untergang einer Fürstin herbeigeführt haben würde, die der Papst als Urheberin aller Bosheit bezeichnet hatte. Die neuere Geschichtforschung hat dargethan, welches Gewebe von Intriguen und Conspirationen im Anfang der siebenziger Jahre über das westliche Europa ausgespannt wurde, um Elisabeth aus der Welt zu schaffen und Maria auf den Thron zu erheben. Wie sehr immer Shrewsbury auf seiner Huth sein mochte; so sorgfältig konnte die Königin der Schotten doch nicht überwacht werden, daß nicht Priesterlist und Fanatismus Mittel und Wege gefunden hätten, sie von allem zu unterrichten, was von ihren Freunden und Glaubensgenossen in der Nähe und in der Ferne zu ihren Gunsten geplant ward. Die Romantik späterer Jahrhunderte hat sich abgemüht, Maria als rein und unschuldig hinzustellen und ihr trauriges Geschick aus dem Neid, der Eifersucht, dem falschen Herzen Elisabeths herzuleiten. In jenen Tagen war man offener und aufrichtiger. Man ging über die Vergangenheit leicht weg; in einer Zeit, da es nur Ein Verbrechen gab, nämlich nicht an den Papst zu glauben, fragte man nicht viel nach Schuld und Frevel. Hatte denn nicht auch David arge Thaten begangen und war doch der Mann nach dem Herzen Gottes? Mit diesem König von Juda verglich man damals gern die Königin der Schotten. Und konnte denn nicht das kirchliche Oberhaupt von aller Sünde rein machen? Wie viel man immer auf die Leidenschaft und auf die treulose, tückische und heuchlerische Natur der englischen Königin schieben mag; der Untergang Maria's rührte in erster Linie von der römischen Propaganda her, welche die dämonischen Mächte in der Menschenbrust aufstachelte. Die finstere Gewalt, welche zu der Bartholomäusnacht trieb, welche den Mordstahl gegen Oranien, gegen Heinrich IV. lenkte, hat auch naturgemäß den Rückschlag erzeugt, der Maria's Haupt fällte. Gegenüber den Anschlägen und Nachstellungen der papistischen Propaganda, die sich an diesen Namen heftete, war Elisabeth zur Nothwehr gezwungen und sie konnte um so entschlossener vorgehen, als sie den Kern der ganzen Nation hinter sich hatte.

Unter dem hohen Adel hatte Elisabeth wohl eine starke Partei gegen sich, welche den Umtrieben der Ultramontanen als Rückhalt diente. Die alten Geschlechter, die in früheren Jahrhunderten das geschichtliche Leben bestimmt und geleitet hatten, konnten sich schwer an die neue Ordnung gewöhnen. Während

Feudalismus und moderner Staat.

sie ehedem eine fast unabhängige Territorialgewalt besaßen und durch Trotz und tumultuarisches Treiben oft die Krone zu Compromissen und Zugeständnissen nöthigten; sollten sie sich jetzt den Gesetzen und Anordnungen fügen, die eine mit fast absoluter Gewalt ausgerüstete Fürstin und ihre wachsamen und energischen Räthe erließen. Der Uebergang aus dem Feudalismus in die stramme Monarchie war dem Herrenstand widerwärtig, und da der moderne Staat, der seiner unaufhaltsamen Entwickelung entgegenging, mit den reformatorischen Bestrebungen der Tudors zusammenhing, so hielten sich viele zu der altkirchlichen Partei, weniger aus religiösen Impulsen als aus Unzufriedenheit über die neuen Ideen von Staat und Leben. Während aus Flandern alljährlich Tausende von Flüchtlingen sich vor der spanischen Schreckensherrschaft über den Kanal flüchteten und sich in London und in den See- und Handelsstädten ansiedelten, mußten viele ihrer Standes- und Gesinnungsgenossen in der Fremde ein Asyl suchen. Der Gewerbfleiß, die Uebung und Erfahrung der niederländischen Einwanderer wirkten belebend auf das Industrie- und Handelsleben des englischen Bürgerstandes zurück: die Zustände des alten Lehnstaates gingen immer mehr der Lockerung und Auflösung entgegen. In ihrem Verdruß über die Neuerung verkannten die alten Geschlechtshäupter den Geist der Zeit; sie liehen der kirchlichen und politischen Reaction ihren Arm und beschleunigten dadurch ihren eigenen Fall. Die neuen Ideen, von einer lebensfrischen Bürgerschaft und Volkskraft getragen, schritten siegreich voran; und da sie die Feinde ihrer geistigen und zeitlichen Interessen im ultramontanen Heerlager erblickten, so gewann die protestantische Opposition immer mehr Boden. Selbst wenn Elisabeth diese Gesinnung nicht getheilt hätte, sie wäre durch die öffentliche Stimme, durch die nationale Strömung in England fortgerissen worden. Denn in dem einträchtigen Zusammengehen der Regierung und des Volkes bestand ihre Stärke, die Möglichkeit eines siegreichen Kampfes gegenüber der romanisch-katholischen Welt.

Parlamentsbeschlüsse vom J. 1571. Diese Stimmung und Gemüthsverfassung gab sich in dem Parlamente kund, das der Großsiegelbewahrer Cecil, kurz zuvor zum Lord Burghley erhoben, im Auftrage seiner Gebieterin im Mai 1571 einberief. (Mai 1571.) Viel seltener als ihre Vorgänger versammelte Elisabeth die Reichsstände um ihren Thron; nur wenn die Lage des Landes und vor Allem die Nothwendigkeit neuer Geldbewilligung sie drängte, entschloß sie sich zu einem solchen Schritt. Diesmal galt es, gegenüber der Bannbulle und der immer verwegener auftretenden Propaganda Sicherheitsmaßregeln zu treffen. Und da konnte man denn bald gewahren, wie sehr Regierung und Volk von Einem Gedanken erfüllt waren, ja daß im Hause der Gemeinen der reformatorische Geist eher eines Zügels als eines Sporns bedurfte. Es wurde für Hochverrath erklärt, die Königin als ketzerisch oder schismatisch zu bezeichnen, ihr Thronrecht zu leugnen oder ein solches irgend einer andern Person beizulegen. Als Staatsverbrecher sollte bestraft werden, wer päpstliche Bullen einführe oder verbreite, wer englische Unterthanen zum

römischen Glauben bekehre, wer von Rom Ablaßbriefe oder geweihte Gegenstände einbringe. Die geistliche Gewalt der Königin wurde verstärkt; Ausgewanderte, welche der Aufforderung zur Rückkehr nicht Folge leisteten, sollten ihres Vermögens verlustig gehen. Nur mit Mühe verhinderte die Königin die „Communionbill", die das Land unter einen anglo-episcopalen Terrorismus gestellt haben würde, nicht unähnlich der Inquisition in Flandern oder den Religionsedikten Frankreichs.

Trotz dieser scharfen Kundgebung des nationalen Willens hörten die Ultramontanen nicht auf, Intriguen und Complotte zu schmieden, und es fehlte ihnen nie an verschmitzten Unterhändlern, welche den Verkehr Maria's mit Rom, mit Philipp und Alba vermittelten, und nie an eingebornen Großen, die sich zu conspiratorischen Anschlägen gebrauchen ließen. Robert Ridolfi, ein italienischer Wechsler, der sich lange in England aufgehalten, war damals die Seele der papistisch-spanischen Propaganda. Ein Mann von großer Gewandtheit und Schlauheit, welcher schon die nordische Insurrection mit Geld unterstützt hatte, reis'te er geschäftig in der Welt umher, um vom Papste und von Philipp II. Hülfe und Beistand zu einem neuen Befreiungsversuch Maria's und zu ihrer Vermählung mit Norfolk zu erwirken. Dieser mächtige Edelmann war schwach genug, gegen sein gegebenes Versprechen, den früheren Heirathsplan wieder aufzunehmen. Es scheint, daß die Reize der schönen Frau denselben so gefesselt hielten, daß er wie verblendet dem Abgrund entgegentaumelte, der vor ihm gähnte. Wenn er auch jetzt noch behauptete, daß er bei seinem Vorhaben nur von patriotischen Absichten geleitet worden sei, daß er durch seinen Ehebund die Vereinigung der beiden Reiche habe bewirken, einem künftigen Erbfolgekrieg habe vorbeugen wollen; wie konnte er sich dann verleiten lassen, durch Ridolfi den Papst um Vollmachten und Geldunterstützung anzugehen und bei dem König von Spanien die Absendung von Schiffen und Mannschaft in den Kanal zu betreiben? Jedenfalls ließ er sich von einigen Abenteurern und Fanatikern zu conspiratorischen Zwecken mißbrauchen. — Ridolfi spiegelte dem Herzog von Alba und den Räthen Philipps II. vor, unter der Verwirrung, welche die Landung spanischer Kriegsschiffe und die gleichzeitige Erhebung der Anhänger Maria's in England und Schottland herbeiführen würde, sei es leicht, die englische Königin und ihre Räthe auf einem der Landhäuser, wo sie sich öfters mit geringer Wache aufhalte, zu ergreifen und dann die katholische Religion unter dem Scepter der Maria Stuart im ganzen Reiche aufzurichten. Bei diesem tollkühnen Vorhaben sollte der Herzog von Norfolk vorangehen; seine Macht, sein Name, seine beabsichtigte Heirath würde das Signal sein zu einem allgemeinen Aufstand. Allein Alba, der in das Gelingen des Unternehmens wenig Vertrauen setzte, wollte erst Kriegsmannschaft und Schiffe abgehen lassen, wenn der Handstreich gegen Elisabeth gelungen wäre und Norfolk wollte erst losschlagen, wenn die spanische Hülfe im Anzug sei.

Ridolfi und Norfolk.

Das Complot entdeckt. Wie viele geheime Briefschaften wurden damals gewechselt, wie viele Agenten trieben sich in England und Flandern, in Madrid und Rom umher; wie viele Parteigänger Maria's gingen unter allerlei Verkleidungen und Vorwänden in den Wohnungen des Bischofs von Roß und des spanischen Gesandten Don Guerau aus und ein! Es war gerade damals stark die Rede von Elisabeths Vermählung mit Anjou (S. 421 f.); diese sollte um jeden Preis verhindert werden. Aber Cecil verstand die Kunst der Späherei nicht minder gut als seine Gegner. Durch geheime Kundschafter, durch zweideutige Flüchtlinge, durch vagirende Abenteurer, die sich in jener Zeit der politischen und religiösen Aufregung in Menge umhertrieben, wurde er von dem Complot unterrichtet; Versprechungen oder Folterstrafen führten zu weiteren Geständnissen. Als man noch in Madrid und Brüssel mit Spannung auf Kunde von der neuen Schilderhebung in England wartete, war der Herzog von Norfolk bereits verhaftet.

Norfolks Ausgang. Bei den Untersuchungen über die Verschwörung war es zu Tag gekommen, daß Norfolk mit der Königin in Briefwechsel gestanden, daß er von Ridolfi's Umtrieben Kenntniß gehabt, daß von Rom, von Brüssel, von Madrid große Geldsummen an ihn abgesandt worden zur Unterstützung der Parteigänger Maria's in Sept. 1571. Schottland und England. Er wurde nach London in den Tower gebracht und auf Hochverrath angeklagt; Don Guerau de Espes mußte England verlassen; Shrewsbury, in dessen Gewahrsam Maria sich damals in Sheffield befand, erhielt den Befehl, die schottische Königin strenger zu überwachen und die Dienerschaft zu wechseln. Mit Zorn und Widerstreben fügte sich die leidenschaftliche Frau in den Zwang; sie sei als freie Königin in das Land gekommen und werde jetzt als Gefangene behandelt. Der spanische Gesandte wartete noch eine Zeitlang in Dover, ob die neue Verschwörung, die er vor seinem Abgang in London gegen das Leben Burghley's angelegt, einen günstigen Fortgang habe; als er aber erfuhr, daß die Verbrecher entdeckt und ins Gefängniß geworfen seien, da beschleunigte er seine Abreise nach Brüssel, um von dort aus seine Umtriebe in größerer Sicherheit fortzusetzen. Norfolk wurde von den sechsundzwanzig Lords, die unter Shrewsbury's Vorsitz in Westminster-Hall über ihn Gericht hielten, Jan. 1572. für schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt. Er hielt fest bei seiner Behauptung, daß er nie die Loyalität gegen die Königin verletzt und stets nur zum Besten des Landes zu handeln geglaubt habe: aber er konnte nicht leugnen, daß er sein Wort gebrochen, daß in seinem Namen und mit seinem Wissen in Rom und Madrid conspiratorische Unterhandlungen behufs einer Invasion geführt worden, daß er sich zweideutig benommen, indem er sich im Auslande als gläubigen Katholiken ausgab, während er in der Heimath sich zur anglikanischen Kirchenform hielt; auch hatte er während des Prozesses manche Dinge in Abrede gestellt die er dann wieder zugestand. Elisabeth konnte sich lange nicht entschließen, das Urtheil vollstrecken zu lassen. Die klägliche Haltung des schwachen Mannes, sein Flehen und Bitten um Verzeihung, die Betheuerungen seiner Loyalität und

Schuldlosigkeit wirkten auf ihr Gemüth. Drei Monate schwebte Norfolk zwischen Hoffnung auf Gnade und Todesfurcht. Aber die stürmischen Vorgänge in Schottland, die heftige Flugschrift Georg Buchanans: „Enthüllung der Thaten Maria's in Betreff ihres Gattenmords, ihrer Verschwörung, ihrer ehebrecherischen Verbindung mit Bothwell", die wachsende Religionswuth des Festlandes, und vor Allem die gereizte Stimmung im Parlamente und bei dem Volke über die wühlerischen Umtriebe bewogen endlich die Königin in die von Burghley geforderte Hinrichtung zu willigen. Am 2. Juni starb Norfolk, der mächtigste Edelmann in England, auf dem Towerhill durch das Richtschwert. Der Antrag des Parlaments und der Convocation, es möge auch gegen Maria Stuart eine Bill of Attainder erlassen werden, wurde von Elisabeth zurückgewiesen. Dagegen theilte Northumberland, welchen Douglas von Lochleven um eine Summe Goldes an den Befehlshaber von Berwick ausgeliefert hatte, das Schicksal Norfolks. Sein Haupt fiel auf dem Schaffot in York. Einige Tage nachher traf die Nachricht von der Pariser Bluthochzeit ein und füllte die Gemüther mit Entsetzen und Haß. Die öffentliche Volksstimme forderte zur Vergeltung den Tod Maria's; aber auch diesmal widerstand Elisabeth den Ausbrüchen des erregten confessionellen Eifers.

2. Juni 1572.

22. Aug. 1572.

4. Thätigkeit der katholischen Propaganda.

Charakter der Zeit.

Von der Bartholomäusnacht an traten die religiösen Gegensätze im westlichen Europa immer schroffer hervor und die Antipathien nahmen von Jahr zu Jahr einen leidenschaftlicheren Charakter an. Es wurde früher dargethan, daß an Haß und Verfolgungssucht gegen die von Rom Abgewichenen der neue Papst Gregor XIII. seinem Vorgänger Pius V. nicht nachstand, daß die Curie den schonungslosesten Kampf gegen alle Häretiker als heilige Pflicht jedes gläubigen Christen darstellte; daß Philipp II. ganz in diese Vorstellungskreise einging und kein Opfer und kein Mittel verschmähte, um die Hydra der Ketzerei zu zertreten; daß in Frankreich die hochkirchliche Partei, die sich an die Guisen anlehnte, mit Spanien Hand in Hand ging, um dem Königreich den Ruhm der Rechtgläubigkeit und religiösen Einheit zu bewahren. Die erschütternden Kämpfe in den Niederlanden, die wir im nächsten Abschnitt kennen lernen werden, hielten das Feuer des Fanatismus fortwährend in Flammen; schon die Lage des Landes und der Charakter des Krieges machten die tieferregten Provinzen zum Mittelpunkt der Politik für die angrenzenden oder benachbarten Staaten, zu einem Tummelplatz für Flüchtlinge und Verfolgte aller Völker und Confessionen, zu einem Heerde der Verschwörungen und Mordpläne. Seit der Excommunicationsbulle war Elisabeth der Gegenstand des bittersten Hasses aller Ultramontanen; wenn dennoch weder Philipp noch der Pariser Hof zu offenem Krieg wider sie schritt, so geschah dies nur aus Rücksichten der Politik, aus Eifersucht und Mißtrauen unter einander. Um so eifriger wurde der versteckte Krieg geführt: der spanische

König und Staatsrath förderte die conspiratorischen Unternehmungen in England zur Befreiung Maria Stuarts und zur Erregung innerer Aufstände; er stand in lebhaftem Verkehr mit den katholischen Häuptlingen in Irland; der französische Hof suchte bei verschiedenen Gelegenheiten den alten Bund mit Schottland wieder herzustellen und eine französisch-katholische Partei der englisch-protestantischen entgegen zu setzen. Der Papst und der Jesuitenorden leisteten diesem Treiben der Cabinete wesentlichen Vorschub, indem sie die Werkzeuge für die wühlerischen Arbeiten heranbildeten und ihnen die religiöse Gluth und die fanatische Energie einflößten. Wenn bei diesen Versuchen das Leben der häretischen Fürstin ausgelöscht ward, so kam das der guten Sache um so besser zu Statten; dann war Maria Stuart die nächste und legitime Thronerbin. Für eine solche That hätte die Kirche mit Freudigkeit Absolution gespendet, sie war ja schon in der Bannbulle zum voraus verheißen; schlug das Unternehmen fehl, so nahm der verwegene Sohn der Kirche wenigstens den Trost mit in das Grab, daß er für eine heilige Sache als Märtyrer geblutet habe. Diesem versteckten Krieg, der über ein Jahrzehnt mit wachsender Erbitterung geführt ward, begegnete die Königin damit, daß sie die Niederländer unterstützte, daß sie den Hugenotten bald offen, bald heimlich Beistand leistete und daß sie den katholischen Recusanten im eigenen Lande mit Energie entgegentrat. Bei allen diesen Versuchen hatte sie die Nation auf ihrer Seite; es wurde oft beklagt, daß sie aus Rücksichten der Sparsamkeit, der Politik, der Vorurtheile oder aus Scheu als Begünstigerin von Aufruhr und Empörung angesehen zu werden, nur zögernd und ungenügend ihren Beistand gewähre. Damals wurde in England der Haß gegen den Papismus geboren, der über ein Jahrhundert die Gemüther beherrschte und so tief in den Gang des politischen und geschichtlichen Lebens eingriff. Lord Burhgley handelte ganz in diesem Sinne, wenn er der Königin rieth, sie solle den Staat nur von Protestanten verwalten lassen und alle Katholiken von der Theilnahme am Regimente ausschließen.

Papistische Propaganda in England.

Es erregte den größten Unwillen im Volke, daß die eifrigsten und verwegensten Vermittler und Werkzeuge der katholischen Reaction aus der englischen Nation selbst hervorgingen. Wie einst Kardinal Pole als der schärfste Bekämpfer des Schisma aufgetreten war, so weihten unter Elisabeth viele junge Engländer, zum Theil aus guten Familien und mit höherer Bildung ausgestattet, ihre Dienste und ihr Leben dem Papstthum und den Jesuiten. Unter den Studirenden der hochkirchlichen Universitäten Oxford und Cambridge hatten manche aus Anhänglichkeit für den Romanismus ihrem Vaterlande den Rücken zugewendet und in Flandern eine Zufluchtstätte gesucht. Auf Anregung von William Allen, dem in der Folge der Papst den Rang eines Kardinals verlieh, vereinigten sich mehrere derselben zur Gründung eines Collegiums oder Seminars, das zuerst in Douay, dann bei der weiteren Verbreitung des niederländischen Aufstandes in Rheims seinen Sitz hatte. Der Zweck war die Heranbildung englischer katho-

lischer Priester, damit nicht aus Mangel an rechtgläubigen Geistlichen die alte Kirchenform untergehe. Vom römischen Stuhle und von den Ultramontanen Frankreichs und Spaniens unterstützt und gehegt, wuchs ihre Zahl und ihr Eifer. Bald erhob sich in Rom selbst eine ähnliche Anstalt, als Gregor XIII. das altenglische Hospital in ein Seminarium verwandelte, welches nach einigem Bedenken den Jesuiten übergeben ward und sich der Verpflichtung unterzog, seine ganze Thätigkeit der Erhaltung und Verbreitung der römisch-katholischen Religion in England zu widmen. Diese beiden Anstalten wurden bald der Heerd einer fanatischen Propaganda, welche es sich zur Lebensaufgabe stellte, das Inselreich der katholischen Kirche wieder zu gewinnen. Jahr aus Jahr ein zogen papistische Emissäre, Priester, Mönche, Glieder des Jesuitenordens über den Kanal; unter allerlei Verkleidungen entgingen sie der Wachsamkeit der Polizeibeamten; sie kehrten bei heimlichen oder offenen Gesinnungsgenossen ein, nahmen die Beichte ab, hielten Messe, gaben Lehren und Rathschläge. Unter sicherem Geleite wanderten sie von einem Orte zum andern. Sie suchten vor Allem das katholische Bewußtsein zu schärfen. Da die anglikanische Kirchenform so manche romanische Elemente in sich faßte, so konnte es häufig geschehen, daß Altgläubige dem öffentlichen Gottesdienst anwohnten, ohne darum ihre religiösen Ansichten aufzugeben. Manche mochten sich beruhigen, wenn sie heimlich einen Rosenkranz oder ein katholisches Gebetbuch in der Hand hielten. Die Schein-Conformität konnte aber leicht zu einer wirklichen führen; darum mahnten die Seminarpriester davon ab. An der zunehmenden Zahl der Recusanten konnte man bald die Wirkung dieser Missionsthätigkeit wahrnehmen. Schon am Ende des Jahres 1578 meldete der spanische Gesandte nach Madrid, daß die Anhänger der katholischen Kirche sich wunderbar mehrten.

Auch eine geheime Presse stand der Propaganda zu Gebote; wie viele Flugschriften wurden verbreitet, worin die Thronberechtigung Maria's und Elisabeths im päpstlichen Sinne dargestellt, die letztere und ihre geistlichen und weltlichen Räthe und Diener mit heftigen Schmähungen überschüttet waren. Mit der zunehmenden religiösen Erregung wurden diese theils in England, theils im Auslande gedruckten Pamphlete immer heftiger und leidenschaftlicher. Auch größere Werke, in welchen der Abfall der englischen Kirche von Rom in der gehässigsten Weise mit den schändlichsten Verleumdungen und Invectiven gegen die Urheber dargestellt war, gingen aus den Kreisen dieser englisch-papistischen Agitatoren hervor. So veröffentlichte Nicolaus Sanders, einst unter der blutigen Maria ein erbarmungsloser Verfolger, dann in Rom und Madrid ein glühender Aufstifter und Hetzer, im J. 1577 die berüchtigte geschichtliche Caricatur „über den Ursprung und Fortgang des englischen Schisma“, die durch ihre giftige schmähsüchtige Haltung voll dreister Lügen und Scandalberichte einen großen Eindruck machte, so daß Gilb. Burnet noch im nächsten Jahrhundert sich zu einer Widerlegung veranlaßt sah.

Pamphlete und Schmähschriften. *Sanders.*

Und nicht blos mit der Feder bekämpfte Sanders sein Vaterland und die Königin; er nahm auch mit einer Anzahl Priester und Mönche an der bewaffneten Expedition Theil, mit welcher der irische Häuptling Fitzmaurice, von der

Insurrection in Irland. 1579.

Küste des Kirchenstaats aus, unter päpstlicher Fahne und mit päpstlicher Unterstützung, an der Küste seiner Heimath landete, um die Insel von der englischen Herrschaft und den verhaßten Religionsgesetzen zu befreien und sie dem Scepter Philipps II. zu unterwerfen. Allein die Unternehmung schlug fehl; der spanische König, damals mit der Unterwerfung Portugals beschäftigt, leistete keine Hülfe; Fitzmaurice fiel im Kampf; die Engländer schlugen die papistische Invasion zurück; Sanders kam elendiglich ums Leben. Furchtbar wüthete das Racheschwert und das Richtbeil unter den verführten Insurgenten.

Nichts desto weniger blieben die Hoffnungen und Wünsche der Irländer auf Spanien gerichtet, und Philipp unterließ Nichts, um durch vertraute Agenten sich die Sympathieen zu erhalten. Neun Zehntheile der Einwohner, meldete ihm einer der Abgesandten, hegten das sehnlichste Verlangen, er möge sie in seinen Schutz nehmen und ihre Seelen retten. Wir wissen aus früheren Blättern, welchen Widerstand das celtische Inselvolk von jeher den „sächsischen" Eroberern des Nachbarlandes entgegensetzte: nun gesellte sich zu der nationalen Antipathie der Widerwille gegen die englischen Kirchengesetze, welche die Abhaltung der Messe untersagten; ein unaufhörlicher Race- und Religionskrieg ließ keine Friedenszustände, keine bürgerliche und gesetzliche Ordnung aufkommen. Jeder auswärtige Feind Englands, zumal wenn er die römisch-katholische Fahne aufpflanzte und die Geistlichkeit für sich zu gewinnen wußte, fand daher in dem heißblütigen kampfbereiten Inselvolk einen Bundesgenossen. Die „Geraldinen", die mächtigsten Stammhäuptlinge in Grün-Erin, bewahrten den unbotmäßigen, streitlustigen Geist, den sie so oft kundgegeben, auch unter den Tudors. Elisabeth vermochte so wenig wie ihr Vater (X, 603 f.) das tumultuarische papistische Irland zu einer festen Union mit England zu bringen. Nur so weit und so lange die englischen Waffen den Staats- und Religionsgesetzen Nachdruck verliehen, beugte sich der widerspenstige Geist unter die Obmacht des Nachbarstaats.

Jesuiten in England.

Die Expedition nach Irland war nur ein Theil des großen Aggressionsplanes, den der päpstliche Stuhl unter dem Beistande der Jesuiten und der englischen Seminarpriester um dieselbe Zeit von verschiedenen Seiten her auszuführen gedachte. Damals kam der Jesuitenzögling d'Aubigné nach Edinburg, um, wie wir gesehen haben, den jungen König in das katholisch-französische Heerlager zu führen; und zugleich zogen zwei Genossen Allens und Sanders', Robert Parsons und Edmund Campian, eifrige Zöglinge von Rheims, über den Kanal, um in England selbst der Königin Nachstellungen zu bereiten. Robert Parsons
April 1580. zog als Kriegsmann verkleidet nach Glocester und Hereford, Campian besuchte im Gewande eines Kaufmanns Oxford und Northampton. Die Bannbulle, welche die über die häretische Königin ausgesprochene Excommunication auf Alle ausdehnte, die ihren Befehlen gehorchen und den Eid der Treue schwören würden, ging in dieser Fassung zu weit; sie machte es allen aufrichtigen Mitgliedern der römisch-katholischen Kirche unmöglich, in England zu weilen. Auf Betreiben der Jesuitenmissionäre wurde daher die Bannbulle nur auf die Königin selbst und ihre häretischen Räthe und Diener beschränkt; für die katholischen Engländer dagegen sollte sie so lange vertagt sein, bis sie in Betreff der Herrscherin in

Ausführung gebracht werden könnte. Den englischen Katholiken war es somit gestattet, sich als loyale Unterthanen Elisabeths zu bekennen bis zu dem Zeitpunkt, da es möglich sein würde, sie vom Throne zu stoßen oder zu tödten, dann sei es Pflicht, der Bulle zu gehorchen. Die Clausel besagte also, daß es keine Sünde sei, der bestehenden Obrigkeit zu gehorchen, so lange sie die Gewalt habe, wenn aber äußere Umstände, etwa eine Invasion katholischer Mächte oder ein Staatsstreich eintreten würden, welche einen Umsturz bewirken könnten, dann sei es im Namen der Religion geboten, diesen durch innere Aufstände in die Hände zu arbeiten. Man liebte es die Erzählung von Judith und Holofernes in Erinnerung zu bringen.

Mission und Martyrium.

Seit der Ausweisung Don Guerau's war der Posten der spanischen Gesandtschaft in London sechs Jahre lang unbesetzt geblieben; dann hatte Philipp einen Grande ersten Ranges als seinen Stellvertreter abgeschickt, Don Bernardino Mendoza. Es ist dies derselbe strengkatholische Staatsmann, dessen spätere Thätigkeit wir schon in der Geschichte Frankreichs kennen gelernt haben. Dieser leistete den jesuitischen Missionären allen Vorschub. Triumphirend berichtete er seinem Herrn, daß der nordische Adel, die Verwandten und Anhänger Norfolks und Northumberlands für den Glauben ihrer Väter Alles einzusetzen bereit wären. Aber auch in den Regierungskreisen merkte man die Veränderung. Walsingham, neben Burghley der namhafteste Staatsmann im geheimen Rath, wurde mit der Ueberwachung der fremden Priester betraut. Er machte die Schuldigen bald ausfindig. Sie wurden ergriffen, verhört und auf Grund der erwähnten Parlamentsbeschlüsse vom Mai 1571 (S. 542) wegen hochverrätherischer Handlungen und Umtriebe zum Tode verurtheilt. Es war entdeckt worden, daß der Eid der Treue und des Gehorsams gegen die Königin nur „bis zu einem gewissen Zeitraum" den Katholiken gestattet sein sollte; dadurch fielen sie den Strafgesetzen anheim. Campion, Sherwin, Bryant und mehrere ihrer Genossen wurden hingerichtet. Nov. 1581.

Charakter der Katholiken-Verfolgung.

Dies waren die ersten katholischen Priester, die ihre Ueberzeugung mit dem Tode büßten. Aber nicht um ihres Glaubens willen erlitten sie die Strafe, sondern wegen ihrer agitatorischen Thätigkeit. Es war gesetzlich verboten, die Thronberechtigung der Königin in Zweifel zu ziehen, die Hoheit des Papstes über England zu bekennen und öffentlichen Meßdienst zu feiern; aber dem Gewissen wurde kein Zwang angethan. „Wenn Päpste Unterthanen von der Treue gegen ihre Fürsten entbinden können, dann kann kein Königreich bestehen als mit Bewilligung des Papstes", schrieb Lord Burghley zur Rechtfertigung des Justizverfahrens. „Und in der That", urtheilt Ranke, „liegen die streitigen Fragen hauptsächlich auf dem Gebiete der Gegensätze zwischen Pontificat und Fürstenthum: die Hingerichteten sind nicht sowohl Märtyrer des Katholicismus, als der Idee des Papstthums über die Fürsten". — Der Besuch der auswärtigen Seminarien, wo der Königsmord offen als eine Gott wohlgefällige Handlung gepredigt werden durfte, wurde darauf allen Engländern verboten. Mendoza wehklagte, daß die Verfolgung die Kirche zu Grunde richte; aber die Pflanzschulen des Romanismus in Rheims und an der Tiber dauerten fort und sandten nach wie vor ihre Priester und

Fanatiker nach dem Inselland. Noch Mancher büßte den Versuch, durch Elisabeths Ermordung und Maria's Befreiung eine Gegenreformation in England herbeizuführen, mit seinem Leben. Als neue Mordversuche entdeckt wurden und die Schuldigen (Arden, Somerville, Throgmorton) vor ihrem Tod auf der Folter die Anstifter des Attentats angaben, wurden im Januar 1584 sieben Priester von Campians Richtung in Tyburn und York hingerichtet. Da sich herausstellte, daß das Haus des spanischen Gesandten ein Versammlungsort für die papistische Propaganda sei, daß sowohl die Umtriebe und Complotte im Innern als die Pläne auswärtiger Invasionen von ihm mit Rath und That unterstützt und gefördert wurden, so erhielt auch Mendoza die Weisung, das Königreich zu verlassen.

5. Schottland unter König Jacob VI.

Katholische Sympathien am Hof. Auch in Schottland hatte das papistisch-jesuitische Complot seine Verzweigung. Zwei Zöglinge des römischen Seminars, Crichton und Holt, hatten die Mission übernommen, eine katholische Reaction in Schottland hervorzurufen und dann von Norden her eine Invasion in England zu betreiben. Damals stand der König gänzlich unter dem Einfluß der Günstlinge Lennox und Arran. Bei beiden fanden die Emissäre gute Aufnahme. Sie haßten die presbyterianische Kirche und ihre rücksichtslosen Prediger, und da auch Jacob das schwere Joch der strengen Mahner mit Widerwillen ertrug, so wuchsen am Edinburger Hof die katholischen und reactionären Sympathieen. Mit Verdruß gewahrten die Geistlichen, daß der König, der noch kaum die Knabenjahre zurückgelegt hatte, sich in weltliche Freuden stürzte, nur Schmeichler und Wohldiener um sich haben wollte und den in seiner Seele schlummernden Neigungen, Hochmuth und Eitelkeit, immer mehr Raum gab. Auch die Adelshäupter blickten mit Mißfallen auf die Höflinge, wovon der eine, Lennox, eine verdächtige Vergangenheit hatte, der andere, Arran, einen anstößigen Lebenswandel führte, und die beide eine lebhafte Verbindung mit den Höfen von Paris und Madrid unterhielten. Der alte Plan tauchte wieder auf und wurde eifrig berathen, wornach Maria Stuart mit ihrem Sohn gemeinschaftlich regieren und ihren Successionsrechten in England zu Gunsten des letzteren entsagen sollte. Viele Briefe wurden über den Vorschlag gewechselt, der keine Partei befriedigte und nur berechnet war, die jesuitischen Umtriebe zu verhüllen.

Der Raid of Ruthven. Da erfolgten die Entdeckungen des englischen Complots und übten auch auf Schottland einen Rückschlag. Die englisch-protestantische Partei des Adels schloß auf der Burg des Lord Ruthven, Grafen von Gowry, einen Bund zum Sturze der Günst-

Aug. 1582. linge, Raid of Ruthven genannt. Die Theilnehmer, Glencairn, Lindsay, Glamis u. A. befanden sich gerade bei dem Schloßherrn, als Jacob, von der Jagd kommend, vorbeiritt. Man ersuchte ihn einzutreten und er folgte ohne Arg der Einladung. Er erschrak, als er nach und nach viele fremde Gesichter um sich sah; doch nahm er an dem Festmahle Theil. Nach aufgehobener Tafel wollte er sich entfernen; da wurde ihm eine Klagschrift überreicht, in welcher die sofortige Entlassung der Günstlinge verlangt war. Vergebens suchte er die Thür zu erreichen; Glamis hielt ihn fest, und als der Bedrängte zu weinen begann, sagte der rauhe Lord: „Es ist besser, daß Kinder weinen als bärtige Männer". Nun war Jacob in der Gewalt der Adelspartei, die von dem englischen Cabinet geleitet wurde. Vergebens suchte Lennox seinen Herrn mit gewaffneter Hand zu befreien; er wurde zurückgeschlagen und mußte das Land verlassen. Er begab sich nach Frankreich, wo er bald nachher starb, tief betrauert von seinem königlichen Gönner. Die Verbündeten ließen eine Rechtfertigungsschrift ausgehen und nöthigten dann den König, ihr Verfahren gut zu heißen und sie gegen jede künftige Bestra-

fung sicher zu stellen. Damit war der Plan einer gemeinschaftlichen Regierung von Mutter und Sohn zu Ende. Der französische Abgesandte de Lamotte Fenelon kehrte zurück; Arran und ein anderer Unterhändler, Georg Douglas, der einst Maria's Flucht aus Lochleven bewirkt hatte, wurden in Gewahrsam gebracht; die jesuitischen Emissäre retteten sich durch abenteuerliche Flucht; der Puritanismus war stärker als je zuvor.

Nun hatte die englische Partei das Regiment und Walsingham und Cecil leiteten durch die protestantischen Lords die öffentlichen Dinge in Schottland im Sinne Elisabeths. Aber die rauhe und rücksichtlose Weise, in welcher die schottischen Magnaten und die mit ihnen verbündeten presbyterianischen Prediger ihr Uebergewicht geltend machten, beleidigte den König. Sein ganzes Streben ging dahin, sich der lästigen Beaufsichtigung zu entziehen; und in der That gelang es ihm, sich auf listige Weise zu befreien und das Schloß St. Andrews zu gewinnen. Der französische Gesandte von der Partei der Guisen war ihm dabei behülflich gewesen, daher auch die französisch gesinnten Lords wieder die Oberhand bekamen. Arran gewann seinen früheren Einfluß; als Kanzler und Generallieutenant stand er an der Spitze der Regierung und der Kriegsmacht; in Briefen voll Ergebenheit und Demuth gab Jacob seinen Verwandten in Paris seine Anhänglichkeit zu erkennen und bat sie, bei dem heiligen Vater in Rom Fürbitte für ihn einzulegen. Der Raid of Ruthven wurde für eine hochverrätherische Handlung erklärt und ein Gerichtsverfahren gegen die Theilnehmer eingeleitet. Viele entzogen sich durch die Flucht der Rache des Königs und der reactionären Partei am Hofe. Auch die Prediger Dury und Melville, die Vorfechter der kirchlichen Freiheit und Gleichheit gegen Papismus und Episcopat, verließen Edinburg und St. Andrews. Vergebens erhoben Gowry und einige seiner Gesinnungsgenossen im Vertrauen auf englische Unterstützung die Waffen, um die neue französisch-katholische Camarilla, Arran und Will. Stuart an ihrer Spitze, vom Hofe und von der Regierung zu verdrängen; sie wurden im Felde überwunden und Lord Gowry in Stirling öffentlich enthauptet. Walsingham, der den König im Namen Elisabeths warnen und auf andere Wege bringen sollte, wurde mit ungnädigen Worten heimgeschickt. Ein unter reactionären Einflüssen versammeltes Parlament bestätigte das Strafverfahren gegen die des Hochverraths beschuldigten Edelleute, stellte das Bischofthum her und beschränkte die Freiheiten der presbyterianischen Kirche durch eine Reihe einschneidender Gesetze. In dem Augenblick, da in allen Ländern der Romanismus im Bunde mit Absolutismus seine äußersten Anstrengungen machte, da Wilhelm von Oranien unter Mörderhand verblutete, die Verschwörungen und Attentate in England die Gemüther in Aufregung und Furcht hielten, war auch in Edinburg ein unwürdiges reactionäres System im Regimente. Ein vom Volke wegen seiner Unsittlichkeit verachteter Emporkömmling und seine Creaturen leiteten die öffentlichen Dinge im Sinne der Guisen. Wenn sich damals schon Spanien und Frankreich zu gemeinschaftlichem Handeln die Hand gereicht hätten, wie einige Zeit nachher, so könnten die Pläne und Hoffnungen der Jesuiten und Ultramontanen auch in den britischen Reichen in Erfüllung gehen. Während protestantische Geistliche durch die Flucht nach England sich der Verfolgung entzogen, wurden verkappte Jesuiten in Holyrood empfangen. Bei Crichton, der auf dem Kanal von den Holländern gefangen wurde, fand man in den Papieren, die er zerrissen und in die See geworfen, den Entwurf eines von weiter Hand vorbereiteten Complots mit genauen Angaben der Angriffspunkte und der Streitkräfte.

Flucht des Königs und reactionärer Umschlag. — *Decbr. 1583.* — *Mai 1584.*

Bei keinem Fürsten möchten die contrastirenden Eigenschaften, Hochmuth und Ohnmacht, Dünkel und Unfähigkeit, Feigheit und Trotz so innig verbunden gewesen sein, als bei Jacob VI., diesem unköniglichsten aller Könige, unter dessen Regierung

König Jacob VI.

in Schottland eine völlige Anarchie herrschte. Der furchtsame, friedliebende Fürst, den der Anblick eines entblößten Schwertes zittern machte, war nicht im Stande, den rohen, allzeit schlagfertigen Feudaladel, der theils aus angeborener Fehdelust, theils aus Parteiwuth für oder gegen die vertriebene Königin, theils aus Selbstsucht und Leidenschaft stets zum Kampf und zur Empörung bereit war, in Ordnung zu halten. Unfähig selbst zu regieren, war er doch zu hochmüthig, um selbständigen, charaktervollen und klugen Rathgebern sein Vertrauen zuzuwenden; er verschwendete Gunst und Gnade in ungemessener Weise an unwürdige, geckenhafte Günstlinge, die durch körperliche Schönheit und Wohlgestalt das Herz des Königs, dem dieser Vorzug gänzlich abging, gewonnen hatten, unbekümmert um die Meinung des Volkes, das alle Noth und alles Elend diesen Lieblingen Schuld gab und den Waffen der empörten Großen, die den Monarchen zur Entfernung dieser unwürdigen und übermüthigen Räthe zwingen wollten, Erfolg wünschte. Gegen die presbyterianische Kirche mit ihren demokratischen Einrichtungen und gegen die strengen Geistlichen, die auf der Kanzel und in den kirchlichen Versammlungen über Hoch und Niedrig eine furchtbare Geißel schwangen und mit rücksichtsloser Derbheit alle Gebrechen und Schäden des Staats und der Kirche, alle Sünden des Hofes und des Familienlebens ihrer scharfen Rüge unterzogen, fühlte Jacob einen unüberwindlichen Haß; allein er hatte nicht den Muth, seines Herzens Meinung kund zu geben; knirschend fügte er sich dem geistlichen Joche, pries wohl mitunter die presbyterianische Kirche als die reinste, die das apostolische Gepräge am vollkommensten an sich trage, nahm hie und da thätigen Antheil an den theologischen Disputationen und gelehrten Kämpfen, wobei er mit innigem Wohlgefallen seine pedantische und dünkelhafte Schulmeisternatur an den Tag legte; aber sein Bestreben, das dem Volke und der Geistlichkeit so verhaßte Episcopalsystem in Schottland zu begründen, seine Nachsicht und Milde gegen einheimische und fremde Katholiken, von denen er mehrere in seiner nächsten Umgebung duldete, indeß das Volk sie lieber an den Pranger gestellt hätte, und seine wiederholten Versuche, die schrankenlose Freiheit und Kühnheit des presbyterianischen Priesterthums zu brechen, gaben seine eigentliche Gesinnung kund. Die Geistlichen ahnten diese in der Tiefe seiner Seele verschlossene Gesinnung und geriethen über die Heuchelei in Wuth. In ihrem Zorne vergaßen sie ihre Stellung zu dem Herrscher des Landes und erlaubten sich eine in Monarchien unerhörte Sprache; Knoxens Geist und Prophetenkühnheit schwebte über der ganzen Corporation. Der gänzliche Mangel an Würde, Haltung und Majestät in Jacob begünstigte ihr Gebahren; sie hatten das Volk auf ihrer Seite und durften im Vertrauen auf diesen Schutz die ärgsten Invectiven gegen den König und seinen Hof schleudern. — Am erbärmlichsten erscheint Jacobs Benehmen seiner Mutter Maria Stuart und der Königin Elisabeth gegenüber. Er hatte nie Liebe zu seiner Mutter gefühlt, die ihm von Jugend auf als Mörderin seines Vaters, als eine abgöttische Frau, die durch ihren Götzendienst sich und das Land in Elend gestürzt, dargestellt worden war; ihre Haft war ihm ganz recht, denn ihre Rückkehr nach Schottland hätte ihn in eine untergeordnete Stellung gebracht; und wenn je einmal ein kindliches Gefühl in ihm aufkam, oder die Vorstellungen fremder Höfe an sein Gewissen schlugen, so fiel es der klugen Elisabeth, die den König und seinen Adel in Sold hatte, nicht schwer, ihn zu beschwichtigen und diese Regungen zu unterdrücken.

6. Repressivmaßregeln gegen Verschwörungen.

Conspiratorische Umtriebe und Gegenwehr.

Bei so feindseligen Absichten und Bestrebungen der jesuitisch-papistischen Propaganda war es denn wohl an der Zeit, daß die englische Regierung Bedacht

nahm durch Einübung der Kriegsmannschaften, durch Sicherung der Häfen, durch Befestigung wichtiger Plätze, durch Beförderung der Marine das eigene Land gegen fremde Invasionen zu schützen und zugleich durch Unterstützung der Niederländer die Spanier an der vollständigen Unterwerfung der aufständischen Provinzen zu verhindern. Wir werden bald erfahren, daß Elisabeth damals ihren Günstling Dudley-Leicester mit Kriegsmannschaft nach Vließingen sandte. Die Uebersiedelung flandrischer Gewerbsleute und Fabrikanten, die dadurch gefördert wurde, kam der Politik Burghley's zu statten. Er wollte die bürgerlichen Elemente des englischen Staats, die der Regierung ergeben waren, stärken und die Macht des Adels, der den spanisch-papistischen Umtrieben und Complotten stets Halt und Zugang gewährte, brechen. Die katholischen und malcontenten Lords wurden schärfer überwacht und die protestantischen Unterthanen derselben gegen Zwang und Bedrückung in Schutz genommen. Allein so lange die Königin von Schottland mit ihren Thronansprüchen im Lande war und von der papistischen Propaganda als die legitime Fürstin dargestellt wurde, war an eine siegreiche Durchführung dieses Regierungssystems nicht zu denken. Was half es, daß man die Verbreitung aufreizender Flugschriften und Pamphlete voll Verleumdungen und Insulten mit strengen Strafen belegte, daß man die Aufnahme und Beherbergung fremder Priester und papistischer Emissäre als Verletzung der Loyalität und Unterthanenpflicht, als hochverrätherische Handlung hinstellte und Strafgesetze gegen die Schuldigen ausgehen ließ, wenn die Ermordung Elisabeths, die Befreiung Maria's, die Rebellion der katholisch gesinnten Einwohner und die Herstellung der römischen Kirche und der päpstlichen Autorität als religiöse Pflicht und göttliches Gebot in ultramontanen und legitimistischen Kreisen empfohlen werden konnte, und wenn es Fanatiker gab, welche bereit waren für die Verwirklichung solcher Doctrinen Alles zu wagen, selbst Marter und Tod über sich ergehen zu lassen? Aus den gerichtlichen und historischen Urkunden jener tiefbewegten Zeit kann man ersehen, wie sehr damals die conspiratorischen Umtriebe, die Mordanschläge und prämeditirten Gewaltstreiche das geschichtliche und religiös-politische Leben erfüllten; wie vertraut die fanatisirte, von jesuitischer Sophistik und Glaubenswuth durchdrungene katholische Welt mit solchen Mordgedanken geworden war. Hochverrathsprozesse nehmen in den Annalen der englischen Geschichte der achtziger Jahre einen breiten Raum ein. Die Hinrichtungen der Schuldigen schreckten Andere nicht ab, Aehnliches zu wagen.

Throgmorton und Parry 1584. 85.

Nach Francis Throgmorton, der seine Betheiligung an den reactionären Umtrieben in Schottland im J. 1584 mit dem Leben büßen mußte, fiel William Parry, der lange an Elisabeths Hof gelebt und sich ihrer Gewogenheit erfreut hatte, den Jesuitischen Verführungen in Rom und in Frankreich zum Opfer. Er kehrte in sein Vaterland zurück mit dem Vorsatze, seine ehemalige Gebieterin zu ermorden; lange wußte er seine Absicht zu verbergen, so daß er sogar einen Sitz im Parlament erwarb; aber gerade hier kamen seine papistischen Grundsätze zu Tage; bei einer Untersuchung seiner Briefschaften fand man ein Schreiben des Kardinals von Como, daß der Heilige Vater

seinen Segen und Sündenerlaß ertheile zu dem der Kirche so förderſamen Unternehmen. Parry wurde darauf zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Die Association für die Sicherheit der Königin.

Diese Conspirationen und die gleichzeitige Ermordung Oraniens erfüllten England mit Schrecken. Burghley und Walsingham handelten daher ganz im Sinne der öffentlichen Meinung, wenn sie die Stimmung des Volkes benutzten, um die gesammte Nation zu einer „Association für die Sicherheit der Königin" zu vereinigen. Eine Urkunde („bond") wurde in unzähligen Exemplaren durch das ganze Land verbreitet und in den Kirchen zur Unterschrift vorgelegt, worin sich Jedermann persönlich im Namen Gottes des Allmächtigen verpflichtete, Alle, welche gegen die Sicherheit und das Leben der Königin etwas vornehmen würden, mit Rath und That und selbst mit den Waffen zu bekämpfen und nicht zu ruhen, bis die Ruchlosen und alle ihre Anhänger vollkommen vertilgt seien. Würde das Attentat in der Absicht unternommen, um dann einen Anspruch auf die Krone geltend zu machen, so verpflichteten sie sich alle insgesammt und jeder Einzelne, einen solchen niemals anzuerkennen und an dem Urheber Rache zu nehmen. Wer aus irgend einem Grunde sich von dieser Association lossage, sollte von allen andern als Meineidiger verfolgt und unterdrückt werden. Damit wurde als Ausdruck des Volkswillens öffentlich kund gegeben, daß ein Anspruch auf die Krone, der durch Meuchelmord zur Geltung gebracht werden sollte, niemals Anerkennung finden würde. Und daß dies wirklich die allgemeine Meinung in England sei, bewies sowohl der Eifer, ja die Begeisterung, mit dem sich alle Stände zur Unterschrift drängten, als der Parlamentsbeschluß vom März 1585, worin in Ergänzung des Verbrüderungseides festgesetzt ward, „daß Personen, zu deren Gunsten eine Rebellion versucht, ein Attentat gegen die Königin unternommen werde, ihres Rechtes an die Krone verlustig sein sollten: würden sie selbst Antheil an einem solchen nehmen, so sollten sie ihr Leben verwirkt haben". Die Königin wurde ermächtigt, eine Commission von wenigstens vierundzwanzig Mitgliedern aus dem Staatsrath, aus dem Adel und aus dem Richterstand niederzusetzen, welche über die Verschuldung erkennen und das Urtheil fällen sollten. Damit wurde die Erbfolge an Bedingungen geknüpft, das dynastische Recht von der richterlichen Entscheidung eines hohen Rathes abhängig gemacht, das Prinzip des erblichen Königthums kraft der Geburt der legislativen Gewalt des Parlaments untergeordnet.

Maria Stuarts Haltung und Gesinnung.

Es stand außer Frage, wohin diese einschneidenden Maßregeln zielten: man wollte die Quelle abgraben, aus welcher die conspiratorischen Umtriebe und Attentate flossen, man wollte nicht blos die Thäter, sondern auch die verborgenen Urheber treffen. Maria mußte von diesem Schritte die schlimmsten Folgen für sich erwarten. Wenn sie auch mit Entrüstung den Verdacht zurückweisen mochte, als ob sie jemals an einem Unternehmen gegen das Leben Elisabeths Theil nehmen könnte, ja wenn sie sich jetzt sogar erbot, der Association durch ihre Namensunterschrift selbst beizutreten, so unterlag es doch keinem Zweifel, daß

sie von den conspiratorischen Umtrieben in den ultramontanen Kreisen, von den Mordanschlägen gegen die englische Königin Kunde gehabt, daß sie den Versuchen zu einem Umsturz der Regierung und zu ihrer eigenen Befreiung und Erhöhung nicht fremd gewesen. Maria Stuart war keine demüthige oder reumüthige Dulderin. Aus der großen Menge von Briefen, die von ihr erhalten sind, ersieht man, welch lebhaften Antheil sie fortwährend an den öffentlichen Dingen Europa's, an den politischen und religiösen Vorgängen, an dem Verlaufe des geschichtlichen Lebens genommen hat. Nicht wie eine Gefangene, sondern wie eine vollberechtigte Fürstin schreibt sie an Elisabeth, an die auswärtigen Höfe, an Staatsmänner und einflußreiche Persönlichkeiten, mit dem gehobenen Selbstgefühl, daß sie der Mittelpunkt der gesammten Politik der Zeit, daß mit ihrem Schicksal das Prinzip des fürstlichen Erbrechts und die Herrschaft der katholischen Kirche verflochten sei. „Zwei Dinge sind noch übrig, die ihr mir nicht nehmen könnet", sagte sie zu ihrem Aufseher: „das königliche Blut, welches mich zur Thronfolge berechtigt, und die Treue, die mein Herz an die Religion meiner Väter knüpft". Wie sehr die Stimmungen und Ansichten, die sich in ihren Briefen abspiegeln, wechseln mögen, diese beiden Grundanschauungen durchzogen ihr innerstes Wesen, waren die bewegenden Motive ihrer Handlungen.

Es möchte schwer sein, in den Ergüssen der erregbaren, von momentanen Eindrücken beherrschten Seele Maria's eine in allen Lebensperioden consequente Gedanken- und Gefühlsrichtung herauszufinden, dazu war sie zu beweglich, zu lebhaft, zu reizbar. „Denn keinen Augenblick war Maria Stuart ruhig", bemerkt Ranke, „auch in ihrem Gefängniß theilte sie die Bewegung der Welt: unaufhörlich arbeitete es in ihrem Kopfe; sie brütet über ihren Zustand, ihr Elend und ihre Hoffnungen, die Mittel, jenem zu entgehen, diese zu erreichen; zuweilen kam wohl auch ein Moment der Resignation, um sogleich wieder vorüberzugehen. Alles, was sie denkt, wirft sie in ihre Briefe, die, wenn sie sich auch auf einen nahe liegenden Zweck richten, doch zugleich momentane Aufwallungen sind, leidenschaftliche Ergüsse, Productionen mehr der Phantasie als des Verstandes". Aber das Gefühl ihres dynastischen Rechtes auf die schottische und englische Krone verließ sie niemals und ihre Anhänglichkeit an die katholische Religion nahm darum mit den Jahren zu, weil sie in dem Beistande der römisch-gesinnten Welt die einzige Möglichkeit erblickte, jenes fürstliche Recht zur Geltung zu bringen. Wie zürnte sie auf ihren Sohn, daß er den Vorschlag einer gemeinschaftlichen Regierung, einer Mitregentschaft so kalt aufnahm, so wenig sich darauf einlassen wollte, daß er glaubte ein Recht an die Krone zu haben, das nicht von ihr selbst ausgegangen! Auch wenn sie in ihren Briefen davon spricht, daß Jacob nur dann die schottische Krone zu tragen berechtigt und würdig sei, wenn er der katholischen Kirche beitrete, wenn sie räth, daß man denselben nach Spanien oder Frankreich entführe, damit er im wahren Glauben unterrichtet werde; wenn sie in ihrer Heftigkeit ausspricht, lieber ihre Rechte auf die schottische Krone an Philipp II. zu übertragen, als zu dulden, daß ihr undankbarer ketzerisch gesinnter Sohn König werde, erkennt man dieselben Grundideen. Ihre Briefe.

Wie war es aber möglich, daß sie aus ihrer Gefangenschaft eine so lebhafte Correspondenz führen konnte? Die Antwort darauf ist, daß ihre Beaufsichtigung Leichte Beaufsichtigung.

nicht so strenge war, als man gewöhnlich annimmt, und daß die große Zahl ihrer Anhänger ihr die Verbindung mit der Außenwelt erleichterte. Sie wurde lange Zeit nicht als Gefangene, sondern als Gast der Königin behandelt; ihre Einrichtung, ihre Verpflegung und Bedienung waren ganz ihrem Stande gemäß, sie durfte reiten und jagen so viel sie Lust hatte; Lord Shrewsbury, der viele Jahre die Aufsicht über die zu ihrem Aufenthalt bestimmten Schlösser führte, neigte zum Katholicismus, seine Gattin war die Freundin und Vertraute Maria's, bis sich beide aus persönlichen Motiven entzweiten und einander bei Elisabeth verleumdeten. Unter den zu ihrem Dienste befindlichen Personen waren die meisten ihr ergeben; und wie trefflich verstand sie die Kunst, alle, die in ihre Nähe kamen, zu gewinnen und zu fesseln! Depeschen in Geheimschrift wurden nach allen Enden getragen; sie selbst erfuhr durch mündliche und schriftliche Mittheilungen Alles was in der Welt vorging, Alles was in der hohen Politik entworfen und geplant wurde. Die Phantasie der Schwärmer, die Glaubensgluth der Fanatiker, die ritterliche Hingebung der Legitimisten beschäftigten sich mit ihrer Person und ihrem Schicksal; ihre Befreiung war das Ziel aller Papisten, aller katholischen Eiferer. Sie konnte ohne Bedenken der Association für die Sicherheit der Königin beitreten und die gegen sie gerichtete Parlamentsakte ruhig hinnehmen; gelang der Mordversuch gegen Elisabeth, so fiel ihr selbst die Krone zu, eine andere Ordnung trat ein, ein anderes Parlament konnte die Beschlüsse des vorhergehenden umstoßen. Und es war ihr nicht verborgen, daß gerade damals ein neues Complot im Werke war, um der englischen Königin das Schicksal Oraniens zu bereiten.

7. Babingtons Verschwörung.

Die conspiratorische Thätigkeit auf der Höhe.

Man muß sich erinnern, wie lebhaft im J. 1586 die Hoffnung in den ultramontanen Kreisen gehegt wurde, nun werde die Ketzerei in Europa bald ausgerottet sein und das katholische Universalreich Philipps II. anbrechen: das siegreiche Vorgehen Farnese's in den Niederlanden, die heilige Ligue in Frankreich, die Zunahme der katholischen Partei in Schottland und England schien die Tendenzen der Romanisten ihrer Verwirklichung nahe zu führen. Nur Elisabeth und ihre Minister hielten die ketzerische Opposition aufrecht, erschwerten oder verhinderten den Triumph der römischen Kirche. Nichts war natürlicher, als daß die Papisten und spanisch-Guisesche Parteigänger energischer denn je den Entschluß faßten, durch Ermordung Elisabeths der schottischen Königin den Weg zum Throne zu bahnen, eine Erhebung der Katholiken im ganzen Inselreiche herbeizuführen und mit Hülfe spanischer Schiffe und Kriegsmannschaften eine katholische Restauration zu begründen; dann würde Philipp das britische Reich unter seine Schutzherrschaft nehmen, wie es die Liguisten mit Frankreich im Sinne hatten. Eine solche Mission schmeichelte dem Stolze des spanischen

Monarchen; ein katholisch-absolutistisches Weltregiment war ja das höchste Ideal des Habsburger Autokraten. Philipp billigte den Plan, Parma war bereit, im rechten Momente die Hand zu reichen und Mendoza, nunmehr zum Botschafter in Paris ernannt, leitete die Fäden des Complots; an revolutionären Elementen und verwegenen Fanatikern war in jenen Tagen kein Mangel: im Seminarium zu Rheims wurde ohne Rückhalt die Ermordung einer vom heiligen Stuhle excommunicirten Feindin der Religion als eine gottgefällige That dargestellt, durch die man sich das Himmelreich erwerben könne. Schon hatte ein ausgewanderter Engländer Namens Savage, der früher in der Armee Parma's gedient hatte, im Collegium von Rheims den Vorsatz gefaßt, diese heilige Mission zu vollziehen, als ein zweiter großartig angelegter Plan, in den die hervorragendsten Häupter der katholischen Emigration verflochten waren, ins Leben trat, das Complot Babingtons. Es war ein katholisch-papistischer Kriegszug, in welchem Verschwörung und Meuchelmord der Waffengewalt vorarbeiten, innere Rebellion die Invasion von Außen unterstützen sollte. Alles war klug überlegt und verabredet; in den ultramontanen Kreisen zählte man auf sicheres Gelingen. Morgan, einer der thätigsten Agenten Maria's in Frankreich, gab der schottischen Königin deutliche Winke von dem großen Vorhaben ihrer Freunde.

Ein ausgewanderter Engländer, Anton Babington, ein junger Mann von Babingtons Complot.
Vermögen, Bildung und Ehrgeiz, in dem eine Ader ritterlicher Hingebung für Maria schlug, nahm die Ausführung des Attentats auf sich. Er war einst als Page in ihren Diensten zu Sheffield gestanden und von dem Zauber erfaßt worden, den sie auf ihre ganze Umgebung ausübte. Von John Ballard, einem Jesuiten, der einst im Gefolge Campians als Kriegsmann im Sammetkleid und Federhut das Land durchstreift hatte, hörte er, daß unter dem hohen Adel des Landes viele der mächtigsten und angesehensten Familien offen oder heimlich der katholischen Kirche angehörten und bereit seien, zu ihrer Wiederherstellung das Schwert zu ergreifen. Begleitet von mehreren Mitverschwornen, setzte Babington über den Kanal; er fand Gelegenheit, der schottischen Königin, die von Tutbury nach Chartley-Schloß verbracht und unter die Aufsicht Sir Amyas Paulets, eines strengen ernsten Puritaners, gestellt worden war, ein in Chiffern verfaßtes Schreiben zukommen zu lassen, worin er ihr ankündigte, daß er mit hundert Juli 1586.
handfesten und entschlossenen Gefährten sie aus der Gefangenschaft befreien und auf den Thron führen werde. Maria faßte neue Hoffnung; ihre Secretäre Nau und Curle hatten viel zu thun, den zahlreichen Freunden Andeutungen von bevorstehenden wichtigen Ereignissen zu machen. Auch an Babington ging in derselben Geheimschrift eine Antwort zurück mit zustimmenden und aufmunternden Worten. Es ist viel gestritten worden, ob Maria gewußt, daß mit dem Complot zu ihrer Befreiung auch ein Attentat auf das Leben der Königin verbunden gewesen und daß somit auch dieses von ihr gebilligt worden. Mit dieser Schuldfrage verhält es sich ebenso wie bei der Ermordung Darnley's; die innere Wahr-

scheinlichkeit, die Macht der Leidenschaft, der Charakter der Zeit sprechen in beiden Fällen für Mitschuld und Mitwissenschaft.

Das Unternehmen verrathen.

Wer weiß, welchen Erfolg diese conspiratorische Unternehmung verwegener und fanatischer Gesellen gehabt hätte, wäre nicht die Regierung bereits im Besitze des Geheimnisses gewesen. Die katholische Propaganda zählte zu viele Mitglieder, als daß nicht einzelne Verschworne aus verschiedenen mehr oder weniger ehrenhaften Motiven hätten abtrünnig werden und sich auf die gegnerische Seite ziehen lassen sollen. Es war dem thätigen und listigen Walsingham gelungen, einen katholischen Parteimann zu gewinnen, dessen Vergangenheit und Familie der Emigration die sicherste Bürgschaft für seine Treue und Hingebung an die Sache Maria's und der Religion zu geben schien — Gilbert Gifford. Ein Zögling der Schule von Rheims, ein Vertrauter Morgans und Allens, war er in alle papistischen Complotte eingeweiht, auch Babington und seine Bande setzten nicht das geringste Mißtrauen in ihn; die wichtigsten Briefschaften wurden seinen Händen zur Beförderung anvertraut. Seine zahlreichen Verbindungen in Staffordshire, wo seine Familie zu Haus war, machten ihn besonders geeignet, als Vermittler zwischen Maria Stuart und den Verschwornen zu dienen. Durch diesen Gifford, den Walsingham heimlich in seine Dienste zog, kamen alle Briefe von und für Maria, die ein anderer geheimer Verräther, Philipps, zu entziffern verstand, zur Kenntniß der Regierung, ehe sie abgeliefert wurden.

Maria's Briefschaften weggenommen und die Verschwornen hingerichtet. 1586. Aug.

Während Maria mit Spannung dem Tage ihrer Befreiung entgegensah, wurden die Verschwornen Babington, Ballard, Savage, Tichbourne und einige andere ihrer Genossen in den Tower gebracht und dem Gerichte übergeben. Sie selbst ritt mit Paulet in den Jagdpark; da nahten Bewaffnete; sie glaubte, es seien ihre Befreier und war hoch erfreut; aber es waren Diener der Polizei, welche sie in ein nahes Schloß brachten, indeß man ihre Gemächer zu Chartley durchsuchte, alle Schriftstücke wegnahm, ihre Secretäre Nau und Curle entführte. Eine angstvolle Aufregung ergriff alle Gemüther: man sprach bereits von der Landung einer feindlichen Flotte; die Hafenorte wurden rasch in Vertheidigungsstand gesetzt, die Mannschaften zusammengezogen, mehrere hundert Katholiken in Gewahrsam gebracht. Täglich hielt der geheime Rath in Windsor Sitzung; in Elisabeths Seele kämpften die widersprechendsten Gefühle und Vorsätze; nach langem Erwägen gab sie Befehl, daß Maria nach Schloß Fotheringay in Northamptonshire gebracht und strenge überwacht werde. Die Gerichtsverhandlungen über die Verschwornen gingen rasch zu Ende. Die Beweise ihrer Schuld waren so offenkundig, daß sie selbst ihre verbrecherischen Absichten eingestanden. Sie bekannten, daß ihnen die Ermordung einer vom Papst gebannten Fürstin als eine verdienstvolle That dargestellt worden, daß sie rechtgläubige Katholiken und Streiter ihrer Kirche seien. Sie wurden alle an den Galgen geknüpft und dann geviertheilt.

Sept.

Jetzt trat die Frage an die Glieder des geheimen Raths heran, wie man gegen Maria Stuart verfahren solle. Ihre Schreiber Nau und Curle gestanden, daß sie alle Briefe, auch die an Babington, genau nach den Angaben ihrer Gebieterin verfaßt und daß diese Alles vor der Absendung durchgelesen. Zunächst stand zu befürchten, daß von Edinburg aus Einsprache gegen gewaltsame Maßregeln erhoben werden möchte. Aber hier war seit Kurzem ein Umschwung eingetreten, der diese Befürchtungen zerstreute. Mit Hülfe des schottischen Gesandten Gray, bei welchem der Ehrgeiz mächtiger war als die bisher zur Schau getragene Hinneigung zum Katholicismus und zu den Guisen, war es dem englischen Cabinet gelungen, den Sturz des lasterhaften, gewissenlosen und habsüchtigen Günstlings Arran und die Herstellung der flüchtigen oder verbannten schottischen Edelleute in ihre Ehrenrechte zu erwirken. Mit ihrer Rückkehr kam das politische Uebergewicht wieder an die protestantisch-englische Partei. Der bisherige allmächtige Günstling, der das Glück der Waffen versuchte, mußte besiegt vom Schauplatz abtreten und beschloß seine Tage in Dunkelheit, verachtet und vergessen. Jacob aber, eitel, launisch und voll Vorurtheile, schloß nun rasch Freundschaft und Bündniß mit England und überließ die Mutter ihrem Schicksale. Der Prozeß gegen Maria eingeleitet.

Wie schon früher bemerkt, hatte Jacob in seinem Herzen niemals Liebe für seine Mutter empfunden: sie war ihm von Jugend auf als die Mörderin seines Vaters, als die Feindin der reinen apostolischen Kirche geschildert worden; die Spuren von Theilnahme und Sympathie, welche sich hie und da gezeigt, waren durch die letzten Eindrücke verwischt worden: sie hatte ihm Vorwürfe gemacht, daß er sich so lieblos und undankbar gegen sie erweise, sie hatte ihm scharf vorgehalten, daß die schottische Krone ihr gebühre, daß Alles, was er sei und besitze, nur von ihr herrühre; es war ihm kein Geheimniß geblieben, daß sie die Absicht ausgesprochen, den König von Spanien zum Erben des Reichs einzusetzen, falls er nicht dem reformirten Glauben entsage. Diese Stimmung des schottischen Königs benutzte man in London, um das gelockerte Band zwischen den stammverwandten Nachbarreichen wieder fester zu knüpfen. Der gewandte Staatsmann Eduard Wotton ging als Gesandter nach Edinburg, wo er bald zu Gunst und Ansehen gelangte. Er bot dem König im Namen seiner Gebieterin ein Jahrgeld von 5000 Pf. St. an, überbrachte ihm die Versicherung des Parlaments, daß die Verurtheilung seiner Mutter seinen Rechten keinen Abbruch thun solle und eröffnete ihm die Aussicht, daß Elisabeth ihn zu ihrem Erben und Nachfolger einsetzen würde. Natürlich müsse er diese Huld und Gnade durch Hingebung an England, durch Förderung der englischen Interessen und Politik sich verdienen und bewahren. Von dieser Seite war somit kein unüberwindlicher Widerstand zu erwarten, wenn man das englische Gesetz auch gegen Maria Stuart anwandte. Jacobs Haltung.

8. Die Katastrophe in Fotheringay.

Aus den Briefen und Aktenstücken, die man aus den Gemächern und Schränken der schottischen Königin weggenommen hatte, gewann man Anhaltspunkte genug zu einer gerichtlichen Anklage kraft des Parlamentsstatuts vom J. 1584. Es fragte sich nur, ob bei ihrer Stellung als fremde unabhängige Königin dieses Gesetz auf sie anwendbar sei. Allein die Staatsräthe und Rechts-

gelehrten, die mit der Prüfung dieser Vorfrage beauftragt waren, entschieden für die Anwendung, da Maria, von ihrem Volke der Krone beraubt und zur Flucht gezwungen, nicht mehr als souveräne Fürstin angesehen werden könne und den Gesetzen des Landes, wo sie ihren Aufenthalt genommen, unterworfen sei. In Folge dieser Entscheidung wurde ein Sonder-Gerichtshof niedergesetzt, bestehend aus zweiundvierzig der angesehensten Lords, Staatsbeamten und Richter, unter dem Vorsitze des Reichskanzlers Lord Burghley. Derselbe eröffnete im Spätherbst des Jahres 1586 in dem altehrwürdigen hochgelegenen Schlosse Fotheringay seine Sitzungen.

Verhör und Urtheil. Anfangs weigerte sich Maria, das Tribunal anzuerkennen und vor demselben Rede und Antwort zu geben; als ihr aber verkündet wurde, daß man in diesem Falle genöthigt wäre, in Absentiam gegen sie zu verfahren, willigte sie ein, jedoch mit der Verwahrung, daß sie dadurch nichts von dem Rechte einer freien Fürstin vergebe. In der Zahl ihrer Richter sah sie so manchen Edelmann ihres Glaubens, so manchen, der in früheren Jahren ihr Versicherungen seiner Treue und Anhänglichkeit gegeben, daß sie ein günstiges Urtheil erwarten zu dürfen glaubte. Sie hatte ja schon so oft erfahren, welchen Eindruck ihre Persönlichkeit, ihre Grazie, ihr gewinnendes Wesen auf alle hervorbrachte, die in ihre Nähe kamen. Niemand außer Knox hatte dem Zauber ihrer Gegenwart widerstanden. Sollte sie nicht auch jetzt hoffen, durch ihr Auftreten, durch ihren Verstand und ihre Rednergabe, durch die Würde und Majestät ihrer Erscheinung und durch die Macht ihres tragischen Geschickes auf die Phantasie und die ritterlichen Gefühle der Magnaten eine überwältigende Wirkung hervorzubringen? Und sicherlich waren Viele in der Zahl ihrer Richter, die sie gerne freigesprochen hätten. Aber wer wollte es wagen gegenüber den Beweisstücken und der nationalen Stimmung zu ihren Gunsten zu sprechen? Diejenigen am wenigsten, die mit ihr früher in Verbindung gestanden und nun fürchteten, wenn sie Sympathien verriethen, selbst auf die Anklagebank gewiesen zu werden. Bei dem Verhöre gab Maria das Meiste zu, das man ihr zum Vorwurf machte, nur daß sie jemals einen Mordversuch gegen die Königin gebilligt, leugnete sie standhaft. Sie verlangte, daß man ihre Secretäre in ihrer Gegenwart verhöre. Das Gericht machte dagegen geltend, ein Umsturz der öffentlichen Dinge in England, wie ihn Maria nach ihrem eigenen Zugeständniß zu bewirken getrachtet, sei nicht möglich gewesen, ohne dabei die Königin in ihrer Regierung wie in ihrem Leben zu gefährden. Die Confrontirung der beiden Schreiber wurde verweigert. Nach längerer Ueberlegung gaben die Lords ihr Urtheil dahin ab, daß sich Maria Stuart des Verbrechens schuldig gemacht, auf welches das 25. Okt. erwähnte Parlamentsstatut die Todesstrafe gesetzt habe.

Der Parlamentsbeschluß. Nov. 1586. Das Verdikt wurde dem am 8. November versammelten Parlamente zur Entscheidung vorgelegt. Dieses faßte nach Prüfung der Akten folgenden Beschluß: Da die Königin von Schottland die englische Krone als ihr rechtmäßig

zustehend betrachte, so würde sie nie von dem Versuche abstehen, das zu erlangen, was ihr nach ihrer Meinung ungesetzlich geraubt worden. Sie sei eine bösartige, leidenschaftliche Frau, die stets auf das Verderben Ihrer Majestät sinne, vom Gifte des Papismus angesteckt und brennend von Begierde, das Evangelium auszurotten. So lange sie lebe, würde die Königin nie in Sicherheit sein, und sollte diese getödtet werden, so würde der König von Spanien das Reich überfallen, die Nation würde die Sclavin von Fremden, das Kronrecht die Beute eines italienischen Priesters werden. Seit ihrer Ankunft in England habe Maria Stuart das Volk zur Untreue gegen die Herrscherin und die Religion des Landes zu verführen gesucht; Mitleid gegen sie sei Grausamkeit gegen alle loyalen Unterthanen. Darum ersuche das Parlament die Königin, sie möge zur Erhaltung der Religion, zur Ruhe des Reiches und zur Sicherheit ihrer Person der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen, damit dem gerechten Urtheil die gerechte Strafe folge.

Elisabeth gerieth in große Unruhe und Aufregung. Selbst wenn sie, wie so vielfach behauptet ward, den Tod der Rivalin wünschte, wie viele Zweifel und Bedenken mußten dennoch in ihrer Seele aufsteigen! Sollte sie gestatten, daß das göttliche Fürstenrecht so schwer verletzt werde, daß Unterthanen über ein gekröntes Haupt ein Todesurtheil fälleten! Wie sehr mußte gerade ihr, welche die königliche Autorität stets so hoch hielt, ein solcher Gedanke widerstreben! Sie konnte zu keinem Entschluß kommen. Wenn Maria bereuen, um Verzeihung bitten und versprechen würde, sich in Zukunft ruhig zu verhalten, ließ sie sich wiederholt vernehmen, so möchte dieselbe immerhin leben. Sie ersuchte das Parlament, „einen andern Ausweg zu finden". Man könne ja der Verurtheilten das Recht auf die Krone feierlich absprechen, und für Hochverrath erklären, ein solches ferner geltend zu machen; man könne sie in lebenslänglicher Haft halten und jeden Versuch sie zu befreien, mit Todesstrafe bedrohen. Das Parlament meinte, alle diese Auskunftsmittel böten keine Garantie für die Ruhe und Sicherheit des Reichs: solche Gesetze und Maßregeln würden weder auf Maria noch auf das Ausland Eindruck machen. Nur durch ihren Tod könne künftigen Verschwörungen und Rebellionen vorgebeugt werden. Die Feindin schonen, heiße die getreuen Unterthanen verderben; ein gerechtes Strafgericht sei Gott wohlgefällig.

Elisabeth und das Parlament.

Wochen und Monate vergingen, ohne daß Elisabeth zu einer Entscheidung kommen konnte. In ihrer Brust kämpften die widersprechendsten Gefühle: sollte sie, wie Burghley und Walsingham riethen, wie die Nation in ihrer überwiegenden Mehrheit wünschte, dem Gerichte seinen Lauf lassen; sollte sie den Vorstellungen der auswärtigen Mächte, insbesondere der verwandten Könige von Frankreich und Schottland, Gehör geben? Eine quälende Unruhe wühlte in ihrer Seele.

Unschlüssigkeit der Königin.

Die Stimmen des Auslandes zwar machten keinen sehr tiefen Eindruck: sie wußte, daß Heinrich III., der einen eigenen Gesandten, Bellièvre, nach London schickte,

mehr aus Furcht vor den Guisen und den Papisten handelte als aus eigener Ueberzeugung; und wie es in Edinburg stand, haben wir schon früher angedeutet. Jacobs Gesandter, Gray, gab den Ministern unter der Hand zu verstehen, daß sein Herr durch Erhöhung der Jahrgelder und durch gesetzliche Anerkennung seines englischen Thronrechts leicht beschwichtigt werden könne. Wohl regten sich wieder die katholischen Edelleute in Schottland, wie Huntley und Maxwell, um durch innere Aufstände und eine gleichzeitige spanische Invasion das bedrohte Leben Maria's zu retten; aber die englisch-protestantische Partei hatte die Oberhand und die presbyterianischen Prediger eiferten im Geiste des Reformators Knox wider die papistische Fürstin, die Mörderin und Ehebrecherin. Und wenn auch Jacob selbst aus äußeren Rücksichten und Anstandsgefühl sich für die Mutter verwendete, das Schreckbild einer Restitution war ihm fürchterlicher als die Hinrichtung.

Unter dem Einfluß der Ereignisse, die damals auf dem Continente sich zutrugen und die religiösen Gefühle mächtig aufregten, erhielt die populare 6. December 1586. Stimmung mehr und mehr Gewicht: die Königin ließ am 6. December das Urtheil des Gerichtshofes und den Antrag des Parlaments öffentlich bekannt machen, ein Schritt, der in London mit Zeichen der Freude und des Volksjubels aufgenommen ward. Doch noch immer verschwand die Unschlüssigkeit nicht aus ihrer Seele: noch einmal ließ sie der Verurtheilten die Bedingungen ihrer Begnadigung anbieten. Allein Maria war eben so standhaft als Elisabeth unschlüssig. Mit dem fürstlichen Selbstbewußtsein, das sie nie verleugnete, wies sie jedes Reue- und Schuldbekenntniß, jedes Zeichen von Selbsterniedrigung von sich: lieber wolle sie als Märtyrerin sterben. Sie mochte wohl im Stillen des Glaubens leben, die Königin werde das Todesurtheil schließlich doch nicht zu vollstrecken wagen.

Das Todesurtheil unterschrieben. Wer weiß, wie lange die Krisis noch gedauert hätte, wäre Elisabeth nicht durch neue Impulse und durch die Volksstimme vorwärts getrieben worden! Es verbreitete sich das Gerücht, es sei ein neuer Mordanschlag entdeckt worden, in den der französische Gesandte, Graf Aubespine de Chateauneuf, ein Anhänger der Guisen, verflochten sei. Einer seiner Diener habe mit einem Papisten, den er aus dem Schuldgefängniß losgekauft, die Verabredung getroffen, daß er das Schlafgemach der Königin durch eine Pulverexplosion in die Luft sprenge. So wenig dieses angebliche Complot begründet sein mochte, es diente dazu, die argwöhnischen Gemüther mit neuen Schreckbildern zu füllen: das Schicksal Darnley's war noch nicht vergessen. Zugleich erscholl die Nachricht, daß die Städte Deventer und Zütphen von den englischen Befehlshabern den Spaniern übergeben worden seien. Ueberall sah das Volk papistische Verrätherei und forderte das Opfer der Rache. Auch Elisabeth neigte mehr und mehr auf diese Seite: „Ich nähre die Schlange, die mich vergiftet“, rief sie aus, „um sie zu retten würden sie mir das Leben genommen haben: soll ich mich zur Beute für jeden 1. Febr. 1587. Bösewicht hergeben?“ Am 1. Febr. hatte sie in Greenwich ein Gespräch mit dem Lord-Admiral Howard; er sagte ihr, daß das Land auf eine Entscheidung

bringe. Da ließ sie den Secretär Davison rufen, unterzeichnete das schon seit einiger Zeit ausgefertigte Todesurtheil mit fester Hand und gab es ihm wieder zurück, damit er das Reichssiegel darauf drücken lasse; dann solle er vor der Vollziehung nochmals ihren Willen einholen. So geschah es gewöhnlich.

Nun stiegen wieder neue Bedenken in Elisabeth auf: sie hielt den Tod der Gegnerin für nothwendig, scheute aber die Verantwortlichkeit; Tag und Nacht schwebte ihr das Bild der Hinrichtung vor der Seele. Wie sehr hätte sie gewünscht, daß eine dienstfertige Hand durch heimliche Vollziehung des Richterspruchs ihr die Nothwendigkeit der letzten Entscheidung ersparen möchte: Die Fassung des Associationsvertrags konnte einen solchen Ausweg rechtfertigen. Und in der That erhielt Sir Amyas Paulet einen derartigen Wink; aber der gerade ehrliche Puritaner wies eine solche Anmuthung mit Entrüstung zurück. Da fand Burghley einen Ausweg. Nach einer Berathung mit mehreren Mitgliedern des Councils, darunter Leicester, Walsingham, Howard und Davison selbst, beschloß er den Richterspruch vollstrecken zu lassen, ohne die letzte Autorisation der Königin einzuholen. So glaubte er am besten in ihrem Sinne zu handeln. Hatte sie doch selbst gesagt, als sie das unterschriebene Todesurtheil dem Secretär zurückgab, „sie wolle, daß dieser unglücksel'gen Sache nicht mehr gedacht werde". Die Lords Shrewsbury und Kent erhielten den Auftrag, die Hinrichtung in Fotheringay vollziehen zu lassen. Die Königin der Schotten vernahm die Mittheilung mit großer Bewegung; aber sie faßte sich bald und gewann ihre ganze Seelenstärke wieder. Am 8. Februar alten Stiles stieg Maria Stuart in schwarzem Sammetkleid, ein elfenbeinernes Crucifix in der Hand in majestätischer Würde und Haltung aus ihrem Gemache in denselben Schloßsaal, wo die Gerichtssitzungen gehalten worden waren und empfing den Todesstreich im neunzehnten Jahre ihrer Gefangenschaft, im fünfundvierzigsten ihres Lebens. Ihr Haar war grau geworden, aber sie wußte es künstlich zu verbergen. Sie starb standhaft und treu ihrem Glauben, in den fürstlichen und religiösen Ideen, in denen sie gelebt hatte.

Neue Bedenken und gewaltsame Lösung.

8. (18.) Febr. 1587.

In London empfing man die Kunde von dem Tode Maria Stuarts mit Jubel; man läutete die Glocken und zündete Freudenfeuer an; die Bürgerschaft athmete auf von den Befürchtungen einer inneren Rebellion, die dem äußeren Feinde die Hand reichen würde. Elisabeth aber war tief bewegt; sie vergoß Thränen und brach in zornige Klagen aus, daß ihr geheimer Rath gegen ihren Befehl das Todesurtheil habe vollziehen lassen. Burghley lag längere Zeit unter dem Banne ihrer Ungnade; Davison wurde in den Tower geworfen und durch ein parteiisches Sondergericht zum Verlust seines Vermögens und zu Gefangenschaft von unbestimmter Dauer verurtheilt, weil er das Schriftstück aus seinen Händen gegeben. Damit glaubte Elisabeth die Welt zu überzeugen, daß sie den Tod der Rivalin nicht gewollt habe, daß das tragische Ereigniß in Fotheringay das Werk allzudienstfertiger Diener gewesen.

Elisabeths Haltung.

Beurtheilung ihres Betragens. Es lag im Charakter der Königin, bei allen wichtigen Entscheidungen die Verantwortlichkeit auf Andere zu laden; auch wo die Minister in ihrem Sinne handelten, suchte sie den Schein zu wahren, als sei der Entschluß nicht von ihr ausgegangen. Die Räthe ihres Cabinets kannten diese Scheu ihrer Gebieterin, das letzte Wort zu sprechen, den direkten Befehl zu ertheilen; wenn sie dieselbe nun von der Nothwendigkeit befreiten, wider Natur und Neigung die Entscheidung zu treffen, glaubten sie ihren Willen zu errathen, sich ihren Dank zu verdienen. Daß Elisabeth dieses grausame Spiel auch in dem größten geschichtlichen Momente ihrer Regierung anwandte, daß sie äußerlich zu verabscheuen schien, was sie doch im Grunde ihres Herzens billigte, ja wünschte, hat in dem Urtheil der Nachwelt auf ihren Charakter einen dunkeln Schatten geworfen. Wenn die Menschheit schon durch einen natürlichen Zug geneigt ist, dem Unglücklichen und Schwachen sich mit Theilnahme zuzuwenden, die Ursachen und Verschuldung, welche die Katastrophe herbeiführten, in milderem Lichte zu betrachten; wie viel mehr mußte die Vergleichung zwischen dem versteckten, zuzückhaltenden, fast heimtückischen Wesen, womit Elisabeth den Todesstreich verhängte und dem standhaften offenen Muthe, womit Maria denselben ertrug, die Wagschale zum Nachtheile der mächtigen Inselkönigin sinken lassen. Von welchen Gefühlen und Gedanken Elisabeths Innere in diesen schicksalschweren Stunden erfüllt war, wie weit ihre äußere Betrübniß mit ihrer wahren Seelenstimmung in Uebereinstimmung oder in Widerspruch stand, wie viel persönliche Leidenschaft und weibliche Rivalität der Staatsraison zu Hülfe kam, wird keine historische Forschung je mit unzweifelhafter Gewißheit darzuthun vermögen. Nur dem Dichter ist es vergönnt, aus den zerstreuten Zügen und Andeutungen mit schöpferischer Phantasie ein psychologisches Charakterbild zu erschaffen, dem das Gepräge subjektiver Wahrheit innewohnt. In dem historischen Drama Schillers ist diese Wechselbeziehung und Verbindung verschiedenartiger Motive und Seelenzustände vollzogen worden; und man darf wohl sagen, daß der Gesammteindruck der Dichtung mit dem Gesammturtheil der Geschichte, wie es sich bei der Nachwelt festgesetzt hat, nicht im Widerspruch steht.

König Jacob von Schottland. Juli 1586. Vor Allem war Elisabeth bemüht, den König von Schottland, mit dem sie im vorhergehenden Jahr zu Berwick ein Bündniß zu Schutz und Trutz geschlossen, zu überzeugen, daß die Hinrichtung seiner Mutter gegen ihren Willen geschehen sei. Jacob setzte wenig Glauben in die Entschuldigung und äußerte großen Unwillen. Aber es war nicht so ernst gemeint: „der König konnte seine innere Befriedigung nicht bergen", sagt ein zeitgenössischer Schriftsteller, „obwohl er nach Außen traurig schien". Elisabeth hatte ein sicheres Mittel, ihn fügsam zu machen — die unbestimmte Erbfolge in England. Es gelang dem englischen Gesandten ohne große Mühe, jede feindliche Demonstration niederzuhalten. Jacob nahm das dargebotene Sühnegeld von 2000 L. St. für das vergossene Blut der Mutter und — schwieg. Aus Rücksichten des Anstandes verwies er dann seinen Gesandten Gray, weil er das Bluturtheil von Fotheringay nicht zu verhindern gesucht, des Landes.

4. Die unüberwindliche Armada.

Vor ihrem Tode hatte Maria Stuart durch einen treuen Diener einen kostbaren Diamant an Philipp II. gesandt und ihm sagen lassen, er möge den beabsichtigten Kriegszug gegen England nicht aufgeben. Es hätte dieser Aufmunterung kaum bedurft, um den spanischen König zum energischen Angriff gegen das ketzerische Inselland und seine feindselige Beherrscherin anzuspornen. Schon seit Jahren war zur See ein versteckter Krieg geführt worden; wie oft hatten in den westlichen Meeren englische und spanische Piratenschiffe auf einander Jagd gemacht, Waaren und Menschen geraubt! Die Regierungen konnten die Feindseligkeiten ignoriren, da die Schiffe meistens von Privatpersonen oder Handelsgesellschaften ausgerüstet wurden und von einem Seerecht in jenen Tagen keine Rede sein konnte. Als dann England mit den Niederlanden einen Kriegsbund einging, nahmen die Feindseligkeiten einen schärferen Charakter und weitere Dimensionen an. Kühne Seefahrer, wie Sir Francis Drake und Sir Walter Raleigh, segelten in den atlantischen Ocean, landeten auf Santo Domingo und in Cartagena, auf der Landenge von Panama, auf dem nordamerikanischen Küstenlande. Es kümmerte sie wenig, daß vor einem Jahrhundert der heilige Vater in Rom die neuentdeckte Welt den Spaniern und Portugiesen zugetheilt hatte; für England war diese Autorität erloschen. Sir Francis Drake (geb. 1545 zu Tavistock in Devonshire), der in Verbindung mit dem Piratenhauptmann und Sclavenhändler John Hawkins sich um die Verbreitung der Kartoffelpflanze in Europa verdient machte (IX, 692), folgte den Spuren der alten Entdecker und Weltmeerfahrer in den beiden Erdhälften, von dem heißen Wunsch beseelt, englische Fahrzeuge den stillen Ocean, den er von der Höhe von Panama erschaute, durchsegeln zu sehen; und Walter Raleigh (geb. 1552), der die Welt in der Wirklichkeit und in ihrer geschichtlichen Vergangenheit zu durchforschen bestrebt war, landete von der Cheasapeake-Bay aus auf dem nordamerikanischen Continente und gründete unter der indianischen Bevölkerung des Küstengebiets, das er der jungfräulichen Königin zu Ehren Virginia nannte, die erste britische Ansiedelung, geringe Anfänge einer künftigen großartigen Kolonietätigkeit. *Versteckter Krieg und Rivalität zur See.*

Es sind bei allen diesen Fahrten und Kämpfen zur See viele Gewaltthaten gegen Leben und Eigenthum ausgeübt worden; denn in jenen Tagen war die Menschenbrust von einer dichten Hülle umgeben, unter welcher die Leidenschaften und Triebe einer rauhen Natur ungebändigt walteten: aber neben diesen ungebändigten Naturtrieben lagen zwei geistige Mächte verborgen, welche die Impulse zu großen Unternehmungen, zu schöpferischer Staatenbildung gaben, ein vaterländisches und nationales Hochgefühl und das Bewußtsein des religiösen Gegensatzes zu der romanischen Welt. Auf dem jungfräulichen Boden Virginiens wurden die Keime germanischer Eigenartigkeit und protestantischer Lebensanschauung eingesenkt. In den rauhen Herzen jener britischen Seefahrer, welche *Nationaler Aufschwung Englands.*

meistens auf eigene Hand in das transatlantische Pflanzungsgebiet der Spanier eindrangen, welche die aus Indien zurückkehrenden Galeeren bis in die eigenen Seehäfen verfolgten und selbst in Cadix spanische Handelsschiffe wegführten und die Flotte beschädigten, lag eine Ahnung, daß für das englische Volk eine große Zukunft im Anbruch sei. Die spanisch-katholische Welt durch eine britisch-protestantische Schöpfung zu durchbrechen und zu zersetzen, war das Ziel und der feste Wille jener kühnen Männer. Seitdem die religiösen Kämpfe und Wandlungen durch die Uniformitätsakte ihren Abschluß gefunden, war in dem englischen Volke das Bewußtsein der Nationalität, des vaterländischen Gemeinsinnes erwacht, hatte die Einsicht Wurzel geschlagen, daß eine neue Aera heranbreche, gegründet auf Schiffahrt, Handel, Gewerbthätigkeit; daß die Zeit der Feudalität und Priesterhierarchie vorüber sei, daß die Zukunft des britischen Staats auf der Entwickelung und Befestigung der reformatorischen und maritimen Kräfte beruhe. Darum hatten die katholischen Lords mit ihren reactionären Umsturzplänen so geringen Erfolg; darum fand der kühne Schlag in Fotheringay, wodurch den Wühlereien und den agitatorischen Umtrieben der papistisch-jesuitischen Propaganda durch eine entscheidende That ein Ende gemacht wurde, so ungetheilte Zustimmung bei den bürgerlichen und popularen Volkselementen. Und dieses neuerwachte Nationalgefühl sollte jetzt einen neuen Impuls erhalten, die neue Zeit der reformatorischen und volkswirthschaftlichen Ideen sollte im Kampfe mit der gewaltigsten Gegenmacht ihre Feuerprobe bestehen. Wie wenig verstand König Philipp II. die ethischen Kräfte eines von Begeisterung für neue Prinzipien und Lebensziele erfüllten Volkes, als er den lange verschobenen Krieg wider England zu unternehmen beschloß.

Die Weltlage. Von dieser idealen Macht abgesehen, war allerdings die Weltlage der Art, daß der stolze Autokrat in Madrid wohl denken konnte, jetzt sei der günstige Moment zur Durchführung seiner Herrscherpläne, zur Gründung eines katholisch-absolutistischen Universalreiches im westlichen Europa herangekommen. Portugal unterworfen, Frankreich von einer religiös-dynastischen Revolution zerfleischt und Philipps Weisungen gehorchend, die Niederlande zum größten Theil wieder unter die spanische Herrschaft zurückgeführt, die Nordstaaten von Alexander Farnese bedroht; sollte nun nicht auch England in ein Clientelverhältniß zu der spanischen Krone gebracht werden können, wie Philipp und die Guisen es mit Frankreich beabsichtigten? Auch der habsburgische Monarch hatte ideale Kräfte zu seinem Beistand: die ganze katholische Welt dürstete nach Rache für das vergossene Blut der schottischen Glaubensheldin; der mächtige und kühne Papst Sixtus V. kam diesem Gefühle der Entrüstung entgegen, indem er nicht nur aufs Neue die Excommunication über Elisabeth aussprach, sie für abgesetzt erklärte und ihre Unterthanen vom Eide der Treue entband, sondern auch Jedermann aufforderte, dem König von Spanien und dem Herzog von Parma alle Hülfe zu leisten. Dabei ließ es der heilige Vater nicht bewenden: er schloß mit

Philipp einen Vertrag, worin er sich zur Zahlung von Subsidiengeldern für den bevorstehenden Krieg verpflichtete, der König dagegen versprach, die englische Krone, auf die er ohnedies auf Grund der Blutsverwandtschaft und weil Maria Stuart ihn zum Erben eingesetzt, die nächsten Anrechte zu haben behauptete, von dem römischen Stuhl zu Lehen zu tragen. Auf diese Weise gedachte Sixtus V. mit der Herstellung der kirchlichen Autorität auch die Erneuerung der alten Oberlehnsherrlichkeit des Pontificats über England zu erreichen.

Papst Sixtus V. hatte in Sant-Angelo mehr Schätze angehäuft, als irgend ein anderer europäischer Fürst aufzuweisen hatte. Die aus Rom herfließenden Geldsummen setzten daher den König in Stand, die Rüstungen in den Hafenstädten Lissabon und Cadix im größten Umfang zu betreiben. Wie jubelten die Papisten, daß nun endlich „das große Unternehmen" vor sich gehen sollte. „Mit dem Schwerte des Herrn und Gideons", schrieb Allen an Philipp, „mit welchem du den Türken zermalmt und über deine Rebellen triumphirt hast, wirst du auch die englischen Ketzer und das verruchte, Gott und den Menschen verhaßte Weib züchtigen und zurückführen unsere edle Nation zu ihrer alten Glorie und Freiheit". Er sah schon im Geiste den Tag herannahen, an dem er, zum Kardinal und Erzbischof von Canterbury ernannt, den neuen Monarchen krönen würde. Ein von ihm und Parsons verfaßtes Manifest forderte alle englischen Katholiken auf, gegen die excommunicirte Königin, auf die alle erdenklichen Schmähungen und Lästerungen gehäuft waren, die Waffen zu ergreifen. — Der Schaden, den Francis Drake in Cadix angerichtet hatte, war wieder geheilt; mehr als 130 große Kriegsschiffe lagen vor Anker, mit Mannschaft, Kriegsbedarf und allem Nöthigen vortrefflich ausgerüstet. Wie einst die Väter in den Maurenkriegen, so strömte jetzt die adelige Jugend voll religiöser Begeisterung herbei, um auf der großen Armada, die man stolz als die unüberwindliche bezeichnete, ihre Waffendienste der heiligen Sache des Glaubens zu weihen. Die Mannschaften und Geschwader waren nach den Völkern und Landschaften, die an der Expedition Theil nahmen, geordnet. Noch nie hatte man in den westlichen Meeren eine solche Seemacht erblickt. Auch in den Niederlanden herrschte große Bewegung: in den flandrischen und wallonischen Provinzen sah man auf allen Straßen Fußvolk und Reiter, die in den katholischen Ländern angeworben waren, nach der Küste ziehen, um die Operationen der Flotte zu unterstützen. In Antwerpen, Nieuwport und Dünkirchen wurden von hanseatischen und genuesischen Werkmeistern Transportschiffe erbaut. Mehrere fürstliche Freiwillige fanden sich aus Italien ein. In den Reihen der Ultramontanen war man der festen Zuversicht, daß England nach einem kurzen Kriege dem Angreifer als Beute zufallen mußte. Denn wie sollte ein Land, dessen Hafenorte wenig geschützt, dessen Heer und Flotte durch die Kargheit der Königin an Zahl und Ausrüstung so weit hinter dem Feinde zurückstanden, dessen Einwohner uneinig und durch religiöse Spaltung geschwächt seien, dem gewaltigen Andrang des mächtigsten Monarchen

Kriegseifer im katholischen Heerlager.

widerstehen können? Man war überzeugt, daß die Erscheinung der Armada in den britischen Gewässern das Signal zu einer allgemeinen katholischen Insurrection in Irland, Schottland und England geben würde. Es war der eifrigen Kriegspartei und selbst dem König gar nicht nach dem Sinne, daß die Unternehmung nicht schon im Spätherbst vor sich gehen sollte, daß die ernsten Vorstellungen des seekundigen Admirals Santa Cruz über die Gefahren, welche in der späten Jahreszeit von Stürmen, Nebeln und widrigen Winden über die Flotte hereinbrechen könnten, die Verschiebung des Feldzugs auf das nächste Jahr bewirkten; und man war froh, daß der bedächtige Greis, der seinen erworbenen Ruhm nicht durch ein so gewagtes Unternehmen aufs Spiel setzen wollte, während des Winters starb. Zu seinem Nachfolger ernannte Philipp den Herzog Medina Sidonia, der bei dem Ueberfall von Cadix sich tapfer gehalten hatte und der kriegerischen Ungeduld bereitwilliger Rechnung trug.

Patriotische Erhebung in England.

Diese Verzögerung kam dem Inselreiche zu statten. Während des Winters herrschte in den Hafenorten und auf den Werften eine wunderbare Rührigkeit. Kriegsschiffe wurden ausgerüstet und segelfertig gemacht; Städte und Handelsgesellschaften stellten zahlreiche Fahrzeuge; der Lordadmiral Howard von Effingham, die erfahrenen Seehelden Hawkins und Drake verstärkten die königliche Flotte mit ihren eigenen Galeeren; die Königin selbst erschien mit geringem Geleite im Lager von Tilbury, um den Eifer und den Muth der Seeleute und Krieger anzufeuern. Auch die katholischen Adelsfamilien, von der patriotischen Begeisterung fortgerissen, sandten ihre Söhne in den Kampf. Lord Mountague, ein Gegner der religiösen Neuerung, erklärte, daß er die Königin mit seinem Leben vertheidigen werde, sei es gegen König oder Papst. Es ging ein Gefühl durch die Nation, daß eine neue Aera hereinbreche; wer hätte sich der Macht dieser Zeitströmung entziehen können? Während Norfolks Sohn, Lord Arundel, wegen hochverrätherischer Umtriebe im Tower schmachtete, stellte sich sein eigener Bruder mit andern Gliedern des Geschlechts dem Admiral zur Verfügung. Selbst Leicester, den seine Gönnerin zum Oberbefehlshaber der ganzen Kriegsmacht ernannte, wurde durch den patriotischen Aufschwung emporgehoben und zeigte mehr Muth und Verstand als jemals in seinem Leben. Wie in der alten Feudalzeit sah man den Landadel mit seinen Pächtern in geschlossenen Fähnlein ins Feld ziehen.

Die Fahrt nach dem Kanal Sommer. 1588.

In der zweiten Hälfte des Mai verließ die Armada den Hafen von Lissabon; es war ein ungünstiger Sommer, so daß sie erst im Juli aus dem biscayischen Meerbusen nach dem Kanal segeln konnte. Wie thurmhohe Häuser fuhren die Galeonen über die See: die strengste Mannszucht wurde beobachtet: die große Menge von Priestern und Jesuiten, von papistischen Exulanten aus England, Schottland und Irland, von ultramontanen Heißspornen aus allen Ländern machte den Eindruck eines Kreuzzuges. In Madrid wurden in allen Kirchen vierzigtägige Gebete angeordnet und Prozessionen gehalten, um den

Segen des Himmels für den heiligen Krieg herabzuflehen. In dem Hafen von Margate sollte die spanische Flotte mit den bemannten Transportschiffen aus den Niederlanden sich vereinigen. Von dort aus wollte dann der Admiral Medina Sidonia in die Themse einfahren, während Alexander von Parma als Oberbefehlshaber aller Landtruppen gerade auf London losrücken würde. Auf der Höhe von Plymouth wurden die Geschwader von den schnellsegelnden Galeeren Howards umschwärmt; obwohl an Zahl um mehr als das Zweifache stärker, wich dennoch der spanische Flottenführer einer Schlacht aus, dem Kriegsplane getreu. Die Kühnheit und Gewandtheit der Engländer, die mit wunderbarer Kunst und Schnelligkeit die feindlichen Fahrzeuge umkreisten und beschossen und sogar ein großes Schiff wegführten, erregte die Bewunderung des Feindes. Doch gelang es dem englischen Admiral nicht, die Armada in ihrem Laufe zu hemmen; obwohl fortwährend umschwärmt und zu kleinen Seegefechten gedrängt, vermochte Medina Sidonia an Boulogne vorbei in die enge Straße von Calais einzulaufen.

31. Juli. 1588.

6. Aug.

Unfälle der Armada im Kanal.

Oestlich von dieser Seestadt gegen Dünkirchen zu ging der spanische Admiral vor Anker, denn die gegenüberliegende Küste war durch die gelenken britischen Fahrzeuge zu gut geschützt. Erst wenn Parma sich mit ihm vereinigt und ihm Geschütz von größerem Caliber zugeführt haben würde, konnte er die Landung wagen. Allein obwohl er zwei dringende Botschaften an den Herzog abgehen ließ, die erwartete Ankunft der niederländischen Fahrzeuge erfolgte nicht zu rechter Zeit; Alexander, mehr auf die Provinzen und seine eigenen Zwecke bedacht, wagte nicht, seine ungedeckten Transportschiffe der Gefahr eines Angriffs von Seiten der englischen Schnellsegler auszusetzen. Aber gerade auf dieses Zusammenwirken der beiden Streitmassen war der Kriegsplan berechnet; daß nun die Vereinigung nicht zu Stande kam, hatte das Scheitern des ganzen Unternehmens zur Folge. — Noch lag die große Armada in ihrer Stellung bei Calais vor Anker, das Eintreffen der niederländischen Hülfsmannschaft erwartend, als im englischen Kriegsrath ein Plan gefaßt ward, den Elisabeth selbst angegeben haben soll. In dunkler Mitternacht nämlich segelten acht Brander, wozu man die schlechtesten Schiffe ausgewählt, von Dover gegen die feindliche Flotte. Die spanischen Befehlshaber wurden von einem panischen Schrecken ergriffen und lichteten die Anker, um nicht vom Feuer erfaßt zu werden. Am andern Morgen, wenn die Gefahr vorüber wäre, wollten sie wieder ihre frühere Ordnung einnehmen. Allein die hochgehende Fluth trieb sie zu weit an das Land; als der Tag anbrach, lagen die Galeonen an der Küste von Gravelingen zerstreut umher; ein starker Südwest hatte sich erhoben und verhinderte die Rückkehr in die alte Stellung; manche saßen in Untiefen fest, andere wurden von dem schwellenden Wind weiter nach der Nordsee gejagt. Diesen Moment benutzten die englischen Anführer, um nach Corsarenart mit ihren lenksamen raschen Galeeren in die Lücken und Zwischenräume einzudringen, die Vereinigung der feindlichen

7—8. Aug.

Flotte zu verhindern und, unterstützt von den Holländern, die mächtigen Fahrzeuge, die von ihren Kanonen fast keinen Gebrauch machen konnten, einzeln anzugreifen, zu schädigen, auf die Sandbänke von Zeeland zu jagen. Manche wurden erbeutet oder versanken; andere vermochten sich nicht vom Platz zu bewegen; mehrere der angesehensten Führer wurden getödtet oder gefangen, die Zahl der Umgekommenen betrug viertausend.

Die stürmische Rückfahrt

Ein einziger Tag hatte das Unternehmen, auf das die Blicke von ganz Europa gerichtet waren, vernichtet. Auch als der Wind umschlug und die noch unbeschädigten Schiffe wieder die hohe See erreichen konnten, war dennoch an eine Rückkehr in den Kanal nicht mehr zu denken. Mit Zustimmung des Kriegsraths beschloß Medina Sidonia, die Heimfahrt durch die Nordsee und über Irland zu nehmen. Aber auf dieser weiten Fahrt durch das unbekannte Nordmeer wurde die Flotte von schrecklichen Stürmen und Unfällen verfolgt; was den Brandern, den Feinden und den Untiefen des Kanals entgangen war, zerschellte großentheils an den Küsten der Hebriden und Shetlandsinseln oder an den Felsenriffen Irlands, so daß der gebeugte Admiral die stolze „unüberwindliche" Flotte in trümmerhaftem Zustande zurückbrachte, ohne daß sie etwas Namhaftes unternommen oder ausgeführt hätte. Die erfahrensten Seemänner der Halbinsel, die Valdez, Recalde, Monçada, Oquendo, da Leyva waren dahingegangen.

Scheitern des Unternehmens.

Es war ein verhängißvoller Schlag. Das erkannte auch Philipp, als er, wie erzählt wird, den zitternden Admiral mit den Worten beruhigte, „er habe ihn gegen Menschen, nicht gegen Stürme und Klippen gesandt". Er gedachte die Expedition mit kleineren Galeeren zu wiederholen; die Glaubenswuth und der Racenhaß der Castilianer forderten dringend die Züchtigung des ketzerischen Volkes und seiner mit dem Fluche der Kirche beladenen Gebieterin. Aber es ist uns bekannt, wie sehr die revolutionären Zustände Frankreichs in der nächsten Zeit den spanischen Monarchen beschäftigten. Auch hier hatte er wieder den Verdruß, die Inselkönigin mit seinen Gegnern verbunden zu sehen: durch Englands Geld, Schiffe und Kriegsmannschaft wurde Heinrich von Bourbon in Stand gesetzt, die spanisch-guisardische Macht erfolgreich zu bekriegen. Zugleich dauerte Englands Kriegsbund mit Holland fort. Wir werden im nächsten Abschnitt erfahren, wie sehr durch den Untergang der spanischen Seemacht die Gründung der batavischen Republik gefördert wurde. Mit Recht durften die Holländer auf einer Denkmünze aussprechen: „der Sturmhauch Gottes hat sie zerstreut".

Englands Aufschwung.

Am meisten gewann England durch das Fehlschlagen des „großen Unternehmens", das auf den Ruin seines Staats- und Religionswesens abgesehen war: von der Zeit an trat die großbritanische Nation als ebenbürtige Rivalin zur See der spanischen Marine gegenüber. Mehr und mehr ging die Herrschaft auf den Meeren der alten und der neuen Welt und in den beiden Indien von den katholisch-romanischen Völkern auf die protestantisch-germanischen über:

Holland und England wurden die Erben der Spanier und Portugiesen in den überseeischen Coloniegebieten. Eine Ahnung dieser zukünftigen Größe durchdrang die Gemüther, als die Flotte und ihre kühnen und opferbereiten Führer aus dem Nordmeer in die Themse zurückkehrten: Wie wenig auch die sparsame Königin geneigt war, die erlittenen Leiden, Drangsale und Verluste der von der Verfolgung heimkehrenden Seefahrer großmüthig zu belohnen; als sie an der Seite Leicesters auf weißem Zelter, den Marschallstab in der Hand, im Triumphgepränge durch die Straßen ihrer Hauptstadt ritt, wurde sie mit Jubel und freudigen Zurufen empfangen. Ein Strom von vaterländischer Begeisterung ging durch das Land. Admiral Howard, Francis Drake, John Hawkins und andere Helden hatten das Element entdeckt, auf dem Englands Macht und Ruhm aufgebaut werden mußte. Handel und Seefahrt, die Nerven der Nation, nahmen von nun an einen gewaltigen Aufschwung. Francis Drake, der gefeierte Weltumsegler, benutzte den Eindruck von der Niederlage der Armada in der Straße von Calais, um an den Spaniern im eigenen Lande Vergeltung zu üben: er vernichtete die in Coruña aufgehäuften Vorräthe, die wohl zu einer Erneuerung der Expedition dienen sollten; er drang in den Hafen von Cadix ein und besetzte sogar vorübergehend die Stadt selbst; wir wissen, daß er den portugiesischen Thronprätendenten Antonio nach Lissabon zurückführen wollte (S. 240); mehr als einmal hat er den spanischen Unterthanen in der neuen Welt Schrecken und Schaden zugefügt. Sir Walter Raleigh, „der geistige Ahnherr der Vereinigten Staaten von America", erkannte in den überseeischen Verbindungen und Ansiedelungen und in der Hebung der Industrie mittelst der eingewanderten Flandrer die Grundlage des Reichthums und der Macht der Nation. „Der Protestantismus und die Seemacht hatten ihre Proben zu gleicher Zeit bestanden. Mit beiden durfte es nun nicht wieder rückwärts gehen".

Der Triumph, den Graf Leicester an der Seite seiner Königin feierte, war seine letzte Ehre. Bald darauf ist er plötzlich gestorben, im vollen Genuß der Gunst seiner Gebieterin. Die Sage ging, er habe sich seiner zweiten Gemahlin, die er durch Vergiftung ihres Gatten, des Grafen Essex, einst gewonnen hatte, durch dasselbe Mittel entledigen wollen; diese aber sei ihm zuvorgekommen. Walsingham, der im geheimen Rath neben Burghley am meisten bei dem nationalen Aufschwung mitgewirkt hatte, überlebte den Grafen nicht gar lange. Von der Königin mit wenig Gunst und Großmuth behandelt, starb er auf einem ärmlichen Landgut in großer Dürftigkeit.

Leicesters und Walsinghams Tod. Sept. 1588. Apr. 1590.

5. Die Zustände der drei Reiche während der letzten Regierungsjahre Elisabeths.

1. Confessionelle Kämpfe in England.

Nationaler Antagonismus gegen Spanien.

Der neueste englische Geschichtschreiber J. A. Froude schließt sein sechsbändiges Werk über die Regierung Elisabeths mit dem Untergang der Armada, weil damit die politisch-religiöse Umgestaltung Englands, die mit Wolsey's Fall

begonnen, ihr Ziel erreicht habe. Der große reformatorische Kampf über die Suprematie in Kirche und Staat sei damit für immer zu Gunsten der Krone und der nationalen Unabhängigkeit entschieden worden. Von der Zeit an war die Trennung von Rom und die Herrschaft der anglicanisch-episcopalen Kirchenform in England eine vollendete Thatsache; der Krieg gegen Spanien und den Ultramontanismus war nicht länger ein Vertheidigungskrieg; die englische Regierung ging nunmehr zum Angriff über, indem sie den Kampf gegen Spanien zur See fortsetzte, wenn auch mehr in der alten Gestalt eines Corsarenkrieges, in Frankreich und in den Niederlanden der spanischen Politik mit ihren katholisch-absolutistischen Tendenzen feindlich entgegentrat und zugleich im Innern die widerstrebenden Elemente niederhielt und zur Unterwerfung unter das königliche Staatskirchenthum zu bringen suchte. Noch einmal wurde durch eine kühne Kriegsthat, wobei der jugendliche Held Graf Essex, der Sohn von Leicesters zweiter Gemahlin aus ihrer ersten Ehe, sich durch Muth und Tapferkeit vor
1596. Allen hervorthat, die spanische Flotte im Hafen von Cadix überfallen und schwer beschädigt, und in Westindien und an den Küsten America's fügten die englischen Freibeuter mit ihren Raubschiffen den Colonien wie den Handelsflotten und Silbergaleonen manche empfindliche Verluste zu. Selbst als Heinrich IV., der Verbündete Elisabeths, seinen Frieden mit Philipp II. machte, setzte es der Führer der Kriegspartei, Graf Essex, gegen den besonneneren Burghley durch, daß England fern blieb. Am 4. August 1598 ging der große Staatsmann, welcher vierzig Jahre lang an der Spitze der öffentlichen Geschäfte gestanden und dem in erster Linie die Blüthe, Macht und Unabhängigkeit des Inselreiches zu danken war, aus der Welt, bewundert und geehrt wegen seines rechtschaffenen Charakters, seines klaren Verstandes und seiner unermüdlichen Thätigkeit. Aus Dankbarkeit gegen den treuen Diener, welcher sein ganzes Leben der Königin und dem Vaterlande mit so voller Hingebung gewidmet, erhob Elisabeth seinen jüngeren Sohn, Robert Cecil, wenngleich dem Vater an Geistesgaben und besonnenem Urtheil nachstehend, zu ihrem Geheimschreiber und übertrug ihm die
13. Sept. 1598. wichtigsten Staatsgeschäfte. Sechs Wochen später starb König Philipp II. Aber auch unter dem Nachfolger kämpften englisch-holländische Truppen gegen die spanische Regierung in Flandern und Brabant. Erst mit dem Tode der Königin milderte sich der Gegensatz; aber in der englischen Nation dauerte die Antipathie gegen Spanien und den Papismus noch lange ungeschwächt fort.

Bestrafung der Papisten. Die Armada-Expedition war ein Krieg der romanisch-katholischen Welt gegen das abtrünnige England: hätte sich der Sieg auf ihre Seite gewendet, so wäre in dem Inselreich eine Reaction versucht worden wie unser Maria Tudor. Es lag nunmehr in dem natürlichen Gange menschlicher Dinge, daß von dem Schlage, der die Armada fällte, auch der gesammte Papismus in England getroffen ward. Bei der feindlichen Haltung des Pontificats in diesem Entscheidungskampfe konnten die Anerkennung der päpstlichen Autorität und die Treue

und Loyalität gegen die Königin nicht länger neben einander bestehen; Romanismus und Nationalgefühl erschienen als unvereinbare Gegensätze, es konnte nur als Fiction, als Selbsttäuschung oder als Heuchelei gelten, wenn behauptet ward, ein gläubiger Katholik könne zugleich ein getreuer Unterthan der Regierung sein. Es war daher natürlich, daß strengere Maßregeln gegen den Papismus ergriffen wurden; daß man der Thätigkeit der ausgewanderten Engländer, für welche nun auch noch in Spanien und in den Niederlanden Collegien oder Seminarien gegründet wurden, in Valladolid und Sevilla, in Löwen, Gent und anderwärts, mit schärferen Strafbestimmungen entgegentrat. Die Verbreitung feindseliger, aufreizender Flugschriften, die Beherbergung katholischer Priester und Jesuiten wurde mit Geldbußen, Gefängniß, Verbannung bedroht; die Correspondenz mit papistischen Agitatoren des Auslandes galt als Hochverrath, der briefliche Verkehr mit Kardinal Allen hatte für den katholischen Grafen Arundel im Tower das Todesurtheil vor den Peers zur Folge. In den Grafschaften wurden Listen angefertigt von solchen, welche dem Gottesdienst und Abendmahle nicht anwohnten und allen „Recusanten“ für diese Nichtbeachtung der Kirchenverordnung eine Geldsteuer auferlegt. Die Weigerung, den königlichen Supremat anzuerkennen, zog auch wohl Kerkerhaft und Tod über die Angeklagten herab. Katholische Historiker, wie Lingard, behaupten, daß über hundert Bekenner der römisch-katholischen Kirche, Priester und Laien, für ihren Glauben das Leben gelassen. Aber die Strafe traf nur die Uebertreter der Landesgesetze; den Gewissen, der religiösen Ueberzeugung, wurde keine Gewalt angethan. Wie betrübend immer für den in einer humaneren Zeit Lebenden der Zwang erscheinen wird, womit die geistige und religiöse Freiheit des Einzelnen unter den Bann einer staatskirchlichen Uniformität gelegt wird, so war doch das englische Kirchenregiment unter Elisabeth immer noch ein großer Fortschritt im Vergleich zu dem Glaubensterrorismus der Inquisitionsstaaten.

Aber nicht blos gegen Römlinge und Papisten wurde die anglikanische Episcopalkirche seit der Armada strenger und verfolgungssüchtiger, auch die Puritaner hatten unter dem Druck der Hochkirche zu leiden. So sehr auch Elisabeths ganze Natur den demokratischen auf individueller und gemeindlicher Selbstbestimmung ruhenden Grundsätzen der Genfer Kirche widerstrebte, so wurde doch die reformatorische Parteirichtung, welche die englische Kirche von den ihr noch anhaftenden Schlacken des Papismus und „Götzendienstes“ gründlich reinigen wollte, lange mit Nachsicht behandelt, namentlich als nach dem hochkirchlichen Parker († 1575) der gemäßigte Grindal († 1583) den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury bestieg. Bekannten sich doch so aufrichtige Männer wie John Fox, der Martyrologe, u. a., welche zur Zeit der blutigen Maria so treu zu der Tochter Anna Boleyns gehalten, zu diesen Ansichten. Sie bekämpften ja nicht die Glaubenslehren oder den kirchlichen Supremat der Königin, sondern zunächst nur einige Aeußerlichkeiten des öffentlichen Cultus, wie farbige Priesterkleidung, Kniebeugen, verschiedene liturgische Gebräuche, die noch stark an die papistische Zeit erinnerten und bei dem Volke irrige Vorstellungen erwecken konnten. Der Puritanismus war eine durchgreifendere Richtung innerhalb der Staatskirche, welche Die Puritaner.

die englische Reformation im Geiste des festländischen Protestantismus ausbilden wollte, ein reformatorischer Gegensatz zu der stricten Observanz der symbolischen Bücher und der vorgeschriebenen Kirchenform. Selbst mehrere Glieder des geheimen Rathes, wie Leicester, Knollys, Bacon u. A. waren für Duldung und Nachsicht. Aber Parker, zugleich Hierarch und Höfling, drang auf strenge Durchführung der Uniformitätsgesetze in allen Einzelheiten und gab dadurch Veranlassung zu einer Separation. Viele Geistlichen, welche die „Ueberreste des papistischen Götzendienstes" nicht dulden und anwenden wollten, wurden ihrer Stellen entsetzt.

Separation seit 1567. Sie sammelten die Gleichgesinnten um sich und hielten, da ihnen die Kirchen verweigert wurden, ihre religiösen Zusammenkünfte in Privathäusern. Von der Zeit an schärften sich die Gegensätze zwischen den hochkirchlichen Episcopalen und den Anhängern calvinistischer Reinigungsideen, und neben den papistischen Recusanten gab es nun auch reformirte „Dissenters", die sich der Staatskirche nicht „conformiren" wollten. Die nächste Folge der Separation war ein heftiger Krieg auf dem Gebiete der Wissenschaft, der apologetischen und polemischen Literatur, wobei Religion und Humanität wenig gefördert wurden, aber die Begriffe von Kirche und Staat, von Recht und Gesetz, von Gewissensfreiheit und Geisteszwang, von obrigkeitlicher Gewalt und individueller Willensäußerung zu voller Entwickelung kamen. Kirchen- und Staatsverfassung, Kirchenrecht und Staatsrecht erhielten daher in England die vollendetste und schärfste Ausbildung.

Cartwright 1535—1603. Seitdem Thom. Cartwright, ein Vorkämpfer gegen die hierarchischen Ordnungen der anglikanischen Kirche von der Universität Oxford ausgestoßen ward (1570), trat die prinzipielle Verschiedenheit zwischen beiden Systemen immer mehr zu Tage. Die Ausbildung des presbyterianischen Kirchenwesens in Schottland, der unter den Religionskriegen Frankreichs erstarkende militärische Geist des Hugenottenthums, die Freiheitskämpfe der calvinistischen Holländer, alle diese Erscheinungen wirkten auf die Entwickelung und Erstarkung des Puritanismus. Er trat mehr und mehr in Opposition gegen das Episcopalsystem, das zu derselben Zeit auch in Schottland bekämpft ward. Gleich ihren Gesinnungsgenossen in dem nördlichen Nachbarlande gaben sich auch die englischen Puritaner eine Presbyterial- und Synodalverfassung auf Grund des Gemeindeprinzips, richteten einen einfachen Gottesdienst ein ohne Beiziehung von Kunst und Poesie und stellten eine Kirchenzucht auf, der jede irdische Freude Sünde war. Die Bedrückung und Verfolgung, welche die Puritaner unter dem Primas Whitgift und seinen Nachfolgern durch die geistlichen Gerichtshöfe und die „hohe Commission" (X, 873) zu erleiden hatten, machten sie herber und finsterer; aber ihre Sittenstrenge und Ueberzeugungskraft verschafften ihnen im Lauf der Jahre immer größere Verbreitung und Bedeutung. Der Puritanismus war die erste laute Protestation gegen ein Kirchenregiment, das mehr und mehr in die Tendenzen der römischen Curie und Hierarchie einlenkte und das religiöse Bewußtsein in die Schranken einer vorgeschriebenen Conformität zwingen, unter das Joch eines königlichen Oberkirchenregiments beugen wollte, das mit den Inquisitionshöfen des Festlandes manche Aehnlichkeit hatte.

Brownisten oder Independenten. Aus dem Schooße der puritanischen Opposition ging in den achtziger Jahren eine andere kirchliche Anschauungsweise hervor, welche auf dem Grundsatz der freien religiösen Selbstbestimmung beruhend in der Folge eine bedeutende Entwickelung und welthistorische Mission erlangte, die Congregation der Brownisten oder, wie sie in ihrer reformirten Gestalt hieß, der Independenten, eine Religionsgenossenschaft, deren Ansichten und Tendenzen dem herrschenden Kirchenregimente so gefährlich schienen, daß schon im J. 1583 zwei Bekenner mit dem Tode bestraft wurden.

Von der Ansicht ausgehend, daß jede vorgeschriebene und gebotene Kirchenform, dem religiösen Bewußtsein und der Glaubensfreiheit Gewalt anthue, verwarfen die Brownisten nicht blos das Episkopalsystem mit der bischöflichen Jurisdiction, sondern sie erklärten sich auch gegen die Synodalverfassung der Presbyterianer und gegen jede äußerliche Uniformität und gelangten so zu jenem demokratisch-republikanischen „Freiwilligkeitsprinzip", das in der Folge in Nordamerika zur Geltung kam. Nach den Grundsätzen Browns und seiner Anhänger ist jede kirchliche Gemeinde eine selbständige unabhängige Religionsgesellschaft. Die Gesammtheit der christlichen „Brüder", die sich gewöhnlich an einem bestimmten Orte zu gottesdienstlichen Handlungen versammelt, bildet einen kirchlichen Gesellschaftskörper, worin alle Glieder gleiche Rechte besitzen und die sich selbst regiert und nach Stimmenmehrheit ihre kirchlichen Angelegenheiten ordnet und festsetzt. Die „Brüderschaft" besitzt die Macht, Glieder zuzulassen und auszuschließen und entscheidet über alle Controversen. Sie wählt aus ihrer Mitte gewisse Kirchenvorsteher, die das Lehr- und Predigtamt führen, die Sakramente verwalten und alle kirchlichen Handlungen verrichten, ohne einen besonderen Priesterstand zu bilden oder durch wissenschaftliche Vorbereitung sich zu ihrem Berufe ausgebildet zu haben. Auch können sie durch Beschluß der Gemeinde wieder des Lehramts enthoben und mit den übrigen „Brüdern" in eine Reihe gestellt werden. Wenn die Zahl der Glieder (sagt Neal in der Geschichte der Puritaner) für einen Ort zu groß wurde, so theilte sich die Kirche und wählte neue Vorsteher, beide lebten dann als Schwesterkirchen neben einander und reichten sich die Hand der „Genossenschaft". Keine Kirche hat Jurisdiktion oder eine Autorität über die andere; nur wenn die Glieder einer oder der andern Gemeinde ein unordentliches Leben führen oder die Grundwahrheiten der Religion verlassen, steht jeder Kirche das Recht zu, die Verirrten durch Rath und Ermahnung zurecht zu weisen; würden sie diese nicht annehmen, so sollten sie verstoßen und nicht mehr als christliche Kirche anerkannt werden. Die Rechte und Befugnisse der Kirchenvorsteher waren auf die engen Grenzen der eigenen Gemeinde beschränkt; der Pastor der einen Kirche durfte in keiner andern die Sakramente reichen. Sie verwarfen alle vorgeschriebenen Gebetsformen; in ihren gottesdienstlichen Versammlungen hatte jeder Bruder das Recht, öffentlich zu sprechen und zu ermahnen, und es war üblich, daß nach der Predigt Einige aus der Gemeinde Fragen stellten und daß dann über die vorgetragenen Lehren allgemeine Besprechungen stattfanden; hinsichtlich der kirchlichen Censuren waren sie für eine gänzliche Trennung des geistlichen und weltlichen Schwertes. Nach der Lehrmeinung der Brownisten bildete also jede Kirchengemeinde eine selbständige Religionsgemeinschaft, die für ihr kirchliches Leben weder Klassen noch Convocationen, weder Synoden noch Concilien verantwortlich und von jeder geistlichen Jurisdiktion unabhängig (independent) war.

2. Königthum und Presbyterianismus in Schottland.

Papistische Anstrengungen in Schottland.

Auch auf Schottland wirkte der englisch-spanische Krieg und der Ausgang der Armada zurück. Es wurde erwähnt, wie sehr man in Madrid auf den Beistand des nördlichen Nachbarlandes zählte. Man stellte dem König eine Heirath mit der Infantin in Aussicht; Lord Maxwell, Graf von Morton, stand in spanischem Solde, die nördlichen Barone, Huntley, Errol, Crawford u. A. rüsteten zum Krieg; ausgewanderte Priester und Jesuiten, wie Jacob Gordon, aus dem mächtigen Adelsgeschlechte, dem auch der Graf von Huntley, sein Neffe, angehörte, wie der verschlagene Edmund Hay, wie John Dury, Jacob Seaton, Crichton und mehrere Andere, durchstreiften das Land, um Sympathieen für den spanischen Rachezug zu erwecken. Zum letzten Male, aber mit großer Energie

und starker Unterstützung von Außen erhob der Romanismus in Schottland sein Haupt, um die Schöpfung von Knox zu vernichten. Wie hoch das reformirte Volk die Gefahr anschlug, erkennt man aus der energischen Gegenwehr. Wie in den Tagen der Väter wurde ein evangelischer Bund (Covenant) geschlossen zur Erhaltung der reinen Christenlehre und zur Unterdrückung alles Papismus und aller Abgötterei. Die Verbündeten gelobten einander brüderliche Liebe und Eintracht. Mit Fasten und Beten flehte man den Beistand des Himmels an. Diesem nationalen Impulse wagte Jacob nicht zu widerstehen, zumal da ihm von England aus neue Zusicherungen in Betreff der Erbfolge und der Jahrgelder zugingen. Die katholische Schilderhebung wurde im Keime erstickt, die Emissäre Philipps und Parma's mußten das Land verlassen; mehrere gestrandete Fahrzeuge der Armada wurden die Beute der Schotten.

Auch bei dem Fortgange des Krieges behielt man in den spanisch-ultramontanen Kreisen Schottland im Auge. Ein Landfeldzug von Norden her schien leichter zu bewerkstelligen als eine Invasion zur See. Daher zogen fortwährend papistische Emissäre in den nördlichen Grafschaften umher, um durch Geld und Verführung Anhänger zu werben.

Jacobs Brautfahrt. 1589. 90. In dieser kritischen Zeit ging Jacob mehr als je mit dem presbyterianischen Volke Hand in Hand, obwohl ein neuer Günstling, Franz Stuart, ein unechter Abkömmling Jacobs V., den der König zum Grafen von Bothwell und zum Admiral erhoben, nach der andern Seite zog. Zu dieser Stärkung seines protestantischen Bewußtseins trug ohne Zweifel seine Verheirathung bei. Er wollte die älteste Tochter des Königs von Dänemark freien; allein es wurden ihm von Seiten Elisabeths, die eine Verbindung mit der Schwester Heinrichs von Bourbon empfahl, so viele Schwierigkeiten bereitet, daß sich die Sache zerschlug und die Königstochter ihre Hand dem Herzog von Braunschweig reichte. Nun warb Jacob um die jüngere Schwester, Anna. Die Verlobung ging vor sich und ein dänisches Schiff sollte die Braut nach Edinburg bringen. Wie sehnte sich der junge Fürst, den seine presbyterianische Geistlichkeit zur größten Enthaltsamkeit gezwungen, die Gemahlin zu umarmen! Aber die Abfahrt wurde durch widrige Winde verzögert; Anna sollte erst im nächsten Frühjahr nach Schottland übersegeln. Der König fürchtete, die Heirath möchte sich zum zweiten Male zerschlagen und faßte daher den Entschluß, die Braut in eigener Person abzuholen. 23. Nov. 1589. Noch im Herbst setzte er nach Norwegen über und feierte seine Hochzeit in Opslo. Die Heimfahrt war nicht mehr rathsam. Darum blieb der König den ganzen Winter in dem skandinavischen Lande, führte seine Gemahlin über die hohen Schneeberge und den Sund noch einmal nach Kronenburg und Kopenhagen zu Mai 1590. ihrer Mutter und kehrte dann mit ihr nach Edinburg zurück. Es war die einzige romantische That im Leben des sonst so pedantischen und unritterlichen Königs. Darum hat er auch stets mit Stolz und Freude auf dieselbe zurückgeblickt. Durch diese Vermählung kam Jacob mit mehreren protestantischen Für-

stengeschlechtern Deutschlands in verwandtschaftliche Verbindung; und wie oft auch noch die Versuchung eines spanisch-katholischen Bündnisses an ihn herantrat; seine Stellung war fortan auf der reformatorischen Seite. Die Krönung der Königin Anna wurde von den Geistlichen der Hauptstadt vollzogen.

Damals wurde die Organisation der schottischen Kirche im Geiste Melville's mit der Abstufung von Sessionen, Presbyterien, Provinzialsynode und Kirchenversammlung vollendet und das Bischofthum als unchristliche Einrichtung abgeschafft. Jacob pries die schottische Kirche als die reinste nach dem Worte Gottes und gab den standhaften Verfechter des Episcopats, Patric Adamson von St. Andrews, seinen presbyterianischen Widersachern preis.

Die katholischen Lords besiegt.

Aber die Parteisucht und der Hang zu tumultuarischen Ausbrüchen wurzelten zu tief in Schottland, als daß es bei den fortdauernden Umtrieben romanischer Emissäre einem so schwachen und so wenig geachteten Monarchen wie Jacob möglich gewesen wäre, einen dauernden Friedensstand zu begründen, Gesetz und Ordnung aufrecht zu halten. Wie oft haben noch die katholischen Lords der Hochlande in alter Weise die Waffen für Messe und Papstthum erhoben; wie oft ist Jacob wider sie zu Felde gezogen, um sich schließlich mit einer unsichern Zusage friedlichen Verhaltens abfinden zu lassen. Selbst sein Günstling Bothwell gesellte sich zu den Aufständischen und überfiel sogar einmal das Schloß Falkland, wo sich der König gerade aufhielt. Der Hammer, mit dem er an die Thür schlug, wurde zum Andenken dort befestigt. Man wollte Jacob gefangen nehmen, wie einst seine Mutter, und den Prinzen, den die Königin Anna im zweiten Jahr ihrer Ehe geboren, mit einer Regentschaft über das Land setzen. Ein hochländischer Clan, den Jacob gegen die rebellischen Grafen aufbot, wurde fast gänzlich aufgerieben. Der durch diesen Erfolg erhöhte Uebermuth der papistischen Lords nöthigte endlich den König, selbst wider sie ins Feld zu ziehen. Er erfocht einen entscheidenden Sieg: Strathbogie, der prächtige Sitz der Hunt- 1594.
leys, Slaines, das vornehmste Schloß der Errols, die festen Häuser der Angus wurden eingenommen und theilweise geschleift, die Barone selbst und Pater Gordon zur Flucht nach dem Auslande gezwungen.

Krone und Kanzel im Widerstreit.

Aber bei dem schwankenden und furchtsamen Charakter des Königs wurde der Sieg nicht verwerthet. Als die flüchtigen Lords im nächsten Frühjahr des Königs Gnade anriefen und Gehorsam gelobten, wurden sie wieder in ihre Güter und Rechte eingesetzt, ohne Beachtung des Kirchenbannes, den eine Synode über sie ausgesprochen 1595.
hatte. Nur der treulose Franz Stuart fand keine Nachsicht. Er starb in der Verbannung. Umsonst erhob die Geistlichkeit Widerspruch gegen ein so schwaches und zweideutiges Verfahren; Jacob, ohnehin im Herzen den demokratischen Presbyterianern abgeneigt, wagte aus Rücksicht für die englischen Katholiken nicht energisch gegen die Römischgesinnten aufzutreten. Denn noch immer war die englische Erbfolge in der Schwebe und eine zu entschiedene Parteinahme für die streng reformatorische Kirchenform konnte ihm dort nachtheilig sein. Ja unter der Hand ließ er von geheimen Agenten verbreiten, es könne wohl geschehen, daß er wie Heinrich IV. zur alten Kirche übertrete. Dieses hinterhaltige Benehmen des Königs reizte die schottischen Geistlichen;

sie führten auf der Kanzel und in den Versammlungen eine Sprache, wie einst Knox gegen Maria. Sie ernannten aus ihrer Mitte Commissäre, welche die Umtriebe der Papisten und das Einbringen aufreizender Schriften überwachen sollten. Robert Bruce, einer der angesehensten Prediger der Hauptstadt, sagte dem König ins Angesicht, er möge seine Wahl treffen, er könne nicht zugleich den Grafen von Huntley und Robert Bruce zum Freunde haben. Ein anderer ließ sich öffentlich vernehmen, das Schwert der Rache sei nicht weit von des Königs Seite. Wie stets in aufgeregten Zeiten, wurde im März 1596 ein neuer Bruderbund geschlossen und durch ein allgemeines Sündenbekenntniß, durch Fasten, Buße und Gelübde eingeweiht. Man untersuchte die Gebrechen und Nothstände in Kirche und Staat und fand, daß die Fortdauer der Abgötterei die Quelle aller Uebel sei: darum solle der König durch strenge Bestrafung der papistischen Lords den Zorn Jehova's sühnen. Vergebens wurde gegen die Bestrafung derselben eingewendet, sie könnten sich leicht wie Themistokles und Coriolan mit den Feinden des Vaterlandes verbinden; die Geistlichkeit, die einen dictatorischen Ausschuß zur Wahrung der kirchlichen Interessen aus ihrer Mitte aufgestellt, verlangte in scharfen Worten die Ausrottung alles Götzendienstes. Von den Kanzeln wurde das Volk in steter Aufregung gehalten. Ein Prediger, Black, fügte dem Gebet für die königliche Familie eine Verwahrung bei, und als er deshalb vor den geheimen Rath geladen ward, verwarf er jedes weltliche Gericht; in kirchlichen Dingen sei er nur seinen geistlichen Vorgesetzten Rechenschaft schuldig. Christus habe seiner Gemeinde die unmittelbare Gerichtsbarkeit und das freie Versammlungsrecht verliehen. Da verwies der König mit Zustimmung des geheimen Rathes den Prediger Black aus der Hauptstadt,
Nov. 1596. verbot den von den Presbyterien aufgestellten ständigen Ausschuß und ließ eine Verordnung wider Mißbrauch der Kanzel ausgehen. Dies war in den Augen der Presbyterianer der Anfang einer katholischen Reaction; es hieß, Huntley sei mit Bewaffneten in der Nähe; die Hauptstadt war in großer Aufregung.

Tumult in Edinburg. December 1596. Die Aufregung wurde noch vermehrt, als Robert Bruce der in einer Kirche versammelten Bürgerschaft die Gefahr schilderte, von welcher die reine Lehre und Disciplin bedroht sei und die Anwesenden aufforderte, durch Erhebung der Hände sich zur Vertheidigung des dermaligen Zustandes der Religion zu verpflichten. Nicht nur, daß man der Aufforderung mit Begeisterung nachkam: es wurde auch sofort eine Deputation nach dem Rathhause geschickt, wo der König gerade mit seinen Ministern eine Sitzung hielt, um die Entfernung einiger Räthe zu fordern. Ein Prediger las die Geschichte von Haman und Mordochai vor. Bei der Ankunft der Deputation zog sich Jacob rasch in ein anderes Gemach zurück und verschloß es. Mittlerweile aber war in der Stadt ein Tumult ausgebrochen: Stimmen riefen, „Schwert des Herrn und Gideon!" Unruhe und Aufruhr durchtobte die Straßen. Mit Mühe erreichte der König Holyroodhouse und begab sich am andern Tag nach Linlithgow. In Edinburg kam man bald zur Besinnung; dennoch setzten die Geistlichen durch, daß an den König die Bitte gerichtet wurde, er möge seine Räthe entfernen, die Commission wieder herstellen und die katholischen Lords des Landes verweisen.

Beschränkung der presbyt. Kirchenfreiheit. 1597. Jacob gerieth über diesen Eingriff in die Rechte der Krone in heftigen Zorn. Er sammelte die ihm ergebenen Edelleute und die Kriegsmannen aus den Grenzmarken um sich und kehrte am 1. Januar 1597 mit großem kriegerischen Geleite nach der Hauptstadt zurück, um das ungesetzliche Auftreten zu bestrafen. Die Prediger sollten verhaftet werden, entkamen aber durch die Flucht; der Magistrat mußte einen neuen Eid der Treue schwören und sich verpflichten, fortan keine Angriffe oder Schmähungen gegen den König, sein Haus und seine Räthe mehr auf der Kanzel zu dulden; die Wahl der städtischen Behörden und Geistlichen sollte der Genehmigung der Regierung unterliegen.

Man steigerte den tumultuarischen Auftritt zu Rebellion und Hochverrath, um die Macht des Königthums zu erhöhen. Besonders sollte die kirchliche Verfassung eine durchgreifende Umgestaltung erfahren. Zu dem Zweck wurde eine Reihe von Fragen über die Stellung des Königs zu dem äußeren Kirchenregiment, zu der gesetzgebenden Gewalt der Generalversammlung und zu der Ausübung des Predigtamtes und der Disciplin aufgestellt und verbreitet, welche auf der nach Perth berufenen National-synode entschieden werden sollten. Die strengen Presbyterianer klagen, daß mit dieser General-Assembly zu Perth die Freiheit und Jugendkraft der schottischen „Kirk" verschwunden sei. Der König bewirkte, daß die Geistlichen aus den nördlichen Grafschaften, welche an Bildung und Selbständigkeit weit zurückstanden, sich zahlreich einfanden. Diese wurden überredet, auf die Vorschläge des Königs einzugehen, die nur das Beste der Religion bezweckten; und da auch aus den südlichen Abgeordneten einige von der bisherigen Opposition abstanden, andere fern gehalten wurden, so erlangte Jacob den Triumph, daß aus der Mitte der Geistlichkeit selbst Gesetze und Reformen hervorgingen, wodurch ihm das Recht der Initiative in allen Dingen des äußeren Kirchenregiments, insbesondere die Einberufung der Generalsynode, und eine Mitwirkung bei der Einsetzung der Geistlichen in den größeren Städten, also eine Art Patronat eingeräumt und die Angriffe der Kanzel gegen König und Regierung untersagt wurden. Auf den beiden nächsten Versammlungen wurden die Befugnisse der Krone auf andern Gebieten der Verfassung und des Kirchenrechts noch vermehrt und zugleich die excommunicirten Lords auf Grund einer Erklärung, daß sie die schottische Kirche als die wahre betrachteten, von dem Banne befreit und als getreue Vasallen des Königs anerkannt.

Errichtung eines prot. Episcopats.

Wie oft hatte in früheren Jahren Jacob sich vor den scharfen Reden der Geistlichen gebeugt und den Aerger verwunden; jetzt hatte er sie fügsam zu seinen Füßen. Noch bewirkte er die Einsetzung einer ständigen Commission, die, von der Versammlung gewählt, aber von dem König abhängig, mit ihm für das Wohl der Religion und die Erhaltung des Friedens sorgen sollte. Diese sollte ihm den Weg bereiten zur Ausführung seiner Lieblingsidee, der Einführung protestantischer Bischöfe, welche die Kirche im Reichstag zu vertreten hätten, eine Idee, die für das Stuartsche Herrscherhaus die verhängnißvollsten Folgen haben sollte. Wie freute sich Jacob, als er es durchsetzte, daß die Generalsynode 1600.
ihm sechs angesehene Geistlichen vorschlug, aus denen er zwei als Bischöfe ernannte zur Wahrnehmung der kirchlichen Angelegenheiten. Damit ging die Jugendzeit der schottischen Kirche zu Ende, von der ein alter Schriftsteller sagt, daß sie gewesen sei „schön wie der Morgen, rein wie die Sonne, schrecklich wie ein Heer, das unter Einem Panier ins Gefecht geht".

3. Die Lage in Irland. Graf Essex und Elisabeths Ausgang.

Elisabeths Persönlichkeit und Regierung.

Es liegt nicht in der Ordnung der Natur, daß eine Nation von einer Frau regiert werde; England hat von dieser Ausnahme Vortheil gezogen: seine historische Stellung ist unter Elisabeth begründet worden. Sie selbst aber kann darum doch nicht zu den glücklichen Menschen gerechnet werden. Wir haben die Vielseitigkeit ihres Wesens, den Reichthum glänzender Eigenschaften in den obigen Blättern hinreichend kennen gelernt; aber zu einem harmonischen Zusammen-

wirken, zu einem Einklang von Willen und That haben sich diese Eigenschaften nicht zu vereinigen vermocht. Wenn unter ihrer langen Regierung das englische Volk zu einem großen Staatsleben gelangt ist, wenn der reformatorische Charakter der christlichen Kirche durch sie endgültig festgestellt wurde, wenn das parlamentarische Staatsleben zu einer gesicherten Existenz sich heranbildete und im Gegensatz zu den absolutistischen Gebilden der romanisch-katholischen Welt dem Inselreiche sein politisches, staatsrechtliches Gepräge aufdrückte; wenn der Mittelstand eine bedeutendere Stellung in den öffentlichen Angelegenheiten eroberte und Handel, Industrie und Marine zum Schwerpunkt und zur Basis des nationalen Gemeinwesens sich gestalteten; so kann man doch nicht behaupten, daß die Königin selbst mit klarem Bewußtsein und festem Willen allen diesen Zielpunkten nachgestrebt, immer die richtigen Wege dazu eingeschlagen hätte. Wir haben oft genug gesehen, wie sehr sie in ihren Entschlüssen und Willensäußerungen sich wandelbar und wankelmüthig zeigte, wie zögernd und ungenügend sie zur Ausführung dessen schritt, was sie doch als zweckmäßig und vortheilhaft für sich und den Staat erkannte, wie häufig sie die Wirkung durch halbe Maßregeln, durch unzulängliche Mittel schwächte und in ihren Erfolgen lähmte, wie undankbar und hartherzig sie sich oft gegen solche benahm, die sich aufrichtig und hingebend ihren Diensten gewidmet. Ihre Persönlichkeit bot den Feinden und Lästerern manche Blöße. Mögen auch die Gerüchte von ihren Liebesverhältnissen zu Leicester, zu Christoph Hatton, ihrem Vicekämmerer, zu diesem oder jenem wohlgestalteten Höfling nur verleumderische Nachreden gewesen sein; so hat sie sich doch manchmal bei der Wahl ihrer Umgebung, ihrer Vertrauten und Würdenträger durch Gunst und weibliche Laune leiten lassen. Es wurde schon erwähnt, daß sie gefallsüchtig und eitel war; diese Schwäche blieb ihr bis an das Ende ihrer Tage. Der Herrscherstolz, den sie von ihrem Vater geerbt, stieg mit den Erfolgen ihrer Regierung; in ihrem ganzen Auftreten prägte sich das hohe Selbstgefühl aus, von dem ihre Seele erfüllt war. Sie war der Schmeichelei zugänglich; sie bedurfte zu ihrer Zufriedenheit der Huldigungen; sie liebte es, im Glanz der Herrlichkeit sich zu zeigen, durch Schmuck und Prachtgewänder die Hofkreise zu überstrahlen, von den schönen Damen und galanten Herren ihrer Umgebung gepriesen und verehrt zu werden. Aber über diesen und andern Schwächen, die von den Gegnern und Verleumdern so sehr gerügt wurden, darf man die großen Eigenschaften nicht übersehen: sie hat sich in allen wichtigen Momenten der hohen Stellung würdig gezeigt, zu welcher das Schicksal sie emporgehoben hat: Im Bewußtsein ihrer Mission als Vorkämpferin der neuen Weltordnung gegenüber den mittelalterigen Gewalten des Papstthums und des Absolutismus hat sie standhaften Muth und Energie des Geistes bewährt, und wo es sich um die Interessen des Staats, um wichtige Entscheidungen handelte, hat sie die persönlichen Neigungen oder Antipathieen zu unterdrücken gewußt und in großartiger Selbstverleugnung sich auf einen höheren Standpunkt, zu allge-

meinen Ideen zu erheben vermocht; sie hat die Kraft besessen, die Elemente des Widerstreits, die sich so mächtig ihr entgegenthürmten, siegreich zu bestehen und zu überwinden.

Elisabeth und Essex.

Nicht blos für den englischen Staat bildete die Armada-Expedition einen Wendepunkt, sondern auch für Elisabeths inneres Leben. Der Tod des Grafen Leicester ging ihr sehr nahe; sie liebte den Umgang des Mannes, der ihr in höfischen ritterlichen Formen seine Huldigungen darbrachte, und der durch ihre Gnade sich nicht zur Ueberhebung, nicht zu Eigenmächtigkeiten fortreißen ließ. Der Verlust war ihr um so empfindlicher, als er in eine Periode fiel, da sich die Königin ihres Alters, ihres sinkenden Ansehens und Einflusses bewußt zu werden anfing. Mehr und mehr schieden die Männer, welche ihr in der Zeit der großen religiösen und politischen Kämpfe so thatkräftig zur Seite gestanden, aus dem Leben; der jüngere Nachwuchs hatte für die bejahrte erbenlose Monarchin nicht mehr das Interesse, nicht mehr die persönliche Hingebung wie die ältere Generation. Diese Wahrnehmung, daß sie mehr und mehr vereinsamt dastehe inmitten einer anders gewordenen Welt, daß ihr nur kalte Höflichkeit, erzwungene Huldigungen dargebracht würden, von denen das Herz unberührt sei, füllte sie mit Schwermuth und Trauer. Und nun geschah es, daß auch noch der letzte Mann, der durch seine anmuthvolle männliche Erscheinung, seine blühende Jugend, seine ritterlichen Sitten ihre Neigung gewann, durch seine offene dreiste Natur ihr Wohlgefallen erregte und durch sein hingebendes und loyales Wesen Theilnahme und Liebeswärme in ihrem Gemüthe erweckte, daß Robert Devereux, Graf von Essex, Leicesters Stiefsohn, theils durch das Eintreten unglücklicher Umstände, theils in Folge eigener Unbesonnenheit durch einen gewaltsamen Tod ihr entrissen ward. Wie verschieden war dieser neue Günstling von dem glatten, geschmeidigen Hofmanne, dem seine Mutter die Hand gereicht hatte! Essex war ein Kriegsmann von jugendlichem Ungestüm, den der Waffenruhm, den er vor Cadix und unter den Fahnen des französischen Königs Heinrich IV. gewonnen und die Gunst der Monarchin zum verwöhnten Kind des Glückes gemacht, der den höchsten Siegerpreis im Sturm zu erobern vermeinte. „Mit der Königin trat er in jenes seltsame Verhältniß, in welchem Gnade von der einen und Huldigung von der andern Seite die Farben gegenseitiger Neigung und selbst Leidenschaft annahmen.“ Elisabeth mochte den ritterlichen Edelmann, der sie mit allegorischen Darstellungen und scenischen Festspielen feierte und ihr bald schmeichelte, bald trotzte, gern in ihrer Nähe sehen, ihn wie eine mütterliche Freundin behandeln, seine Liebe erwiedern, seine Unarten bestrafen. Es wird erzählt, sie habe ihm einst in heftiger Aufwallung über seine unehrerbietige Haltung einen Schlag auf die Wange gegeben und er darauf an sein Schwert gegriffen, um solchen Schimpf zu rächen. In seinen Briefen hat er die Gebieterin bald mit überschwenglichen Schmeichelworten gepriesen, bald mit hämischem Spott sich über sie ausgelassen.

Irland unter englischer Zuchtruthe. Der Glückstern des Grafen von Essex erbleichte in Irland. Die englische Regierung vergaß es nicht, daß die katholische Insel in den Zeiten der Gefahr zu ihren Feinden gestanden. Dafür sollten die Ungetreuen gezüchtigt, Englands Herrschaft und Gesetzgebung fest begründet und die Reformation in allen Landschaften durchgeführt werden. Man berief sich auf Moses, der die cananitischen Völker auszurotten und ihr Land unter die Kinder Israels zu vertheilen gebot. Wie viele hochgestellte Beamten, unter ihnen auch der Dichter Spenser, haben sich durch Druck, Härte und Eigennutz verhaßt gemacht! Mit Blut und Verwüstung wurde die Herrschaft Englands aufgerichtet: alles Land der Rebellen ward als Eigenthum der Krone erklärt und theils Eingebornen, die sich gefügig und dienstwillig zeigten, in Lehn oder Pacht gegeben, theils englischen Ansiedlern, meistens Kriegern und Abenteurern, als Eigenthum zugewiesen; die Stammhäupter wurden ihrer Hoheitsrechte und ihrer überlieferten Autorität entkleidet; der Earl von Desmond, einer der mächtigsten Stammfürsten, ward erschlagen und sein Kopf auf der Londoner Brücke aufgepflanzt; der Priester Hurley, den der Papst zum Erzbischof von Dublin ernannt hatte, starb ohne Gericht und Urtheil am Galgen. Die Gesetze und Einrichtungen Englands sollten mit der Schärfe des Schwertes auch in Munster, Connaught und Ulster, den entlegeneren Landschaften, eingeführt werden; nicht blos die hohen Würden der Lord-Statthalter und Oberbefehlshaber, sondern auch die Verwaltungsämter und Richterstellen wurden nur an Engländer von Geburt verliehen. Die Gründung einer Universität in Dublin sollte der civilisatorischen Thätigkeit zur Stütze dienen.

Zunehmende Erbitterung. So lange John Perrot, ein energischer aber gerechter und umsichtiger Kriegs- und Staatsmann, an der Spitze der Regierung stand, hatte die neue Organisation, trotz ihres gewaltsamen Charakters, ihren Fortgang; als er aber abberufen und Fitzwilliam zu seinem Nachfolger ernannt ward, nahmen die Bedrückungen durch die englischen Beamten und Gutsherren immer mehr zu. Jede Widersetzlichkeit wurde für Hochverrath erklärt und mit neuen Gütereinziehungen bestraft, eine ergiebige Quelle für die Habgier. Eine verbitterte unzufriedene Stimmung bemächtigte sich der irischen Bevölkerung; Haß und Rachsucht überwanden die Furcht; der Papst und der König von Spanien nährten durch Emissäre den Unwillen und stellten Hülfe in Aussicht. Es fehlte nur an einem fähigen Führer, um einen neuen großen Aufruhr zu organisiren. Auch einen solchen sollte das irische Volk finden. Es war Hugh O'Neille, aus jenem alten Adelsgeschlechte, dem Heinrich VIII. zur Zeit der Umwandlung der Insel in ein Königreich die Grafenwürde von Tyrone verliehen hatte.

Empörung Tyrone's. Hugh O'Neille, der den Krieg in englischen Diensten gelernt hatte, erhob die Fahne der Empörung. Er ließ ein Manifest ausgehen, worin er die Irländer aufrief, „für Gott und unser armes Land" die Waffen zu erheben. Graf Tyrone war ein Mann von großen Gaben des Geistes und Charakters, wenn auch nicht frei von Härte und Willkür. Er trat als Vorkämpfer auf für die

alten Rechte und Einrichtungen der Insel und für den römisch-katholischen Glauben der Vorfahren. Der Papst begrüßte ihn als Fürst von Ulster; Priester und Jesuiten verbreiteten unter dem Volke den Glauben, daß durch ihn Irland von der Herrschaft der Ketzer und Bedrücker befreit werden würde; von Spanien wurde Hülfe verheißen. Der Aufstand hatte größeren Fortgang als alle früheren; mancher tapfere Mann, wie der riesenstarke Mac Guire, Fürst von Fermanagh, „ein Thurm in der Schlacht", wie der jugendliche O'Donnell, Fürst von Tirconnel, eine romantische Rittergestalt, stellte sich dem O'Neill zur Seite; bei Blackwater erlitten die Engländer eine empfindliche Niederlage; zwei Drittel Aug 1598. der Insel schlossen sich dem Häuptling an; das Werk der Eroberung und Unterwerfung mußte von Neuem begonnen werden. Jahrelang leistete Tyrone den englischen Heerführern erfolgreichen Widerstand; wenn die spanisch-romanische Kriegspolitik noch einmal zu einer Invasion schreiten sollte, so bot die aufrührerische Insel einen geeigneten Angriffspunkt.

Deshalb beschloß die Königin in Uebereinstimmung mit ihren Räthen eine Graf Essex nach Irland gesandt. 1599. größere Kriegsmacht zu Fuß und zu Roß auszurüsten, um der Empörung durch einen Hauptschlag Meister zu werden. Graf Essex wurde zum Anführer ausersehen. Er selbst wünschte den Oberbefehl gegen das unruhige, widerspenstige Inselvolk, mit dem schon sein Vater gekämpft hatte; sein Selbstvertrauen spiegelte ihm vor, er werde den erworbenen Kriegsruhm mit frischen Lorbeern mehren, er werde die Gunst der Königin, die bereits im Schwinden begriffen war, durch Siege und Erfolge im Feld in erhöhtem Maße zurückgewinnen. Noch mehr wünschten die Männer, die damals an der Spitze der Regierung standen, die Entfernung des hochfahrenden barschen Edelmannes, der so viel an ihnen und an der Kriegsweise in Irland zu tadeln hatte. Sie mochten voraussehen, daß die Natur und Beschaffenheit des Landes, die erbitterte Stimmung der Bevölkerung, die List und Verschlagenheit des Führers, dem zwar tapfern und unternehmenden aber der Verhältnisse unkundigen und mit wenig Besonnenheit und Ueberlegung handelnden Feldherrn unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten und ihn vollends in den Augen der Königin zu Falle bringen würde.

Die Berechnung traf ein. In London hatte Graf Essex immer behauptet, Essex und Graf Tyrone. man müsse den Häuptling in der nördlichen Gebirgslandschaft, in Ulster, angreifen, wo die Rebellion ihre Wurzeln habe, und nun wendete er sich zunächst nach Osten und Süden, nach Leinster und Munster, wo er wenig ausrichtete und die Kriegsvorräthe nutzlos vergeudet wurden. Erst als Gerüchte von einer beabsichtigten Landung der Spanier ihm zukamen, führte er sein Heer nach Norden, um Tyrone von der Verbindung mit dem auswärtigen Feinde abzuhalten. Aber welchen Eindruck mußte es in London machen, als man vernahm, Essex habe, statt den Rebellenfürsten zu züchtigen, mit demselben einen Waffenstillstand und einen der englischen Herrschaft wie der reformirten Kirche gleich nachtheiligen Vertrag abgeschlossen. Darnach sollten die alten Geschlechter, die

O'Neills, die Desmonds, die O'Donnels u. a. die Territorien zurückerhalten, die ihre Vorfahren besessen, die römisch-katholische Kirche und das Papstthum hergestellt, die Aemter und Richterstellen mit Eingebornen besetzt werden und das Heer zur Hälfte aus Irländern bestehen. Nur der Lordstatthalter sollte aus dem hohen Adel Englands gewählt werden und den Titel Vicekönig führen. Damit wären die Früchte einer mehr als hundertjährigen Anstrengung und Colonietätigkeit vernichtet worden. Und legte nicht der letzte Punkt den Verdacht nahe, Essex trachte nach diesem Posten, um sich im Einverständniß mit Tyrone, den er ehedem am Hofe gekannt und lieb gewonnen hatte, der irischen Königskrone zu bemächtigen, ja vielleicht in England selbst dereinst den Thron zu besteigen? Dem ehrgeizigen, von Stolz und Selbstgefühl erfüllten Grafen war ein solcher Plan wohl zuzutrauen. Die Königin weigerte sich, den Vertrag zu bestätigen. Da flog einmal der Gedanke durch seinen Kopf, er wolle mit dem Heer nach London ziehen, die Genehmigung erzwingen und sich dann auf die Spanier werfen. Von diesem abenteuerlichen, einem Empörungsversuch nahe verwandten Vorsatze wurde er jedoch abgebracht. Wie sehr auch das Heer ihm ergeben war, nimmermehr konnte er hoffen, daß dasselbe ihm soweit folgen würde.

Essex vor der Königin. 1599. In dieser Verlegenheit beschloß Essex bei der Gebieterin die Macht seiner Persönlichkeit einzusetzen: ohne um Urlaub nachzusuchen, übertrug er dem ritterlichen Charles Blunt, Lord Mountjoy, den Oberbefehl, verließ plötzlich die Insel und eilte mit kleinem Gefolge nach England. Im Reisegewand suchte er die Königin in ihrem Landsitz auf und überraschte sie im Schlafgemach, als sie noch mit dem Ordnen ihrer Haare beschäftigt war. Er warf sich auf die Knie; die alte Zärtlichkett erwachte in ihrem Herzen, sie reichte ihm die Hand zum Kusse; einige Stunden später durfte er sie noch einmal sehen. Aber mehr und mehr regte sich in ihr das Bewußtsein der Herrscherin; am Abend stellte sie den bisherigen Günstling unter die Aufsicht des Lord Siegelbewahrers. Noch sprach in ihrem Herzen eine Stimme für ihn: als er krank ward, schickte sie ihm Stärkungen, die sie mit eigener Hand bereitet. Allein sie glaubte es der Würde des Staats und des Königthums schuldig zu sein, sein Verhalten in Irland durch eine Commission von Peers untersuchen zu lassen. Nun war aber gerade damals eine große Parteiung unter den Staatsmännern und Lords in der Nähe des Thrones. Da Elisabeth über die Thronfolge stets tiefes Schweigen beobachtete, so suchten gar Manche für die Zukunft zu sorgen: die Einen hegten katholische Sympathien; war denn eine spanische Erbfolge außer dem Bereich der Möglichkeit? In einem Buche, das der Jesuit Parsons unter dem Namen Doleman herausgab, wurde nachgewiesen, daß die Infantin die legitime Thronerbin von England sei. Andere bekannten sich zu dem anglikanischen Kirchensystem, wie es sich im Laufe der Jahre befestigt hatte, Andere neigten zum Puritanismus. Lord Essex wie sein Stiefvater Leicester galten als Gönner der letzteren Glaubensrichtung; Cartwright hatte in ihnen stets Fürsprecher gefunden.

Unter diesen aufregenden Parteitendenzen konnte es nicht fehlen, daß der Königin allerlei Reden zugeflüstert wurden, welche ihren Argwohn wecken oder steigern mußten. Sie verhinderte nicht, daß die Peers in der Sternkammer ihr Urtheil dahin aussprachen, der Graf sei schuldig, alle seine Aemter und Würden zu verlieren, und, so lange es der Königin gefalle, als Gefangener in seinem Hause zu leben. Anfangs schien es, als ob sich der Lord in sein Schicksal finden wolle; er verhielt sich einige Zeit still und demüthig. Er mochte hoffen, daß ihn die Gnade der Herrscherin bald wieder erhöhen würde. Als dies aber nicht so rasch eintrat, wie seine ehrgeizige ungestüme Natur erwartete, ließ er sich zu unbesonnenen Plänen und Anschlägen fortreißen. Er hatte sich durch sein offenes, gerades Wesen viele Freunde und Anhänger gemacht; besonders hielt die Bürgerschaft zu ihm und bei dem Soldatenstand hatte er wegen seines ritterlichen Muthes und seiner Tapferkeit von jeher großes Ansehen genossen. Im Vertrauen auf diese Popularität in der Hauptstadt und auf die Ergebenheit alter Kriegsgefährten faßte er den verwegenen Entschluß, durch einen Staatsstreich das bestehende Regiment zu stürzen. Er hatte sich mit Lord Mountjoy, seinem Freunde und Nachfolger in Irland und mit einigen andern angesehenen Edelleuten in Verbindung gesetzt und mit dem Hof von Edinburg Unterhandlungen eingeleitet. Die Königin sollte in ihrem Palaste eingeschlossen und zur Aenderung ihres Ministeriums und zur Anerkennung der Successionsrechte des schottischen Königs genöthigt werden. Er glaubte, wenn er Elisabeth noch einmal von Angesicht zu Angesicht sehen könnte, würde es ihm leicht fallen, die alte Zuneigung wieder in ihr wach zu rufen und sie für sein Vorhaben zu gewinnen. Vor Allem sollte der Einfluß Robert Cecils gebrochen werden. Eines Morgens sah man mehrere Lords mit Volkshaufen nach Essexhouse ziehen. Die Königin schickte den Lord-Siegelbewahrer und einige andere Beamte ab, um nach der Ursache der verdächtigen Bewegung zu forschen. Diese ließ der Graf festnehmen und brach dann mit seinen bewaffneten Gefährten und einigen Kriegsknechten in die Straßen der Hauptstadt vor, die Bürger und die städtische Miliz zu den Waffen rufend. Das auffallende Beginnen erregte nur Erstaunen. Die Einwohner, anstatt sich ihm anzuschließen, zogen sich erschrocken in ihre Häuser zurück und sperrten die Thore. Und schon stellten sich königliche Truppen den Verwegenen entgegen und drängten sie zur Umkehr. Darauf wurde das Haus umstellt und der Graf mit seinem Anhange zur Ergebung auf Gnade und Ungnade gezwungen. Es war bei dem tollkühnen Unternehmen nicht auf einen Gewaltakt gegen die Königin selbst abgesehen; dennoch wurde Essex, von dem Gerichte kraft der neuen Gesetze über Rebellion des Hochverraths für schuldig erkannt, in einem Hofraume des Tower, dreiunddreißig Jahre alt, enthauptet. Wir haben gesehen, daß nicht lange nachher in Frankreich Marschall Biron im Hofe der Bastille zu Paris ein ähnliches Ende nahm (S. 491). Es war das letzte Hervortreten des eigenmächtigen unbotmäßigen Feudalismus gegenüber der absoluten Königsgewalt.

Essex' Aufruhr und Ende.

8. Febr. 1601.

25. Febr. 1601.

Tyrone zur Ergebung gezwungen

Essex' treuester Gefährte, Southampton, entging dem Tode, mußte jedoch noch längere Zeit im Gefängniß bleiben; Mountjoy aber, der Statthalter von Irland, sühnte die kleine Schuld, die er als Mitwissender von seines Freundes Unternehmen auf sich geladen, durch große Verdienste in Irland. Von einer Bestätigung des Vertrages mit Tyrone war nun keine Rede mehr und der Krieg hatte seinen Fortgang. Allein obwohl ein spanisches Geschwader landete und die Insurrection unterstützte und förderte, so trugen doch die englischen Waffen den Sieg davon. Die Spanier wurden zurückgeschlagen, und Tyrone, nach der blutigen Niederlage vor Kinsale in die Berge und Wälder von Ulster gedrängt und von Hungersnoth umgeben, sah sich zur vertragsweisen Unterwerfung gezwungen. Als man der Königin die frohe Nachricht überbrachte, daß die unbotmäßige Insel gebändigt sei und die Herrschaft Englands allenthalben anerkannt werde, lag die letzte Tudor im Sterben.

Jan. 1602.

Elisabeths Ausgang.

Elisabeth war stets eine lebensfrohe Frau gewesen; selbst in den schwierigsten Zeitlagen hat sie inneren Gleichmuth und Heiterkeit zu wahren gewußt; an ihrem Hofe fehlte es nicht an geselliger Unterhaltung; es ist bekannt genug, wie großes Wohlgefallen sie an Putz und Tanz hatte: noch im neunundsechzigsten Lebensjahr sah man sie mit dem Herzog von Nevers einen Hofball eröffnen. Aber seit dem Tode des Grafen von Essex trat eine Aenderung in ihrer Stimmung ein; es entging ihr nicht, daß die Londoner Bürgerschaft seitdem kalt und gleichgültig gegen sie war; sie selbst mochte oft von dem Gedanken gequält werden, daß man den Grafen zu schwer bestraft habe. Wenn sie bedachte, daß man schließlich doch mit dem irischen Rebellenhäuptling eine Uebereinkunft abschließen mußte, wenn sie wahrnahm, daß Robert Cecil und so mancher andere aus ihrer nächsten Umgebung mit dem schottischen König in geheimer Verbindung standen und ihr selbst nicht mehr die frühere Ehrfurcht und Hingebung erwiesen; sollte da nicht zuweilen Reue und Schwermuth ihre Seele beschleichen? Wer kennt nicht die romantische Sage, womit die Welt diese Wandlung in ihrer Stimmung, diese wachsende Unlust am Leben zu erklären gesucht!

In einer vertraulichen Stunde, so erzählte man sich, habe einst Essex über weibliche Wandelbarkeit geklagt; da habe ihm die Königin einen Ring gegeben mit dem Versprechen, wenn ihr derselbe vorgezeigt werde, so wolle sie ihm Gnade erweisen, was auch immer geschehen sein möge. Diesen Ring habe Essex in den Tagen seiner Bedrängniß der Gräfin von Nottingham gegeben, damit sie ihn der Königin überbringe; die Hofdame aber sei von ihrem Gemahl, einem Gegner des Grafen, daran verhindert und somit das Todesurtheil vollzogen worden. Bald darauf sei die Gräfin selbst von einer schweren Krankheit befallen worden, die sie dem Grabe zuführte; da habe sie der Gebieterin das Geheimniß verrathen; die Königin aber sei bei dem Anblick des Ringes von tieffstem Schmerz ergriffen worden und Kummer und Verzweiflung hätten das Ende ihrer Tage beschleunigt.

Die Königin im Sterben.

Diese Erzählung hat keine historische Unterlage, sie ist das Produkt der Phantasie, in den Hofkreisen entstanden und von Mund zu Mund fortgetragen. Aber so viel steht fest, daß Elisabeth um dieselbe Zeit, da vor zwei Jahren das Haupt des Lieblings im Towerhof unter dem Richtbeil blutete, ihr Gemüthsleben

von schmerzlichen Empfindungen, von Schwermuth und Trauer durchwühlt ward. Sie verbrachte Tage und Nächte in Thränen und Seufzern auf Kissen, womit der Fußboden überdeckt war, ohne zu sprechen, jede Arznei zurückweisend. Mit Mühe wurde sie zu Bette gebracht. Da ließ sie in einem Augenblick der Besinnung und der Theilnahme an der Welt einige Mitglieder ihres geheimen Rathes, darunter Robert Cecil, den Siegelbewahrer Egerton und den Großadmiral Howard, nunmehr Graf Nottingham, an ihre Seite rufen. In ihrer Gegenwart wurde das eifersüchtig bewahrte Geheimniß der Thronfolge enthüllt. Sie erklärte, daß der König von Schottland der Erbe ihrer Krone sein solle. So hat sie bis zum letzten Athemzuge die Kraft der Selbstverleugnung gegenüber dem Rechte und der Wohlfahrt des Staats bewährt. Unter den Gebeten des Erzbischofs Whitgift von Canterbury, der an ihrem Bette kniete, schied die letzte der Tudors am 24. März 1603 aus dem Leben, im siebenzigsten Jahre ihrer Geburt, im fünfundvierzigsten ihrer Regierung. „Nie hat es eine Fürstin gegeben, die einen welthistorischen Kampf unter größeren Gefahren und mit glücklicherem Erfolge bestanden hätte als die Königin Elisabeth. Mit der Selbständigkeit und Macht von England ist ihr Andenken untrennbar verbunden". Unter den großen Persönlichkeiten, welche das geschichtliche Leben jener gewaltigen Zeit bestimmten und beherrschten, hat keine eingreifender und einflußreicher gewirkt als die „jungfräuliche" Königin Elisabeth.

6. Shakespeare und die englische Literatur im Elisabethschen Zeitalter.

Literatur. Ueber Shakespeare ist unendlich viel geschrieben worden, besonders in England und noch mehr in Deutschland, wo ihn seit Lessing kein Historiker, Kritiker, Aesthetiker unbesprochen gelassen hat. Göthe und Schiller waren an ihm herangewachsen und haben die Zeitgenossen auf seine Größe hingewiesen. So wurde er unser Führer zu einer freien, modernen, vom französischen Vorbild emancipirten Kunst. Dann aber folgte das Zeitalter der Romantik, welches ihn gerade um desjenigen willen, worin jene beiden Genien ihm nicht gefolgt waren, über Beide hinaushob und im Cultus Shakespeare's sich von jeder bindenden Form lossprach. Hierher gehören die Beurtheilungen Shakespeare's von Friedrich Schlegel, August Wilhelm Schlegel und Tieck. Durch die treffliche Uebersetzung, welche die beiden Letztgenannten veranstalteten (neueste correcte Ausgabe von Ulrici, 12 Bde. Berlin 1867—71), ist der britische Dichter in Deutschland so eingebürgert, wie kaum mehr ein zweiter ausländischer Schriftsteller. Doch besitzen wir auch noch andere Uebersetzungen, unter welchen die von Bodenstedt, Freiligrath, O. Gildemeister, P. Heyse, H. Kurz, Wilbrandt, G. Herwegh, N. Delius gemeinsam unternommene Erwähnung verdient. Die eigentlich gelehrte Behandlung des Dichters und seiner Zeit beginnt mit Eschenburg: Ueber Sh. Zürich 1787, in England mit den Vorträgen Coleridge's aus den Jahren 1811 und 1812 und mit Drake, Sh. and his times, London 1817. Vortreffliche Ausgaben lieferten John Payne Collier (London 1842—44, mit einer Biographie des Dichters) und Delius (Elberfeld 1854 fg. 3. Ausg. 1872), ein Lexikon A. Schmidt (Berlin 1874 fg.). Von Collier ging auch die Stiftung der Shakespeare-Society aus, welche seit 1841 werthvolle Beiträge zur Kenntniß des Dichters und seiner Werke sammt deren Vorgeschichte lieferte. Auch in Deutschland existirt seit zehn Jahren eine

„Shakespeare-Gesellschaft", deren „Lehrbuch" zuerst 1865 zu Berlin, zuletzt 1873 zu Weimar erschienen ist. Seither haben in der englischen Shakespeare-Kritik Charles Knight (Studies cf. Sh. London 1849), Dyce, Howard Staunton, Singer, Halliwell, G. Clark, Wright und viele Andere gearbeitet; in Frankreich ist der Dichter trotz Voltaire's Verachtungsphrasen seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts eingeführt; Guizot hat geistvolle Studien über ihn (1821. 1858), und unter vielen andern Franz Victor Hugo eine treue Prosaübersetzung (1859 fg.) geliefert; in America haben besonders Hudson's Vorlesungen über Sh. (1848) gewirkt. Geradezu unübersehbar ist aber nachgerade die Literatur in Deutschland geworden. Mit Uebergehung dessen, was früher Horn, Solger, Henschel u. A. geschrieben, seien hier nur erwähnt die grundlegenden Werke von Ulrici (Sh.'s dramatische Kunst. 2. Aufl. 1847), das mehr von philosophischen, und von Gervinus (Sh. Leipzig 1849. 4. Aufl. 1872), das von politisch-historischen Gesichtspunkten ausgeht. Beide treffen, entsprechend dem mittlerweile in Deutschland erfolgten Hervortreten der politischen Ideale, in dem Urtheile zusammen, Sh. sei vor Allem als Darsteller eines thatkräftigen Handelns auf der großen Bühne der Welt, als Bearbeiter objectiver Stoffe, als Zeichner öffentlicher Charaktere, als Patriot und Staatsmann, kurz als Dichter der Weltgeschichte zu feiern. In ähnlicher Richtung gehen im Wesentlichen die Urtheile von Fr. Kreyßig (Vorlesungen über Shakespeare, 1859. 2. Aufl. 1874), Vischer, Vehse, Julian Schmidt, denen sich Rosenkranz, Carriere, Rötscher und viele Andere anreihen, während Simrock „die Quellen des Sh. in Novellen, Märchen und Sagen" (2. Aufl. Bonn 1870) herausgab. So stieg seit der dritten Säcularfeier der Geburt des Dichters der „Shakespearecultus" immer höher an, um in Otto Ludwig's nachgelassenem Buche „Sh.-Studien" (Leipzig 1871) zu gipfeln. Gleichzeitig regte sich aber auch ernster und sachkundiger Widerspruch. In letzterer Richtung geht besonders das kleine aber gehaltvolle und lehrreiche Werk von Gustav Rümelin „Shakespearestudien" (Stuttgart 1866. 2. Aufl. 1874), während Benedix u. A. nur übertrieben haben. Eine belehrende „Geschichte der Shakespeare'schen Dramen in Deutschland" hat uns R. Genée geboten (Leipzig 1870).

1. Die Dichtkunst.

Allgemeiner Charakter der Bildung und Literatur. Wir haben die Entwickelung der schönen Literatur in England bis zu dem Zeitpunkt verfolgt, wo die einheimische Sprache mächtig und durchgebildet genug geworden war, um forthin Trägerin einer nationalen Dichtung zu sein (Bd. IX, S. 355 fg.). Nur ein Jahrhundert liegt zwischen diesem, durch das Auftreten der Tudors bezeichneten Momente und jener, das Erlöschen der Dynastie begleitenden, höchsten Glanzentfaltung, an welche der Name Shakespeare erinnert. Aber in der dramatischen Poesie, auf welche uns dieser Name hinweist, erschöpfte sich die Productivität jener glorreichen Zeit (Elizabethan age) keineswegs. Schon zu Heinrichs VIII. Zeiten finden wir hochgestellte Staatsmänner, wie Thomas Morus, auf der philosophischen Spur wandelnd, während der edle Graf von Surrey, das Opfer der Tyrannei des Königs, und sein gleichfalls in jugendlichen Jahren verstorbener Freund Thomas Wyat, die italienische Lyrik nach England übertrugen und dem nunmehr statthabenden Einströmen der Literatur des Südens Thür und Thor öffnen. (Surrey. † 1547. Thomas Wyat. † 1542.) Die Zeit Elisabeths sah nicht blos in Baco von Verulam einen viel bedeutendern Philosophen im Staatsamte, sondern es erblühte um den Thron der jungfräulichen Königin

auch ein neuer gebildeter, kunstsinniger Adel, aufs würdigste repräsentirt durch den liebenswürdigen, geistvollen Philipp Sidney und so manchen anderen, in der Reihe der von Surrey ausgehenden Sonettisten und Petrarchisten glänzenden Namen. Auch die Schäferdichtung, damals die Lieblingspoesie in der pyrenäischen und apenninischen Halbinsel (X, 77), hat Sidney in England eingebürgert durch den, seiner Schwester, der Gräfin Pembroke zugeeigneten, Roman „Arcadia". Sein Nachfolger auf dieser Bahn wurde der eigentliche Hofpoet Elisabeths, Edmund Spenser, dessen „Schäferkalender" (1579), eine Sammlung von zwölf Eklogen, im Geiste der antiken und italienischen Dichter, seinem Gönner Sidney gewidmet ist, während er sein Hauptgedicht, die „Feenkönigin" (fairy queen) der Elisabeth selbst, die darin als Gloriana gefeiert wird, zueignete. Von den zwölf Gesängen, auf die das allegorische Werk angelegt war, hat der Verfasser aber nur die Hälfte (1590—1596) fertig gebracht. Die Lust zu weiterem Dichten benahm ihm der unglückliche Erfolg seiner gewaltthätigen Amtsführung in Irland. Wenn seine Schäferliebeslieder durch Wohllaut der Sprache und milde Weichheit des Tons fesselten, so entzückte das Epos durch die Harmonie der Verse und das Farbenspiel der poetischen Malerei. Aber „die symbolisirende Tendenz läßt darin kein rechtes Leben aufkommen, und überall hören wir das monotone Geräusch der Prachtschleppe, welche die Allegorie hinter sich herzieht und an deren Saum die Langeweile sich geheftet hat".

Philipp Sidney. 1554—86.

Edmund Spenser. 1553—99.

Während so England von italienischer Lyrik, Schäfergedichten, Allegorien und Novellen überschwemmt wurde, erhob sich auch die Prosa zum erstenmal über den Chronikstyl. So in den Werken von Samuel Daniel und Walter Raleigh, welche übrigens beide auch zu den geschätztesten Sonettisten gehören. So fand am Hofe die schöne Literatur Pflege, und gleichzeitig betheiligte sich der zu höherem Bewußtsein erwachte Bürgergeist an jeglichem wissenschaftlichen Streben, welches für das gewerbliche Leben Bedeutung und Gewinn versprach. Auch der Geschichte, der Mathematik und der Philosophie wandte sich das Interesse der angeregten Geister zu, und ein Mann wie der obengenannte philosophische Minister Francis Bacon, konnte damals, auf der breitesten Unterlage positiven Wissens stehend, in der Geschichte der Geistes- und Naturwissenschaften eine epochemachende Bedeutung erlangen, welche vielfach an diejenige des Aristoteles im Alterthum erinnert.

Aber erst das Drama sollte das Beste zur Reife bringen, was die Zeit an schöpferischen Kräften in sich barg. Wie überall, so hatte sich diese Gattung der Poesie auch in England zunächst an den althergebrachten kirchlichen Mysterien, sodann an den sogenannten Moralitäten entwickelt, welche seit dem fünfzehnten Jahrhundert an die Stelle jener zu treten begannen. Es waren dies dem specifisch biblischen Gebiete schon entwachsene, allgemein sittlichen Gesichtspunkten dienende allegorische Aufführungen, von welchen sich großentheils die über-

Die dramatische Literatur insbesondere.

mäßig sententiöse Manier der in diesem Abschnitte zu behandelnden Dramatiker herschreibt. Ein anderes Merkmal, welches sie einschließlich Shakespeare's kennzeichnet, das Vergnügen an Satire und Humor, Witz und Laune, an handgreiflich derber Komik war theils Allgemeinbesitz der europäischen Welt im sechszehnten Jahrhundert, theils besonderes Angebinde des munteren, zu derbem Genuß und realistischer Auffassung neigenden, angelsächsischen Volksschlages. Heißt doch unsre Periode vorzugsweise die des „fröhlichen Alt-Englands" (merry Old-England). Schon das s. g. Mysterium war hier noch mehr als bei den andern christlichen Nationen mit volksthümlicher Komik versetzt worden, und an diese lehnte sich ja auch der Faschingsschwank an. Aber auch in den feierlichen Lehrton der Moralitäten drängten sich immer mehr komische Bestandtheile ein. Der sogenannte Vice, das rohe Urbild des Narren, und der von ihm stets geprügelte Teufel waren stehende Hauptpersonen dabei. Hanswurstspäße füllten die Zwischenacte und gaben dem Ganzen einen das Publikum befriedigenden Abschluß. Besondere Lieblinge dieses Publikums waren jene drolligen Figuren von bewußtlosem Humor, welche als Volksnarren, Clowns, von den gebildetern Hofnarren, den Spaßmachern von Profession, unterschieden wurden. Wie die Narren, so finden wir als weiteren Zeitvertreib am Hofe der Tudors auch die Schauspieler. Sammelten sich schon um kunstsinnige Fürsten des späteren Mittelalters eine Menge von Erzählern und Sängern, von Troubadours und Minstrels, von Gauklern und Spielern, so fand Aehnliches, nur in zeitgemäß verwandelter Gestalt, auch am Hofe des prunksüchtigen Heinrichs VIII. und seiner unterhaltungsbedürftigen Tochter Elisabeth, sowie bei ihrem gelehrten Nachfolger Jakob statt, und wie die Könige, so unterhielten auch die Adligen ihre Truppen. Allgemein war das Gefallen an allem möglichen Schauwerk, an Verkleidung und Mummerei. Aus Frankreich fanden Aufnahme die sogenannten Zwischenspiele (entremets, interludes), in welchen allegorische Personen bald pantomimisch, bald redend auftraten. So organisirte sich in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts die höhere Unterhaltungskunst, und aus der Reihe der Singknaben, welche Heinrich VIII. für seine Kapelle ausbildete,
John Heywood. † 1565. ging jener John Heywood hervor, welcher schon um 1520 eine Reihe von Zwischenspielen verfaßte, die indessen ihren Stoff aus dem gemeinen Leben nahmen und als der erste Schritt gelten können, welchen das englische Sittendrama aus dem Nebel der Abstraction und Allegorie heraus that. Seither war die Aufführung dramatischer Scenen ohne dramatische Einheit ein stehender Artikel bei Hofe. Auch hier aber mischten sich, und zwar ohne wesentlichen Bezug auf die Haupthandlung, komische Scenen, grobe Schwänke ein, in welchen namentlich
Tarlton. † 1588. Elisabeths genialer Hofnarr Tarlton excellirte. Als dem entgegentretend Sidney
1587. in seiner „Apologie der Dichtkunst" auf das Vorbild der Alten verwies, lautete daher seine Klage dahin, man mische auf der gegenwärtigen Bühne Könige und Narren.

Das eben genannte Werk erinnert an den Versuch, welcher in den ersten Jahren Elisabeths gemacht wurde, dem englischen Volke ein Drama im classischen Styl zu schaffen. Waren schon früher die lyrischen, allegorischen, pastoralen Dichtungsarten der Franzosen und Italiener herübergepflanzt worden, so sollte jetzt, als man Plautus und Terenz, Euripides und Seneca kennen lernte, auch dem Drama der bisherige Charakter eines rohen Naturproductes abgestreift werden. Schnell griffen Theilnahme und Freude an diesen Stoffen um sich, und auch höher gestellte Personen fingen, da es sich um Einführung des antiken Dramas handelte, an, sich für das Theater zu interessiren. Es war ein den oberen Ständen angehöriger, in den Diensten des Staats vielfach verwendeter Mann, Thomas Sackville (Lord Buckhurst und Graf von Dorset), welcher ein von ihm und Thomas Norton in der Nachfolge Seneca's verfaßtes Trauerspiel „Ferrex und Porrex" aufführen ließ, das schon insofern an der Spitze der jetzt erblühenden dramatischen Literatur steht, als es zuerst die mit der Zeit durchschlagenden fünffüßigen reimlosen Jamben, jenen schon vom Grafen von Surrey gebrauchten „Blankvers" für die Tragödie verwandte. Seit 1580 beherrschte eine Zeitlang John Lilly die Hofbühne; er hat fast lauter Komödien oder komische Dramen geschrieben und ist in ähnlicher Weise Shakespeare's Vorläufer im Lustspiele geworden, wie Marlowe im Trauerspiel. Hauptsächlich aber übertrug er den witzelnden und poetisch spielenden Ton der damaligen feinen Gesellschaft auf das Theater; seine Gleichnisse sind gesucht und seine seltsamen Bilder erscheinen bei allen, namentlich auch bei unpassenden, Gelegenheiten. Sein Roman „Euphues" wurde das Hauptrepertorium für die witzelnden Gleichnisse, affectirt pathetischen Phrasen, fein zugespitzten Bilder, in denen sich die höhere Gesellschaft, wie zuvor schon in Spanien und Frankreich, so jetzt auch in England zu ergehen liebte (Euphuismus). Auch seine Theaterstücke lassen, trotz der meist dem classischen Alterthum entlehnten Themata, jeglichen Anflug antiken Geistes vermissen, wie denn überhaupt das ganze Experiment der Classicisten sich bald genug als ein völlig verfehltes und mißlungenes herausstellte. Die Producte von Samuel Daniel, Brandon u. A., welche ganz auf den von Sidney gewiesenen Weg eingingen, erwiesen sich bald als todte Stylübungen und gingen ziemlich wirkungslos vorüber. Nicht blos die hergebrachte Ungezwungenheit der Sprache erhielt sich, sondern auch die altgewohnten Stoffe gestatteten den antiken Mustern auf die Dauer keinen Raum. Nach wie vor unterhielt man sich an den zahllosen Novellen und Ritterromanen, die längst aus Frankreich und Italien Einführung und bald auch eigenartige Nachahmung gefunden hatten. Höchstens läßt sich sagen, daß jene gebildeteren Dichter, welche vor Shakespeare dem englischen Drama die erste Kunstweihe gegeben haben, darauf bedacht waren, die alte Ungestalt hier und dort nach antiken Reminiscenzen zu veredeln. Auch in erborgtem Pathos und affectirtem Schein von Schulbildung und Gelehrsamkeit macht sich bei ihnen das fremde Element noch geltend.

Thomas Sackville. 1530—1608. 1561.

In der Hauptsache aber blieb man in der eingeschlagenen Fährte. Sowohl die eigentlichen romantischen Dramen, als auch die, kurz vor Shakespeare aufgekommenen, historischen Stücke, welche meist nach der Holinshedschen Chronik die königlichen Thaten der Heinriche, Eduarde, Richarde verherrlichten, zeichnen sich durch weitgehende Formlosigkeit aus, springen aufs freieste um mit Raum und Zeit, bieten einen überreichen Wechsel von Thatsachen, Personen und Scenen, aber auch von Abenteuerlichkeiten und Unmöglichkeiten. Dabei geht es in diesen Stücken überaus blutig her, und der leitende Gedanke ist schon seit Ferrex und Porrex die Rache. Ein übertriebenes, zum Theil von Seneca angenommenes Pathos, ein überall ins Pomphafte ausschreitender Ausdruck, ein hochgeschraubter Styl, maßlose Leidenschaften, grauenhafte Thaten charakterisiren die Producte dieser dramatischen Schule, aus der gleichwohl, fast an allen ihren Eigenthümlichkeiten betheiligt, ein Shakespeare hervorgehehen sollte. Sein Bestes verhält sich zu den Leistungen seiner Vorgänger doch immer wie die voll aufgeschlossene Blüthe zu vielen, in der Entwickelung stecken gebliebenen Knospen. Er findet glücklich die volle Kunstform des Drama's, die bei seinen Vorgängern noch mit den rohen Formen der Moralitäten ringt.

„Man blickt — sagt Gervinus — in eine große, auf große Nachfrage hin rasch organisirte Industrie voll massenhafter, sorgloser, hastiger, nach dem Stück bezahlter, nach den Wünschen des Haufens zugerichteter Fabrikarbeit, gelegentlich geleitet von einem buchhändlerischen Arbeitgeber wie Anton Munday, der selbst wohl ein Dutzend Stücke in Compagnie mit zwei, drei andern Poeten gefertigt hat. Hier zeugt Alles in den beschäftigten Geistern von Saft und Blut, von Leben und Bewegung, von üppiger Schafflust, von fertiger Gewandtheit einen grellen Geschmack mit grellen Wirkungen zu befriedigen; aber die bildende Hand jenes Meisters ist nirgends zu erkennen, der seine Werke nach den Forderungen eines höchsten Kunstideals erschuf. Mißbrauchte Freiheit und Kraft, verunstaltete Form, verzerrte Wahrheit, verzwergte Größe, dies sind überall die Grundzüge in den Arbeiten dieser Dichter. Im schroffsten Gegensatze gegen das französische Theater aller Regel spottend, aller Kritik erledigt, wirren sie ohne allen ordnenden Geist gemeinhin einen wilden Haufen schlecht verbundener Ereignisse des gegensätzlichsten Charakters zusammen und lassen wohl eine Handlung voll scheußlicher Verworfenheit in ein Lustspiel und eine versöhnlich sich lösende Verwickelung in ein Trauerspiel auslaufen; sie suchen die Erhabenheit in der Ueberspannung, die Kraft im Excesse, das Tragische im Schauerlichen; sie spannen das Schauderhafte bis zum Abgeschmackten, sie lockern die Ereignisse in Abenteuer, sie verkehren die Motive zu Launen, sie schrauben die Charaktere in Caricaturen."

Ohne Zweifel der bedeutendste unter diesen älteren Zeitgenossen Shakespeare's ist der kaum dreißig Jahre alt in einer Rauferei gefallene Christoph Marlowe, ein im Leben und in der Poesie auf Irrwegen wandelnder, nach dem Ungeheuren und Riesenhaften greifender, dabei aber auch fast immer fehlgreifender Geist. Gleichwohl sind sein Erstlingsstück „Tamerlan" (1586), ferner sein „Jude von Malta", sein „Eduard II.", sein „Faust" reich an kraftvollen und großartigen Zügen, nicht minder freilich auch an unglaublichen Uebertreibungen und Ueberspanntheiten. „Marlowe's Stücke — so urtheilt Kreyßig — tragen sämmtlich mehr oder weniger den Stempel eines in trüber Gährung begriffenen Talents und überstürzter Production. Aber auch so lassen sie

Christoph Marlowe. 1564—93.

wesentliche Eigenschaften des echten, tragischen Dichters überall erkennen: leidenschaftliche Energie der Empfindung, Urgewalt des pathetischen Ausdrucks und instinctiven Zug zu einheitlicher, kräftig fortschreitender Handlung". Berühmter noch als er, und zwar merkwürdiger Weise auch durch seine moralischen Schriften, war der ungemein talentvolle und fruchtbare, aber durch ein regelloses Leben in sich zerrissene, zuletzt gänzlich verunglückte Robert Green, unter dessen dramatischen Werken namentlich das launige Schauspiel „Pater Baco", dem herrschenden Geschmack am Schauerdrama gegenüber, eine edlere und natürlichere Richtung einschlägt. Ein Feund von beiden war Georg Peele, welcher in seiner „Anklage des Paris" die Königin vergötterte, in seinem „König David und Bathseba" und in der „Erzählung eines alten Weibes" dagegen den Duft der Shakespeare'schen Liebespoesie zum voraus ankündigt. Noch mehr an Shakespeare reichen spätere, von ihm schon beeinflußte Zeitgenossen heran, wie besonders Georg Chapman und auch der eigentliche Fa Presto dieser Schule, Thomas Heywood, ein heiteres, fruchtbares Talent, dem es gegeben war, die mannigfaltigsten Stoffe mit großem theatralischen Effect zu behandeln; am meisten gefiel seine „durch Güte getödtete Frau". Noch mehr Anspruch, unter denjenigen genannt zu werden, welche mit Shakespeare zusammen und nach seinem Vorbilde für die Bühne arbeiteten, haben Franz Beaumont und John Fletcher, welche nach damaligem Brauche ihre Tragödien und Komödien gemeinsam schrieben, aber in ihrem Streben, über Shakespeare hinauszugehen, seine Kühnheit zu überbieten und einem bereits schon vorerwähnten Publikum auf jede, auch auf die unerlaubteste Weise zu gefallen und nach Theatereffect zu haschen, auf Uebertreibungen geriethen und ins Obscöne verfielen. Bei Fletcher scheint übrigens die Phantasie und Erfindungskraft, bei Beaumont die Gabe der Anordnung und Darstellung vorgeherrscht zu haben. Haben die Zeitgenossen sich gleichwohl täuschen lassen und das zu gemeinsamer Action verbundene Schriftstellerpaar über Shakespeare erhoben, so wurde dieser noch mehr überflügelt und in Schatten gestellt durch Ben Jonson, der sich nach einem schicksalsreichen und abenteuerlichen Jugendleben der dramatischen Poesie zuwandte und in der That unter Jacob I. nicht blos zum Hofdichter (poeta laureatus) ernannt, sondern auch gut bezahlt wurde. Ohne Zweifel ein begabter und geistvoller Mensch, vermochte er in der Tragödie keinen Erfolg zu erringen; desto glücklicher war er im Lustspiel („Jeder in seinem Humor", 1598), wo sein scharfer kritischer Verstand walten konnte, wie er überhaupt mehr durch Witz und glückliche Behandlung scherzhafter Situationen als durch Gefühl und Phantasie glänzte. Den Mangel an eigner Erfindung suchte er durch das Studium antiker Dichter zu ersetzen, aus denen er seine, bei Ausarbeitung der eigenen Stücke mit pedantischer Gewissenhaftigkeit befolgte Theorie der dramatischen Kunst gewonnen hatte. So ist er das Haupt der gelehrt antikisirenden, dem Volkstheater abgeneigten Schule geworden. Aber die größere Productionskraft lag entschieden auf der entgegengesetzten Seite. Das englische Drama hat sich gleich den englischen Staatsformen zumeist aus dem eigenen Fleisch und Blut der Nation gebildet. „Groß ohne Hofdienst und Kirchendienst, war es der naturwüchsige Ausdruck einer ruhmreichen und heitern Zeit voll Geistesfrische und Thatkraft".

Robert Green. † 1592.

Georg Peele. 1558—98.

Georg Chapman. 1557—1634.

Thomas Heywood. † 1633.

Franz Beaumont. 1585—1616.

John Fletcher. 1576—1625.

Ben Jonson. 1574—1637.

2. Die englische Bühne.

Dem geschilderten Aufschwunge der dramatischen Dichtung entsprach die Ausbildung des Bühnenwesens. Da Shakespeare durchaus für das Theater dichtete, ist es von Bedeutung, die Zustände desselben genauer kennen zu lernen.

Schauspielerstand und Publikum.

Ohne bestimmte Vorstellungen davon lassen sich seine Schöpfungen so wenig verstehen, als die Tragödien des Sophokles und Euripides ohne Kenntniß des altgriechischen Bühnenwesens mit seiner Orchestra, seinem Chor u. s. w. Wie dieses, so war auch das englische Theater religiösen Ursprungs. Wir sahen, wie es sich aus den Passionsspielen, Mysterien und Moralitäten des Mittelalters entwickelt hat. Hatte es aber in der Praxis der katholischen Kirche gelegen, die possenhaften und mitunter cynischen Zuthaten der Clown's zu dulden, so wurde dies in Folge der kirchlichen Umwälzung des sechszehnten Jahrhunderts anders. Zwar jene halbe Reformation, welche vom Throne ausgegangen war, hatte nicht bloß nichts gegen das Theater einzuwenden, sondern ihre Träger — die Könige und der hohe Adel — wurden zugleich die eigentlichen Begünstiger desselben. Nur so konnte aus dem Liebhabertheater der Mysterien und Moralitäten eine eigentliche Bühne mit einem fest geschlossenen Stande berufsmäßiger Schauspieler hervorgehen. Jene Singknaben der königlichen Kapelle, die wir schon zu Heinrichs VIII. Zeit kennen lernten, versuchten sich auch unter Elisabeth vor dem Hofe in der Schauspielkunst. Ihnen entsprachen die regelmäßigen Gesellschaften, welche unter dem Schutze der großen Herren des Adels in der Stadt und auf dem Lande ihre Darstellungen gaben, oft sich für königliche Truppen ausgaben und unter dem Vorwande, daß sie sich üben müßten für ihr Spiel vor der Königin, ihre Bühnen in den Wirthshäusern aufschlugen. Hier versammelte sich um ihr Spiel vielfach gerade die niedrigste Gesellschaft, die Hefe der Bevölkerung, die auch vor Allem in London einen stehenden Theil des Theaterpublikums bildete. London überragte schon damals die großen Städte Europa's an Volkszahl und Wohlstand. Gewerbe und Handel blühten. Es gab viele Tausende von unverheiratheten Männern, denen es weder an leeren Stunden, noch an vollen Taschen, sie auszufüllen, fehlte. Niedere Handwerker, Gesellen, Lehrlinge, Bootsleute, Werft- und Fabrikarbeiter nahmen den großen unbedeckten Hofraum der Londoner Theater ein. Ein noch niedrigeres Publikum, aus Matrosen, Dienern und Dirnen bestehend, hielt die Galerie besetzt. Aber diese „Gründlinge" des Parterre's und der Galerie hätten den Flor der englischen Bühne nicht hervorgerufen; sie hätten ihr Unterhaltungsbedürfniß an noch gemeineren Orten zu befriedigen gesucht, wenn nicht von der Krone und vom hohen Adel aus die Lust an scenischer Aufführung, der Sinn für die Aufregungen der dramatischen Kunst zur herrschenden Mode erhoben worden wären. So wurde das Theater Sammelplatz von „Fröhlich alt England". Neben den vielen niedrigen Volksbühnen der Hauptstadt erhob sich eine kleine Anzahl vornehmerer, durch die Beigabe eines höheren Zuschauerkreises ausgezeichneter Theater. Hier nahmen ganz vorn im Parterre, noch vor den Inhabern von Freibillets, Theaterdichtern, unbeschäftigten Schauspielern und Kritikern, die vornehmen Protectoren der dramatischen Kunst ihre Sitze ein: meist unverheirathete junge Cavaliere voll Lebenslust und Thatendrang, die kamen, um auf den „Brettern, die die Welt bedeuten", auf-

geführt zu sehen, was auch in Wirklichkeit ihr Sinnen und Trachten ausmachte: kühne Kriegsthaten, Liebesabenteuer, Hofintriguen u. s. f., nicht aber das, wofür der Kern und die Blüthe des städtischen Bürgerthums sich interessirte, Ereignisse und Scenen der religiösen und politischen Reform. Für solcherlei junge Herren des Adels gehörte der Theaterbesuch bald geradezu zu den nobeln Passionen. Mit den Schauspielern standen dieselben vielfach auf dem Fuße einer gewissen herablassenden Vertraulichkeit. Auch Shakespeare fand hier seine Gönner und Förderer. Natürlich erlaubten sich die jungen Gentlemen dafür, daß sie den verachteten Schauspielern gegenüber sich des Vorurtheils begaben, um so mehr Freiheiten, nicht bloß ihnen, sondern auch den übrigen Zuschauern und der ganzen Bühne gegenüber: sie nahmen ihre Plätze vielfach auf dem Proscenium selbst und zwischen den Coulissen. Hier saßen sie auf Stühlen oder lagen auf Binsenmatten, ihre Pfeifen rauchend, während sich das übrige Publikum die Zeit mit Tabak und Bier, mit Aepfelessen und Nüsseknacken, in den Zwischenacten auch mit Kartenspiel und Liebeshändeln vertrieb. Vergebens versuchten die Theaterdirectoren den übelriechenden, zum allgemeinen Gebrauch dienenden Bottich zu entfernen. Nicht viel besser ging es auf der unteren der beiden Galerien des Globus-Theaters zu, wo die Mätressen der Vornehmen und das, was für jene Zeit Demi-Monde heißen könnte, zu finden war. Hinter diesen Schönheiten zeigten sich, das Gesicht unter einer Maske verborgen, schüchtern wohl auch hier und da Bürgersfrauen. Im Allgemeinen aber war das Theater für ehrbare Frauen unzugänglich. Auch unter den Schauspielern befanden sich keine Damen, sondern die weiblichen Rollen wurden von Knaben gespielt. Alle diese Verhältnisse muß man im Auge haben, um die derbe Sprache nicht bloß der Bedienten- und Narrenscenen, sondern auch manches anstößige Wort im Munde der tragischen Heldinnen Shakespeare's, ja überhaupt seine ganze Auswahl der Stoffe und Personen zu begreifen, die er auf das Theater bringt. Seine Helden sind, dem vornehmen Theil des Publikums entsprechend, Fürsten und Cavaliere, die eine stolze und feine Rede führen. Auf die Massen der Zuschauer dagegen sind die Scenen niedriger Komik berechnet, der Mittelstand fehlt ganz oder findet, wie die Bürgermeister, Friedensrichter, Schulmeister, Gelehrte, Geistliche, Aerzte bei Shakespeare, nur komische Verwerthung.

Man sieht schon aus dem Bisherigen, daß es keineswegs das ganze Volk in allen seinen Ständen war, das sich am Aufschwung des Theaterwesens betheiligte. Der eigentliche angesehene Bürgerstand, jene Mitte der Bevölkerung, in welcher die radicalere Reformation von unten auf ihren Heerd gefunden hatte, hielt sich ferne, ja feindlich dagegen. Die Väter der Helden des langen Parlaments und der Republik sind nicht in den damaligen Theatern aufgewachsen und selbst von der Muse Shakespeare's gänzlich unberührt geblieben. Das aber war gerade das politisch wichtigste, das solideste und ehrenwertheste Element der Bevölkerung; hier lag die eigentliche nächste Zukunft der Nation. Dieser ernst

Opposition gegen das Theater.

reformatorischen Richtung gehörten die bessern Kaufleute und Gewerbtreibenden der City, die niederen Geistlichen, die Beamten und Richter, die wohlhabenden Bürger in den Städten, die kleineren Grundbesitzer und unabhängigen Pächter auf dem Lande an, also gerade diejenigen Classen und Stände, in welchen überall der Schwerpunkt eines Volkslebens zu suchen ist, und in deren Händen gemeiniglich die Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten in Staat und Gemeinde, Kirche und Schule ruht. Bereits in den achtziger Jahren gelangten puritanische Ansichten zur Mehrheit im Parlament, und in den Gemeindeobrigkeiten hatten sie vielfach schon das Uebergewicht erlangt. Schwerlich wird man je einen solchen Kreisen angehörigen Mann, ja überhaupt einen Mann von öffentlicher Stellung und unantastbarem Ruf im Theater gesehen haben.

Aber nicht bloß gleichgültig sahen diese Stände der Ausbildung des Bühnenwesens und eines gesonderten Schauspielerstandes zu, sondern es ergingen von da aus beständige Verfolgungen über das Theater, und wir werden sehen, wie dann unter der Regierung der ersten Stuarts, welche das Theater wo möglich noch mehr als die Tudors bevorzugten, alle diese Institute fortwährend einen Zankapfel zwischen Krone und Volk bildeten und somit unmittelbar in die Vorgeschichte des Bürgerkriegs eingriffen. Schon zu Elisabeths Zeiten konnten alle Sympathien, welche die Königin, der Graf Leicester und eine Reihe von vornehmen Herren, wie die Southampton, Pembroke, Rutland, für das Theater an den Tag legten, nicht verhindern, daß der Schauspielerstand eine kaum geduldete Stellung im Organismus des öffentlichen Lebens einnahm, von der bürgerlichen und ehrbaren Gesellschaft durch unübersteigliche Schranken geschieden. Zahlreiche Stellen in Shakespeare's Sonetten bestätigen dies. Die Gesetze der Zeit stellen die Schauspieler in eine Linie mit Gauklern, Seiltänzern und anderen Vagabunden. Alle Vergünstigungen, die man ihnen gewährte, mußten dem herrschenden Vorurtheile, ja dem Hasse der Besten erst abgerungen werden, und selbst Elisabeth sah sich nicht bloß am Anfange ihres Regiments, da sie alle öffentlichen Bühnen verbot, sondern auch noch später, als sie an allegorischen Vorstellungen, ja vielleicht sogar an Stücken Shakespeare's Geschmack gewonnen hatte, in der Lage, macherlei Zwangsmaßregeln zu verhängen, bloß um der sittlichen Antipathie ihrer Unterthanen zu genügen. Nicht die Bischöfe, welche vielmehr den Liebhabereien der Königin Concessionen machten, sondern die niederen Prediger auf dem Lande waren es, die beständig gegen die gottlose Lust der Bühne und des Schauspielerthums eiferten. Der beharrlichste Widerstand aber und die zäheste Verfolgung ging von dem Lord Mayor und Aldermanhof von London aus, welche dabei nicht etwa nach Privatlaunen handelten, sondern zu solchem ihrem Vorgehen durch zahlreiche Petitionen und Adressen der Einwohner bestimmt wurden. Diese Gemeindebehörden nöthigten die in London entstehenden Theater, in die Vorstädte und an exemte Plätze zu flüchten. Auch wurde ihnen das Spiel am Sonntag verboten, und mußten die Aufführungen schon Nachmittags um

drei Uhr beginnen. So machte es sich fast von selbst, daß nur Menschen, die über ihre Zeit frei verfügen konnten, keinem Erwerb oder Beruf nachzugehen hatten, aber auch wirkliche Müßiggänger und Tagediebe im Stande waren, dem Theater nachzulaufen, während sich davon Alles fern hielt, was in streng puritanischer und calvinischer Weise auf Sonntagsheiligung, ernste Sittenzucht, arbeitsamen Lebenswandel hielt und eiteln Vergnügungen und Lustbarkeiten abgewandt war. Das aber war die Lebensrichtung, welche täglich mehr um sich griff, um unter Karl I. zuerst das Theater, dann auch Staatskirche und Thron über den Haufen zu werfen.

Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich genug, wenn wir vernehmen, daß der Londoner Stadtrath nicht bloß gegen die eigentlichen Bühnenexcesse fortwährend einzuschreiten sich bemüßigt fand, sondern daß er auch das Theater im Gegensatz zum Gottesdienst einen Teufelsdienst nannte und als Anlaß zur Verderbniß der Jugend durch unzüchtige Reden und Handlungen, zum Müßiggang und zur Geldverschwendung fortwährend bekämpfte. Eben wollten in London die ersten stehenden Theater aufkommen, da wurden nicht bloß die Spieler, welche unter keinem der Reichsbarone standen, als „Vagabunden“ bestraft, sondern die Gemeindebehörden schlugen auch dem Grafen Suffex die erbetene Errichtung von Spielräumen ab und nöthigten die Truppe des Grafen von Leicester, ihr Theater außerhalb der Stadtmauer aufzuschlagen. Dies geschah denn auch in dem aufgelösten Kloster der schwarzen Brüder (black friars), welches schon bisher als Niederlage für die Maschinerie gedient hatte. Hier spielte nun Burbadge; hier trat auch Shakespeare selbst zuerst auf. Die Geschäfte, welche dieses Theater trotz aller Anfeindungen machte, waren glänzend. Sein Personal durfte den Namen „Schauspieler der Königin“ annehmen. Bald schritt die Gesellschaft dazu vor, ein zweites Theater zu erbauen, den sogenannten Globus. Dies war ein offner Raum südlich an der Londonbrücke, wo während des Sommers gespielt wurde. Neben der Truppe des Lord Kämmerers war es noch die von Philipp Henslowe und Eduard Alleyn geleitete Truppe des Lord Admirals, welche, weil ihre Spielhäuser als Vorbereitungen für die Spiele der Königin galten, sich den gegen das Theater gerichteten Verfolgungen zu entziehen wußte. Nur zum Scheine befahl bei Gelegenheit eines Excesses, den die letztere Truppe begangen hatte, selbst der königliche Geheimrath, bei welchem die Schauspieler sonst Schutz wider den Eifer des Stadtraths zu finden hofften, ihre Spielhäuser niederzureißen.

[Margin: Geschicke der Londoner Theater. — 1572. — 1573. — 1589. — 1594. — 1597.]

Die innere Einrichtung dieser Bühnen haben wir schon oben berührt. Jene Schilderung der Räumlichkeiten galt zunächst dem Globus, einem der vornehmsten Theater der Hauptstadt. Bis zu Anfang der siebziger Jahre hatte man sich mit einem, im Freien oder im Wirthshaussaal schnell aufzuschlagenden und wieder abzulösenden Gerüste begnügt. Die großen Gasthöfe der City mit ihren von Galerien umschlossenen Höfen sind daher Vorbilder der festen Theatergebäude geworden, welche jetzt allmählich in den Vorstädten errichtet wurden, genannt der „Vorhang“, „das Theater“, der „Schwan“, die „Rose“, „Fortuna“ u. s. f. Schon unter Elisabeth stieg die Zahl der Londoner Theater auf elf, unter Jacob I. auf siebzehn. Fast alle machten gute Geschäfte, und Unternehmer wie Schauspieler schwangen sich nicht selten zu Wohlstand und Reichthum auf. So die beiden größten Schauspieler der Zeit, **Eduard Alleyn** und **Richard Burbadge**, so Shakespeare selbst. Es war dies nur möglich in einer Weltstadt, deren Verkehr und Reichthum viele Tausende von unterhaltungslustigen, nur theilweise beschäftigten Männern erzeugt, und in einer Zeit, da ein reges und schöpferi-

[Margin: Inneres Bühnenwesen. — Eduard Alleyn. † 1626. — Richard Burbadge. † 1626.]

sches Leben fast alle Zweige des Wissens und der Kunst durchdrang. Gleichwohl beschränkten sich die Wirkungen der englischen Bühne auf die Hauptstadt, ja auf ganz bestimmte Cirkel und Schichten der Bevölkerung, und auch von der innern Würde solcher Bühnen darf man sich, wie schon gezeigt, keine zu weitgehende Vorstellung bilden. Die Gebäude waren schlecht, von Holz erbaut, meist unbedeckt. Trompeten und eine ausgehängte Fahne verkündigten, wie bei unseren Meßbuden, die Zeit des Anfangs. Musik von einem oberen Balcon herab eröffnete die Vorstellung. Nach dem dritten Tusch trat der Prolog ein in schwarzen Sammt gekleidet. Zwischen den Acten und am Schlusse fand Possenreißerei und Gesang der Narren statt. Aber das eigentliche Ende bildete ein Gebet der Schauspieler für die Königin, um doch auch der Religion und Unterthanenpflicht genugzuthun. Das Costüm wurde mit einem gewissen Aufwande behandelt. Es war Gegenstand der Eitelkeit der Schauspieler. Dagegen war alle Scenerie äußerst dürftig. Ein aufgestelltes Brett trug den Namen des Orts, den man sich vorstellen sollte. Wechselte die Scene, so erschien ein anderes Brett, so daß die raschesten Versetzungen aus einem Welttheil in den andern möglich waren und die Schauspieler nur auf der Bühne stehen bleiben durften, um von einem Ort der Handlung zum zweiten und dritten zu gelangen. Ein Vorsprung in der Mitte des Bühnengrundes bedeutete je nach Bedürfniß ein Fenster, einen Thurm, einen Balcon, einen Wall, ein Schiff, ein zweites Theater. Hellblaue Teppiche, von der Decke herabhängend, besagten, daß es Tag, dunklere, daß es Nacht sei. Nur die Darstellungen bei Hofe traten früh schon aus diesem ärmlichen Nothbehelf heraus, und bereits zu Jacobs I. Zeiten gab es bewegliche Decorationen auf der Bühne.

Die Theaterdichter. Auf solchen Bühnen wurden die Stücke der oben genannten Dichter gegeben. Erst Ben Jonson, welchem die hier herrschende Ungebundenheit nicht behagte, suchte dem Volkstheater ein von jenen königlichen Singeknaben gebildetes höheres Theater entgegenzustellen, auf welchem die altclassische Einheit von Zeit und Ort festgehalten werden sollte. Aber nur die Bühnen Blackfriars, Globus, Fortuna u. s. w. entfalteten eine wirkliche Productivität. Zwar wurde hier fast lauter Fabrikarbeit geliefert. In größter Eile arbeiteten oft zwei, drei, vier zusammen ein Stück aus, um durch Darstellung von Tagesbegebenheiten die Menge zu locken. Auch ältere Stücke wurden immer aufs Neue, ohne Rücksicht auf die Rechte des Autors, umgearbeitet. Solche gab es überhaupt nur in beschränktem Maße, da diese Dichter, Shakespeare nicht ausgenommen, ihre Manuscripte der Bühne verkauften. Alles, was hier zur Aufführung kam, war mehr oder weniger eilfertige, bestellte Arbeit, jedenfalls Arbeit für diese und jene bestimmte Bühne, für diese und jene bestimmten Schauspieler berechnet. So sind die dramatischen Dichter dieser Epoche Theaterdichter im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen. Gedruckte Dramen, die jedes Theater aufführen konnte, gab es nur wenige. Das Bühnenrepertoir bestand hauptsächlich aus Manuscripten, welche von der einzelnen Bühne bezahlt und erworben, dadurch aber dem Drucke entzogen waren. Den besseren Bühnen waren deshalb kleinere Gruppen und Coterien von Literaten angehängt, deren Hauptaufgabe es war, das dramatische Material herbeizuschaffen. „Die Verfasser solcher Stücke — schrieb damals der Satiriker Thomas Nash — machen sich die Sache leicht; sie plündern, wo es zu plündern gibt, übersetzen, bearbeiten und bringen auf die Bühne, was sich ihnen darbietet, Himmel, Erde, kurz was ihnen unter die Hände kommt, Vorfälle von gestern, alte Chroniken, Märchen und Romane". Daß es bei solcher Fabrikarbeit nicht ohne Plagiate und bloß äußerliche Umarbeitung abging, versteht sich von selbst. Nicht minder aber, daß hier der Ansporn des Wettstreites, der Stachel der Konkurrenz zur ungehemmtesten Geltung kam. Wie die einzelnen Bühnen, so rivalisirten auch die einzelnen Theaterdichter miteinander. Einer suchte den andern

zu überbieten. Die jungen Lords, welche den aufmerksamsten und urtheilsfähigsten Theil des Publikums bildeten, belohnten das Gute und verlangten stets Besseres. Alles war in schrankenlosem Wettlaufe begriffen; Alles trieb ungestüm fort nach den höchsten Leistungen. Bald konnten nur noch geniale Köpfe mit Erfolg mitmachen, und so ist es begreiflich, wenn hier rasch ein glänzender Culminationspunkt erreicht wurde, auf welchen aber — zumal bei dem Umschlag des gesammten Staatslebens — schneller Rückgang und gänzlicher Verfall eintrat. Jenen Culminationspunkt aber bezeichnet der Name Shakespeare.

3. William Shakespeare.

a. Shakespeare's Leben und Werke.

Shakespeare war der älteste Sohn in der zahlreichen Familie eines wohl- William Shakespeare.
habenden und angesehenen Bürgers von Stratford am Avon in Warwickshire. 1564—1616.
Seine Mutter gehörte dem adligen Geschlechte der Arden an. Seine Schulbil-
dung wurde unterbrochen in Folge des bald eintretenden ökonomischen Ruins
seines Hauses. Der kaum zum Jüngling herangewachsene William gerieth in
zweideutige Gesellschaft, betheiligte sich an einem Wilddiebstahl im Parke des
Sir Thomas Lucy, wurde eingesperrt und gerichtlich verfolgt. Er rächte sich
durch ein Spottgedicht, das er an des Junkers Parkthor befestigte. Möglich,
daß weitere mit diesem Abenteuer zusammenhängende Unannehmlichkeiten ihn
bewogen, Stratford zu verlassen; möglich, daß er von dem Glück hörte, welches
mehrere seiner Landsleute und Bekannten auf den Londoner Bühnen gemacht
hatten; möglich, daß geradezu die Noth und der Wunsch, seiner bedrängten
Familie durch Geltendmachung seiner Talente am geeigneten Orte aufzuhelfen,
es war, was ihn nach London führte. Thatsache ist, daß Shakespeare, nachdem
er in die Lage gekommen war, sich mit der sieben bis acht Jahre ältern Anna 1582.
Hathaway verheirathen zu müssen, als Vater von drei Kindern Stratfort ver-
ließ und sich in London unter die Schauspieler begab. Schon zwei Jahre nachher 1587.
ist er Miteigenthümer des Blackfriartheater. Damit war er freilich der gesell- 1589.
schaftlichen Acht verfallen, zumal da er, wie aus den in den Sonetten berührten
Liebesabenteuern zu schließen, einen keineswegs erbaulichen Wandel führte.
Indessen gerieth er bald auf den Gedanken, solche Theaterstücke, wie er sie
mit aufführen half, selbst zu schreiben. Hatte er doch vielleicht bereits zu
Stratford größere Dichtungen entworfen. Jedenfalls sind seine beiden erzählen- Jugendgedichte.
den Gedichte „Venus und Adonis" und „der Raub der Lucretia" noch im Sin-
nenrausche der Jugend geschrieben. In beiden huldigt der Dichter durchaus dem
damals herrschenden Geschmack, der beliebten Kunstmanier der italienischen Poesie.
Die hyperbolischen Vergleichungen, die fremdartigen Bilder, die seltsamen Ein-
fälle, der Reichthum von sogenannten Concepten (vgl. Bd. X, S. 353 f.)
zeigen, daß sich Shakespeare hier seine Wege noch ganz von der Conve-
nienz vorschreiben ließ. Statt einer gedrängten fesselnden Erzählung finden wir

endlose Selbstgespräche, ermüdende Redseligkeit, rhetorische Ausmalung üppiger Situationen.

Nichtsdestoweniger sind es gerade diese, von ihm selbst herausgegebenen Stücke, welche im Verein mit den unten zu besprechenden Sonetten den Namen ihres Verfassers in den besseren Kreisen bekannt zu machen anfingen. Es geschah dies erst zu Beginn des neuen Jahrhunderts. Damals schrieb sein Zeitgenosse, der schon genannte Nash, Shakespeare hätte einer der größten Dichter werden können, wenn er dem italienischen Kunststyle treu geblieben wäre und sich nicht, um Lebensunterhalt zu gewinnen, auf das Schreiben von Schauspielen geworfen hätte; doch sei er auch in letzterer Beziehung „nicht ohne Verdienst und habe sich unter der großen Masse dramatischer Dichter der Gegenwart den meisten Ruf erworben". Daß solcher Gestalt der Dichterruhm dieses Genius unter der Zahl der Gleichstrebenden noch kaum eben erst hervortritt, wird begreiflich, wenn man erwägt, wie die ersten Arbeiten Shakespeare's so vollkommen auf einer und derselben Linie mit den Producten der Marlowe, Green u. A. standen und so gänzlich aus dem gleichen Triebe wie diese hervorgeschossen sind, daß es der Kritik wahrscheinlich für immer unmöglich sein wird, endgültig zu entscheiden, wo die selbständigen Leistungen Shakespeare's eigentlich anfangen.

Erste Reihe von Dramen.

Eine ganze Reihe von Stücken, wie „Sir John Oldcastle", „der lustige Teufel von Edmonton", „der verlorene Sohn von London", „Lord Cromwell", „König Eduard III." und das „Trauerspiel in Yorkshire", weisen einige Anklänge an die Muse des großen Dichterkönigs auf, können aber unmöglich von ihm herrühren. Vielleicht hat auch er anfangs in Gesellschaft mit Anderen gedichtet. Mit mehr Wahrscheinlichkeit wird ihm zugeschrieben „Titus Andronicus", in welchem er, einer gleichzeitigen Ballade folgend, die beliebten Blut- und Schreckensscenen seiner dramatischen Rivalen noch zu überbieten oder, wie er selbst später diese Unart der Zeit im Hamlet charakterisirt, „den Herodes zu überherodisiren" sucht. Wie in diesem, so scheint Shakespeare auch in einem anderen Stücke, dem einem spätgriechischen Roman nachgebildeten „Perikles, Fürst von Tyrus", ein älteres Drama bloß bearbeitet und dabei dem Geschmack des Publikums wieder in einer andern Richtung gehuldigt zu haben. Ebenso haben an der bloß äußerlichen Zusammenstellung von Scenen und Bildern, die wir jetzt als ersten Theil von „Heinrich VI." bezeichnen, wahrscheinlich verschiedene Hände, unter andern auch die Shakespeare's, gearbeitet. Dagegen stellen sich der zweite und der dritte Theil von „Heinrich VI." als ein einziges, zehnactiges Stück von genauem Zusammenhange dar. Wir haben oben (S. 590) schon auf die eben neu aufgekommene Manier, die englischen Chroniken in Scene zu setzen, hingewiesen. Auch in dieser Beziehung bewegte sich der jugendliche Poet und Schauspieler also bloß auf schon eröffneter und betretener Bahn. Selbst an Stellen, wo man es nicht vermuthen sollte, begegnen wir in „Heinrich VI." der genauen Abschrift der Erzählungen von Hall und Holinshed. Alle diese Stücke — nur bezüglich des Perikles besteht

noch eine andere, ihn später setzende Tradition — fallen noch in das Ende der achtziger Jahre; sie stellen die unselbständigen Anfänge der großen Dichterlaufbahn dar und lassen im Vergleich mit den reifen Früchten dieses Genius einen noch viel größeren Abstand erkennen, als etwa der zwischen Schillers Räubern und Wilhelm Tell beträgt. Gleich zu Anfang der neunziger Jahre folgten das Liebesintriguenstück „die beiden Veroneser" und die „Comödie der Irrungen", letztere auf Grundlage eines früheren, gleichnamigen Dramas, welches selbst wieder eine Bearbeitung der Menächmen des Plautus (Bd. III, S. 574) darstellt. Eine gewisse Familienähnlichkeit damit hat die „Zähmung der Widerspenstigen", welche übrigens vielleicht später entstanden, jedenfalls aber auf Grundlage eines schon bestehenden Stückes und nach italienischen Mustern gearbeitet ist. Diese Lustspiele verrathen noch die Periode ungelenkerer Ausdrucksweise. Auch muß hier jegliche Rücksicht auf äußere Wahrscheinlichkeit der Fabel und Verhältnisse derjenigen auf ein frohsinniges Publikum, das an keifenden Weibern, unterjochten Ehemännern, verwechselten Gatten u. s. f. Gefallen fand, weichen. Auch die Comödie „Verlorene Liebesmühe" macht durch die Ueberfüllung mit lachlustigen und lachenerregenden Figuren, mit Witzlingen und Carikaturen den Eindruck eines übermüthigen Scherzstückes, ohne daß man der komischen Wirkung recht froh werden könnte. Mit allen diesen Schöpfungen hätte Shakespeare die Marlowe und Greene noch nicht verdunkelt. Unsichere und unausgebildete Formen, ein roherer Geschmack bei Auswahl der Stoffe, wenig Selbständigkeit in der Kunst der Verarbeitung, weitgehende Anlehnung an die unmittelbaren Vorbilder, ein gewisser Eifer, lateinische, französische und italienische Sprachbrocken anzubringen, überhaupt belesen und gelehrt zu erscheinen, dann aber und vor Allem jene, ein wahrhaftes Gattungsmerkmal des damaligen englischen Bühnenstyls bildende Neigung zum Gesteigerten und Ueberladenen, zum Carikirten in Gedanken und Ausdruck, jene Hetzjagd nach Bildern und Witzen, jenes Haschen nach möglichst starker Accentuirung, jenes Uebermaß von Rhetorik und Ironie — das sind einige der diese Erstlingswerke gemeinsam charakterisirenden Hauptzüge.

Aber in kurzer Zeit war im leidenschaftlichen Wettlaufe mit begabten Rivalen der Genius Shakespeare's wunderbar erstarkt. Der Schüler schwang sich zum Meister auf. Die ganze Mitte der neunziger Jahre wird für ihn eine Zeit ungetrübter Heiterkeit, gehobenen Selbstgefühls, freudiger Schöpferkraft. Diese Periode war es, welche den berühmten Cyklus historischer Dramen, jene „große dramatische Epopöe" entstehen sah, um welche jede Nation die englische beneiden kann, wenn es auch wahr bleibt, daß darin der Dichter dem Kenner und Beurtheiler der Geschichte unendlich überlegen erscheint. Die ganze Geschichte Englands geht hier auf in den Thaten und Schicksalen seiner Könige und großen Barone. Zunächst schloß sich an „Heinrich VI.", in Einem Zusammenhang damit geschrieben, „Richard III." als dessen unmittelbare Fortsetzung an, Shakespeare's Zweite Reihe.

erste Tragödie von unbezweifelter und eigner Autorschaft, die an gleichnamige frühere Stücke nur noch ganz gelegentlich erinnert. Von der Darstellung eines furchtbaren, mit dem gefährlichen Bewußtsein der Ueberlegenheit und mit durchdringendem Scharfblick in die Schlechtigkeit und Unfähigkeit der Durchschnittsmenschheit ausgestatteten Charakters sprang der Dichter rasch ab zu ganz anders angelegten Typen in „Richard II.", den beiden Theilen von „Heinrich IV." und „Heinrich V." So stellte der Dichter eine von den letztgenannten Stücken gebildete Tetralogie, welche der Erhebung des Hauses Lancaster gilt, der zuvor abgeschlossenen Tetralogie von der Erhebung des Hauses York gegenüber. Wir sehen dem rechtmäßigen, aber unfähigen König Richard II. und seiner rath- und thatlosen Umgebung gegenüber den Stern seines staatsmännischen und königlichen Nachfolgers und seiner überthätigen Gehülfen aufgehen. Aber der Frevel des klugen Heuchlers, der den legitimen Schwächling stürzt und mordet, erzeugt trotz seiner Meisterschaft im Erborgen des guten Scheins sofort neue Bürgerkriege. In diesen treten sich die beiden glänzendsten, jugendhellsten Gestalten gegenüber, die Shakespeare geschaffen hat, Heinrich Percy, der „König der Ehre", und der Kronprinz Heinrich, dessen leichtsinnigen Jugendstreichen einige wahrhaft unsterbliche Scenen aus dem niedern Leben gewidmet sind. Unzähligemal wurden seither auf der englischen Bühne die komischen Figuren dieser Stücke nachgeahmt, jene lockeren Spießgesellen des Kronprinzen, unter welchen besonders der dicke Falstaff, welcher auch in den „lustigen Weibern von Windsor" als gefoppter Liebhaber auftritt, noch jetzt wie ein lebender Bekannter in Aller Mund und Kunde ist. Aus zweideutiger Hülle entwickelt sich dagegen in Heinrich V. ein tüchtiger Kern tief gelegten Seelenadels, und es ist eine glänzende Probe der jeglicher Aufgabe gewachsenen Schöpferkraft des Dichters, daß er mit dem zunehmenden Interesse, welches er für diese Gestalt abnöthigt, der parteiischen Theilnahme, welcher sein hochherziger Percy von vornherein sicher war, entgegentritt und sich auf diese Weise selbst überbietet. Erst das letzte, die Regierungszeit dieses heldenmüthigen Heinrichs behandelnde Stück, fällt wieder bedeutend ab gegen die seiner sorglosen, lachlustigen Jugend gewidmeten Vorgänger. Eine Art von Prolog zu diesem ganzen Dramencyklus bildet das gleichzeitig entstandene, in Bezug auf das Stoffliche ganz einem älteren, gleichnamigen Stücke folgende Drama „König Johann", in welchem der Dichter zugleich seinem Patriotismus und Protestantismus ein unanfechtbares, stolzes Denkmal gesetzt hat.

Der unwiderstehlich fortreißende, wahrhaft tragische Zug, der diesen historischen Dramen eignet, beruht nicht zum wenigsten auf der eisernen Consequenz, womit hier Schlag auf Schlag der Spruch: „Alle Schuld rächt sich auf Erden" praktische Bewährung findet. Shakespeare schließt sich hier ganz an die Reflexionen der als Quelle dienenden Chronik an und entfernt sich keinen Schritt von der volksmäßigen und religiösen Auffassung des Schicksals. Was irgend dazu

geholfen hat, die Räder des unheilvollen Bürgerkriegs in Bewegung zu setzen, das wird mitleidslos früher oder später von denselben erfaßt und zermalmt. Die Unthat Heinrichs IV. kann während des kurzen Lebens seines schuldlosen Nachfolgers nicht gesühnt werden und rächt sich an den gutmüthigen, schwachen Enkel, durch dessen ganze, menschlich so vielberathene Regierung ein Gottesgericht geht. Aber das im Kampfe der rothen und der weißen Rose siegende Geschlecht birgt ein Ungeheuer in seinem Schooße, das an den eigenen Verwandten den von ihnen an Andern begangenen Frevel straft, bis endlich der gesammelte Zorn aus vollen Schalen über dem Schlachtfelde von Bosworth sich ausgießt, wo der ganz auf sich selbst gestellte Bösewicht auch seine Verzweiflung in sich hineinfrißt, während das Bewußtsein, für Gottes heilige Sache und das verwundete Recht der Menschheit zu kämpfen, die Schaar seiner Gegner erhebt, so daß der Dichter, der sonst in der Regel nur den natürlichen Horizont des freien Himmels kennt, hier den rechten Platz findet, wo die Reiche des Jenseits sich öffnen müssen.

Gleichzeitig mit diesen ernsten Tragödien hat Shakespeare eine Reihe von Dramen geschaffen, welche in mehr oder weniger ausschließlicher, aber alle in großartigster und vielseitigster Weise die Leidenschaft der Liebe behandeln. Waren schon einzelne der oben besprochenen Lustspiele diesem Thema gewidmet, so zeigt er jetzt in „Ende gut, Alles gut", auf Grund einer Novelle Boccaccio's, die Liebe von männischem Hochmuth und Standesstolz verschmäht, aber in ihrer Treue und Hingebung allem schnöden Verrath überlegen. Er stellt im „Kaufmann von Venedig", einer doppelten Liebesgeschichte die ganze Gemeinheit des Menschen gegenüber, in dessen Herzen das Geld alles Gefühl für Menschliches getilgt hat. Dabei findet hier der tragische Ernst der Verwickelung und die schwere Stimmung des Hauptthelden, des königlichen Kaufmannes Antonio, das wohlthuendste Gegengewicht in heiteren Nebenscenen und in der überraschenden Lösung des Ganzen. Weiter schildert Shakespeare im „Sommernachtstraum", einer bewunderungswürdigen, von Elfenduft und Mondscheinglanz gewobenen Allegorie, die Irrungen der blinden, aller Vernunft beraubten Liebe, die den Menschen in ein besinnungsloses Traumleben einspinnt; dabei paart sich die blühendste Einbildungskraft, wie sie in den Elfenscenen waltet, aufs anmuthigste mit dem, in der Darstellung des närrischen Treibens der kunstbeflissenen Spießbürger sich kund gebenden schalkhaften Humor. Vor allen anderen Stücken aber gehört hierher das classische Drama der Liebe „Romeo und Julia". Nachdem schon Arthur Brooke in seiner gleichnamigen poetischen Erzählung dem italienischen Novellenstoffe ein gutes Theil romanischer Convenienz und rhetorischen Flitters abgestreift hatte, gründete Shakespeare darauf dieses, in die volle Gluth des Südens getauchte Gedicht von einer dem Boden des grimmigsten Familienhasses entsprossenen, süßen Liebesblume, diese nothwendige Geschichte aller starken Liebe, die, in sich wahr und tief, nichts außer ihr mehr als bestimmend Mächte

des Daseins anerkennt, vielmehr übermüthig mit dem Verhängnisse spielt, an den Schranken der Convenienz rüttelt, mit ihrem eigenen Reiz allein beschäftigt, den Vorstellungen ruhiger Besonnenheit spottet und zu ihrem eigenen Verderben das über sie zur Tagesordnung weggehende Schicksal selbst herausfordert. Endlich liegen ganz an der Grenze dieser Periode noch diejenigen Lustspiele, in welchen des Dichters Witz und frohe Laune am muntersten spielt, während er darin, im Vergleich mit den früheren Comödien, zugleich eine entschieden höhere Stufe von Feinheit und Eleganz erstiegen hat: „Wie es euch gefällt", einem Schäferromane Lodge's nachgebildet; „Viel Lärm um nichts", auf dem Grunde italienischer Novellenpoesie erbaut; „Drei-Königs-Abend" oder „Was ihr wollt", theilweise wieder an die Menächmen erinnernd — lauter Stücke, deren köstlicher Humor noch jetzt wie perlender Schaumwein auf Phantasie und Gemüth der Zuschauer wirkt.

Dritte Reihe. Schon 1598, als etwa gerade die bis jetzt namhaft gemachten Stücke zur Aufführung gelangt waren, nennt Meres, an dem wir den bedeutendsten Anhaltspunkt für die Chronologie dieser Dichtungen haben, ihren Urheber den sowohl im Gebiete des Tragischen wie des Komischen bei Weitem ausgezeichnetsten unter den englischen Dichtern. Er bildete den Glanzpunkt in einem von Raleigh gestifteten Klub, wo er mit Fletcher, Beaumont und andern Literaten speiste und mit Ben Jonson Redeturniere hielt. Aber vergebens kämpfte der Anhang des Letzteren gegen die von Shakespeare repräsentirten Volkstheater an. Erst als nach Elisabeths Tode ein neues Regiment begann, war der Sieg des gelehrten Dichters wenigstens bei Hofe entschieden. Shakespeare verstand sich zwar in einem eigenen Epigramm nicht bloß, sondern auch in „Heinrich VIII." und „Macbeth" zu jenen Complimenten, die unumgänglich nothwendig waren, wenn dem hochmüthigen und stumpfsinnigen Stuart, welcher jetzt die Scepter von England und Schottland vereinigte, Interesse für die Kunst abgewonnen werden sollte. In der That wurde die Gesellschaft der Fletcher, Shakespeare, Burbadge gleich nach Jacobs Thronbesteigung als „königliche Diener" anerkannt, und die Vermögensverhältnisse des Dichters standen glänzend. Trotzdem zog er sich 1604 vom Theater, wo neue Talente aufgekommen und die alten Gönner fern getreten waren, zurück. Ein Versuch, ein Amt bei Hof zu erhalten, schlug fehl. Aber auch sonst noch müssen mannigfache düstere Eindrücke mitgewirkt haben, um der Reihe gereiftester Meisterwerke Shakespeare's, wie sie nunmehr das anbrechende siebzehnte Jahrhundert entstehen sah, einen so eigenthümlichen Stempel von Tiefsinn und Schwermuth aufzudrücken. Man darf zum Erweis dessen nur an das, schon in den letzten Jahren Elisabeths entstandene Gedankentrauerspiel „Hamlet" erinnern, welches nach Anleitung eines gleichzeitigen und gleichnamigen Stückes eine nordische Sage des Saxo Grammaticus dramatisirt. Diese letztere lieferte, an die Erzählung des Livius vom älteren Brutus anknüpfend, das Bild eines Prinzen, welcher, um den Usurpator des Reiches und Mörder

seines Vaters in Sicherheit zu wiegen und selbst keinen Verdacht zu erregen, sich wahnsinnig stellt, aber mitten aus dem Gewölke des Wahnsinns wieder Beweise einer überlegenen Intelligenz hervorleuchten läßt. Hieraus erwuchs für den Dichter die verlockende Aufgabe, tiefen Sinn und verborgene Weisheit in die Form scheinbar irrsinniger Reden und Handlungen zu legen. Schon im alten Andronicus hatte er eine ähnliche Mischung von Geistesstörung und unter den Ruinen hervorblickender raffinirter Verstellung gezeichnet. An die Stelle der unreifen, karikirten Jugendarbeit trat nun das vollendete Meisterwerk. Shakespeare hat in seinem Hamlet den sensitivsten und gedankenvollsten Menschen seiner ganzen Kunst, ja recht eigentlich sich selbst gezeichnet, den unter der Narrenjacke des Comödianten zum ernsten und genialen Beobachter des Treibens dieser Welt herangewachsenen Mann; er hat dem Publikum in fremder, ungeahnter Gestalt eigene Stimmungen, Gefühle und Gedanken vorgeführt. Ungefähr gleichzeitig sind wohl zwei Stücke entstanden, deren Stoffe Shakespeare der italienischen Novellensammlung des Giraldi (vgl. Bd. X, S. 338) entnommen hatte, „Maß für Maß“, ein in seiner Fabel peinliches, seinem Gedankengehalte nach schwerwiegendes, die Begriffe von Gerechtigkeit und Gnade in eine wahrhaft religiöse Beleuchtung rückendes Stück, und „Othello“, die Tragödie der Eifersucht, ein Gemälde von ganz schwarzen Schatten. Wieder aus Holinshed war der Stoff zu „Macbeth“ genommen; Shakespeare hat aus der Chronik die ganze Anlage, ja selbst ausgeführte Züge, wie das Gespräch zwischen Macduff und Malcolm, fast ohne Weiteres aufgenommen. Dennoch gehört gerade dieses Stück zu den best componirten, die er geschaffen hat. Es stellt sich auf den Boden einer mythologischen Vorzeit und zieht darum gleich von vorn herein übernatürliche Kräfte mit ins Spiel. Nie aber ist der grauenvolle Zusammenhang wahrer gezeichnet worden, in welchem naturgemäß der böse Gedanke, wenn ihn die Lust erst empfangen hat, zur That, und diese wieder zur Mutter einer Reihe gleicher Thaten wird, so daß das böse Werk nie ausgethan ist. Eine Alles wagende Heldennatur nimmt, gereizt von einem dämonischen Weibe, den hoffnungslosen Kampf mit den sittlichen Mächten auf, welcher sich aber der ehrgeizige Königsmörder je länger desto vergeblicher erwehrt, bis aus dem hochgemuthen „Bräutigam Bellona's“ eine in fieberhaftem Wahnsinn, in Seelenangst und Verrücktheit agirende Leichengestalt geworden ist. Gleichfalls in dieselbe graue Vorzeit versetzen uns zwei, der heidnischen Urgeschichte Britanniens entnommene Stücke, „König Lear“ und „Cymbeline“. Beide beruhen auf kunstvoller Combination von je zwei Quellen, Holinshed auf der einen, der gleichzeitigen Novellistik auf der anderen Seite. Der grausigen, erschütternden Tragödie, in welcher die leidenschaftliche Bosheit entarteter Kinder unendlichen Jammer über das graue Haupt eines in thörichter Verblendung handelnden Vaters bringt, tritt im anderen Stücke der romanhafteste und abenteuerlichste aller Stoffe gegenüber, bunte lebende Bilder, die fast nur zusammengehalten werden durch das Interesse, welches man

an Posthumus, der edelsten und idealst gehaltenen Gestalt unter des Dichters männlichen Charakteren, und der liebenswürdigen, jugendlichen Königstochter Imogen nimmt.

Ein ganz neues Gebiet beschreibt der also ins Alterthum zurücklenkende Dichtergeist in seinen Römerdramen. Shakespeare hatte die Biographien des Plutarch in der Uebersetzung des Thomas North gelesen, der gesunde Menschenverstand, den er hier fand, die schlichte Darstellung der menschlichen Dinge, der natürliche Pragmatismus — das Alles sprach ihm zu Kopf und Gemüth, und mit dem einfachsten Geschick löste er die schwierige Aufgabe, eine fast vollständige Abhängigkeit von der geschichtlichen Quelle mit der größten Freiheit des dichterischen Entwurfes zu verbinden, die nüchterne Historie zum freiesten Drama zu bilden. Dahin gehört „Coriolan", ein Werk, das sich schon durch den „gebändigten Titanenstyl" als Werk eines vollendeten Meisters verräth. Geht dieses Stück in die Zeiten der altrömischen Republik und des Kampfes ihrer Stände zurück, in welche es eine, in der Enge jener Verhältnisse geradezu unmögliche Riesengestalt von aristokratischem Stolz und Leidenschaft hineinstellt, so geben „Julius Cäsar" und „Antonius und Kleopatra" ein Bild von den mächtigen Parteikämpfen, aus welchen sich die monarchische Kaiserzeit entwickelte. Im ersteren Stücke spielt freilich nicht sowohl Cäsar als Brutus die Hauptrolle; die Handlung ist so wohlgefügt und durchsichtig, wie kaum in einer zweiten Tragödie Shakespeare's. Um so complicirter ist sie in dem andren Stück, wo die bewegte Leidenschaft der Helden sich gleichsam der Scenerie mittheilt, so daß man über dem vielen Großen und Kleinen, was geschieht, leicht den Faden verliert, der durch das Ganze leitet. Und dennoch ist über wenig Stücke mehr Glanz der Darstellung ausgegossen; lebhaft fühlt man sich in die Zaubergärten der in allen Farben schillernden Nilschlange versetzt. Der genialen Kokette Kleopatra stellt sich in dem gleichzeitigen Lustspiel „Troilus und Kressida" eine falsche Schöne von gewöhnlichem Schlage an die Seite; im Uebrigen beruht dieses Stück auf einer launigen Parodie der homerischen Heldenwelt und wirkt „wie ein neckischer Kobold" bald anziehend, bald entschieden abstoßend.

Die letzten Stücke, welche Shakespeare schrieb, ehe er 1612 von London schied, sind „Timon von Athen", „der Sturm", „das Wintermährchen" und „Heinrich VIII." Letztgenanntes Stück kann als Epilog zu den historischen Dramen gelten, wie „König Johann" als Introduction. Man sieht hier die Zeit der gräuelvollen Bürgerkriege dahinten liegen, den Feudalismus untergehen und die Morgenröthe einer neuen Zeit, da Verdienst und Tugend herrschen und unter Elisabeth „Gott in Wahrheit erkannt sein wird", anbrechen. Des Dichters Lebenstag dagegen neigte sich zu Ende. Vielfach liegt über seinen letzten Werken ein tiefer, gewichtiger Ernst, fast zu schwer, zumal für das bewegliche Spiel der komischen Muse. So schon im „Wintermährchen". Immer mehr verdunkeln sich die Schatten, bis endlich im „Timon" die Nacht hereinbricht. „Schief ist Alles" —

das ist der Grundton in der Geschichte des aus einer trugvollen Welt in die Einsamkeit sich flüchtenden Menschenhassers von Athen, ein bitterer Rest, den der dahinten liegende Jugendtaumel im Kelche des Lebens zurückgelassen hatte. Aber auch jetzt noch nimmt der unverwüstliche Dichter alle Hoheit seines Genius, allen Schmelz seiner Poesie zusammen in der malerischen und musikalischen Mannichfaltigkeit, die den „Sturm" auszeichnet — ein Zauberstück, zu welchem die Entdeckung der Bermudasinseln und wohl auch Jacob Ayrers „schöne Sidea" Veranlassung und Anregung geboten hatten. Noch einmal ist es hier in der Geschichte Ferdinands und Miranda's die unschuldige Liebe der Jugend, in deren Anschauen aller Bann sich löst. Wie aber Prospero am Schlusse des Stückes seinen Zauberstab vergräbt, so scheidet auch der größere Zauberer, der alle diese Gestalten aus dem Nichts hervorgerufen hatte, jetzt vom Publikum: „Nun sind zu Ende meine Zaubereien". Noch vier Jahre lebte er mit seiner Familie auf seinem Gute bei Stratford, vielleicht mit erschütterter Gesundheit. Seine Muse verstummte seither. Er starb angeblich an seinem zweiundfünfzigsten Geburtstag. 23. April 1616.

b. Shakespeare als Mensch und Dichter.

Shakespeare's dramatische Werke waren während seines Lebens nur vereinzelt und zwar in unberechtigten Ausgaben gedruckt worden. Erst sieben Jahre nach seinem Tode veranstaltete sein alter dramatischer Gegner Ben Jonson eine Gesammtausgabe (Folio) von Shakespeare's Werken, eingeleitet von einem glänzenden Hymnus, welcher dem Lebenden und dem Lobenden nicht minder zur Ehre gereicht als dem gelobten Todten. „Süßer Schwan vom Avon! Welch ein Anblick wäre es, dich in unsern Wassern noch in jenem Fluge zu sehen, welcher unsere Elisabeth und unsern Jacob so dahinriß! Doch nein! ich sehe dich als Sternbild in den Himmel versetzt. Dort leuchte, Stern der Dichter, und übe von da deinen Einfluß in Liebe und Strenge auf die sinkende Bühne, die seit deinem Tode getrauert hätte wie die Nacht oder der Tag der Verzweiflung, wenn du nicht das Licht deiner Werke hinterlassen hättest". Shakespeare selbst hat nur veröffentlicht, was Nicht-Dramatisches aus seiner Feder floß: die erzählenden Stücke und die beiden ihnen folgenden kleineren lyrisch-epischen Gedichte „der liebende Pilgrim" und „des Liebenden Klage"; endlich noch jene 154 Sonette, mit welchen er in die Reihe der oben besprochenen englischen Sonettisten eintritt. Zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Anlässen geschrieben, geben sie das treueste Bild von den inneren Umrissen seines Geistes, gleichsam einen musikalischen Auszug der Strömungen und Tonverschlingungen seines Seelenlebens. Die feine Dialektik, womit hier der Dichter mit seinen Empfindungen spielt, die oft bis zur Verschwommenheit zarte Zeichnung, das geniale Colorit dieser Verse sichert ihnen überdies auch in rein poetischer Beziehung eine selbständige Bedeutung neben den Dramen. In den meisten dieser Sonette redet er einen jener jungen Lords und Theaterprotectoren — nach fast allgemeiner Annahme den Grafen Southampton — an, und es ergibt sich daraus, daß er demselben in jeder Weise, nicht zum mindesten auch dadurch verpflichtet war, daß die Bewunderung und Freundschaft, die der vornehme Gönner dem Schauspieler widmete, diesen über das drückende Gefühl seines verachteten Standes emporhob. Man wird kaum in Abrede stellen können, daß der Dichter seinem Enthusiasmus hierüber die Zügel schießen ließ. Mag immerhin der verliebte Styl in dem complimentirsüchtigen Charakter der Zeit, der einen ungemessenen Ausdruck der Schmei-

1623. Die Sonette. Graf Southampton 1573—1624.

chelei und Zärtlichkeit forderte, seine Erklärung finden, so ist doch richtig, daß man dem Dichter an mehr als einer Stelle seinem vornehmen Freunde gegenüber ein männlicheres Selbstgefühl, ein stolzeres Bewußtsein seines eigenen Werthes wünscht. Nur hier und da einmal erhebt derselbe sich zu der Zuversicht, daß seine Werke dem Tod trotzen und als Denkmal auch für den Freund die Gegenwart überleben werden. Ueberhaupt aber geht ein Ton der Schwermuth, ein verunglücktes und unbefriedigtes Gefühl durch diese fein empfundenen, beziehungsreichen und gedankenschweren Lieder. Sie gewähren einen, das vollste Mitgefühl in Anspruch nehmenden Einblick in das oft schwere Ringen des Geistes mit dem „sündigen Staub", lassen ein aus tiefster Brust sich losringendes Seufzen nach „Neuschaffung" vernehmen und können überhaupt als die Acten jenes sittlichen Umschwunges gelten, welchen auch die dramatischen Meisterwerke des Dichters, wenn man die frühesten mit den spätesten vergleicht, erkennen lassen.

Schon im Hinblick auf die Dramen darf gesagt werden, daß kein anderer Dichter so sehr gewühlt hatte in dem der gebüßten Lust folgenden Schmerz des Abscheu's. Er ist unübertrefflich und unerschöpflich in Schilderungen des hohläugigen Bankrottirers, des lahm gelaufenen Pferdes, das zuvor ausgerissen war u. s. f. Wahrhaft classischen Ausdruck aber hat Shakespeare diesem bittersten Gefühle in den Sonetten, z. B. dem hunderteinundzwanzigsten, gegeben. Auch der Anfang des hundertundzehnten sagt mehr als eine umständliche Biographie thun könnte, indem zugleich auch die tröstliche Kehrseite ans Licht tritt:

Ach wohl ists wahr, ich schwärmte her und hin,
bot mich der Welt zum Spielzeug, in die Seele
schnitt ich mir selbst, gab Höchstes wohlfeil hin,
mit neuen Trieben mehrt ich alte Fehle.
Sehr wahr ists: fremd und schielend und bedingt
sah ich die Wahrheit. Doch, bei allen Mächten,
dies Straucheln hat mein Herz mir nur verjüngt.

Offenbar brauchte Shakespeare ungewöhnlich viel Zeit, um innere Entwickelungsphasen und Gährungszustände durchzumachen; sein wunderbar sinniges Gemüth sah Reiz und Interesse auch in Dinge, Personen und Situationen hinein, die jeden andern bald genug gleichgültig gelassen oder angewidert hätten. Es ist ihm im hundertneunzehnten Sonett selbst entsetzlich, wie an allen Dingen er gehangen hat. Ein ungewöhnlich reicher Gemüthsfond ließ ihn Liebenswürdiges auch da erkennen, wo es unendlich feinen Körnern edeln Gesteins gleich, dürftig in die groben Erdmassen gesprengt. Wirklicher Hoheit aber kam die ungetheilteste, ja bedürftigste Empfänglichkeit, das sehnsüchtigste Verständniß seiner Seele, der volle Zug seines Genius entgegen. So heißt es im fünfundachtzigsten Sonette:

Mein volles Herz kann nicht mit Worten kramen,
es ist ein ungelehrter Sacristan,
und, stimmt ein hoher Geist ein Loblied an,
voll Kunst und Schwung, so sagt es stets nur: Amen.

Als Kehrseite zu solch liebenswürdiger Weltoffenheit erscheint bei einer so zartbesaiteten Natur unvermeidlich jener elegische Zug, jener trübsinnige Anflug, der die Sonette ganz beherrscht, aber auch in jedem seiner Dramen irgendwie und irgendwo, in den späteren fast vorwiegend sich zu erkennen gibt. Weiche melancholische Accorde bilden die Grundstimmung seiner Seele; nicht selten schwellen sie sogar zu düstern und wilden Melodien an und scheuen selbst grelle Dissonanzen nicht. Noch mehr als etwa ein Abglanz göttlicher Weisheit ist ihm die Welt ein Chaos unlösbarer, aber herzzerschneidender Widersprüche. Noch mehr als ein Beitrag zur Verwirklichung der höchsten Zwecke, ist ihm das Menschenleben ein Schauplatz „zähmender Schicksalsschläge", „eine Schule selbstempfundenen Grams". Wie sein Heinrich IV. blickt er an zahllosen Stellen

auf die dunkeln Seiten im Schicksalsbuche der Menschheit müde und aufgerieben, mit lebenssatter Bitterkeit hin:

> Der frohste Jüngling, diesen Fortgang schauend,
> wie hier Gefahr gedroht, dort Leiden nah'n —
> er schlöß' das Buch und setzte sich und stürb'.

Es ist kein Zweifel, daß ihn, was ihm das Leben versagte, tiefer schmerzte, als ihn erfreute, was es ihm bot. Man würde aber irre gehen, wenn man daraus auf eine anspruchsvolle, vom stolzen Bewußtsein ihrer Vorzüge geschwellte Persönlichkeit schließen wollte. Im Gegentheil rühmen die Zeitgenossen seiner späteren Jahre neben maßvoller Würde des Auftretens seine Sanftmuth. In wenig Menschen dürfte so viel vorgegangen sein, wie in ihm. Aber während er eine lange Reihe von Jahren schwer genug trug an der Last seines „verstoßenen Standes", während ihn bitter genug das „Brandmal" seines eigenen Leichtsinnes schmerzte, suchte er keine Rettung dort, wo Hunderte in seinem Fall und mit einem geringen Bruchtheil seiner geistigen Ausrüstung sie gesucht haben würden: im stolzen Genusse des unantastbaren eigenen Werthes, der unter keinen Widerwärtigkeiten erliegenden Productionskraft. Er weiß es zwar, daß Selbstliebe seine „angeborene Sünde", Leidenschaft sein „alter Fehler" ist; er „kennt am besten seine schwachen Seiten"; eben deßhalb sehen wir ihn aber auch, wo ihn eine Art von Selbstgefühl überschleichen will, es doch bald zurückschieben mit derjenigen Verachtung, welche andere in ähnlichem Falle nur der äußeren Welt, den Menschen zuzukehren pflegen. Er sieht die Zeit kommen, „wo gelbe Blätter oder wenige oder gar keine an diesen, im Frost zitternden Zweigen hängen"; es fällt ihm auch jetzt nicht ein, die vielen grünen, deren Laubkrone sich so stolz gen Himmel hebt, um so sorgfältiger der Bewunderung auszustellen. Er beweist vielmehr durchaus die Sorglosigkeit des echten Genius bezüglich des Schicksals seiner Productionen. Er ist innerlich zu groß, zu sehr auf das Höchste angelegt, um das Gefühl der Unzulänglichkeit und Beschränktheit aller irdischen Loose in Eitelkeit und Selbstanbetung bemeistern und ersticken zu können. Die beständige Klage über seines „Standes Schimpf" ist zugleich eine Klage um die nicht zur vollen Entfaltung gelangten oder gar verkümmerten Seiten seines inneren Menschen. Denn auch der poetische Genius bedarf für seinen Flügelschlag der freiesten Atmosphäre. Jenes Selbstgefühl, das er der Gunst eines adligen Jünglings, der ihn aus dem Dunkel hervorgezogen, verdankte, reicht eben nur hin, um ihn das noch viel vollere Maß von schaffender Freude und dichterischem Hochgefühl ahnen zu lassen, davon er sich getragen gefühlt haben würde, wenn ihm das Schicksal einen anderen Bildungs- und Lebensgang beschieden, wenn es ihm gestattet hätte, ungescheut die Höhe des Lebens zu ersteigen. Statt dessen nahm er immer nur eine Ausnahmsstellung in der bürgerlichen Gesellschaft ein. Er bewegte sich in einem engen, freilich heftig bewegten und an Anregungen fruchtbaren Kreise. Immerhin aber beschränkten sich seine praktischen Erfahrungen im Wesentlichen auf das Theaterwesen. Zu Staat, Kirche und Gemeinde hatte sein Stand kein Verhältniß. Daher sein Reichthum an äußerer Lebenserfahrung gewisse Schranken erkennen läßt. Der Zutritt in ehrbare Familien, der Umgang mit edeln Frauen war ihm versagt. Er lernte nicht, wie etwa ein Göthe, die menschliche Gesellschaft und den tiefgreifenden Einfluß, welchen sie auf ihre einzelnen Glieder ausübt, genau und allseitig kennen; er steht zwar nicht an Menschenkenntniß, aber an Kenntniß des Weltlaufes sogar hinter manchem, sonst keineswegs ebenbürtigen Dichter zurück. Daher das keineswegs geringe Maß von Eindrücken des Unwahrscheinlichen, ja des Unmöglichen, wovon zwar nicht seine Charakterzeichnung, aber seine Darstellung der Handlung begleitet erscheint. Alles ist bei ihm Charakter, Leidenschaft und Schicksal. Das abschwächende und einschränkende Gegengewicht, das

Shakespeare's Persönlichkeit.

in der Gesellschaft und in der Verkettung der Umstände liegt, der reale Pragmatismus des menschlichen Geschehens tritt verhältnißmäßig zurück. Aber freilich stehen gerade darum seine Gestalten auch wieder so großartig und gewitterklar, so unmittelbar verständlich selbst für die Masse vor uns da. Daher der gigantische Charakter, der kolossal gehobene Bau derselben. Sie können fast alle mit Richard III. sagen: „Mir schwellen tausend Herzen in der Brust.“ Und wie die handelnden Personen, so auch die ganzen Stücke. Auch ein so nüchterner Kritiker wie Rümelin sagt: „Es fehlt an den lahmern und schwungloseren Stellen, die sonst fast in allen größeren Dichtungen ein zeitweises Ausruhen gestatten; der Geist und das Feuer des Dichters schlägt immer aus allen Poren“. Alles macht den Eindruck des Vollen, Gedrungenen, Gesättigten, ja des Ueberreichthums und der Hypersthenie. Kein Dichter ist daher sorgfältiger gelesen, an keinem ist mehr gerathen und gedeutet, ja wahrhaft experimentirt worden, und noch heute hat sich das Interesse, des ganzen Beziehungsreichthums seiner Gedanken sich zu bemeistern, nicht erschöpft. Dasselbe macht sich u. A. in dem Bestreben geltend, die Lehre oder Moral ausfindig zu machen, welche bewußt oder unbewußt dem einzelnen Stücke zu Grunde liegen sollen. Sich von dieser Seite das Verständniß Shakespeare's erschließen zu wollen, sah man sich besonders durch Göthe veranlaßt. Seitdem dieser im „Wilhelm Meister“ die Aufgabe, die sich der Dichter im „Hamlet“ gesetzt, dahin formulirt hatte, eine Seele zu zeichnen, auf die eine That gelegt sei, der sie sich nicht gewachsen fühlt, ist der nach vorherrschender Auffassung blasirte, grübelnde, unentschlossene Charakter des Prinzen von Dänemark, welcher den Tod seines Vaters an dem König, seinem Mörder, zu rächen hat, aber selbst darüber zu Grunde geht, Gegenstand unablässiger Beobachtung und Sondirung der Kunstkritiker geworden, und hat das seltsam hinter Humor, Ironie und Tollheit verschleierte Räthsel dieser Dichtung die mannigfaltigste, ja entgegengesetzteste Lösung gefunden. Ebenso hat man mit gleichem Aufwande von Scharf- und Feinsinn z. B. im „Kaufmann von Venedig“ bald das Wesen der Freundschaft, bald das Verhältniß der Menschen zum Besitz, bald den Satz, daß das höchste Recht dem höchsten Unrecht gleich komme, ausgeführt gefunden.

Shakespeare's dichterische Größe.

Gewisser als alle diese Deutungen am Einzelnen ist, daß Shakespeare im Großen und Ganzen sich bei seinen dramatischen Dichtungen in erster Linie von den Rücksichten auf das Theater leiten ließ. Das Bedürfniß der Bühne war für ihn der erste Antrieb des Dichtens, die Wirkung auf der Bühne sein bewußtes Ziel. Allen Dichtern, die man je mit ihm hat in Vergleich bringen wollen, ist er zum mindesten überlegen in der Technik des Drama's. „Er wußte vortrefflich — sagt Rümelin — was wirkte und was nicht; in wenigen Scenen weiß er die Handlung rasch und leicht zu exponiren, die Verwickelung und den Umschlag klar und spannend durchzuführen, in der Katastrophe das erschütternde und versöhnende Moment zum vollen Ausdruck zu bringen“. Darum ist aber auch das Theater, wie wir sahen, die einzige Lebens- und Kunstschule dieses Dichters gewesen. Andere Dichter, andere Autoren mögen vielseitiger sein; als Dramatiker dagegen steht Shakespeare am höchsten. Dazu machten ihn seine reiche und tägliche Bühnenerfahrung als Schauspieler, Regisseur, Zuschauer, sein beständiger Umgang mit Schauspielern, sein Wetteifer mit den ersten Bühnendichtern Londons. Er wußte auf was es ankam, und was als Nebensache behandelt werden durfte, um die dramatische Wirkung sicher zu stellen. Darum ist der Zusammenhang des Ganzen stets übersichtlich und verständlich, während die Einzelnheiten mit vollem Behagen eben so lange und breit ausgeführt sind, als es die Rücksicht auf die Zuschauer gebot. Es ist also der praktische Bühnendichter, welcher sich in jener relativen Selbständigkeit der einzelnen Glieder kund gibt, die Anlaß zu so mannigfachen Combinationen und Ausdeutungen

des Ganzen werden konnte. Man streitet, ob Shakespeare größer sei im Lustspiel oder im Trauerspiel. Wie ihm die Wirklichkeit als eine heitere Welt des Scheins, jedoch mit ernster, ja düsterer Grundlage erschien, so ist Tragisches und Komisches auch in seinen Stücken gemischt. Die meisten sind Schauspiele, welche eine große Idee mit einem tragischen Anklange in sich tragen, aber zu befriedigendem Ende führen.

Wie sehr übrigens die Urtheile über den Werth der 34—37 echten Stücke, die wir besitzen, auseinander gehen mögen: darin findet doch, seitdem das Verständniß des Dichters wieder erwacht ist, eine fast allgemeine Uebereinstimmung der Sachverständigen statt, daß Shakespeare, so sehr er ein Kind seiner Zeit und den Bedingungen derselben unterworfen war, doch riesenhaft hinausgewachsen ist über alle seine dichterischen Zeitgenossen. Schon die fast unvergleichliche Theilnahme, die ihm das neunzehnte Jahrhundert widmet, beweist, daß er der erste eigentlich moderne Dichter ist. Er steht, wie man in der romantischen Schule dies so auszudrücken liebte, auf der Grenzscheide zweier Weltalter und überschaut mit ebenso sicheren Blicken die Herrlichkeit, Größe und Kraft der untergehenden Feudalwelt und des verschwindenden Ritterwesens, wie er mit prophetischem Geiste die aus der Reformation sich entwickelnde neue Welt der selbstbewußten Sittlichkeit und des weltbeherrschenden Verstandes umfaßt. Gervinus steht sogar nicht an, Shakespeare einen sittlichen Führer der Menschheit, den wählenswürdigsten für Welt und Leben zu nennen; die an ihn sich anschließende deutsche Richtung der Shakespearefreunde sieht in dem großen Briten vorzugsweise den „Dichter der Würde", der die Poesie stets in den innigsten Verband mit der Sittlichkeit setzte und niemals den leeren Strunk des Lasters überblümte und der Häßlichkeit des Bösen den Grazienschleier überwarf. Ja selbst einen religiösen Genius oder aber auch den Propheten einer neuen Philosophie des innerweltlichen Gottes hat man in Shakespeare gesucht. Die historische Betrachtung muß sich darauf beschränken, ihm das erste und entscheidendste Erforderniß des dramatischen Dichters im eminentesten Grade zuzuschreiben, die Gabe das eigene Selbstbewußtsein zu vervielfältigen, die mannigfaltigsten, weit auseinander liegenden Lebensbilder zu zeichnen, eine bunte Reihe der eigenthümlichsten Gestalten, an denen jeder Nerv agirt und reagirt, vor uns hinzustellen und uns durch die Macht des beflügelten Wortes zur Nachbildung seiner Visionen zu nöthigen. Mag sich der Dichter an geschichtliche Ereignisse oder an bekannte Novellen anlehnen, immer beherrschen seine Dramen die menschliche Natur und ihre Geschicke von allgemeinen Gesichtspunkten aus. Sie entfalten in der Zeichnung der hohen wie der niederen, besonders aber auch der gemischten Charaktere eine alles Dagewesene überwältigende Meisterschaft. Die Handlungen entwickeln sich naturgemäß aus den Eigenschaften, Gesinnungen und Leidenschaften der Handelnden; was in der innersten Tiefe des menschlichen Herzens seinen Sitz hat, tritt mit überraschender Wahrheit ans Licht. Seinem Ohr war das Säuseln des Frühlingswindes und der tosende Schlachtenlärm der Geschichte gleich verständlich. Solche Fähigkeiten und Leistungen lassen sich allerdings nur unter der Voraussetzung verstehen, daß Shakespeare ein voller und echter Mensch war, in dem alle Triebe und Regungen der Gattung mit energischem Pulsschlag strömten, während der Drang, nach außen sich Bahn zu brechen, gemildert und gehemmt war von einer angebornen Neigung, die sämmtlichen Eindrücke der Außenwelt nach innen zurückzunehmen, sie von ihrem thatsächlichen Anlasse und dem Erdgeschmack der gewöhnlichen Erfahrung zu befreien, sie im freien Spiel der Einbildungskraft abzurunden und zu ergänzen. Aber auch so hätten sie nicht diese Form einer bewunderungswürdig gehobenen Rede gefunden, wenn dem Dichter nicht zugleich eine ebenso riesenhafte und schrankenlose Phantasie wie ein feines Sprachgefühl zu Gebote gestanden hätten. Denn in der Behandlung der Sprache — um damit anzufangen — ist Shakespeare einer der

größten Meister aller Zeiten. Dem Starken und dem Erhabenen, wie dem Gefälligen und Zarten, weiß er angemessene Worte zu leihen. Stand, Bildung, Charakter und Gemüthsstimmung der Sprechenden geben sich schon in der verschiedenen Ausdrucksweise kund. Reimlose fünffüßige Jamben bilden sein gewöhnliches Versmaß, das aber nicht selten von lyrischen Klängen unterbrochen wird oder zur Prosa herabsinkt, wie der jeweilige Inhalt es fordert. Ihren vollen Perlenglanz verdankt diese Sprache aber in letzter Instanz der glücklichen, rastlos beweglichen Phantasie des Dichters und ihrem unvergleichlich kühnen Schwung, dem man bald mit Entzücken, bald mit Befremden, immer aber mit Bewunderung folgt. Wie Midas verwandelt er Alles in Gold, was sein Finger betastet. „Seine Rede berührt den Boden der gemeinen Sprechweise gar nicht; sie bewegt sich frei und leicht mit energischem Flügelschlag in der luftigen Region des idealen Ausdrucks ... Ihm strömen Gedanken und Bilder in solcher Menge zu, daß die Rede Mühe hat zu folgen und durch das Gedränge verschlungener Beziehungen dunkel und unwirksam werden kann ... Die Diction bewegt sich gern an der Grenze des Ueberladenen und Hyperbolischen hin und überschreitet sie leicht und oft. Die Stellen aber, wo ihn seine Feuermuse trägt, ohne jene zarte Grenzlinie zu berühren, stehen auf dem Höhepunkt seiner und wohl auch aller Poesie."

IX. Abfall der Niederlande und Entstehung des holländischen Freistaats. Zweite Periode.

Literatur. Die historische Literatur, die S. 130 und 131 angegeben ist, gilt auch für die folgende Periode. Das ausführliche Werk von J. L. Motley, das sich an das früher erwähnte, bis zur Ermordung Wilhelms von Oranien führende Buch Rise of the Dutch republic anschließt, führt den Titel: History of the United Netherlands cet. in IV volumes. London 1867, wozu noch im Jahr 1874 zwei weitere Bände kamen: The life and death of John of Barneveld advocate of Holland cet. Lond. 1874. — Ein geistreicher Abriß des geschichtlichen, politischen und commerciellen Lebens findet sich in „Historische und politische Aufsätze von Heinrich v. Treitschke", Leipzig 1871. 4. Aufl. unter dem Titel: „Die Republik der vereinigten Niederlande".

1. Die Niederlande unter dem Statthalter Requesens y Zuñiga.

Luis de Requesens.

Der neue Statthalter, Don Luis de Requesens y Zuñiga, in dessen Hände nach Alba's Abgang der Oberbefehl über die niederländischen Provinzen überging (S. 215), schien die geeignete Persönlichkeit zu sein, das erschütterte Ansehen seines Monarchen wieder aufzurichten: Er hatte sich in Granada und bei Lepanto als tapfern Kriegsmann gezeigt; er hatte als Gouverneur von Mailand Erfahrung in der Verwaltungskunst gesammelt; und was ihm bei dem Hofe vor Allem empfahl, war die von Philipp so hochgeschätzte Geschicklichkeit, sich gänzlich in die Ansichten und Gedankenkreise des Königs zu fügen, völlig in dessen Pläne, Regierungsmethode und Geschäftsmechanismus einzugehen, dessen Ideen und Vorsätze zu errathen und darnach zu handeln. Auch kam es ihm zu Statten, daß selbst in den treugebliebenen Städten und Provinzen Alba und seine Schreckensregierung allgemein verabscheut war und daß man in dem Nach-

folger den Träger einer Politik der Versöhnung und der Milde erblickte, wie von Madrid aus mit einer gewissen Ostentation verbreitet ward.

Und doch war die Handreichung, die der König und sein Staatsrath so geflissentlich verkündigen ließ, mehr Schein als Wahrheit. In den Niederländern sollte der Glaube eines Systemwechsels erzeugt werden, während man in Madrid nur die Personen und Formen zu verändern, keineswegs aber die ursprünglichen Pläne und Tendenzen aufzugeben gewillt war. Wie bei seinem Regierungsantritt war König Philipp auch jetzt noch entschlossen, in den burgundischen Provinzen dasselbe politische System, dieselbe hierarchische Staatskirche festzuhalten, wie in den übrigen Theilen seines Reiches; weder die nationalen Institutionen von ehedem, noch der neue Grundsatz von Gewissens- und Lehrfreiheit fanden Gnade vor seinen Augen, die unbedingte Souveränetät des Königs und die ausschließliche Geltung der römisch-katholischen Religion blieben nach wie vor die Fundamentaldoctrinen der spanischen Politik. Nur sollte diese Politik jetzt nicht mehr mit so herausforderndeer Gewalt, nicht mehr auf so blutigen Wegen einhergehen; die Ziele und Zwecke, die Alba nach des Königs Willen verfolgt hatte, sollten bestehen bleiben, aber die Methode, die Mittel der Ausführung sollten in mildere Formen gekleidet, sollten weniger anstößig gemacht werden. Dazu rieth schon die äußere Politik. Denn es war kein Geheimniß, daß man am Pariser Hof hinsichtlich der Niederlande wieder auf die Idee zurückgekommen war, die man vor der Bartholomäusnacht gehegt hatte. Spanische Politik.

Als Requesens in Brüssel ankam, war der Krieg noch im vollen Gang und die Lage der Royalisten wenig tröstlich. Eine Armee von 62,000 Mann, meistens geworbene Söldner, verlangte die laufende und die rückständige Löhnung, und doch waren alle Kassen leer. In Middelburg, der einzigen Stadt auf Walcheren, die sich noch im Besitz der Spanier befand, wurde der tapfere Kriegsoberst Mondragon schon längere Zeit von den Oraniern enge belagert, so daß Mannschaft und Bürger dem Hungertode nahe waren. Nur durch raschen Entsatz konnte die Stadt gerettet werden. Dazu wurden auch alle Anstalten getroffen; der Statthalter begab sich selbst nach Bergen op Zoom und der kühne Romero leitete das Unternehmen. Allein die Flotte, welche den Zugang erzwingen sollte, wurde mit großen Verlusten zurückgeschlagen und Mondragon sah sich zur Uebergabe der Stadt genöthigt; doch gewährte Oranien dem tapfern Commandanten und der Garnison freien Abzug. Gerne hätten damals die niederländischen Royalisten, Viglius, Aerschot, Noircarmes u. A. ein friedliches Abkommen bewirkt, und sie sparten keine Mühe, den Prinzen zur Handreichung zu bereden; selbst St. Aldegonde, dessen Muth und Vertrauen durch die spanische Gefangenschaft herabgestimmt und gebrochen war, unterstützte ihre Bestrebung; allein Oranien konnte zu der spanischen Politik kein Vertrauen fassen; er wußte, daß König Philipp niemals zu den drei Bedingungen, unter denen nach seiner Ansicht allein der Friede möglich wäre, Entfernung der fremden

Lage und Stimmungen. 21. Febr. 1574.

Truppen, Herstellung der alten Verfassung und Landrechte, und Gewährung religiöser Freiheit, seine Zustimmung ertheilen, daß er den Reformirten nur die Wahl zwischen Bekehrung und Auswanderung lassen würde. Und das sollte den Holländern, die aus Krämern und Fischern Kriegshelden geworden, als Lohn für ihre Aufopferung, für ihren Todesmuth, für ihr Vertrauen auf ihren Gott und ihren Fürsten geboten werden! Wie schwierig immer auch Oraniens Lage war, nur um den Preis politischer und religiöser Freiheit und Selbstbestimmung wollte er die Hand zum Frieden bieten.

Fortgang des Kriegs. Die Schlacht auf der Mooker Haide.

So mußte denn der Kampf seinen Fortgang haben. Aber wie sollten die armen erschöpften Provinzen Friesland, Holland, Zeeland, die spanische Macht allein auf die Dauer bestehen? „Vor meiner Ankunft", so ließ sich Requesens gegen den König vernehmen, „konnte ich nicht begreifen, wie die Rebellen so beträchtliche Flotten zu unterhalten vermöchten, während Ew. Majestät keine einzige zusammenbringen könne. Jetzt aber sehe ich, daß Leute, die für ihr Leben, ihre Familie, ihr Eigenthum und ihre falsche Religion, kurz für ihre eigene Sache fechten, schon zufrieden sind, wenn sie blos Rationen und keine Löhnung erhalten." Aber selbst bei solcher Hingebung und Opferwilligkeit waren die Kräfte zu ungleich. Wilhelm mußte daher sich nach äußerer Unterstützung umsehen: er ließ in England, in Frankreich, in Deutschland für sich arbeiten. Da kam es ihm denn sehr zu gute, daß sein Bruder Ludwig immer noch einflußreiche Verbindungen am französischen Hof hatte; daß nicht blos die Hugenottenhäupter, daß auch Glieder der Königsfamilie mit besonderer Theilnahme auf die burgundischen Provinzen blickten, die sie so ungern unter der spanischen Herrschaft sahen. Auch die Königin Elisabeth schaute mit warmem Interesse über den Kanal. Allein während die kluge vorsichtige Inselbeherrscherin noch mit ihrer Hülfe und Einmischung zurückhielt, der Kaiser Maximilian und die deutschen Fürsten nur fromme Wünsche und Fürbitten vorbrachten; erhielt Ludwig von Nassau in Frankreich heimlich Geldunterstützungen und der Durchzug des zum König von Polen erwählten Herzogs von Anjou bot manchem französischen Kriegsmann Gelegenheit, in oranische Militärdienste zu treten. Bald konnte Ludwig ein beträchtliches Söldnerheer unter seinem Banner mustern; und sobald die erste Frühlingssonne die Schnee- und Eisdecke von Wegen und Flüssen verschwinden machte, zog er vom Rhein an die Maas, um sich mit dem Bruder zu vereinigen und zum drittenmal in das Herz der spanischen Niederlande vorzudringen. Aber auch über diesem Versuche waltete, wie über den früheren, ein Unstern. Eine dünne Eisdecke, stark genug um Fahrzeuge fern zu halten und doch nicht dicht genug, um Züge von Bewaffneten auf dem Rücken zu tragen, verzögerte den Zug und machte es dem spanischen Feldherrn Avila möglich, mit einem zuverlässigen Heer in Limburg einzurücken, und nachdem er auf einer in der Eile aufgeschlagenen Schiffbrücke die Maas überschritten, auf der Haidefläche, in welcher das Dorf Mook lag, dem von Süden heranziehenden

Feinde eine Schlacht zu liefern, die nach einigem Schwanken zu Gunsten der 14. April 1574.
Spanier entschied. Die Armee, durch Meuterei und Insubordination in ihrer Kraft gebrochen, erlitt eine vollständige Niederlage; was nicht den Waffen erlag oder in den Sümpfen oder Wellen der Maas oder in den angezündeten Bauernhütten umkam, wurde zersprengt oder gefangen. Schon war Alles verloren, als sich der kühne Graf Ludwig, sein Bruder Heinrich und der junge Pfalzgraf Christoph, Friedrichs III. Sohn, in das Getümmel stürzten und im ritterlichen Kampfe den Tod fanden, ehrliche deutsche Soldatenherzen, die für Gottes Ehre und eigenen Mannesruhm kämpften. Das Nassau-Oranische Fürstenhaus mußte den Boden, den es einst beherrschen sollte, mit seinem Blute theuer erkaufen. So verhängnißvoll war die Schlacht auf der Mooker Haide, daß der astrologische Aberglaube der Zeit in himmlischen Zeichen ihre Vorbedeutung erkannt haben wollte.

Die Niederlage der Oranier war hauptsächlich durch die Zuchtlosigkeit des Söldnerunwesen.
Söldnerheeres herbeigeführt worden; und nun sollten die Sieger dasselbe Mißgeschick erfahren. Das gemischte spanische Heer, das dreijährige Soldrückstände zu fordern hatte, sagte den Obersten den Gehorsam auf, wählte einen neuen Befehlshaber nach seinem Sinne und bemächtigte sich der Stadt Antwerpen. Durch ein befestigtes Lager gegen Ueberfälle gesichert, nahmen die Soldaten einzeln oder truppweise Wohnung bei den Bürgern, die sie durch Drohungen und Mißhandlungen zur Lieferung von köstlichen Weinen und Speisen zwangen, der Schwelgerei noch Ungebühr aller Art hinzufügend. Vergebens suchte Requesens sie durch Versprechungen von Abschlagszahlungen zu beruhigen; ihre Forderungen gingen weiter; schon drohte sich die Meuterei auch in die Citadelle zu verbreiten. Da wurde der Generalgouverneur endlich durch eine Bewilligung von vierhunderttausend Kronen von Seiten der Bürgerschaft in die Lage gesetzt, durch Abtragung der Rückstände in Geld und Kleidungsstoffen die gelockerte Disciplin herzustellen. Damit war ein gefährliches Beispiel aufgestellt, das von der Zeit an noch oft genug wiederholt ward und die Drangsale der Niederländer wie die Verlegenheiten der Regierung in gleichem Maße vermehrte. Eine Soldatengemeinde, oft mit Weibern und Kindern im Gefolge, welche wohlhabende Bürgerstädte zum Schauplatz ihrer Excesse und rohen Lüste machen und nach einem mehrwöchigen Leben in Müßiggang, in Saus und Braus den obrigkeitlichen Autoritäten Erfüllung ihrer Wünsche und Forderungen und die Zusicherung einer Amnestie abtrotzen konnte, war eine Geißel für das Volk wie für die Regierung, daher denn auch von der Zeit an die Entfernung der fremden Truppen bei allen Unterhandlungen und Ausgleichungsversuchen unter den Forderungen der Provinzen obenan standen.

Schon vor der Schlacht auf der Mookerhaide war die Stadt Leyden von Der Heldenkampf von Leyden. 1574.
den Spaniern belagert worden. Beim Anzug Ludwigs sah sich aber Avila genöthigt, zur Verstärkung des Hauptheers die Einschließungstruppen abzurufen.

So erlangten die Leydener eine kurze Befreiung, die sie zur Mehrung ihrer Proviantvorräthe anwendeten, jedoch nicht in dem Umfang wie sie gekonnt hätten, vielleicht weil sie zu sicher auf den Sieg ihrer Verbündeten rechneten. Nach gewonnener Schlacht rückte nun der Feldhauptmann Valdez mit einer ansehnlichen Heerabtheilung, meistens spanische Veteranen, aufs Neue vor die Stadt, die bald mit einem Gürtel von Festungswerken auf den Dämmen von jeder Verbindung nach Außen abgeschlossen war.

Die Amnestie verworfen.

Den Waffen sollte die königliche Gnade zur Seite stehen. Der Generalgouverneur Requesens hatte schon durch die Aufhebung des „Zehnten Pfennigs" und durch die faktische Einstellung des „Raths der Unruhen" angedeutet, daß die neue Regierung in anderem Geiste geführt werden sollte; jetzt rückte er noch mit einem wirksameren Geschütz ins Feld: Er veröffentlichte am 6. Juni (6. Juni 1574.) eine mit des Königs Siegel und Unterschrift versehene Urkunde, in welcher allen, die reuig in den Schooß der katholischen Mutterkirche zurückkehren würden, volle Amnestie zugesagt war; eine Bulle des Papstes, die das Zugeständniß bekräftigte, sollte dem Gnadenakt Nachdruck verleihen. Allein der reformirte Glaube, der mit dem Haß gegen die Spanier und dem Abscheu gegen den Religionsdruck zu einem die ganze Seele beherrschenden Lebensprinzip geworden war, wurzelte bereits so tief in den Herzen der Holländer, daß die unter solcher Voraussetzung verheißene Amnestie geringen Eindruck machte: „So lange ein Mann im Lande lebt, wollen wir für das Wort Gottes und für unsere Freiheit kämpfen", so lautete die Antwort der Leydener Bürgerschaft, die entschlossen war im Vertrauen auf Gott und auf die Hülfe Oraniens mit einigen tausend Stadtsoldaten und Freiwilligen der spanischen Kriegsmacht Trotz zu bieten. Dem Ausspruche des despotischen Königs: „lieber keine Unterthanen als ketzerische", setzten die Holländer die Antwort entgegen: „lieber verdorbnes als verlornes Land!"

Einschließung der Stadt.

Wilhelm, welcher sich während der Belagerung abwechselnd in Delft und Rotterdam aufhielt, that das Unmögliche, um, wie er versprochen, innerhalb drei Monaten die Stadt zu entsetzen und den Hungernden Lebensmittel zuzuführen. Leyden lag inmitten weiter herrlicher Wiesenflächen, die einst durch menschliche Kunst dem Meere abgerungen waren, umgeben von einem Kranze reicher Dörfer, freundlicher Landhäuser, blühender Gärten und Fruchtstücke. Der „Alt-Rhein" durchfloß trägen Laufes die Stadt, sie durch zahllose Kanäle in eine Menge kleiner Inseln zertheilend. Auf einem künstlichen Hügel in der Mitte erhob sich von Obstbäumen und Eichen umgeben ein alter Thurm, der aus Römerzeiten stammen sollte. Von dort aus richteten die Einwohner oft ihre sehnsüchtigen Blicke in die Umgegend, um die verheißene Hülfe zu erspähen. Diese konnte ihnen nur kommen, wenn die von spanischen Forts bewachten Dämme, welche die Stadt vor den Fluthen des Oceans schützten, durchbrochen, die Brücken zerstört, die Schleußen geöffnet wurden. Denn nur, wenn die Ueberschwemmung des Landes die Feinde zum Abzug nöthigte und die Annäherung

von Fahrzeugen unter die Mauern der Stadt ermöglichte, war Rettung zu erwarten.

Wenige Kriegsthaten in der Weltgeschichte können der heldenmüthigen Vertheidigung Leydens vom Frühjahr bis in die Herbstmonate des Jahres 1574 an Großartigkeit zur Seite gestellt werden. Auf die Vorstellung des Prinzen willigten die Einwohner in das Werk der Zerstörung, das die Ernte des Jahres, das den Wohlstand der Familien vernichtete; durch Sparsamkeit, durch äußerst knappe Vertheilung der Rationen, durch Bereitung von Malzkuchen, als Getreide und Brotmehl zu Ende war, hatten sie die drei Monate, innerhalb derer ihnen Hülfe verheißen war, kühn und mannhaft ausgehalten; aber die See mit den Fahrzeugen wollte noch immer nicht kommen. Vom Krankenlager aus, auf das Sorge und Anstrengung den Fürsten geworfen, leitete der unermüdliche Mann das Werk der Ueberschwemmung und die Bewegung der Geusenflotte. Bereits drei Meilen weit war die Ebene unter Wasser gesetzt, und zweitausend fünfhundert kampfgeübte Seesoldaten, darunter achthundert zeeländische Matrosen von wildem Aussehen unter Admiral Boisot, brannten vor Begierde, den Brüdern zu helfen und an den verhaßten Feind zu kommen. Aber noch ragten etliche Deiche und Dämme, welche die Stadt in concentrischen Kreisen gegen den Ocean schützten, die „Landscheiding", der „grüne Weg", der „Kirchweg", mehr als Fußhoch über das Wasser empor; widrige Winde und eine Menge unvorhergesehener Hindernisse hemmten die Fluthen; das spanische Geschütz auf den Dämmen und Brücken wirkte zerstörend auf Fahrzeuge und Mannschaft. Unterdessen hatten in der Stadt Elend und Noth den höchsten Gipfel erreicht; die Lebensmittel waren bis auf den letzten Bissen aufgezehrt, alle Hausthiere, selbst Hunde und Katzen wurden geschlachtet, Ratten und Mäuse zu Mahlzeiten hergerichtet, Gras und Baumblätter gegessen; zum Hunger gesellten sich Krankheiten; ganze Familien starben hin. Und dennoch wurde jeder Gedanke an Ergebung zurückgewiesen. „Ich habe einen Eid geschworen, die Stadt zu behaupten", sagte der heldenmüthige Bürgermeister van der Werf zu einem murrenden Volkshaufen, „möge Gott mir Kraft geben, daß ich meinen Schwur halte." Sein Beispiel feuerte die Andern an: Ehe sie sich ergäben, erklärten sie, würden sie lieber ihren linken Arm aufessen, sich aber dabei mit dem rechten vertheidigen. Aus der auffsteigenden Feuersäule der in Brand gesetzten Dörfer in der Umgebung und durch eine Brieftaube erkannten die Leydener, daß die Freunde nahe seien; aber immer noch verging ein Tag um den andern, weil der Wind fortwährend von Osten wehte und die Springfluth zurückhielt, die allein die Fahrzeuge heben und fortbewegen konnte.

Ueberschwemmung und Belagerung.

Endlich in den ersten Tagen des Oktober schlug der Wind um; die Wellen der Nordsee ergossen sich mit ungehemmter Gewalt durch die Lücken der Deiche; an den abgefeuerten Kanonenschüssen erkannten in der Nacht die spanischen Wachtschiffe das Herannahen der Oranier. In panischem Schrecken verließen

Die Rettung.

die Soldaten die Redouten und Schanzen, um sich auf einem westlichen Dammweg nach dem Haag zu retten. Aber Hunderte wurden von der wachsenden Fluth weggerissen oder von den nachsetzenden Meergeusen dem Untergang geweiht. In der Nacht vom 3. Oktober wurde auch Lammen, das stärkste Fort, das der Stadt und der Flotte gleich fürchterlich war, von dem bestürzten Feind geräumt und dadurch im Augenblicke der höchsten Noth die Anfahrt möglich gemacht. Unter dem Freudenruf des erlösten Volkes hielten Boisot und seine kühne Seemannschaft ihren Einzug in die Dulderstadt, die vier Monate lang die „schwarze Hungersnoth" ertragen hatte; mit den Befreiern eilten die abgezehrten hohläugigen Gestalten der Belagerten in den Dom, um dem Herrn für die Rettung mit Gebet und Lobgesang zu danken; aber plötzlich stockte der Choral, die ganze Versammlung war unter dem Orgelton in Thränen ausgebrochen. Am andern Tag erschien Wilhelm von Oranien in der geretteten Stadt; die Vorstellungen seiner Freunde, er möge seine Gesundheit nicht der Gefahr einer Ansteckung aussetzen, machten keinen Eindruck. Auf seinen Vorschlag wurde beschlossen, zum Andenken an diese Heldenthat des Bürgermuthes und der Glaubenstreue in Leyden eine Universität zu gründen. Im folgenden Jahr fand die Stiftungsfeier statt; die Einsetzungsurkunde trug noch immer den Namen des Königs Philipp, der seinem getreuen Statthalter Wilhelm von Oranien die Ausführung übertragen habe! Und als ob der Himmel selbst der hochsinnigen Hingebung der Stadt sich gnädig erweisen wollte, trat aufs Neue ein scharfer Nordostwind ein, welcher die Fluthen nach dem Meer drängte, so daß das Land in wenigen Tagen austrocknete und die Wiederausbesserung der Dämme begonnen werden konnte.

Vertrag zwischen Oranien und den nördlichen Provinzen.

Die glorreiche Befreiung Leydens erhöhte das Ansehen des Prinzen von Oranien und gab den Anstoß, daß der Verfassungsbau der Republik Holland weiter geführt, die gegenseitigen Pflichten und Rechte zwischen den Ständen und dem Fürsten vertragsmäßig festgesetzt wurden. Es ging aus manchen Anzeichen hervor, daß die holländischen Staaten mit einiger Besorgniß und Eifersucht auf die fast dictatorische Gewalt in der Hand des Prinzen blickten; der Kampf über die Grenzlinien der Machtbefugnisse zwischen den aristokratischen Municipalitäten und der popularen Fürstengewalt des Statthalters, der in der Folge das politische Leben der Republik durchzog, trat schon jetzt in einigen Umrissen und Anfängen hervor. Hie und da wurde der Argwohn laut, Oranien möchte die ihm durch das Vertrauen des Landes in so reichlichem Maße übertragene Machtstellung zum eigenen Vortheil, zu persönlichen Zwecken benutzen. Diese Wolke wußte der Fürst mit staatsmännischem Geschick und vaterländischem Sinne zu zerstreuen und Sonnenlicht und Klarheit in das aus der Zerstörung sich mühevoll emporarbeitende niederländische Staatswesen einzuführen.

Nachdem er in einer Rechtfertigungsschrift sich beschwert, daß die Vaterlandsliebe zu erkalten, die Opferwilligkeit zu schwinden beginne, erklärte er sich bereit, von der Regierung zurückzutreten und die Verwaltung gänzlich den Ständen zu überlassen. Die

Vertreter des Landes erschraken über die Verantwortlichkeit, die ihnen durch den Rücktritt des Statthalters auferlegt werden sollte, und gaben, als er in einer Versammlung der Generalstaaten in Delft sein Anerbieten wiederholte, am 12. November ihren Beschluß dahin ab: So lange der Krieg dauere, bedürften sie eines Oberhauptes; er möge daher fortfahren als „Regent und Gouverneur" in Verbindung mit dem „neben ihm bestehenden Rath" die Leitung der Landesangelegenheiten auf sich zu nehmen. Zu dem Zweck übertrugen sie ihm den unbeschränkten Oberbefehl über Heer und Flotte, die Verfügung über das Staatseigenthum und über alle öffentlichen Einkünfte, die durch Steuern und Umlagen aufgebracht würden, sicherten ihm ein festes Einkommen zu, übernahmen die Unterhaltung einer Leibwache und räumten ihm solche Rechte ein, daß er fast als unbeschränkter Landesherr sich bewegen konnte. Nur in einigen wichtigen Dingen, wie bei Veränderung der Verfassungsformen, bei neuen Besteuerungen, bei der Anstellung der obersten Richter und Staatsbeamten war die Mitwirkung der Stände vorbehalten. Eine Art permanenter Ausschuß, der unter dem Namen Landesrath zwischen dem Fürsten und den Generalstaaten stehen sollte, war nicht von Dauer. Ein gegenseitiger Eid der Treue sollte das Band zwischen dem Fürsten und den Staaten fester knüpfen. Zur Landesvertheidigung wurde eine beträchtliche Geldsumme, monatlich 45,000 Gulden, von den Ständen genehmigt. — Diesem Beschlusse traten auch die Stände von Zeeland auf einer Versammlung in Dordrecht bei und stellten sich „unter den Gehorsam des Prinzen von Oranien". Und dieser verpflichtete sich, die Vorrechte, Freiheiten und „löblichen Herkommen" beider Länder zu beobachten und den Provinzen die reformirte Religion zu erhalten. Das letzte Gelöbniß gab er mit innerem Widerstreben auf das Drängen der Stände. Wie sehr er immer mit aufrichtigem Herzen dem „evangelisch-reformirten" Glaubensbekenntniß anhing, welches während der Belagerung von Leyden auf der ersten niederländischen Synode in Dordrecht aufgestellt worden, so sah er es doch nicht gern, daß eine neue Staatskirche aufgerichtet ward; seinen Grundsätzen von Toleranz und Gewissensfreiheit hätte es mehr entsprochen, wenn allen christlichen Confessionen gleiche Rechte zugestanden worden wären. Dazu war aber die Zeit noch nicht reif.

Nov. 1574.

4. Juni 1575.

Es war gut, daß die Eintracht zwischen den Staaten und dem Fürsten fest begründet war. Denn um diese Zeit wurden ernstlicher als je Versuche gemacht, die nördlichen Provinzen durch einige Scheinconcessionen unter die spanische Herrschaft zurückzuführen. Der Oberstatthalter Requesens war in bitterer Verlegenheit: die Kassen leer, die Stände widerspenstig, die Truppen ohne Sold; nur ein Frieden oder wenigstens ein Compromiß mit längerem Waffenstillstand konnte ihn aus der Bedrängniß befreien. Er fühlte sich daher sehr erleichtert, als man in Madrid die angebotene Vermittelung des Kaisers Maximilian II. bereitwilliger entgegennahm als früher. Wer konnte zu einer solchen Mission geeigneter sein, als der Monarch, welcher durch die Bande des Bluts mit König Philipp, durch religiöse Freisinnigkeit mit Oranien und den evangelischen Fürsten verbunden war? Auf sein Betreiben wurden denn auch im März 1575 zu Breda Friedensverhandlungen zwischen spanischen und oranischen Bevollmächtigten eröffnet. Unter jenen nahm der Rechtskundige Elbert Leoninus die erste Stelle ein; bei den letzteren befanden sich die nahen Freunde des Prinzen, St. Aldegonde und Boisot. Wilhelm sah die Fruchtlosigkeit der Conferenz voraus. Er hatte

Der Friedenscongreß von Breda 1575.

alles Zutrauen zu dem König und seinem Staatsrath verloren. Wenn die Noth der Zeit zu einem Abkommen drängte, würde man sich in Madrid verpflichtet halten, den Rechtsvertrag zu beobachten? würde nicht Philipp leicht Mittel finden, durch päpstliche Dispensation sich seines Eides zu entledigen? konnten die holländischen Staaten jemals hoffen, von Spanien anders denn als Rebellen behandelt zu werden, gegen welche alle Künste der Heimtücke, der Arglist, des Meuchelmordes erlaubt seien? Aber wie entschieden er sich immer in einem Schreiben an seinen Bruder Johann gegen einen Frieden aussprach, „der mit der Ehre Gottes und mit des Landes Freiheit in Widerspruch stehen und überdies unsicher, vielleicht kriegerisch sein möchte"; so wollte er doch nicht den Schein auf sich laden, als ob er jedem Ausgleich entgegen sei, nicht dem wohlmeinenden Kaiser Veranlassung zu dem Verdacht geben, als liege ihm mehr sein persönliches Interesse als das Wohl des Landes am Herzen. So wurden denn die Verhandlungen begonnen und mehrere Monate fortgeführt. Doch konnte man bald erkennen, daß es den Spaniern nicht um eine aufrichtige Versöhnung zu thun war, daß sie durch Zweideutigkeiten, Ränke und Hinterlist Zeit gewinnen wollten, um das alte verrätherische Spiel von Neuem beginnen zu können.

Der Forderung nach Entfernung der fremden Truppen begegnete man mit dem scheinbaren Zugeständniß, man werde sie nicht länger, als nöthig sei, im Lande behalten; die Einberufung der Generalstaaten solle vor sich gehen, sobald der Aufstand gestillt sei; die kirchliche Freiheit wolle der König in so weit zulassen, daß den Protestanten gestattet sein solle, innerhalb einer bestimmten Frist ihre Güter zu verkaufen und nach einem andern Lande auszuwandern. Nicht einmal der vermittelnde Vorschlag, den Protestanten, wenn auch keinen öffentlichen Gottesdienst, so doch gesetzliche Duldung zu gewähren, oder die Entscheidung über die religiöse Frage den Generalstaaten zu überlassen, fand in den katholischen Kreisen Geltung. So war es denn natürlich, daß am 14. Juli der Congreß von Breda sich auflöste, ohne die Lage der Dinge im mindesten verändert zu haben. Die nördlichen Provinzen zogen, wie eine Denkmünze verkündete, den offenen Krieg einem zweideutigen Frieden vor.

Fortgang des Kriegs. Neue Heirath Oraniens. 1575.

So hatte denn der Krieg in Holland, Friesland und Geldern seinen Fortgang und nahm mehr und mehr einen religiösen Charakter an, mit all den Unthaten und Gräueln, die ein von Fanatismus getragener Glaubens- und Bürgerkrieg im Gefolge zu haben pflegt. Wie Hierges, einer von Barlaymonts Söhnen, in den nordöstlichen Theilen gegen die Reformirten wüthete, so Dietrich Sonoy im westlichen Holland gegen die Katholiken. Eine angebliche Verschwörung wurde benutzt, um in Nordholland ein außerordentliches Tribunal nach Art des Brüsseler Blutraths aufzurichten, das mit Torturen und Hinrichtungen gegen die Angeklagten vorging, bis Oranien demselben Einhalt gebot. Die Veränderungen in den häuslichen Verhältnissen des Prinzen, die um diese Zeit eintraten, trugen gleichfalls zur Vermehrung der religiösen Spaltung bei. Die Fürstin Anna von Sachsen, die einst nach dem glänzenden Vermählungsfest in Leipzig ihrem Gemahle mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit zugethan war, hatte mit der Zeit schlimme Gewohnheiten angenommen: heftig und ungestüm von Natur, verbitterte sie ihrem Eheherrn das Leben durch Zanksucht, Launenhaftigkeit und störrisches Wesen und gab zuletzt durch ihre Ausschweifungen allgemeinen Anstoß. Sie fröhnte der Unmäßigkeit und wurde beschuldigt, mit einem verbannten Antwerpener, Johann

Rubens, Vater des berühmten Malers, in unerlaubtem Liebesverhältniß gestanden zu haben. Der Prinz ließ die Ehe für aufgelöst erklären, schickte Anna nach Sachsen zurück und ging eine dritte Heirath ein mit Charlotte von Bourbon aus dem französischen Königshause, die als Nonne zur calvinischen Lehre übergetreten war und deshalb von ihrem Vater, dem Herzog von Montpensier, verstoßen, bei dem Kurfürsten von der Pfalz eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Von St. Aldegonde, dem Brautwerber, in Heidelberg abgeholt, wurde sie in Briel mit dem Prinzen vermählt. In Dordrecht fand das Hochzeitfest statt. Durch diesen Ehebund zog sich Oranien die Ungunst des französischen Hofes und die Feindschaft des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen, Anna's Oheimen zu. Obwohl die Verstoßene nach ihrer Rückkehr bald in völlige Geistesstörung verfiel und bis zu ihrem Tode, am 18. December 1577, in einer abgelegenen Kammer des kurfürstlichen Schlosses zurückgehalten ward, so trugen die Verwandten dennoch dem Prinzen bösen Willen wegen der ihrem Hause zugefügten Schmach, zumal da durch die neue Vermählung der damals so heftig entbrannte Haß zwischen Lutheranern und Calvinisten noch mehr angefacht ward. Es fehlte nicht viel, so hätte Sachsen dem calvinischen Kurfürsten von der Pfalz, den man in Verdacht hatte, daß er die Vermählung befördert habe, den Krieg angekündigt. Von Deutschland war daher für den Prinzen von der Zeit an jede Aussicht auf Hülfe verschlossen. Juni 1575

Und doch waren gerade damals Verhältnisse eingetreten, welche den Fürsten und die Staaten von Holland zu dem Entschluß führten, sich um auswärtige Unterstützung umzusehen. Durch einen kühnen Marsch in einer mondhellen Septembernacht über Sandbänke und Untiefen, war es dem aus Spaniern, Wallonen und deutschen Landsknechten zusammengesetzten Heer des Großcomthurs gelungen, sich der Eilande Duiveland und Schouwen zu bemächtigen und damit eine Trennung zwischen Holland und Zeeland zu bewirken. Die Festung Zierikzee wurde von Mondragon enge umlagert. Dies war um dieselbe Zeit, als in Holland Fürst und Staaten zu dem Entschluß gekommen waren, die Fiction der königlichen Souveränetät, die man bisher sorgfältig gewahrt hatte, endlich fallen zu lassen. Dem König Philipp von Spanien wurde von den Provinzen Holland und Zeeland der Gehorsam aufgesagt. Damit war die Brücke jedes Verständnisses abgebrochen, und man durfte voraussetzen, daß von der spanischen Regierung alle Kräfte angestrengt werden würden, die rebellischen Lande, die nunmehr offen ihren Abfall ausgesprochen, mit Gewalt wieder zur Unterwerfung zu zwingen. Sollte die erste Großmacht Europa's nicht über zwei kleine von Bauern, Fischern und Matrosen bewohnte Landschaften Herr werden? Man war in Holland noch so weit von dem Gedanken eines Freistaats entfernt, daß Adel und Städte geneigt waren, sich unter die Hoheit der Königin von England zu beugen oder sich von Frankreich einen neuen Herrn geben zu lassen. Erst als diese Versuche scheiterten, als die unschlüssige Fürstin die oranische Gesandtschaft unter St. Aldegonde mit glatten diplomatischen Worten und gleißnerischen Vertröstungen auf Vermittelungsversuche entließ und auch das von neuen Bürgerkriegen beunruhigte Frankreich keine sichere Aussicht gewährte, sahen sich die Staaten und der Fürst auf die eigene Kraft angewiesen. Der Gedanke

Holland zur Selbsthülfe gedrängt.

Oktober 1575.

einer republikanischen Selbstregierung kam ihnen zugleich mit der Nothwendigkeit der Selbsthülfe; er wurde ihnen durch die öffentlichen Verhältnisse und durch die Scheu der Mächte, die dargebotene Gabe der Landesherrlichkeit anzunehmen, aufgezwungen.

Tod des Statthalters. 5. März 1576. Noch ehe Zierikfee gefallen war, drang die Kunde durch das Land, daß der Ober-Statthalter Requesens y Zuñiga im einundfünfzigsten Jahr seines Alters aus dem Leben geschieden sei. Die wachsenden Schwierigkeiten seiner Lage und die Kunde von einer Meuterei der spanischen Besatzungstruppen in Harlem hatten seine Lebensgeister so aufgeregt und angespannt, daß ein hitziges Fieber ihn vor der Zeit dahinraffte. Er war ein tapferer Mann, aber von engem Gesichtskreis und der großen Aufgabe, die ihm das Schicksal gestellt, nicht gewachsen.

2. Soldatenbrutalitäten. Der Genter Friedensvertrag.

Unsicheres Regiment. Mit Einwilligung des Königs übernahm nun bis zur Ankunft eines neuen Oberstatthalters der Staatsrath in Brüssel die Zügel der Regierung. Von den alten Räthen Margarethens waren noch Aerschot, Barlaymont und Viglius übrig. Noircarmes war vor zwei Jahren gestorben. Durch königliche Ernennung wurden noch vier weitere Mitglieder hinzugefügt, drei Niederländer und der Spanier de Roda. Den militärischen Oberbefehl führte Graf Mansfeld. Da man iu Madrid nicht sobald über die Besetzung des wichtigen Postens zu einem festen Entschluß kam, so dauerte das provisorische Regiment von Monat zu Monat fort. Und wenn schon unter Requesens die verwilderten Söldnerhaufen nur mühsam in Zucht gehalten werden konnten, was stand erst unter einem Regimente zu erwarten, das keinen festen Boden unter den Füßen hatte, dem die flandrischen und brabantischen Stände keine Subsidiengelder bewilligten, das innerlich gespalten, zum Theil zu Oranien hinneigte? Schon der Großcomthur hatte sich genöthigt gesehen, die Bürgerwehr von Harlem gegen die meuterische Besatzung aufzubieten; war nicht der Staatsrath genöthigt, als sich der Soldatenaufruhr an andern Orten in größerem Maßstab wiederholte, auch dasselbe Mittel in größerem Umfange in Anwendung zu bringen, den Ständen und Municipalitäten die Befugniß einzuräumen, die zuchtlose Soldatesca durch Selbsthülfe in die Schranken der Ordnung zu weisen, die getreuen Unterthanen des Königs gegen die ungehorsame Armee unter die Waffen zu rufen?

Meuterei der spanischen Truppen. 21. Juni 1576. Die Festung Zierikfee war endlich nach neunmonatlicher Belagerung zu einer vertragsmäßigen Uebergabe gegen freien Abzug der Truppen gezwungen worden; bei einem Versuch, die Stadt zu entsetzen, hatte der tapfere Admiral Boisot, der Held von Leyden, den Tod in den Wellen gefunden. Die spanischen Soldaten auf Schouwen, die das Unmögliche an Entbehrungen und Beschwerden erduldet hatten, forderten von dem Feldherrn Mondragon trotzig den Sold für ihre Arbeiten und Anstrengungen. Sie wurden mit Versprechungen vertröstet,

auf die sie wenig Vertrauen setzten. Von Drohungen kam es zu frecher Insubordination, zu offener Meuterei. Nachdem sie Schouwen kahl ausgeplündert, setzten die wilden Haufen von Zeeland nach Brabant über und drangen bis in die Nähe der Hauptstadt. Graf Mansfeld suchte sie zu beschwichtigen, aber allen seinen Ermahnungen begegneten sie mit dem Rufe: „Geld oder eine Stadt."

Aalst in Flandern.

Bald schritten die Aufrührer, zwei- bis dreitausend Mann alter Truppen, zu Gewaltthaten fort. Sie bemächtigten sich der reichen Stadt Aalst in Flandern mit stürmender Hand, stießen Alle, die sich zur Wehre setzten, nieder und richteten sich häuslich ein. So hatten die Meuterer ein Pfand und ein Hauptquartier, von wo aus sie Brabant und Flandern in Schrecken und Angst halten konnten. In den bedrohten Städten entstand eine furchtbare Aufregung; Alles griff zu den Waffen, um den Raub- und Mordschaaren, wenn sie in die Nähe kämen, mit einer Volkswehr entgegenzutreten; der Staatsrath mußte der Wuth und Erbitterung nachgeben: durch zwei Edikte vom 26. Juli und 2. August wurden die Empörer mit der Acht belegt und den Städten und Provinzen die Gegenwehr gestattet, ja geboten. Wie Ein Mann stand die Brüsseler Bürgerschaft auf, den Befehlshabern und der Obrigkeit entsank jede Macht und Autorität. Nur in Antwerpen, wo Champagny, Granvella's Bruder, Gouverneur und Don Sancho d'Avila Commandant der Citadelle war, erhielt sich noch ein Schatten von königlicher Gewalt. In Brüssel dagegen wurde der Staatsrath, der zwischen dem Zorn des Monarchen, dem Wuthgeschrei des Volkes und den Drohungen der aufständischen Armee rathlos und unsicher hin und her schwankte, fast wie ein Gefangener behandelt. Der Haß und die Erbitterung gegen die Spanier durchzog alle Provinzen; man wünschte die Acht über die ganze Armee ausgedehnt, um sich der fremden Soldknechte auf einmal zu entledigen. Nach einem zehnjährigen Unterdrückungssystem war das spanische Regiment auf die Edikte und Proclamationen beschränkt, welche de Roda von Antwerpen, wohin er sich vor der Wuth der Brüsseler geflüchtet, im Namen des Königs ausgehen ließ, die aber wirkungslos verhallten.

Verbreitung der Meuterei.

Und bald sollte die Verwirrung noch größer werden, sich zu völliger Anarchie steigern. Die allgemeine Erbitterung gegen die spanischen Truppen hatte zur Folge, daß diese sich untereinander verständigten, daß alle Garnisonen in den zahlreichen Citadellen der Meuterei der Aalster Veteranen beitraten. In Antwerpen erklärte sich d'Avila offen für die vom Staatsrath geächteten Mannschaften; seinem Beispiele folgten die Obersten von Valenciennes, Gent, Utrecht, Culemburg, Viane, Mastricht u. a. O. Die gesammte Armee, Spanier, Wallonen, Deutsche, löste sich in einzelne Heerkörper auf, die ohne gemeinsames Obercommando auf eigene Hand vorgingen, den Haß des Volkes mit Plünderung und Gewaltthat vergalten und der ohnmächtigen Regierung in Brüssel, die gegen sie Partei genommen und mit den Municipalitäten und Milizen die

Ordnung aufrecht erhalten wollte, Trotz und Ungehorsam entgegensetzten. Das ganze Land lag unter einem anarchischen Kriegszustand; fast täglich ereigneten sich Gefechte zwischen Soldaten und Freischaaren. In Tisnacq, zwischen Löwen und Tirlemont, kam es zu einem Treffen im offenen Felde, das mit einer blutigen Niederlage der von einigen Landedelleuten geführten Bürger und Bauern endigte. Denn bei aller Zuchtlosigkeit und Verwilderung behaupteten die spanischen Truppenkörper ihre militärische Ueberlegenheit und Tapferkeit im Kampfe und Handgemenge.

Mastricht. Als in Mastricht die Einwohnerschaft mit Hülfe eines zu ihnen übergetretenen deutschen Söldnerhaufens die spanischen Besatzungsmannschaften aus ihren Mauern trieb, befestigten sich diese in dem der Stadt gegenüberliegenden Wyk, machten dann, gefangene Frauen vor sich hertreibend, einen stürmenden Angriff und verübten, als sie sich der Festung wieder bemeistert hatten, Gräuelthaten, wie sie selbst in jenen Schreckenszeiten kaum vorgekommen waren. Plünderung, Mord, Frauenschändung und jede Art von Verwüstung und Mißhandlung wurden in solchem Uebermaße vorgenommen, daß nach dem Zeugniß eines zeitgenössischen Historikers die dem Gefechte entronnenen Bürger ihre gefallenen Brüder beneideten.

Die „spanische Furie" in Antwerpen. 1576. Und doch sollten die Vorgänge in Mastricht noch überboten werden durch die Gräuelscenen in Antwerpen. Das kleine Aalst konnte die Raubgier der Meuterer nicht mehr befriedigen: was lag näher, als daß sie ihre Blicke nach der Handelsstadt richteten, wo Paläste und Waarenlager mit den Schätzen der ganzen Welt angefüllt waren und Gold und Silber die habgierigen Seelen reizten und lockten? Sancho d'Avila, der Commandant der Citadelle, war seit seinem Beitritt zu den Meuterern als das Haupt der Armee anerkannt. Seinem Rufe folgend, zogen die spanischen Kriegshaufen aus den verschiedenen Standorten herbei und schlichen sich in einzelnen Abtheilungen in die Festung. Champagny, der Gouverneur von Antwerpen, errieth die Absicht der Spanier, denen sich auch einige deutsche Söldner zugesellt hatten, und suchte die Stadt vor einem Gewaltstreich zu schützen. Die Bürger wurden zur Vertheidigung aufgeboten; die in Antwerpen lagernden Deutschen und Wallonen schlossen sich ihnen an; aus Brüssel zog Hülfsmannschaft herbei. Die Zahl der Streiter war groß genug, allein Uneinigkeit, Mißtrauen, mangelhafte Führung, zum Theil auch Verrath und Muthlosigkeit schwächte die Kraft und Entschlossenheit. Durch Schanzwerke sollte die Stadt gegen die Festung geschützt und jeder Ueberfall und Angriff der Spanier verhütet werden; aber noch ehe jene vollendet waren, Brustwehr und Graben die nöthige Höhe und Tiefe erlangt hatten, begann der Angriff aus der Citadelle. Wie tapfer sich auch die Vertheidiger in der Stunde der Entscheidung hielten, das Feuer der Geschütze und die Kriegserfahrung der Stürmenden
4. Nov. 1576. warf bald jeden Widerstand nieder. Am 4. November durchbrachen die wilden Haufen die Verschanzungen und stürzten, angefeuert durch Raubgier und

Kampfwuth in die Straßen, Alles, was sich ihnen widersetzte, niederstoßend, die Fliehenden verfolgend, mit wildem Geschrei zu Kampf, Mord und Feuer auffordernd. In Kurzem waren die Gassen und Plätze mit Todten, Sterbenden und Verwundeten bedeckt, und Blut floß in Strömen. Auf dem Platze vor dem Stadthause entspann sich das letzte heftige Gefecht; auch hier blieben die Spanier Meister, und nun begann das Werk der Zerstörung, der Plünderung, der Unmenschlichkeiten. Das herrliche Stadthaus wurde in Brand gesteckt; das Feuer verbreitete sich mit rasender Schnelligkeit, so daß Haus um Haus von dem furchtbaren Element ergriffen ward und viele der unglücklichen Bewohner in den Flammen den Tod fanden. Wer sich retten wollte, fiel durch die Waffen der Stürmer. Drei Tage dauerten die schauervollen Scenen; die Zahl der Getödteten wird auf achttausend geschätzt. Unter ihnen waren die angesehensten Stadträthe und Beamten. Als der Widerstand aufhörte und der Brand zu Ende war, konnte die Plünderung und die schändliche Mißhandlung ungehemmt vor sich gehen. Durch Qualen aller Art forschte man nach verborgenen Schätzen; alle Gräuel wurden verübt, zu denen Wuth, Grausamkeit, Leidenschaft und thierische Lust reizen konnten.

„Das war der Verlauf der Erstürmung und Plünderung von Antwerpen, welche in der Geschichte unter dem Namen der „spanischen Furie" bekannt ist. Die Stadt, die drei Tage vorher noch eine Welt von Glanz und Reichthum enthielt, war zum Schlachthaus geworden, und von dieser Stunde an war ihre Handelsblüthe auf immer geknickt. Andere Schäden hatten seit lange unvermerkt den noch grünen und saftvollen Baum umrankt, aber die spanische Furie war der Brand, der ihn zu Asche verzehrte."

Jetzt war für Oranien die Zeit zu großartiger patriotischer Thätigkeit gekommen. Wie verschieden immer die Ansichten in den einzelnen Provinzen sein mochten, Ein Gefühl, Haß gegen die spanische Gewaltherrschaft und den zügellosen Soldatenstand durchzog alle Gemüther, und auf dieses Gefühl baute der hochsinnige Fürst seine vaterländischen Pläne. Den stärksten Damm gegen eine Vereinigung sämmtlicher Provinzen zur gemeinsamen Opposition wider die Tyrannei und Anarchie bildete die Verschiedenheit in den religiösen Anschauungen. In den belgischen und wallonischen Landschaften des Südens, wo romanisches Blut, romanische Naturanlage und Bildung weit verbreitet waren und die katholischen Sympathien die Oberhand hatten, blickte man mit Argwohn und innerem Widerstreben auf den ketzerischen Norden und den calvinischen Prinzen. Die Kundgebungen reformatorischer Gesinnung, die vor einem Jahrzehent auch in Flandern und Brabant, auch in Hennegau und Lüttich so scharf und tumultuarisch hervorgetreten waren, hatten ihre Quelle mehr in der Opposition gegen die spanische Herrschaft und ihre staatlichen und kirchlichen Organe, mehr in dem Haß gegen Inquisition und Bilderdienst, um derentwillen man so vielen Druck und Gewissenszwang zu erdulden gehabt, als in inneren Ueberzeugungen, in aufrichtigen Neigungen für eine Erneuerung des religiösen und geistigen Lebens.

Der Süden und der Norden.

Diese Impulse und Beweggründe, die eine aggressive hugenottische Propaganda genährt und gestärkt hatte, waren durch Alba's Blutregiment, durch die Hinrichtungen, Auswanderungen, Verfolgungen der reformatorischen Vorkämpfer niedergeschlagen worden: das römisch-katholische Kirchenthum mit seiner mächtigen, einflußreichen Priesterschaft hatte wieder die unbestrittene Herrschaft erlangt. Diese Seelenstimmung blieb dem scharfsinnigen Oranier nicht verborgen; er konnte nicht hoffen, das calvinische Glaubensbekenntniß, dem sich der germanische Norden zugewendet, auch der südlicheren Bevölkerung zuzuführen, den Heidelberger Katechismus und den Psalmengesang, für welche die kühlere, verständigere Natur der Nordländer sich begeistert hatte, auch den erregbaren, mehr von der Macht der Phantasie und Sinnlichkeit beherschten Flanderern und Wallonen zum Fundament und Ausdruck ihres Seelenlebens darzubieten; sein Hauptbestreben mußte somit darauf gerichtet sein, die confessionelle Verschiedenheit möglichst zu verdecken, die religiösen Anschauungen einem höheren gemeinsamen Prinzip unterzuordnen.

Oraniens patriotische Thätigkeit. Ein solches Prinzip fand der Fürst in den vaterländischen Interessen, in der Anhänglichkeit für die Freiheit und Unabhängigkeit des Landes, in der Liebe zu den staatlichen Ordnungen der Väter, zu den Rechten und Institutionen, wie sie das geschichtliche Leben der Nation seit Jahrhunderten entwickelt und ausgebildet hatte. Darum war er unablässig bemüht, die Holländer und Seeländer an dem Grundsatz der Glaubensfreiheit festzuhalten; darum suchte er durch Sendschreiben an die niederländischen Staaten fort und fort die Ueberzeugung zu wecken, daß in Religionssachen keinerlei Zwang und Gewalt geübt werden solle.

Der Prinz durfte es als einen Sieg seines duldsamen Geistes betrachten, daß in der neuen Unionsakte, durch welche die zeeländischen und holländischen Staaten sich mit ihm (25. April 1576.) zu einer gemeinsamen öffentlichen Lebensordnung mit gegenseitigen Rechten und Pflichten einigten, einer latitudinarischen Auffassung einige Rechnung getragen ward. Darin war ihm nämlich die Verpflichtung auferlegt, „er solle die Ausübung der reformirten evangelischen Religion beschirmen und die Ausübung aller anderen „dem Evangelium widerstreitenden" Religionen hindern, jedoch nicht gestatten, daß nach Jemandes Glauben oder Gewissen Nachforschung angestellt werde, oder daß Jemand deshalb irgend welche Beschwerde oder Verletzung erleide." Wir wissen, wie sehr Oranien von jeher bemüht war, der Religionsbedrückung, zu welcher die eifernden Reformirten in Holland, Friesland und Zeeland nicht minder hinneigten, als die katholischen Zeloten des Südens, Einhalt zu thun und Schranken zu setzen. In demselben versöhnlichen und duldsamen Geiste waren auch die Sendschreiben gehalten, worin er in feurigen Worten und Ermahnungen die Stände der einzelnen Provinzen aufforderte, jede Zwietracht unter einander fahren zu lassen, und nur das gemeinsame Ziel, Herstellung der Freiheit und Verfassung zur Wohlfahrt des Vaterlandes im Auge zu behalten. Jetzt gebe es für den Patrioten nur Ein Ziel, nur Eine Aufgabe, Abschüttelung der spanischen Tyrannei. Der König habe verheißen, wenn die Herrschaft der katholischen Religion und seine unumschränkte Autorität ausschließlich und dauernd sicher gestellt sein würden, wolle er seine ungehorsamen Provinzen wieder zu Gnaden annehmen; aber sie sollten nur nicht

glauben, daß man in Madrid jemals ihre Widersetzlichkeit vergessen oder vergeben werde; die anmaßenden hochmüthigen Spanier würden ihnen den Fuß nur um so härter auf den Nacken drücken; Pfahl und Galgen würden ihr sicheres Loos sein, wenn sie sich in die Gewalt des Feindes gäben.

Die zunehmende Anarchie und die Brutalitäten der Truppen verliehen den Worten des Fürsten Nachdruck. Wie schwer immer die Noth der Zeit auf Holland und Zeeland lastete, wo der Feind, im Besitz von Amsterdam, von Harlem, von Zierikzee stets das Schwert gezückt hielt, wo in Folge der durchbrochenen und noch nicht völlig wiederhergestellten Deiche Unfruchtbarkeit und Mangel an Vieh und Getreide herrschte und sich nirgends eine hülfreiche Hand gegen die drohenden Stürme zeigte, so war doch die Lage in den südlichen Provinzen noch schlimmer. Denn während dort das Auge eines wachsamen Fürsten, dem sich die Staaten vertrauensvoll in die Arme geworfen, den sie fast mit königlicher Machtvollkommenheit bekleidet hatten, unermüdlich ausspähte, um neue Hülfsmittel zu entdecken, um das Land von Schäden und Gebrechen zu heilen, um die Zuversicht auf Gott und die eigene Kraft zu wecken, lagen die südlichen Provinzen unter den Schrecken der Anarchie und der Soldatenmeuterei. In Brüssel wurde der Staatsrath durch einen glücklich vollführten Handstreich auf einige Zeit aufgelöst, die Mitglieder zersprengt oder unter Aufsicht gestellt, die öffentliche Gewalt den schwachen Händen der Stände und Municipalitäten anvertraut, die wieder ihrerseits dem Uebermuth und der Frechheit der Soldatenführer ausgesetzt waren. Als in Aalst, Mastricht und Antwerpen die meuternde Militärmacht ihre Blutfahne aufpflanzte und wie ein Orkan zerstörend auf die Menschen niederstürmte, war keine obrigkeitliche Autorität vorhanden, welche Gut und Leben vor der rohen Gewalt und Brutalität thierischer Soldknechte hätte schützen können. Alle Macht lag thatsächlich in den Händen der zuchtlosen Armee, die nur ihren selbstgewählten Führern folgte, so lange diese ihren wilden Trieben und Begierden sich willfährig zeigten. Und weit entfernt, daß der Regierung von Madrid aus eine hülfreiche rettende Hand gereicht worden wäre, mußten die Stände und der Staatsrath noch gewärtig sein, daß sich der König für die von ihnen geächtete Armee erkläre und sie selbst wegen ihrer Handlungen zur Rechenschaft und Strafe ziehe. Denn wie unbändig auch die meuternden Schaaren auftraten und wie wenig Subordination und Folgsamkeit sie gegenüber den Befehlshabern zeigten, dem königlichen Kriegsherrn hatten sie nie den Gehorsam gekündigt; im Staatsrath zu Madrid setzte man immer noch mehr Vertrauen in die, wenn auch für den Augenblick in Zuchtlosigkeit aufgelöste Soldatenmacht, als in die niederländischen Räthe, Stände und Municipalitäten.

Böse Zeiten.

5. Sept. 1576.

Unter solchen Umständen sah Wilhelm von Oranien nur ein einziges Mittel der Hülfe und Rettung: in der Vereinigung sämmtlicher siebenzehn niederländischen Provinzen zu einer Conföderation. Wenn es ihm gelang, Flandern, Brabant und die übrigen katholischen Landschaften zum Anschluß an Holland und

Die Genter Pacification. Nov. 1576.

Zeeland und zur Anerkennung des Bundesvertrags, den er mit diesen aufgerichtet, zu bewegen und dann die vereinigte Kraft der gesammten Niederlande wider die spanische Gewaltherrschaft zu kehren, dann konnte das Ziel seines Lebens, Herstellung der alten Verfassung auf neuen festeren Grundlagen, Entfernung der fremden Heere und Beamten und Errichtung eines niederländischen Rechtsstaats unter seiner eigenen Führung und der gesetzlichen Autorität der Generalstaaten erreicht, der Grund zu einer neuen öffentlichen Ordnung gelegt werden. Darum war Oranien so eifrig bemüht, die religiösen Befürchtungen der katholischen Bevölkerung zu zerstreuen, sie zur Eintracht, zum brüderlichen Vertrauen zu ermahnen, den vaterländischen Sinn zu erwecken, ein enges Zusammengehen aller Staaten ohne Rücksicht auf Confession, Abstammung und Sprache als einzigen Weg der Rettung gegen despotische Vergewaltigung zu bezeichnen. Und diese patriotische Thätigkeit des Fürsten sollte nicht zu Schanden werden. Wurde sie auch nicht mit dem vollen Erfolg gekrönt, den er gewünscht und erstrebt hatte, traten mit der Zeit auch die widerstreitenden und ungleichartigen Elemente wieder auf die Oberfläche, so erlangte er doch für den Augenblick ein glänzendes Resultat, so erreichte er durch die Macht der Vernunft, durch die Wirkung seiner Persönlichkeit, durch den Glauben und die Hingebung an seine patriotischen Zwecke, die er überall zu erwecken wußte, daß auf einem Congreß in Gent ein Friedensvertrag vereinbart wurde, der eine Pacification sämmtlicher Niederlande herbeiführen sollte. Wenn die gesammte Nation Einen Willen zeigt, sagte er zu den Abgeordneten, wenn alle Stände in derselben Forderung übereinstimmen, so wird der König nicht zu widerstehen wagen.

In den ersten Tagen des November, als das tragische Schicksal von Antwerpen alle Gemüther in Aufregung setzte, als fast gleichzeitig Schouwen und Duiveland durch die Rückeroberung von Zierikzee wieder in die Hände der Patrioten kam, und das umlagerte Schloß von Gent den Truppen der Stände übergeben ward, wurde in der flandrischen Hauptstadt die Pacificationsakte zwischen St. Aldegonde und den andern Vertretern Oraniens einerseits und den Bevollmächtigten der südlichen Provinzen andererseits unterzeichnet und darauf in allen Städten und Flecken verkündigt. Die Unterzeichner versprachen einander für alles Vergangene Vergeben und Vergessen, für die Zukunft enge und treue Freundschaft und verpflichteten sich zu gegenseitiger Beihülfe in Vertreibung der fremden Truppen von dem vaterländischen Boden. Hinsichtlich der Religion wurde festgesetzt, daß Holland und Zeeland nichts Feindseliges gegen die katholische Kirche unternehmen, in den übrigen Provinzen die Ketzeredikte Alba's suspendirt und die ihrer Güter beraubten Edelleute oder ihre Angehörigen in ihr Eigenthum und Recht wieder eingesetzt werden sollten. Der Prinz wurde als Statthalter von Holland und Zeeland anerkannt, bis die Generalstaaten nach Vertreibung der Spanier andere Anordnungen getroffen haben würden. Truppenwerbungen und Kriegsrüstung sollten die Stände in die Lage setzen, die Genter Friedensstiftung allenthalben in Vollzug zu bringen. Königin Elisabeth bezeugte ihre Zufriedenheit mit einer Uebereinkunft, welche das Uebergewicht der Stände und die Freiheit der Religion für die nördlichen Provinzen festsetzte.

3. Don Juan und die anarchische Vielherrschaft.

In den Jubel über die Genter Friedensstiftung drang die Nachricht, daß der Sieger von Lepanto, Don Juan, im Gefolge einiger spanischen und italienischen Cavaliere verkleidet in Luxemburg angekommen sei, um die Würde eines Oberstatthalters der Niederlande zu übernehmen. Mit großen Vollmachten ausgerüstet, sollte er Frieden und Ordnung in den aufgeregten Provinzen herstellen, jedoch nur auf Grund aufrichtiger Anerkennung der königlichen Autorität und der Herrschaft der katholischen Kirche. Niemand wurde durch die Ankunft des spanischen Prinzen unangenehmer berührt, als Wilhelm von Oranien. Die mühsam errungene Einigung von Gent schien damit aufs Neue in Frage gestellt, das Werk seiner vaterländischen Thätigkeit von Neuem gefährdet. Es wurden wohl noch niemals zwei entgegengesetzte Prinzipien von zwei so verschieden gearteten Persönlichkeiten vertreten. Don Juan, der schöne mit dem ganzen Zauber der Romantik verherrlichte einunddreißigjährige Ritter, der für Königthum und Glauben mit der Hingebung eines spanischen Kreuzfahrers gefochten, der sich mit dem stolzen Gedanken trug, von den Niederlanden aus die schöne schottische Königin im Gefängniß zu befreien und mit ihr vermählt über das vereinigte Inselreich als Wiederhersteller des katholischen Kirchenbaues zu herrschen, der gewohnt war, durch die Anmuth und Liebenswürdigkeit seines Wesens und durch den in ihm wohnenden Heldensinn im Sturme Siege und Eroberungen zu erringen, sah sich einem Fürsten und Rivalen gegenüber gestellt, der zwölf Jahre älter, in seiner hagern aufgeriebenen Gestalt, in seinem kahlen Scheitel, in dem ernsten durchfurchten Angesicht die Spuren der Sorgen und Mühen, der Anstrengungen und Kämpfe trug, der dem mit ungestümer Phantasie vorwärts dringenden jungen Helden mit dem Verstande und der Ueberlegung eines gereiften Mannes entgegentrat. *Don Juan und Oranien.*

Von Middelburg aus erließ Oranien ein Sendschreiben an die Generalstaaten, worin er ihnen die Grundbedingungen vorzeichnete, unter denen sie den neuen Oberstatthalter anerkennen sollten. Don Juan müßte sofort die spanischen Truppen aus dem Lande ziehen, die Genter Friedensakte annehmen, den Gesammtständen gestatten, sich zwei- oder dreimal im Jahr, überhaupt so oft es ihnen zweckmäßig scheine, zu versammeln, und ihre Zustimmung und ihren Beirath bei allen wichtigen Regierungshandlungen, insbesondere in Sachen von Truppenwerbungen und Besatzungen einholen. Auf Grund dieser und anderer Bedingungen wurden Unterhandlungen mit dem noch immer in Luxemburg weilenden Generalgouverneur eingeleitet. Da die Abgeordneten die Versicherung gaben, daß sie mit ihren Forderungen nichts gegen die Autorität des Königs, noch gegen die katholische Kirche beabsichtigten, so zeigte sich der Prinz nicht abgeneigt, eine Uebereinkunft mit ihnen zu schließen, falls sie auch ihm dagegen einige Zugeständnisse machen würden. Er sei bereit die spanischen Truppen, *Das „Ewige Edikt.“ 1577.*

sofern die Stände die Soldzahlung leisteten, aus dem Lande zu führen, doch nur zur See und innerhalb einer Frist von drei Monaten. Die Staaten bestanden aber darauf, daß der Abzug sofort erfolge und auf dem Landweg. Es waren einige Andeutungen von den englischen Plänen des Prinzen in die Oeffentlichkeit gedrungen; indem die Staaten diesen entgegenwirkten, erwarben sie sich zugleich den Dank der Königin Elisabeth, und sogar die Zufriedenheit Philipps, der dadurch in einen Krieg mit England verwickelt zu werden fürchtete. Leichter wurde über die zweite Hauptbedingung, Anerkennung der Pacification, eine Verständigung erzielt. Als die Bevollmächtigten Gutachten von dem Klerus und der Löwener Universität vorlegten, daß der Genter Vertrag nichts gegen die Suprematie der katholischen Kirche enthalte, und in einer Revision desselben, genannt die „Brüsseler Union", welche rasch die zustimmenden Unterschriften von Adel,
Januar 1577. Klerus und Bürgern erhielt, die Erklärung zu Gunsten des Katholicismus noch entschiedener gefaßt ward, gab endlich der Statthalter nach langem Sträuben und Unterhandeln den Widerstand auf. Unter Vermittelung einer deutschen Gesandtschaft, welche der neue Kaiser Rudolf II. nach den Niederlanden abgeordnet,
Febr. 1577. wurde sowohl von Don Juan als den Generalstaaten das „Ewige Edikt" angenommen und unterzeichnet.

In dem ewigen Edikt wurde die Genter Pacification, vorausgesetzt daß sie nichts gegen die Autorität des Königs und der katholischen Kirche enthalte, bestätigt, die Entfernung der fremden Truppen, sobald die Stände für ihre Bezahlung Sorge getragen haben würden, auf dem Landwege zugesagt, die Einberufung der Generalstaaten, die Entlassung der Gefangenen, die Erhaltung der alten Freibriefe, Privilegien und Constitutionen verheißen. Einige Wochen nachher traf die Zustimmung des Königs ein.

Don Juan und die Niederländer.

Seit langen Jahren fühlten sich die Niederländer nicht so freudig erregt, als in den Frühlingstagen des Jahres 1577. Eine ritterliche Heldengestalt, voll männlicher Schönheit und gewinnender Anmuth, das Herz geschwellt von kühnen träumerischen Ideen, war Don Juan ganz geeignet, die lebhaften Belgier zu begeistern und für sich einzunehmen. Als er in Löwen, wohin er von Luxemburg seine Residenz verlegte, bis nach Entfernung der spanischen und italienischen Truppen seine Uebersiedelung nach der Hauptstadt vor sich gehen könne, sich unter das Volk mischte, an den Schützenfesten Theil nahm, ohne Leibwache umherwandelte, da glaubten die Brabanter, daß die fröhlichen Zeiten zurückgekehrt seien, die sie unter der Herrschaft des Vaters gesehen, vergaßen, wie vielen Jammer sie in dem letzten Jahrzehent erlitten, und ahnten nicht, daß ihnen noch eine drangsalvolle Zukunft bevorstehe, daß die glänzende Morgenröthe von sehr kurzer Dauer sei. Nur Einer stimmte nicht in den Jubel, nicht in die vertrauensselige Stimmung ein, Wilhelm von Oranien. Er sah mit Betrübniß, wie die Früchte seiner patriotischen Thätigkeit dahinschwanden, die Staaten sich von Neuem durch die Netze spanischer Arglist und Tücke bestricken ließen. „Ihr habt den Kopf in den Rachen des Löwen gesteckt", schrieb er ihnen,

„und werdet die Folgen bald genug erfahren." Vergebens suchte Don Juan den behutsamen Oranier durch Versprechungen und freundliche Worte zu gewinnen, ihm Vertrauen einzuflößen, ihn zur Annahme des „Ewigen Ediktes" zu bewegen; der Fürst wich allen Anerbietungen aus; er verwarf ein Abkommen, das die Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche zur Grundbedingung hatte und der Genter Friedenseinigung widersprach, und konnte dabei auf die Sympathien Hollands und Zeelands rechnen, die nicht gewillt waren, die Knie abermals vor dem Kreuze zu beugen. Um so mehr befestigte sich das Ansehen des Oberstatthalters in den südlichen Provinzen, als er ernstliche Anstalten zur Entfernung der Truppen machte. Es war dies eine schwere Aufgabe: nicht nur, daß er sich damit selbst der Mittel beraubte, seinen theuersten Plan auszuführen, auch die Soldaten waren im Innersten empört, daß sie nach zehnjährigem Aufenthalt ein Land verlassen sollten, wo sie eine neue Heimath gefunden und ihren Hausstand gegründet, das sie dem spanischen Scepter zurückerobert hatten. „Unser Streben", schrieb Escovedo, Don Juans Vertrauter, an Antonio Perez, „war auf einen Thron gerichtet und jetzt gleichen wir Kranken, denen der letzte Trost auf Genesung genommen ist." Er meinte, man sollte die Truppen gegen die Hugenotten führen, um sie auf diese Weise länger in den Grenzlanden halten zu können. Aber wie schwer es dem Prinzen ankommen mochte, er überwand sich; als die erschöpften Staaten die Soldrückstände nur mühsam zusammenbrachten, streckte er selbst eine Summe vor. So zogen denn gegen Ende April die spanischen und italienischen Heerhaufen unter der Führung des Grafen von Mansfeld nach der Lombardei ab, knirschend vor Wuth über die Freudenbezeugungen, mit denen das niederländische Volk den Weggang seiner Peiniger feierte. Sancho d'Avila hatte seinen Befehlshaberstab niedergelegt, um nicht selbst die Citadelle von Antwerpen dem zu seinem Nachfolger bestimmten Herzog von Aerschot übergeben zu müssen. Nur 10,000 deutsche Söldner mußten vorläufig noch zurückbleiben, weil man ihre Löhnungsrückstände nicht aufbringen konnte.

Nach der Entfernung der spanischen Heerhaufen hielt Don Juan seinen glänzenden Einzug in Brüssel. Zum erstenmal seit so vielen Jahren lachte eine heitere Maisonne über der Hauptstadt, als der Sohn des Kaisers Karl begleitet von vielen adeligen Herren und Bürgern durch die geschmückten und bekränzten Straßen wie ein Triumphator einritt. Drei Tage nachher beschwor er das „Ewige Edikt" und wurde dann durch feierliche Huldigung als Generalgouverneur anerkannt. Für einen kurzen Augenblick sah Alles rosig und heiter aus. Aber nur zu bald zogen sich die Wolken dunkler und stürmischer um Don Juans Haupt als je zuvor. Wie sollte der thatenfrohe Prinz, dessen ganzes Trachten auf Herrschaft gerichtet war, der in einer unbeschränkten Monarchie und in der Autorität des Papstthums die einzig legitime Weltordnung erblickte, der von Volksrechten, von bürgerlichen Institutionen, von Gewissens- und Glaubensfreiheit eine sehr geringe Vorstellung hatte, sich in einem Staatswesen zurecht

Oraniens Haltung. 1. Mai 1577.

finden oder behaglich fühlen, wo er sich auf Tritt und Schritt von beschränkenden Gesetzen und Formen gehemmt sah, wo er mit Argusaugen bewacht, von Mißtrauen und Vorurtheilen umgeben, von Nachstellungen für sein Leben und seine Freiheit bedroht war? Seine Lage wurde nicht wenig erschwert und verbittert durch die Bemühungen des Fürsten von Oranien, sein Thun und Vorhaben zu verdächtigen, die Stände zu warnen vor den Netzen der spanischen Politik, die der König durch seinen brüderlichen Stellvertreter ihnen über das Haupt zu werfen gedächte, das Ewige Edikt als einen Fallstrick zu bezeichnen, berechnet ihre Wachsamkeit einzuschläfern, um neue Ketten für die Freiheit der Niederlande zu schmieden. Es war leicht begreiflich, daß der deutsche Fürst mit großem Verdruß den Umschlag der öffentlichen Verhältnisse durch die Ankunft des Kaisersohnes betrachtete. Er hatte in der Genter Pacification den Grund zu der Aufrichtung eines nationalen Gesammtstaats auf föderativer Basis gelegt, und nun mußte er erleben, daß der Plan, für den er seines Lebens Kräfte eingesetzt, das Vermögen seines Hauses aufgewendet, wieder in weite Ferne gerückt ward. Denn wie sehr man sich auch Mühe gab, das „Ewige Edikt" durch beruhigende Erklärungen als einen entsprechenden Ersatz des Genter Friedensvertrags auszulegen, der kluge Mann täuschte sich darüber nicht, daß es auf eine Ausrottung der calvinischen Lehre auch in den nördlichen Provinzen abgesehen sei, daß anstatt der religiösen Freiheit und des nationalen Selbstregiments, zu denen die Pacification den Weg hatte bahnen sollen, die Herrschaft des Papstthums und des absoluten Königthums unvermerkt zurückgeführt werden sollte. Warum wurden denn sonst die deutschen Söldner nicht verabschiedet, die Festungswerke nicht geschleift, die Versammlung der Generalstaaten verhindert?

Versöhnungsversuche.

Mit Verdruß gewahrte der spanische Prinz, daß die Ausstreuungen und Verdächtigungen des Oraniers auf fruchtbaren Boden fielen, daß dessen Wort mehr galt, als sein eigenes, dessen Ansehen mächtiger sei, als die Autorität des Königs; daß Volk, Bürgerschaften und Adel ihm anhingen und vertrauten, daß selbst im Staatsrathe und unter den Angestellten Manche im Stillen zu ihm neigten. Vergebens machte der (13. Mai 1577.) Prinz den Versuch, durch eine am 13. Mai in Gertruydenburg eröffnete Conferenz zwischen Bevollmächtigten beider Theile eine Versöhnung zu bewirken, seinen Rivalen zur Anerkennung des „Ewigen Ediktes" und zur Unterwerfung unter die Autorität des Königs zu bewegen; nach langen erregten Verhandlungen ging die Versammlung, bei (8. Mai 1577.) welcher Leoninus, der Nachfolger des kurz vorher in Brüssel aus dem Leben geschiedenen Viglius, eine hervorragende Rolle spielte, resultatlos auseinander. Vier Wochen nachher wurde in Mecheln unter den Augen Don Juans ein harmloser Calvinist, Peter Panis, öffentlich enthauptet, ein Beweis, wie richtig Oranien die Gesinnung der Gegner beurtheilte.

Don Juans schwierige Stellung.

Dem Statthalter wurde der Aufenthalt in den Niederlanden zur Höllenpein. Schon längst hatte er nach Madrid gemeldet, in Brüssel sei nur ein Regiment im Sinne des Volkes möglich, das den Staaten ihren Willen thue und ihre Anordnungen in Vollzug setze, oder ein neuer Kampf auf Leben und Tod.

Würde man sich für das Erstere entscheiden, so sei eine Frau, etwa die Herzogin von Parma oder die kaiserliche Wittwe, mehr am Platze als er; in letzterem Falle müßten Heere, Flotten und Geld herbeigeschafft werden. Als man in Madrid mit Entscheidungen zurückhielt, den Prinzen in der Geldnoth und in dem hülflosen Zustande ließ, in den er sich selbst durch die Entfernung der spanischen und italienischen Truppen gesetzt, da begann der Boden ihm unter den Füßen zu brennen. Er beschwor den König und dessen allmächtigen Minister Antonio Perez, mit welchem sein Geheimschreiber und Rathgeber Escovedo einen vertraulichen Briefwechsel eingeleitet hatte, ihn abzurufen, ihm einen andern Schauplatz zum Handeln anzuweisen, denn hier verliere er Leben und Ehre, ja in der Verzweiflung laufe seine Seele Gefahr. In geheimen Briefen an Perez, die aber der ränkevolle, boshafte Höfling alle dem König mittheilte und nach dessen Eingebungen vertraulich beantwortete, tauchten verschiedene Pläne auf. Bald gedachte der Prinz sich mit Escovedo nach Spanien zu begeben, wo es ihm nicht schwer fallen dürfte, unter Beihülfe seiner Freunde die Leitung der Reichsgeschäfte in seine Hände zu bringen; bald bat er um die Erlaubniß, als freier Feldhauptmann mit 6000 Mann zu Fuß und 2000 Pferden sich in den französischen Krieg mischen zu dürfen. Dann gab er wieder dem König den Rath, unter allen Umständen mit Oranien Frieden zu schließen; denn dieser sei der eigentliche Gebieter in den Provinzen. In Madrid faßte man Mißtrauen gegen Don Juan, der es auf eine große Herrschaft abgesehen zu haben schien, sei es in England, sei es in Spanien oder Frankreich. Man bemerkte mit Unruhe, daß er mit dem Papst, mit den Guisen schriftlichen Verkehr pflegte. Antonio Perez mußte den Prinzen und Escovedo in dem Glauben erhalten, der König erfahre kein Wort von ihrer geheimen Correspondenz; er durfte sogar mit dessen Wissen und Willen Schlimmes über Philipp berichten. So wurde der Oberstatthalter mit einem Netz von Ränken umstrickt; und während die Niederländer ihm das Leben so sauer machten, daß er lieber wünschte in eine Einsiedelei oder in eine Klosterzelle zu flüchten, während man mit Nachrichten über Verschwörungen und Nachstellungen seine Einbildungskraft aufregte, während ihn Oranien immer offener aus seiner Stellung zu drängen, seine Autorität zu lähmen suchte und diplomatische Fäden in London und Paris anknüpfte, fing man in Madrid an, den unruhigen und unternehmenden Geist des jungen Mannes zu fürchten, und lauerte auf eine Gelegenheit, ihn zu Fall zu bringen.

So gestaltete sich die Lage Don Juans in den Niederlanden immer peinlicher. Da er den Brüsselern nicht traute, wählte er bald Mecheln, bald andere Orte zum Aufenthalt. Er bereute es, daß er die spanischen Truppen aus dem Lande geschickt und suchte ihre Rücksendung zu bewirken, und anstatt, wie die vaterländische Partei fort und fort verlangte, die festen Orte zu räumen, suchte er vielmehr dieselben gänzlich in seine Gewalt zu bringen und durch zuverlässige Befehlshaber zu sichern. Es erregte böses Blut und steigerte das Mißtrauen in

Die Niederländer fassen Mißtrauen.

den Provinzen, als er die Citadelle von Namur wie ein Feind mit List und Gewalt überfiel und die verrätherisch gewonnene Festung zum Stützpunkt für kriegerische Pläne machte, als er Anstalten traf, auf unredliche Weise auch die Citadelle von Antwerpen dem Herzog von Aerschot aus den Händen zu winden, ein Versuch, der jedoch durch die Ankunft einiger „Geusenschiffe" in der Schelde vereitelt ward. Die Niederländer faßten von Neuem Argwohn; es schien, als ob der unternehmende Prinz sich der Fesseln zu entledigen gedächte, die er sich durch das „Ewige Edikt" angelegt, als ob er die gebundene Stellung, in die er gerathen, mit dem Schwerte zerhauen wollte. Der glänzende Empfang, den er der schönen und geistreichen Margaretha von Valois bereitete, als sie im Sommer die Bäder von Spaa besuchte, erzeugte in Brüssel wie in Madrid Unruhe. Es war kein Geheimniß, daß die gewandte Fürstin politische Pläne für ihren Bruder, den Herzog von Anjou (Alençon) im Schilde führe.

Oranien steigert das Mißtrauen. 1577.

Wilhelm von Oranien unterließ nichts, das Mißtrauen der Staaten zu steigern, die Lage des Statthalters zu verschlimmern. Er war in den Besitz von Briefschaften gekommen, aus welchen hervorging, daß Don Juan kriegerische Absichten hege und die Absendung von Geld und Mannschaften bei dem Monarchen eifrig betrieb. Er verfehlte nicht, den Brabanter Ständen davon Mittheilung zu machen: „Lasset nicht unsere Nachkommen einst bejammern", schrieb er ihnen, „daß sie durch unsern Kleinmuth die Freiheiten verloren, die unsere Ahnen errungen und ihnen sogut wie uns hinterlassen haben." Sein Ansehen wuchs in demselben Grade, wie das des Generalstatthalters abnahm; sein Rath lenkte in den Sommermonaten des Jahres 1577 alle Schritte der Staaten. Es war ein klägliches Schauspiel, den ritterlichen Kaisersohn, der von Heldenthaten und kühnen Unternehmungen träumte, seine Kräfte und Tage vergeuden zu sehen mit Denkschriften und Vertragsentwürfen, mit Unterhandlungen und Erklärungen, mit Vorwürfen und Rechtfertigungen, mit schriftlichen Auseinandersetzungen, die von Tag zu Tag einen gereizteren Ton annahmen, die Kluft zwischen der spanischen Herrschaft und den nationalen Autoritäten immer weiter machten. Während Don Juan in dem durch Ueberrumpelung gewonnenen Schloß von Namur noch einen Schatten des königlichen Regiments zu retten suchte, verlangten die Niederländer, daß er auch noch die letzten Stützen seiner Gewalt, alle fremden Räthe, Beamten, Obersten und Truppen entferne, daß er sich mit gebundenen Händen den Staaten überliefere, den Staatsrath nach ihren Wünschen besetze, die Generalstände, wie sie aus freien Volkswahlen hervorgehen würden, zusammentreten lasse und ihre Beschlüsse und Anordnungen ausführe. Sie stellten an den König die Bitte, wenn er den Prinzen, seinem Wunsche entsprechend, abberufe und ein anderes Glied seines Hauses zum Generalstatthalter ernenne, so möge er doch einen Sprößling von legitimer Geburt ausersehen. Auf den Rath Oraniens wurde die Citadelle von Gent geschleift und von der Antwerpener Festung die der Stadt zugekehrten Fortificationen niedergerissen. Mit jubelndem Wetteifer vollzog die Einwohnerschaft aller Stände die Zerstörung der Zwingburg, die sie einst zur Zähmung und Einschüchterung mit eigenen Anstrengungen hatten aufrichten müssen. Alba's kolossales Standbild wurde in Trümmer zerschlagen und zu Geschütz umgegossen, und am 17. September zog Wilhelm von Oranien in Antwerpen ein, von dem Volke wie ein triumphirender Feldherr empfangen.

Oranien nach Brüssel gerufen. 1577.

In Brüssel hatte die oranische Partei die Oberhand gewonnen; wie sehr auch die spanisch gesinnten Edelleute und die katholischen Eiferer dem calvinischen

Fürsten entgegenarbeiteten; die Staaten von Brabant ließen die Einladung an ihn ergehen, er möge nach Brüssel kommen und ihnen mit seinem Rathe und seiner persönlichen Gegenwart zur Seite stehen. Unter den Gesandten, die dem Fürsten den Beschluß der Stände mittheilten, war Granvella's Bruder Champagny und der Doctor Leoninus. Sie verlangten hinsichtlich der Religion weitgehende Garantien; doch begnügten sie sich schließlich mit der Versicherung, daß er den in der Genter Friedensstiftung angenommenen Grundsätzen der Glaubensfreiheit treu bleiben werde. So kehrte nach eilfjährigem Exil der Fürst in die Hauptstadt zurück. Wie hatten sich dort die Dinge geändert, seitdem er von Egmont den rührenden Abschied genommen! Damals entwich er als Flüchtling den Todesschlingen, jetzt hielt er einen glänzenden Festeinzug, empfangen und durch die Straßen geleitet von einem jauchzenden Volke! 23. Sept. 1577.

Intriguenspiel und Vielherrschaft.

Oraniens Einzug in Brüssel konnte als Kriegserklärung gegen den spanischen Generalstatthalter gelten. Und so wurde das Ereigniß auch auf beiden Seiten aufgefaßt. Manifeste, in welchen die Staaten die Treulosigkeiten und Umtriebe des Oberstatthalters zur Rechtfertigung ihres Verfahrens darlegten, dieser dagegen die heuchlerischen Versicherungen der Treue gegen König und Religion entlarvte, waren das Vorspiel neuer Kämpfe. In den Herbstmonaten waren die Niederlande der Mittelpunkt der europäischen Politik, der Schauplatz verschlungener diplomatischer Intriguen, in welche alle Höfe verflochten waren. Wenn Don Juan da und dort Werbungen anstellen ließ, und Philipp II. die Truppen und Seemannschaften von Mailand und Genua anwies, sich zum Abzug bereit zu halten, so suchte sich Oranien einen Rückhalt an Elisabeth zu sichern. Denn Don Juan hatte seinen englischen Entwürfen noch keineswegs entsagt. Auch Frankreich war auf der Lauer: während die Guisen ihren Verkehr mit Don Juan eifriger als je betrieben, hoffte der Herzog von Anjou und Alençon durch die Patriotenpartei die wie es schien erledigte Souveränetät der flandrischen Provinzen zu gewinnen. Und nun drang noch die neue Kunde in die Welt, daß ein Angehöriger der österreichischen Linie des Habsburgischen Hauses, Erzherzog Matthias, Bruder des Kaisers, sich heimlich in Verkleidung aus Wien fortgestohlen habe, um auf die Einladung einiger Adelshäupter sein Glück in Brabant zu versuchen. Den Aerschot, Champagny, Havré, de Hèze und andern Cavalieren, welche bisher aus ihrem Royalismus und katholischen Eifer Kapital zu schlagen gewußt, war der calvinische Oranien, der durch seine wachsende Machtstellung sie verdunkelte und darum ihren Neid erregt hatte, nicht ganz nach dem Sinn; auf Don Juans Seite zu treten, konnte bei der feindseligen Haltung desselben gegenüber der Nationalpartei Gefahr bringen; sie kamen also überein, dem Fürsten von Nassau-Oranien einen österreichischen Rivalen an die Seite zu stellen, der zugleich durch seine Geburt dem unechten Kaisersohn in Namur ein Gegengewicht bieten, vielleicht sogar König Philipp II. zufrieden stellen und

zur Uebertragung seiner Hoheitsrechte auf den blutsverwandten Habsburger bewegen könnte.

Oranien als Ruwart von Brabant.

Der kluge Oranier erhob keinen Widerstand; neben den von ihm geleiteten Generalstaaten, welche die ganze öffentliche Gewalt damals in Händen hatten und den Staatsrath einsetzten, konnte kein Anderer ohne seinen Willen zu irgend einer Macht oder Bedeutung gelangen; und sollte ein solcher Versuch gemacht werden, so konnte der Prinz denselben leicht vereiteln oder abschwächen durch die ihm übertragene Würde eines Ruwart von Brabant, eines alten Ehrenamtes, dessen Inhaber früher zu dem Generalgouverneur, zugleich Statthalter der Hauptprovinz, in einem Verhältniß gestanden, wie in Frankreich der Dauphin zum König, das aber in den Händen des jetzigen Besitzers mehr der Stellung eines Majordomus in den Zeiten der Merovinger glich. Wie zerfahren waren doch damals die öffentlichen Dinge in den burgundischen Provinzen: eine dreifache Landeshoheit und doch nur eine einzige wirkliche Macht, die in der Verborgenheit die Fäden leitete. Als Aerschot, der die hohe Stelle eines Statthalters von Flandern inne hatte, mit einigen Genossen die Saiten der kirchlichen und royalistischen Reaction allzu scharf anzog, wurde er durch eine demokratische Volksbewegung mit geheimer Zulassung Oraniens gestürzt und einige Zeit in Haft gehalten. Erst auf die Verwendung des Fürsten durfte er sein hohes Amt wieder antreten. Einen Monat nachher wurde als Ergänzung der Genter Friedensstiftung die Brüsseler Unionsakte unterzeichnet, in welcher die Anhänger beider Religionstheile sich gegenseitige Duldung und Schutz zusagten. Nun durften die Reformirten ihren Gottesdienst aus Wäldern und Einöden in die Städte verlegen. Aber auch diese neue oder engere Union sollte nicht von langer Dauer sein. Für die Idee religiöser Toleranz war das sechzehnte Jahrhundert noch nicht reif.

10. Dez. 1577.

Erzherzog Matthias in Brüssel. 1578.

Im Januar des folgenden Jahres durfte der Erzherzog seinen Einzug in Brüssel halten, mit Ehrenzeichen und allegorischen und mythologischen Festdarstellungen empfangen. Die Generalstaaten hatten Don Juan für einen Verräther und Friedensbrecher erklärt und ihn seines Amtes entsetzt. Jetzt sollte der österreichische Habsburger die hohe Stelle einnehmen, nicht durch königliche Ernennung, sondern durch die Wahl der Staaten. Und damit der neue Oberstatthalter nicht in die Versuchung kommen möge, sich für einen Nachfolger Alba's oder Requesens' zu halten, hatte man ihn eine Uebereinkunft beschwören lassen, wodurch das ganze Amt zu einem Schatten herabsank. Die öffentliche Gewalt sollte den Generalstaaten zustehen, deren Willen der Generalgouverneur und der erwählte Staatsrath zu vollziehen hätten. Der eigentliche Herrscher war der Prinz von Oranien; durch seinen Geist und Einfluß bestimmte er die Beschlüsse der Staatenversammlung; als Ruwart von Brabant und Generallieutenant des Erzherzogs war er die Seele der Regierung. Der Volkswitz bezeichnete den Oberstatthalter als den Amtsschreiber (Greffier) des Fürsten von Oranien.

Erneuerung des Kriegs. Die Schlacht von Gemblours. 1578.

So leichten Kaufes sollte jedoch den niederländischen Provinzen die Freiheit und nationale Selbstregierung nicht zu Theil werden; sie sollten bald die Wahrheit des Homerischen Spruches kennen lernen, daß Vielherrschaft nichts Gutes

sei. Noch waren die Festlichkeiten zu Ehren des Erzherzogs und seines „Ruhewahrers“ nicht vorüber, als Don Juan zum Schwerte griff, um die Autorität des Königs und die Alleingeltung der katholischen Kirche, welche die Staaten und der rebellische Fürst von Oranien umzustürzen gedächten, zu erhalten und zu sichern. Sein Studienfreund von Alcala, Alexander Farnese von Parma, Sohn der ehemaligen Statthalterin Margaretha, hatte ihm die Veteranen aus Italien zugeführt, kriegsgeübte Leute aus Alba's Schule; andere Schaaren waren unter Mansfeld zu ihm gestoßen. Nach ihrer Vereinigung konnte Don Juan ein Heer von zwanzigtausend Mann mustern. Alexander erschrak bei dem Anblick seines Oheims; die majestätische Heldengestalt des Siegers von Lepanto war unter den Widerwärtigkeiten der letzten Monate dahingeschwunden: jetzt aber erwachte noch einmal der kriegerische Geist und das militärische Selbstgefühl von ehedem. In den letzten Tagen des Januar wurden die Niederländer durch ein Kriegsmanifest des Oberstatthalters zum Gehorsam gegen den König und durch eine päpstliche Bulle zum Kampf gegen die Feinde des Glaubens aufgerufen, und zugleich rückte das spanische Heer ins Feld. Die Staatenarmee, die sich bei Gemblours, etliche Meilen nordwärts von Namur aufgestellt hatte, war nicht geringer an Stärke, aber die Führer, großentheils der Adelspartei angehörend, waren nur mit halbem Herzen bei der Sache und an strategischem Geschick den Gegnern nicht gewachsen. So geschah es, daß die Schlacht bei Gemblours, hauptsächlich in Folge eines kühnen Flankenangriffs durch den genialen Alexander Farnese, mit einer vollständigen Niederlage der Patrioten endigte. Nach wenigen Stunden war das niederländische Heer zersprengt oder lag auf dem Waffenfelde umher.

Jan. 1578.

31. Jan. 1578.

In Brüssel war Alles in großer Bestürzung und Aufregung; man erwartete stündlich die feindliche Armee vor den Thoren; diese begnügte sich jedoch vorerst mit der Eroberung der kleineren Städte von Brabant. Dagegen schloß sich Amsterdam, unter Vermittelung Utrechts, durch einen „Satisfactionsvertrag“ mit Oranien den übrigen holländischen Städten an. Auch dort und in Harlem erlangte die calvinisch-patriotische Partei nach kurzer Zeit die Oberhand, nachdem der alte conservative Rath gestürzt und die Mönche sämmtlich entfernt worden.

Das „confuse Chaos“.

In den Frühlings- und Sommermonaten des Jahres 1578 glich das belgische Land in der That einem „confusen Chaos“, wie Landgraf Wilhelm von Hessen es bezeichnete. Zwischen Namur und Brüssel lagen zwei Heere im Feld, in denen neben den kriegenden Hauptmächten, den Spaniern und Niederländern, Söldner und Freischaaren aller Nationen unter den Fahnen standen, Deutsche auf beiden Seiten, daneben unter Don Juan noch Italiener, im Staatenheer Engländer und Schotten; französische Hugenotten und Parteigänger der Guisen dienten in beiden Heerlagern, und nun rückte auch noch der Herzog von Anjou-Alençon mit einigen Tausend Bewaffneten zu Fuß und zu Roß in Hennegau ein und besetzte Bergen, wo seine Schwester Margaretha auf

ihrer erwähnten Badereise ihm bereits vorgearbeitet hatte. Durch Gewalt, List und treuloses Ränkespiel suchte der französische Fürst, unter allen, die in diesem weltgeschichtlichen Drama eine Rolle spielten, der unwürdigste und charakterloseste Mann, sich eine eigene Herrschaft zu erobern, indem er bald mit dem Oranier, bald mit den Ständen, bald mit der katholischen Adelspartei Unterhandlungen und Verträge einging. Aus Eifersucht auf Frankreich und aus Besorgniß über Don Juans geheime Pläne, näherte sich die Königin Elisabeth mehr dem Fürsten von Oranien; sie schoß Subsidiengelder vor und gestattete kriegslustigen Engländern und Schottländern den Eintritt in das Staatenheer; aber so wenig konnte sie ihre Abneigung gegen jede Art revolutionärer Erhebung unterdrücken, so sehr waren ihr diplomatische Intriguen und doppelzüngige Staatskünste zur andern Natur geworden, daß sie gleichzeitig in Madrid und in Namur durch ihre Gesandten für einen friedlichen Ausgleich zu wirken sich das Ansehen gab, und den Heirathsanträgen des französischen Herzogs Gehör zu geben sich anstellte. Und nun führte auch noch der unruhige Pfalzgraf Johann Casimir, der in jener bewegten Zeit bald da bald dort als abenteuernder Schaarenführer auftrat, etliche tausend Landsknechte dem Patriotenheer zu. Und woher sollten die Ausgaben bestritten werden? Wie ein Verzweifelter flehte Don Juan den königlichen Bruder um Geld an.

Perez und Don Juan.

Aber im Madrider Cabinet herrschte eine feindselige Luft. Wir wissen, mit welcher Schlangenfalschheit Antonio Perez, damals Vorsitzender im Staatsrath, durch seine arglistig und verfänglich angelegte und in geflissentlichem Eifer gepflegte Correspondenz mit Don Juan und Escovedo, den Prinzen und seine Rathgeber in ein Netz zu locken gewußt, aus dem sie keinen Ausweg mehr finden sollten. Unter Mitwissen des Königs, dessen Gunst und Vertrauen sich der schlaue, boshafte Höfling durch den Schein unbedingter Hingebung und loyaler Fürsorge für das Wohl des Reiches und des Monarchen zu sichern gedachte, umstrickte er den Prinzen mit einem Gewebe von Lügen, und bewog ihn durch gleißnerische Freundschaftsbetheuerungen seine innersten Gedanken, seine geheimsten Pläne und Anschläge in den Busen des Verräthers auszuschütten. Und wie Vieles mag dem waffenfrohen, nun zu einem unthätigen Leben voll widerwärtiger Unterhandlungen verurtheilten Kaisersohn durch den Kopf gefahren sein! Alles was er und sein Rathgeber dem vermeintlichen Freunde mit offener Vertraulichkeit mittheilten, mochte es auch nur ein flüchtiger Einfall, das momentane Gebilde einer mißstimmten Seele sein, wurde von dem falschen Fürstenknechte als tiefangelegter Plan eines staatsgefährlichen Complots dargestellt, um das Mißtrauen des Herrschers zu erregen und zu nähren und vor dessen Augen als Retter der Monarchie zu erscheinen. Nun wissen wir, wie sehr Don Juans ganzes Dichten und Trachten auf die Erwerbung einer unabhängigen Herrschaft gerichtet war; dieses ehrsüchtige Streben, dieses immer wieder aufflammende Verlangen nach fürstlicher Selbständigkeit ängstigte den mißtrauischen König. Wie leicht könnte der von der Volksgunst getragene, zu kühnen Unternehmungen angelegte Feldherr auf den Gedanken kommen, dem unritterlichen vielgehaßten Halbbruder die Krone vom Haupt zu reißen. Hatte doch Philipp den eigenen Sohn einem solchen Verdachte geopfert.

Ein zweiter politischer Justizmord. Escovedo.

Nun hatte einst Escovedo hingeworfen, von Santander und der Peña de Mogro aus könne man sich leicht ganz Castiliens bemächtigen; diese Bemerkung wurde von

dem tückischen Antonio seinem Herrn hinterbracht als Beweis, mit welchen verdächtigen Plänen man sich in der Umgebung des Prinzen beschäftige. Bald nachher lief ein Schreiben bei dem Staatsrath in Madrid ein, worin Escovedo bat, man möge die Peña befestigen und ihn zum Befehlshaber von Santander ernennen. War das nicht ein klarer Beweis, daß die Befürchtung gegründet sei? Der König brachte auch in Erfahrung, daß Escovedo um dieselbe Zeit mit Heinrich von Guise geheime Unterredungen hatte, daß er eifrig mit dem päpstlichen Botschafter verkehrte; sollte der vertraute Geheimschreiber Don Juans nicht die Seele eines weitgreifenden Complots sein? In diesem Augenblick traf Escovedo in Madrid ein, um im Auftrag des Prinzen auf rasche kräftige Unterstützung durch Geld und Truppen zu dringen oder dessen Abdankung einzureichen. Er wurde von Antonio mit erkünstelter Freundlichkeit aufgenommen, aber wie einst Montigny unter allerlei Vorwänden zurückgehalten und überwacht. Die dringende Art, womit Don Juan die Rückkehr seines Vertrauten forderte, in seinen Briefen immer nur „Geld und Escovedo und mehr Geld" verlangte, war nicht geeignet des Königs Mißtrauen zu beschwichtigen. Nun kam noch dazu, daß der scharfblickende Escovedo, der als ehemaliger Untergebener des Ruy Gomez im Hause der Fürstin Eboli Zutritt hatte, bald das geheime Liebesverhältniß zwischen ihr und dem schönen gewandten Höfling Perez entdeckte. Wenn er den König von der Untreue der Geliebten in Kenntniß setzte, in welcher Gefahr schwebten dann Beide! Darum mußte der gefährliche Mann möglichst bald aus dem Wege geräumt werden. Man stellte dem König vor, daß es bedenklich sei, Escovedo länger bei Hofe zurückzuhalten und dadurch den Argwohn des Prinzen zu wecken, und noch bedenklicher, denselben heimziehen zu lassen; das einzige Mittel sei, mit ihm zu verfahren wie einst mit Montigny. Philipp willigte ein, doch sollte der Verdacht des Mordes nicht auf ihn, sondern auf einen Andern fallen. Er schrieb an Antonio Perez: „Bringt's mit ihm zu Ende, ehe er uns tödtet." Das vertrauliche Verhältniß, das der Höfling geflissentlich mit dem Botschafter Don Juans unterhielt, erleichterte die Ausführung. Nachdem ein Vergiftungsversuch mißlungen war, wurde Escovedo am Abend des zweiten Ostertags von drei gedungenen Catalanen auf der Straße ermordet, während Perez in Alcala, der König in Escorial weilte. (31. März 1578.) Der Verdacht fiel bald auf Antonio und die Fürstin Eboli; die Wittwe des Ermordeten flehte den König um Gerechtigkeit, der Sohn entdeckte ihm die Untreue der Geliebten und des Dieners. Beide wurden verhaftet und Antonio vor dem Rath von Castilien des Mordes angeklagt. Wir kennen bereits das Schicksal des einst so mächtigen Staatsmannes. Als er sich der Verfolgung durch die Flucht entzogen, enthüllte er das Geheimniß und veröffentlichte das Handbillet des Königs, das er sorgfältig aufbewahrt hatte, indeß Philipp der Meinung war, es sei vernichtet worden.

Don Juans Ausgang. 1578.

Die Nachricht von Escovedo's Ermordung war für Don Juan ein Nagel zum eigenen Sarg; sie schnitt in sein innerstes Leben ein; und mehr und mehr kam es ihm zum Bewußtsein, daß der König ihn aufgegeben, dem Spotte seiner Feinde geopfert habe. So welkte in seiner Seele eine Hoffnung nach der andern dahin, ein zehrender Gram trat an die Stelle des fröhlichen nach Thaten strebenden Jugendmuthes. Die niederländischen Angelegenheiten wurden immer schwieriger und verwirrter; Sorgen, Arbeiten und Nachtwachen verzehrten seine Kräfte. Oft hatte er die Bitte ausgesprochen, der König möge ihn abrufen und die Statthalterschaft einem Andern übertragen; jetzt ist es sein heißester Wunsch, er möge sein Leben beschließen wie sein Vater. „Er träumte nur noch, in einem

Kloster die Befriedigung finden zu können, die ihm die Welt versagte. Er tröstete sich mit dem bittern Trost, daß er unter den Einsiedlern von Monserrate dem Gott dienen wolle, der mehr vermöge und gnädiger sei, als sein Bruder Philipp." Im Juni erlebte er noch einmal die Freude, daß ihm eine Verstärkung von viertausend Veteranen und eine Geldsumme zur Fortführung des Kampfes zugesandt wurde; manche Edelleute von hohem Rang und Ruhm befanden sich in ihrer Zahl, wie Diego Hurtado Mendoza, in welchem Castilien seinen Dichter, Staatsmann und Ritter feierte, wie Gabrio Cervelloni, Don Juans alter Waffengefährte, wie Lope de Figueroa, Antonio de Leyva u. A. Gegen den Rath
1. Aug. 1578. Alexanders wurde ein Angriff auf das feste Lager bei Mecheln unternommen, wo sich die gesammten Streitkräfte der Niederländer unter Graf Bossu gesammelt hatten; das Unternehmen schlug fehl; das spanische Heer mußte den Rückzug nach Namur antreten. Dieser Unfall war nicht geeignet, dem Feldherrn des Königs Gnade wieder zu verschaffen; man maß die schlimme Wendung der spanischen Angelegenheiten seinem Ungestüm, seinem Mangel an Vorsicht bei. Die Geldsendung war nicht zureichend gewesen, und doch hielt der bedächtige König mit neuen Zuschüssen zurück. Und gerade jetzt erlangten die Generalstaaten eine namhafte Verstärkung durch die französische Armee, mit welcher Alençon von Hennegau heranrückte. So nagten denn neue Sorgen an dem Herzen des Prinzen; seine Kräfte schwanden dahin, so daß bei Vielen der Glaube entstand, er habe Gift erhalten. In der zweiten Hälfte des September begab er sich in das Lager, das Cervelloni in seinem Auftrage auf einem nackten Hügel an der Maas, eine Wegstunde von Namur, eingerichtet hatte. Unter den Soldaten herrschte eine ansteckende Krankheit; auch Don Juan wurde von derselben ergriffen; man schaffte ihn nach einer armseligen Hütte in der Nähe; dort starb er in einem Raume, der zuvor als Stall gedient, nachdem er die letzte Oelung empfangen und sein Amt in die Hände Alexanders Farnese niedergelegt hatte, am 1. Oktober des Jahres 1578 in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahr. „Ich sehne mich nach der Weite des Himmels", sprach er im Sterben, „da von der Erde keine Handbreit mir gehört." Man fand sein Herz ausgedörrt und seine Haut wie vom Brand geröstet. Daher gewann der Glaube an Vergiftung im Volke um so mehr Verbreitung.

Don Juan hatte den Wunsch ausgesprochen, seine Leiche möchte im Escorial neben den Gebeinen seines Vaters beigesetzt werden; diesen Wunsch erfüllte Philipp II. Im folgenden Jahr wurde der todte Held aus der Kirche von Namur, wo ihn die trauernden Gefährten zuerst bestattet, nach Spanien gebracht. Von seinen beiden Töchtern wählte die eine, welche ihm die edle Diana von Sorrent geboren, das Klosterleben, die andere, welche die schöne Maria de Mendoza zur Welt gebracht, wurde mit Francisco de Brancaforte, Fürsten von Butera, vermählt. „Das war der Ausgang des jugendlichen Helden", heißt es bei Havemann, „des Kaisersohnes, den der Spanier mit Stolz und Liebe den Seinigen nannte. Sein Leben war im Dienste Philipps II. verbraucht, von all den hohen Plänen, mit denen er in die Welt hinaustrat, keiner

verwirklicht. Dem kurzen, frühlingshellen Morgen, da die christliche Welt ihn als Retter pries, sein Name die türkische Flotte scheuchte und Rom dem Kreuzritter im Siegerkranz entgegenjubelte, war ein langer, trüber Wintertag gefolgt, der die Freude am Dasein in Sehnsucht nach der Gebetszelle wandelte. Es hielt die kalte Hand des Bruders sein Herz bis zum letzten Zucken umklammert."

Don Juans hochfliegende Pläne und Herrscherträume wurden mit seiner Leiche eingesargt; von seinem Leben blieb kaum eine Spur zurück, sein Name geht wie eine Mythe durch die Phantasiewelt. Aber auch Oranien erreichte nicht die Ziele, denen er um diese Zeit so eifrig nachstrebte und so nahe zu sein glaubte. Obwohl er alle Fäden der Politik lenkte, zahllose Depeschen und Gesandtschaften von allen Seiten empfing, so war er doch nicht so sehr Herr der Lage, nicht so sehr der Lenker der öffentlichen Dinge, daß er seine Pläne hätte vollständig verwirklichen, die Zukunft der Niederlande nach seinen Ideen hätte gestalten können. Wie viele Mühe er sich auch gab, durch Stiftung eines Religionsfriedens auf dem Grunde der Toleranz und Glaubensfreiheit den confessionellen Zwiespalt aus der Welt zu schaffen und Boden zu gewinnen für ein gemeinsames nationales Staatswesen; die katholische Adelspartei wirkte ihm aus allen Kräften entgegen. Wie er sich den Erzherzog Matthias von den spanisch Gesinnten und Malcontenten hatte aufdrängen lassen müssen, so konnte er jetzt nicht verhindern, daß die Staaten mit dem Herzog von Anjou, der unter der Maske eines Befreiers selbstsüchtige Pläne, ehrgeizige Absichten verbarg, ein Hülfs- und Freundschaftsbündniß abschlossen, worin sie ihn zum „Beschützer niederländischer Freiheit wider spanische Tyrannei" ernannten, mit der unbestimmten Versicherung, wenn man einst rathsam erachten würde, einen andern Landesherrn zu wählen, so sollte er vor allen Uebrigen dazu berufen werden. So wurden die Niederlande der Tummelplatz für die ganze europäische Politik; man betrachtete die Provinzen bereits als ein zerrissenes Gewand, von dem jeder Potentat, jeder ehrsüchtige fürstliche Abenteurer ein Stück für sich zu gewinnen hoffte. Die katholische Mittelpartei, an ihrer Spitze Aerschot und Champagny, knüpfte da und dort Verbindungen an, um den Prinzen nicht Meister werden zu lassen: da die spanische Allianz im Volke allzu sehr verhaßt war, der Erzherzog nur einen schwachen Schatten an der Wand darstellte, so sollte jetzt der französische Herzog ihnen an die Hand gehen; war doch zu erwarten, daß im rechten Moment seine Mutter, Katharina von Medicis, und sein Bruder Heinrich III. ihm hülfreich zur Seite stehen würden. Man glaubte den Teufel durch Beelzebub austreiben zu können. Unter solchen Umständen blieb dem Oranier nichts übrig, als sich desto fester und entschieden an die nördlichen Landschaften zu halten, im treuen Bunde mit dem nun gänzlich von der Fremdherrschaft befreiten Holland und Zeeland den niederländischen Staatsbau in engeren Grenzen aufzubauen. Sein Streben wurde um einen bedeutenden Schritt gefördert, als es ihm gelang, seinem wackern Bruder Johann von Nassau, der ihm allein noch geblieben war,

Politische Zerfahrenheit.

die Statthalterschaft von Geldern zu verschaffen. Dagegen blieb die Mission des beredten Aldegonde an die in Worms zu einem Reichstag versammelten deutschen Fürsten ohne Erfolg. Sie ließen den Brand im Nachbarhause wüthen, ohne für die eigene Sicherheit Bedacht zu nehmen und mischten sich in die Streithändel der Theologen, die mit blinder Wuth um die abgenagten Knochen geistlicher Haarspalterei sich bekämpften. „Der lutherischen Ruheseligkeit graute vor der Heldenkraft der Oranier." Man gab dem Fürsten wohl den kleinmüthigen Rath, „er solle gegen Gewalt den ewigen Gott von Herzen bitten und ihm die Sach befehlen".

4. Alexander von Parma und Wilhelm von Oranien.

Alexander Farnese. Don Juan hatte seinen gleichalterigen Neffen, den er einst in Alcala liebgewonnen, der an seiner Seite bei Lepanto durch kühnen Muth sich vor Allen hervorgethan, der bei Gemblours und in jeder kriegerischen Aktion den Ruhm eines tapfern Kriegsmannes und eines umsichtigen Strategen davongetragen, in den letzten Tagen seines traurigen Daseins zu seinem Stellvertreter ernannt, und der König ehrte den Willen des heimgegangenen Bruders durch die Bestätigung der getroffenen Anordnung, durch Ernennung des Verwandten zum Generalstatthalter der Niederlande. Die Wahl war die glücklichste. An kriegerischem Unternehmungsgeist und genialem Feldherrntalent dem verstorbenen Freund und Oheim gleich, übertraf er ihn an klarem Scharfblick, an Gewandtheit für politische Dinge, an Kenntniß und Beurtheilung der Menschen, an der Kunst, seine Umgebung zu gewinnen und an seine Person zu fesseln. Das „confuse Chaos", das bei seinem Antritt in den Provinzen herrschte, schreckte ihn nicht zurück, brachte ihn nicht zur Verzweiflung, vielmehr reizte es seinen gewandten vielseitigen Geist, dieser zuchtlosen Elemente Meister zu werden und auf ihrer Unterwerfung Philipps Herrscherbau aufs Neue aufzurichten. Je mehr die Parteien auseinander gingen und sich anfeindeten, je mehr religiöse und politische Meinungsverschiedenheiten das überwiegende Ansehen eines hervorragenden Hauptes und Führers brachen oder lähmten, je mehr nationale Vorurtheile und kirchliche Gegensätze den Einfluß des Fürsten von Oranien zersetzten und hemmten, desto sicherer konnte der gewandte Mann, welcher italienische Feinheit mit spanischer Festigkeit vereinigte und dessen unerschütterliche Anhänglichkeit an das päpstlich-katholische Kirchenwesen nicht mit Glaubensfanatismus verbunden war, hoffen, die feindlichen dämonischen Kräfte sich dienstbar zu machen. Die fremden Soldknechte aller Zungen und Nationen und aller Religionsbekenntnisse, welche damals Flandern und Brabant, Hennegau und Lüttich durchzogen, ihre Bedürfnisse und Beutegier durch Beraubung und Mißhandlung der Bauern und Kleinstädter befriedigend und wegen Soldrückständen mit ihren Vorgesetzten hadernd, waren, verbunden mit den Umtrieben und Wühlereien der Demagogen in verschiedenen Orten, für die Eingebornen eine so furchtbare Geißel, daß sie

jede Gewalt, die ihnen Sicherheit des Lebens und Eigenthums in Aussicht stellte, den anarchischen Zuständen vorzogen.

Oranien selbst konnte der wilden Gesellen nicht Meister werden: in Gent schändete Ryhove, das Haupt der Patriotenpartei, die Sache der nationalen und religiösen Freiheit durch Aufruhr, Mord und neue Bilderstürmerei. Nur den Vorstellungen seiner vaterländischen Freunde war es zu danken, daß der Prinz nicht schon damals nach den nördlichen Staaten sich zurückzog, den Süden seinem Schicksale und der Anarchie überlassend. Er ließ sich bewegen zur Herstellung der Ordnung nach Gent zu reisen; seinem Einfluß gelang es, die Parteien durch einen neuen Religionsfrieden auf kurze Zeit zu versöhnen. Oranien in Gent. 27. Decbr. 1578.

Diese Lage der Dinge wußte Alexander im Interesse der spanischen Herrschaft geschickt zu verwerthen. Der Pfalzgraf Johann Casimir, der sich Hoffnung auf die Statthalterschaft in Flandern gemacht, vermochte aus Geldmangel seine Söldnerhaufen nicht länger zu erhalten; er begab sich nach London, um bei der Königin Hülfe zu suchen, aber Elisabeth begnügte sich, ihn zum Ritter des Hosenbandordens zu erheben. Seinen unbesoldeten Landsknechten ließ der Oberstatthalter ein Reisegeld zahlen, damit sie nach ihrer Heimath zurückkehrten. Der Herzog von Anjou, dem die Unterhaltung seines Heeres zu schwer und die Aussicht auf eine Herrschaft in Hennegau und Artois zu unsicher ward, zog freiwillig nach Frankreich ab. Auch er besuchte England, aber die Hand der Inselkönigin, um die er sich bewarb, sollte ihm so wenig zu Theil werden als die Grafenkrone in Flandern. Dadurch minderten sich die Streitkräfte der Staaten, und da am Schlusse des Jahres 1578 auch ihr fähigster Feldherr, Graf Bossu, der unter Alba seine Schule gemacht, mit Tod abging, so erlangten die Spanier bald die Oberhand im Feld. Die Herren vom Adel, die nie aufhörten den calvinischen Oranien mit Neid und Mißgunst zu betrachten, neigten mehr und mehr zu dem Sohne der Margaretha, der es so trefflich verstand alte Sympathien zu wecken, käufliche Seelen zu gewinnen, religiöse Leidenschaften anzufachen. Denn Niemand war geschickter in der Kunst der Bestechung, Niemand wußte scharfsichtiger die schwachen Seiten der Menschen auszuspähen als der italienische Fürstensohn. Klerus und Royalisten wirkten mit vereinten Kräften für König und Kirche. In Arras wurde ein Aufstand der Patrioten niedergeworfen: der Hauptführer Gosson, ein volksthümlicher Mann von gewandter Rede, blutete auf dem Schaffot, drei seiner Mitschuldigen starben am Galgen. Immer größer wurde die Zahl der Edeln, die, „nachdem sie lange genug mit ketzerischen Schweinen Träber gegessen", wie der verlorne Sohn im Evangelium, in das Vaterhaus zurückkehrten, um sich ein gemästetes Kalb schlachten zu lassen. Die spanische Sache im Steigen.

Bald war die Genter Friedensstiftung nur noch ein Name, eine geschichtliche Erinnerung an einen edlen vaterländischen Aufschwung vergangener Tage, den ein patriotischer Fürst angefacht hatte. Auch Oranien sah ein, daß der Die Utrechter Union. 1759.

schönste Traum seines Lebens, eine Conföderation sämmtlicher Provinzen auf Grund nationaler Freiheit und Selbstbestimmung und mit Anerkennung religiöser Parität, nicht durchzuführen sei; der „Religionsfriede", den er zu Stande zu bringen sich abmühte, fand weder bei Katholiken noch bei Protestanten allgemeine Billigung. In Gent kam es hierüber zu heftigen Unruhen und bürgerlichen Kämpfen. Wilhelm suchte daher aus dem Schiffbruch so viel zu retten als noch mit fester Kraft den Stürmen und Wogen sich entgegenstemmte. Schon zu Anfang des Jahres waren auf Anregung Johanns von Nassau Abgeordnete von Holland, Zeeland, Geldern, Zütphen, Utrecht und den friesischen Provinzen zu einer Conferenz zusammengetreten, um die Grundlinien für einen engeren Staatenbund festzustellen. Wilhelm von Oranien war der eigentliche Urheber des Werks; aber er schob absichtlich den Bruder vor, damit er selbst nicht beschuldigt werden könnte, die Zerreißung des Genter Pacificationswerkes sei von ihm ausgegangen. Denn wie wenig Geltung immer jene in der Noth getroffene Uebereinkunft unter dem Wechsel der Stimmungen für die Gegenwart haben mochte, so wollte doch keine Partei sich herbeilassen, die Larve zu zerschlagen, hinter welcher die häßlichen Züge der Zwietracht verborgen lagen. Das Resultat der
23. Jan. 1579. Berathung war die „Utrechter Union", die erste Grundform der Bundesverfassung des holländischen Freistaats.

Der Unionsvertrag. Niemand konnte aus den einfachen Bestimmungen, unter welchen die nördlichen größtentheils der reformirten Kirche angehörenden Provinzen zu einem Schutz- und Trutzbündniß zusammentraten, die Bedeutung ahnen, welche dieselben im Laufe der Zeit erlangen sollten. Ohne aus der Genter Pacification auszuscheiden, verbanden sich die genannten sieben Provinzen „mittelst einer ewigen Vereinigung" zu einer Union zu gegenseitigem Schutze und Beistand. Um dem Feinde widerstehen zu können, verpflichteten sie sich durch gemeinschaftliche Aushebungen ein gemeinsames Heer aufzustellen und zu dessen Unterhalt eine gemeinsame Kriegskasse mittelst Matricularbeiträgen einzurichten. Ueber alle Angelegenheiten, welche die Gesammtheit beträfen, sollte auf gemeinsamen Landtagen oder Tagsatzungen, zu denen die Stände durch Ausschreiben einzuladen seien, berathen und Beschluß gefaßt werden, als ob sie Ein Staat wären, und keinerlei Sonderverträge, keine Separatbündnisse mit benachbarten Herren oder Ländern gestattet sein. Die laufenden Geschäfte der Union sollte ein Ausschuß der Generalstaaten besorgen. Dagegen sollte es jedem der verbündeten Theile überlassen bleiben, die inneren Anliegen jeder Provinz, jeder Stadt, jeder Körperschaft, insbesondere auch die religiösen Dinge nach Gesetz, Herkommen oder freier Uebereinkunft zu regeln und festzustellen. Indem die vereinigten Provinzen sich von jeder Einmischung in die innere Politik, Verfassung und Religion der Einzelglieder fern hielten, bildeten sie nach wie vor eine Mehrheit von autonomen Gemeinwesen, eine Mannichfaltigkeit von Institutionen, während sie nach Außen hin wie ein einziger Staat auftraten. Fremden Provinzen, Städten und Herren sollte der Zutritt gestattet sein, jedoch nur unter Zustimmung der conföderirten Gesammtheit. Der Unionsvertrag stellte somit den Grundsatz staatlicher und kirchlicher Autonomie als höchsten Zweck des öffentlichen Lebens der verbündeten Provinzen und Städte auf, und verpflichtete die Mitglieder, die freiwillig beigetreten seien oder beitreten würden, zu gemeinschaftlicher Abwehr feindlicher Angriffe, zu bestimmten Beiträgen an Geld und Kriegsmannschaften. Wie der Genter

Vertrag und der „Religionsfriede", setzte auch die Utrechter Union fest, „daß Jedermann frei und ungehindert seinen Glauben bekennen, seinen Gottesdienst üben dürfe, und daß Niemand über religiöse Dinge in Untersuchung gezogen oder belästigt werde." „In Beziehung auf den Gottesdienst", heißt es in Art. 13, „sollen sich Holland und Seeland nach ihrem eigenen Gutachten halten. Die übrigen Mitglieder der Union sollen sich nach dem im vorigen Jahre aufgestellten Religionsfrieden richten oder solche Ordnungen festsetzen, wie die Erhaltung der Ruhe und Wohlfahrt in jeder Provinz oder Stadt es verlangt. Frei und ungehindert darf Jedermann seinen Glauben bekennen, seinen Gottesdienst üben; keine Glaubensuntersuchung über die Gewissensfreiheit." Den katholischen Geistlichen und Conventualen war ein Lebensunterhalt zugesichert. — Unter diesen Voraussetzungen stand auch andern Provinzen und Orten der Eintritt in die Union offen, wie ein Zusatzartikel vom 1. Februar ausdrücklich hervorhob. Durch Gewährung von Glaubensfreiheit konnte somit die neue Conföderation wieder zu der Basis und dem Umfang der Genter Pacification erweitert werden.

Zu einer solchen Erweiterung des Bundes, wie sie die Genter Pacification ins Auge gefaßt hatte, war nun freilich bei der herrschenden Geistesströmung des Südens wenig Aussicht mehr vorhanden. Die Utrechter Unionsurkunde, welche am 3. Mai die Unterschrift des Fürsten von Oranien erhielt, sollte das Schwert werden, welches den protestantischen Norden vom katholischen Süden zu trennen bestimmt war. Denn wenn gleich, der überlieferten Fiction getreu, auch diese Einigung als „im Namen des Königs" geschlossen hingestellt ward, so war doch niemals zu erwarten, daß ein Monarch, der nach seiner eigenen Versicherung lieber vom Throne steigen als über Ketzer regieren wollte, dem Grundsatze der Religionsfreiheit zustimmen werde, welcher das eigentliche Fundament des Unionsvertrags von Utrecht bildete. So wurde denn der im ersten Entwurf sehr unbestimmte Vertrag im Laufe der Zeit und kraft der natürlichen Entwickelung die Grundlage der Vereinigten Staaten der Niederlande. Zwei Jahre später wurde, als durch den geschichtlichen Gang der Dinge die Möglichkeit eines friedlichen Ausgleiches immer mehr in die Ferne rückte, dem König von Spanien der Gehorsam förmlich aufgekündigt nach dem Grundsatze, „daß einem Volke und seinen Vertretern immer das natürliche Recht zustehe, einem Tyrannen, der seiner Pflicht zuwiderhandelt, nachdem er vergebens vermahnt war, auch ihrerseits die Pflicht aufzusagen". Bedeutung der Union.

„Ein Volk", heißt es in der merkwürdigen Erklärung, die am 26. Juli 1581 im Haag unterzeichnet ward, „ist nicht wegen des Fürsten, sondern ein Fürst um des Volkes willen geschaffen, denn ohne das Volk wäre ja kein Fürst. Er ist dazu vorhanden, daß er seine Unterthanen nach Recht und Billigkeit regiere, und sie liebe, wie ein Vater seine Kinder, daß er treu walte, wie ein Hirt über seine Heerde. Behandelt er sie aber nicht so, sondern blos wie Sklaven, dann hört er auf, ein Fürst zu sein, und ist ein Tyrann. Die Unterthanen aber haben das Recht, nach gesetzlichem Beschluß ihrer Vertreter, der Stände, wenn kein anderes Mittel mehr übrig ist, wenn sie durch keine Vorstellung ihrer Noth irgend einige Versicherung der Freiheit für Leib und Gut, für Weib und Kind von dem Tyrannen erwerben können, diesen zu verlassen. Dies ist der Fall in den Niederlanden. Seit uralten Zeiten wurden sie nach beschworenen Bedingungen regiert, deren Bruch den Fürsten der Herrschaft verlustig machte.

Unter dem Vorwand der Religion hat der König von Spanien hier eine Tyrannei einzurichten versucht und, ohne auf irgend eine Vorstellung des Landes zu achten, dessen Privilegien verletzt, den Eid gebrochen, den er auf deren Erhaltung geschworen. Und so erklären denn die Gemeinstände jetzt den König von Spanien verlustig jeden Anspruches auf die Herrschaft in den Niederlanden, sie erkennen ihn von nun an nicht mehr als Landesherrn an, sie entbinden hiermit alle Amtleute, Obrigkeiten, Herren, Vasallen und Einwohner von dem einst Philipp dem Zweiten von Spanien geleisteten Eide des Gehorsams und der Treue."

Alexanders Erfolge in den südlichen Provinzen.

Während in den nördlichen Provinzen die öffentlichen Dinge auf Grund der Utrechter Union sich mehr und mehr consolidirten und die landesherrlichen Rechte in allen militärischen Angelegenheiten und in der auswärtigen Politik in die Hände des Fürsten von Oranien übergingen, war der Süden noch Jahre lang der Tummelplatz leidenschaftlicher Umtriebe, Intriguen und Parteiungen. Vortrefflich verstand es der Herzog von Parma, eben so gewandt in den Künsten der Diplomatie, als erfahren in den Waffen, unterstützt von dem anmuthigen Wesen und den gewinnenden Manieren eines vornehmen gebildeten Cavaliers, die Leidenschaften, Vorurtheile, Schwächen und den scharf ausgeprägten Particulargeist der einzelnen Provinzen, Stämme, Gemeinden und Körperschaften aufzustacheln und zu benutzen, um den Generalstaaten den Boden unter den Füßen wegzuziehen und durch Separatverträge jedes gemeinschaftliche Auftreten und Handeln zu vereiteln oder zu lähmen. Wie die nördlichen Staaten noch immer im Namen des Königs zu handeln sich die Miene gaben, so suchte Alexander den Glauben zu erhalten, als stehe er auf dem Boden der „Genter Pacification", zu deren Erhaltung er die Stände der Provinzen zu vereinigen gedächte. Daß die Fundamentalbedingung dieser Uebereinkunft, religiöse Gleichberechtigung aller Bundesglieder, durch den Gang der Dinge, durch die Thätigkeit der Geistlichen, durch den Zelotismus der katholischen Adelshäupter und der spanischen Parteigenossen bereits als eine unstatthafte, verwerfliche, unchristliche Forderung angesehen und verdammt war, wurde durch Schweigen verhüllt und außer Frage gestellt. So gelang es dem Herzog, während er die patriotisch gesinnte Stadt Mastricht eng umlagert hielt, die wallonischen Provinzen des Südens, Artois, Hennegau, Namur und Lüttich, durch einen Sondervertrag zum Abfall von der gemeinsamen Sache und zur Rückkehr unter die spanische Herrschaft zu bewegen, ein Meisterstück diplomatischer Staatskunst, das die gesammte katholische Welt mit freudigen Kundgebungen feierte. Auch in Brabant und Flandern wuchsen die Sympathien für König und Kirche: nicht blos die malcontenten Adeligen, wie Lalain, Herr von Montigny, Melun, Lamotte, traten in das spanische Heerlager über, Geld und Aemter als Preis ihres Abfalls suchend; selbst Philipp Egmont küßte in Demuth und Unterwürfigkeit die Hand, „die von seines Vaters Blut rauchte". Sein Versuch, zugleich die Hauptstadt mittels eines Handstreichs in seine Gewalt zu bringen und dem spanischen Feldherrn zu überantworten, schlug fehl und führte seine Vertreibung aus Brüssel herbei. Schon überlegte auch der Herzog von Aerschot, ob es nicht an

der Zeit sei, seinen Frieden mit dem König zu machen und die Sache des Vaterlandes und der Freiheit zu verrathen. Nur unter dem patriotischen Beistaned Wilhelms, der noch immer in Brabant verweilte, gelang es der ohnmächtigen Staatenregierung und dem Erzherzog Matthias, einen Schatten von obrigkeitlicher Autorität zu bewahren. Aber umsonst war sein Bemühen, der belagerten Heldenstadt Mastricht einen Entsatz zu verschaffen; nach viermonatlichen Anstrengungen verblutete sie unter den Händen roher und erbitterter Soldatenhaufen und mußte die ärgsten Kriegsgräuel über sich ergehen lassen. Juni 1579.

Der Congreß zu Köln. 1579.

Als die Vorgänge um Mastricht noch alle Gemüther in Aufregung hielten, tagte in Köln ein Congreß, zu welchem König Philipp, der Papst, der Kaiser und die Generalstaaten Bevollmächtigte abgesandt hatten. Auf diesem Hochrathe sollten die Bedingungen gefunden werden, unter denen dem langen Revolutionskrieg, auf welchen die Augen von ganz Europa seit so vielen Jahren gerichtet waren, ein Ziel gesetzt werden könnte. Alles war müde und schlaff geworden und sehnte sich nach Ruhe; nur der stille Geist des Oraniers hielt noch fest an der Fahne der Freiheit. Man hätte sich in Spanien zu manchem Opfer für seine eigene Person entschlossen, hätte ihm und seiner Familie gerne eine ehrenhafte Existenz in Deutschland und viele äußerliche Vortheile eingeräumt, wenn er sich entschlossen hätte, die Sache der Niederlande fahren zu lassen; aber die Seele des vaterländischen Mannes war jeder Versuchung unzugänglich. So mußte man denn versuchen, ohne seine Theilnahme zum Ziele zu kommen. Wie sollte man sich aber verständigen, wenn auf der einen Seite die ausschließliche Herrschaft der katholischen Kirche und die unversehrte Erhaltung der königlichen Prärogative, auf der andern die alten Freiheiten und die Aufhebung aller Ketzeredikte als Grundbedingungen eines friedlichen Abkommens verlangt wurden? Auch der vermittelnde Vorschlag des kaiserlichen Botschafters, Herstellung der Zustände wie in den Zeiten Karls V., konnte keine allgemeine Billigung finden; bestanden denn nicht schon damals die „Plakate“, die Urquelle aller Unzufriedenheit und alles Mißbehagens? So zerrann denn der Congreß, der große Geldsummen durch die Bankette und Tafelgenüsse der Theilnehmer verschlungen, fruchtlos. Die Generalstaaten von Flandern und Brabant konnten sich noch nicht entschließen, dem Beispiele ihrer Wallonischen Mitstände zu folgen. Es sollte noch mehr Blut vergossen, noch mehr Verrath geübt werden.

Parma und Oranien im Wettkampf. 1580.

Die Zukunft der Niederlande hing nunmehr von dem Ausgang des Kampfes zwischen Oranien und Parma ab, zwei bedeutenden Persönlichkeiten, die, wie verschieden immer in Grundsätzen, Charakter und Streben, darin übereinstimmten, daß sie mit allen Kräften und Gaben, die ihnen die Natur verliehen, ein klares Ziel verfolgten, jener die religiöse und politische Freiheit und Selbstbestimmung der Nation, dieser die souveräne Herrschaft der spanischen Krone und der katholischen Kirche. Beide lebten noch immer der Hoffnung, die sämmtlichen Provinzen für ihre Zwecke zu gewinnen. Es ist wunderbar, mit welcher Aus-

dauer, Geduld und rastlosen Thätigkeit der deutsche Fürst sich abmühte, den spröden Stoff der Staatenregierung vor Erstarrung und Erschlaffung zu bewahren, die flandrischen und brabantischen Stände und Städte zum Ausharren in dem großen Kampfe um die nationalen Güter, zur Beschaffung neuer Hülfsmittel, zum einträchtigen Zusammenwirken mit ihm selbst und dem Erzherzog Matthias, der dürftig und machtlos in Brüssel lebte, anzuspornen und zu ermuthigen, die Ermüdung, die sich allenthalben kund gab, niederzukämpfen. Aber auch sein Rivale ließ es nicht an Anstrengungen und Verführungskünsten fehlen, und während jener sich an die Bürgerschaften wendete, richtete dieser seinen Blick auf den Adel. Es war ein eben so großer Triumph für Parma als ein tiefer Schmerz für Oranien, daß es der spanisch-italienischen Verlockung gelang, den Grafen Georg Lalain von Renneberg, Statthalter von Friesland, einen fein gebildeten Cavalier, aber voll Eifersucht auf die Machtstellung Oraniens und beherrscht von Ehrgeiz und Habgier, zum Abfall und Verrath zu bringen, also März 1580. daß er die Landschaft durch einen Handstreich den Spaniern überlieferte und Geld, Rangerhöhung und Ehrentitel als Sündenlohn annahm. Dadurch hoffte Parma auch in den nördlichen Provinzen einen festen Haltpunkt für neue Intriguen und Verführungskünste zu erlangen und den Einfluß des Oraniers zu untergraben. Aber die Treue und Ausdauer der Besatzung und Bürgerschaft von Groningen brachte den Verrath um die Früchte. Die Hauptstadt hielt sich, bis holländische und englische Entsatzungsmannschaften nahten. Dem Grafen von Renneberg brachen bald Reue und Gewissensbisse das Herz. Er starb am 23. Juli 1581.

Auch auf dem Schlachtfelde hatte Parma einige Erfolge. In einem Gefecht fiel La Noue, der Hugenottenheld mit dem eisernen Arm, in seine Gewalt; fünf Jahre lang mußte der ritterliche Mann, der Feder und Schwert mit gleicher Meisterschaft führte, in der traurigsten Kerkerhaft zu Limburg schmachten. Bei einem Versuch, die Stadt Groningen wieder zu gewinnen, fand der wilde Seegeuse Barthold Entes, der einst unter de la Marck bei der Eroberung von Briel sich hervorgethan, seinen Tod in dem Laufgraben der Festung durch eine feindliche Kugel. So aussichtslos war um diese Zeit die Lage der niederländischen Dinge, daß Johann von Nassau, Wilhelms Bruder, müde der ewigen Streitigkeiten mit den Ständen von Geldern, seiner Statthalterschaft entsagte und nach Deutschland zurückkehrte, und daß der Erzherzog Matthias der Rolle eines Figuranten, die er vier Jahre lang gespielt, überdrüssig zu werden anfing und nach Niederlegung seiner Würde sich zur Abreise anschickte, die denn auch im nächsten Jahre ausgeführt ward.

Acht und Apologie. Aber alle Erfolge im Kleinen führten doch nicht zum Ziele, so lange der kluge und thätige Oranier seine Kraft und seinen Einfluß gegen die spanische Herrschaft ins Feld führen konnte. Da alle Versuche, ihn durch persönliche Vortheile zu gewinnen, an der Vaterlandsliebe und an dem jeder Bestechung unzugänglichen Charakter des Fürsten scheiterten, so griff die spanische Tyrannei zu andern Mitteln. Schon im März 1580 wurde in Madrid unter Beihülfe

von Granvella eine Achtserklärung gegen Oranien entworfen, die an leidenschaftlicher Heftigkeit gegen den „Verräther", gegen den „Feind des Menschengeschlechts" alle Grenzen überstieg. Nach Aufzählung aller verbrecherischen Thaten, die der Prinz seit dem Anfang der Unruhen begangen haben sollte, heißt es am Schlusse des wuthschnaubenden Aktenstückes: „Binnen Monatsfrist soll bei Verlust von Adel und Ehre, Gut und Leben, jeder Freund und Anhänger Oranien verlassen, damit er geächtet und vogelfrei Jedermann preisgegeben sei. Wer ihn lebendig oder todt überliefert, sei es ein Fremder oder ein Unterthan des Königs, oder wer ihm das Leben nimmt, soll sogleich nach gelungener That für sich oder seine Leibeserben eine Summe von 25,000 Goldkronen erhalten, in Geld oder Landbesitz, je nach Belieben, und falls er sich irgend eines Verbrechens schuldig gemacht, wie abscheulich es immer sein möge, so soll er völlige Verzeihung dafür erhalten und soll, wenn er nicht von adeliger Abkunft ist, mit allen, die ihm bei dem Werke geholfen, in den Adelstand erhoben werden." Die allgemeine Entrüstung, mit der diese Schmähschrift nach ihrer Bekanntmachung durch Parma in den vaterländischen Kreisen aufgenommen Juni. ward, bewog den in seiner Ehre so tief angegriffenen Mann, die Anschuldigungen von sich abzuweisen und auf das eigene Haupt des Königs zurückzuschleudern, das Verfahren als eine Infamie gegen alle Menschen- und Christenrechte zu brandmarken und in Worten, wie sie wohl noch nie in größerer Schärfe und Bitterkeit gegen ein gekröntes Haupt ausgesprochen worden, den Despotismus Philipps in seiner ganzen Häßlichkeit darzustellen. Das geschah in der denkwürdigen „Apologie des Prinzen von Oranien", die der Geächtete unter Beihülfe seines Hofpredigers Villers in flämischer und französischer Sprache verfaßte und an die niederländischen Stände und an alle christlichen Höfe versandte.

Mit welch' ergreifender Beredtsamkeit wußte Wilhelm der Rechtfertigung seines eigenen Lebens das von so vielen Verbrechen und Schandthaten befleckte Bildniß des Königs gegenüberzustellen! Wie geschickt wußte er den Vorwurf eines Fremdlings, womit man sein Ansehen in den Augen der auf ihre Nationalität so eifersüchtigen und mißtrauischen Niederländer zu erschüttern suchte, auf die gegnerische Seite zu werfen! „Als Philipps Ahnen nur noch Grafen von Habsburg waren und im Schweizerlande saßen, waren die Nassauer schon Grafen von Geldern", hieß es in der Vertheidigungsschrift. Und welchen Eindruck macht es noch jetzt auf jedes für Humanität und Großmuth nicht völlig abgestorbene Gemüth, wenn der Prinz dem Bluturtheil, worin dem Mörder für vergangene und künftige Verbrechen die königliche Gnade nebst Belohnung und Standeserhöhung verheißen wird, die Versicherung entgegenstellt, er sei zu jeder Stunde bereit, durch seine Entfernung oder durch sein Blut den Niederlanden Frieden und Glück zu erkaufen!

Zunächst hatte die Achtserklärung für den Fürsten von Oranien keine Zunehmende Verwirrung. schlimme Wirkung. Vielmehr bewilligten ihm die Stände der in der Utrechter Union conföderirten Provinzen eine stärkere Schutzwache und ernannten ihn nach Veröffentlichung der erwähnten im Haag beschlossenen Absagungsakte zum

26. Juli 1581. obersten Landesherrn. Selbst von den Ständen Brabants und Flanderns wurde das merkwürdige Aktenstück, in welchem zum erstenmale das angeborne Natur- und Volksrecht dem erblichen Fürstenrecht gegenübergestellt war, unterzeichnet. Dennoch trugen diese, der Mehrheit nach der katholischen Kirche angehörenden wichtigsten Provinzen Bedenken, gleich den nördlichen Bundesgenossen ihr politisches Leben gänzlich und vertrauensvoll an die Person des geächteten Mannes zu knüpfen und dadurch jede Möglichkeit eines künftigen Ausgleiches mit der spanischen Krone abzuschneiden. Vielmehr schlossen diese Staaten um dieselbe Zeit, da im Norden die Unabhängigkeit ausgesprochen ward, mit dem Herzog von Anjou den Vertrag von Bordeaux, wodurch der französische Königssohn in die Würde der früheren Landesherren eingesetzt und das Verhältniß zu den Generalstaaten und zu dem Fürsten von Oranien, als „Ruward" von Brabant festgestellt war. Zugleich wurde ein „Landrath" errichtet, auf den die Regierungsgewalt der Staaten übergehen sollte, eine Vertheilung von Macht und Autorität, durch welche man sich die Hülfe Frankreichs erwerben und zugleich Garantien schaffen wollte gegen Eingriffsversuche in die Landesrechte.
Herbst 1581. So waren im Herbst 1581, als Erzherzog Matthias, wenn auch nicht mit großen Ehren und Reichthümern, so doch mit einem unbescholtenen Namen nach Wien zurückkehrte, die burgundischen Provinzen, die einst Karl V. mit Mühe und Arbeit zusammengefügt, in drei Theile gespalten: aber während die nördlichen Staaten durch aufrichtige und ehrliche Verträge die Rechte des Volkes und des neuen Souveräns festsetzten und den Grund zu einer freien Landesverfassung legten, hatten sich die wallonischen Provinzen mit gebundenen Händen dem spanisch-hierarchischen Absolutismus unterworfen, und die Provinzen der Mitte, wo das nationale Wesen, die Kunstblüthe, der Wohlstand, die heitere Geselligkeit sich so fröhlich entwickelt, in der empfänglichen Natur der Bewohner einen so fruchtbaren Boden gewonnen hatte, schwankten unsicher und unschlüssig hin und her, ohne für ihr öffentliches Leben festen Grund zu finden, zwischen der Autonomie des protestantischen Nordens und der Unterthänigkeit des katholischen Südens eine unhaltbare Stätte suchend. In die Wahl gestellt zwischen politische und religiöse Gegensätze, konnten sie sich nicht sofort entschließen, wohin sie sich neigen sollten; sie spalteten die obrigkeitliche Gewalt, sie bekleideten einzelne fürstliche Persönlichkeiten mit den Prunkgewändern der Herrschaft und banden ihnen dann durch Verträge die Hände, sie machten ihr Land zum Tummelplatz ehrgeiziger, herrschsüchtiger, eigennütziger Bestrebungen und Unternehmungen. Indem sie sich sträubten, die spanische Herrschaft, von der sie sich losgesagt, wieder auf sich zu nehmen, und doch nicht zu dem Entschluß sich erheben konnten, mit den nördlichen Staaten Hand in Hand zu gehen, verzehrten sie ihre schönen Kräfte in fruchtlosem Ringen nach einer Staatsform ohne unumschränkte Königsgewalt und hierarchischen Gewissenszwang. So kam es, daß während Holland und die ihm verbündeten Provinzen unter der Aegide Wilhelms von Oranien

sich zu einem conföderirten Staatsorganismus emporarbeiteten und an dem geschichtlichen Völkerleben Theil nahmen, die flandrischen und brabantischen Lande, das Herz und die Bildungsstätte des niederländischen Wesens seit Jahrhunderten, mit gebrochenen Gliedern wieder unter die Fremdherrschaft zurückfielen, um dann aus dem geschichtlichen Leben, das doch allein zu einem nationalen Bewußtsein, zu einem menschenwürdigen Dasein zu erheben vermag, so gut wie ausgelöscht zu werden.

Die Ereignisse und Kämpfe, unter denen sich das öffentliche Leben in den Niederlanden während der nächsten zwei Jahre abspann, haben für die Weltgeschichte nur geringes Interesse. Während der Herzog von Parma nach der Einnahme von Doornik und der Rückberufung der entlassenen fremden Truppen mehr und mehr die spanische Herrschaft im Süden befestigte, verbrachte der Sohn Katharina's von Medici mehrere Wintermonate unter Banketten und Festlichkeiten in London, von der eiteln Hoffnung getragen, die Hand der Inselkönigin zu erlangen; aber Elisabeth hatte keine Lust ihre Herrschaft mit einem Fürsten zu theilen, der weder körperliche noch geistige Vorzüge besaß; sie entließ ihn mit glatten Worten und einem stattlichen Ehrengeleite von angesehenen Lords, an deren Spitze ihr schöner Günstling, Dudley von Leicester, stand. Der französische Prinz wurde in Vliessingen empfangen und im Festgepränge nach Antwerpen geführt, um dort nach Beschwörung des „fröhlichen Einzugs" unter neuen Festlichkeiten mit Ehren und Titeln geschmückt zu werden, die auf keinem festeren Grunde ruhten, als die englischen Heirathspläne. Als Oranien ihm das herzogliche Prachtgewand zuknöpfte, sagte er: „Ich muß den Mantel so fest schließen, damit ihn Niemand Ew. Hoheit von den Schultern reißen kann."

Der Herzog von Anjou.

März 1582.

Wenig fehlte, so wäre Oranien selbst damals von der Erde weggerissen worden. Als St. Aldegonde auf einer Gesandtschaftsreise in Frankreich die Kunde von der über seinen Herrn ausgesprochenen Acht erhielt, sagte er: „der Prinz ist ein todter Mann!" Er sah voraus, daß der Fanatismus nicht ruhen würde, bis er sein Opfer gefällt hätte. Noch waren die Festlichkeiten nicht zu Ende, als Wilhelm in seinem eigenen Hause zu Antwerpen von Juan Jauregui, dem Diener eines spanischen Kaufmanns derselben Handelsstadt, Gaspar Anastro, mit einer Pistole in Hals, Mund und Wange schwer verwundet ward. Der Thäter, ein bigoter junger Mann von düsterem Aberglauben, den sein Meister unter Mitwirkung des Buchhalters Venero und eines Dominicanermönchs zu der schwarzen That gedungen hatte, wurde von den Begleitern des Prinzen im ersten Zorne niedergestoßen. Die Amulette, die man bei ihm fand, hatten ihn nicht zu retten vermocht. Der Anstifter Anastro entging der Strafe durch die Flucht, die beiden Mitschuldigen wurden hingerichtet. Die Heilung der Wunde des Prinzen ging langsam vor sich; erst Anfangs Mai konnte ein Dankgottesdienst für seine Genesung abgehalten werden. Fünf Tage nachher starb Wilhelms getreue Gattin Charlotte de Bourbon; die Sorgen und die Angst während der Krankenpflege hatten ihr ein hitziges Fieber zugezogen. Nach vollendetem Trauerjahr schloß Wilhelm eine vierte Ehe mit Louise, Wittwe des Herrn von Teligny und Tochter des Admirals Coligny.

Erster Mordanfall gegen Oranien.

18. März 1582.

Die Haltung Parma's u. der Staatsstreich Anjou's. 1582. Der Urheber des Mordversuchs, Anastro, hatte im Lager des Generalstatthalters Aufnahme gefunden. Er glaubte zuversichtlich, daß die Frevelthat gelungen sei und theilte seine Ansicht dem Herzog mit. Davon nahm dieser Gelegenheit, an die Städte Brabants, Flanderns und Hollands Schreiben zu richten, worin er sie aufforderte, sich jetzt, da der Anstifter der Zwietracht und des Aufruhrs seinen Tod gefunden, mit dem König auszusöhnen, der ihnen wohlgesinnt sei und sich gnädig gegen sie erweisen werde. Auch der Herzog von Anjou wollte sich die Zeit der Heilung zu Nutze machen, um die lästigen Fesseln zu lockern, die ihm von den Staaten und dem Fürsten angelegt worden waren. Als die Unterhandlungen nicht zu seiner vollen Zufriedenheit ausfielen, ließ er sich mit den französischen Cavalieren seiner Umgebung, welche es für unwürdig hielten, daß der Bruder ihres Königs gegenüber der bürgerlichen Staatenversammlung und dem calvinischen Oranien eine so untergeordnete Rolle spielte, in ein Complot ein, um vermittelst eines militärischen Staatsstreiches sich der festen Städte in Flandern und Brabant zu bemächtigen und dieselben als Stützpunkte zur Erlangung einer selbständigen Herrschaft zu benutzen. Mehrere Städte, wie Dünkirchen, Ostende, Alost, Vilvoorde u. a. wurden ohne Widerstand von den Mitte Januar 1583. Franzosen in Besitz genommen, aber in Brügge wurde der Anschlag durch die Bürgerwehr vereitelt, und als der Herzog selbst viertausend Bewaffnete aus dem Lager gegen Antwerpen anrücken ließ und diese sich rasch der Thore und der wichtigsten Plätze bemeisterten, griff die ganze Einwohnerschaft zu den Waffen und bereitete den Eingedrungenen, die sich schnell ans Plündern der Kaufladen machten, eine so energische Gegenwehr, daß bald die Straßen mit Leichen und Verwundeten bedeckt waren und nur schleunige Flucht vor dem sicheren Tode rettete. Zweihundertundfünfzig französische Edelleute in glänzendem Waffenschmuck lagen erschlagen am Boden. Die „französische Furie", wie man den Ueberfall bezeichnete, nahm somit einen ganz andern Ausgang als einst die „spanische Furie".

Anjou's Ausgang. 1584. Durch diese vertragsbrüchige Handlung verlor der Herzog den letzten Rest von Achtung und Ansehen. Wie sehr er sich Mühe gab, die That zu beschönigen, indem er sie bald als Folge einer Aufwallung über erlittene Kränkungen hinstellte, bald aus einem zufälligen Streit und Mißverständniß herleitete, man konnte kein Vertrauen mehr zu ihm fassen. Nur der Rücksicht für den französischen Hof und der Besorgniß, er möchte mit Alexander von Parma gemeinschaftliche Sache machen, hatte es der Herzog zu danken, daß man auf Anrathen Oraniens zu einer Ausgleichung und Versöhnung die Hand bot, weil seine Feindschaft doch noch gefährlicher werden konnte als seine Freundschaft. So trat man denn in neue Verträge ein; allein Anjou selbst überzeugte sich, daß seine Zeit vorüber sei, daß er keine Aussicht mehr auf eine selbständige Herrschaft in den Niederlanden habe, daß er fortan noch mehr beschränkt und überwacht werden würde. Er reiste daher im Juni nach Paris ab, um nie wieder zurückzukehren. Am 10. Juni des folgenden Jahres 1584 starb er zu Chateau Thierry an einer schmerzlichen Krankheit. Parma verfehlte nicht, die leere Stelle für das spanische Interesse zu verwerthen. Er brachte mehrere der besetzten Städte in seine Gewalt; und als es

ihm gelang, im Einverständniß mit mehreren katholischen Edelleuten, wie Champagny, wie Chimay, Sohn des Herzogs von Aerschot u. A., auch in Flandern festen Fuß zu fassen, Gent zu umstricken, Brügge zur Unterwerfung zu bringen, da ließ auch Oranien die Hoffnung fahren, daß der Norden und der Süden wieder vereinigt werden könnten; er erkannte die Nothwendigkeit, daß Holland und die übrigen Theilnehmer der Utrechter Union ihre eigenen Wege gehen müßten, und trat mit ihnen in die Arbeit ein, eine den bestehenden Verhältnissen entsprechende Verfassungsform aufzurichten.

Der Mordanfall auf den Prinzen brachte den durch die Utrechter Union verbündeten Nordstaaten zum Bewußtsein, in welch schwierige Lage sie bei dem provisorischen Zustande ihrer Conföderation kommen mußten, wenn ein unglückliches Ereigniß sie ihres Führers und Rathgebers berauben würde. Es ging eine trübe Ahnung durch ihre Seelen, daß das Attentat von Antwerpen nicht das letzte sein werde. Deswegen suchten sie ihre Zukunft sicher zu stellen. Das Utrechter Bündniß war die Frucht gemeinsamer Noth und Drangsal; im Kampf gegen die erste Großmacht Europa's mußte man zunächst bedacht sein, gemeinsame Mittel des Widerstandes zu schaffen und einen Mann an die Spitze zu stellen, der mit diktatorischer Gewalt über Heer und Flotte gebiete und die Kräfte des Bundes zu gemeinsamer Aktion verwende. Aber das Rechtsverhältniß war unsicher und unbestimmt; ein Staatenbund mit einem unbeschränkten Machthaber an der Spitze war eine unter geordneten Verhältnissen unhaltbare Schöpfung. So lange der Fürst selbst die Leitung der Dinge in Händen hatte, traten die Uebelstände weniger hervor; das Vertrauen und die Hingebung des Volks an seine Person, wie seine eigene maßvolle Haltung und Klugheit, ließen die Widersprüche nicht zu Tage kommen. Mit seltener Selbstbeherrschung verstand er es, den Schein zu vermeiden, als strebe er nach souveräner Gewalt; er wollte nur als Vertheidiger des Landes, nicht als Herrscher gelten. Wie er anfänglich als königlicher Statthalter handelte, so ordnete er sich später dem Erzherzog Matthias unter, und seitdem Anjou an die erste Stelle berufen worden, war er eifrig beflissen, dessen Autorität zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. Freilich war diese Autorität durch beschränkende Bedingungen so sehr eingeengt, daß weder der moralische Einfluß des Oraniers, noch die Freiheit der Staaten dabei eine Minderung oder Schädigung erfuhren, aber immerhin wurden doch alle Regierungshandlungen im Namen des Herzogs vollzogen und Wilhelm gab sich alle Mühe, selbst die Provinzen Holland und Zeeland zur Anerkennung der Hoheitsrechte Anjou's zu bewegen, so wenig derselbe auch den Neid und die Eifersucht verbarg, womit er die Stellung des Rivalen stets betrachtete. Blieb doch seine Mißstimmung so wenig ein Geheimniß, daß im ersten Augenblick der Argwohn aufkam, das Attentat möchte von ihm angelegt worden sein. Aus dieser unbestimmten Lage suchten jetzt die Mitglieder der Utrechter Union herauszutreten. Zunächst bewogen sie den Fürsten, daß er das ihm auf die Dauer des Krieges übertragene Führeramt ohne jede Zeitbegrenzung übernahm und seine faktische Oberhoheit durch die Annahme des alten fürstlichen Titels eines „Grafen

Die Unionsstaaten und Oranien.

14. Aug. 1582.

von Holland" zu einer legitimen machte, dann legten sie Hand an die Ausarbeitung einer Landesverfassung, welche die Rechte und Pflichten der Provinzen, wie die Stellung und Befugnisse des obersten Hauptes und Lenkers der öffentlichen Angelegenheiten, insbesondere in Sachen der Vertheidigung und der Wehrkraft des Landes, in das richtige Verhältniß setzen sollte. Es war keine leichte Aufgabe, eine Verfassungsurkunde festzustellen, in welcher monarchische und republikanische Elemente zu einem organischen Ganzen verbunden, ein von den souveränen Staaten übertragenes erbliches Herrscheramt mit den überlieferten Rechten und Freiheiten der Provinzen und Municipalitäten in Einklang gesetzt werden sollte. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte Oranien aufs Neue die maßvolle Haltung und Selbstbeschränkung, die ihm und seinem Hause schließlich doch das Herrscheramt in Holland verschafften.

Erste Verfassung der Unionsstaaten.

Unter Wilhelms eigener Mitwirkung wurde die Verfassungsurkunde entworfen, die ihm als Grafen und höchsten Oberherrn und Haupt der vollziehenden Gewalt nur den Oberbefehl über die Land- und Seemacht, die Anstellung von Militär- und Flottenbeamten und den diplomatischen Verkehr mit dem Auslande unbedingt in die Hand gab, in allen andern Aeußerungen des Staats- und Rechtslebens ihn an die Zustimmung der General- und Provinzialstaaten band und ihm einen durch die Stände zu ernennenden Staatsrath von zwölf Mitgliedern an die Seite stellte. Die Vertreter des Landes sollten sich frei nach eigenem Ermessen versammeln dürfen und nur mit ihrem Beirath und ihrer Einwilligung gemeingültige Gesetze erlassen werden. Ihre Zustimmung war erforderlich zu Kriegserklärungen und Friedensschlüssen, zu Steuerauflagen und Münzveränderungen; selbst bei Besetzung der höheren Staatswürden war der Landesvertretung einige Mitwirkung eingeräumt, indem der Landesherr gehalten sein sollte, die hohen Beamten aus den von den Staaten aufzustellenden Candidatenlisten zu wählen. Die Justizverwaltung war unabhängig: die Regierung sollte zusehen, daß der Rechtsweg Jedermann ohne Unterschied der Person offen bleibe, daß der gleiche Gang des Rechts auf keinerlei Hinderniß stoße, daß Niemand ohne Rechtsformen verhaftet oder seinem ordentlichen Richter entzogen werde; kurz „der Graf von Holland" sollte der Schirmherr des Rechts sein, aber die Auslegung des Rechts war den Richtern vorbehalten. Für den Fall, daß der Landesherr einige Punkte dieser Capitulation übertreten sollte, sind die Stände aller ihrer Verpflichtungen gegen ihn entbunden und können über die Regierung nach Gutdünken verfügen. Nach seinem Tod erwählen die Staaten denjenigen von seinen Söhnen, der ihnen am tauglichsten scheint, zu seinem Nachfolger in der gräflichen Würde.

Beurtheilung des Verfassungswerks.

Wie viele Keime künftiger Streitigkeiten der Verfassungsentwurf in sich bergen mochte, wie schwer die Grenzlinien zu ziehen waren zwischen zwei souveränen Gewalten, wovon die eine über die Kriegsmacht gebot und den wichtigsten Theil der auswärtigen Politik leitete, die andere die gesetzgebende Autorität übte und das Besteuerungswesen in der Hand hielt, wovon die eine nothwendig zu einer monarchischen Würde sich aufzuschwingen, die andere die republikanischen Ordnungen auszudehnen suchen mußte, so war es doch ein großes Glück für die niederländischen Generalstaaten des Nordens, daß eine Vereinbarung getroffen, eine Basis geschaffen war, auf welcher ein dauerhafter Staatsbau aufgeführt

werden konnte. Am letzten December 1583 wurde die Uebertragungsurkunde von beiden Theilen unterzeichnet, aber ehe noch die feierliche Uebernahme der Würde von Seiten Wilhelms vollzogen und der Eid der Treue und des Gehorsams von Seiten der Stände geleistet werden konnte, wurde der Lebensfaden des Fürsten gewaltsam durchschnitten.

Seit der Achtserklärung war Oranien fortwährend von Mörderhänden bedroht. Wie viele verwegene und verkommene Menschen hatten von Parma Reisegeld und Unterstützung empfangen, um den Blutsold zu verdienen, den der König für die Frevelthat in Aussicht gestellt oder um den Märtyrerlohn als Rüstzeug Gottes und der heiligen Kirche zu erlangen! Mehrere Versuche wurden noch zeitig genug entdeckt und durch die Hinrichtung der Schuldigen vereitelt; aber die Strafe schreckte Andere nicht ab, das Gleiche zu versuchen. In den Sommertagen des Jahres 1584, als Oranien in der stillen Stadt Delft weilte, wo ihm am 12. Juni ein Sohn Friedrich Heinrich getauft ward, hielten sich gleichzeitig fünf Strolche verschiedener Nationen verborgen, welche ohne von einander zu wissen mit denselben Mordgedanken sich trugen. Unter ihnen war auch ein Schreiber von unscheinbarem Aeußern aus Dôle in der Freigrafschaft Burgund, Balthasar Gérard, ein fanatischer Katholik. Er hatte dem Herzog von Parma und zwei Jesuitenvätern sein Vorhaben entdeckt und war von ihnen bestärkt und unterstützt worden. In Delft gab er sich für einen Calvinisten aus, behauptend, sein Vater habe um des Glaubens willen den Tod erlitten; dem Prinzen überbrachte er die Nachricht von dem Ableben des Herzogs von Anjou und durchforschte bei der Gelegenheit die Räumlichkeiten des Hauses. Als Oranien mit seiner Gemahlin und einigen Freunden zum Mittagsmahl in den Speisesaal seiner Wohnung im Erdgeschosse sich begab, trat Gérard an ihn heran und bat um einen Reisepaß; der Fürstin fiel das unheimliche finstere Wesen des Mannes auf, aber Wilhelm schöpfte keinen Argwohn und gab Befehl, das verlangte Schriftstück auszufertigen. Während der Mahlzeit hielt sich Gérard in einer Nische des Hausganges verborgen, bis der Prinz nach aufgehobener Tafel heraustrat, um sich in das zweite Stockwerk zu begeben. Da trat er rasch hervor und feuerte eine mit drei Kugeln geladene Pistole, die er unter seinem Mantel versteckt hatte, auf die Brust des Oraniers ab, so daß dieser alsbald zu Boden stürzte. „Mein Gott! mein Gott! erbarm' dich meiner und dieses armen Volkes!" waren nach niederländischen Berichten seine letzten Worte. Wenige Minuten darauf verschied er in dem Seitengemach, wohin man ihn trug. Neben seiner Leiche kniete seine Gattin, die bereits ihren Vater und ihren ersten Ehegemahl durch Meuchelmord verloren hatte. Der Mörder wurde auf der Flucht ergriffen, und da er sein Verbrechen offen gestand und als eine loyale und gottgefällige That hinstellte, einige Tage nachher auf die martervollste Weise hingerichtet. Auf Parma's Empfehlung wurde den Eltern des „armen" Mannes, der die „löbliche und hochsinnige" That vollbracht, von König Philipp der

Ermordung Oraniens. 1584.

versprochene Preis in oranischen Gütern entrichtet. Die Thränen der Nation, die dem Todten nachgeweint wurden, als er am 3. August 1584 unter königlichen Trauerfeierlichkeiten in Delft beigesetzt ward, gaben Zeugniß von dem allgemeinen Schmerz um den großen Mann, der im zweiundfünfzigsten Lebensjahr von dem Schauplatz der Geschichte abberufen wurde. Noch lange sang das holländische Volk:

Wilhelmus von Nassaue bin ich von deutschem Blut,
Dem Vaterland getreue bleib' ich bis in den Tod.

Wilhelm des Schweigsamen Charakter und Persönlichkeit.

Das sechzehnte Jahrhundert war reich an bedeutenden Persönlichkeiten; doch können nur Wenige an Fähigkeiten wie an Charaktergröße dem Manne gleichgestellt werden, der im deutschen Ländchen Nassau das Licht der Welt erblickt, von der französischen Grafschaft Orange den Namen geführt und in Holland, das er aus der unbeachteten, wenig bekannten Heimath einer Bauern- und Matrosenbevölkerung zu einem See- und Handelsstaat emporgehoben, seinen Tod gefunden hat. Gesund an Leib und Körper, hätte er noch manches Große schaffen, den im Werden begriffenen Staatsbau vollenden und krönen mögen, wäre er nicht vor der Zeit durch Mörderhand von der Menschenwelt hinweggefegt worden. Mit Oraniens Leben zerrann die Hoffnung, daß die gesammten burgundischen Provinzen von der spanischen Gewaltherrschaft und dem päpstlichen Gewissenszwang erlöst und das ganze nordwestliche Küstenland zu einer Heimath und Zufluchtstätte der Freiheit und Menschenrechte erhoben werden möchte. Nur der Norden, wo germanisches Blut, Verstandesklarheit und ein kräftiger Drang nach Selbstbestimmung vorherrschten, blieb für alle Zeiten mit dem oranischen Namen verknüpft und ehrte den großen deutschen Mann als den Gründer seines Freistaats. Und wer trüge diesen Ehrennamen mit mehr Recht als Wilhelm? Mögen immerhin Ehrgeiz und Herrschsucht in der Tiefe seiner Seele geschlummert haben, (denn welcher bedeutende Mann wäre frei von dem Triebe, die Stelle auf der Menschheit Höhen zu erringen, zu der er die Kraft in sich fühlt?) so waren es doch nicht diese persönlichen Motive, die ihn auf den Kampfplatz gegen die größte Weltmacht jener Zeit führten, vielmehr war er von höheren Ideen getragen. Als er in Nassau sein Silbergeräth verkaufte, Geld auf Pfandschaft aufnahm, sein Familiengut einsetzte, die deutschen Bauern der heimathlichen Berge für die „Hollandsfahrten" warb, um dem Despotismus eines Alba entgegenzutreten, war er weit von dem Gedanken entfernt, aus dem spanischen Weltreiche einige Landschaften für seine eigene Dynastie zu erobern; denn dazu war damals wenig Aussicht vorhanden; und als er zur Zeit des Kölner Friedenscongresses alle persönlichen Vortheile, alle Anerbietungen von Besitz, Rang und Reichthum von der Hand wies, um mit dem holländischen Volke die Armuth, die Noth, die Gefahren und Entbehrungen zu theilen, hat er wahrlich nicht an sich selbst gedacht. Ihn erfüllte der hohe Gedanke, die ewigen Güter und Rechte der Menschheit gegen Willkür und Tyrannei zu verfechten, ein

Gedanke, der Anfangs als gemäßigte Opposition auftrat, unter den gewaltigen Kämpfen und Zeitereignissen aber zu einem mächtigen Prinzip und Gegensatz sich gestaltete. Und für dieses hohe Gut der religiösen und politischen Freiheit setzte er alle Kräfte ein, die ihm die Natur verliehen und die er durch eigene Arbeit und Anstrengung ausgebildet hatte. War er auch kein hervorragender Feldherr, so hat er doch selbst einem Alba, Don Juan und Farnese gegenüber oft mit Erfolg, nie mit Unehren das Schwert geführt; seine größten Triumphe aber erfocht er als Staatsmann, bald als Redner durch klare gedankenvolle Vorträge, bald als Schriftsteller und Publicist durch feurige politische Schriftstücke von überzeugender Kraft, bald auf den verschlungenen Wegen der damaligen Staatskunst. Dem mißtrauischsten König wußte er durch Bestechung der Untergebenen seine Geheimnisse zu entlocken; den Anschlägen des bedächtigsten und zurückhaltendsten aller Monarchen begegnete er durch rasche Entschlüsse; den Schlingen tückischer Hinterlist und Täuschung verstand er sich rechtzeitig zu entziehen; wo er immer weilte, sah man Couriere aus allen Großstädten kommen und gehen. Bei allen Handlungen und Unternehmungen seines bewegten schicksalvollen Lebens war er nur von dem Einen großen Gedanken beseelt, die spanische und römische Knechtschaft von dem Lande fern zu halten. Wir haben gesehen, mit welcher Selbstverleugnung er sich jedem Fürsten unterordnete, der dem niederländischen Volke zu seinen alten Rechten zu verhelfen versprach; mit dem Herzog von Anjou stand er bis zu dessen Tod in freundschaftlichen Beziehungen und unterhandelte über seine Rückkehr; wir wissen, daß er nur nach langem Widerstreben zur Annahme der Grafenwürde in Holland gebracht werden konnte, und in dem Verfassungsvertrag, den er mit den Staaten am Ende seiner Tage vereinbart hatte, war die Landeshoheit dem Fürsten und den Ständen gemeinsam beigelegt. Sein Tod verwandelte thatsächlich die Vereinigten Staaten der Niederlande in eine Republik; sein Sohn Moriz, der Sprößling der zweiten Ehe Wilhelms mit Anna von Sachsen, war nur das gewählte Haupt des freien Staatenbundes, auf welches die Vertreter in dankbarer Pietät für den Vater die in der Verfassungsurkunde festgestellten Rechte des Oberherrn übertrugen. Als „Statthalter" oder Landvogt sollte er den Oberbefehl über Heer und Flotte führen und an der Spitze des Staatsrathes die vollziehende Gewalt ausüben. Wenn dennoch im Laufe der Zeit das Haus Oranien zur Herrschaft gelangte, wenn somit Wilhelm in der That der Gründer einer Dynastie wurde, so geschah dies mehr durch den natürlichen Gang der öffentlichen Dinge, in Folge geschichtlicher Entwickelung, als daß es Plan und Ueberlegung gewesen wäre. Der schönste Zug in Wilhelms Charakter war seine religiöse Weitherzigkeit: in einer Zeit, da die Glaubenswuth ihre Opfer in allen Lebenskreisen suchte, da fanatisirte Meuchelmörder ihre Dolche gegen seine eigene Brust kehrten, hielt er an dem Grundsatz fest, daß Gewissensfreiheit zu den heiligsten Menschenrechten gehöre. Nicht als ob er die Macht der Religion unterschätzt hätte; Frömmigkeit und

Gottvertrauen war stets ein hervorragender Zug in seinem inneren Leben; aber er legte weniger Werth auf gottesdienstliche Formen, auf werkthätige Verdienste, als auf die Heiligung des Herzens, auf die unvermittelte Verbindung der Menschenseele mit Gott. Wenn er einst aus äußeren Rücksichten das Augsburger Glaubensbekenntniß, dem er durch Geburt und Jugenderziehung zugewendet worden, mit dem römisch-katholischen Kirchensystem vertauscht hatte, so hielt er dagegen in seinen späteren Jahren treu und aufrichtig zu der calvinischen Glaubensform, zu der sich weitaus die Mehrheit des holländischen Volkes bekannte; aber es wurde erwähnt, wie sehr er stets beflissen war, jedem Glaubenszwang zu wehren, der auch in die protestantische Religionsgemeinschaft einzudringen drohte. Kein irdischer Richter soll das religiöse Bewußtsein erforschen, mit rauher Hand des Menschen höchstes Gut betasten; die Prüfung der Herzen und Nieren steht nur Gott zu.

5. Trennung des Nordens und des Südens.

Fortschritte der Spanier in Brabant u. Flandern.

Mit Oraniens Hingang, das hatten König Philipp und Parma richtig eingesehen, verschwand die Gefahr, daß auch Flandern und Brabant der spanischen Herrschaft entrissen werden könnten. Nur zu bald ließ der Gang der Ereignisse erkennen, daß sein fruchtbarer Geist und seine kriegerische Erfahrung den Staaten abgingen. Nach seiner Ermordung machten die Waffen und die Verführungskünste Parma's rasche Fortschritte. Gent, das durch Oraniens Anstrengungen dreimal gerettet worden, fiel noch in demselben Jahr in die Hände (17. Sept. 1584.) des Generalstatthalters. Die alte Hauptstadt wurde mit absichtlicher Milde behandelt; der Herzog wollte Vertrauen erwecken und die übrigen zur Nachahmung verlocken. Die Bürgerschaft mußte dem König aufs Neue Treue und Gehorsam geloben und eine mäßige Geldbuße entrichten; dafür sollte das Vergangene vergeben und vergessen sein. Religiöse Toleranz wurde freilich nicht gewährt, jeder von der katholischen Kirche abweichende Gottesdienst sollte eingestellt werden, wer es nicht über sich gewinnen könne, zu dem Glauben der Väter zurückzukehren, der möge innerhalb zwei Jahren sein Eigenthum verkaufen und auswandern. Nach der Unterwerfung von Gent rückte Parma vor Brüssel; die Eroberung von Vilvoorden setzte ihn in die Lage, der Stadt alle Zufuhr abzuschneiden und eine Hungersnoth zu erzeugen, so daß Rath und Bürgerschaft sich (10. März 1585.) gezwungen sahen, unter denselben Bedingungen wie Gent in die Unterwerfung zu willigen. Bald folgte Mecheln, und durch die Besitznahme von Nymwegen stand dem Herzog der Zugang nach Geldern und den nördlichen Staaten offen. Alles versprach einen guten Fortgang, nur das feste Antwerpen beharrte in seinem Widerstand. Gegen diese Stadt ging nun Parma mit aller Energie vor; er wollte ihrer Meister werden, ehe auswärtige Mächte sich von Neuem in die niederländischen Angelegenheiten einmischten.

Denn es blieb dem Prinzen von Parma nicht verborgen, daß eifrige Unterhandlungen in Paris gepflogen wurden, um ein Bündniß zu Stande zu bringen. Eine ansehnliche Gesandtschaft suchte den König Heinrich III. zu bewegen, daß er an die Stelle seines verstorbenen Bruders Anjou trete und die Provinzen in seinen landesherrlichen Schutz nehme. Mit französischen und niederländischen Waffen sollte die spanische Herrschaft abgeworfen und dann ein Glied des Hauses Valois als Oberstatthalter an die Spitze des burgundischen Reiches gestellt werden, dem ein aus Eingebornen zusammengesetzter Staatsrath zur Seite stehen würde. Katharina von Medicis, die ihrem spanischen Schwiegersohn nie wohlgesinnt war, begünstigte das Vorhaben; und auch der König war dem Plane nicht abhold; man unterhandelte bereits über die einzelnen Bedingungen der Vereinbarung. Aber wir haben gesehen, wie verwirrt und zerfahren damals die Zustände in Frankreich waren. Schon erhob die Ligue ihr Haupt und das Wort des spanischen Monarchen galt bei dem katholischen Volke mehr als das des eigenen Königs. Wie hätte unter solchen Umständen Heinrich III. den Niederländern zu Hülfe kommen sollen? So kehrten die Gesandten mit leeren Händen zurück. Man dankte ihnen mit freundlichen Worten für ihren guten Willen und vertröstete sie auf bessere Zeiten. Nun versuchten die Staaten ihr Glück bei der Königin Elisabeth; Burghley suchte ihr zu beweisen, daß wenn der König von Spanien die Niederlande völlig unterworfen haben würde, der versteckte Krieg, der bisher zwischen den beiden Herrschern geführt worden, bald in einen offenen Angriffskrieg wider England selbst übergehen würde; aber ehe diese zurückhaltende, überlegende Fürstin zu einem festen Entschluß kommen konnte, wurde durch den Fall Antwerpens das Schicksal von Brabant entschieden.

Unterhandlungen mit Frankreich u. England.

Die Belagerung der Scheldestadt in den Jahren 1584 und 1585 war eine epochemachende Begebenheit in der neueren Kriegsgeschichte, so daß von Hooft bis Schiller Dichtung und Geschichtschreibung bei ihrer Darstellung Hand in Hand gegangen sind. Wer kennt nicht die hinreißende und fesselnde Schilderung im Anhang zur „Geschichte des Abfalls der Niederlande", von der wunderbaren Thätigkeit Parma's, den breiten Strom mittelst einer Schiffbrücke zu verbinden und dadurch der Stadt die Zufuhr und Hülfe von Holland und Zeeland abzuschneiden, und von den großartigen Gegenanstalten, welche die Belagerten unter dem Bürgermeister St. Aldegonde mit Hülfe des genialen Kriegsingenieur Gianibelli aus Mantua, des neuen Archimedes trafen? Es war die letzte Großthat der vaterländischen Erhebung. Wenn man aber die erstaunliche Energie des mit Mühe dem Tode entronnenen spanischen Feldherrn mit der Lässigkeit der Bürgerschaft nach dem gelungenen Durchbruch verglich, so konnte man nicht in Zweifel sein, wohin sich der Sieg endlich neigen würde. Auch Antwerpen machte seinen Frieden mit Parma und fügte sich in Gehorsam dem Scepter des spanischen Königs. Die Messe wurde in allen Kirchen hergestellt, den Reformirten eine Frist von vier Jahren zur Veräußerung ihres Vermögens und zur Auswanderung gestattet und die Vergangenheit durch eine Amnestie ausgeglichen. Auch Aldegonde zog weg; seine politische Rolle war ausgespielt. Die Jesuiten, die bald nachher ihren Einzug in Antwerpen hielten, erlebten den Triumph, daß in der Weltstadt, wo einst der Bildersturm sein wuthschnaubendes Angesicht

Belagerung und Fall von Antwerpen. 1584. 1585.

17. Aug. 1585.

erhoben, bald jede Spur des reformirten Gottesdienstes vertilgt war und der römisch-katholische Cultus in alter Macht und Herrlichkeit thronte. Aber der Glanz und die Handelsgröße von Antwerpen war dahin. Die reichen Familien wanderten zu Tausenden nach Holland und Zeeland aus, ihre Capitalien, ihre Handelsverbindungen, ihren Unternehmungsgeist und ihren Haß gegen Spanien und die Katholiken in ihre neue Heimath mit sich tragend. Mehr und mehr erhob sich Amsterdam zum Weltmarkt und trat in das Erbe von Antwerpen ein.

Lage und Gestaltung der Nordstaaten.

Während durch Parma's Schwert und gemäßigte Politik die südlichen Provinzen, mit Einschluß von Brabant und Flandern, der spanischen Herrschaft und dem katholischen Glauben zurückgewonnen wurden, vollendeten die nördlichen Landschaften, die einst die Utrechter Union geschlossen, unter mancherlei inneren und äußeren Kämpfen, den Staatsbau auf Grund der halb monarchischen, halb republikanischen Verfassungsformen, über die sie sich mit Wilhelm von Oranien vereinigt hatten, doch mit stärkerem Hervortreten der aristokratischen Bestandtheile. Nach der Ermordung des großen Freiheitshelden mochte Parma sich der Hoffnung hingeben, die Mittel und Künste, die Flandern und Brabant dem König von Neuem zu Füßen legten, würden auch im Norden zu dem gewünschten Ziele führen. Standen doch einzelne Abtheilungen seiner Streitmacht auf den Grenzen von Geldern und Zeeland, um den Intriguen, Unterhandlungen und Verführungskünsten Nachdruck zu geben, die er mit derselben Meisterschaft zu handhaben verstand wie das Schwert. Es brachen schlimme Tage über den jungen Freistaat herein, und die Sonderinteressen der einzelnen Provinzen, Stände und Städte regten sich in bedenklicher Weise. Aber die Religion bildete eine Scheidewand, welche weder die spanisch-römische Politik, noch die Kriegs- und Staatskunst des Italieners zu durchbrechen vermochten. Seit mehr als einem Jahrzehent war der calvinische Glaube die herrschende Landesreligion geworden; die Bevölkerung hatte sich gewöhnt, ihr Seelenheil und ihre innere Zufriedenheit in der unvermittelten Verbindung mit Gott und dem Weltheiland, in den einfachen Religionshandlungen, Gebeten und Psalmen zu suchen und den katholischen Cultus mit seinem Bilderdienst und seinen priesterlichen Ceremonien als eine Ausgeburt des Antichrists zu betrachten. Diese Glaubensgluth wurde noch mehr angefacht durch die Einwanderungen aus dem Süden. Die Tausende, welche um des Gewissens willen die Heimath, die Gräber ihrer Vorfahren, die Bande der Pietät, des langen Zusammenlebens aufgaben, um nicht ihre Knie vor dem neuen Götzendienst zu beugen, waren feurige Bekenner der reformirten Lehre und ihr Beispiel entflammte auch die Herzen der andern mit derselben Glaubenstreue. So blieb der Gedanke an Unterwerfung fern. Sie waren überzeugt, daß sie unter Philipps Herrschaft niemals ungestört ihrer religiösen Ueberzeugung würden leben können, selbst wenn der König, wie Parma vorschlug, als Preis ihrer Unterwerfung in die Abschaffung der Ketzeredikte

willigen sollte. Und wenn sie umherschauten auf die benachbarten Länder, wo die Religionswuth die Fackel der Bürgerkriege entzündete, auf Frankreichs blutgetränkte Schlachtfelder und Brandstätten, auf die Furien der Zwietracht im benachbarten Kurstift Köln, wo der Erzbischof Gebhard von Land und Leuten vertrieben ward, und, vor Parma's Kriegsschaaren flüchtend, bei den Holländern Schutz suchte, wenn sie auf den wachsenden Fanatismus der spanischen Politik blickten, der kurz nachher die Armada aussandte, so mußte sich ihnen die Ueberzeugung aufdrängen, daß sie nur die Wahl hätten zwischen einem Kampf auf Leben und Tod und der Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche mit der Inquisition und den Ketzergesetzen.

Das mannhafte Volk entschied sich für den Kampf. Auf Betreiben des verständigen und vaterländischen Staatsmannes Johann von Oldenbarneveldt, damals Pensionarius von Rotterdam, riefen die Holländer den siebenzehnjährigen Sohn des ermordeten Wilhelm von Oranien von der Universität Leyden und ernannten ihn zum Statthalter ihrer Provinz. Ihrem Beispiel folgte Zeeland. Es war ein großes Wagniß, einen unerfahrnen Jüngling zum obersten Befehlshaber der Land- und Seemacht zu erheben gegenüber einem Feldherrn von Parma's Talenten; aber der Erfolg sollte bald die Wahl rechtfertigen. Dennoch hielt man es für rathsam, insbesondere auch mit Rücksicht auf die übrigen Verbündeten, sich gleichzeitig nach fremder Hülfe umzusehen. Wir wissen, daß schon mehrmals Versuche gemacht wurden, die Königin von England zur Unterstützung zu bewegen; man hatte ihr dafür eine oberherrliche Autorität und allerlei Rechte in Aussicht gestellt. Jetzt wurde der Versuch erneuert; aber wie sehr auch Elisabeth Ursache hatte, die vollständige Herstelluug der spanischen Herrschaft in den niederländischen Provinzen oder gar die Einmischung Frankreichs und die Einsetzung eines Statthalters aus dem Blute der Valois zu scheuen und zu verhindern, so konnte sie sich dennoch auch jetzt nicht entschließen, die angebotene Souveränetät und Landeshoheit anzunehmen und damit die Sache der abgefallenen Provinzen zu der ihrigen zu machen. Doch wollte sie den Antrag noch weniger als früher ganz zurückweisen. Sie schlug daher einen Mittelweg ein, der den Niederländern nicht zum Heile war: sie schickte ihren Günstling, den Grafen Leicester, mit einiger Kriegshülfe nach Vliessingen, damit, wie einst der Herzog von Anjou im französischen, so er im englischen Interesse wirke. Bald darauf landete Franz Drake, der englische Seeheld, an der Küste und besetzte die Hafenstadt. Die Generalstaaten ernannten Leicester zum Oberstatthalter und erwiesen ihm alle Ehre; aber die Rolle, die er während seines zweijährigen Aufenthaltes in Utrecht und andern Orten spielte, war fast noch kläglicher als die seines französischen Vorgängers. In Holland und Zeeland gewann Moriz, an Verstand, Unternehmungsgeist und Feldherrnsinn dem Vater nicht unähnlich, immer mehr Ansehen, so daß er bald zu dem englischen Lord in eine Stellung kam, wie Wilhelm zu dem Valois; nur daß in den inneren Angelegenheiten das aristokratische

Prinz Moriz von Oranien und Graf Leicester.

December 1585.

Element bei den Ständen und Municipalitäten mehr zur Geltung und Entwickelung gelangte.

Der Statthalter und die holländ. Generalstaaten. Oldenbarneveldt und seine Gesinnungsgenossen benutzten die unklaren und schwierigen Verhältnisse, um der Verfassung mehr ein republikanisches Gepräge zu geben, die Hoheit und Souveränetät des Staatsganzen ungetheilt den Generalstaaten beizulegen, den Statthalter oder Landvogt auf den Oberbefehl über Heer und Flotte zu beschränken, die Regierungsorgane in bestimmte, abgegrenzte Geschäftskreise zu bannen, Kirche und Geistlichkeit unter die Oberaufsicht des Staats zu stellen. Es wurde schon früher angedeutet, daß hierin die Keime tiefer Parteikämpfe verborgen lagen, die zwar jetzt, da der holländische Bundesstaat noch um seine Existenz ringen mußte und das patriotische Hochgefühl die Sonderinteressen niederhielt, weniger hervortraten, aber in der Folge zu gewaltigen Meinungs- und Parteikämpfen zwischen den auf Demokratismus und calvinische Hochkirchlichkeit sich stützenden Oraniern und den aristokratisch-republikanischen Patrioten die Handhabe boten. „Wie ein geschlossener Kriegsstaat stand das Heerwesen, von den Oraniern geleitet, neben dem Friedensstaate der Edelmögenden und Hochmögenden Herren."

Leicesters Haltung. 1587. Wenn Elisabeth die Meinung hegte, Graf Leicester möchte mit den englisch-niederländischen Hülfsmitteln den Herzog von Parma nicht blos von weiteren Eroberungen abhalten, sondern ihm auch die Herrschaft über Flandern und Brabant wieder entreißen, so sollte sie bald enttäuscht werden. Der Lord war ein gewandter Höfling und ein großer Held im Frauengemach, aber weder Staatsmann, noch Feldherr. Ehrgeizig und herrschsüchtig, strebte er nach Erweiterung seiner Befugnisse, suchte sich von der lästigen Controle des Staatsraths, den ihm die Generalstaaten an die Seite gestellt, möglichst unabhängig zu halten, und umgab sich mit Rathgebern, die alles Vertrauens im Volke entbehrten; und in den meisten Fällen, wo er sich mit Parma im Felde maß, zog er den Kürzeren. Er konnte nicht verhindern, daß Grave in Nordbrabant, Venloe in Obergeldern, die wichtige Küstenfestung Sluis an der Grenze von Zeeland, in die Hände Alexanders fielen, und erlebte den Schmerz, daß sein Neffe, Philipp Sidney, der jugendliche Dichter, der mit Spenser um die Gunst der Musen rang, in einem kleinen Gefechte, unweit Zütphen, die Todeswunde erhielt. Als der Graf im Anfang des Jahres 1587 nach England reiste, wo das Schicksal der Maria Stuart seiner Entscheidung entgegenging, übergaben die englischen Befehlshaber, Stanley und York, die festen Orte Deventer und Zütphen dem feindlichen Feldherrn Tassis in einer Weise, daß man nicht an einer verrätherischen Uebereinkunft mit Spanien zweifeln konnte. Nach seiner Rückkunft fand Leicester sein Ansehen so geschwächt, daß er sich mit dem Gedanken eines Gewaltstreichs trug, wie einst Anjou in Antwerpen. Es wurde ihm nachgesagt, er wolle Moriz von Oranien, dessen Feldherrn Hohenlohe und den ihm verhaßten Oldenbarneveldt ergreifen und nach England bringen lassen, sich der Stadt Leyden durch einen Staatsstreich bemächtigen und dann das Land seiner Königin unterwerfen. Aber seine Kräfte reichten nicht hin; als er sah,

daß sein Complot verrathen, seine Intriguen zerrissen seien, legte er freiwillig, mit Zustimmung Elisabeths, seine Statthalterschaft nieder und kehrte nach dem Inselreich zurück. Decbr. 1587.

Schwierige Lage.

Nun waren die Niederländer auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, in einem Augenblick, da der König von Spanien zu einem mächtigen Schlag rüstete, der alle Gegner Roms mit Vernichtung bedrohte, da die eigenen Führer, wie Sonoy, durch Trotz und Unbotmäßigkeit die militärische Zucht und Ordnung untergruben, da die Autorität der Generalstaaten durch den particularistischen Sondergeist der Provinzen, der Adelscorporationen und Stadtmagistrate gelähmt ward, da ein junger noch unerprobter Fürst an der Spitze des Kriegswesens und der Landesvertheidigung stand, gegenüber dem bewährtesten Feldherrn seiner Zeit! Noch nie schwebte der junge niederländische Freistaat in solcher Noth und Gefahr; mit Angst und Zagen blickten die Patrioten in die düstere Zukunft. Aber der Herr der Heerschaaren hatte sein Auge nicht von ihnen abgewendet; der Heldenkampf, den seit zwanzig Jahren das kleine Volk gegen den mächtigsten Fürsten der Welt geführt, sollte mit Erfolg gekrönt werden.

Holland und England im Bund gegen Spanien.

Wir kennen das großartige Unternehmen, durch welches Philipp II. seinen stolzen Herrscherbau zu vollenden, das ganze westliche Europa seinem Scepter zu unterwerfen, der Hydra der Ketzerei das Haupt zu zertreten gedachte. Die gemeinschaftliche Gefahr zerstreute die Verstimmung, die seit Leicesters Abgang zwischen England und Holland ausgebrochen war, und knüpfte den Kriegsbund, der sich soeben aufzulösen drohte, fester als je zuvor. In dem Augenblick, als Parma durch diplomatische Künste die Königin von der Republik zu trennen suchte, als bereits Friedensunterhandlungen im Gange waren, die, wenn sie zum Abschluß kamen, die Niederländer ihrer letzten Stütze von Außen berauben mußten, drang die Nachricht in die Welt, daß in der pyrenäischen Halbinsel die großartigsten Kriegsrüstungen gemacht würden, deren Ziel kaum zweifelhaft sein konnte. Sofort wurde das Bündniß zwischen England und den Generalstaaten erneuert und der Krieg gegen Spanien auf beiden Seiten mit Energie in Angriff genommen. Zu dem Siege der Engländer über die „unüberwindliche" Flotte im Kanal haben die Holländer wesentlich beigetragen: und wenn auch auf einer Denkmünze der fromme Sinn des Volks die Hülfe dem allmächtigen Gott zuschrieb, der seinen Odem wehen ließ und die Feinde zerstreute, so haben doch auch die Völker auf beiden Seiten der Wasserstraße ihre Kräfte geregt, um der Weltmonarchie, die auf dem Gipfel ihrer Macht die religiöse und politische Freiheit vom Erdboden zu vertilgen trachtete, zum Bewußtsein zu führen, daß jede menschliche Gewalt ihre Schranken habe und daß dem Uebermuth oft der Fall auf dem Fuße nachfolge.

Spanische Politik.

Von dem Jahre 1588 an, da die große Armada zerschlagen ward und wenige Trümmer davon in die Heimath zurückkehrten, ging es mit Philipps Macht abwärts. Von diesem Schlag vermochte sich das erschöpfte Reich nicht

mehr zu erholen; es schritt unaufhaltsam seinem Verfall entgegen. Trotzdem setzte der König, wie ein verwegener Spieler, seine letzten Kräfte ein, um auch noch in dem zerrütteten und zerrissenen Frankreich als Gebieter und Schutzherr aufzutreten. Dadurch sah sich Parma genöthigt, seine Streitmacht zu theilen. Während der jüngere Mansfeld Flandern und Brabant zu behaupten und die noch unbezwungenen festen Orte in seine Gewalt zu bringen suchte, rückte der Herzog selbst in Frankreich ein, um die Ligue gegen die Hugenotten und den König zu unterstützen, und ein anderer Feldherr, Tassis, verlor sein Leben im Erzstift Köln, wo spanische Hülfstruppen für den Kurfürsten Ernst von Baiern die Festungen Bonn, Neuß und Rheinsberg besetzt hielten. Dazu kamen die alten Uebel der Soldrückstände und Meutereien, der Zwietracht und Eifersucht zwischen Spaniern und Italienern, der Intriguen und Hofkabalen gegen den Oberstatthalter, die bei dem mißtrauischen König nie ohne Wirkung blieben. Hatte Philipp doch schon im Anfang der achtziger Jahre den Versuch gemacht, durch die Rücksendung der Herzogin Margaretha nach den Niederlanden die Oberstatthalterwürde zwischen Mutter und Sohn zu theilen, ein Versuch, der nur an dem Widerstande Parma's scheiterte. Lieber wollte er seine Stelle niederlegen als die Autorität schwächen lassen. Nach dem unglücklichen Ausgang des Seekriegs richteten Neider und Verleumder aufs Neue in Madrid ihre Pfeile gegen den italienischen Feldherrn. Er sollte die Armada mit zu wenig Nachdruck und Eifer unterstützt und dadurch den Unfall herbeigeführt haben. Es wurde sogar behauptet, Elisabeth habe ihm die Vermählung mit Arabella Stuart und damit die Anwartschaft auf den englischen Thron in Aussicht gestellt, um ihn von der rechtzeitigen Einschiffung seines Heeres abzuhalten. Die Krankheit, die ihn im Jahr 1589 überfiel und zu den Heilquellen von Spaa führte, wurde hauptsächlich dem Gram und Verdruß über die Ränke seiner Feinde und den Undank des Königs zugeschrieben.

Moriz der Kriegsheld.

Unterdessen war der oranische Jüngling, den die Holländer und Zeeländer zum Statthalter eingesetzt, zum Manne gereift. Wie erstaunten die alten Kriegsleute, die einst unter seinem Vater gedient, über die militärische Geschicklichkeit und Einsicht, die Moriz als Oberbefehlshaber im Feld und auf der Flotte an den Tag legte. Er hatte aus den Werken des Alterthums die Kriegskunst der Römer studirt, hatte unter der Leitung des gelehrten Simon Stevin aus Brügge sich der Mathematik, dem Wasserbau und allen dem Kriegswesen dienlichen Wissenschaften mit großem Fleiß und Erfolg gewidmet, und über Heeresorganisation, über Belagerungs- und Vertheidigungskunst, über alle Theile der Strategik sich treffliche Kenntnisse erworben. Als er die Führung der holländisch-zeeländischen Armee und Flotte übernahm, konnte man bald an der Einrichtung der Land- und Seemacht, an der trefflichen Anlage der Befestigungswerke, an der strammen Kriegszucht, an der Lagerkunst und Hafenordnung das angeborne durch Nachdenken und Studien geschärfte strategische Talent des jungen Kriegs-

helden bemerken. Was seinem Heer an Zahl und Stärke abging, ersetzte er durch Pünktlichkeit, durch Disciplin und taktisches Geschick. Mehr auf Vertheidigung und Abrundung der nördlichen Provinzen als auf Eroberung bedacht, vermied er jede Zersplitterung seiner Kräfte, jedes Ausgreifen in die Weite. Der große Gedanke des vaterländischen genialen Vaters, die gesammten Niederlande zu einem freien Bundesstaat zu erheben, lag dem nüchternen praktisch-verständigen Sohne fern; sein Bestreben war darauf gerichtet, die durch religiöse Gemeinschaft verbundenen, durch Charakter, Beschäftigung, Lebensweise, Nationalität einander näher stehenden nördlichen Landschaften zu einem staatlichen Ganzen auf Grund der vereinbarten Verfassung zu vereinigen. Ein strenger Calvinist, hatte er einen festen Halt an der Geistlichkeit und dem gläubigen Volke. Bald konnte man an dem wachsenden Handel von Amsterdam und Enkhuizen, an dem Aufschwung der Schiffahrt, an dem aufblühenden Wohlstande des ganzen Landes eine neue Aera in der nationalen Entwickelung der Niederlande erkennen. Durch sein verständiges Wirken und Schaffen erwarb sich Moriz bald das allgemeine Vertrauen, so daß schon im Jahr 1590 ihm auch die Statthalterwürde in Geldern, Utrecht, Ober-Yssel übertragen ward. Und bereits hatte er auch in Nord-Brabant festen Fuß gefaßt. Noch lange erhielt sich bei dem holländischen Volke die Erzählung von dem „Torfschiff von Breda", vermittelst dessen es dem Oranier gelang, durch die List und den vaterländischen Muth einer kleinen holländischen Kriegsmannschaft sich jener festen Stadt sammt dem Schlosse zu bemächtigen. Febr. 1590. Im Mai des folgenden Jahres fielen Zütphen und Deventer an der Yssel in seine Gewalt. Wie freute sich die calvinische Einwohnerschaft beider Städte von der übermüthigen zuchtlosen Besatzung erlöst zu werden! Und als im Juli desselben Jahres auch die wichtige Stadt Nymwegen, die sechs Jahre lang unter spanischer Obmacht gestanden, sich vertragsweise dem jungen Kriegshelden ergab, da erkannte Parma, dessen Gesundheit dahinschwand, dessen Unternehmungskraft erlahmte, daß die Herrschaft des Königs in Holland und in den angrenzenden Staaten dem aufgehenden Sterne der nassau-oranischen Dynastie werde erliegen müssen. Während jener gegen den französischen Hugenottenkönig Heinrich IV. vor Rouen zu Felde lag, rückte Moriz, unterstützt von seinem Vetter Ludwig von Nassau, Statthalter von Friesland, vor die feste Stadt Koeverden an der Südostgrenze von Drenthe. Da eilte Verdugo, Commandant von Groningen, im Auftrage Parma's, zum Entsatz herbei, wurde aber auf dem Zug angegriffen und geschlagen, die erste Niederlage der Spanier im Felde seit dem Genter Friedensvertrag. Damit war die Hauptstadt von Friesland von aller Verbindung mit den spanischen Besitzungen abgeschnitten und ihr Fall nur eine Frage der Zeit.

Diesen Fall sollte jedoch Alexander Farnese von Parma nicht mehr erleben. Alexanders Ausgang. Während der Vorbereitung zu einem dritten Feldzug nach Frankreich wurde er 3. Dez. 1592. zu Arras von der Krankheit hingerafft, die schon seit einigen Jahren seine Kräfte

verzehrt hatte. Er war der letzte der großen Feldherren, die auf niederländischem Boden für Königthum und Papstthum ihre Kräfte eingesetzt und in fruchtlosem Ringen ein tragisches Ende genommen haben. Er hatte aus dem Schiffbruch mehr gerettet, als man bei dem Tode Don Juans erwarten konnte. Dennoch hat auch ihm der königliche Undank das Herz zerstoßen; auch er schied gleich dem Altersgenossen, dem er so treu zur Seite gestanden, von Gram und Kummer gebeugt aus der Welt im siebenundvierzigsten Lebensjahr. Durch Philipps Tyrannei waren die einst so blühenden Provinzen zu einem weiten Leichenfelde geworden, bedeckt mit zahllosen Gräbern Vornehmer und Geringer. Aber die hingeschlachteten Opfer stiegen aus den Grüften empor und, sich an die Dränger anheftend, zogen sie die Schuldigen mit unter den Boden. Spanien verblutete an dem Kampf gegen die Niederlande.

Die spanische Herrschaft u. Kriegführung im Abnehmen. 1594. 95.

Mit Alexanders Tod entwich das Großartige der Thaten und Unternehmungen aus dem spanischen Heere. Mittelmäßige Feldherren, die weder bei den eigenen Soldaten sich in Ansehen zu erhalten, noch gegen den kühnen und gewandten Oranier, den Meister im Kriegswesen und in der Belagerungskunst, das Feld zu behaupten vermochten, gaben Zeugniß von der Erschlaffung und Entkräftung, welche der lange Krieg hervorgebracht hatte. Unter dem alten Grafen von Mansfeld, der nach Parma den Oberbefehl übernahm, bis der neue Oberstatthalter Erzherzog Ernst von Oesterreich eintraf, und unter dem spanischen Grafen Fuentes, der nach dem frühen Hinscheiden dieses königlichen Neffen an die Spitze der Heere trat, gestaltete sich der Kampf in den Niederlanden mehr und mehr zu einem Mord- und Raubkrieg. Die Soldaten, von der mittellosen Regierung nicht bezahlt, von den Führern nicht mit dem rechten Nachdruck in Zucht gehalten, suchten durch Brandschatzung und Plünderung ihre Bedürfnisse und ihre Beutegier zu befriedigen. Erst als ein anderer königlicher Neffe, Erzherzog Albrecht, Bruder des vorigen, die Oberstatthalterwürde antrat, kehrte wieder einige Ordnung in die Verwaltung und Kriegführung zurück, da König Philipp ihn zu einer besonderen Mission in den Niederlanden ausersehen hatte und daher mit Geld und Gunst reichlicher bedachte.

Der Graf von Büren in den Niederlanden.

Unterdessen hatte Moriz manche glänzenden Waffenerfolge errungen. Am 24. Juni 1593 hatte er durch seine trefflichen Belagerungsanstalten die feste Stadt Gertruydenberg in Südholland zur Ergebung gezwungen und am 22. Juli des folgenden Jahres war auch das hartnäckig vertheidigte Groningen in die Gewalt der Holländer gefallen und damit die Union des Nordens vollendet worden. So waren durch die Feldherrngabe und den todesmuthigen Heldengeist des Oraniers und durch die hingebende Opferwilligkeit der Niederländer die Früchte zerronnen, welche Philipp aus der Ermordung des Prinzen Wilhelm zu ernten gehofft. Dennoch griff der König um diese Zeit zu einem Mittel, das nicht viel ehrenhafter war, als die Achterklärung. Wir wissen, daß einst Wilhelms Erstgeborner, Philipp Wilhelm, Graf von Büren, von der Universität Löwen nach Spanien

entführt worden war. Vergebens hatte sein Vater bei allen Unterhandlungen auf dessen Rücksendung gedrungen, der König gab sein Opfer nicht heraus. Er trug Sorge, daß derselbe eine Erziehung erhielt, die ihn zum fanatischen Gegner der Reformation, mithin auch zum Gegner der ganzen Oranischen Familie, seiner Blutsverwandten machen mußte. Nur für das Andenken des Vaters selbst bewahrte er noch einen Schatten von Pietät. Als ihm der König die Erbgüter seines Hauses in der Grafschaft Burgund, welche den Angehörigen des Mörders Gérard verliehen worden, zurückzugeben versprach mit der Bedingung, daß er denselben eine Jahresrente aussetze, wies er den Antrag mit Unwillen zurück. Dieser unglückliche Sprößling der großen Familie wurde nun im J. 1595 von Philipp nach den Niederlanden geschickt, in der arglistigen Absicht, dadurch in dem Herrschergeschlecht und in der Nation Zwietracht zu säen. Nachdem Philipp Wilhelm sich in Rom dem heiligen Vater zu Füßen geworfen und den Segen zu seinem Vorhaben empfangen hatte, begab er sich nach Brüssel, um die Ansprüche geltend zu machen, die ihm als Erben des Oranischen Namens zustanden und seinen Halbbruder Moriz, den er als Ketzer haßte, aus der angemaßten Stellung zu verdrängen. Aber der Plan gelang nicht; die holländischen Staaten verweigerten dem entarteten Sprößling, den eine fast dreißigjährige Gefangenschaft und methodische Priesterdressur zum Spanier und Priester gebildet, den Zugang in ihr Land. Er lebte fortan meistens in den französischen Besitzungen seines Hauses. Mit der Zeit wurde sein Gemüth versöhnlicher gestimmt, und als er 1618 kinderlos verschied, setzte er seinen Bruder Moriz zum Erben ein.

Erzherzog Albrecht, der neue Generalstatthalter, ein vierzigjähriger Fürst und Kardinal der Kirche, besaß manche gute Eigenschaften und eine friedfertige Natur. Aber so lange der finstere Monarch in Madrid thronte, stets sinnend, wie er seine weltbeherrschenden menschenfeindlichen Pläne den Völkern und Nationen aufzwingen könne, war für Friedensunterhandlungen kein Raum. So hatte denn der Krieg zwischen Spanien und der Ligue einerseits und den Niederlanden, England und den Hugenotten andererseits seinen ununterbrochenen Fortgang. Wenn der Erzherzog die berühmte Seestadt Calais in seine Gewalt brachte und sie für Flandern zu gewinnen suchte, und im nächsten Jahr Amiens durch List in Besitz nahm und kurze Zeit behauptete, so zerstörten dafür die Engländer und Holländer die spanische Flotte in Cadix und legten jene wichtige Hafenstadt des Südens in Asche. Im folgenden Jahr trug das Feldherrntalent des Statthalters Moriz einen glänzenden Sieg bei Turnhout über den spanischen Befehlshaber Varax davon. Der Anführer selbst und 1200 der Seinigen deckten das winterliche Schlachtfeld; eine gleiche Zahl wanderte in Kriegsgefangenschaft; alles Gepäck und siebenunddreißig Fahnen fielen in die Hände der Niederländer. Auf die Schlacht bei Turnhout folgte eine Reihe glücklicher Feldzüge, auf denen Moriz von seinem erst dreizehnjährigen Bruder Friedrich Heinrich, dem Sohne der Tochter Coligny's, begleitet war. Er eroberte eine Anzahl

Erzherzog Albrecht und Moriz. 1596. 97.

1596.

1597.

kleiner Festungen im Rheingebiet, gewann Lingen, den Hauptort einer seiner Familie gehörenden Grafschaft dem Hause zurück und befreite Geldern und Ober-Yssel von den Resten der spanischen Besatzungen. „Moriz von Oranien hatte einst voll kecker Siegeszuversicht einen abgehauenen Stamm, aus dem ein blühender Schößling aufsprießt, in sein Wappen aufgenommen und darunter geschrieben: tandem fit surculus arbor! Jetzt war durch ein Menschenalter voll wunderbarer Kämpfe der stolze Sinnspruch erfüllt, das Haus Oranien zu neuem Ruhme aufgestiegen, der Schößling, der aus dem Stamme des burgundischen Staates entsprang, selber zum Baume geworden, mächtiger als weiland die siebenzehn Provinzen."

Albrecht und Isabella in den Niederlanden.

Noch einmal trat die Versuchung eines Ausgleiches mit Spanien an die Niederlande heran. Philipp II., die Erschöpfung seines Reiches, die Zerrüttung des Staatshaushaltes, die Creditlosigkeit der Krone in Folge so vieler Vertragsbrüche erwägend, suchte vor seinem Hinscheiden die Kriege durch Friedensschlüsse zu beendigen. Es gelang ihm durch die Rückgabe von Calais und andern Eroberungen den König Heinrich IV. zu dem Frieden von Vervins zu bringen, wie sehr auch Oldenbarneveldt, der Abgesandte der Generalstaaten, den früheren Glaubens- und Bundesgenossen davon abmahnte. Frankreich bedurfte nicht minder der Ruhe als Spanien, damit die Wunden der Religionskriege ausheilen konnten. Doch bewahrte der Bourbonische König den Niederlanden stets eine wohlwollende Gesinnung. In dem fünfzehnjährigen Hugo Grotius, der den befreundeten Staatsmann damals nach Paris begleitete, erkannte Heinrich IV. den künftigen großen Gelehrten und beschenkte ihn mit seinem Bildniß und einer goldenen Kette. Noch folgenreicher war ein anderer Plan Philipps II. Er wollte die Niederlande von der spanischen Krone trennen und sie als unabhängiges Gebiet seiner Tochter Isabella Clara Eugenie als Brautschatz geben bei ihrer Vermählung mit Albrecht von Oesterreich, dem damaligen Statthalter in Brüssel. Doch sollte, wenn die Ehe kinderlos bliebe, das Land an Spanien zurückfallen. Flandern, Brabant und die andern Provinzen des Südens, seit Jahren wieder mit Spanien ausgesöhnt, erklärten in der devoten Sprache eines Neubekehrten, daß, wie ungerne sie sich immer von des gerechten und gnädigen Königs Herrschaft lossagten, sie doch pflichtschuldig seinem Ebenbilde zu huldigen bereit seien. Holland dagegen und seine Bundesverwandten, die bereits die Segnungen der Freiheit und Unabhängigkeit gekostet und von dem österreichischen Kardinal und Oberstatthalter und seiner spanischen Gemahlin so wenig Gunst für ihren reformirten Glauben erwarten durften, wie von Philipp selbst, lehnten die Huldigung ab und verharrten im Kriegszustand. Die Rückkehr unter Spanien, falls die Ehe unfruchtbar bleiben würde, stand wie ein Schreckbild im Hintergrund; denn es war nicht gerade viel Aussicht vorhanden, daß die dreiunddreißigjährige Infantin und der um zehn Jahre ältere Erzherzog, der vor seiner Vermählung erst dem Gelübde des Cölibats und seiner geistlichen Würde entsagen mußte, mit Leibeserben erfreut werden sollten. Nach dem Tode

Philipps wurde die Hochzeit in Valencia gefeiert, worauf die Neuvermählten ihren feierlichen Einzug in Brüssel hielten und die Herrschaft der spanischen Niederlande und der Freigrafschaft Burgund antraten. Sept. 1599.

Wir haben die Zustände der spanischen Monarchie bei Philipps II. Tod früher kennen gelernt. Der Kampf gegen die Niederlande bildete den Mittelpunkt seiner Regierung; als er aus der Welt ging, mußte er sich sagen, daß sein Streben fruchtlos gewesen, daß seine Tyrannei bewirkt hatte, daß in einem Theil seines ehemaligen Reiches die bürgerliche Freiheit und der Protestantismus ihre sichere Wohnstätte aufgeschlagen. „Es war als ob die Geschichte selbst durch einen ungeheuern Contrast das Bild germanischer und romanischer Staatsgesinnung, den Segen der Arbeit, den Fluch der Knechtschaft für alle Ewigkeit dem Menschengeschlecht einprägen wollte", urtheilt Treitschke. „Hier die Selbständigkeit, der Trotz der Provinzen und Gemeinden, dort jener eine finstere Mann in seinem Klosterschloß und vor ihm das ganze Volk anbetend im Staube. Hier die Rührigkeit der Gesellschaft, dort alle Kräfte der Nation dem Staate, dem Hofe, der Kirche dahingegeben. Hier die Prosa des Handelns und der Wissenschaft, auch die Kunst fest haftend auf dem Boden der Wirklichkeit; dort lebt die Nation wie in ewigem Fieber; hoch aufgeregt durch pfäffische Wuth, durch die glänzenden Bilder einer phantastischen Dichtung, wagt und opfert sie das Ungeheure für den Traum des katholischen Weltreichs. Hier gilt der Bürger, die Würde der Arbeit, dort ist Alles adlich, seines blauen Blutes froh und verachtet des Handwerks goldenen Boden. Hier gibt man gastlich den Verfolgten aller Länder Schutz und Obdach, dort verlangt eine epidemische Verblendung die limpiezza des heimischen Bodens, sie wüthet gegen die fleißigen Hände der Juden und Mauren, sie jubelt auf, als endlich nach der Vertreibung der letzten Moriscos die heilige Erde gereinigt ist und auch über Belgiens rührigem Volke wieder die tiefe Nacht der Glaubenseinheit ruht. Hier erringt der Kaufmann die Freiheit des Verkehrs, dort unterwirft der Hof durch wahnwitzige Gesetze die gesammte Volkswirthschaft dem Behagen der vornehmen Verzehrer, er wälzt alle Steuern auf den kleinen Mann, trennt die Provinzen durch Binnenzölle, erleichtert die Einfuhr, verbietet die Ausfuhr. Hier unermeßlicher Reichthum zu weltlichen Zwecken mit Umsicht verwendet; dort ergießen sich die Silberströme von Potosi in den unersättlichen Schlund der Kirchen und der Klöster, der Herrscher beider Indien unterliegt dem Fluche jedes Despotismus, der Finanznoth, läßt an den Hausthüren für seinen Kronschatz betteln. Hier eine nüchterne Staatskunst, bedachtsam für das Nahe und Nächste sorgend und dann erst zu weltumfassenden Plänen sich erhebend; dort eine Weltpolitik, die nie einen Blick wirft auf die Nöthe des eigenen Volkes. Und das Ergebniß? In Spanien vollzieht sich das fürchterlichste Trauerspiel der neuen Geschichte: eine große verschwenderisch begabte Nation verkümmert an Leib und Seele; die Lerche, die über Castiliens verödeten Fluren fliegt, findet keinen Baum, darauf sie ruhen, keinen Halm, daran sie picken könnte; auch Flanderns, auch Italiens weiland glänzende Städte verfallen grauenhafter Verödung. Der Holländer aber malt triumphirend an das Fenster seiner alten Kirche das Bild des katholischen Königs, dem der ketzerische Rebell den Frieden dictirt." Spanien und die Niederlande bei Philipps II. Tod.

Der Erzherzog und seine muthige entschlossene Gemahlin suchten den Antritt ihrer Regierung durch Großthaten zu verherrlichen, in richtiger Erwägung, daß der erste Eindruck oft die ganze Zukunft bestimmt. Ein spanisches Heer, aus Soldknechten aller Nationen zusammengesetzt, aber durch langen Dienst geübt und kriegstüchtig, wünschte begierig, wider die ketzerischen Holländer in den Kampf geführt zu werden. Diese standen an Zahl weit zurück, die Engländer waren großentheils abberufen worden, die Franzosen hatten Frieden geschlossen, Moritzens Sieg bei Nieuwpoort. 1600.

Cleve, durch innere Streitigkeiten zerrüttet, und die angrenzenden deutschen Staaten waren mit ihren eigenen Anliegen vollauf beschäftigt. Allein die Niederländer hatten einen Feldherrn an der Spitze ihres Heeres, dessen Entschlossenheit, Muth und Kriegskunst Legionen aufwog. Moriz hatte einen Kriegszug nach Flandern unternommen; sein Absehen war auf die wichtigen Seestädte Ostende und Dünkirchen gerichtet. Er lag gerade vor Nieupoort, als Albrecht mit seiner gesammten Heeresmacht gegen ihn aufbrach. Die spanischen und italienischen Truppen zögerten aus Verdruß über die unbezahlten Soldrückstände; aber den einschmeichelnden Worten der Infantin, die selbst nach Gent eilte, gelang es, die Murrenden zu beschwichtigen und zu neuem Kriegsmuth zu entflammen. Graf Ernst Kasimir von Nassau, der einen wichtigen Paß besetzt hatte, wurde mit Verlust zurückgeschlagen; ungehindert ergossen sich die spanischen Heerhaufen bis in die Nähe des feindlichen Lagers. Begierig, die Erinnerung an die Meuterei durch Tapferkeit auszulöschen, forderten sie mit Ungestüm alsbald in die Schlacht geführt zu werden; sie wollten die Ankunft einer auf dem Marsche befindlichen Verstärkung nicht abwarten, so sicher rechneten sie auf den Sieg. Aber Moriz hatte eine Stellung genommen, in welcher er Sonne und Wind zu Verbündeten hatte; und um seinem Heere Nichts als Sieg oder Tod übrig zu lassen, hatte er Befehl gegeben, daß die Flotte weit in die hohe See hinausfahre. So ereignete 2. Juli 1600. sich an einem heißen Julitage die Schlacht bei Nieupoort, die nach heftigen Anstrengungen mit einer vollständigen Niederlage der spanischen Armee endigte. Hundert Fahnen und alles Geschütz und Gepäck der Feinde fielen in die Hände der Niederländer; unter den Tausenden von Gefallenen waren zwei Bentivogli, unter den Gefangenen der stolze Admiral Mendoza.

Aufschwung der Niederlande und kriegerische Anstrengungen. 1600—1604. Die Schlacht von Nieupoort, wie gering auch die äußeren Erfolge sein mochten, war ein Eckstein am Bau des niederländischen Freistaats. Nun war an der künftigen Existenz der Republik nicht mehr zu zweifeln. Die Generalstaaten fühlten ihre Macht; als in Friesland unruhige Auftritte wegen Steuerbelastung erfolgten, machten sie ihre Autorität geltend in einer Weise, die an den römischen Senat erinnerte. Ein stolzer vaterländischer Sinn ergriff alle Stände. Als Moriz seinen sechzehnjährigen Bruder Friedrich Heinrich, um ihn den Gefahren der Schlacht zu entziehen, zu Schiffe bringen lassen wollte, erklärte der Jüngling standhaft, er wolle mit dem Bruder leben oder sterben. Der vieljährige Kampf gegen die größte Weltmacht hatte die nationalen Kräfte wie in einem Brennpunkte gesammelt und ihnen eine gewaltige Energie verliehen, hatte aus den Bauern und Fischern der Wasserlande ein Heldenvolk geschaffen, hatte die flandrischen und holländischen Provinzen, ehedem die Sitze der gewerblichen, mercantilen und ackerbauenden Thätigkeit in einen Kriegsschauplatz verwandelt, auf welchem sich alle Nationen umhertummelten, der für ganz Europa eine Schule der Strategik, der militärischen Erziehung bildete. Der Krieg, sonst nur ein Ausnahmezustand im Dasein der Völker und wie ein stürmisches Ungewitter

gefürchtet und gemieden, war jetzt in den Niederlanden des Südens wie des Nordens zur Lebensgewohnheit geworden. Es vergingen noch Jahre, ehe die feindlichen Elemente zu einiger Ruhe kamen: wenn es dem Habsburger Herrscherpaar schwer fiel, sich mit dem geschmälerten Erbe ihres Geschlechts zu begnügen, so konnten sich auch die vereinigten Staaten des Nordens nicht entschließen, die flandrischen und brabantischen Brüder, mit denen sie so viele Jahre in Lebensgemeinschaft gewesen, als Fremdlinge preiszugeben, den nationalen Körper durch einen unheilbaren Schnitt zu trennen. So strengte man sich denn auf beiden Seiten an, den Besitzstand des Feindes zu verringern, die Festungen und Hafenstädte des Einen oder des Andern zu bedrängen. Für die Weltgeschichte hat dieses Ringen kein weiteres Interesse als wie es jede Kraftentfaltung, jedes thatenreiche Völkerleben dem Beobachter menschlicher Dinge gewährt; aber für die Kriegsgeschichte, für den militärischen Bildungsgang sind die Kämpfe und Belagerungskriege der Niederlande in dem ersten Jahrzehent des siebenzehnten Jahrhunderts von höchster Bedeutung. Aus dem spanisch-niederländischen Streit hatte sich ein Weltkrieg entzündet, in welchem Romanismus und Germanismus, katholisches Kirchenthum und protestantische Glaubensenergie ihre Kräfte mit einander maßen, und der noch in seinen letzten Gluthen Erstaunen und Bewunderung erregte. Wie viele Thaten des Muthes, der Ausdauer, der kühnsten Anstrengung die Geschichte der Niederlande in dem ganzen Heldenkampf aufzuweisen hat, der Belagerungskrieg von Ostende, in welchem die holländisch-englische Besatzung unter Francis Vere, unterstützt durch einzelne Hülfsmannschaften zu Land und zur See, drei Jahre lang einer überlegenen spanisch-italienischen Kriegsmacht den tapfersten Widerstand leistete, steht keiner der früheren Waffenthaten nach. Der Erzherzog selbst und seine muthige Gemahlin weilten oft im Lager, feuerten die Kämpfer an, theilten die Gefahren und Mühen; und einer der genialsten Kriegsmänner der nächsten Jahrzehnte, der Marchese Ambrogio Spinola aus Genua, machte hier seine erste Kriegsschule. Als die um mehr als die Hälfte verminderte Besatzung die fast zum Schutthaufen gewordene Stadt vertragsweise übergab, nahm die calvinische Einwohnerschaft ihren Aufenthalt in dem mittlerweile von Moriz eroberten Hafenort Sluis. Dies war die letzte gemeinsame Unternehmung der Engländer und Niederländer. Noch vor Beendigung des Belagerungskrieges war Elisabeth aus dem Leben geschieden; ihr Nachfolger Jacob I. wußte nichts Eiligeres zu thun, als sich mit Spanien zu vertragen.

Belagerung von Ostende. *2. Sept. 1604.*

Aber jetzt bedurften die Niederlande keiner äußeren Hülfe mehr. Vielmehr gab sich auf Seiten der Spanier mehr und mehr der Wunsch kund, mit der Republik, und sei es auch unter stillschweigender Anerkennung ihrer Unabhängigkeit, zu einem friedlichen Ausgleich zu kommen. Wir wissen, wie erschöpft das spanische Reich war, als der schwache König Philipp III. das Scepter ergriff. Die Summen, die der niederländische Krieg alljährlich verschlang, überstiegen alles

Verlangen nach Frieden.

Maß: Was die Erpressungen im Innern, was die Silberflotten aus Amerika der Staatskasse zuführten, mußte auf Heer und Schiffe verwendet werden, und doch wiederholten sich die Soldatenmeutereien wegen der Soldrückstände fast in jedem Jahr. Der hochsinnige, uneigennützige Spinola wendete sein Privatvermögen und seinen Credit für den Dienst seines Königs auf, ohne sich dadurch den Dank des allmächtigen Staatsministers und Günstlings Lerma zu verdienen. Wir werden bald erfahren, welche Fortschritte die Handels- und Colonial-Politik der rastlosen unternehmenden Republikaner in den ostindischen Gewässern machte; die Gefahr lag nicht fern, daß die sämmtlichen portugiesischen Niederlassungen, die Errungenschaften eines Almeida und Albuquerque, die Beute der Holländer werden würden, daß das Kreuz, welches die portugiesisch-spanischen Herrscher unter den Heiden aufgerichtet, von dem ketzerischen Seestaat unter Mitwirkung der feindlich gesinnten Eingebornen durch die calvinische Glaubensform verdrängt werden möchte. Und was konnte das kinderlose erzherzogliche Ehepaar in Brüssel für ein Interesse haben, den Besitz der Herrschaft über die belgischen Provinzen fortwährend gefährdet und gestört zu sehen durch Grenz- und Belagerungskriege? Nicht dieselbe Geneigtheit zum Frieden war in den Niederlanden vorhanden. Eben erst hatte der heldenmüthige Admiral Hemskerk in der Bucht von Gibraltar einen herrlichen Sieg über die spanische Kriegsflotte davon getragen und sein Leben dabei gelassen; sollte diese Großthat umsonst vollbracht sein, sollte dieser Heldensinn durch ein schwächliches Beigeben ausgelöscht werden? Moriz und seine Partei fürchteten, daß der Kriegsmuth und Unternehmungsgeist des Volkes erschlaffen, die Opferwilligkeit der Provinzen verschwinden, das Ansehen der aristokratischen Staaten und Municipalitäten ihnen über den Kopf wachsen möchte. Die Amsterdamer Handelswelt kam in Sorge, Antwerpen könnte wieder seine vorige Bedeutung gewinnen und sie selbst aus dem errungenen Vorrang hinausdrängen; die ostindische Gesellschaft wollte in ihren Unternehmungen, in ihrem freien Handel nicht beschränkt sein; stand die Kaufmannschaft doch sogar schon im Begriff, auch eine westindische Compagnie zu errichten, welche in Brasilien in ähnlicher Weise vorgehen sollte, wie die ostindische in der Sundasee. Dennoch wurden im Haag Friedensunterhandlungen eröffnet. Die holländischen Kauffahrer litten doch auch manchen Schaden durch die Kaperschiffe an der flandrischen Küste, und die Auflagen für die Unterhaltung der Kriegsmannschaften im Heer und auf der Flotte waren den Städten und Provinzen eine gar zu drückende Last.

Verhandlungen im Haag und Waffenstillstand. 1607—1609.

Besonders wirkte König Heinrich IV. von Frankreich, für welchen die Fortdauer des Kriegs in den Grenzlanden manche Unannehmlichkeiten mit sich führte, durch seinen gewandten Staatsmann Jeannin für ein friedliches Abkommen. Er durfte es als die Wirkung seiner diplomatischen Thätigkeit bei den Generalstaaten, bei Oldenbarnevel dt und bei dem Statthalter ansehen, daß im Mai 1607 Bevollmächtigte beider Theile im Haag zusammentrafen, und Moriz

und Spinola, die beiden größten Helden ihrer Zeit, sich von Angesicht zu Angesicht begrüßten und sich die Freundschaftshand reichten. Aber wie günstig immer die Vorzeichen sich anließen, wie hoch immer die Generalstaaten die Anerkennung der vereinigten Provinzen als eines unabhängigen selbständigen Staates von Seiten Spaniens anschlagen mochten, dennoch kam der Friedensschluß nicht zu Stande. Die Niederlande konnten sich nicht dazu verstehen, die direkten Fahrten nach Indien aufzugeben gegen das Zugeständniß, daß ihnen die spanischen Häfen und Märkte wieder wie ehedem geöffnet sein sollten. Damals verfaßte Hugo Grotius die Schrift „über die Freiheit des Meeres", worin er die spanisch-portugiesischen Ansprüche auf das ausschließliche Recht der indischen Schiffahrt in Folge päpstlicher Entscheidung mit Gründen der Vernunft und der Geschichte widerlegte, eine Schrift, die viele Anfechtung fand, insonderheit von dem Engländer Selden. Eben so wenig wollten die Holländer in die von Spanien gestellte, von dem päpstlichen Gesandten Kardinal Bentivoglio unterstützte Forderung freier Religionsübung für die Katholiken einwilligen. In diesem Punkte dachten die calvinischen Bundesstaaten nicht großmüthiger und liberaler als die Papisten und Lutheraner. Die weitherzige Gesinnung Wilhelms von Oranien war mit seiner Leiche versenkt worden, Toleranz galt als Verrath am eigenen Glauben. Doch gelang es der vermittelnden Thätigkeit Jeannins und dem Einfluß Oldenbarnevelts und seiner Friedenspartei, daß nach langen Verhandlungen und Erwägungen aller Vortheile und Nachtheile am 9. April 1609 ein Waffenstillstand von zwölf Jahren auf Grund des bestehenden Besitzstandes abgeschlossen und die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten von dem erzherzoglichen Paare anerkannt wurde. Was sich seit Jahren unter so vielem Kämpfen und Ringen thatsächlich gestaltet, wurde jetzt, wenn auch zunächst nur auf kurze Dauer, in ein Rechtsverhältniß eingeführt. Von der Zeit an galt die niederländische Republik bei den auswärtigen Mächten als selbständiger Staat und wurde in den diplomatischen Verkehr gezogen.

6. Aufschwung des holländischen Freistaats.

1. Verfassung und Handelsthätigkeit.

Während des Krieges gegen Spanien erhielt die „Republik der Vereinigten Niederlande" ihre völlige Ausbildung. Die provisorischen Einrichtungen, welche man unter der Leitung Wilhelms nach den Bedürfnissen der Zeit geschaffen, wurden in den achtziger und neunziger Jahren unter Berücksichtigung der veränderten Verhältnisse näher bestimmt und abgegrenzt, die einzelnen Factoren des öffentlichen Lebens auf gesetzlichen Grundlagen in eine festere dauernde Ordnung gebracht. An diesen organisatorischen Arbeiten hatte der verstandesklare, rechtschaffene und patriotische Staatsmann Oldenbarnevelt, Landesadvocat oder

Ausbau der Verfassung (Oldenbarnevelt.)

Rathspensionarius der Provinz Holland, den größten Antheil, und da er mit dem jungen Fürsten Moriz von Oranien, der dem älteren patriotischen Manne sich vertrauensvoll anschloß, Hand in Hand ging, so wurden die Rechte und Befugnisse der vollziehenden Gewalt wie die des Volkes oder vielmehr der Bewohner der vereinigten Provinzen, in gerechter und billiger Weise vertheilt und geordnet. Oldenbarneveldt, der als „Bundeskanzler" die Leitung der Staatsgeschäfte in Händen hatte, war „der lebendige Mittelpunkt des Friedensstaates der Union". Seinem Vaterland Größe, Freiheit und humane Lebensanschauungen zu verleihen, war das hohe Ziel, nach welchem der edelgeborne und edelgebildete Mann mit rastloser Thätigkeit und geistiger Klarheit strebte. „Jedermann kannte die hohe stattliche Gestalt mit dem gefürchteten Stabe in der Hand, die starken von dichtem Haar umschatteten Züge, das strenge, strafende Auge des stolzen Republikaners, das mit jedem Blick sagte: „liever verheert dan verknecht". Er hoffte auf die Vereinigung aller Protestanten in einer reformirten Kirche, die von der Staatsgewalt ihre Regel empfangen sollte. Er wollte der streitbaren Republik ein weites Seereich gründen, das mit seinen Castellen und Contoren alle gesegneten Küsten der Erde beherrschen sollte. An den politischen, den religiösen, den wirthschaftlichen Gedanken, und mehr noch an dem ehrenfesten Charakter dieses ersten und größten der Rathspensionäre, haben zwei Generationen der holländischen Regenten sich erbaut und gebildet." — Da seit der Lossagung von Spanien keine durch Gesetz und Herkommen festgestellte oder überlieferte landesherrliche Autorität bestand, der Grundsatz der Volkssouveränetät in der staatsrechtlichen Theorie jener Tage noch nicht eingebürgert oder zur Geltung gelangt war, so konnte von einem organischen Verfassungssystem in consequenter Begriffsentwickelung nicht die Rede sein. Man mußte sich an die gegebenen Zustände anschließen, die bestehenden und überkommenen Institutionen zusammenstellen und zu einem Staatsgebäude zu gelangen suchen, worin Autorität und Freiheit, Centralgewalt und particularistischer Sondergeist eine billige Ausgleichung finden, die eifersüchtig bewachten Rechte der Provinzen und Städte und die nothwendige Einheit des staatlichen Gesammtkörpers Raum zur Entfaltung ihrer Thätigkeit gewinnen konnten. Stillschweigend wurde angenommen, daß die souveräne Landeshoheit den Generalstaaten, d. h. den Vertretern der vereinigten Provinzen mit einer bevorzugten Stellung von Holland und Zeeland beiwohne. Der von diesen beiden Provinzen an die Spitze der Executivgewalt gestellte und mit dem legitimen Rechte der alten Grafen von Holland ausgerüstete Fürst sollte durch den Titel „Statthalter" auf eine höhere Ursprungsquelle seiner Autorität, auf die Souveränetät der Staaten, die ihm die Würde durch ihre Wahl übertragen, hingewiesen werden. Die Hoheitsrechte sollten der Inbegriff aller der Gewalten sein, welche das Oberhaupt als gewählter Landvogt sämmtlicher Provinzen in sich vereinigte; doch erfuhr das Wahlrecht auch wieder dadurch eine gesetzliche Beschränkung im dynastischen Sinne, daß die landesherrliche Würde dem Hause

Nassau-Oranien für die Lebensdauer der Fürsten Moriz und Friedrich Heinrich als Ehrenamt vorbehalten ward.

Lag schon in dieser Stellung eine gewisse Unklarheit und Unbestimmtheit, so wurde dieselbe noch vermehrt durch die unsicheren Grenzlinien der Machtgebiete zwischen dem Statthalteramt und den Staatengewalten, indem, wie schon früher angedeutet worden, die Vertreter der Provinzen und der Städte die Tendenz verfolgten, den aristokratisch-republikanischen Charakter mehr auszubilden und hervortreten zu lassen. Der Statthalter war als Generalcapitän oberster Kriegsherr und Anführer des Heeres, er setzte als Befehlshaber der Flotte und der gesammten Marine die Admiralitätscollegien ein, er hatte für die Erhaltung der Staatskirche Sorge zu tragen, er war als Vorsitzender des aus verschiedenen Provinzen gewählten Staatsrathes das Haupt der Regierung. Aber diese Befugnisse waren wieder zu Gunsten der Generalstaaten, d. h. des aus Bevollmächtigten aller Vereinslande gebildeten obersten Senats und eines permanenten Ausschusses, der Provinzialstände und der städtischen Municipalitäten so vielfach begrenzt, durch so viele Einzelbestimmungen, Sonderrechte, Capitulationen, usurpatorische Uebergriffe gebunden und verhüllt, daß ein starkes, durchgreifendes Regiment nicht zur Entwickelung kommen konnte. Nicht nur, daß die Generalstände, die seit dem Jahr 1609 ihren ständigen Sitz im Haag hatten, die Staatshoheit und die gesetzgebende Gewalt übten, daß die Provinzialstaaten das Besteuerungsrecht sorgfältig wahrten, daß Rechtspflege und Gerichtsgang nach den überlieferten Instituten, Formen und Instanzen in selbständiger Weise vor sich gingen und ein höchstes Bundesgericht fehlte; wir wissen auch, daß sämmtliche Beamte und Collegien nur aus den von den städtischen Magistraten und den Ständekammern aufgestellten Namenslisten entnommen werden durften. Selbst in Sachen der Kirche, in der Verwendung der für Eigenthum der Nation erklärten geistlichen Güter, in einzelnen Gebieten der Verwaltung sprachen die Staaten der Gesammtheit oder die Provinzialstände, die „hochmögenden Herren", ein Oberaufsichtsrecht an. Die Commissäre der Generalstaaten begleiteten den Oberfeldherrn in den Krieg und nahmen Einsicht von den Operationen und Plänen. Ja einzelne Communen besaßen eine Art Ostracismus, indem sie die Befugniß beanspruchten, Personen, welche dem öffentlichen Frieden gefährlich werden konnten, aus ihrem Weichbilde zu verbannen. Im Verkehr mit dem Auslande legten sich die sieben Unionsstaaten und vor Allem die Stadt Amsterdam nicht selten das Recht bei, auf eigene Hand vorzugehen. Divergirende Tendenzen.

Bei so verwickelten Verhältnissen war nur so lange ein einträchtiges Zusammenwirken der verschiedenen Factoren des Staatslebens möglich, als ein vaterländisches Hochgefühl alle Gemüther durchdrang, erhob und beseelte, als kriegerische und politische Talente sich in dem Streben vereinigten, die Republik groß und blühend zu machen, als die Wohlfahrt der Gesammtheit, die Ehre des Staats das gemeinsame Ziel aller patriotisch gesinnten Männer war; sobald aber Eigennutz und Sonderinteressen, Ehrgeiz und Selbstsucht in den Seelen Platz griffen und zu wühlen begannen, da mußte Streit entstehen über die Befugnisse und Grenzen der höchsten Macht. „Ist das Erringen der Freiheit ein Kampf, mitunter ein fröhlicher Kampf, so ist die Verwirklichung der Freiheit Arbeit, schwere Arbeit, und mit der Freiheit, der edelsten Tochter dieser Erde, verhält es sich wie mit der Erde selbst, die nur durch rastlose Arbeit zu höherer Cultur gebracht wurde."

Entdeckungsfahrten.

Nirgends zeigt sich die nationale Thätigkeit des niederländischen Freistaats großartiger als in dem Aufschwung, den sie in Handel und Schiffahrt brachte. Wie früher erwähnt, gab Philipp II. selbst den Anstoß zur Entfaltung der holländischen Handelsgröße. Von dem bisherigen Markt in Lissabon ausgeschlossen, suchten die Seeleute direkte Wege nach der östlichen Handelswelt. Zuerst glaubten sie, daß sich bei den Polarlanden Europa's und Asiens eine nordöstliche Durchfahrt finden müßte. Schon in den siebenziger Jahren wagten sich zwei unternehmende Holländer, Olivier Bruneel und Johann van de Walle, in das weiße Meer; sie fuhren in die Dwinamündung ein, legten ein Waarenlager an, aus dem die Stadt Archangel hervorging, und trieben mit Einwilligung des Zaar Iwan Wasiljewitsch II. Handel mit Moskau. Zwei Jahrzehnte später entdeckten Heemskerk und Barends, als sie eine nordöstliche Durchfahrt nach China suchten, Spitzbergen, verbrachten einen Winter des Schreckens auf Nova Semla und kehrten nach einer Reise von vierhundert deutschen Meilen am 29. Oktober 1597 nach der Heimath zurück, ein Unternehmen, nicht minder wunderbar und großartig als die Entdeckungen in der westlichen Hemisphäre hundert Jahre früher. Mit dem Herrscherhause der Romanow trat im folgenden Jahrhundert die Republik der Generalstaaten in freundschaftlichen Verkehr und erwarb sich dadurch große Handelsvortheile. Rußland wurde die Kornkammer für Holland. Als nach der Eroberung Portugals den Niederländern der Zugang in das Königreich versagt ward, umschifften diese unter der Leitung einiger seekundigen Landsleute das Cap der guten Hoffnung und unternahmen direkte Fahrten nach den ostasiatischen Meeren. Ein Amsterdamer Kaufmann, Cornelius Houtman, Theilnehmer einer Gesellschaft „für die Ferne" (Van Verre), welcher während eines längeren Aufenthaltes in Lissabon Erkundigungen über den Seeweg nach Ostindien eingesammelt hatte, umfuhr zuerst die Insel Java, „den Garten des Archipels" (1596), die in der Folge eine so große Bedeutung für das holländische Handels- und Colonialwesen erlangen sollte. Auf einer zweiten Fahrt, die Cornelius und sein Bruder Friedrich im J. 1598 nach Indien unternahmen, wurde der erstere zu Achin verrätherisch ermordet, der zweite Jahre lang in Gefangenschaft gehalten. Aber der Unternehmungsgeist wurde dadurch nicht unterdrückt. Die „Gesellschaft für die Ferne" erhielt neue Theilnehmer in den größeren Handelsstädten und damit die Mittel zu ausgedehnteren Fahrten. „Alle die verwegenen Gesellen, denen der wilde Kampf im Lande allzu gemächlich ging, stürzten sich in die wilderen Abenteuer des Seekrieges." Van Neck und van Waerwyk, die mit acht Schiffen in die Inselwelt des Ostens fuhren, gewannen das Zutrauen der mit den Portugiesen unzufriedenen Bewohner auf Java und auf den Molukken und brachten reiche Ladung nach Hause. Und schon wagten sich die kühnen Seefahrer auch in die westliche Welt, um den Spaniern in den Hauptländern ihrer Schätze entgegen zu treten. Sie segelten durch die Magellanstraße und stifteten im Feuerlande, wo sie während eines Winteraufenthaltes dreihundert Gefährten durch Kälte und Krankheit verloren, den Orden des „ungebändigten Löwen", nach dem Wappen der Niederlande. Darin gelobten sie einander unverbrüchliche Treue und Fehde dem Erbfeind. Sie schrieben ihre Namen auf einen Pfeiler und nannten den Ort des wüsten Feuerlandes die „Ritterbai". Nur ein einziges der fünf Schiffe kam zurück, die andern fielen den Spaniern oder Japanesen in die Hände. An der Scheide des Jahrhunderts fuhr Olivier de Noordt auf Rechnung einer Amsterdamer Gesellschaft mit vier Schiffen durch dieselbe Magellanstraße. Nach unsäglichen Leiden im „Hungerhafen" erreichte die Mannschaft das Südmeer, half den Araucanern in ihrem Kampfe gegen die Spanier und durchschiffte dann den stillen Ocean. Bei den Philippinen wurde eines der Fahrzeuge, das von den andern getrennt worden, von einem spanischen Schiff angefallen; van Noordt hatte nur 53 Mann an Bord, während der Feind 300 Mann stark war;

dennoch wurde das spanische Schiff in Grund gebohrt. Nach einer Fahrt um die Welt, kam der kühne Seemann im J. 1601 glücklich zurück.

Mit welchem Verdruß gewahrten die Spanier die dreifarbige Flagge des neuen Staats in den indischen Gewässern! Unter der Regierung Philipps III. wurden die Verbote gegen die niederländischen Handelsschiffe verschärft. Das war aber für die unternehmende Republik nur ein Zeichen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und den Krieg auch auf das commercielle Gebiet zu übertragen. Nicht nur daß sie alle Kauffahrer, welche in den spanischen und flandrischen Seehafen Waaren aus- und einladen würden, für feindliche erklärten, sie machten auch Angriffe auf die canarischen und capverdischen Inseln, sie versuchten Landungen auf der Küste von Guinea, sie entrissen den Portugiesen wichtige Niederlassungen in Indien. Im Anfang des 17. Jahrhunderts faßten sie festen Fuß auf Amboina in den Molukken, schlossen Handelsverträge mit den Eingebornen und mit dem mächtigen König von Ternate, der sich Herr von zweiundsiebenzig Inseln nannte, und behaupteten sich dort mit deren Hülfe so erfolgreich gegen die Portugiesen und Spanier, daß bald der ganze Handel mit Gewürznelken und Muskatnüssen in ihre Hände kam. Auf Malacca, auf den Sundainseln, selbst auf der Malabarischen Küste wurden Landungsversuche gewagt. Ueberall trachteten die Niederländer in das Erbe Portugals einzutreten, seitdem dieses Königreich selbst eine Beute des spanischen Herrschers, ihres Erbfeindes, geworden war. Vor Allem suchten sie an der Sunda-Straße einen festen Haltpunkt zu gewinnen. Die Einwohner von Bantam auf Java schauten zu, wie einst Wolfhart Hermanß mit fünf Schiffen einer spanisch-portugiesischen Flotte von dreißig Galeeren unter Hurtado de Mendoza, ein glückliches Seetreffen lieferte. Voll Bewunderung über den kühnen Muth des fremden Volkes, schlossen die Eingebornen einen Vertrag mit dem Anführer und gestatteten ihm die Niederlassung auf ihrer Insel. Fortan blieb Bantam der Stapelplatz des holländischen Handels in Indien, bis Batavia an die Stelle trat. Eine Gesandtschaft von Sumatra begrüßte den Statthalter Moriz in seinem Lager vor Grave und brachte 1602.
bei der Rückkehr den Namen des westlichen Seevolks, dessen Städte und Werften sie mit Erstaunen betrachteten, in ihrer östlichen Heimath sehr zu Ehren. Der „Kaiser" der Cingalesen auf Ceylon, welcher in Kandi wohnte und mit den Portugiesen in Feindschaft lebte, sagte dem holländischen Seemann Spilbergen, der ihm das Bildniß des Statthalters Moriz als Siegers von Nieupoort überbrachte: „Wenn euer Fürst in meinem Lande eine Veste bauen will, werde ich mit meinem Weibe und meinen Kindern Bausteine herbeitragen." Welche Aussicht wurde damit dem holländischen Handel geöffnet in der Heimath des echten Zimmets, in dem an Elfenbein, Edelgesteinen und andern kostbaren Gütern so reichen Lande! Um dieselbe Zeit wurden die Portugiesen vollständig von den Molukken verdrängt.

Die Holländer in Indien.

Die ostindische Compagnie. Wenn solche Erfolge schon durch Privatunternehmungen erzielt werden konnten, was ließ sich erst erwarten, als die Generalstaaten selbst das Handels- und Colonialwesen im fernen Osten in die Hand nahmen, allerdings nicht direkt als Regierungsbehörde, sondern durch Gründung und Beförderung einer Art Handelsrepublik, die in ihrem Namen mit gemeinschaftlichen Kräften auftreten durfte. Auf den Rath und unter Mitwirkung Oldenbarneveldts wurde nämlich die „Vereinigte ostindische Compagnie" eingerichtet mit einem „regierenden Collegium" von siebenzehn Personen, wovon die Stadt Amsterdam acht, die übrigen Theilnehmer der in sieben Kammern getheilten Gesellschaft neun Mitglieder zu wählen haben sollten. Durch diesen Handelsstaat im Kleinen, welcher Bündnisse, Kriegs- und Friedensschlüsse, commercielle Verträge im Namen der Republik eingehen und die erworbenen Länder durch eigene Beamten verwalten, durch eigene Flotten und Mannschaften vertheidigen durfte, erlangte das holländische Colonial- und Handelswesen einen mächtigen Aufschwung. Wie in den Tagen Almeida's und Albuquerque's die Portugiesen in Vorder- und Hinterindien und in der östlichen Inselwelt mit Klugheit und Tapferkeit ein Handelsreich aufgerichtet, so verfuhren jetzt die Niederländer in denselben Gegenden. Die Mittel und Wege waren dieselben; die Holländer wandten die nämlichen Künste der Gewalt und Hinterlist an, wie ihre Vorgänger. Die Humanität war noch nicht weiter fortgeschritten; von den idealen Mächten, welche die europäische Politik veredelten und ermäßigten, war in dieser Ostwelt keine wirksam: Egoismus, Gewinnsucht und Leidenschaften aller Art bildeten auch jetzt noch die breite Unterlage der meisten Handlungen, den fruchtbaren Boden, auf dem die kühnsten Thaten und Unternehmungen emporwuchsen. Der Haß, den die Portugiesen während ihrer Handelsherrschaft bei den Eingebornen auf sich geladen hatten, kam ihren Gegnern allenthalben zu statten und erleichterte ihre Niederlassungen in Vorder- und Hinterindien, auf Ceylon und in dem Sunda-Archipel, wie später auf dem Caplande; aber sie zogen aus den Erfahrungen keine Belehrung. Auch sie gehorchten nur den Impulsen der Selbstsucht, und sogar die religiöse Toleranz gegen Heiden und Mohammedaner, durch die sie sich von ihren Vorgängern unterschieden, floß aus keiner reinen Quelle. Es ist betrübend für den Menschenfreund und für den Historiker, daß in Zeiten nationaler Kraft und mannhaften Aufschwunges neben den Großthaten, den Tugenden, dem Heldensinn, die aus dem gehobenen Volksbewußtsein hervorgehen und mit Recht zur Bewunderung hinreißen, zugleich die unedeln Triebe, die Leidenschaften, die Herzenshärtigkeit, der Mißbrauch überlegener Stärke am üppigsten aufschießen. Als die portugiesische Herrschaft allmählich unter den fremden und einheimischen Schlägen zusammenbrach, traten die Engländer als Rivalen des Nachbarvolkes auf; und nun erlebte die orientalische Welt das traurige Schauspiel blutiger Kämpfe und gräuelvoller Unthaten zwischen zwei glaubensverwandten und hochsinnigen Nationen um materieller Güter und Handelsvortheile willen. Die im

J. 1621 von den Holländern gegen ihre britischen Nebenbuhler auf Lantore und Amboina verübten Grausamkeiten empörten alles menschliche Gefühl.

Um die Zeit, da die zwölfjährige Waffenruhe den Niederländern einige Zeit zum Sammeln ihrer nationalen Kräfte und Güter gewährte, war ihr großer Seemann Cornelius Matelief bemüht, durch Waffengewalt und Staatskunst die spanisch-portugiesische Colonialherrschaft in dem östlichen Archipelagus zu erschüttern, da und dort folgenreiche Verbindungen anzuknüpfen und die erworbenen Handelsgebiete durch Anlegung von Festen zu sichern. Er richtete zuerst die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf die Theepflanze in China; er verschaffte sich eine eingehendere Kunde über den geheimnißvollen Staat Japan, wo kurz nachher die Niederländer mit Einwilligung des Oberherrn die Erlaubniß zu einer Handelsniederlassung mit ausgedehnten Vorrechten erhielten; er brachte von Siam und andern indischen Ländern Geschenke für Moriz mit. Nach seinem Plane nahm Peter Both, der erste Generalgouverneur des niederländischen Indiens, seinen Sitz in Bantam auf Java, ebenso sein zweiter Nachfolger, Lorenz Reaal, zugleich Dichter und Kriegsheld. Dem Gouverneur stand ein „Rath von Indien" zur Seite. Je länger der spanisch-niederländische Krieg andauerte, desto mehr stieg die Gefahr für die pyrenäische Monarchie, daß die Errungenschaften der portugiesischen Heldenzeit den ketzerischen Holländern in die Hände fallen würden. Die indischen Fürsten, mit den Portugiesen schon lange in Feindschaft, ließen sich gerne zu Handelsverträgen herbei, in welchen sie den neuen europäischen Kaufleuten wichtige Monopole zusicherten. Nach allen Weltgegenden waren die Blicke des unternehmenden Handelsvolks gerichtet. Im Auftrage einer australischen Gesellschaft umfuhr Schouten aus Hoorn die Südspitze Amerika's, dessen äußerstes Ende er nach seiner Vaterstadt Cap Hoorn nannte, und entdeckte eine Menge Inseln, eine reiche Ernte für die Zukunft. Um die Zeit, da in Deutschland der dreißigjährige Krieg sein blutiges Haupt erhob, gründete der Generalgouverneur van den Broek den Handelsort Batavia auf Java, der bald zu einer bevölkerten Stadt anwuchs und der Hauptsitz der ostindischen Gesellschaft ward. Doch machten ihnen schon in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Engländer bedeutende Concurrenz. Auch nach Nordamerika richteten die Niederländer bereits ihre Blicke: Henry Hudson, ein in holländische Dienste getretener englischer Seefahrer, legte den ersten Grund zu einer Colonie „Neu-Niederland", aus welcher in der Folge, als sich die Engländer des Ortes bemächtigten (1664), die Stadt New-York hervorging. Nach Entdeckung der nach ihm benannten Hudson-Bai, von dem englischen Schiffsvolk verlassen, starb er den Hungertod in der Wildniß. Als die zwölfjährige Waffenruhe zu Ende ging und der Krieg von Neuem ausbrach, wurde nach dem Vorbilde der ostindischen Handelsgesellschaft die westindische Compagnie in fünf Kammern errichtet (1621), die wenn sie auch nicht so glänzende und dauernde Erfolge errang, wie die ältere Verbindung, doch in Brasilien und auf verschiedenen westindischen Inseln feste Anhaltspunkte gewann und den Spaniern in ihren eigenen Reichen entgegentrat. Noch lange feierte das niederländische Volk in Lied und Spruch den kühnen Admiral Peter Hein, der im J. 1628 die spanische Silberflotte wegnahm und glücklich heimbrachte. Er legte elf Millionen Gulden in den öffentlichen Schatz und erhielt für seine That ein Geschenk von — tausend Gulden. Auf der brasilischen Küste gewannen die Holländer wichtige Handelsstationen und im Caraibischen Meer erwarben sie (1634) die Insel Curaçao, die für die ganze Folgezeit in niederländischem Besitz geblieben ist. Einen neuen Aufschwung nahm die Colonisation in Südamerika, als die westindische Compagnie den tapfern Johann Moriz von Nassau, einen Verwandten des Statthalters, in ihre Dienste nahm und ihn mit Schiffen und Mannschaft reichlich ausstattete. Bald war das ganze

Randnoten: Erweiterung der holländischen Seefahrten. — 1610.

Handelsgebiet von Bahia, Pernambuco, Parahiba und Rio Grande in Brasilien in niederländischen Händen. Auf der Stelle des zerstörten Olinde erhob sich die „Moritzstadt". Doch bot die westliche Hemisphäre der niederländischen Handelspolitik keine so glänzende Zukunft wie die östliche.

Nationale Energie.

Die Waffenruhe gewährte dem Niederländischen Volke eine kurze Pause in dem vierzigjährigen Freiheitskampfe, ein Ausruhen von übermäßiger Anstrengung, ein Sammeln und Ordnen der aufgeregten und zerstreuten nationalen Kräfte. Ohne daß man von den Unternehmungen in die Ferne, von dem Erwerben neuer Handelsniederlassungen abstand, richtete man zugleich den Blick auf das Nahe und Heimische. Die Schiffsbaukunst wurde eifrig gefördert; die städtische Gewerbsamkeit kam in Aufschwung; reformirte Auswanderer verschiedener Nationen ließen sich in den holländischen und zeeländischen Hafenstädten nieder und belebten Handel und Industrie. In den nördlichen Gewässern erwarben die seekundigen Küstenbewohner den Häring- und Wallfischfang, der bald eine ergiebige Quelle neuer Einkünfte ward; durch Abdeichung und Trockenlegung inländischer Seen und Moräste gewannen die Holländer und ihre Grenznachbarn urbares Land zu Schaafweiden, zur Viehzucht, zu Hanfbau, zu landwirthschaftlichen Anlagen. Amsterdam, Rotterdam, Middelburg u. a. O. wurden Märkte und Stapelplätze für Korn und andere Landesprodukte, wie für die Colonialwaaren, die auf den Schiffen der Zwischenhändler aus allen Weltgegenden herbeigeschafft wurden. Schiffahrt und Großhandel hatten im siebenzehnten Jahrhundert in den vereinigten Niederlanden ihre eigentliche Heimath und Wohnstätte. Die Bank von Amsterdam war die älteste in Nordeuropa und die erste in der Welt; Dreihundert Millionen in Metall lagen zur Zeit des westfälischen Friedens in ihren Kellern. So schuf die Freiheit und Unabhängigkeit, die in den Bewohnern Rührigkeit und Selbstvertrauen weckte, das unscheinbare, von der Natur nicht begünstigte Land zu einem blühenden Staate um. Nur Schade, daß in der Folge, als der durch die patriotischen Anstrengungen erzeugte Aufschwung der Seele in seiner Spannkraft nachließ, ein kleinlicher Handels- und Krämergeist, eine materialistische Weltanschauung und eine selbstsüchtige Politik die höheren Interessen allmählich zurückdrängte und dämpfte und einer engherzigen egoistischen Auffassung der öffentlichen Dinge im Innern und nach Außen die Stätte bereitete!

2. Wissenschaft und Literatur.

Wissenschaftliche Studien.

Neben den materiellen Gütern wurden auch die idealen Seelenrichtungen, die in Literatur und Kunst ihren Ausdruck suchen, gepflegt und gefördert. Die Einwohner der nördlichen Landschaften hatten mit eigener Kraft, wenig unterstützt durch das Ausland und ohne die verderbliche Beihülfe fremder Kriegsknechte und Reisläufer, den Kampf um das Heiligste der Menschheit, um die Freiheit des Glaubens und Denkens und um die nationale Existenz wider den mächtigen

Feind im Süden ausgefochten nnd ihn in drei Welttheilen bedrängt. Was war natürlicher, als daß ein vaterländisches Hochgefühl sich im Busen regte, das nach Ausdruck im heimischen Idiom rang? So wurde die politische Freiheit auch zugleich die Geburtstätte der holländischen Sprache und Literatur. Wie in Deutschland zu Anfang der Reformation eine zweifache Strömung geistiger Thätigkeit zu Tage kam, eine humanistische, die vom Alterthum Sprache und Form entlehnte, und eine volksthümliche, welche die unbehülfliche und spröde Redeweise des Volks zum Ausdruck der Gedanken und Empfindungen machte; so auch am Ende desselben Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des folgenden in den Niederlanden. Und auch darin zeigt sich eine Aehnlichkeit, daß hier wie dort eine neugegründete Universität den Heerd und Brennpunkt der geistigen Thätigkeit bildete. Wie Wittenberg die reformatorischen Geister in Deutschland anzog, so Leyden in Holland. Wir wissen, daß die Hochschule eine Belohnung für die heldenmüthige Vertheidigung der Stadt sein sollte. Es scheint, daß der Schwung der Seele, der bei jener glorreichen That so gewaltig mitwirkte, auch der neuen Schöpfung zu Theil ward. Denn schon bald nach ihrer Gründung inmitten der Kriegsstürme, wurde Leyden die Pflanzschule der Alterthumswissenschaft, die den Ruhm der holländischen Philologie in die weite Welt trug, der Wirkungskreis für Gelehrte, die wie Lipsius, Gerhard und Isaac Vossius, Scaliger, Meursius, Daniel Heinsius die Werke der Alten zum Gegenstand ihres Fleißes, ihrer Forschung, ihrer Studien machten, mit solchen Erfolgen, daß ihre Ausgaben, Commentare, Collectaneen noch bis zum heutigen Tage eine Fundgrube gelehrten Wissens und Sammelns bilden. Der erste Curator, Douza, Herr von Noordwyk, ein tapferer Streiter im Unabhängigkeitskrieg, war zugleich lateinischer Dichter, und nebst seinem frühe verstorbenen Sohne ein Forscher in der Geschichte seines Vaterlandes. In Leyden erlangte im J. 1597 Hugo Grotius (de Groot) aus Delft in seinem fünfzehnten Jahr die Doctorwürde, derselbe Jüngling, der seinen Gönner Oldenbarneveldt bald nachher an den französischen Hof begleitete und in der Folge als Staatsmann und Gelehrter, als Dichter und vaterländischer Geschichtschreiber, als Begründer des Staats- und Völkerrechts nach den Grundsätzen der Alten sich so hohen Ruhm erwarb. „Alle Ideen, die seit Luthers Tagen in der protestantischen Welt gährten, zu einem Systeme zusammenfassend, versuchte Grotius aus der Vernunft, aus der geselligen Natur des Menschen die unwandelbaren Gesetze für Staat und Gesellschaft abzuleiten." Neun Jahre später wurde auch zu Franecker in Friesland eine Hochschule gegründet, die jedoch im folgenden Jahrhundert durch Groningen verdunkelt ward. Auch Leyden erhielt später eine strebsame Nebenbuhlerin in der Utrechter Universität. Auf beiden am Altrhein gelegenen Hochschulen pflanzte sich durch das ganze siebenzehnte Jahrhundert der Ruhm der holländischen Gelehrsamkeit, vor Allem der Kenntniß und Durchforschung der antiken Welt fort. Hemsterhuis hat zuerst der griechischen Sprache eine feste wissenschaftliche Grund-

lage verliehen. Die Buchdruckerkunst, schon seit den Tagen Guttenbergs in Holland bekannt, ja nach der Annahme einheimischer Forscher dort zuerst erfunden durch Coster (IX, 321), hob sich besonders durch die Familie Elzevirii in Leyden und Amsterdam. In der letzteren Stadt wetteiferte das „Athenäum", eine Art freier Hochschule, mit den Universitäten des Landes in der Pflege der Wissenschaften und der Literatur. Hier wirkte auch in späteren Jahren Gerhard Vossius, Vater mehrerer Söhne und Töchter, die sich alle durch hohe Begabung und vielseitige Kenntnisse auszeichneten.

Hugo Grotius. Hugo Grotius, am 10. April 1583 in Delft von wohlhabenden Eltern geboren, erregte schon in seiner Jugend durch seine ungewöhnlichen Talente und den großen Umfang seiner Kenntnisse die Aufmerksamkeit der hervorragenden Männer seines Volkes und erlangte bald einen europäischen Ruf. Keiner war in den Werken des Alterthums so belesen wie er; keiner beherrschte in gleichem Grade das ganze Gebiet des Wissens, so weit es zu jener Zeit erschlossen war. Er war Rechtsgelehrter, Philosoph, Staatsmann, Geschichtschreiber und Dichter; und wenn er auch bei Abfassung seiner Schriften sich meistens der lateinischen Sprache bediente, so war ihm doch auch das heimische Idiom nicht fremd. Wir wissen, daß schon Heinrich IV. von Frankreich dem angehenden Jüngling Beweise seiner Anerkennung gegeben. Auch bei dem Statthalter Moriz stand er Anfangs in hoher Gunst. In seiner Begleitung machte er jene von ihm dichterisch beschriebene Fahrt längs der Küste von Scheveningen in einem Wagen, der vermittelst angebrachter Segel vom Winde fortgetrieben ward. Wir werden bald erfahren, wie sehr wenige Jahre später dieses Verhältniß sich änderte, wie schwer Hugo Grotius unter der Feindschaft des Statthalters und seiner calvinistischen Parteigenossen zu leiden hatte! Zum Rathspensionär von Rotterdam ernannt, legte Hugo Grotius Hand an die berühmte Geschichte der Niederlande während der Freiheitskämpfe bis zum Friedensschluß von 1609. Er verfaßte das Werk im Auftrage der Generalstaaten, denen es auch gewidmet ist, und verbesserte sein ganzes Leben lang daran. Doch wurde es erst nach seinem Tode gedruckt. Den Tacitus in Form und Sprache zum Vorbild nehmend, bezeichnete er wie der Römer die Periode vor seiner Zeit als „Annalen", seine Zeitgeschichte dagegen als „Historien". So vortheilhaft diese Nachahmung für die freisinnige Behandlung der Geschichte selbst war, so nachtheilig erwies sie sich in Beziehung auf Stil und Darstellung. Die Sprache ist schwerfällig, die Wendungen und Ausdrücke oft gesucht und unnatürlich verbunden, der Sinn nicht selten dunkel. Aber an unparteiischem freisinnigen Urtheil, an kunstreicher Verbindung der Einzelbegebenheiten zu einem Ganzen, darf sich das Geschichtswerk mit jedem andern seiner Zeit messen. — Während seiner Gefangenschaft auf der Festung Löwenstein, setzte Grotius seine schriftstellerische Thätigkeit mit Eifer fort. Zu dem Zweck war ihm die Benutzung seiner Bibliothek gestattet, wodurch seine Befreiung herbeigeführt wurde. Er pflegte nämlich von Zeit zu Zeit eine große Kiste mit Büchern kommen zu lassen und in derselben diejenigen Werke, deren er nicht mehr bedurfte, zurückzuschicken. Daran waren die Wächter so gewöhnt, daß sie zuletzt die Kiste undurchsucht wegtragen ließen. Dies benutzte Hugo's Frau, Maria
März 1621. von Reigersberg, welche die Erlaubniß erlangt hatte, die Tage der Gefangenschaft mit dem Eheherrn zu theilen, um statt der Bücher den Gatten selbst in der Kiste zu entführen. Er wurde glücklich nach Gorkum geschafft, von wo er über Antwerpen nach Paris entfloh. — Mit dieser Begebenheit trat in Hugo Grotius eine Wandlung ein, die sein späteres Leben von seinem bisherigen durch eine weite Kluft schied. Nicht nur daß in seinen äußerlichen Verhältnissen Beschränkungen und Nahrungssorgen eine freud-

lose Existenz herbeiführten, indem weder die von König Ludwig XIII. ihm gewährte Unterstützung, noch das geringe Honorar für seine schriftstellerischen Arbeiten zu einem sorgenfreien Leben mit einer Familie hinreichten; auch seine bisherigen Ansichten und Grundsätze erfuhren eine Veränderung. Aus dem freidenkenden Republikaner wurde ein Hofmann, ein Fürstendiener, zuweilen ein Fürstenschmeichler; aus dem aufrichtigen Protestanten ein schmiegsamer nachgiebiger Vermittler und Achselträger. Er hielt sich fern von den Hugenotten, die damals von Ludwig XIII. und Richelieu bekriegt wurden, theils aus religiösen Motiven, weil sie die Beschlüsse der Dordrechter Synode anerkannten, theils aus Politik, um nicht die königliche Ungnade auf sich zu laden; er trug sich mit dem Plane, durch Ausgleichung der streitigen Lehrbegriffe eine Vereinigung der christlichen Confessionen, eine Versöhnung der religiösen Gegensätze zu bewirken; er lieh seine Feder dem König, der ihm einen Jahrgehalt reichte. In diese Jahre fällt sein berühmtestes Werk über das Kriegs- und Friedensrecht, durch das er der namhafteste Begründer des Völker- und Staatsrechts nach den Autoritäten des Alterthums geworden ist. In der Stille eines Landgutes unweit Senlis ausgearbeitet, wurde das Buch **de jure belli et pacis** bald in alle europäischen Sprachen übersetzt. Man kann sich kaum eine größere Verschiedenheit in der prinzipiellen Auffassung von Königthum und Volksrecht denken, als wenn man dieses in der Atmosphäre des beginnenden monarchischen Absolutismus Frankreichs verfaßte Werk mit den Annalen und Historien vergleicht, die Hugo Grotius in dem erhebenden Vaterlandsgefühl der errungenen Freiheit in der republikanischen Luft seiner Heimath niedergeschrieben hat. Während er hier unumwunden die Volkssouveränetät als Quelle aller Herrschermacht anerkannte, die Hoheit der Nation über jede Staatsgewalt setzte, und den Abfall der Niederlande als einen gerechten Kampf der Unterdrückten gegen die Bedrücker hinstellte, redet er in dem Buch „vom Recht des Kriegs und Friedens" dem Absolutismus das Wort, wie er damals von den Stuarts versucht, von den Bourbons begründet ward. Das Volk ist ihm eine unmündige Menge, die eines Vormundes und gesetzlichen Hauptes bedarf; und es ist eben so berechtigt, sich in die Gewalt eines Einzigen zu begeben, wie der einzelne Mensch sich in Sclaverei begeben mag. Gegen das Oberhaupt Waffen zu ergreifen, ist unter keinen Umständen erlaubt; auch Glaubenszwang berechtigt nicht zur Gegenwehr. Schließt der König mit seinen Unterthanen Verträge ab, so ist er zwar von Gottes- und Rechtswegen verbunden, sie zu halten; hält er sie aber nicht, so kann ihn Niemand dazu zwingen. Kein Wunder, wenn spätere freisinnige Schriftsteller, wie Rousseau, dem niederländischen Gelehrten vorwerfen, er habe aus Wohldienerei gegen Ludwig XIII., dem das Buch gewidmet ist, solche Grundsätze aufgestellt. — Nach Morizens Tod wagte Hugo Grotius, im Vertrauen auf die frühere Gunst des neuen Fürsten Friedrich Heinrich, nach Holland zurückzukehren; er hoffte an dem Athenäum in Amsterdam eine Anstellung zu finden; aber der Haß seiner Feinde war durch das elfjährige Exil nicht versöhnt worden; man fürchtete, er könne bei dem Statthalter Einfluß gewinnen und der Politik eine andere Richtung geben, und forderte die Erneuerung der Verbannung auf Lebenszeit. Die Bewegung gegen ihn nahm eine so drohende Gestalt an, daß er dem Sturme zu entgehen beschloß. Grollenden Herzens verließ er sein Vaterland zum zweiten Male im April 1632 und begab sich nach Hamburg. Gustav Adolf hatte den Plan, den gelehrten Staatsmann in seine Dienste zu ziehen; der Tod des Königs bei Lützen verzögerte die Ausführung. Aber Oxenstierna vollzog den Willen seines Monarchen. Er ernannte Hugo Grotius zum schwedischen Staatsrath und schickte ihn als Gesandten nach Frankreich. Am 6. März 1635 wurde derselbe dem Hofe in Paris vorgestellt, und nahm dann in der nämlichen Stadt, wo er einige Jahre zuvor als hülfesuchender Flüchtling geweilt, als

Vertreter einer der größten Kriegsmächte jener Zeit seinen Aufenthalt. Zehn Jahre, von 1635—45, versah Hugo Grotius den Posten eines Botschafters zur großen Zufriedenheit Oxenstierna's und der Königin Christine. Wie hätte auch der schwedische Kanzler, dessen eifrigstes Anliegen es war, den Kriegsbund mit Frankreich zu befestigen und zugleich seinem Vaterlande eine geachtete Stellung in der europäischen Staatenfamilie zu erringen, einen geeigneteren Durchführer seiner Ideen finden können, als den in religiösen Dingen so toleranten, in der Politik so erfahrenen und einsichtsvollen Niederländer? Mittlerweile hatte auch in Holland eine versöhnlichere Stimmung gegen den berühmten Landsmann Wurzel geschlagen. Als er auf seiner Rückreise nach Stockholm durch Amsterdam kam, wurde er mit der größten Auszeichnung empfangen. Darum faßte er den Plan, seine letzten Tage in seiner Heimath zu verleben. Aber das Schicksal hatte anders beschlossen. Kaum hatte er in Schweden seine Entlassung erhalten und sich eingeschifft, so erkrankte er auf der See und starb, von einem Sturm an die Küste von Pommern verschlagen, zu Rostock, am 28. Aug. 1645. Seine Leiche wurde nach Delft gebracht. Erst dem Verblichenen gönnte die Heimath die Ruhestätte, die sie dem Lebenden verweigert hatte. Hugo Grotius hat durch seine zahlreichen Schriften auf die Anschauungen und Denkweise seiner Zeit mächtig eingewirkt. Die Rechtswissenschaft ist durch ihn auf einen höheren philosophischen Standpunkt geführt worden und in die Ansichten über Religion, Staat und öffentliches Leben eine humanere Betrachtungsweise, eine weitherzigere Auffassung gekommen.

Holländische Literatur. Rederyker und Volksschauspiel.

Neben der lateinischen Literatur regte auch die heimische Muse ihre Schwingen. Wir haben schon mehrfach der Rederyker gedacht, jener dichterischen Vereine, welche in Kammern oder Zünfte getheilt, nach Art der deutschen Meistersänger, in den niederländischen Städten den Sinn für volksthümliche Dichtung pflegten und belebten. Wie gering immer der poetische Werth dieser bürgerlichen Dichtungen angeschlagen werden mag, als unmittelbarer Ausdruck der öffentlichen Meinung, der politischen und religiösen Opposition, des satirischen Muthwillens hatten sie eine literargeschichtliche Bedeutung. Entstanden in einer Zeit des frischen fröhlichen Volkslebens, bewahrten die Kammern der Rederyker auch stets den Charakter popularer Unmittelbarkeit, realistischen Humors, launenhafter Anspielung auf Personen und Ereignisse der Gegenwart. Aus ihrer Mitte ging das Volksschauspiel hervor, rohe Anfänge der dramatischen Kunst, wobei Scenen des täglichen Verkehrs in historische oder biblische Stoffe eingeflochten waren, oft mit einem politischen Hintergrund und einer patriotischen Tendenz. Zu Alba's Zeiten mußten daher die Aufführungen unterbleiben. Bisweilen vereinigten sich mehrere Kammern zu einer gemeinsamen Darstellung, einem „Kamerspel." Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts nahm das Volksschauspiel durch die Lustspieldichter Gerbrand, Bredero und Sam. Koster einen frischen Aufschwung. Wie in Frankreich die Bazoche (IX, 353), so entstand in Amsterdam auf Anregung des letzteren ein dramatischer Verein, der regelmäßige Vorstellungen veranstaltete. Mit ihm verband sich eine andere ältere Kammer der Amsterdamer Meistersängerschule, die „in Liebe blühende" Gesellschaft zu demselben Zweck. Sie gründeten eine Schaubühne, die am 3. Jan. 1638 mit der Aufführung von Vondels „Gysbrecht van Aemstel" eingeweiht ward, einer

dramatischen Dichtung, welche sich bis auf den heutigen Tag als gefeiertes Nationalschauspiel in der Gunst des niederländischen Volkes erhalten hat und noch alljährlich um die Weihnachtszeit aufgeführt wird.

Das Stück, auf einer wirklichen oder sagenhaften Begebenheit der holländischen Geschichte aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts aufgebaut, hat seine Hauptbedeutung in seiner patriotischen Tendenz, in der Verherrlichung von Amsterdam und in der Voraussagung der künftigen Größe der Republik und ihrer Hauptstadt.

Diesem poetischen Vereine, der sich mit der Zeit zu einer Academie erweiterte, gehörten auch zwei Schriftsteller an, welche sich um die Hebung und Ausbildung der holländischen Sprache große Verdienste erworben haben: Dietrich Coornhert und Heinrich Spiegel. Coornhert, ein streitbarer vielverfolgter Gegner des römisch-katholischen Gewissenszwanges wie der calvinischen Unduldsamkeit, der in einer Zeit des confessionellen Hasses den Geist des Christenthums in gläubiger Seele zu hegen vermochte, ohne sich dem Dogma einer Confession völlig anzuschließen, hat Cicero's Schrift „von den Pflichten" und Boëthius' „Tröstung der Philosophie" in seine Muttersprache übersetzt, und Heinrich Spiegel, ein Amsterdamer Kaufmann katholischen Glaubens, legte durch seinen Dialog „über die niederdeutsche Sprachlehre" den Grund zu der holländischen Grammatik, mit vaterländischem Sinne gegen ihre Verfälschung durch fremde Sprachmischung warnend, und machte in seinem „Herzspiegel" den Versuch, philosophische Gedanken in der Muttersprache auszudrücken. „Bei den Großthaten der Väter beschwor er seine Landsleute, ihre Sprache zu pflegen, auf daß im geistigen wie im politischen Leben ein niederländisches Sonderdasein bestehe." Coornhert und Spiegel.

Auch der uns wohlbekannte geistreiche Philipp Marnix von St. Aldegonde, welcher so lange dem Oranier und der Geusenpartei mit der Feder und im Rathe gedient, und der Kaufmann Roemer Visscher, der joviale Verfasser der „komischen Einfälle" mit Martialischer Ironie, waren Mitglieder der „in Liebe blühenden Gesellschaft." St. Aldegonde, der auf seinem Schlosse Westsoeburg bei Vliessingen die letzten Jahre seines Lebens der Poesie und Literatur widmete, schuf in seinem „Wilhelmus van Nassouwen" dem niederländischen Staat sein wahres Volkslied, das bis auf den heutigen Tag noch in Aller Munde lebt, bei jeder Gelegenheit gesungen und gespielt wird, und leistete durch sein satirisches Buch „der Bienenkorb" („Bynkorff"), der heimischen Prosa einen ähnlichen Dienst wie Pascal der französischen; und Roemer Visscher machte sein reiches Haus am „Schreiersthurm" im Nordosten von Amsterdam, wo seine geistreichen Töchter Anna und Tessala die Seele einer gehobenen geselligen Unterhaltung waren, zum Sammelplatz vieler Freunde der Künste und Wissenschaften. Unter den Händen dieser Männer und anderer ihrer Zeitgenossen, bildete sich eine Literatur im niederländischen Idiom, welche den gleichzeitigen lateinischen Werken der nach antiken Vorbildern schaffenden gelehrten Schriftsteller das Gegengewicht hielt. Daß sich diese literarische Thätigkeit in erster Linie religiösen Stoffen zuwendete, St. Aldegonde. 1538—1598.

lag in der Zeitrichtung. Aber die religiösen Vorstellungen kamen nicht aus Deutschland, sondern aus Frankreich und aus der Schweiz nach den Niederlanden. Hätte die lutherische Bibel und die deutsche Reformationsliteratur ihren Weg nach dem nordwestlichen Nachbarland gefunden, so wäre dadurch vielleicht eine Annäherung der beiden verwandten Völker entstanden, die von den wichtigsten Folgen hätte werden können; allein als in Deutschland die kirchenbildende Kraft in Thätigkeit war, da gehorchten die burgundischen Provinzen von den Ardennen bis zur Nordsee ruhig und geduldig den Religionsedikten Karls V.; und als hier die reformatorischen Bestrebungen erwachten und zu neuen kirchlichen Gestaltungen drängten, da war schon der confessionelle Hader über das evangelische Deutschland hereingebrochen und hatte den Nerv der frischen Begeisterung getödtet. So gingen denn die beiden stammverwandten Völker ihre gesonderten Wege, und mit dem Calvinismus zogen französische Sympathien in das Land an den Mündungen und Armen des Rheinstroms.

Hooft 1581—1647. In den literarischen Kreisen, die sich im Hause Roemer Visschers zu versammeln pflegten, verkehrte auch Peter Cornelius Hooft, Sohn des Amsterdamer Bürgermeisters und das talentvollste und strebsamste Mitglied der „in Liebe blühenden Gesellschaft." Aber um die Scheide des Jahrhunderts begab er sich nach Italien, dem Mutterlande der klassischen Literatur. Dort wurde er von der Anmuth der Sprache und den Reizen der dichterischen Formen so hingerissen, daß er nach seiner Rückkehr nichts eifriger erstrebte, als diese klassische Schönheit seinen Landsleuten mitzutheilen. Und doch war damals schon längst der Geist aus dem schönen Gefäß entwichen, der göttliche Odem der echten Poesie unter dem schimmernden Gewande verflogen; Marini thronte auf dem Gipfel des Parnasses (X, 353). Nach diesen Vorbildern verfaßte Hooft nun eine Menge poetischer Werke, bald erotisch-lyrischer Haltung, bald Schäferspiele (Granida), bald regelrechte Tragödien mit eingemischten Chorgesängen (Baeto, Gerard van Velzen, aus Hollands früherer Geschichte), welche alle die Kunstschule verrathen, aus der sie hervorgegangen. Wie sehr auch die Zeitgenossen die Correctheit der Sprache und des Versbaues bewundern mochten, der Wohlklang und die natürliche Grazie der italienischen Poesie konnten doch nicht an die Gestade der Nordsee verpflanzt werden, und der Mangel an Phantasie und schöpferischer Kraft wurde durch die Künsteleien der Form und die berechneten Spiele des Witzes nicht ersetzt. Auch als Geschichtschreiber der Freiheitskämpfe seines Volks, im Stil und Geist des Tacitus, legte er großen Werth auf glänzende Darstellung. Bei Hooft wie bei seinen Zeitgenossen und Mitbewerbern um die Palme der Historiographie, Bor und Hugo Grotius, erkennt man deutlich, von welchem Hochgefühl die Herzen der Niederländer über die Großthaten ihrer Nation durchdrungen waren. Denkwürdige Ereignisse und ruhmvolle Unternehmungen reizen die Begierde der Berichterstatter, durch schwungvolle Erzählung den Handelnden näher zu rücken und einen Antheil an der Ehre davonzutragen.

In Muidens-Schloß, der schönen Sommerwohnung Hoofts, wo sich ein Kreis gebildeter Herren und Frauen zu Gesang, Poesie und geistvoller Unterhaltung zu versammeln pflegte, sah man mit der aristokratisch-patriotischen Gesellschaft einen jungen Mann im Verkehr, der die Niedrigkeit seiner Herkunft durch den Glanz seines Geistes und Talentes in Vergessenheit brachte. Es war Joost van den Vondel, der gefeiertste Dichter Hollands, dessen obenerwähntes Nationalschauspiel Gysbrecht van Aemstel eine neue Aera in der dramatischen Poesie schuf, und bei der alljährlich wiederholten Aufführung stets die Herzen der Zuschauer mit patriotischer Begeisterung füllte. Der Sohn eines niederländischen Strumpfwirkers und Wiedertäufers, welcher zur Zeit der Verfolgung nach Köln geflohen war, erblickte Vondel in der deutschen Rheinstadt das Licht der Welt, kehrte aber in der Kindheit mit den Eltern nach Amsterdam zurück, um dort sein ganzes langes Leben zu verbringen. Die geringe Bildung ersetzte er durch angeborne poetische Begabung, durch feinen Sinn und Takt für dichterische Formen und durch spätere anhaltende Studien. Dem schöngeistigen Kreise auf Muidens-Schloß, dem Umgang mit Hooft, Huygens, Reael, Barläus und Roemer Visschers Tochter Tessala, der talentvollen Uebersetzerin des Tasso, wurde Vondel entfremdet durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche (1639). Anfangs ein eifriger Freund der freieren Arminianischen Religionsrichtung der Remonstranten, in welcher Periode er die politische Satire „Palamedes“ und das rührende Gedicht „das Stöckchen Oldenbarneveldts“ verfaßte, gab er sich später gefangen unter die Macht der Phantasie und eines mystisch-poetischen Zuges in seiner Natur. Durch diesen Abfall von der Religion seines Volkes und durch seine ausgesprochene Vorliebe für die Stadt Amsterdam und ihre aristokratische Geistesrichtung hat er sich manche Gegner in dem calvinistisch-oranischen Holland erweckt.

Vondel 1587–1679.

Vondel versuchte sich in verschiedenen Dichtungsarten: er verfaßte Oden und Satiren, er übersetzte die Psalmen und die Werke Virgils und Ovids; die lyrischen und beschreibenden Gedichte und Epigramme wurden von den Zeitgenossen um ihrer natürlichen Anmuth willen hoch gefeiert. Wie kein anderer Dichter wußte er der spröden holländischen Sprache Wohllaut und Eleganz zu verleihen. Auf Hugo Grotius verfaßte er ein Lobgedicht, das von seiner großen Verehrung und Bewunderung für den Verbannten Zeugniß gibt; in einem andern pries er den Nordwind, der dessen längeres Verweilen bei der Durchreise in Amsterdam bewirkt habe. Den größten Ruhm erwarb Vondel jedoch durch seine dramatischen Arbeiten, seine geistlichen und weltlichen Schauspiele, die er nach antiker Weise mit Chorgesängen durchflocht. Man bewunderte die Fülle der Gedanken, die Tiefe der Gefühle, das dramatische und lyrische Pathos, und übersah die mangelhafte Anlage und Composition der Stücke und das Eintönige der langen Monologe. Am gefeiertsten sind die biblischen Tragödien „Jephtha“, „Adams Verbannung“ und „Lucifer“. In dem letzten Stück, worin die Empörung Lucifers, des über die künftige Herrlichkeit und Glorie des neugeschaffenen Menschenpaares neidischen Erzengels und seiner dienstbaren Geister gegen den Allmächtigen, der Sturz der Ungetreuen und die Verführung Eva's durch deren Rache dargestellt ist, war Vondel

der Vorläufer Miltons, welcher vierzehn Jahre nachher im sechsten Gesange seines „Verlornen Paradieses" denselben Gegenstand episch behandelte. Die Geistlichkeit erblickte in der mit Engelschören durchflochtenen Tragödie, die ihren Schauplatz im Himmel hat, eine Profanation und bewirkte daher ein Verbot der Aufführung.

Cats 1577—1660. Wenn Vondel durch Phantasie, durch angebornes Talent und poetische Kraft hervorragte und die Leser und Zuschauer über Zeit und Gegenwart hinausriß, so bewegte sich ein anderer berühmter Dichter aus jenen gehobenen Lebenskreisen, der Rathspensionarius Jacob Cats, auf dem Boden seiner Heimath, in den Anschauungen und Vorstellungen seiner Landsleute, in der moralischen und praktischen Empfindungswelt der ehrbaren, gebildeten, tugendreichen Gesellschaft seiner Zeit. Auch er war das Haupt eines geistreichen literarischen Kreises in Dordrecht, der sich um Anna, Tessala's Tochter, zu versammeln pflegte. Ein echter Volksdichter, verständig, unterhaltend, ein anmuthiger Erzähler in redseliger Breite, war Cats der Liebling der ehrsamen bürgerlichen Gesellschaft der Niederländer, der er zugleich Belehrung und Unterhaltung gewährte, die er zugleich erheiterte und zufrieden machte, der er das Lebensglück nur in Verbindung mit Sittlichkeit, Mäßigung und Vernunft zeigte. „Vater Catsens Buch", eine Sammlung von Lehrgedichten, Erzählungen, Beispielen und Allegorien von vorherrschend moralischer Tendenz, war über ein Jahrhundert das verbreitetste Lesebuch in den holländischen Familienkreisen, wie in Frankreich Lafontaine, in Deutschland Gellert. Ein gottesfürchtiger, redlicher, wohlwollender Bürger, Vater und Freund, galt Cats seinen Landsleuten als Muster weiser Selbstbeschränkung, als Lehrer häuslicher Tugend, als Wegweiser zu einem Leben „in Ehren und in Sittsamkeit", ausgeschmückt durch erlaubte Freuden und Genüsse, ungetrübt durch aufregende Leidenschaften. Unter seinen lebhaften Erzählungen werden „der Trauring" und „die Ehe" für die bedeutendsten gehalten. Bezeichnend für seine Lebensauffassung, worin biblische Frömmigkeit mit einer gewissen praktischen Weltklugheit verbunden erscheint, ist seine eigene Selbstbiographie in gereimten Versen.

Huygens, Goes u. A. Aus jener klassischen Periode, auf welche noch jetzt die Holländer als auf die Geburts- und Bildungsstätte ihrer nationalen Schriftsprache mit Bewunderung zurückschauen, sind noch manche Namen und Werke von Dichtern erhalten, die anregend und belebend auf die Zeitgenossen gewirkt haben, wie der Elegiker und Satiriker de Decker, der sinnig beobachtende Epigrammendichter Conſt. Huygens, dem man die schöne schattige Allee zwischen Haag und Scheveningen zu verdanken hat, wie Anslo, der gleich Vondel in Italien zur katholischen Kirche übertrat, und dessen beschreibendes Gedicht „die Pest von Neapel" von großem Talent Zeugniß gibt, wie der streng moralische Kamphuizen und der beschreibende Dichter van der Goes, aber keiner erreichte den Ruhm von Vondel und Cats; der französische Geschmack, der am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in die Niederlande eindrang, hat die Erinnerung an dise Sterne zweiter Größe aus der vergangenen Blüthezeit hinweggefegt.

3. Religiöse Parteiung. Synode und Blutgericht zu Dordrecht.

Zu den namhaftesten Professoren der Universität Leyden gehörte Jacob Arminius. Geboren in Südholland von bürgerlichen Eltern, hatte er in seiner Heimath, in Deutschland, in Genf theologische Studien gemacht, auf einer italienischen Reise in Rom „das Geheimniß der Bosheit" ärger gefunden, als er es sich jemals gedacht, und war dann durch Forschen in der Schrift, durch philosophisches Nachdenken und durch seine zur Milde neigende Natur zu gemäßigteren Ansichten über Prädestination und göttliche Gnade gekommen. Mehr den Ansichten Zwingli's huldigend, strebte er, im Gegensatz zu den eifrigen Calvinisten, nach einer näheren Verbindung von Kirche und Staat, und suchte Calvins strenge Lehre von der Gnadenwahl nach dem natürlichen Gefühle der Freiheit und der Allgemeinheit der Gnade Gottes zu mildern. „Bildung und Duldsamkeit, Handelsrücksichten und Weltverkehr, der politische Grundsatz, daß die Kirche unter der Staatsgewalt stehen müsse, zog das Patriciat auf diese Seite." Die Vorfechter der aristokratischen Republik, an deren Spitze Oldenbarneveldt und Hugo Grotius, damals Pensionär von Rotterdam, stimmten für die mildere Auffassung. Die calvinischen Eiferer, welche nicht nur die Katholiken, sondern auch die harmlosen Mennoniten in Friesland und die zerstreuten lutherischen Gemeinden unterdrückt wissen wollten, erfuhren von dieser Seite scharfe Zurückweisungen. Man drang auf eine Revision der symbolischen Bücher, des Heidelberger Katechismus, des belgischen Glaubensbekenntnisses. Dagegen verfocht des Arminius Amtsgenosse, Franz Gomarus, geboren in Brügge, der in Heidelberg seine Jugend verbracht und seine Erziehung genossen hatte, den Calvinismus sowohl in der Lehre von der Prädestination als in der Scheidung und Unabhängigkeit des kirchlichen Organismus von der Staatsgewalt. Zu seiner Ansicht bekannte sich die Mehrheit der großentheils in Genf gebildeten Geistlichen und des von ihnen geleiteten Volkes. Auch der Statthalter Moriz schloß sich dieser Partei an, weniger aus Ueberzeugung und religiösem Eifer, als aus Abneigung gegen die Aristokratie, welche seinem Streben nach ausgedehnterer Gewalt und Autorität entgegenwirkte. Der Streit nahm mit jedem Jahr an Heftigkeit zu; da und dort kam es zu ärgerlichen Auftritten, zu gespaltenen Gemeinden, zu Strafmaßregeln gegen widerspenstige Prediger. Umsonst suchten die Arminianer in einer den Staaten von Holland überreichten Vorstellung, „Remonstranz", ihre Doctrinen in fünf Sätzen zu rechtfertigen und durch eine Synode Glaubensfreiheit zu erlangen; umsonst suchte Grotius in beredten Worten darzuthun, daß die streitigen Punkte nicht zum Wesen des Christenthums gehörten, und daß man, ohne das Band der Liebe, der Eintracht und des kirchlichen Friedens zu zerreißen, darüber verschiedener Meinung sein könne; der Zeitgeist war den „Remonstranten" entgegen. Die mächtige Partei der Gomaristen bekämpfte die Eingabe durch eine Gegenschrift, „Contraremonstranz"

Remonstranten und Contraremonstranten. Arminius 1560—1609.

Gomarus 1563—1641.

und drang auf die Unterdrückung der Irrlehrer. Selbst der gekrönte Theologe Jacob I. von England schalt die Remonstranten Ketzer und Sectirer und drohte, daß keiner seiner Unterthanen die verpestete Hochschule in Leyden besuchen solle.

Der Statthalter und die Aristokratie

Als die Aufregung unter dem Volke einen Grad erreichte, daß das friedliche Zusammenleben und die bürgerliche Ordnung Gefahr zu laufen schien, da faßten die von Oldenbarneveldt geleiteten holländischen Staaten den Beschluß, besoldete Stadtwachen (Waardgelders) anzuwerben, um die bedrohten Arminianer zu beschützen und jedem Aufruhr vorzubeugen. In Folge dieses Beschlusses wurde in vielen holländischen Städten eine Sicherheitsgarde aufgestellt und dem gewöhnlichen Kriegsvolk, weil die aristokratischen Magistrate demselben nicht trauten, die Beschützung und Erhaltung der öffentlichen Ruhe entzogen. Auch in Utrecht und anderwärts wurden besoldete Stadtwachen errichtet. Dies erklärte Moriz für einen Uebergriff in seine Befugnisse und trat nun entschieden auf die Seite der Contraremonstranten, die in Zeeland und in den kleineren Provinzen das Uebergewicht hatten. In Utrecht wurde die Bürgergarde entlassen, der Magistrat verändert. Alles ließ sich zu einem Bürgerkrieg an. Da bewirkte der Statthalter bei den Generalstaaten, daß zur Ausgleichung der religiösen und politischen Streitigkeiten eine Synode in Dordrecht angeordnet ward.

Moriz gegen die Arminianer.

Diese Gelegenheit benutzte Moriz zu einem Staatsstreich, der an Alba's Verfahren gegen Egmont und Hoorn erinnerte. Noch ehe die calvinische Kirchenversammlung, zu der auch Abgeordnete der Reformirten aus England und Schottland, aus Deutschland und der Schweiz eingeladen wurden und erschienen, in Dordrecht zusammentrat, ließ der Statthalter den zweiundsiebenzigjährigen Oldenbarneveldt und seine bedeutendsten Anhänger, Hugo Grotius und Hogerbeets, Anwalt von Leyden verhaften, und machte sich die Bestürzung zu Nutze, um in allen Städten der Provinz Holland die Magistratsstellen mit Contraremonstranten zu besetzen und dem oranischen Kriegsvolk die Hut des Landes zurückzugeben. Nun war er Herr und Meister über die Generalstaaten, worin nur Parteigänger des Statthalters Sitz und Stimme hatten, und es fiel ihm nicht schwer, den Beschluß durchzusetzen, daß ein besonderes Tribunal zur Aburtheilung der Gefangenen errichtet werden sollte, und dann zu bewirken, daß dasselbe aus entschiedenen Gegnern der Remonstranten und ihrer Häupter zusammengesetzt ward. Der religiöse Parteihaß diente dem Erzürnten zur Folie seiner Rache gegen den ehemaligen Freund. „Ich weiß von keiner Prädestination", soll er einst gesagt haben, „ob sie grau oder blau ist; das nur weiß ich, daß die Pfeifen des Advocaten und die meinigen eine kreischende Dissonanz bilden".

26. Aug. 1618.

Die Dordrechter Synode. 1618. 1619.

Aus dem Charakter der Synode, die vom Herbst 1618 bis zum Frühjahr 1619 in Dordrecht tagte und deren leidenschaftliche Erregtheit einen merkwürdigen Contrast zu dem sonst so stillen und einförmigen Orte bildete, konnte man einen Schluß ziehen auf den Ausgang der gleichzeitigen Gerichtsverhandlungen gegen Oldenbarneveldt und seine Leidensgefährten. Anstatt daß die kirchliche Versammlung versucht hätte, auf dem

Wege freier Discussion zu einer Verständigung zu gelangen, aus Vorträgen für und wider die Wahrheit herauszufinden und die Freiheit der Gewissen zu wahren, wurden die Remonstranten nicht als gleichberechtigte Confessionsverwandte zugelassen, sondern auf die Anklagebank verwiesen; und als die Wortführer derselben, an ihrer Spitze der gelehrte Episcopius, der Nachfolger Armins auf dem Lehrstuhl zu Leyden, gegen dieses parteiische Verfahren protestirten, sich aber dennoch zur Vertheidigung ihrer Sätze bereit erklärten, wurden sie auf Antrag des intoleranten Bogermann, Predigers zu Leeuwarden, den die Versammlung zum Vorsitzenden gewählt, aus der Synode entfernt und der Beschluß gefaßt, ihre Lehre aus ihren Schriften zu beurtheilen. Von welcher Art dieses Urtheil sein würde, ließ sich zum Voraus errathen; es war schon gefaßt, ehe man an die Prüfung ihrer Vertheidigungsschriften ging. Die fünf Artikel der Remonstranz wurden für Irrlehren erklärt, alle arminianischen Prediger ihres Amtes entsetzt, und falls sie nicht freiwillig zurücktraten und eine „Akte des Ruhestandes" unterzeichneten, des Unterhalts beraubt. Nur Wenige nahmen das Almosen eines Sustentationsgehalts als Preis ihres Stillschweigens hin; die meisten zogen vor, unter Noth und Elend bei ihren Gemeinden auszuharren und sie im Glauben an die Allgemeinheit der göttlichen Gnade zu stärken, bis der Tod sie erlöste oder die gegnerische Wuth ihnen fühlbar machte, daß sie wenigstens im Erdenleben nicht zu den Auserwählten gehörten. Manche wurden verbannt oder entzogen sich durch die Flucht weiteren Verfolgungen. Auch die Leydener Universität wurde von dem „remonstrantischen Sauerteig" gereinigt, zum großen Triumphe des Königs Jacob, des Todfeindes der Arminianer und insonderheit Oldenbarneveldts, welcher ihn einst durch kluge Unterhandlungen überlistet und zur Abberufung der noch in einigen niederländischen Festungen weilenden englischen Besatzungsmannschaften gebracht hatte.

Den Schluß des Dordrechter Glaubenstribunals bildete eine blutige gewaltsame Katastrophe. Am 24. Mai sprach der mit der Untersuchung gegen die gefangenen Aristokratenhäupter betraute Gerichtshof sein Urtheil: Oldenbarneveldt wurde zum Tode verdammt, weil er die Verfassung verletzt, das Band der Vereinigten Niederlande zu lösen versucht, die Kirche Gottes verwirrt und sich eigenmächtiger Handlungen in Staats- und Gerichtssachen schuldig gemacht habe. Moriz konnte Begnadigung eintreten lassen; daß er es über sich gewann den hochverdienten, ihm einst so innig befreundeten Greis seinen Feinden preiszugeben, hat seinem Namen bei der Nachwelt einen dunkeln Flecken angeheftet. Es verdroß ihn, daß der würdige Mann im Gefühle seiner Unschuld und seines makellosen Lebens und Strebens es verschmähte um Gnade zu bitten, und seine Frau das stolze Selbstgefühl ihres Gatten theilte. So starb denn Oldenbarneveldt, neben Wilhelm von Oranien der Gründer des niederländischen Freistaats, auf dem Blutgerüste, noch in seinen letzten Worten betheuernd, daß er niemals ein Landesverräther gewesen, sondern aufrichtig und fromm als guter Patriot gelebt habe und sterbe. Seine beiden Leidensgefährten Grotius und Hogerbeets wurden, da auch sie nicht um Gnade bitten wollten, zu lebenslänglicher Haft auf dem Schlosse Loevestein verurtheilt; andere Mitglieder der ehemaligen holländischen Staatenversammlung wurden des Landes verwiesen. Die Befreiung und weiteren Lebensschicksale von Grotius sind uns aus den früheren Blättern bekannt.

Verurtheilung der Aristokratenhäupter.

24. Mai 1619.

Lage der Remonstranten u. Morizens Ausgang. Die Contraremonstranten verfolgten ihren Sieg aufs Aeußerste, und Moriz, der Sohn des toleranten Schweigers und selbst in Glaubenssachen human und verträglich, mußte sich in den Dienst einer unduldsamen, hartherzigen Partei geben, die ihm bald über den Kopf wuchs und ihn nöthigte als ihr Haupt aufzutreten und die Fahne des Religionszwanges, die er aus Herrschsucht ergriffen, noch ferner zu tragen. Was in der spanischen Zeit die Calvinisten von ihren katholischen Herrschern erlitten, das fügten sie jetzt ihren Glaubensbrüdern zu. Wie in den Tagen Alba's die Reformirten, so wurden jetzt die Remonstranten aus den Kirchen vertrieben und gezwungen, ihren Gottesdienst im freien Felde abzuhalten, nicht selten verhöhnt und mißhandelt von fanatischen Volkshaufen. Erst als sich im Laufe der Jahre die Leidenschaften legten, die Parteistellungen sich änderten und mildere Ansichten wieder eine Stätte in den Herzen der Menschen fanden, erlangten die Arminianer Duldung. Dies geschah aber nicht mehr unter dem Statthalter Moriz; vielmehr sah sich dieser gezwungen gegen seine bessere Ueberzeugung in der Politik der religiösen Bedrückung zu verharren, wie sehr auch die Republik darüber zu Schaden kam. Die Parteiung lähmte die innere Kraft in dem Augenblick, da ganz Europa in den heftigsten Kriegsflammen entbrannt war und Spinola von Neuem alle Kräfte anstrengte, die spanische Herrschaft wieder über das ganze Land auszudehnen. Die beiden Söhne Oldenbarneveldts, welche die Dordrechter Zeloten ihrer Ehren und Aemter beraubt und an den Bettelstab gebracht hatten, machten mit einigen Gesinnungsgenossen eine Verschwörung. Sie wurde entdeckt. Die Hauptschuldigen, unter ihnen der jüngere Sohn, wurden ergriffen und mit dem Schwert enthauptet; der ältere entkam, trat zur katholischen Kirche über und focht in spanischen Diensten gegen sein Vaterland. Unter solchen Eindrücken und in dem peinigenden Gefühle seines Unrechts und der schiefen Stellung, in die er sich hatte drängen lassen, schied Moriz aus dem Leben im 58. Jahre seines Alters. (23. April 1625.) Da er kinderlos war, so folgte ihm sein Bruder Friedrich Heinrich, ein Held wie Moriz, aber von milderer Gesinnung, „dem die leichte gallische Lebenslust aus den Augen lachte“. Der siegreiche Belagerungskrieg vor Herzogenbusch hat ihm einen Platz unter den berühmten Feldherren seiner Zeit verschafft, aber den größten Ruhm erwarb er sich durch seine Politik der Versöhnung im Innern. Die Bedrückung der Remonstranten hörte auf, die gefangenen Prediger wurden in Freiheit gesetzt, die Flüchtlinge und Verbannten durften zurückkehren, theils für immer, wie Episcopius, theils vorübergehend, wie Hugo Grotius. In Kurzem erwarben sich die Arminianer ein durch freisinnige Wissenschaft blühendes Kirchenwesen.

4. Die Niederlande im siebenzehnten Jahrhundert. Kunstblüthe.

Die Niederlande unter Friedrich Heinrich. 1625—1647. Der große europäische Krieg, der in Deutschland seinen Hauptsitz hatte, warf seine Flammen auch nach den Niederlanden und fachte den Kampf zwischen dem protestantischen Norden und dem katholischen Süden von Neuem an. War

auch wenig Aussicht vorhanden, daß die Republik der Generalstaaten, welche bereits faktisch von den meisten europäischen Höfen als selbständiger Staat anerkannt und in die europäische Diplomatie und das internationale Gesandtschaftswesen zugelassen worden war, wenngleich die förmliche Anerkennung erst im westfälischen Frieden erfolgte, jemals wieder unter die fremde Herrschaft zurückkehren werde, so gaben doch die Grenzlande mit ihren meist gemischten Confessionsverhältnissen manche Gelegenheit zu Eroberungsgelüsten. Die Rivalität steigerte sich, als zuerst Erzherzog Albrecht und dann auch (im J. 1633) die Infantin Isabella aus der Welt ging und bei der Kinderlosigkeit ihrer Ehe die belgischen Provinzen wieder an Spanien zurückfielen und wie ehedem durch einen Oberstatthalter verwaltet wurden. Nun spielte die große europäische Kriegspolitik auch in die Niederlande herein. Während der neue Gouverneur, der Kardinal-Infant Ferdinand, ganz die Interessen und Tendenzen der Habsburger Gesammtdynastie theilte, trat Friedrich Heinrich, der von seiner Mutter bourbonisches Blut und französische Sympathien geerbt hatte, mit dem südlichen Nachbarstaat und seinem großen Staatsmann Richelieu in nähere Verbindung. So hatten denn die kriegerischen Ereignisse, die sich in Deutschland in den dreißiger und vierziger Jahren abspielten, auch in den Landschaften an der Maas und den Rheinmündungen entsprechende Bewegungen zur Folge: die spanische Herrschaft in Brabant und Flandern mußte nun nach zwei Seiten Front machen, im Norden gegen die Generalstaaten, im Süden gegen Frankreich. Und bald traten die Niederlande auch noch zu England in gespannte Verhältnisse. König Karl I. hatte seine Tochter Maria mit Friedrich Heinrich verheirathet uud wendete sich in seinem Kampfe wider das Parlament an seinen Schwiegersohn um Hülfe, während die holländischen Staaten politische Sympathien für die englischen Republikaner empfanden. In diesen und andern widerstreitenden Interessen lag eine reiche Aussaat für innere Kämpfe und Parteiungen verborgen. Die Erfolge in den Landkriegen unter der Führung des Statthalters kamen bei Weitem nicht denen zur See gleich; und während jene nur Lasten und schwere Besteuerung zur Folge hatten, brachten die Anstrengungen auf dem Meere Ruhm und Vortheile. Wir wissen, welch glücklichen Fortgang die Unternehmungen der holländischen Seefahrer auf Java und auf den indischen Inseln und Küsten nahmen; Jahraus Jahrein fuhren reichbeladene Frachtschiffe in die Hafen von Amsterdam und Rotterdam ein und machten Holland zum Weltmarkt für die kostbaren Erzeugnisse des Ostens; wir wissen ferner, mit welchen Aussichten und stolzen Anfängen die westindische Gesellschaft an der Ostküste von Brasilien und auf so manchen Inseln des atlantischen Oceans ihren Fleiß, ihren Unternehmungsmuth, ihre Thätigkeit einsetzte. Selbst die Engländer blickten mit Neid und Eifersucht auf den glänzenden Seesieg, worin der Admiral Martin Tromp über die spanische Armada im Kanal triumphirte, vierzig feindliche Schiffe eroberte, versenkte, verbrannte und über viertausend Gefangene der Heimath zuführte (1639). Und

schon entfaltete auch der Seilergeselle Michael Adriansfohn de Ruyter von Vliessingen die hohen Talente und Eigenschaften, die ihn zum ersten Seehelden Europa's und zugleich zu einem der größten und edelsten Männer seines Jahrhunderts machen sollten. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn sich die Kluft zwischen den patrizischen Kaufherren, welche in den Staaten das gebietende Wort führten, und den oranischen Parteigenossen mit den Jahren erweiterte, wenn jene ihr Interesse und ihre Vorliebe der Seemacht und den Handelsunternehmungen zuwendeten, den Aufwand für das Heer und den Landkrieg nur spärlich und ungern bewilligten und auf einen Frieden und eine dauernde Verständigung drangen. Kamen ja doch die Erfolge der Waffen und Anstrengungen in erster Linie der verbündeten Großmacht zu gute; und welches Interesse konnten die Niederländer haben, wenn an die Stelle der geschwächten spanischen Monarchie das so eroberungslustig aufsteigende Frankreich trat! Auch der Statthalter neigte zum Frieden. Er sollte jedoch den Abschluß der Unterhandlungen in Münster, woran auch holländische Bevollmächtigte Theil nahmen, nicht mehr erleben. Schon einige Zeit kränkelnd, starb Friedrich Heinrich am 14. März 1647, dreiundsechzig Jahre alt, allgemein geliebt und geachtet wegen seiner Herzensgüte, seiner humanen Gesinnung und seines edlen Charakters. Sein Sohn Wilhelm, ein feuriger junger Mann von zwanzig Jahren, folgte ihm in allen seinen Würden. Unter ihm kam der westfälische Friede zum Abschluß, welcher die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten der Niederlande festsetzte und der Bundesrepublik eine selbständige Stellung in der europäischen Staatenfamilie anwies. Aber die Bundesverfassung mit ihren Dissonanzen zwischen monarchischen und republikanischen Tendenzen dauerte fort. Als Wilhelm II im Begriff stand, den hochmögenden Herren von Amsterdam Schranken
1650. zu setzen, wurde er vom Tode dahingerafft.

Erfolge. So hatten denn die nördlichen Niederlande das höchste Gut erlangt, das einem Volke im irdischen Dasein zu Theil werden kann, ein selbständiges nationales Staatsleben, stark und frei im Innern, geachtet und blühend nach Außen. Es ist nicht Alles in Erfüllung gegangen, was dem großen Wilhelm von Oranien als Ziel seines Schaffens und Strebens vor der Seele gestanden; aber was die durch seine Thätigkeit zu einem Bunde vereinigten sieben Provinzen unter seinen beiden Söhnen erreicht haben, konnte er kaum ahnen. Das Land, das, von Bauern, Hirten und Matrosen bewohnt, Jahrhunderte ein geschichtliches Stillleben geführt, und nur durch einige größere Städte mit der gebildeten Welt in Verbindung gestanden hatte, war jetzt ein Handels- und Seestaat ersten Ranges geworden, der in den öffentlichen Angelegenheiten Europa's eine gewichtige Stimme führte und sehr oft mit Glück die Rolle eines Vermittlers übernahm, der die erste Marine besaß und in allen Welttheilen zu Hause war, dessen Kauffahrer den Portugiesen und Spaniern in Ostindien und in Amerika in den Weg traten und sich neben sie niederließen, dessen Handelsschiffe die

Genuesen und Venetianer aus der Herrschaft des Güterverkehrs in der Levante verdrängten, der in Rußland Getreide, Leder und Pelzwerk holte und in der Ostsee den Hanseaten eine empfindliche Concurrenz bereitete. Mit großem Geschick wußte der neue Freistaat die Zwischenzeit, da das spanische Reich seinem Verfall entgegenging, die englische und die französische Nation noch im Ringen und Werden zu einer Großmacht begriffen waren, zu seiner eigenen Erhebung zu benutzen, und das Volk fühlte patriotisch genug, zur Erreichung der nationalen Größe alle Kräfte und Talente einzusetzen.

Wenn das niederländische Volk, wie wir oben dargethan, schon in den schweren Tagen des Ringens um die nationale Existenz zugleich die Arbeiten des Geistes und der Cultur in Angriff nahm, so wurde auch jetzt über dem Trachten nach äußeren Gütern, über den merkantilen und politischen Interessen die ideale Seite des menschlichen Daseins nicht außer Acht gelassen, so wurde auch jetzt die Welt des Verstandes und der Phantasie erfolgreich angebaut und gepflegt. In dieser Periode hatte die Alterthumswissenschaft ihre höchste Blüthe; zu den namhaften Philologen, deren wir oben Erwähnung gethan, kam am Ende des Jahrhunderts noch Perizonius, der in seinen „historischen Animadversionen", einem Werke voll der feinsten und scharfsinnigsten Bemerkungen, die Unsicherheit der ältesten römischen Geschichte nachgewiesen und zuerst gelehrt hat, die Ueberlieferung vorurtheilslos, frei und kritisch anzusehen. Nicht minder eifrig wurden die exacten Wissenschaften getrieben: um die reine und angewandte Mathematik erwarb sich neben dem erwähnten Simon Stevin, Morizens Lehrer, Willibrod Snellius, der zuerst eine wahre Gradmessung anstellte, das Gesetz der Strahlenbrechung aufstellte und noch andere mathematische Probleme löste, große Verdienste; in Zeeland wurde das Fernrohr erfunden, das den Forschungssinn Galilei's reizte; auch das Thermometer soll in Holland seine Entstehung genommen haben; bei der Austrocknung der Landseen in Nordholland kam die Mechanik und Hydraulik in Anwendung.

Geistiger Aufschwung.

Vor Allem fanden die schönen Künste, die mit dem wachsenden Reichthum der Völker gewöhnlich Hand in Hand gehen, Pflege und Förderung. Das herrliche Rathhaus von Amsterdam, ein Werk Jacobs van Kampen, wurde das achte Wunder der Welt genannt; an dem Mausoleum Wilhelms des Schweigsamen in Delft wetteiferte Architectur und Bildhauerei um den Preis. Die Malerei, wenn sie auch dem idealen Flug der italienischen Meister nicht zu folgen vermochte, hat in der Nachbildung der Natur, in der klaren Auffassung und lebendigen Darstellung der Wirklichkeit eine seltene Höhe und Vollendung erreicht. Wer kennt nicht jene niedere Genre-Malerei, worin die Zustände des gemeinen Lebens in derber Ungebundenheit aufgefaßt und mit keckem Pinsel in heiterer Komik dargestellt sind? jene zahllosen Bilder und Bildchen eines Jan Steen, eines David Teniers, Vater und Sohn, eines Adrian und Isaak von Ostade, Deutsche von Geburt, aber der holländischen Schule angehörig? Es wurde schon

Kunstthätigkeit.

früher ausgeführt (IX, 372), daß in den Niederlanden ein reger Natursinn, ein frisches Erfassen und Wiedergeben des realen Lebens heimisch war, häufig, wie im Reineke Fuchs oder in den Dichtungen und Schauspielen der Rederykers, mit Ironie und Satire gegen die höheren Stände oder mit einem selbstbewußten und selbstgefälligen Humor verbunden. Diese Naturanlage und charakteristische Volkseigenthümlichkeit erhielt sich bei den von der Außenwelt mehr abgeschlossenen Bewohnern der nördlichen Provinzen fester und dauernder als in Flandern und Brabant, den Hauptsitzen des internationalen Verkehrs, der Völkermischung. Der Calvinismus mit seinen praktischen das bürgerliche und gesellschaftliche Leben reformirenden und bewältigenden Tendenzen hat diese realistische Richtung, diese nüchterne Auffassung menschlicher Dinge wesentlich gefördert. Sogar in den Bildern religiösen Inhalts tritt der transcendentale Zug, der die Seele mit geheimnißvoller Kraft ergreift und himmelwärts trägt, zurück hinter den Darstellungen der Handlung, der geschichtlichen Vorgänge, der menschlichen Schicksale.

Lucas von Leyden 1494—1533. Schon Lucas von Leyden, dessen Leben noch vor die Zeit der religiösen und politischen Kämpfe fällt, gleich geschickt als Kupferstecher, Holzschneider und Maler, hat in seinem jüngsten Gericht und andern Werken eine genreartige Behandlung religiöser Gegenstände mit individueller Auffassung hervortreten lassen; und selbst der größte holländische Maler dieser Glanzperiode, Paul Rembrandt van Ryn, dessen kühne Phantasie sich am meisten über den engbegrenzten Horizont der Portrait- und Naturmalerei erhob, hat in seinen meist im Dämmerlicht des Helldunkels dargestellten Bildern, neben der düstern trotzigen Gemüthsstimmung und einer poetisch-leidenschaftlichen Erregtheit der Seele und der Phantasie, doch einer getreuen, innigen Auffassung der Natur- und Menschenwelt Ausdruck gegeben. Frei von den Traditionen und Heiligenlegenden der katholischen Kirche, hat er seine Stoffe am liebsten aus dem alten Testamente gewählt, das dem Puritanismus jener Zeit überhaupt näher stand, und dabei den handelnden Personen in den Charakteren, in den Trachten, in Haltung und Physiognomie ein orientalisches Gepräge verliehen; und auch in neutestamentlichen Gegenständen verleugnet er nicht den realistisch-historischen, den menschlichen Standpunkt. Der Vorgang selbst, die dargestellte Scene geht ihm über die innere allegorische Bedeutung; sein Christus, wenn auch nicht ohne Würde und Erhabenheit, erscheint als der jüdische Weise von Nazareth. So wenig Rembrandts scharf ausgeprägte Künstlernatur, die sich oft mit kühnem Trotz über die herkömmlichen Formen der Schönheit hinwegsetzt, den geheimnißvollen Reizen des Helldunkels sich hingibt und in die Regionen des Phantastischen anstreift, im Allgemeinen das Gepräge und die Richtung des holländischen Volkstypus verräth, so lag doch auch der größte Meister unter dem mächtigen Einfluß und Bann der realistischen Weltanschauung.

(Margin: Rembrandt 1606—1674.)

Genremalerei. Ihren vollen Ausdruck aber fand diese realistische Weltanschauung in der Genremalerei. „Wenn es einerseits ein nüchtern verständiger Sinn war, der die Schilderung der Zustände des gewöhnlichen Lebens begünstigte", sagt Lübke, „so ist andrerseits das gemüthliche Behagen, welches die germanischen Völker an der Ausbildung der häuslichen Existenz haben, doch wiederum ein poetisch fesselnder Zug, der in diesen Darstellungen trotz ihres Naturalismus ein idealisirendes künstlerisches Element zur Geltung bringt." Wie das Leben selbst sich in verschiedenen Kreisen bewegt, je nach Stand und Beruf der Volksklassen und Gesellschaftsstufen, so gewahren wir auch in der

Genremalerei eine niedere und höhere Gattung. Am bekanntesten und in den Gallerien am meisten vertreten ist die erstere Richtung, das niedere Genre. Wer hätte nicht mit einer Anwandlung von Heiterkeit Bilder von den beiden Peter Breughel gesehen, von denen der ältere, der „Bauernbreughel" genannt, mit Behagen und derber Laune „Schilderungen des bäurischen Lebens in seiner Rohheit und unbehülflichen Plumpheit" mit lebendiger Wirkung vorführte, während sein Sohn, der „Höllenbreughel", mit keder Phantastik „allerlei Teufeleien, Spukgeschichten u. drgl. unter Anwendung einer nächtlichen Feuerbeleuchtung höchst effektvoll in Scene setzte". Wem wären nicht die Bilder von David Teniers dem jüngern bekannt, worin das Bauern- und Volksleben in allen seinen erregten Momenten, auf Markt und Straße, bei Hochzeit, Tanz und Zechgelage in meisterhafter Behandlung des Lichts und der Farbengebung und in malerischer Gruppirung dargestellt ist? Bei ihm wie bei seinem Vater gleichen Namens, bildet besonders die Versuchung des Heil. Antonius die Folie für humoristische und phantastische Darstellungen, während Adrian Brouwer und Jan Steen von Leyden ihre Volksscenen voll dramatischer Lebendigkeit am liebsten der Schenke entlehnten, und Isaak van Ostade den bäuerlichen Verkehr im Freien schilderte. Nach derselben Richtung bewegte sich auch Peter van Laar, nur daß dieser Maler, der sich lange in Italien aufgehalten hatte, das italienische Volksleben zur Darstellung brachte. Von dem Beinamen „Bamboccio", den ihm die Italiener gaben, erhielt die ganze Gattung den Namen „Bambocciaden". — Das höhere Genre, das die vornehmen Bürgerkreise mit ihrer eleganten Tracht in den glänzenden Prunkgemächern zur Erscheinung brachte, wurde besonders von Gerhard Terburg ausgebildet, mit lebhafter Phantasie und geschicktem Farben- und Lichteffekt. Nicht minder geschätzt war sein Zeitgenosse Gerhard Dow, ein Schüler Rembrandts, von dem er die Liebe zum Helldunkel annahm. „Er ist nicht so geistreich und interessant in der Schilderung wie Terburg, weiß seinen Bildern nicht jene tiefere Beziehung einer romanhaften Geschichte zu geben und geht deshalb auch weniger auf die Darstellung der höheren Stände ein. Dagegen schildert er mit gemüthlicher Wärme das bürgerliche Familienleben in seiner Traulichkeit und mit dem Zauber friedlichen Behagens." Derselben Richtung, nur mit weniger Genialität, huldigten Gabriel Metzu, Franz van Mieris und sein Sohn Wilhelm, Kaspar Netscher aus Heidelberg u. A. Auch die Portraitmalerei wurde in den Niederlanden mit Erfolg gepflegt, so insbesondere von Franz Hals und Bartholomäus van der Helst, in deren Bildnissen holländischer Patrizierfamilien mit heiteren Gesichtern und Prunkgewändern sich die frohe Lebenslust und Selbstzufriedenheit der wohlhabenden Kaufmannschaft aussprach; und in der Landschaftsmalerei, in den Thier- und Blumenstücken, im Stillleben haben die holländischen Künstler eine hohe Stufe der Vollendung erreicht.

Pet. Breughel 1510—1570. Pet. Breughel d. j. 1565—1625. Teniers 1610—1690. Brouwer 1608—1640. Steen 1636—1689. Laar 1613—74. Terburg 1608—1681. Dow 1613—1680. Mieris 1635—81. Hals 1584—1666. Helst 1613—1670.

Landschaftsmalerei.

Es war der modernen Kunst und vor Allem der des Nordens vorbehalten, die Landschaft, die bei den klassischen Meistern nur als Hintergrund und Umgebung der Historienmalerei in Anwendung kam, als selbständige Gattung auszubilden, das Naturleben selbst zum Gegenstand der Kunstleistung zu erheben und durch harmonisches Zusammenfassen der einzelnen Erscheinungen zu einem Gesammtbilde in der Seele des Beschauers einen dem Charakter der Darstellung entsprechenden Eindruck, eine sympathische Stimmung hervorzubringen. Wie in der Poesie die idyllische und beschreibende Dichtung, wenn gleich hinter der epischen und dramatischen zurückstehend, einen eigenen unmittelbaren Reiz auf das Gemüth ausübt und durch ihre stille Macht beruhigend wirkt, so die Landschaftsmalerei in der darstellenden Kunst. Diese Wirkung wird sie aber nur dann hervorbringen, wenn sie aus einer unmittelbaren Hingebung, aus einem empfänglichen Mitgefühl für das Naturleben in seiner freundlichen oder düsteren, in seiner friedlichen oder aufgeregten Erscheinung hervorquillt. Und daß ein tiefer Natur-

sinn, ein feines Beobachten der äußeren Umgebung den Niederländern von jeher innewohnte, wurde schon bemerkt. Wie die Genremalerei mit Wohlgefallen, mit freudigem Behagen und Verständniß die Menschenwelt in ihrer Wirklichkeit darstellte, dem Treiben und Thun des Volkes in seinem alltäglichen Auftreten ein Interesse abzugewinnen suchte, so strebte die holländische Landschaftsmalerei nach der treuen Auffassung und Darstellung des Naturlebens in allen seinen Aeußerungen und Erscheinungen.

Und doch wie mannichfaltig tritt auch hier wieder aus der gemeinsamen Gattung die individuelle Seelenrichtung der einzelnen Künstler hervor! Wenn Rembrandt und
Neer 1619—83. sein Schüler Artus de Neer ihre lebhaften und erregten Empfindungen in bewegten Naturscenen und in den ergreifenden Wirkungen des Helldunkels auszudrücken liebten,
Ruisdael 1635—81. so versteht der größte Landschaftmaler der holländischen Schule, Jacob Ruisdael, die Natur und einfache Scenerie seines Heimathlandes so zu beleben, zu idealisiren und poetisch zu gestalten, daß seine Bilder einen mächtigen Eindruck auf die Seele des Beschauers hervorbringen, mag er den „melancholischen Reiz der Weltabgeschiedenheit“ durch ergreifende Darstellungen einsamer Waldgegenden erzeugen, oder Züge leidenschaftlicher Erregung eines Naturlebens im Aufruhr darstellen. Ruhiger und gemüth-
Waterloo 1618—60. licher sind die Schilderungen des Waldlebens von Anton Waterloo und die idyllischen
Everdingen Landschaften Hobbema's, während Albert van Everdingen, nach Ruisdael der bedeu-
1621—75. tendste Repräsentant der niederländischen Schule, Gebirgsgegenden von wildem Charakter mit schäumenden Waldbächen und düstern tannenbedeckten Bergabhängen darzustellen liebt. Daß in einem Lande, das der See sein Dasein, seine Macht und seinen Wohlstand verdankte, auch Seestücke mit Liebe und Erfolg gemalt wurden, ist selbstverständlich; die Schiffe in Meeresstürmen von schäumenden Wogen getragen von
Bakhuizen 1631—1709. Bakhuizen und van de Velde, geben Zeugniß von der naturtreuen Auffassung und
van de Velde unmittelbaren Anschauung dieser Künstler. Daneben freute sich aber auch die vornehme
1633—1707. Welt an den Kriegsscenen, dem Jagdleben und den Reiterzügen in ihrer malerischen
Wouverman 1620—68. Mannichfaltigkeit, welche Philipp Wouverman mit so großer Gewandtheit und Naturtreue darzustellen wußte. Auch die Thierwelt durfte nicht fehlen in der Heimath des Reineke Fuchs und der landwirthschaftlichen Viehzucht. Die Hirten und Heerden von Albert Cupp, Nicolaus Berchem, Johann Heinrich Roos und seinem Sohne Philipp werden noch jetzt geschätzt, und die Kühe von Paul Potter in seinen heimischen Hirtenlandschaften sind Meisterstücke in ihrer Gattung. Die anmuthige und geschmackvolle Behandlung der Blumen hat einem dritten Breughel den Namen „Blumen- oder
J. Breughel 1569—1625. Sammetbreughel“ eingebracht. In seine Fußstapfen traten seine Schüler Seghers und de Heem. „So hat die Kunst bei den Niederländern den ganzen Kreis des Daseins durchmessen, ist nach dem Verlassen der kirchlichen Hallen eine freie Weltbürgerin, eine treue Anhängerin der Natur geworden, und indem sie nichts für zu gering und unbedeutend hielt, allem Erschaffenen mit liebevollem Sinn nachging, ward es ihr gegeben, den wahren Funken des Lebens überall zu entdecken und selbst das Vergänglichste im ewigen Glanze der Schönheit zu zeigen.“

Die spanischen Niederlande. Wie ganz anders gingen die südlichen Provinzen aus dem Kampf hervor! Während die vereinigten Staaten von Holland als selbständige Macht in die europäische Völkerfamilie eintraten und an dem Gange der Weltgeschichte mitarbeiteten, führten Flandern und Brabant, wo Jahrhunderte lang das regsamste Leben pulsirte, wo die Gewerbthätigkeit, die communale Freiheit, die Bildung und der Wohlstand ihre Sitze aufgeschlagen hatten, ein geschichtloses Dasein, als Glieder der spanischen Monarchie, abhängig von der Politik der Habsburger

Dynastie, unter der geistigen Zucht der Priester und Jesuiten. Die Universität Löwen beharrte bei ihrem mittelalterigen Charakter und ihrer kirchlich-wissenschaftlichen Ausschließlichkeit; die einheimische Sprache und Literatur trieb keine Blüthen an das Sonnenlicht; der Weltverkehr wanderte von Antwerpen nach Amsterdam. Nur Eine Seite des geistigen Lebens blieb frisch und ungebrochen — die Kunst; in ihr war alles eingeschlossen, was die belgische Nation Schönes und Edles durch eigene Productionskraft aus dem verwahrlosten Culturgarten herausförderte.

Seit den Tagen, da Hubert van Eyck und sein Bruder und Schüler Johann van Eyck, Glieder und Gründer einer berühmten Malerschule, die symbolische Kunstweise des Mittelalters mit dem reichen bunten Menschenleben ihrer Umgebung vereinigten, und durch die Technik der neuerfundenen Oelmalerei ihren Schöpfungen ein frisches, glänzendes Colorit zu geben wußten, hat es der flandrischen und brabantischen Malerkunst nicht an ausgezeichneten Meistern und Jüngern gefehlt. Das großartige Altarbild, „die Anbetung des Lammes“, welches Hubert in der Grabkapelle von St. Bavo in Gent begonnen und zum größten Theile ausgeführt, sein Bruder Johannes in gleichem Geiste und mit derselben Virtuosität der Behandlung vollendet hat, ist neben einer ähnlichen Darstellung Huberts in Madrid, eine der bedeutendsten Schöpfungen christlicher Kunst. Man weiß nicht, soll man mehr den architektonischen Aufbau des Ganzen mit dem in feierlicher Majestät thronenden Gottvater oder mehr die herrlichen Gestalten der in harmonischer Gruppirung und reicher Gewandung um das allegorische Lamm und den Lebensbrunnen aufgeführten himmlischen Wesen der Heiligen Schrift und der kirchlichen Vorstellungskreise bewundern. Das Eyckische Bruderpaar, insbesondere der, weniger durch großartige Conception als durch feine Ausführung des Einzelnen und getreue Nachbildung der Wirklichkeiten hervorragende jüngere Bruder Johannes, haben sowohl in den größeren religiösen Bildern als im Portrait und der Miniaturmalerei der ganzen niederländischen Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts das Gepräge aufgedrückt. Aus ihrer Schule gingen zahlreiche Jünger hervor, welche in der Mannichfaltigkeit der Gestaltung und der Genauigkeit und Ausführlichkeit der Darstellung alle die reiche Erfahrungswelt beurkunden, die ihnen das bewegte Leben und Treiben ihrer Heimath, das bunte Völkergemisch der großen Handelsstädte gewährte. Wie in der Wirklichkeit die Niederländer der alten Zeit weniger durch religiöse Andacht und Vertiefung sich hervorthaten, sondern Kirchliches und Weltliches zu vereinigen und zur Befriedigung und Bereicherung ihres inneren und äußeren Lebens harmonisch auszubilden wußten, so tritt auch in der Kunst bei den religiösen Darstellungen ein realistischer, mehr auf das Aeußerliche und Menschliche gerichteter Grundzug hervor. Wie sehr man auch mit Recht den berühmten Reisealtar Karls V. von Rogier van der Weyde, einem Schüler Johanns van Eyck, bewundert hat; wie sehr man noch jetzt den Reliquienkasten mit den trefflichen Miniaturbildern aus der Märtyrersage der Heiligen Ursula im Johannes-Hospital zu Brügge von dem in allen Ländern hochgefeierten Hans Memling (Hemling) in Verehrung hält, in diesen und allen andern Werken ihrer Zeitgenossen und Mitstrebenden ist es nicht die Gluth religiöser Andacht, nicht das tiefe Seelenleben, was zur Begeisterung fortreißt, sondern die Fülle des äußeren Lebens in figurenreichen Scenen, die gefällige Anordnung und Gruppirung, die correcte Durchführung des Details. Die niederländische Malerei war das Abbild des nationalen Charakters, der Ausdruck des Volkslebens in der Gesammtheit seiner Erscheinungen und Kundgebungen. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wurde dieser Realismus

Belgische Malerei. Hubert van Eyck † 1426. Johannes van Eyck † c. 1441.

Rogier von der Weyde c. 1400—64.

Memling c. 1462—99.

wenn nicht verdrängt, doch ermäßigt durch die Einwirkung des italienischen Idealismus,
Quintin Messys † 1529. so bei Quintin Messys aus Antwerpen, den die Künstlermythe aus der Schmiedewerkstätte zur Malerei übergehen läßt, in seinem Hauptbilde, einer Kreuzabnahme; so bei
Mabuse † 1532. Johann Mabuse, der italienische und heimische Elemente nicht gerade mit Glück vereinigte;
Schoreel 1495—1562. so bei dessen Schüler Jan van Schoreel. In diese Zeit des Uebergangs und der Neubildung fielen die politischen und religiösen Kämpfe des Abfalls und führten auch in der Malerei eine Spaltung herbei. Während im Norden die realistische Richtung in ihrer ganzen Folgerichtigkeit durchgeführt ward, die holländische Kunst, wie wir gesehen, „den alten Bann der Ueberlieferung sprengte und den Blick auf die unermeßliche Mannichfaltigkeit des wirklichen Lebens bis herab zu seinen unscheinbaren alltäglichen Vorgängen, auf die ewige Schönheit der landschaftlichen Natur, auf die charakteristische Bedeutung der Thierwelt und selbst jener leblosen Dinge hinlenkte, die nur durch den waltenden Geist des Menschen eine besondere ausdrucksvolle Physiognomie erhalten", wandte sich in dem katholischen Süden die Kunst wieder mehr auf die religiöse Seite und suchte aus der unerschöpflichen Quelle der kirchlichen Stoffe neue Anregungen zu gewinnen, wenn sie sich auch nicht frei hält von dem Naturalismus, der überhaupt das charakteristische Kennzeichen der gesammten Malerei des siebenzehnten Jahrhunderts bildet.

Rubens 1577—1640. Der größte Meister der belgischen Kunst ist Peter Paul Rubens, ein Maler, der die inwohnende Kraft und Energie seiner männlichen Seele auch in seinen Schöpfungen ausdrückte, welche Bewegung, Leben und Thatendrang athmen und dabei durch kühne Gestaltung, durch dramatische Handlung und durch Schönheit des Colorits die Seele des Beschauers hinreißen. Während eines längern Aufenthalts in Italien hat sich Rubens besonders an den Meisterwerken der venetianischen Schule, eines Tizian und Paul Veronese herangebildet, und diese farben- und gestaltenreiche Kunstrichtung mit den niederländischen Traditionen zu einem lebensvollen harmonischen Ganzen vereinigt. Mit diesen Italienern hatte er auch die Fruchtbarkeit des Geistes, die schaffende Thätigkeit der Hand und die Productivität der künstlerischen Phantasie gemein. Nicht nur die Kathedrale zu Antwerpen und andere Kirchen seiner Heimath sind mit Rubens'schen Bildern geschmückt, alle großen Gallerien Europa's enthalten Darstellungen religiösen, mythologischen, allegorischen Inhalts oder auch Genrebilder, von dem unerschöpflichen Meister unmittelbar gemalt oder mit Beihülfe von Schülern aus seiner Werkstätte hervorgegangen. Keine Gattung der Malerei wurde von Rubens vernachlässigt, auch als Architekt war er thätig; dabei lebte er in der vornehmen Welt, in der Umgebung von Fürsten und wurde sogar zu Staatsgeschäften und diplomatischen Missionen verwendet.

van Dyck 1599—1641. Der bedeutendste Schüler von Rubens, und wie dieser selbst nach den Venetianischen Meistern sich weiter ausbildend, war Anton van Dyck, eine weichere, empfindsamere Natur und mehr zum Elegischen und Traurigen als zum stürmischen Thatendrang des Meisters hinneigend. Seinen größten Ruhm erlangte van Dyck als Porträtmaler. Nichts kommt an edler Auffassung, an schöner Durchbildung den Bildnissen gleich, welche dieser Künstler aus den Hof- und Aristokratenkreisen Englands, Italiens und anderer Länder angefertigt, und über welche er den poetischen Hauch psychologischer Feinheit ausgegossen hat. Auch der kräftige Genremaler Jacob Jordaens ging aus Rubens' Schule hervor.

Schluß. So hat denn auch die belgische Erde im Felde der Kunst und der schaffenden Phantasie noch manche edle Geistesblüthe hervorgebracht, und während andere Güter des nationalen und geschichtlichen Lebens verschwanden und

abstarben, wenigstens im Reiche der schönen Formen und idealen Gebilde den heiligen Schatz zu wahren gewußt.

C. Deutschland und die Nachbarstaaten im Norden und Osten.

I. Reich und Reichslande unter Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II.

Literatur. Die bibliographischen Notizen über den dreißigjährigen Krieg und was damit in Beziehung steht, werden wir bei Abschnitt II geben. Für den Zeitraum, dem die folgenden Blätter gewidmet sind, findet man die Nachweisungen und Ausführungen in nachstehenden Schriften: Bucholtz, Gesch. der Regierung Ferdinands I. Wien 1831—38. 9 Bde. (schon X, 88 angeführt). M. Koch, Quellen zur Gesch. Kaiser Max. II. Leipzig 1857—61. 2 Bde. L. v. Ranke, Zur deutschen Geschichte. Vom Religionsfrieden bis zum dreißigj. Krieg. Leipz. 1869 (Neuer Abdr. aus Hist. polit. Zeitschr. Bd. 1. 1832). J. Reitzes, Zur Gesch. der relig. Wandlung Max. II. Leipz. 1870. W. Maurenbrecher, Kaiser Max. II. und die deutsche Reformat. in Sybels hist. Zeitschr. Bd. VII (1862) und XVI (1874) und von Reimann, die rel. Entwickelung Max. II. (XV). Ferner die schon erwähnten Werke von K. Ad. Menzel (Bd. 3), von Raumer (Bd. 3), von Droysen, preuß. Politik (Bd. 3). — Ueber die kirchlichen und theologischen Bewegungen: Außer dem erwähnten größeren Werke von Planck, Entstehung des prot. Lehrbegr. (X, 89) und der theolog. Real-Encyclop. von Herzog, unter den betreff. Namen: Anton, Gesch. der Concordienf. Leipz. 1779. 2 Bde. Raupach, evang. Oesterreich. Hamb. 1732 ff. 3 Bde. Waldau, Gesch. der Prot. in Oesterr. Anspach 1783. 2 Bde. F. Brandes, der Kanzler Crell, ein Opfer des Orthodoxismus. Leipz. 1873. Kluckhohn, Briefwechsel d. Kurf. Friedrich III. des Frommen von der Pfalz, 1867. — Ueber die „Grumbach'schen Händel" ist zu den älteren Schriften von Gruner (Beiträge zur Gesch. Joh. Friedr. d. Mittleren. Koburg 1785), Schulze (Elisabeth, Herzogin zu Sachsen. Gotha 1832) und Voigt (Gr. u. seine Händel, Histor. Taschenbuch, Jahrg. 1846. 47), in neuerer Zeit noch das vierbändige Werk von Fr. Ortloff gekommen (Gesch. der Gr. Händel. Jena 1868—1870). — Bei dem Abschnitt: Ueber Cultur- und Geistesleben konnten benutzt werden: 1. Ueber Johann Fischart, außer den mehrgenannten Literaturgeschichten von Gervinus, Kurz u. A. Vilmar s. v. Fischart in Ersch u. Grubers Encyclop. 1. Sect. Bd. 51, und von demselben: „Zur Literatur Joh. Fischarts. Kleine Beiträge". Frankf. 1862. 2. Aufl. Die Schriften F. gesammelt von H. Kurz („Deutsche Bibliothek". Leipz. 1866) und von J. Scheible „das Kloster" (Bd. 8 und 10. Stuttgart 1847 f.). 2. Ueber Kepler und Galilei die von Frisch unternommene Gesammtausgabe von K. Werken. Frankf. 1858 ff. Breitschwert, Keplers Leben und Wirken. Stuttg. 1831. Brewster, lives of Galilei, Tycho de Brahe and Kepler. Lond. 1841., R. Caspar, Galileo Galilei. Stuttg. 1854. Bosen, Gal. u. die röm. Verurtheilung d. Kopern. Systems. Frankf. 1865. 3. In dem Abriß der deutschen Kunstgeschichte, außer den allgemeinen kunstgeschichtlichen Werken von Kugler u. Lübke: E. Förster, Gesch. der deutschen Kunst. Leipz. 1860. 5 Bde. Waagen, Handbuch der deutschen u. niederländ. Malerschulen. Stuttg. 1862. 2 Thle. Die monographischen Werke 1) über Alb. Dürer von Heller (Leipz. 1831. 2 Bde.) und v. Eye (Nördlingen 1860); von Stark (in Arndt Germania I. 1851). Thausing (in Eitelbergers Quellenschriften für Kunstgesch. Wien 1872). 2) Ueber Holbein: Alfr. Woltmann: Holbein

u. seine Zeit. 2. Aufl. Leipz. 1874. 3) Ueber L. Cranach: Chr. Schuchardt: Lucas Cranach des älteren Leben und Werke. Leipz. 1851.

1. Die öffentlichen Zustände nach dem Augsburger Religionsfrieden.

a. Stellung der Confessionen unter Kaiser Ferdinand I.

Die kirchlichen Gegensätze nach dem Augsb. Religionsfrieden.

„Im Leben eines jeden Volkes, jedes Menschen, ja jeder Pflanze, macht sich ein gewisses periodisches Anschwellen und Zurücksinken der Lebenskräfte bemerklich. Dieser große historische Pulsschlag zeigt sich bei keinem andern Volke so deutlich, so abgemessen, so regelmäßig, wie in der Geschichte Deutschlands." Mehr als einmal in seinem geschichtlichen Lebensgange sehen wir auf eine Periode energischer Kraftanstrengung und schöpferischer Productivität eine Zeit der Erschlaffung und Ermüdung, auf eine nationale Erhebung und einen mächtigen Aufschwung ein Versinken und Aufgehen in kleinliche Streithändel, eine Entzweiung über Gegenstände von untergeordneter Bedeutung folgen, während dessen die so mühsam errungenen Früchte verloren gehen. Was in jener Periode der Erhebung durch einen genialen Impuls geschaffen ward, wird dann wieder durch kleinliche Mittel, durch List und Trugkünste vernichtet oder verkümmert. Eine solche Wandlung führt uns auch die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts in seiner zweiten Hälfte vor die Seele. — Der Augsburger Religionsfrieden vermochte nicht den religiösen Hader in Deutschland dauernd und endgültig beizulegen. Zu viele Fragen von eingreifender Bedeutung waren nicht erledigt und ausgeglichen, sondern nur zurückgestellt und vertagt als Keim künftiger Verwicklungen. Der Grundsatz, daß kein Stand des Reichs wegen der Religion bedrängt werden solle, war wohl allerseits anerkannt, aber wie viel fehlte damit noch zu einer vollständigen und aufrichtigen Toleranz. Dies Reichsgesetz gewährleistete doch nur dem Landesherrn die Freiheit des religiösen Bekenntnisses. Für Unterthanen, welche einer andern Confession folgen wollten, als ihre Obrigkeit, bot der Religionsfriede keinen Schutz; freier Abzug war das einzige Hülfsmittel gegen die landesherrliche Gewalt. Die sogenannte Ferdinandeische Declaration, welche auch den evangelischen Unterthanen katholischer Stände freie Religionsübung verhieß, war ein Zugeständniß an die Protestanten, das nicht in den Religionsfrieden aufgenommen und von den Katholiken stets bestritten wurde (X, 817 ff.). Noch folgenreicher und unmittelbarer von praktischer Bedeutung wurde der Streit wegen der geistlichen Stiftungen. Die evangelischen Reichsstände hatten lange Jahre hindurch die unter ihrer Landeshoheit gelegenen Stifter und Klöster eingezogen und zu kirchlichen oder weltlichen Zwecken verwandt. Der Religionsfriede hatte solche Säcularisationen, die vor dem Passauer Vertrag stattgefunden, gutgeheißen, hinsichtlich späterer Einziehungen aber eine Bestimmung getroffen, die in ihrer widerspruchsvollen unklaren Fassung zu schweren Zerwürfnissen führte. Es kam nämlich vielfach vor, daß geistliche Stiftungen in einem evangelischen Lande lagen, aber einem andern Reichsstande zugehörten. Nur die Unantastbarkeit solcher Stif-

tungen glaubten die Evangelischen durch den Religionsfrieden festgesetzt, während sie die übrigen, einem andern Reichsstand nicht zugehörigen geistlichen Besitzungen ihrer vollen landesherrlichen Hoheit für unterworfen hielten und auch nach dem Religionsfrieden mit ihren Säcularisationen fortfuhren. Die nordischen Bisthümer, die in protestantische Hände gelangt waren, und die süddeutschen Reichsstände, Pfalz, Baden u. a. waren zur Zeit des Religionsfriedens noch mit katholischen Stiftern erfüllt, die dann allmählich durch freiwilligen oder gezwungenen Uebertritt der Insassen, durch Kauf oder Einziehung in die Hände des Landesherrn kamen, ein Vorgang, der von den Katholischen als Friedensbruch aufgefaßt und mit bitteren Unwillen ertragen wurde. Jede Einziehung einer geistlichen Stiftung nach dem Jahre 1552 war nach katholischer Anschauung eine Verletzung des Religionsfriedens. Und wenn man auch über die Einziehung landsässiger Stifter hätte hinwegsehen wollen, so erhob sich weiter die Frage nach dem Verhältniß der geistlichen Reichsstände zu den Bekennern der Augsburger Confession. Wenn die Katholischen geltend machten, daß ein Protestant doch nicht wohl eine katholische geistliche Würde bekleiden könne, so wurde auf der andern Seite hervorgehoben, daß bei den geistlichen Fürstenthümern in Deutschland die hierarchische Würde Nebensache, die weltliche Landeshoheit das Wesentliche sei, und daß ein so wichtiger Bestandtheil der Reichsverfassung billigerweise nicht allein in die Hände der Katholischen gegeben werden dürfe. Auf der einen Seite stand die Forderung unbedingter Freistellung bischöflicher und domherrlicher Würden und Einkünfte, auf der andern der Anspruch, daß diese geistlichen Würden sammt ihren weltlichen Rechten und Vortheilen ein unveräußerliches Gut der katholischen Kirche seien. Eine Vereinigung hierüber war im Religionsfrieden nicht zu erzielen. Aus kaiserlicher Vollmacht wurde der „geistliche Vorbehalt“ festgesetzt, wonach ein geistlicher Reichsstand sein Amt und Einkommen verlieren solle, wenn er vom alten Glauben abfalle. Lediglich kraft eines kaiserlichen Machtspruchs, mit dem ausdrücklichen Zusatz, die Stände von beiderlei Glauben seien hierüber nicht zu vereinigen gewesen, wurde der geistliche Vorbehalt, wie die Ferdinandeische Declaration aufgestellt, ein trauriges Zugeständniß, daß in den wichtigsten Fragen eine aufrichtige Vergleichung der beiden Religionstheile für jetzt noch nicht möglich sei. — Die nächsten Jahre nach dem Religionsfrieden vermied man es, diese Frage, die sich so leicht verschärfen konnte, zu berühren. Trotz des „geistlichen Vorbehalts“ waren im ganzen nördlichen Deutschland die geistlichen Fürstenthümer von Männern besetzt, die sich offen zum evangelischen Glauben bekannten, theilweise auch durch Verheirathung ihren Abfall von der alten Religion kundgegeben hatten, dabei aber ihre Reichsstandschaft behaupteten und auch ohne Widerspruch ausübten. So war es in Magdeburg unter den brandenburgischen „Administratoren“, so in Bremen, Verden, Minden, Osnabrück, Halberstadt u. a. O. Die Hochstifter waren von den Vorfahren vornehmlich zur Unterhaltung der

hohen Geschlechter gegründet worden; sollten nun ihre Nachkommen davon ausgeschlossen sein, weil sie in einigen kirchlichen Satzungen zu schriftgemäßen Reformen sich bekannten? Die Kaiser erkannten die Landeshoheit und Reichsstandschaft evangelischer Bischöfe oder Administratoren unbedenklich an; durch den Religionsfrieden, glaubte man, sei es nur verboten, daß ein schon eingesetzter Prälat von der katholischen Kirche abfalle, keineswegs aber, daß ein evangelisches Kapitel sich einen evangelischen Bischof wähle. Die Päpste selbst bestätigten in vielen Fällen offenkundige Protestanten als Bischöfe. War die Bestätigung in Rom, deren man noch nicht glaubte entbehren zu können, nicht zu erlangen, so half ein kaiserliches Indult über diese Schwierigkeit hinweg. „Unter dem Vorwand, man habe das Geld, das für die römischen Gebühren erfordert werde, nicht sogleich zur Hand, bat man um die vorläufige Verleihung der Regalien auf ein paar Jahre. Indessen leisteten die Unterthanen den Eid; man setzte sich fest, man suchte die Bestätigung in Rom. Erlangte man sie auch nicht, so blieb man im Amte und wußte sich eine Prorogation des Indultes zu verschaffen. Auf diese Weise verletzte man das Gesetz nicht, aber man umging es." Allein solche Zustände waren wohl vorübergehend erträglich, die Gewähr eines dauernden Friedens aber trugen sie keineswegs in sich. Bei der ungemein wichtigen Stellung, welche die geistlichen Wahlfürstenthümer in der Reichsverfassung einnahmen, ist es nicht zu verwundern, daß diese Frage eine lange Zeit hindurch, vom Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Krieg, das gesammte öffentliche Interesse in Anspruch nahm und bald sich zu dem hervorragendsten Streitpunkt zwischen den beiden Parteien verschärfte. Wie die Katholiken den kirchlichen Charakter der geistlichen Fürstenthümer betonten, so im Gegentheil die Evangelischen den politischen. War es möglich, die Reichsstandschaft, welche die Wahlfürstenthümer gewährten, von dem Bekenntniß unabhängig zu machen? Das war die Frage, welche lange Jahrzehnte hindurch den hervorragendsten Inhalt der Reichspolitik bildete.

Confessionelle Friedenspolitik am Kaiserhof.

Wenn trotz dieser Gegensätze und streitigen Prinzipienfragen zwei Jahrzehnte hindurch der öffentliche Friede nur wenig gestört ward, wenn die unter dünner Decke verborgene Flamme der Zwietracht nur in einzelnen Fällen hervorschlug, ohne einen allgemeinen Kriegsbrand zu erzeugen, so hatte dies seinen Grund theils in dem Bedürfniß nach Ruhe und Sammlung, theils in dem Charakter der fürstlichen Männer, welche während der Zeit die Kaiserkrone trugen. Es ist uns bekannt, wie schroff sich Papst Paul IV. dem Habsburgischen Hause entgegenstellte. Er wollte weder den Religionsfrieden anerkennen, noch die Uebertragung der Reichskrone ohne seine Mitwirkung und Zustimmung gelten lassen (X, 824); dem Botschafter Ferdinands wurde der Einzug in die päpstliche Stadt untersagt. Man fürchtete in Rom, wenn das Kurfürstencollegium, in welchem drei Glieder, Sachsen, Pfalz, Brandenburg der neuen Kirche angehörten, auf eigene Hand das Reichsoberhaupt wähle und einsetze, so

könnte in Zukunft auch wohl einmal ein protestantischer Fürst die römische Kaiserkrone erlangen. Insbesondere war man wegen der Gesinnung des bereits zum König von Böhmen gewählten und gekrönten Erzherzogs Maximilian in Unruhe; man wußte, daß er der evangelischen Lehre geneigt sei, zu der sich sein Lehrer Wolfgang Severus (Schiefer) insgeheim bekannte, und daß er eifrig in den Schriften Luthers und anderer Reformatoren forsche; es war bekannt, daß er mit Herzog Christoph von Würtemberg einen vertrauten Freundschaftsbund geknüpft, daß er mit Kurfürst August von Sachsen in lebhaftem Verkehr stehe und mit Melanchthon Briefe wechsle, daß er einen verheiratheten Hofprediger angestellt habe, daß er Messe und Prozessionen mied. Der Papst verglich den König Ferdinand mit dem Hohenpriester Eli, der seine Söhne nicht in Zucht gehalten. Dieses abweisende Benehmen der Curie gegenüber einem Monarchen, über dessen katholische Rechtgläubigkeit kein Zweifel obwalten konnte, kam der evangelischen Sache in Deutschland zu statten: Ferdinand wurde dadurch bewogen, sich um den römischen Stuhl wenig zu bekümmern und seine eigenen Wege zu gehen. Die merkwürdige Denkschrift des Kanzlers Seld, worin die kirchliche und politische Regierungsweise des Papstes einer scharfen Kritik unterworfen ward, konnte als Zeugniß gelten, daß der Wiener Hof von nun an eine mehr selbständige Politik zu verfolgen und mit den Reichsständen auf Grund des Augsburger Religionsfriedens die öffentlichen Angelegenheiten der deutschen Nation zu verwalten gedenke.

Kaiser Ferdinand I. 1556–1564.

Wir haben den König Ferdinand in den früheren Blättern zur Genüge kennen gelernt. In Spanien geboren und erzogen, der Liebling seines Großvaters, des staatsklugen katholischen Monarchen, dessen Namen er führte, hat er sich langsam und ohne innere Neigung in die deutsche Art und Sitte gefunden. Auch als Reichsfürst stand er im Dienste und unter dem Einfluß der Politik seines kaiserlichen Bruders, den er hoch verehrte, dessen Willen ihm als Gesetz galt. Allmählich erwachte jedoch in ihm das Bewußtsein seiner eigenen selbständigen Stellung: zu den deutschen Ostländern kamen die Königreiche Böhmen, Schlesien und Ungarn; damit war der jüngeren Linie der Habsburger Dynastie ein eigenes Herrscherziel, ein weiteres Arbeitsfeld gesteckt. Ihr Interesse wies sie an Deutschland, dessen Hülfe sie zur Bekämpfung der Türken nicht entbehren konnte. Der vermittelnden und versöhnenden Thätigkeit des Bruders hatte Kaiser Karl manche Erfolge auf den deutschen Reichstagen zu verdanken. Noch näher wurde der österreichische Habsburger zu den deutschen Landesfürsten hingezogen, als nach der Mühlberger Schlacht der Plan hervortrat, das bestehende Verhältniß dauernd zu machen, der spanischen Linie die Kaiserwürde für alle Zukunft zuzuwenden und dadurch die jüngere Linie in einer untergeordneten Stellung zu erhalten. Von der Zeit an trat eine Spaltung in der Herrscherfamilie ein: Ferdinand stellte das politische und dynastische Interesse höher als das religiöse; wir wissen in wie nahen Beziehungen er mit Moriz von Sachsen

stand; dasselbe Einvernehmen dauerte auch unter Kurfürst August fort. So geschieden waren schon bei Karls V. Tod die beiden Habsburgischen Reiche, daß auf dem Friedenscongreß zu Chateau-Cambresis kein kaiserlicher Bevollmächtigter zugegen war. Selbst in den Lebensgewohnheiten und Hofsitten trat die Verschiedenartigkeit zwischen den Gründern der beiden Habsburger Linien zu Tage. Während Karl V., obwohl von Geburt ein Niederländer, den Ernst, die gravitätische Zurückhaltung, die düstere Weltanschauung des Spaniers sich angeeignet hatte, ging der in Spanien geborne Ferdinand mehr und mehr auf deutsches Wesen, auf deutsche Lebensweise ein. Er liebte heitere Geselligkeit, Musik und Unterhaltung; er hielt täglich große Tafel und übertrug gerne die Last der Geschäfte seinen Räthen und Dienern. „Ferdinand war heftig und rasch", heißt es bei Ranke, „jedoch voll Gutmüthigkeit und jener Offenheit, welche die Herzen gewinnt. Er sprach viel, mit Jedermann, von jedem Gegenstand. Er war freigebig und liebte die Pracht. Wie das Volk es gern hat, war er gnädig in Strafen, nachgiebig im Gespräch, überaus leutselig und hausväterlich anspruchslos im Umgang." An seinem Hofe hielt er auf gute Sitten und unbescholtenen Wandel. Mühsam hatte er den Frieden zu Stande gebracht, ihn zu bewahren war sein eifrigstes Bemühen. Wie sehr er immer, den Traditionen der Familie getreu, an der römisch-katholischen Kirchenlehre festhielt, so verfolgte er doch keineswegs den Plan des Bruders, die christliche Welt unter die Autorität des Pontificats und der Hierarchie zurückzuführen. Zeigten ihm ja die deutschen Fürsten evangelischer Confession mehr Zuneigung und Entgegenkommen als der päpstliche Stuhl! Unter seinen Räthen und Hofleuten bewegten sich Alt- und Neugläubige friedlich neben einander. Seinen österreichischen Unterthanen legte er keine Schwierigkeiten in den Weg, wenn sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nehmen, einen verheiratheten Geistlichen als Prediger und Seelsorger berufen, manche Gebräuche ändern oder abstellen wollten. Die Idee der kirchlichen Einheit unter päpstlichem Oberregiment lag ihm ferne; und wenn er nicht zu dem Grundsatz völliger Freigebung der religiösen Ansichten sich zu erheben vermochte, so war er doch duldsam gegen die Meinungen und Formen, die sich innerhalb der Grenzen des Religionsfriedens und der Augsburger Confession bewegten. Diese Geistesrichtung theilte auch der Reichs-Vicekanzler Seld, der so lange Jahre Karls einflußreicher Minister gewesen und bei Ferdinand gleiches Vertrauen genoß.

Reformatorische Neigungen in Deutschland. So konnte es geschehen, daß in den österreichischen Erbstaaten unter Adel und Volk die reformatorische Glaubensrichtung weiten Eingang fand, daß sich Gemeinden auf Grund der Augsburger Bekenntnißschrift bildeten, daß in vielen Kirchen katholische und evangelische Elemente gemischt zur Anwendung kamen, daß Toleranz und Weitherzigkeit in Glaubenssachen mehr und mehr Boden gewannen. Viele Adelige schickten ihre Söhne auf die Universität Wittenberg, und diese versahen dann nach ihrer Rückkehr Predigerdienste auf den Schlössern.

Aehnliche Erscheinungen traten im Erzstift Salzburg und im Herzogthum Bayern hervor. In dem geistlichen Gebiete schlug das Evangelium so tiefe Wurzeln, daß, als in der Folge ein strengeres Regiment aufkam, viele Gemeinden zwei Jahrhunderte lang sich der geistlichen Verfolgung und Bedrückung zu entziehen wußten. In Bayern gestattete Herzog Albrecht, Ferdinands Schwiegersohn, den Gebrauch des Laienkelchs und die Aufhebung des Fastengebots; in Neuburg sah man ihn mit seinem ganzen Hof den Predigten des lutherischen Pastors Sebastian Pfausers, der lange im Hause Maximilians gelebt hatte, anwohnen; unter dem Adel bekannten sich die meisten offen oder geheim zu den reformatorischen Doctrinen. Auch in andern katholischen Ländern strebte man nach einer praktischen Ausgleichung und Toleranz, nach einer religiösen Lebensgemeinschaft auf vereinfachter Grundlage. Anstößige Dogmen oder Sitten, wie die Lehre vom Fegefeuer, wie Wallfahrten und Prozessionen, verschwanden aus dem Gebrauch; die Verheirathung der Geistlichen war so allgemein, daß Niemand mehr Anstoß daran nahm; gegen das Klosterleben zeigte sich eine sichtliche Abneigung; das Papstthum war ohne Ansehen. Man möge in Rom bedenken, sagt Seld in der angeführten Denkschrift, daß die Sachen jetzt eine andere Gestalt angenommen haben: „denn während man vormals Alles was von Rom gekommen, für göttlich und heilig gehalten, sei jetzund das römische Wesen der ganzen Welt dermaßen bekannt, daß schier männiglich, er sei wer er wolle, der alten oder der neuen Religion davor Abscheu habe, und während man vormals den päpstlichen Bann mehr als den Tod gefürchtet, da lache man jetzt desselben". Ein italienischer Bericht versichert, daß von der deutschen Bevölkerung nur der zehnte Theil gläubige Katholiken seien, daß die katholische Kirche mit der Zeit werde unterliegen müssen.

Auch die außerdeutschen Königreiche, über welche Ferdinand das Regiment führte oder als erbberechtigter Herr ansprach, erfreuten sich dieser vom Zeitgeiste geforderten und gehegten Toleranz. In Ungarn hatte die blutige Entscheidung bei Mohacz die Stützen und Vorfechter der alten Kirche dahingerafft und für die Verbreitung des Evangeliums Raum geschaffen. Bei der Auflösung aller staatlichen Ordnung konnten die strengen Ketzergesetze, durch welche die Hierarchie den reformatorischen Doctrinen den Eingang in die Donauländer zu verschließen suchte, nicht durchgeführt werden. Lutherische Schriften und Lehren wurden in Ungarn verbreitet, theils durch Eingeborne, welche in Wittenberg studirten, wie Matthias Devay, theils durch die deutschen Truppen, die Habsburgs Ansprüche auf Ungarns Thron verfochten, und fanden Aufnahme bei vielen Magnaten. Es half nichts, daß die beiden hadernden Könige sich gleich feindselig gegen die religiöse Neuerung zeigten; die Adelshäupter, fast unabhängig in ihren Territorien, fragten wenig nach Gesetz und Obrigkeit. Das erste in Ungarn gedruckte Buch war eine Uebersetzung des Neuen Testaments. Ferdinand überzeugte sich bald, daß er durch strenge Maßregeln gegen die Neuerer die Zahl seiner Gegner vermehren würde, und ließ den reformatorischen Bestrebungen freien Lauf, und auch in den östlichen Landschaften, wo nach Zapolya's Tod die Osmanen die Oberherrschaft führten, „verbreitete sich ein bildloser Cultus ungehindert". Es entstanden evangelische Gemeinden mit einer der Augsburger Confession nachgebildeten Glaubens- und Gottesdienstform.

Reformation in Ungarn.

45*

Aber nicht blos Lehre und Cultus empfing Ungarn von Deutschland, sondern auch den Dogmenstreit. Schon Devay neigte sich in der Abendmahlslehre mehr auf die Seite Calvins und Melanchthons als auf die Luthers. Bald trat auch in Ungarn eine Spaltung unter den Protestanten ein. Die Deutschen hielten an dem lutherischen Bekenntniß fest, während die Magyaren sich größtentheils dem calvinischen Lehrbegriff zuwandten. Ferdinand ertheilte dem Adel und den Städten Gewissensfreiheit und kirchliche Rechte, und suchte den Papst zu bewegen, daß er den Laienkelch und die Priesterehe gestatte. Zwei evangelisch gesinnte Edelleute erhielten die höchsten Würden: Lazarus Schwendy wurde zum Kronfeldherrn, Thomas Nádasdy zum Palatin ernannt. Unter Maximilian wurden die Rechte der ungarischen Protestanten erweitert und die Glaubensfreiheit auch auf die Reformirten ausgedehnt, welche auf einer Synode zu Göns sich zu der „Helvetischen Confession" vereinigten (1570). Man hat die Regierunsperiode Ferdinands und Maximilians II. als das „goldene Zeitalter" der evangelischen Kirche Ungarns bezeichnet. „Die Zahl der Neugläubigen wuchs dergestalt, daß man annahm, nur noch drei Magnatenfamilien seien der Reformation nicht zugethan, daß selbst katholische Geistliche für sie ein Herz faßten, noch mehr der Landadel und die Städte, und daß sogar die gegnerischen Bischöfe nur mit sanften Mitteln und durch friedliche Unterhandlungen die ihrer Autorität sich Entziehenden zu gewinnen versuchten." Mit der Reformation erwachten auch die wissenschaftlichen Studien. Schulanstalten und Druckereien mehrten sich.

Reformation in Siebenbürgen. In Siebenbürgen, dem östlichen Grenzlande, wo die drei „Nationen" der Ungarn, Sachsen und Sekler sich zu einer „brüderlichen Union" vereinigt hatten, nahmen die kirchlichen Dinge einen ähnlichen Gang wie in dem Magyarenreich, nur daß die reformatorischen Ideen größere Triebkraft entwickelten. Den fruchtbarsten Boden fand das neue Religionswesen bei den Siebenbürger Sachsen, wo die von den Vorfahren begründete und überlieferte freie Verfassung und Selbstregierung in Stadt und Land, im kirchlichen und bürgerlichen Leben und die nationale Verwandtschaft mit dem deutschen Mutterlande der Reformation den Zugang erleichterten. Kaufleute von Hermannstadt brachten schon in den ersten Jahren des geistigen Kampfes Luthers Schriften von der Leipziger Messe in die Heimath. Bald predigten dort zwei Schlesier, Ambrosius und Georg, im Sinne Luthers, schwach zurückgewiesen durch das Hermannstadter Kapitel und durch das erzbischöfliche Ordinariat von Gran, unter dessen Autorität die sächsische Kirche gestellt war. Noch erfolgreicher war die reformatorische Thätigkeit Johann Honters aus Kronstadt, der durch ausgedehnte Studien und Reisen gebildet im Juli 1533 von Basel mit einem reichen Bücherschatz in sein „theures Siebenbürgen" zurückkehrte, „ein Mann von einziger Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, von großem Muth und Eifer, der berühmteste Dichter, Redner, Philosoph und Mathematiker seiner Zeit, sehr erfahren in der Zeichenkunst, namentlich auch der Holzschneidekunst Meister". Er errichtete eine Buchdruckerei und förderte die neue Religionsform durch Rede und Schrift. Sein „Reformationsbüchlein", deutsch und lateinisch bearbeitet, war ein Leitstern für evangelische Lehre und evangelisches Leben. Da in dem Siebenbürgischen Lande die bischöfliche Institution nur unvollkommen entwickelt war, mithin keine heimische Episcopalgewalt der Verbreitung der neuen Lehren energisch entgegentrat, so kam in wenigen Jahren die Reformation ohne großen Kampf in dem ganzen sächsischen Siebenbürgen zur Herrschaft. Nachdem durch die Stadträthe und Gemeindevorsteher die Messe abgeschafft und der Gottesdienst nach der Heiligen Schrift eingeführt worden, erklärte sich auf einer Synode zu Mediasch (1545) die ganze sächsische Nation für die Augsburger Confession und stellte einen Superintendenten an die Spitze des Kirchenwesens. Die Königin Isabella und ihr Sohn Johann Sigmund setzten der Neuerung

keinen Widerstand entgegen. Sie gewährten auf dem Landtag von Klausenburg (1556) vollkommene Religionsfreiheit und bestätigten drei Jahre später den Fortbezug des Zehnten und der übrigen Einkünfte, sowie die uralte geistliche Gerichtsbarkeit. Und auch Ferdinand hütete sich, durch reactionäres Eingreifen die Sympathie der sächsischen Nation zu verlieren und sie in das Heerlager der Gegner zu drängen. Er verhinderte nicht, daß das Siebenbürger Bisthum aufgehoben und die Einkünfte desselben zu andern Zwecken verwendet wurden, so daß anderthalb Jahrhunderte lang das Land jenseit der Berge ohne einen katholischen Bischofstuhl blieb. Eine Zeitlang gingen die Ungarn und Sekler in Siebenbürgen mit den Sachsen Hand in Hand. Aber allmählich gewann auch bei ihnen die Lehre Calvins das Uebergewicht. Nach vielen Streitigkeiten trennten sich auf der Synode zu Enyed die Nationen in der Weise, daß die Deutschen bei der Augsburger Confession beharrten, die magyarischen Gemeinden dagegen die zweite helvetische Bekenntnißschrift annahmen und eine eigene Superintendentur errichteten. Bald fand auch die Lehre der Socinianer oder Unitarier Eingang in Siebenbürgen und bei Adel und Volk viele Anhänger. Und auch diese in den meisten Christenländern ausgestoßene und verabscheute Lehrmeinung erhielt Duldung und Bekenntnißfreiheit. Denn in Siebenbürgen wurde der Grundsatz, der schon auf dem Landtage zu Mediasch ausgesprochen worden war, „daß der Glaube der Christen nur einer sei, wenn auch verschiedene kirchliche Gebräuche herrschten", festgehalten; auf allen Versammlungen der drei Nationen stellte man die religiöse Freiheit und Union als Prinzip auf, so daß ein Jeder sich zu der Religion bekennen dürfe, zu der sich sein Gewissen hingezogen fühle, daß keine Kirche der andern zum Schaden oder Hinderniß diene oder Unrecht zufügen dürfe, und daß in Religionssachen alle Gewalt, alle Verfolgung, aller Spott und Hohn unterbleiben solle. Neben den protestantischen Glaubens- und Cultusformen und dem römisch-katholischen Kirchenwesen hatte auch der griechische Ritus zahlreiche Bekenner unter den Walachen oder Rumänen.

10. Juni 1559.

Unionsbestrebungen und confessionelle Entzweiung in Deutschland.

Niemals waren die politischen Verhältnisse zu einem friedlichen Abkommen zwischen Katholiken und Protestanten so günstig, als zu der Zeit, da von Wien aus der Versuch eines Religionsgespräches in Worms erneuert ward (Sept. bis Dzbr. 1557). Aber bereits waren unter den Augsburger Confessionsverwandten die dogmatischen Spaltungen eingetreten, die wir bald näher kennen lernen werden. Dadurch wurde die Verständigung der beiden Religionstheile unmöglich gemacht. Mit welcher Partei sollten denn die Altkirchlichen sich vertragen, da die Weimarischen Theologen unter Flacianischem Einflusse zum voraus Bedingungen aufstellten, auf welche die Wittenberger, ohne sich einem schimpflichen Sündenbekenntniß zu unterwerfen, nimmermehr eingehen konnten? Wo waren denn die wahren Bekenner der Augsburger Confession, mit denen sie sich verständigen sollten, zu finden? Beide evangelische Theile nahmen dieses Vorrecht für sich in Anspruch; und schon hatte auch der Calvinismus in einigen Gegenden Deutschlands Fortschritte gemacht. Mit unglaublicher Verblendung übertrugen die Evangelischen den Katholiken das Richteramt in ihren häuslichen Angelegenheiten und ließen sie in ihre innere Zerfahrenheit hineinblicken. Wie freute man sich in Rom und Madrid. „Ihr Krieg ist unser Friede!" schloß ein Bericht über die Vorgänge in der Rheinstadt an Philipp II. Die meisten Fürsten erkannten die Nothwendigkeit einträchtigen Zusammenlebens. Bei Gelegenheit des erwähnten Reichstags in Frankfurt (X, 824) vereinigten sich die drei evangelischen Kurfürsten, der Herzog von Würtemberg, der Landgraf von Hessen und einige andere Reichsstände dahin, daß sie sich in Religionssachen an ein von Melanchthon auf Grund der Augsburger Confession mit Mäßigung und Vorsicht aufgestelltes Bekenntniß halten und allen Abweichungen und Streitigkeiten in ihren Ländern wehren wollten. Aber die Flacianische Partei ließ eine Confutation gegen den Frankfurter

März 1558.

Receß, „das samaritanische Interim", ausgehen und bewirkte, daß der Herzog von Weimar und seine Brüder sich fern hielten. Ein landesfürstliches Manifest verkündete die Glaubensformel, welche allein in Thüringer Landen als die echte lutherische Lehre
1559. Geltung haben sollte, alle abweichenden Ansichten, die namentlich aufgeführt waren, als ketzerisch verdammend. Die beiden oberdeutschen Fürsten, Christoph von Würtemberg und Friedrich III. von der Pfalz suchten den Herzog zu einer gemäßigteren Hal-
Jan. 1561. tung zu bewegen und verabredeten zu dem Zweck mit ihm die Fürstenconferenz zu Naumburg. Es war für den Pfalzgrafen, welcher bereits zu den Vorstellungen Calvins hinneigte, ein großes Zugeständniß, wenn er die Augsburgische Confession selbst in der ursprünglichen engeren Fassung anzunehmen erklärte, „um ein feierliches Zeugniß ihrer Einigkeit abzulegen"; dennoch weigerte Johann Friedrich, auf den Rath der ihn begleitenden Theologen, die Schrift, welche die Ergebnisse ihrer Berathung und Verständigung beurkunden sollte, zu unterzeichnen, weil der Artikel vom Abendmahl nicht scharf genug gefaßt sei und leicht zu einem „Schutz und Unterflucht oder Hinterhalt" gebraucht werden könnte. Es sollte ausdrücklich erklärt werden, daß im Sacramente des Altars der wahre Leib und das wahre Blut eben so gut von frommen und gläubigen als von gottlosen Christen empfangen werde. Trotzig und unbeugsam reiste er ohne Abschied weg.

Reich und Tridentinum. Auf diesem Congreß zu Naumburg erschienen kaiserliche Gesandte begleitet von zwei päpstlichen Botschaftern, um die deutschen Fürsten zur Beschickung des Concils aufzufordern, das der Heilige Vater nach Trient ausgeschrieben habe. Es war vorauszusehen, daß der Antrag zurückgewiesen werden würde. Die evangelischen Fürsten wollten nur dem Kaiser das Recht einräumen, eine Kirchenversammlung einzuberufen, keineswegs aber dem päpstlichen Stuhle, dessen Autorität sie nicht anerkannten. Wie sehr trafen die Legaten die wunde Stelle, als sie auf die Spaltungen und die Streitigkeiten aller von Rom abgewichenen Confessionen hindeuteten, um die Nothwendigkeit einer neuen Glaubenseinigung zu beweisen! Aber auch darin trafen sie das Richtige, daß sie bemerkten, nur in Einem Punkte seien alle Confessionsgläubigen einig, in dem Haß und Widerstand gegen die päpstliche Kirche. Wir kennen den Gang und die Bedeutung des Tridentiner Concils in seiner letzten Periode (S. 47 ff.): die evangelischen Fürsten und Stände hielten sich fern, und bewiesen in der Folge in einer eigenen Recusationsschrift, daß der Tridentiner Versammlung die Eigenschaften fehlten, die zu einem freien allgemeinen christlichen Concil erforderlich seien; das Reich wurde nie in die Lage gebracht, die Decrete zu bestätigen oder zu verwerfen, und Kaiser Ferdinand machte, wie erwähnt, einige vergebliche Vermittelungsversuche. Aber das protestantische Deutschland sollte bald genug die Folgen dieses Kirchenwerks erfahren, das um dieselbe Zeit zum Abschluß kam, als durch die Einführung des Heidelberger Katechismus in der Pfalz der Calvinismus offen sein Panier auf deutscher Erde aufpflanzte. Während von der Zeit an das katholische Kirchenwesen als geschlossene Macht auftrat, der die Jesuiten und die Zöglinge des neuen germanischen Collegiums in Rom als Pioniere und Fahnenträger voranzogen und die Wege bahnten, schied sich die nichtkatholische Welt Deutsch-

lands, von kleineren Spaltungen abgesehen, in zwei Heerlager, die einander mit tödtlicher Feindschaft und wachsender Erbitterung bekämpften.

b. Die Vorgänge in der protestantischen Kirche.

1. Theologische Entzweiungen.

Der Politik der Verträglichkeit und der Compromisse, welche Ferdinand und sein Sohn einhielten, war es zu danken, daß auf den in Augsburg vereinbarten Friedensvertrag mehrere Jahre öffentlicher Ruhe folgten, daß die Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten sich milderten und einen gemäßigteren Charakter annahmen, daß die Stände des Reichs ein nationales Zusammenleben auf Grund gegenseitiger Billigkeit zu erhalten bedacht waren. Um so leidenschaftlicher gestaltete sich der Kampf in den Kreisen der protestantischen Theologen; und da das Fürstenthum in den deutschen Landen auf die Kirchen und Lehranstalten großen Einfluß übte, so griff dieser Kampf auch wieder in das politische Gebiet über. Wir wissen, auf welche Opposition einst das Interim gestoßen und welchen Haß sich Melanchthon durch seine Nachgiebigkeit zugezogen. Die strenglutherische Partei, welche lieber in das Magdeburger Exil wandern als unter Melanchthons Fahne sich zu gewissen Gebräuchen und Lehren, die man für „Adiaphora" erklärte, bekennen wollte (X, 768 f.), beharrte in Feindschaft gegen die Wittenberger Universität und ihren theologischen Führer, der um des Friedens und der Eintracht willen das lutherische Lehrsystem abgeschwächt zu haben beschuldigt ward. Insbesondere machten ihm die Gegner zum Vorwurf, daß er in einer Ueberarbeitung der Augsburger Confession die Lehre vom Abendmahl leise umgebildet habe, um sie der calvinischen Auffassung näher zu bringen. Diese verbitterte Stimmung hatte ihren Heerd und Mittelpunkt in der neuen Universität Jena, zu welcher Johann Friedrich in den schweren Tagen seiner Gefangenschaft bei einer Zusammenkunft mit seinen Söhnen den Grund gelegt. Zehn Jahre später, nachdem der Kaiser der neuen Anstalt seine Bestätigung ertheilt und sie mit allen Rechten und Freiheiten ausgestattet, war sie feierlich eröffnet worden, als „Burg des echten Lutherthums", im Gegensatz zu Wittenberg, wo die latitudinarischen Ansichten der „Philippisten" herrschend waren. Die übelwollende feindselige Gesinnung der Ernestiner gegen die jüngere zur Kurwürde gelangte Albertinische Linie wirkte auf die beiden Hochschulen zurück. Die Jenaer Theologen, an ihrer Spitze Matthias Flacius, „der Illyrier", ein starrsinniger mit deutschem Wesen wenig vertrauter Gelehrter (X, 769), beschuldigten Melanchthon und seine Gesinnungsgenossen des Verraths an der Kirche, weil sie den Feinden des Evangeliums zu viel nachgegeben hätten. Auch als nach Beseitigung des Interims der adiaphoristische Streit seine praktische Bedeutung verloren hatte, dauerte der Gegensatz zwischen Jena, wohin die Wortführer der strenglutherischen Partei berufen wurden, und dem Melanchthonischen Wittenberg, wo man in Wissenschaft und Leben einer freieren weitherzigeren mehr die sittliche Seite des Christenthums ins Auge fassenden Richtung huldigte, ungeschwächt fort, nur daß er sich hauptsächlich auf dogmatischem Gebiet bewegte. Es waren die alten Fundamentallehren von der Rechtfertigung und vom Abendmahle, über welche von jeher so leidenschaftliche Kämpfe geführt worden waren.

Jena und Wittenberg. — *1548.* — *1558.*

Osiander, durch das Interim aus Nürnberg und seiner fränkischen Heimath an den Ostseestrand verschlagen, wo er unter dem Schutze des ihm persönlich und landsmännisch befreundeten Herzogs Albrecht als Professor an der Universität zu Königsberg einen neuen Wirkungskreis fand, stellte eine von der lutherischen Lehrform abweichende Ansicht über die Rechtfertigung auf, dahin lautend, daß der Mensch gerechtfertigt

Der Streit über die Rechtfertigung. 1. Die Osiandrische Lehre in Königsberg.

werde nicht durch das ihm äußerlich zugerechnete Verdienst Christi, also daß damit die eigene Sündhaftigkeit gleichsam nur überdeckt werde, sondern dadurch, daß er Christum gläubig in sich aufnehme, daß die göttliche Gerechtigkeit in ihm wohne; die Rechtfertigung sei also nicht aufzufassen als ein freisprechendes Urtheil Gottes um Christi willen, sondern als die durch die Aufnahme des Göttlichen bewirkte Heiligung und Gerechtigkeit des ganzen Menschen, als „Vollendung des göttlichen Ebenbildes in der menschlichen Natur". Die lutherische Theologie, insbesondere die einheimische auf den herrschsüchtigen Fremdling neidische Geistlichkeit, erklärte sich gegen diese Auffassung, in der sie einen „Rückfall in die katholische Mischung der göttlichen Gnade und der eigenen Würdigkeit des Menschen" erkannte. Durch die Gunst des Herzogs behauptete sich Osiander in seiner Stellung und bewirkte, daß zwei seiner Gegner, Mörlin und Staphylus, des Landes verwiesen wurden. Der letztere trat dann zur katholischen Kirche über und verband sich, zum Professor in Ingolstadt ernannt, mit den Jesuiten. Als aber nach Osianders Tod (1552) sein Schwiegersohn, der Hofprediger Johann Funck, seinen Einfluß auf den alten Herzog benutzte, um seine Gesinnungsgenossen in die kirchlichen Aemter zu bringen, und sich selbst in die Regierungsangelegenheiten mischte, vereinigte sich die ostpreußische Geistlichkeit, welche die Osiandrische Lehre für ketzerisch erklärte, mit der landständischen Opposition, welche die Eingriffe des Herzogs in die Kirchen- und Landesverfassung dem Hofprediger Schuld gab, zu dessen Sturz. Begünstigt von dem Oberlehnsherrn des Landes, König Sigmund August von Polen, der auf Bitten des Adels einige Commissarien zur Untersuchung der im Herzogthum eingerissenen Verwirrung nach Königsberg absandte, leiteten sie eine Gerichtshandlung ein, in Folge deren Johann Funck mit zweien seiner Amtsgenossen als Landesverräther
Okt. 1566. enthauptet ward. Mit Thränen ließ der Herzog geschehen, was zu verhindern nicht in seiner Macht stand. Darauf wurde die Osiandrische Rechtfertigungslehre als Hauptketzerei verdammt, Mörlin mit Bitten und Flehen zurückgerufen und zum Bischof von Samland ernannt.

2. Der synergistische Streit. Ueber denselben Lehrbegriff der Rechtfertigung erhob sich bald nachher ein nicht minder heftiger Krieg zwischen den Jenenser und Wittenberger Theologen. Georg Major, ein Anhänger Melanchthons, der gleich seinem Meister neben der Theologie auch heidnische Philosophie studirte, Homer und Pindar bewunderte, und sowohl wegen dieser profanen Studien, als wegen seiner Theilnahme am Leipziger Interim, den Thüringern auf den Tod verhaßt, fachte den schon aus Luthers Zeit herstammenden Streit von Neuem an, indem er behauptete, gute Werke seien zur Seligkeit nütze. Darin erblickten die lutherischen Zeloten ein Zugeständniß an die katholische Kirchenlehre, und Amsdorf, der Genosse von Flacius in Magdeburg und Jena, trat gegen diese „freche, frevele und vermessene Lehre" in die Schranken. Wie uns bekannt, hat man katholischerseits von jeher der lutherischen Lehre, daß die Seligkeit allein durch den Glauben erworben werde, den Vorwurf gemacht, sie trage dem sittlichen Leben zu wenig Rechnung. Man beachtete nicht, daß damit nur die Verdienstlichkeit der Kirchenwerke zurückgewiesen werden sollte. Um der Mißdeutung zu begegnen und bei dem Volke nicht die Meinung aufkommen zu lassen, als ob ein christliches Leben ohne sittliches Handeln bestehen könnte, wurde in der Schule Melanchthons die Nützlichkeit und Nothwendigkeit wahrhaft guter Werke aufrecht erhalten. Da diese Auffassung auch im Interim Eingang gefunden hatte, so entstand in den Kreisen des strengen Lutherthums der Verdacht, der unbestimmte Begriff möchte im katholischen Sinne gedeutet und die Rechtfertigung aus lauterer Gnade dadurch in Frage gestellt werden. In der leidenschaftlichen Verbissenheit wider die Wittenberger, ließ sich nun Amsdorf gegen Major zu der Behauptung fortreißen, gute Werke seien zur Seligkeit sogar schädlich, und

suchte in einer eigenen Schrift diese paradoxe Ansicht mit Paulinischen und Lutherischen Aussprüchen zu beweisen. Es erhob sich ein langer Streit, der aber, da es dabei nicht auf Belehrung und Ueberzeugung abgesehen war, die Unklarheit und Begriffsverwirrung mehrte. Noch heftiger wurde die Entzweiung zwischen der herzoglichen und den beiden kurfürstlichen Universitäten, als der streitsüchtige Flacius gegen die Melanchthonische Abschwächung des schroffen Augustinischen Lehrbegriffs von der Gnadenwahl und Willensfreiheit (X, 432) zu Felde zog. Im Gegensatz zu der Behauptung Melanchthons und seiner Schüler, daß nächst der göttlichen Gnade auch der zustimmende Willen zur Bekehrung mitwirke, bei dem Werke der Besserung und der daraus folgenden Rechtfertigung der Mensch sich nicht „wie ein todter Block" verhalte, daß mithin dem menschlichen Willen eine „synergistische" Kraft beiwohne, behaupteten die Jenenser, Flacius an ihrer Spitze, die durch den Sündenfall bewirkte gänzliche Unfähigkeit des Menschen, aus natürlichen Kräften an dem Werke Gottes mitzuwirken; die Erbsünde sei die Substanz der menschlichen Seele; diese könne daher ohne die göttliche Gnade nur dem Guten widerstreben. Es gelang dieser Partei des strengen Lutherthums, den Weimarer Hof und den Kanzler Christian Brück, den Sohn des früheren kurfürstlichen Staatsmannes, auf ihre Seite zu bringen und mit deren Begünstigung ein diktatorisches Glaubenstribunal für lutherische Orthodoxie aufzurichten. Nicht genug, daß die Jenenser Staatstheologen die synergistischen Gegner in Wittenberg und Leipzig mit allen Leidenschaften und Hülfsmitteln der Gelehrsamkeit bekriegten, sie duldeten Keinen in ihrer Nähe und im Amte, der nicht ihre Ansichten theilte. Victorin Strigel, welcher den Synergismus nicht für einen „Fallstrick der Gewissen und einen Verderb der Lehre von der Rechtfertigung" ansehen wollte, wurde durch Soldaten nach Schloß Grimmenstein in Gewahrsam abgeführt; der berühmte Rechtsgelehrte Mathäus Wesenbeck, der einst um der religiösen Freiheit willen Antwerpen verlassen hatte, sollte in Jena excommunicirt und von der evangelischen Gemeinschaft als ein faules Glied ausgestoßen werden. Kein Angestellter, mochte er auch in seinem Leben ehrbar und unsträflich sein und dem Evangelium aufrichtig ergeben, entging der geistlichen Strafe, wenn er sich nicht der „sächsischen Confutationsschrift" unbedingt fügte. Jahrelang wurden in Thüringen die kirchlichen Streitigkeiten wie eine Staatsaktion behandelt; das geschichtliche Leben des deutschen Volkes drohte in dem Rinnsale theologischer Haarspalterei und Silbenstecherei zu verlaufen. Endlich wurde dem Weimarer Hof die geistliche Tyrannei in Jena zu arg; dem flacianischen Inquisitionsgericht wurde ein landesherrliches Consistorium entgegengestellt, welchem die Censur und das ausschließliche Recht des Bannes zustehen sollte. Als die lutherischen Vorfechter gegen diese Unterjochung ihrer Kirche durch das Hofregiment Protest erhoben, die Freiheit der Presse und die Schlüsselgewalt als göttliches Recht in Anspruch nahmen und in Predigt und Schrift das „kaiserliche Papstthum", welches Luther geweissagt, angriffen, wurden sie aus Jena ausgewiesen und gemäßigtere Männer in die Facultät berufen (1561). Flacius führte von der Zeit an ein unstetes Leben, bald in dieser, bald in jener Stadt Herberge suchend. Auch als nach dem Sturz des Herzogs Johann Friedrich in Folge der „Grumbachschen Händel", die Verbannten zurückkehren durften, wurde bei Flacius eine Ausnahme gemacht. Seine Streitsucht und seine überspannten vor keiner Consequenz zurückschreckenden Theorien hatten zu großen Anstoß gegeben. So irrte er als theologischer Abenteurer und „Ritter der Erbsünde" noch mehrere Jahre in Deutschland umher, bis er aufgezehrt von Noth und Elend fünfundfünfzig Jahre alt zu Frankfurt im Hospital starb (März 1575). Das unter dem Vorsitz des neuen Herzogs Johann Wilhelm abgehaltene Religionsgespräch in Altenburg führte nicht zur Verständigung zwischen Jena und 1568.
Wittenberg.

3. Die antinomistische Streitlehre. Verwandt mit diesen tiefsinnigen und unlösbaren Problemen über die Rechtfertigung war eine andere schon zu Luthers Zeit erhobene, dann nach längerem Zurücktreten von Neuem vorgeführte Streitfrage, ob das alte Gesetz noch der evangelischen Christenheit gepredigt werden solle. Luther und Melanchthon hatten in der ersten Hitze des Kampfes gegen Gesetzesdienst und Werkheiligkeit nur die Vertiefung des religiösen Glaubens in sich selbst als den Urgrund der Rechtfertigung und Beseligung dargestellt, dem mosaischen Gesetze wie den Kirchenwerken jede Geltung versagend. Die Mißdeutung scheuend, haben sie dann später das Zehntgebot als wirksam zur Buße mit dem Evangelium in Verbindung gesetzt. Darin erblickte Johann Agricola, den wir früher als Pastor in Eisleben, als Professor in Wittenberg und endlich als Hofprediger in Berlin kennen gelernt, einen Widerspruch mit der Grundlehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein, und gab Veranlassung zu dem „antinomistischen Streit“ durch die Behauptung, daß das alte Gesetz für den Christen keine Geltung habe und die Sittengebote nur aus dem Evangelium geschöpft werden könnten, „das zugleich tödte und lebendig mache“; das Gesetz verdiene nicht Gottes Wort zu heißen. Es war natürlich, daß die schmähsüchtige Streittheologie dieser Tage die Gesetzesstürmerei, die mit dem Kampf gegen die Werke so viele Verwandtschaft hatte, wieder an die Oeffentlichkeit zog und zur Erweiterung des Kriegsfeldes benutzte, bis die Concordienformel, die wir später kennen lernen werden, durch authentische Interpretation dem Streit ein Ziel setzte. Der tiefere Sinn des „Antinomismus“ war die Behauptung, „daß im Menschen sittliche Güte genug übrig sei, um ohne die Furcht des Gesetzes und der Hölle aus Liebe zu Christo das Gute zu ergreifen“.

Entzweiungen über die Lehre vom Abendmahl. Der Streit über die Abendmahlslehre war wie ein dunkler Schatten über die ganze Reformationsgeschichte gelagert; er sollte noch einmal Melanchthons Lebensabend verbittern. Es ist uns zur Genüge bekannt, daß dieser Reformator bemüht war, die Gegensätze zwischen Luther und den Schweizern wenn nicht auszugleichen, doch abzuschwächen. Eine Zeitlang war ihm dies gelungen, namentlich seitdem Calvin, mit dem er persönlich befreundet war, durch seine Auffassung die Vermittelung erleichterte. Indem er selbst eine scharfe Parteistellung vermied und vorsichtig innerhalb der gezogenen Grenzlinien sich bewegte, mochte er sich der Hoffnung hingeben, „daß weder Luthers noch Calvins Abendmahlslehre der heilbringenden Gemeinschaft mit Christus entgegenstehe“, daß trotz der abweichenden Lehrbegriffe eine Lebensgemeinschaft zwischen den Anhängern der einen wie der andern Auffassung bestehen könne. War ja doch der Gegenstand bereits so vielfach von allen Seiten behandelt worden, daß keine neuen Gesichtspunkte mehr aufgestellt, keine neuen Ergebnisse mehr erzielt werden konnten. Zwischen der katholischen Substanzverwandlung und Zwingli's „imaginärem Christus“ konnte nur eine Begriffsform gedacht werden, nach welcher die Lehre von der Gegenwart und Mittheilung Christi im Abendmahl entweder nach der etwas sinnlichen mystischen Vorstellung Luthers als wirkliche Verbindung des gottmenschlichen Leibes mit den Elementen, oder in der symbolischen Auffassung Calvins von einer geistigen Substanz, die dem Gläubigen geistig mitgetheilt werde, verstanden ward. Eine Ausgleichung zwischen beiden Standpunkten war nicht denkbar; nur durch Compromisse und gegenseitige Duldung konnte ein friedliches Nebeneinanderbestehen bewirkt werden. Ein solches Verhältniß herbeizuführen, die protestantische Welt durch eine geistige Union einander zu nähern, eine Formel zu finden, bei welcher verschiedene Meinungen sich sollten vertragen können, war nach dem Abschluß des Religionsfriedens das eifrigste Bestreben Melanchthons und seiner getreuen Schüler und Anhänger. Es war ein ähnliches Streben auf dem Gebiete der evangelischen Kirche, wie das der Kaiser Ferdinand und Maximilian in der katholischen. Aber von der hochlutherischen Faction wurde Melanch-

thon seit dem Interim nicht mehr als Haupt und Führer der Reformation angesehen; vielmehr wurde gegenüber der laxen, latitudinarischen Auffassung der kurfürstlichen Theologen, die man als Kryptocalvinismus bezeichnete, von dem orthodoxen Lutherthum die Unterscheidungslehre über das heilige Abendmahl so schroff gefaßt, das tiefsinnige Dogma mit so groben Händen betastet, daß man der katholischen Transsubstantiationslehre sehr nahe kam. Joachim Westphal, Hauptpastor und Superintendent in Hamburg, vereinigte die lutherischen Geistlichen in ganz Niedersachsen zu einem Kriegsbund gegen die Calvinisten und Philippisten. Es half nichts, daß Calvin selbst wider den Stürmer in die Schranken trat und nachwies, daß jener ihm Ansichten unterlege, zu denen er sich gar nicht bekenne; Westphal setzte nicht nur den theologischen Federkrieg mit wachsender Leidenschaftlichkeit fort, er bewirkte auch, daß die englische Flüchtlingsgemeinde unter Laski, die in den norddeutschen Städten vor der Verfolgunswuth der Königin Maria Tudor ein Asyl gesucht, mitten im Winter unbarmherzig von dem lutherischen Boden vertrieben ward (X, 854). In Bremen errichteten die lutherischen Geistlichen, an ihrer Spitze Timann, Heßhus und Simon Musäus, ein Glaubenstribunal wie Flacius in Jena. Als Albrecht Hardenberg, ein Freund Melanchthons, nicht in die materialistische Auffassung der sakramentalischen Handlung eingehen wollte, rief Timann alle Fürsten und Stände Niedersachsens gegen den Ketzer auf und wies dessen Anhänger vom Altare weg, weil der Herr verboten habe, das Heiligthum vor die Hunde und die Perlen vor die Säue zu werfen. Endlich wurde der Bürgerschaft die Gewissenstyrannei zu arg; unter der Führung des entschlossenen Bürgermeisters Büren, stürzte der Magistrat das priesterliche Regiment durch eine Art Staatsstreich. Als die übrigen Hansestädte und mehrere Stände des niedersächsischen und westfälischen Kreises, aufgereizt von den flüchtigen Pastoren, den Bremern die Freundschaft und den Handelsvertrag kündigten, gerieth die Stadt, die einst so mannhaft für das Evangelium eingetreten war, in solche Erbitterung über die lutherische Gewissenstyrannei, daß mehr und mehr der calvinische Lehrbegriff unter der Bürgerschaft Verbreitung fand, bis endlich der Calvinismus zur herrschenden Kirchenform in Stadt und Land erklärt ward.

Westphal in Hamburg.

Timann und Genossen in Bremen.

2. Das Kirchenwesen in Kurpfalz und Kursachsen und Melanchthons Tod.

Zu den heftigsten Eiferern gehörte Tilemann Heßhus, der an allen Orten, wohin ihn sein vielbewegtes unruhiges Leben führte, die Flamme der Zwietracht und des Haders schürte. Ehe er nach Bremen berufen ward, war er Superintendent und Professor der Theologie in Heidelberg gewesen. Melanchthon selbst hatte ihn dem Pfalzgrafen Otto Heinrich, den er als seinen ehemaligen Landesherrn ehrte, zum Mitarbeiter bei den kirchlichen Reformen empfohlen, welche dieser „großmüthige", wohlgesinnte und kunstliebende Fürst in dem rheinischen Kurfürstenthum einzuführen gedachte, als er im Februar 1556 seinem Oheim Friedrich II. nachfolgte und seine Residenz von Neuburg nach Heidelberg verlegte. Wie sehr hatte Melanchthon seine Empfehlung zu bereuen! Otto Heinrich führte die Pfälzer Kirche, die unter dem in seinen religiösen Grundsätzen so wenig beständigen Vorgänger in unsicherer und schwankender Verfassung gehalten worden, der Augsburger Confession zu, die er schon in seinem Stammlande an der Donau zur Religionsform erhoben. Die katholischen Kirchengebräuche wurden abgeschafft, die Messe für Abgötterei erklärt, der Gottesdienst und die Sacramente nach der Augsburger Glaubensformel geordnet, an die Universität, die sich während des Wormser Colloquiums eines Besuches von Melanchthon zu erfreuen hatte (Okt. 1557), evangelische Lehrer berufen. Nach einer dreijährigen Regierung stieg der hochsinnige

Reformation in der Rheinpfalz.

Otto Heinrich 1556—59.

Kurfürst, von dessen Kunstliebe noch jetzt der Prachtbau des Heidelberger Schlosses Zeugniß gibt, unvermählt in die Gruft (12. Febr. 1559), und es folgte ihm Friedrich III. von der Simmern'schen Linie auf dem kurfürstlichen Stuhle, „der gleich Moses in Aegypten an den Höfen der Tyrannen auferzogen, bald ihr größter Gegner ward". Er theilte die evangelischen Ansichten Otto Heinrichs und führte die Reformation in seinem Geiste fort. Eine große Menge von Abteien und Klöstern wurde eingezogen und das Vermögen für die neue Kirche und andere Zwecke verwendet. Als Friedrich vom Regensburger Reichstag, wo er die kaiserliche Belehnung empfing, nach Heidelberg zurückkehrte, fand er die Theologen seines Landes im heftigen Streit. Heßhus, ein übermüthiger hierokratischer Lutheraner von der strengen Richtung, der im Geiste eines Patriarchen der alten Kirche sein priesterliches Scepter schwang, meinte, die Augsburger Confession, wie sie durch Melanchthons Hand gestaltet worden, gleiche einem „polnischen Stiefel und weiten Mantel, hinter dem Gott und der Teufel sich verbergen könnten". Er drang auf die Herstellung der echten ursprünglichen Fassung, „daß der Leib Christi unter den Gestalten des Brodes und Weines dargereicht werde", und verfolgte jede Annäherung an die calvinische Vorstellung als Abfall und Ketzerei. Es genügte ihm nicht, daß sein College Klebitz den Leib Christi **mit** dem Brode genießen wollte; nur diejenigen erschienen ihm als Rechtgläubige, „welche das ewige Heil essen wollten" **in**, **mit** und **unter** dem Brode. Als der Kurfürst dem Streit wehrte, eiferte Heßhus auf der Kanzel gegen den Gewissenszwang von Oben. Da wurde der streitfertige Mann des Landes verwiesen und dann auf Grund eines Gutachtens von Melanchthon eine unbestimmte Fas-
Aug. 1560. sung der Abendmahllehre in das Glaubensbekenntniß aufgenommen. Die Geistlichen, die sich dagegen auflehnten, verloren ihre Stellen. Dies war die Einleitung zu der allmählichen Einführung der Calvinischen Kirchenform in der Kurpfalz. Vergebens eilte Herzog Johann Friedrich von Weimar mit zwei lutherischen Theologen nach Heidelberg, um seinen Schwiegervater von dem Abgrunde des calvinischen Irrthums zu retten; die
3. Juni 1560. Disputation, worin Mörlin und Stößel aus Sachsen für die Formel in, mit und unter dem Brode eintraten, blieb ohne Wirkung. Hof und Universität neigten mehr und mehr zu den Glaubenslehren und kirchlichen Ordnungen, die ihnen von Genf, von Straßburg, von französischen Hugenotten zugeführt wurden. Unerschüttert durch die Abmahnungen des Herzogs von Würtemberg und des Kurfürsten von Sachsen, ließ Fried-
1563. rich III. durch Ursinus und Olevianus den „**Heidelberger Katechismus**" bearbeiten, eine in Deutschland und im Auslande weit verbreitete Bekenntnißschrift, „welche in erbaulicher Weise an der göttlichen Vorherbestimmung nur das Tröstliche der sichern Erlösung, am Abendmahle die Wahrhaftigkeit der Gemeinschaft mit Christo hervorhob". Bald wurde auch die Kirchenordnung, die Kirchenzucht und der einfache öde Gottesdienst nach Calvins und Beza's Vorschrift eingeführt. Alles „Götzenwerk" verschwand aus den Gotteshäusern; in Glaube, Cultus, Verfassung und Sittenzucht schloß sich die Pfälzer Kirche jenem düstern ernsten Calvinismus an, wie wir ihn in Genf, in Frankreich, in den Niederlanden kennen gelernt. Kirchenrath, Presbyterien und Synoden führten ein eisernes Regiment. Als der gelehrte Arzt Erast in Heidelberg gegen die rigorose Kirchendisciplin Menschenrecht und Humanität geltend machte und den Kirchenbann als unevangelisch verwarf, wurde er von den calvinischen Strenggläubigen der Ketzerei beschuldigt und von dem Glaubensgericht bedrängt. Der Widerspruch der lutherischen Eiferer gegen die calvinistischen Tendenzen in der Pfalz führte den Kurfürsten immer weiter in der Opposition. Nachdem es den Würtembergern auf dem
1564. Religionsgespräch in Maulbronn, wo in Gegenwart des Kurfürsten und des Herzogs die namhaftesten Theologen mit allen Waffen biblischer Gelehrsamkeit wider einander stritten, nicht gelungen, die Pfälzer zu ihrer Ansicht von der leiblichen Gegenwart Christi

im Abendmahl zu bekehren, wurde bei einer Revision des Heidelberger Katechismus diese Lehre in einer so schroffen Form dargestellt, daß nicht nur die Katholiken, deren Glaubenssatz vom Meßopfer als eine „vermaledeiete Abgötterei“ bezeichnet war, sondern auch die Augsburger Confessionsverwandten sich verletzt fühlen mußten. Auf dem Reichstag von 1566 wurden viele Klagen gegen Friedrich laut, und der Kaiser führte ihm ernstlich zu Gemüthe, von seinen calvinischen Neuerungen zu lassen. Aber der Kurfürst verfocht seine Sache vor Kaiser und Reichsständen mit solcher Kraft und Klarheit, daß seine Vertheidigung den besten Eindruck machte. Er hatte sich von seinem Sohne Johann Casimir die Bibel in die Sitzung tragen lassen. Nach seiner Ausführung rief der Kurfürst von Sachsen aus: „Fritz, du bist besser als wir alle“. Der Reichstag war tolerant genug, den verklagten Fürsten trotz seiner „calvinischen Ketzerei“ nicht von dem Religionsfrieden auszuschließen. „Das unfreiwillige Gefühl von Achtung und Ehrfurcht, welches sittliche Größe auch dem Gegner abnöthigt, war diesmal mächtiger als dogmatische Befangenheit“.

Der Abfall der Kurlande am Rhein und Neckar von Luthers Glaubensbekenntniß und Kirchenform erzeugte im übrigen Deutschland Haß und Erbitterung und schärfte allenthalben die lutherische Reaction. Noch ehe der Calvinismus daselbst den vollen Sieg errungen hatte, hielt es der alte Brenz für nothwendig, den lutherischen Charakter seiner Kirche durch eine Glaubensformel über das Abendmahl zu wahren, die keiner zweideutigen und unbestimmten Auslegung Raum gebe: weil Gott allenthalben sei, meinte er, müsse auch das Fleisch Christi allenthalben sein, und bewirkte, daß die Ubiquitätslehre, wonach auch die menschliche Natur in Christo, die Majestät und Herrlichkeit des Menschen Christi überall gegenwärtig sei, zum Würtemberger Kirchenglauben erhoben wurde. Da klagte wohl Melanchthon, der sich in der letzten Lebenszeit auf die theologischen Streithändel nicht mehr viel einließ, daß solche neuersonnene Formeln „in hechinger Latein“ zu Glaubensgesetzen gemacht würden. Es war das tragische Geschick des großen Mannes, daß die Gegner und Lästerer einst zu seinen Füßen gesessen, aus seinem Munde die Worte des Lebens vernommen hatten. Aus einzelnen Aeußerungen, die er in den letzten Tagen bald in Briefen aussprach, bald in losen Blättern aufzeichnete, erkennt man, wie sehr er sich sehnte aus den dürren Feldern der streitenden Kirche entrückt zu werden nach jenem Orte, wo ihm die Räthsel des Daseins klar werden würden. Er vergleicht sich mit dem am Kaukasus angeschmiedeten von Geiern zerfleischten Prometheus, mit einem nächtlichen Wanderer, welcher der Morgenröthe entgegenstrebt. Wenige Tage vor seinem Ende schrieb er die Gründe nieder, die ihm den Tod als wünschenswerth erscheinen ließen: „Du wirst von der Sünde scheiden; du wirst befreit werden von allen Mühseligkeiten und von der Wuth der Theologen. Du wirst zum Lichte kommen; du wirst Gott sehen; du wirst den Sohn Gottes schauen; du wirst die wunderbaren Geheimnisse verstehen lernen, welche du in diesem Leben nicht hast begreifen können“. In dieser Stimmung ist er am 19. April 1560 gestorben, bis zum letzten Athemzuge seine Lippen im stillen Gebet bewegend. Sein Leichnam wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg neben Luthers Ruhestätte eingesenkt.

Die Ubiquitätslehre.

Melanchthons Tod 19. Apr. 1560.

Neben Melanchthons Sterbelager stand sein Eidam, Kaspar Peucer, Professor der Medicin in Wittenberg, das Haupt der calvinistisch gesinnten „Philippisten“, ein einflußreicher Mann bei dem Dresdener Hofe und im geheimen Rathe des Kurfürsten. Die calvinische Abendmahlslehre gewann fortan immer mehr Anhänger in der höheren Gesellschaft; ihre Bekenner bildeten eine mächtige Hofpartei, die auf die kirchliche und politische Stellung des Kurstaats und auf den Charakter der Universität von Einfluß war. Doch hielten sie es für gerathen, „da der Kurfürst August seinen Glauben auf Luthers Lehrmeinung gesetzt“, wenn er auch keine tiefere Einsicht davon hatte, mit

Der Kryptocalvinismus in Sachsen.

diplomatischer Vorsicht den Schein lutherischer Rechtgläubigkeit zu bewahren. Sie wurden daher von ihren Gegnern als „Kryptocalvinisten" bezeichnet. Ueber ein Jahrzehnt bestimmten sie das kirchliche Leben im Kurstaat. Eine Sammlung theologischer Schriften Melanchthons (Corpus doctrinae Misnicum) erhielt durch ihr Zuthun Gesetzeskraft; immer deutlicher trat ihre Vorliebe für den calvinischen Lehrbegriff vom Abendmahl zu Tage. In einem neuen lateinischen Katechismus vom J. 1571 war der mündliche Genuß des Leibes Christi nicht erwähnt, der Nutzen des Sacraments den Gläubigen zugesprochen und im Gegensatz zu der Ubiquität Christus als im Himmel eingeschlossen gelehrt. Die lutherischen Hochwächter, voran Martin Chemnitz in Braunschweig, wo dem katholischen Vater der evangelische Sohn Julius gefolgt war, zogen nun wider den Kryptocalvinismus der Wittenberger zu Felde. Daraus entwickelte sich ein heftiger Federkrieg. Aber der Kurfürst sah in dem Vorgehen nur persönliche Anfeindung gegen die Häupter seiner Universität und hielt fest an den Männern seines Vertrauens. Als in Folge des frühen Ablebens des Herzogs Johann Wilhelm von Weimar in Thüringen eine vormundschaftliche Regierung unter Augusts Oberleitung eingerichtet ward, bewirkten die Wittenberger die Vertreibung der beiden lutherischen Hochwächter Wigand und Heßhus aus Jena.

Verfolgung der Philippisten.

Diese Erfolge machten die Philippisten kühner. Im J. 1574 erschien eine lateinische Schrift „deutliche Erklärung des Streits über das Abendmahl", in welcher die calvinische Auffassung als die einzig wahre und richtige, die lutherische als unhaltbar dargestellt war. Obwohl ohne Verfasser und Druckort, blieb doch der sächsische Ursprung kein Geheimniß. Und nun gelang es der lutherischen Orthodoxie bei dem Kurfürsten den Verdacht zu erwecken, daß man ihn zum Calvinismus hinüberziehen wolle. Zu der Angst vor dem Seelengifte dieser Irrlehre, von der sowohl er selbst als seine dänische Gemahlin Anna erfaßt wurden, gesellte sich noch die Schaam, daß er so lange getäuscht und mißbraucht worden sei. Daher erfolgte jetzt am Hofe und im Kirchenregiment ein Umschlag, welcher über die bisher begünstigten Philippisten Verbannung und Kerker herabzog. Der Kanzler Cracov kürzte sein Leben im Gefängniß durch freiwillige Enthaltung von Speise. Der Hofprediger Stößel wurde in einem elenden Verließ der Festung Senftenberg so lange geistig und leiblich gemartert, bis er halb irrsinnig durch den Tod erlöst ward. Peucer mußte zwölf Jahre lang in einem dumpfen schmutzigen Kerker schmachten, ohne Bücher und Schreibmaterial. Vergebens verwendete sich Kaiser Maximilian für den edeln Dulder: „Ich will nur Diener haben, die glauben und bekennen was ich glaube und bekenne", antwortete August und verweigerte die Freilassung. Unterdessen starb Peucers Weib in Kummer und Herzeleid, sein Vermögen ging durch die Kosten der Gefangenschaft zu Grunde. Um das Land von dem „calvinischen Gifte" zu reinigen, wurde die furchtbarste Gewissenstyrannei geübt. Die gesammte Geistlichkeit wurde auf dem Convent zu Torgau zur Unterzeichnung einer Glaubensformel aufgeboten, worin in den krassesten und unzweideutigsten Ausdrücken die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl aufgestellt war. Wer sich weigerte, büßte mit Haft oder Landesverweisung. Eine Denkmünze mit symbolischen Figuren verherrlichte den Triumph des Lutherthums über die Philippisten durch den gewappneten Kurfürsten. Fortan herrschte in Sachsen eine orthodoxe Hoftheologie mit inquisitorischem Gewissenszwang und zog in ihrem trüben Dunstkreis einen kirchlichen Knechtssinn groß, der keinen Widerspruch wagte. So siegte die lutherische Orthodoxie über die mehr der sittlichen Seite des Christenthums zugewandte Melanchthonische Richtung; aber welches war das Ergebniß? Ein Zustand der Erstarrung und der Erstorbenheit der Kirche, der wohl eine Copie von Luthers persönlichem Christenthum darstellte aber — in einem abschreckenden Zerrbilde.

Wie das lutherische Sachsen, so barg auch die calvinische Pfalz in ihrem Schooße dogmatische Gegensätze, die noch unter Friedrich III. zu blutigen Auftritten führten. Die finstere puritanische Sittenstrenge des Heidelberger Kirchenraths und seines Vorsitzenden Olevianus, die selbst das Leben in Haus und Familie einer „christlichen Polizeiordnung" unterwarf, und jede irdische Freude, jedes Hervortreten natürlicher Sinnlichkeit als Sünde unter das geistliche Strafrecht stellte, reizte zur Opposition. Wir wissen, daß selbst ein hochangesehener Universitätslehrer, der Schweizer Thomas Eraft gegen die rigorose Kirchenzucht ankämpfte und den Kirchenbann verwarf, eine Ansicht, die dem Namen des Heidelberger Reformirten unter den Puritanern und Presbyterianern Englands und Schottlands eine große Berühmtheit verlieh, ihn zum Bannerführer einer milderen Partei innerhalb des Calvinismus machte. Aber die Opposition blieb bei den Außenwerken nicht stehen. Wie einst in Genf zur Zeit Servets Dogmatismus und Libertinismus sich gegen Calvin die Hände reichten (X, 642), so ging auch in der Pfalz aus dem Widerstreit gegen das strenge Kirchenregiment Olevians eine Abweichung in den Lehrbegriffen hervor. Adam Neuser, Pastor an der Peterskirche in Heidelberg, Johann Sylvan, Inspector zu Ladenburg und zwei Landprediger wurden beschuldigt, antitrinitarische oder arianische Irrlehren angenommen zu haben. Georg Blandrata, Leibarzt des Fürsten Johann Sigmund von Siebenbürgen, der als Gesandter nach dem Reichstag zu Speier durch die Pfalz gereist war, sollte die socinianische Lehre gegen die Dreieinigkeit verbreitet haben. Bald verlautete, daß Sylvan und Neuser, die beide wegen ihres freien genußsüchtigen Lebenswandels den ascetischen Kirchenmännern schon manches Aergerniß gegeben, sich durch Blandrata mit dem Großtürken in Verbindung zu setzen gesucht, daß sie ein Schreiben an Sultan Selim entworfen hätten, in welchem ihr Uebertritt aus der Dreieinigkeitslehre zu dem strengen Monotheismus des Islam deutlich hervorgehe. Die Angeklagten wurden sofort in Haft genommen und den geistlichen Ketzerrichtern, unter denen die Verfasser des Heidelberger Katechismus, Olevianus und Ursinus, das entscheidende Wort führten, die Untersuchung übertragen. Ihr Gutachten lautete, Neuser und Sylvan hätten Gott gelästert, und wer Gott lästert, heiße es in der Schrift, der soll des Todes sterben. Zudem hätten sie sich mit dem Erbfeinde der Christenheit eingelassen. Vergebens empfahlen die weltlichen Räthe, denen die Klagsache zugewiesen wurde, eine mildere Bestrafung, die den Beschuldigten Gelegenheit zur Besserung und Bekehrung lasse; der sonst gerechte und hochherzige Kurfürst stand so sehr unter dem Einfluß seiner Theologen, daß er vor einem kirchlichen Blutgerichte nicht zurückbebte. Am 23. December 1572, einige Monate nach der Pariser Bartholomäusnacht, sah man auf dem Marktplatze zu Heidelberg das gräuliche Schauspiel eines protestantischen Autodafé, indem Sylvan in Gegenwart des Stadtraths und der Richter öffentlich enthauptet ward. Neuser war entflohen; er begab sich nach Siebenbürgen und von da nach der Türkei, wo er zum Islam übertrat und in Elend verkam. Die beiden Mitschuldigen wurden des Landes verwiesen. „So bewährt sich der Calvinismus als der erste Schritt zur Hölle", rief ein lutherischer Pharisäer triumphirend aus.

Ein Ketzergericht in Heidelberg.

c. Kaiser Maximilian II. und die Grumbachschen Händel.

Unter den Bemühungen, den päpstlichen Stuhl zu Zugeständnissen in Betreff der Priesterehe und des Laienkelchs zu bringen (S. 59), schied Kaiser Ferdinand I. aus dem Leben, von allen Parteien geehrt und geachtet wegen seines rechtschaffenen Wandels, seiner Gottesfurcht, seines gutmüthigen leutseligen

Kaiser Maximilian II. 1564–1576.

25. Juli 1564.

Charakters und seiner aufrichtigen Friedensliebe. Seitdem die Stürme des Krieges hinter ihm lagen und der überwältigende Einfluß des Bruders nicht mehr auf ihm lastete, war er eifrig und mit gutem Willen bestrebt gewesen, das Reich in Ruhe, die Fürsten in Eintracht, die Confessionen in Friedfertigkeit zu erhalten. Da sein Sohn Maximilian II. schon zwei Jahre zuvor von den Kurfürsten zum deutschen König gewählt und in Frankfurt gekrönt worden war, so trat er ohne weiteres die Regierung an. Geboren am 1. August 1527, stand Maximilian im siebenunddreißigsten Lebensjahr. Wie uns bekannt, war er vermählt mit Maria, der Tochter Karls V., hatte sich aber stets eine unabhängige Stellung bewahrt sowohl gegenüber dem kaiserlichen Schwiegervater als dem Schwager Philipp II., gegen den er immer eine gewisse Abneigung hegte. Wie oft hat er sich in der Folge bemüht, den spanischen Verwandten zu einer Politik der Versöhnung in den Niederlanden zu bewegen! Das spanische Wesen und der starre Katholicismus widerstrebten ihm. Geflissentlich hielt er alle Spanier von seinem Hofe, aus seiner Umgebung fern; selbst der spanische Hofstaat seiner Gemahlin war beschränkt.

Maximilians religiöse Haltung.

Es ist uns hinlänglich bekannt, wie sehr Maximilian bisher den neuen Ideen sich zuneigte; er schien von der Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform überzeugt zu sein und hatte deshalb am Wiener Hofe manche Anfechtungen zu erleiden. Schrieb er doch im Jahre 1560 an den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, er glaube, daß er nächstens als Vertriebener zu ihm kommen werde und bitte um offenes Haus und Herberge. Ferdinand hatte ihm oft stark zugesetzt, ja selbst mit Enterbung gedroht, wenn er seinen lutherischen Hofprediger nicht entlasse. Maximilian gab zur Antwort: „in Allem gehorche er dem Vater und ehre ihn, nur in religiösen Dingen nicht; eher würde er alle seine Güter aufgeben und Gott in der Zurückgezogenheit dienen". Als er jetzt den Thron bestieg, erwarteten die Altgläubigen mit Furcht, die Evangelischen mit Hoffnung, er werde sich öffentlich der lutherischen Kirchenform zuwenden oder wenigstens in die Freistellung der religiösen Ansichten willigen; auch schienen seine Regierungshandlungen im Anfang diesen Voraussetzungen zu entsprechen. Noch weniger als sein Vater legte er dem Fortgange der Reformation in den österreichischen Erblanden Hindernisse in den Weg. Ritterschaft und Bürgerstand durften ihr kirchliches Leben nach der Augsburger Confession gestalten, ohne dadurch in ihren staatsbürgerlichen Rechten verkürzt zu werden. Chyträus aus Rostock wurde berufen, um bei der Anordnung des evangelischen Gottesdienstes mitzuwirken. Die meisten und angesehensten Herren des Adels in Niederösterreich bekannten sich zur evangelischen Kirche und richteten auf ihren Schlössern und Gütern den Gottesdienst und die Feier der Sacramente nach den neuen Formen und Gebräuchen ein. Aber weiter als bis zur religiösen Toleranz, die frei von allem Confessionalismus die beiden Religionstheile mit gleicher Billigkeit und Gerechtigkeit behandelte, ist Maximilian niemals vorgegangen, weder

vor noch nach seiner Krönung. Zur Einziehung der Kirchengüter und Stiftungen, welche den evangelischen Reichsfürsten eine so ergiebige Quelle für Vermehrung der Staatseinkünfte boten, ist in den österreichischen Erbstaaten aus Rücksicht für Rom und Spanien nie geschritten worden. Und doch wie hoch ragte Maximilian auch schon durch diesen Standpunkt über seine Zeitgenossen hervor! Gerade mit seinem Regierungsantritt begann die Thätigkeit der päpstlichen Reactionspartei. Der römische Nuntius, Stanislaus Hosius, Bischof von Ermeland, und der päpstliche Legat Commendone hatten eine leichte Aufgabe, wenn sie dem Kaiser die theologischen Streitigkeiten als die Früchte der religiösen Neuerung im abschreckendsten Lichte darstellten, um ihn von dem Beitritt zur Reformation zurückzuhalten. Hörte man doch selbst in den Kreisen calvinistischer Richtung die Aeußerung: „Des Papstes Joch sei hölzern gewesen, das lutherische dagegen sei eisern". Aber mochte der Kaiser auch mehr und mehr zu der Ansicht geführt werden, daß Cultus und Verfassung der römischen Kirche beibehalten werden sollten, so blieb er doch bis zu seinem Tode dem Augsburger Glaubensbekenntniß freundlich gesinnt; er legte wenig Werth auf die äußeren Ceremonien und beförderte nach Kräften das friedliche Zusammenleben der Confessionen. Als auf dem Reichstag zu Augsburg die evangelischen Stände dem 1566.
Kaiser ein Gesuch einreichten, er möge durch ein Nationalconcil, auf dem er selbst den Vorsitz führe, das gesammte Kirchen- und Religionswesen deutscher Nation in vollständige Ordnung bringen, vorläufig aber die Aufhebung des geistlichen Vorbehalts und die Freistellung der evangelischen Religion für Unterthanen katholischer Reichsstände bewilligen; die Katholischen aber in einer gereizten Erwiderung die Forderung bekämpften, da sie nicht geneigt seien, durch das vierzigjährige Licht, das von Luther angezündet worden, sich von dem Glauben ihrer Vorfahren abführen zu lassen, und die vorgebrachten Beschuldigungen und Vorwürfe auf die Gegenpartei schleuderten: da nahm der Kaiser Schrift und Gegenschrift an, um beider Verlangen und Beschwerden zu prüfen, empfahl Eintracht und Verträglichkeit und erklärte seine feste Absicht, daß der Religionsfrieden in allen Punkten gewissenhaft eingehalten werden solle. „Religionssachen, schrieb er einst an Lazarus Schwendy, könne man nicht mit dem Schwerte richten. Kein Ehrbarer, Gottesfürchtiger und Friedliebender werde das sagen. Das Schwert der Apostel sei die Zunge, die Lehre und der christliche Wandel gewesen. Leider gehe es auf der Welt so zu, daß man wenig Lust und Ruhe dabei habe." Selbst als durch die Vermählung der Kaisertochter Anna mit Philipp II. (S. 111) die Beziehungen zu Spanien inniger wurden und eine Wendung in seiner kirchenpolitischen Haltung sich bemerklich machte, fiel der Kaiser von den weitherzigen Anschauungen seiner früheren Jahre nicht ab, ging er nicht in die reactionäre Strömung ein. Nur daß jetzt ein Zwiespalt in seinem Innern eintrat, Denken und Handeln nicht mehr in Uebereinstimmung waren und die reformatorischen Tendenzen zurückgedrängt wurden. Von der Zeit an, sagt

Maurenbrecher, „kämpfte in ihm der alte Gedanke einer religiösen Reform oder der Glaubensfreiheit mit der neuen Rücksichtnahme auf die habsburgisch-spanischen Verbindungen. In seiner Umgebung steht der Einfluß des spanischen Gesandten, des päpstlichen Nuntius, vor Allem auch der Kaiserin Maria gegenüber jener Schule reformirter deutscher Politiker, zu denen Schwendy und Languet und Krato gehörten". Und mag auch diese Wendung schon früher eingetreten sein, immerhin war es nur eine Anbequemung an die Habsburger Familienpolitik ohne innere Wandlung. „Von einem wirklichen Gesinnungswechsel, von einer eigentlichen „Bekehrung" kann gar nicht die Rede sein. Nur äußerlich hielt er sich wieder zur katholischen Kirche; er besuchte bisweilen wieder die Messe, hörte katholische Prediger an und gestattete einzelnen eifrigen Geistlichen der alten Kirche, ihre Bekehrungsversuche an ihm zu machen. Er gewährte Solchen Zutritt, die sich stark genug glaubten, diese abtrünnige Seele wieder in den Schooß der Kirche zurückzuführen." Das Abendmahl wollte er nur in doppelter Gestalt nehmen.

Charakter und Eigenschaften des Kaisers.

Wenn aber auch Maximilian an dem Scheidewege inne hielt, der einerseits zum Ultramontanismus, andererseits zur Freistellung des religiösen Bekenntnisses führte, wenn er auch in seinen späteren Tagen theils aus dynastischen Interessen, theils aus Verdruß über die wachsende Verbitterung zwischen dem lutherischen Sachsen und der calvinischen Pfalz mehr sich den katholischen Tendenzen zuneigte, die Familienpolitik der Habsburger über die großen Fragen der Nation stellte, immerhin war er einer der ausgezeichnetsten Fürsten des Jahrhunderts, eine der hervorragendsten Herrschergestalten auf dem Habsburgischen Kaiserthron. Von lebhaftem wißbegierigen Geiste, hatte er sich durch Studien und Weltverkehr vielseitige Kenntnisse und allgemeine Bildung erworben, die er in seinem ganzen Wesen, in seinem Umgang und gesellschaftlichen Benehmen kund gab. „Die Sprachen, die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Nationen, die er gesehen und besucht, ihre Tugenden und Fehler, ihre Sprüchwörter und Scherze, ihre Literatur, waren ihm gegenwärtig. Mit einer jeden ging er auf ihre Art um; herablassend mit den Italienern, munter und freimüthig mit den Deutschen, mit den Böhmen nachgiebig, lebhaft mit den Ungarn, abgemessen mit den Spaniern. Es ist zuweilen, als brächte eine Zeit alles, was sie Neues, Edles und Eigenthümliches hat, wieder in einem Einzelnen hervor." Man rühmte das Interesse, das er den im Erwachen begriffenen Naturstudien zuwandte, den Geschmack für edle Musik, die am Wiener Hofe gepflegt ward, den geistreichen, vornehmen und doch ungezwungenen Ton und Charakter, den er der geselligen Unterhaltung zu geben wußte, die Gewandtheit und Beredsamkeit, womit er sich in der deutschen Sprache auszudrücken verstand, den Eifer und die Sorgfalt, welche er den Staatsgeschäften widmete. Auch an Kriegsmuth und lebhaftem Ehrgefühl fehlte es ihm keineswegs. Es verdroß ihn, daß die Türken, trotz der Verluste vor Malta, in Ungarn das gebietende Wort führten und daß Oesterreich

ihnen noch ferner Tribut zahlen sollte. Er rüstete sich zu einem Feldzug wider sie. Gerade damals erhob sich Suleiman „um die Pflichten des heiligen Krieges zum dreizehnten Mal zu erfüllen". Es war jene letzte Heerfahrt des greisen Herrschers, die wir aus den früheren Blättern kennen (S. 354). Einer seiner Dichter rief ihm zu, „er möge sich schaukeln gleich dem Cypressenzweig im Winde des Sieges". Auch Maximilian suchte die religiöse Begeisterung von ehedem wieder zu wecken, dem Türkenkrieg einen christlichen Charakter zu geben: man sah manche tapfere und hochgeborene Ritter aus allen Nationen unter seiner Fahne. Es wurde indessen wenig ausgerichtet; Zriny starb den Heldentod; aber auch der Sultan wurde als Leiche nach Stambul gebracht und damit die Christenheit von ihrem schrecklichsten Feinde befreit. Der Nachfolger, Selim II., erneuerte den Frieden mit Maximilian (S. 358), wodurch die Türken in Stand gesetzt wurden, den Eroberungskrieg zur See desto energischer zu betreiben.

An dem geringen Erfolg des Waffenganges in Ungarn waren die gleichzeitigen Wirrnisse in Deutschland, bekannt unter dem Namen der „Grumbachschen Händel", nicht ohne Schuld. Herzog Johann Friedrich von Weimar, dem seine Brüder die Alleinherrschaft in den Thüringischen Aemtern übertragen hatten, wollte nicht blos der Schirmherr des echten Lutherthums sein; sein Ehrgeiz nahm einen höhern Flug, er wollte auch im politischen Felde als zweiter Theodosius auftreten. Er konnte es nimmermehr verschmerzen, daß der Meißnische Vetter den Ernestinern die Kurwürde und den größten Theil des Landes entrissen; er gab nie den Gedanken an Rache, nie die Hoffnung auf Wiedergewinn des Verlornen auf; und wie wenig immer seine schwachen Geisteskräfte ihn zu großen Unternehmungen befähigten, seine Einbildung verstieg sich zu den kühnsten Entwürfen. Nicht blos die Kurwürde wollte er wieder an sein Haus bringen; selbst an die Erwerbung der Kaiserkrone soll er in der Tiefe seiner Seele gedacht haben. Frankreich war ja jederzeit bereit, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen und den Habsburgern entgegenzuwirken. *Die Grumbachschen Händel. Herzog Johann Friedrich der Mittlere.*

In dieser Hoffnung wurde Johann Friedrich von einem Manne bestärkt, der einen kühnen unternehmenden Geist mit einem leidenschaftlichen rachsüchtigen Gemüthe verband und die Leichtgläubigkeit und Verstandesschwäche des Herzogs zur Befriedigung seiner eigenen Begierden und selbstsüchtigen Zwecke zu benutzen wußte. Dieser Mann war Wilhelm von Grumbach. Wir haben den fränkischen Reichsritter, der noch einmal die landesherrlichen Gewalten durch eigenmächtiges Fehderecht zu durchbrechen versuchte, wie einst Sickingen und seine Gefährten, bereits als Bundesgenossen des streitbaren Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach kennen gelernt (X, 812): in den bürgerlichen Kämpfen, die dem Schmalkaldischen Krieg und den Passauer Ausgleichungsversuchen auf dem Fuße folgten, hat er den tapfern Arm und den wilden gewaltthätigen Sinn gezeigt, der jenem eisernen Geschlechte eigen war. Gleich seinem Herrn benutzte er die unruhige Zeit, um dem Bischof von Würzburg, Melchior von Zobel, dessen Lehnsmann er war, durch erzwungene Verträge Ländereien und Geldsummen abzupressen. Aber er vermochte so wenig wie Albrecht die Erfüllung der Verbindlichkeiten durchzusetzen, und als der Markgraf auf der Kitzinger Haide besiegt und zur Flucht nach Frankreich gezwungen ward, verlor auch Grumbach alle seine Güter im Würzburgischen. Vergebens suchte er bei dem Reichskammergericht die Rückgabe zu erlangen; seine zahlreichen Feinde arbeiteten ihm entgegen; als Gehülfe des geächteten Markgrafen habe er sich des Landfriedensbruches schuldig gemacht. Von Mangel und Schulden *Der Reichsritter Wilh. v. Grumbach.*

niedergedrückt, sann Grumbach auf Rache. Er machte mehrere Versuche, den Bischof in seine Gewalt zu bringen. Zweimal entging derselbe den Nachstellungen, aber bei einem neuen Ueberfall durch eine Rotte Bewaffneter auf offener Straße, nahe bei seiner Residenz, verlor Bischof Melchior das Leben. Grumbach hat standhaft behauptet, der Mord sei gegen seinen Willen und Befehl verübt worden. Dem mag wohl so gewesen sein, da er nur beabsichtigte, den geistlichen Herrn zur Herausgabe oder zum Ersatz seines Eigenthums zu zwingen. Grumbach entzog sich dem ersten Sturm, indem er nach dem Beispiele seines früheren Herrn sich nach Frankreich begab und dem König seine Dienste anbot. Heinrich II., damals noch im Krieg mit Spanien, ging gerne auf das Anerbieten ein; er ließ dem Ritter die nöthigen Geldsummen zur Anwerbung deutscher Mannschaften auszahlen. Während dieses Geschäfts kam Grumbach mit dem Herzog Johann Friedrich in Verbindung. Um ihn für Frankreich geneigt zu machen, stellte er jenem die Wiedergewinnung des Kurfürstenthums in Aussicht. Die deutschen Fürsten am Rhein geriethen in Sorge vor einer neuen Schilderhebung in den Reichslanden; sie suchten daher Grumbach von einem kriegerischen Vorgehen abzuhalten, indem sie ihm Hoffnung machten, der neue Bischof von Würzburg, Friedrich von Wirsberg, würde zu einer befriedigenden Ausgleichung seiner Ansprüche die Hand bieten.

Der Bischof v. Würzburg ermordet 15. Apr. 1558.

1559. Als aber auf dem Reichstag zu Augsburg der fränkische Ritter an dem ihm bestimmten Verhörstag mit seiner Forderung hervortrat, trugen die bischöflichen Räthe auf Abweisung an: „Hätten sie sich einst des größern Vogels (des Markgrafen Albrecht) erwehrt, so würden sie sich jetzt vor dem kleineren nicht fürchten. Der Anstifter der Ermordung des Bischofs Melchior sei zu bestrafen, nicht zu beschenken". Der Hauptthäter, Christoph Kretzer, wurde mit der Acht belegt; er gerieth einige Zeit nachher in die Gewalt des Würzburger Bischofs und entleibte sich selbst durch einen Strang. Konnte nicht dieselbe Strafe nachträglich auch über Grumbach verhängt werden? Um dieser Gefahr zu entgehen, pflanzte der Ritter im Bunde mit mehreren seiner ehemaligen Kriegsgenossen aus dem fränkischen Adel, wie Wilhelm von Stein, Ernst von Mandelsloh, Albrecht von Rosenberg, Jobst von Zedtwitz, die Fahne der Selbsthülfe auf. Sie alle klagten, von dem Bischof in ihren Gütern und Rechten verletzt zu sein. Sie wollten beweisen, daß das Schwert mehr als der Krummstab der Bischöfe und die Schreibfeder der kaiserlichen Juristen vermöge. Es war eine Wiederholung der alten Fehde der Reichsritterschaft gegen die landesfürstlichen Gewalten.

Der Engelseher. Fehde und Acht.

Der Plan war im großen Maßstabe angelegt: Nicht nur daß ein Theil des mitteldeutschen Adels in das Complot verflochten war, Grumbach hatte auch einen starken Hinterhalt an dem Herzog Johann Friedrich und seinem Kanzler Brück. War das Unternehmen schon an und für sich abenteuerlich genug, so wurde es noch phantastischer durch das Hereinspielen wunderlicher, abergläubischer Elemente. Ein Bauernjunge aus Sundhausen bei Gotha, der „Engelseher" oder „Hans Tausendschön" genannt, kam in den Ruf, Visionen zu haben und die Gabe des Hellsehens und der Weissagung zu besitzen. Nicht genug, daß er vorgab, in einem Gewölbe liege ein Schatz verborgen, den nur er oder der Herzog mittelst einer Springwurzel zu heben vermöchten, er sprach auch in räthselhaften Worten von der künftigen Erhöhung des Fürsten. Grumbach nahm den Engelseher in seine Dienste; auch Johann Friedrich ließ ihn öfters in das Schloß kommen. Schwerlich hat der fränkische „Junker" großen Werth auf die verheißene Hülfe der Geister gelegt; aber er verschmähte nicht die Wirkung alles Mystischen und Geheimnißvollen auf die Phantasie: als er zu einem Angriff gegen das Stift sich für stark genug hielt, nahm er den „Engelseher" mit sich auf den Feldzug. Das Unternehmen gelang. Würzburg wurde von dem reichsritterlichen Kriegsvolk mit
1. Okt. 1563. leichter Mühe erstürmt, der Bischof, der sich nach dem Frauenberg geflüchtet, und sein

Domcapitel unterzeichneten einen Vertrag, in dem alle Forderungen Grumbachs und seiner Genossen bewilligt waren. Aber wie sollte sich der geistliche Herr zu Zugeständnissen verpflichtet halten, die man ihm mit Gewalt abgenöthigt hatte und die er für ungerecht hielt? Auch die fränkischen Kreisstände wollten nicht ein Verfahren gutheißen, das so stark an die markgräflichen Kriegserpressungen erinnerte. Und am wenigsten konnte der Kaiser zugeben, daß die durch den Augsburger Frieden geschaffene Ordnung durch einen so offenen Landfriedensbruch gestört werde. Er gebot daher, daß die auf ein solches Verbrechen durch die Reichsgesetze gelegte Strafe der Aechtung sofort ausgeführt werde, und richtete an den Herzog Johann Friedrich, bei welchem Grumbach nach seinem Abzug von Würzburg Aufnahme gefunden, ein drohendes Mandat, die Frevler nicht zu hegen und zu hausen.

Aber der Herzog hatte sich mit Grumbach und seinen Genossen schon zu tief eingelassen; und da im Juli des nächsten Jahres durch den Tod Ferdinands im Reichsregiment ein Wechsel eintrat, so glaubte er mit deren Hülfe seine Herrschterträume, in welche ihn die Gesichte des Engelsehers immer mehr einwiegten, verwirklichen zu können. Er verlegte seinen Wohnsitz von Weimar in das durch Schloß Grimmenstein gedeckte Gotha, offenbar in der Absicht, dem „Achtsexecutionsmandat", das Maximilian auf dem Reichstag zu Augsburg erneuerte und dem Herzog zustellen ließ, Trotz zu bieten und den Aechtern, die sich mit ihren Anhängern bei ihm einstellten, Schutz und Sicherheit zu gewähren. Auch der Engelseher kam mit dem „Junker" nach Gotha. Umsonst bemühte sich Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, seinen Schwiegersohn von dem gefährlichen Wege abzubringen. Johann Friedrich verachtete alle Warnungen. Niemand könne von ihm verlangen, daß er wider fürstliche Ehre, Treue und Gewissen einen unschuldig Verfolgten seinen boshaften Feinden preisgebe. Aus Haß gegen die Meißner Verwandten, die den Ernestinern das Kurfürstenthum geraubt, lieh er sein Ohr den thörichtesten Vorspiegelungen. Die Beschuldigungen Augusts, daß man von Gotha aus seinem Leben nachstelle, waren nur zu begründet; der Engelseher wußte viel von bevorstehenden Katastrophen zu berichten. Um nicht in den vorauszusehenden Sturz Johann Friedrichs verwickelt zu werden, trennte sich der jüngere Bruder, Johann Wilhelm, von dem Erstgebornen und bewirkte, daß der Coburgische Theil des väterlichen Erbes ihm als selbständiges Fürstenthum übertragen ward. *Die Aechter von Johann Friedrich geschützt. 1566.*

Da der Herzog den kaiserlichen Mandaten zum Trotz den geächteten Reichsritter nicht von sich wies und den Umsturzplänen der Friedensbrecher, bei denen es in erster Linie auf die Kurlande abgesehen war, immer offener Vorschub leistete, so wurde die Reichsacht auch über ihn verhängt und die Vollziehung dem Kurfürsten von Sachsen übertragen. Vier Reichskreise sollten die Executionstruppen aufbringen. Johann Friedrich empfing die Herolde, welche ihm das kaiserliche Achtsmandat und Augusts Absagebrief überbrachten, ruhig und gelassen; er beschenkte jeden mit den neugeprägten Goldmünzen, welche die Kurschwerter mit der Umschrift „geborner Kurfürst" zeigten. Er mochte glauben, die Ausführung werde sich bis Frühjahr verziehen, mittlerweile könne er sich rüsten und von Außen Hülfe erlangen. Hatte er denn nicht unter dem deutschen Fürstenstand viele Verwandte und Freunde, und konnte denn nicht Grumbach bei seinen alten Verbündeten in Frankreich Hülfe erwirken? Aber schon um Weihnachten erschienen August und Johann Wilhelm in voller Schlachtordnung vor Gotha und begannen den Belagerungskrieg. Der Herzog und seine Freunde verloren indessen den Muth nicht; es befand sich hinreichend Kriegsvolk in der Stadt, auch vom Adel, so daß man einen kräftigen Widerstand leisten konnte gegen den treulosen Blutsverwandten, „der sich zur Unterdrückung der evangelischen Religion mit den Baalspfaffen vereinigt und ihm sogar seinen Bruder abprakticirt habe". Die Engel ließen sich auch während des *Der Herzog mit der Acht belegt. 12. Decbr. 1566. Belagerungskrieg vor Gotha.*

Krieges vernehmen und belebten die Hoffnungen des „gebornen Kurfürsten". Aber mit der Zeit schwanden die Mittel der Vertheidigung dahin. Der erwartete Entsatz von Außen fand sich nicht ein, während das Belagerungsheer fort und fort verstärkt ward. Die Soldzahlungen stockten aus Mangel an Geld; unter dem Kriegsvolk riß Unzufriedenheit und Meuterei ein; Schriftstücke, welche die Belagerer in die Stadt zu bringen wußten, enthüllten die eigentliche Ursache des Kriegs, die man bisher den Einwohnern vorenthalten hatte, die Bergung und Beschützung eines Geächteten. Der Versuch des Obersten von Brandenstein, des Commandanten der Festung, durch Drohungen die Unzufriedenheit zu dämpfen, hatte den entgegengesetzten Erfolg. Kriegsvolk und Bürger gingen zum offenen Aufstand über, setzten Brandenstein im Rathhaus gefangen und stürmten auf das Schloß. Sie wollten die „Braut" haben, schrien sie dem Herzog entgegen, so bezeichneten sie den geächteten Grumbach. Vergebens suchte Herzog Friedrich die lärmende Menge mit bittenden Worten zu beruhigen und einen Aufschub zu erlangen; sie bestand auf ihrer Forderung. Das Schloß wurde durchsucht, der Kanzler Brück und der Engelseher, die man zuerst entdeckte, mußten nach dem Rathhause ins Gefängniß wandern; endlich fanden sie auch den Ritter in einem Schubbette versteckt. Er wurde auf langen Büchsenrohren durch die Stadt getragen und dann ebenfalls in Gewahrsam gebracht; ebenso Wilhelm von Stein und der übrige Grumbach'sche Anhang. Darauf erwählten die Aufständischen einen Ausschuß, der mit den Kriegsfürsten vor der Stadt wegen einer Capitulation verhandeln sollte. Da der Kurfürst gerade bei dem Begräbniß des Landgrafen Philipp von Hessen in Kassel abwesend war, so dauerte die Belagerung noch einige Tage fort. Erst nach der Rückkehr Augusts, in dessen Hände der Kaiser die Entscheidung gelegt hatte, erfolgte im Feldlager vor Gotha der Abschluß des Capitulationsvertrags. Der Herzog mußte sich ohne Vorbehalt auf Gnade und Ungnade ergeben; Stadt und Schloß sammt allem Kriegsvorrath sollten dem Kurfürsten und den kaiserlichen Commissarien eingeräumt, die Gefangenen und alle Anhänger und Genossen der Aechter ausgeliefert, die Besatzung entlassen werden. Die Bürgerschaft sollte knieend Abbitte thun und durch einen neuen Huldigungseid dem Herzog Johann Wilhelm sich verpflichten, zu ihm und seinen Erben allein zu halten. Die Unterwerfung erfolgte an demselben Sonntag Misericordias Domini, an welchem vor zwanzig Jahren in der Schlacht bei Mühlberg Johann Friedrich der ältere Land und Freiheit verloren hatte; jetzt erlitt der Sohn dasselbe Schicksal. Als die Besatzung aus dem Thore zog, bemerkte man einen Reiter mit hohem Federbusch auf muthigem Rosse; es war ein schwäbischer Patricier, David Baumgärtner, der sich der Reichsritterschaft angeschlossen hatte. Kurfürst August, in dieser Haltung den trotzigen widerspenstigen Geist der Ruhestörer erkennend, schlug sein Faustrohr auf ihn und ließ ihn in Haft bringen.

Meuterei u. Aufstand in der Stadt 4. April 1567.

Die Capitulation 13. Apr.

Der Herzog in Gefangenschaft abgeführt.

Am Nachmittag erfolgte der Einzug. Im Schloßhofe stand Johann Friedrich; er grüßte ehrerbietig den siegreichen Vetter, aber dieser eilte stolz vorüber, ohne den Gruß zu erwiedern. Zwei Tage nachher sahen die Einwohner von Gotha ihren bisherigen Herrn auf einem Viergespann durch die Stadt fahren, in die er nie wieder zurückkehren sollte. Er wurde zuerst nach Dresden geführt und dann nach einem Verhör vor den kaiserlichen und kurfürstlichen Räthen, unter denen sich Christoph von Carlowitz befand, über Böhmen und Mähren nach Oesterreich gebracht. Am 22. Juni fuhr er durch die engen Gassen Wiens, in offenem Wagen, einen großen „Schaubhut" auf dem Kopfe. Der strömende Regen hielt das Volk nicht ab, dem Einzug eines gefangenen Herzogs beizuwohnen. Einige Tage später kam er in dem Schloß zu Wienerisch-Neustadt an, das ihm zum immerwährenden Gefängniß angewiesen war.

Mittlerweile wurden in Gotha die Strafgerichte in der grausamen Weise jener Zeit über Urheber und Theilnehmer des aufrührerischen Unternehmens abgehalten. Der Kurfürst, Johann Wilhelm und der Herzog von Holstein wohnten hinter einem grünseidenen Vorhang sitzend dem Verhöre bei. Unter der Pein der Folterung gestand Grumbach, es sei der Plan gewesen, Reiter und Fußvolk in beträchtlicher Zahl aufzubringen, damit zunächst die Stadt Erfurt zu überfallen, dann von dort aus mit der einen Hälfte des Heeres die Bisthümer am Main und Rhein zu besetzen, mit der andern in Sachsen einzudringen, den Kurfürsten August zu vertreiben und Johann Friedrich wieder in seine erbliche Würde einzusetzen, ja, wenn ihnen auswärtige Hülfe geworden, zum Kaiser zu machen. Die Gerichtsverhandlungen dauerten nur wenige Tage; wo freie Geständnisse nicht zureichten, da halfen die Torturen. Schon am 18. April erlitt der vierundsechzigjährige Grumbach die entsetzliche Todesstrafe, die der Kurfürst „aus angeborner Güte" über ihn erkannt hatte. Nachdem man ihm, auf die Schlachtbank gebunden, bei lebendigem Leibe das „falsche" Herz ausgerissen und vor die brechenden Augen gehalten, wurde sein Körper in vier Stücke zerhauen. Dieselbe entsetzliche Todesstrafe mußte auch der Kanzler Brück erleiden. Unter den Qualen des Todeskampfes hörte man ihn ausrufen: „Barmherziger Gott, erbarme dich meiner". Umsonst hatte er gebeten, ihm vor dem Viertheilen den Kopf abzuschlagen; Stein, Brandenstein und David Baumgärtner, „der herrlich gekleidet war", wurden mit dem Richtschwert enthauptet; Beier und Hänsel Tausendschön, der „Engelseher", an den Galgen geheftet. Die verstümmelten Ueberreste der Hingerichteten wurden neben der Landstraße auf Säulen befestigt. Kurfürst August verherrlichte seinen Sieg über die Stadt Gotha durch eine Denkmünze mit der Umschrift: tandem bona causa triumphat. So unerbittlich war seine Rache, daß Justus Jonas, der Sohn des Freundes von Luther, der einst von dem Herzog zu Gesandtschaften und Unterhandlungen sich hatte gebrauchen lassen, dann aber als Rath bei dem König von Dänemark angestellt worden war, auf des Kurfürsten Betreiben in Kopenhagen verhaftet und enthauptet ward. Schloß Grimmenstein und die Festungswerke von Gotha wurden niedergerissen; das Herzogthum Weimar-Gotha dem Bruder Johann Wilhelm übertragen. *Das Strafgericht zu Gotha.*

Auf die ersten Berichte von den Vorgängen in Gotha meinte Kaiser Maximilian, das Heilmittel habe das Maß überschritten; als ihm aber die herzogliche Kanzlei mit den Aktenstücken zugestellt worden, gewann er die Ansicht, daß Johann Friedrich mit Anschlägen und Plänen umgegangen, welche, wenn sie gelungen wären, dem deutschen Reich und selbst dem Kaiser zu großem Schaden und Verderben gereicht haben würden. Daher blieben auch alle Bitten und Gesuche der Reichsfürsten, vorab der geistlichen Kurfürsten, um Befreiung des Herzogs aus der Haft fruchtlos. Auch die Gemahlin des Unglücklichen, Elisabeth, die edle Tochter des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, flehte vergebens um Freilassung oder mildere Behandlung des Gefangenen; Maximilian verwies sie an den Kurfürsten von Sachsen, ohne dessen Einwilligung er in der herzoglichen Angelegenheit nichts vornehmen könne; dieser aber verfolgte das blutsverwandte Haus mit unversöhnlichem Groll; der Herzogin mochte er noch außerdem die calvinischen Neigungen ihres Vaters nachtragen. Nur so viel konnte erzielt werden, daß die beiden Söhne des Herzogs, Johann Casimir und Johann Ernst, das väterliche Erbe, die Aemter Coburg, Salzungen, Gerstungen, Eisenach u. a. sammt den dazu gehörigen Städten zurückerhielten. Als Elisabeth an der Freilassung des Gemahls verzweifelte, reiste sie von Eisenach nach Wien, und erwirkte am kaiserlichen Hofe die Erlaubniß, daß sie die Gefangenschaft desselben theilen durfte. Und so lebten denn die Ehegatten viele Jahre gemeinschaftlich in dem Schloß von Wienerisch-Neustadt. Den Unterhalt mußten die Söhne bestreiten, eine schwere Last für das *Ausgang des Herzogs.* *1570. 71.*

thüringische Land. Nach Maximilians Tode wurden neue Verhandlungen über die Entlassung eingeleitet. Da aber der Gefangene nicht auf die unehrenhaften Bedingungen, die ihm gestellt wurden, eingehen wollte, so zerschlug sich die Sache. Am 8. Februar 1594 starb Elisabeth, nachdem sie zweiundzwanzig Jahre dem Gemahl durch ihre treue Gesellschaft das Schicksal erleichtert. Bald nachher wurde Johann Friedrich wegen nahender Türkengefahr nach dem Schlosse zu Steyer übergeführt. Dort folgte er der Gattin im nächsten Jahr ins Grab (9. Mai 1595). Beider Leichen wurden in Coburg eingesenkt. „Allein das Evangelion ist ohne Verlust", lautete die Inschrift einer auf seinen Tod geprägten Denkmünze.

Kurfürstentag zu Regensburg und Maximilians Tod. 1575. 1576. Die letzten Regierungsjahre Maximilians II. stellen ein ganz anderes Bild der öffentlichen Verhältnisse in Deutschland dar als der Anfang. Die Möglichkeit einer religiösen Einigung, an welche sich damals alle vaterländisch gesinnten Männer angeklammert hatten, war in weite Ferne gerückt. Schon rüstete Rom zum offenen Kampf; schon wurde in Fulda, wo der evangelisch erzogene Abt Balthasar alle Unterthanen des Stifts zu den katholischen Kirchengebräuchen anhielt und alle Widerstrebenden vertrieb, so wie auf dem Mainzer Eichsfeld und anderwärts die in Augsburg mühsam erworbene Religionsduldung außer Acht gesetzt. Der Kaiser selbst, wenn auch in seiner religiösen Ueberzeugung unverändert, war schwankend und haltlos geworden. Von einer Parteinahme für die katholische Sache hielt ihn seine religiöse Meinung zurück, von einem kühnen Ergreifen des Gegentheils die Rücksicht auf die spanischen Verbindungen und die Hoffnung, im Bunde mit dem Papste die polnische Krone für sich oder seinen Sohn zu erlangen. Das friedliche Einvernehmen zwischen ihm und den deutschen Fürsten, das zwei Jahrzehnte angedauert, ging seinem Ende entgegen. Noch unter Kaiser Maximilian II. gab die Frage nach der Gültigkeit und Rechtsbeständigkeit des „geistlichen Vorbehalts" und der „Ferdinandeischen Declaration" Anlaß zu lebhaften und gereizten Auseinandersetzungen zwischen den Ständen des Reichs. Es zeigte sich, daß auf so unsichern und bestrittenen Grundlagen ein friedliches Nebeneinanderleben der Confessionen nicht zu hoffen war, namentlich seitdem mit Anfang der siebziger Jahre die Gegenreformation in den geistlichen Gebieten planmäßig und bewußt ins Werk gesetzt wurde. Auf dem Kurfürstentage zu
1575. Regensburg, den Maximilian zum Zwecke der Wahl seines Sohnes Rudolf einberief, wollten die weltlichen Kurfürsten, unter der Führung von Kurpfalz, den künftigen Kaiser nicht nur auf den Religionsfrieden, sondern auch auf die „Declaration" verpflichten. Wären jene einig gewesen, wären nicht Sachsen und Pfalz durch mancherlei politische, dogmatische und persönliche Differenzen getrennt worden, so konnte damals die Sache endgültig entschieden werden. So aber wurde die Wahl vollzogen, ohne daß die Declaration als Reichsgesetz anerkannt worden wäre. „Sie sei ein kräftiger kaiserlicher alter Brief, dessen Würde und Wirkungen Niemand bestreiten dürfe", versicherten die Protestanten, begnügten sich aber mit dem kaiserlichen Versprechen, auf dem nächsten Reichstag die Sache zu entscheiden. Inzwischen dauerten die Gegenreformationen ruhig

fort. Und auch der nächste Reichstag brachte keine Lösung. Die katholische Reaction, die sich seit dem Tridentiner Concil so mächtig erhoben, wollte von einem Zugeständniß nichts wissen. Um den Eifer der katholischen Reichsstände zu entflammen, war der gewandte Kardinal Morone nach Regensburg gekommen, und entledigte sich seiner Aufgabe so trefflich, daß die protestantischen Anträge abermals zu Boden fielen. Mitten im Drang dieser unvereinbaren Gegensätze starb Kaiser Maximilian II. So sehr glaubte man ihn im Herzen der evangelischen Religion zugethan, daß seine Gemahlin auf die Kunde von seinem Tode fragte, ob er im katholischen Glauben gestorben sei. Erst als man ihr dies versicherte, gab sie ihrem Schmerze Ausdruck. 1576. 11. Okt. 1576.

d. Das protestantische Deutschland. Die Concordienformel und der Kanzler Crell.

Um die Zeit, da Kaiser Maximilian II. aus dem Leben schied, in Sachsen der Kryptocalvinismus mit eisernem Tritt zu Boden geworfen war und in Kurpfalz eine neue Aenderung der kirchlichen Dinge bevorstand, tauchte in dem evangelischen Deutschland der Gedanke auf, durch eine Glaubensformel alle Bekenner Augsburger Confession zu vereinigen, damit einerseits der Calvinismus fern gehalten, andererseits dem aggressiven Vorgehen der päpstlichen Kirche ein Damm entgegengeworfen werde. Wenige Tage nach dem Kaiser starb Pfalzgraf Friedrich III. (26. Okt. 1576), einer der trefflichsten Fürsten seiner Zeit, ausgezeichnet durch geistige Kraft und Bildung, durch sittliche Tugend und Frömmigkeit. Die Universität Heidelberg war unter ihm zu hoher Blüthe gelangt, der Wohlstand des Landes hatte sich bedeutend gehoben, der Volkserziehung und sittlichen Zucht hatte er die größte Fürsorge gewidmet. Auch die Glaubensverwandten im Auslande lagen ihm am Herzen. Wir wissen, wie tapfer sein dritter Sohn Johann Casimir, den er seinen „geistlichen Waffenträger" nannte, den Hugenotten und Oraniern mit dem Schwerte beigestanden; ein anderer Sohn, Christoph, in ritterlichen Künsten wie in klassischen Studien gleich hervorragend, hatte auf der Mookerhaide sein junges Leben gelassen (S. 615); eine niederländische Flüchtlingsgemeinde, die in Kloster Frankenthal angesiedelt ward, legte mit andern Confessionsverwandten und mit Wiedertäufern vereinigt den Grund zu einer gewerbsamen Stadt. Desto schmerzlicher war es dem Kurfürsten, daß sein Erstgeborner und Erbe, der Kurprinz Ludwig, in religiösen Dingen anders dachte als der Vater. Dem lutherischen Lehrbegriff eifrig ergeben, hatte er in der Oberpfalz, wo er viele Jahre als Statthalter regierte, die von Otto Heinrich eingeführte Kirchenform nach der Augsburger Confession gegen die väterlichen Anordnungen aufrecht erhalten. Seine Ansichten theilte auch seine Gemahlin Elisabeth, Tochter Philipps des Großmüthigen von Hessen, die ihres Vaters tolerante, weitherzige Natur nicht geerbt hatte. Grollenden Herzens gegen die geistlichen Rathgeber Friedrichs, welche die calvinische Lehr- Die Pfalz unter Kurfürst Ludwig VI. 1576—1583.

weise auch in Amberg zur Geltung zu bringen getrachtet, kam Ludwig nach der Pfalz, und kaum war die Leiche seines Vaters zur Ruhe bestattet, so begann er offenen Krieg gegen dessen kirchliche Schöpfung. Die Mitglieder des Kirchenraths, vor Allen Olevian, wurden entlassen und zum Theil des Landes verwiesen, in den Hauptkirchen der lutherische Gottesdienst hergestellt, Beamte, Prediger, Schullehrer, wofern sie nicht den calvinischen Irrlehren entsagen wollten, ihrer Stellen entsetzt, an die Universität und in die Kirchenämter lutherische Theologen und Geistliche aus Sachsen und Würtemberg berufen, die Collegien durch Ausweisung der Renitenten entvölkert. Die Vertriebenen und Bedrängten fanden eine Zufluchtsstätte in der linksrheinischen Pfalz, in Lautern und Neustadt, welche dem jüngeren Bruder Johann Casimir als Erbtheil zugefallen war. Das Casimirianum in Neustadt wurde eine berühmte reformirte Lehranstalt, die der Heidelberger Hochschule manchen Abbruch that. Nur der angebornen Gutmüthigkeit des Kurfürsten war es zuzuschreiben, daß der religiöse Druck nicht so gewaltthätig auftrat wie in Sachsen, daß der Eifer der Lutheraner in gewissen Schranken gehalten ward.

Andreä und die lutherische Glaubensformel.

Jetzt schien der Zeitpunkt gekommen, die gesammte evangelische Welt zu einer Uebereinkunft über die kirchlichen und dogmatischen Streitfragen auf Grund des lutherischen Bekenntnisses zu bringen, durch welche für die Zukunft allem Hader im Schooße der Augsburger Confessionsverwandten vorgebeugt werden sollte. Seitdem in Sachsen die Philippisten unterdrückt und die Torgauer Glaubensregel zur Geltung gebracht, seitdem in Brandenburg der von Joachim II. eingehaltene unbestimmte confessionelle Standpunkt von seinem Nachfolger Johann Georg aufgegeben und das Kurfürstenthum durch eine neue „Kirchenordnung" im J. 1572 den übrigen lutherischen Ländern näher geführt worden, seitdem nun auch in Kurpfalz dem Calvinismus seine wichtigste Freistätte entzogen war, schien ein Consensus aller lutherischen Confessionsverwandten mehr als je erreichbar. Schon seit Jahren hatte sich ein Würtemberger Theolog, Jacob Andreä, Professor und Kanzler der Universität Tübingen, Mühe gegeben, den deutschen Fürsten und ihren geistlichen Räthen die Nothwendigkeit einer Vereinigung ans Herz zu legen. Ein Mann von lebhafter Rede und rastloser Thätigkeit, strebte er nach dem Ruhme, als Führer der theologischen Weltbewegung, als Vollender des Reformationswerkes anerkannt zu werden. Wie viele Reisen hat er nicht unternommen, wie viele Gespräche mit Fürsten und einflußreichen Kirchenmännern hat er nicht gehalten, wie sehr hat er nicht seinen dialektischen Geist und seinen Scharfsinn angestrengt, um die streitigen Glaubens- und Kirchenlehren in eine Form zu bringen, in welcher sie von allen Parteien angenommen und unterschrieben werden möchten. Den Calvinisten freilich sollte darin keine Stätte gewährt werden; vielmehr gedachte man durch strenge Aufrechthaltung der leiblichen und wirklichen Gegenwart Christi im Sacramente des Altars der zwinglisch-calvinistischen Auffassung, die man absichtlich als eine und dieselbe Vor-

stellung behandelte, jeden Zugang in deutsche Lande abzuschneiden; dagegen sollte die in Lehrbegriff, Cultus und Verfassung geeinigte lutherische Kirche eine feste Burg und Wehr gegen römische Gewaltthat und Hinterlist bilden. Nach langen und schwierigen Unterhandlungen und Vorarbeiten brachten die mit dem Unionswerk betrauten lutherischen Theologen verschiedener Landeskirchen, an ihrer Spitze die „Triumvirn" Andreä, Selneccer und Chemnitz, eine Eintrachtsformel im Geiste der damals in Dresden herrschenden Hoftheologie zu Stande, die am 28. Mai 1577 im Kloster Bergen bei Magdeburg vollendet und dann allen evangelischen Reichsständen zur Annahme dargeboten ward.

In diesem Concordienwerk, heißt es in Hase's Kirchengeschichte, „wird die Heilige Schrift als alleinige Glaubensnorm anerkannt und ihre volle Einstimmigkeit mit Luther vorausgesetzt. Mit dem Evangelium, das allein Seligkeit schafft, soll das Gesetz gepredigt werden, zur Abschreckung der Bösen, zur Erkenntniß der Sünde, den Gläubigen zur Zucht und Belehrung. Es gibt Adiaphora, aber in Zeiten der Verfolgung ist auch das Gleichgültige wichtig wegen der Folgerungen. Die Rechtfertigung durch den Glauben allein ist von der nachfolgenden allmählichen Heiligung genau zu scheiden. Gute Werke sind nicht nöthig zur Seligkeit, aber wahrhaft gute Werke folgen nothwendig aus dem wahren Glauben. Jede Mitwirkung des Menschen zur Besserung ist ausgeschlossen, aber die Augustinische Erbsünde wird, mit Verwerfung des Flacianischen Aergernisses, hingestellt ohne Vermittelung neben die Allgemeinheit der göttlichen Gnade. Die entstellte Abendmahlslehre Calvins und die Prädestination wird verdammt, das lutherische Abendmahl durch die Allgegenwart des Leibes Christi begründet kraft einer gewissen mit der Empfängniß entstandenen gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften seiner beiden Naturen".

Diese Glaubensformel, worin die schwierigsten Lehren mehr durch die Unbestimmtheit des Ausdrucks verdeckt als aufgehellt waren, mit der Verwarnung an alle frommen Christen, „nicht vorwitziger Weise mit ihrer Vernunft in solchen Geheimnissen zu grübeln", sollte nun von allen protestantischen Reichsständen angenommen und als Landesgesetz eingeführt werden. Allein diese allgemeine Zustimmung zu erzielen, war eine nicht minder schwierige Aufgabe, als die Abfassung. Man dachte zuerst an eine Synode, aber die Furcht vor neuen Verwirrungen durch zu große Meinungsverschiedenheit bewirkte, daß man diesen Gedanken fallen ließ und vorzog, durch die Regierungsbehörden das Glaubensinstrument zur Einführung zu bringen. Zu dem Zwecke reisten die kurfürstlichen Commissäre, Andreä und Selneccer an der Spitze, in Stadt und Land umher und forderten die Pfarrer und Schullehrer zur Unterzeichnung des Aktenstückes auf. Wer sich nicht willig zeigte, sollte seine Stelle verlieren. In Sachsen und Thüringen ging die Annahme ohne erheblichen Widerspruch vor sich. Der Kurfürst, der die Concordienformel als den Ausdruck seiner eigenen Gesinnung ansah, wollte es so haben, und wer hätte seinem drohenden Gebote zu widerstehen gewagt? Nach dem Verlesen wurde sofort die Unterschrift verlangt. Es war mir, sagte später einer der Geistlichen zu Andreä, als stände ich am Sinai und

Die Einführung.

hörte die Bekanntmachung des mosaischen Gesetzes unter Blitz und Donner. Rücksichten auf Amt und Familie machten die Herzen willig und die Gewissen fügsam. Der Volkswitz legte den Predigerfrauen die Worte in den Mund: „Schreibt, lieber Herre, schreibt, Auf daß Ihr bei der Pfarre bleibt". So gab es in den sächsischen Landen nur wenige Widerstrebende, die man abzusetzen brauchte. In einigen Monaten des Jahres 1578 war die Eintrachtsformel im Kurstaate und in den Herzogthümern zum Landesgesetz gebracht. Die zelotischen Hofprediger Listenius und Mirus waren allmächtig bei Hofe und im Lande. Auch in Brandenburg, Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg, in Würtemberg, in den meisten Reichsstädten, wurde das Einigungswerk angenommen. Auf größere Schwierigkeiten stieß dasselbe in der Pfalz. So eifrig ergeben immer Kurfürst Ludwig der lutherischen Glaubens- und Kirchenform war, so erkannte er doch, wie bedenklich es sei, gegen eine Bevölkerung, die der Mehrheit nach dem Calvinismus zuneigte, Gewissenszwang zu üben. Er wollte nichts von einer „Verdammung" der Andersgläubigen wissen, wie es in der Formel stand, höchstens von einer „Mißbilligung" ihrer Lehren. Wie viele Mühe gaben sich die Eintrachtsboten durch Unterhandlungen und Milderungen der Ausdrücke die Abneigung des Pfälzers zu brechen! Und als es ihnen zuletzt gelang, auch ihn zur Annahme zu bewegen, erwachten doch immer wieder von Neuem so manche Bedenken, daß die Einführung nur sehr unvollständig erfolgte und dem scharfen Instrument des Lutherthums seine Spitze abgebrochen ward.

Die Opposition. Die Bedenklichkeiten des Pfälzer Kurfürsten hatten ihre Hauptquelle in der Furcht vor den politischen Unannehmlichkeiten, die er durch die Einführung des lutherischen Glaubenswerkes seinem Lande bereiten könnte. Sein Bruder Johann Casimir nämlich hatte an die Bekenner der calvinischen Abendmahlslehre im Sept. 1577. Auslande einen Aufruf zu einer Versammlung in Frankfurt a. M. ergehen lassen, um dem verderblichen Plan einer religiösen Spaltung unter den Nichtkatholiken, wie die Concordienmänner vorhatten, zu vereiteln. Es stellten sich Abgeordnete von Frankreich, England, den Niederlanden, von Polen und Ungarn ein; die Schweiz und Böhmen gaben ihre Zustimmungen. Man kam überein, in einer von Hubert Languet verfaßten Zuschrift, welche eine Gesandtschaft unter der Führung des Engländers Robert Bel den evangelischen Fürsten Deutschlands mit Empfehlungsschreiben der Königin Elisabeth überbringen sollte, von diesem der gesammten protestantischen Sache so verderblichen Unternehmen abzumahnen. Sie sollten doch bedenken, hieß es in der Schrift, wie sehr eine solche Spaltung in ihrem eigenen Schooße der katholischen Kirche zu Statten komme in einem Momente, da dieselbe alle Mittel und Kräfte aufbiete, die Gegner der päpstlichen Autorität niederzuwerfen. Paulus lehre, es seien mancherlei Gaben und mancherlei Kräfte, nicht Allen sei Alles gegeben, warum wollten sie denn im Widerspruch mit dem christlichen Geiste die Andersdenkenden so vermessen verdammen? Sie würden nur die päpstlichen Umtriebe befördern,

die Deutschlands Kraft und Einheit zerstören wollten. In ähnlichem Sinne schrieb die englische Königin selbst an Friedrich II. von Dänemark. Die Augsburgische Confession, welche die Lutheraner als Feldzeichen aufpflanzten, werde auch von den übrigen Protestanten in den meisten Stücken anerkannt, nur in wenigen bestehe eine Meinungsverschiedenheit, welche menschliches Urtheil und menschliche Einsicht nicht zu entfernen vermöge; dafür möge christliche Frömmigkeit und Liebe mitwirken. Man hätte denken sollen, solche Worte würden den Fürsten zu Herzen gegangen sein. Aber der religiöse Fanatismus hatte um die Gemüther einen eisernen Panzer gezogen, durch den keine Stimme der Vernunft und Vermittelung zu dringen vermochte. Um den rechthaberischen Eigensinn und den eiteln Ehrgeiz etlicher Hofprediger und Kathedermänner zu befriedigen, welche die in einigen Dingen abweichenden Glaubensgenossen mit einem Sturmregen von Verleumdung und Verdächtigung übergossen, brachten die Fürsten die Ruhe ihrer Staaten, die Wohlfahrt und Sicherheit des Reiches zum Opfer, viele von ihnen in der Meinung, Gutes zu thun und für das Seelenheil ihrer Unterthanen zu sorgen, umnebelt von den theologischen Sophismen, die sie von der Bahn des Rechts und der Wahrheit in die Irrgewinde der Willkür und Heuchelei verleiteten. Die Gesandten der Reformirten wurden mit ausweichenden Antworten entlassen, und die Concordienformel in den meisten lutherischen Ländern nach und nach als Landesgesetz eingeführt.

Gegner und Freunde.

Doch waren die Vorstellungen der Reformirten nicht ohne jede Wirkung geblieben. Wie sehr auch Andreä die Anhänger der streitenden Kirche Calvins, die damals in Frankreich und Holland ihr Herzblut für die religiöse Freiheit vergossen, als Ungläubige und Aufrührer verlästerte, die Concordienformel wurde doch nicht von allen evangelischen Reichsständen angenommen; nicht nur, daß der Landgraf Wilhelm von Hessen, die Fürsten von Nassau, Anhalt, Pommern, Holstein, die Reichsstädte Bremen, Nürnberg, Straßburg u. a. mit ihrer Zustimmung zurückhielten, „weil die Schrift nach verschiedenen Seiten hin zu strenge abschließe"; manche, die ihre Unterschrift bereits gegeben hatten, wie Pfalzgraf Johann von Zweibrücken und Richard von Simmern, zogen sie wieder nach „besserer Ueberlegung" zurück. Selbst der Herzog Julius von Braunschweig, welcher über zehntausend Reichsthaler für das Zustandekommen des Werks hingegeben hatte, und dessen Hofprediger Chemnitz ein so eifriger Mitarbeiter war, zog sich zurück, verletzt in seiner fürstlichen Ehre durch die Vorwürfe papistischer Anbequemung bei der Installation seines Sohnes als Bischof von Halberstadt, und da, wie Chemnitz nach Dresden meldete, „der heilige Geist vom Herzog gewichen", so vermochte sich die Formel weder im Lande Braunschweig, noch in Helmstädt durch eigene Kraft zu erhalten. In Hamburg, Lübeck, Rostock u. a. O, wurde das Werk verschmäht „als zu milde und flatterig" und weil darin der Frankfurter Receß (X, 824) als ein „christlicher Abschied" bezeichnet war. Selbst die beiden Theologen Andreä und Chemnitz, welche noch die letzte Revision im Kloster Bergen vornahmen, geriethen über der Arbeit in bittere Feindschaft, so daß Chyträus die Eintrachtsstifter, zu denen er einst selbst gehört hatte, mit einer Genossenschaft von acht Räubern verglich, die sich unter einander erwürgt hätten, bis zuletzt nur noch einer übrig geblieben. Mit der Concordienformel wurden auch die übrigen symbolischen Bücher bestimmt, welche das

allgemeine Gesetzbuch des Kirchenglaubens bilden sollten, nämlich die drei alten ökumenischen Glaubensbekenntnisse (das apostolische, nicänische, athanasianische), die unveränderte Augsburgische Confession und Apologie, die Schmalkaldischen Artikel und Luthers Katechismen. Am 25. Juni 1580 wurde sodann das ganze Concordienbuch mit Vorrede und Unterschrift der Reichsstände, welche damit einverstanden waren, an Zahl sechsundachtzig, zu Dresden deutsch ausgegeben, „die Magna Charta des deutschen Lutherthums in seiner Isolirung", aber den Calvinisten und Katholiken ein Gegenstand des Spottes als „Zwietrachtsformel". In Kurpfalz wurde bei der Einführung mit Milde verfahren; dennoch litt dabei die Universität Heidelberg manchen Schaden. Dieser würde mit der Zeit noch größer und allgemeiner geworden sein, wenn nicht Kurfürst Ludwig VI., noch ehe die beabsichtigten strengeren Maßregeln zur Anwendung
12. Okt. 1583. kommen konnten, mit Tode abgegangen wäre. Da sein Sohn Friedrich (IV.) erst neun Jahre zählte, so übernahm nun Johann Casimir die vormundschaftliche Regierung, schaffte das Concordienbuch ab und stellte die kirchliche Ordnung wieder her, wie sie zur Zeit seines Vaters bestanden. Kurfürst August von Sachsen dagegen beharrte bei dem durch das lutherische Glaubensbuch aufgestellten Lehrsystem. In dem wichtigen Kölner Streit, von dem wir bald hören werden, stellte er sich auf die Seite der Altkirchlichen, weil Erzbischof Gebhard dem Calvinismus zuneigte. Mit Heinrich von Navarra wollte er nur in Verbindung treten, wenn die Hugenotten die Concordienformel annehmen würden. Doch schwand auch bei ihm der Eifer für die lutherische Orthodoxie ein wenig, als er nach Anna's Tod eine zweite Ehe mit der jugendlichen Tochter des freisinnigen Fürsten von Anhalt schloß. Peucer wurde nun auf Bitten der Braut und ihres Vaters in Freiheit gesetzt. Mit Verdruß bemerkten die lutherischen Eiferer diese Umwandlung. Sie ließen eine Münze schlagen, wie Adam durch der Eva Rath Gottes Gebot übertritt.

Sachsen unter Christian I. 1586—1591. Am 11. Februar 1586 starb Kurfürst August in einem Alter von sechzig Jahren. Ihm folgte sein Sohn Christian I., ein durch sorgfältige Erziehung und humanere Jugendeindrücke für gemäßigte religiöse Ansichten empfänglicher Herr ohne Eifer und engherzige Vorurtheile. Dieser wendete dem Manne, der ihn erzogen und gebildet hatte, dem Rechtsgelehrten Nicolaus Crell, sein ganzes Vertrauen zu. Er ernannte ihn zu seinem geheimen Rath mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß derselbe immer um seine Person sein solle, „um in den Sachen, darin er sein räthliches Bedenken begehren würde", ihm stets sogleich
Nicol. Crell. zur Hand zu sein. Crell hatte durch Reisen in Frankreich und in der Schweiz, wo er mit Beza in Genf verkehrte, freiere, weitherzigere Ansichten gewonnen; er theilte die Melanchthonische Richtung, wenn er gleich unter August damit zurückgehalten haben mochte. Nun glaubte er sich um so mehr berufen, die hochgehenden Wogen der orthodoxen Strömung zu besänftigen, da ja der verstorbene Kurfürst schon in gemäßigtere Bahnen eingelenkt hatte. Ein landesherrliches
Aug. 1588. „Mandat und Ausschreiben" an alle Unterthanen, sonderlich an die Superintendenten, Pfarrherren und Seelsorger, gebot confessionellen Frieden und Toleranz. Obwohl der Kurfürst, heißt es im Eingang, sich zu der reinen und ungefälschten Lehre bekenne, „gemäß den göttlichen und apostolischen Schriften, den drei vornehmen Symbolis und der Augsburgischen Confession", und wolle, daß diese „gründlich und treulich in Kirchen und Schulen seiner Lande und Stifte gehandelt

und vorgetragen werde"; so gebiete er zugleich, wie schon sein Vater gethan, den Predigern, „alles unzeitige und unnöthige, auch ärgerliche Gebeiß, Gezänk und Verdammniß, dessen sich Etliche mehr zur Zerrüttung, denn zur Erbauung der christlichen Gemeinde und aus gehässigem Gemüth eine Zeit her unterstanden, fürderhin zu unterlassen". Zugleich wurde in Dresden eine Censur für alle religiösen Schriften angeordnet. In diesem „Friedensmandat" sahen die Altlutheraner eine Begünstigung der calvinistischen Richtung. Seit der Concordienformel bildete das Eifern gegen alle Andersgesinnten den Hauptgegenstand aller Predigten, und nun sollte dieses beliebte Thema von der Kanzel verschwinden. Ein Sturm des Widerspruchs und der Verdächtigung erhob sich in den Reihen der Orthodoxen. Der Hofprediger Mirus sagte dem Kurfürsten, der ihm seine Schmähungen vorhielt, ins Angesicht, „Kurf. Gnaden werden dem heiligen Geist das Maul nicht stopfen"! Dafür wurde der übereifrige Zionswächter nach dem Königstein gebracht. Wenn schon jetzt die Klage unter das Volk drang, daß das Himmelreich Gewalt leide, daß der Landesfürst in den Händen der „Calviner" sei, die es auf die Verwüstung der lutherischen Kirche abgesehen hätten, so wurden die Klagen noch lauter, als Crell zum Staatskanzler ernannt ward. Denn da der Kurfürst von schwacher Gesundheit war und den Geschäften mit wenig Erfolg oblag, so kam das Regiment in geistlichen und weltlichen Dingen ganz in dessen Hände. Wie gerecht, wie umsichtig, wie energisch er sein Amt verwalten mochte, als die Consistorien, in welchen nach und nach die Männer melanchthonischer Richtung Boden gewannen, den Exorcismus bei der Taufe beseitigten, getreu der Ansicht ihres Meisters, daß die „Teufelsbeschwörung" als ein lediglich aus menschlichem Fürwitz entsprungener Zusatz wegzulassen sei, wurden die religiösen Leidenschaften des abergläubischen, von der Geistlichkeit geleiteten Volkes aufgestachelt. Es sei dies ein frevelhafter Versuch, den Calvinismus in die Kirche Luthers einzuschwärzen. Auf den Knien beschworen orthodoxe Prediger den Kurfürsten, die Neuerung in der Taufformel abzustellen. Mit den Predigern vereinigten sich viele vom Adel und von der Ritterschaft, deren Willkürlichkeiten und Uebergriffen der energische Staatsmann entgegengetreten war. Das ganze Land wurde durch Schmähgedichte, Pasquille, Flugblätter gegen den „Seelenmörder", den „vergifteten Calvinisten" in Aufregung gesetzt; in Dresden begleitete ein Fleischer seinen Täufling mit dem Beil und drohte dem Pfaffen den Kopf zu spalten, wenn derselbe den Teufel nicht austreiben wolle. In Leipzig kam es zu tumultuarischen Auftritten.

Crell und der Kurfürst ließen sich nicht irre machen. Gerade damals war man auch in dem evangelischen Deutschland zu der Einsicht gekommen, daß den Angriffen des Romanismus nur durch die Vereinigung aller protestantischen Kräfte entgegengetreten werden könne: wir wissen, welche Schritte in diesem Sinne von Heinrich von Navarra und der englischen Königin gethan wurden (S. 471. 72). Dieses große Ziel konnte nur erreicht werden, wenn man die Scheidewand, welche die Concordienformel zwischen den reformatorischen Confessionen aufgerichtet, niederriß. Auch sächsische

Der Umschlag.

Edelleute und Kriegsknechte zogen unter Christian von Anhalt nach Frankreich, um gegen die Ligue zu kämpfen. Auf die Hugenotten und die Oranier, auf England und Schottland sich stützend, hoffte der Calvinismus auch auf deutscher Erde sein siegreiches Panier aufpflanzen zu können. In der Pfalz, wo Christians I. Schwager Johann Casimir die Regierung führte, war er bereits wieder aus der Zurücksetzung hervorgedrungen; in Hessen, in Bremen, in Anhalt, hatte er Wurzel geschlagen; nun erhielt auch in Sachsen das Concordienwerk einen harten Stoß. Alle diese Hoffnungen wurden zu Grabe getragen, als Kurfürst Christian, der seine ohnedies schwache Gesundheit durch Trunkliebe und Tafelgenüsse zerstört hatte, im einunddreißigsten Lebensjahr plötz-
25. Sept. 1591. lich aus der Welt schied und der nächste Agnat von der Ernestinischen Linie, Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg, Sohn Johann Wilhelms von Weimar und Enkel des „gebornen" Kurfürsten Johann Friedrich, die vormundschaftliche Regierung über den minderjährigen Nachfolger Christian II. übernahm. Sowohl Friedrich Wilhelm, als der zum Mitvormund ernannte Kurfürst Johann Georg von Brandenburg, und vor Allen die verwittwete Kurfürstin, waren eifrige Anhänger des strengen Lutherthums. Die letztwillige Anordnung des Verstorbenen, kraft welcher Crell die Leitung der Staatsgeschäfte fortführen sollte, fand daher keine Beachtung. Dank der orthodoxen Agitation war der Kanzler der Gegenstand des Hasses im ganzen Land. Kaum war die kurfürstliche Leiche in die Gruft gesenkt, so brach der Sturm los. Schon am 23. Oktober wurde Nicolaus Crell auf Begehr der Ritterschaft nach dem Königstein gebracht und wie ein gemeiner Verbrecher auf die unwürdigste Weise behandelt. Die von ihm angestellten Hofprediger und Superintendenten wurden des Landes verwiesen, nachdem man sie vorher zu einem Sündenbekenntniß und Widerruf gezwungen. Zu einem solchen ließ sich auch der in der Pleißenburg eingeschlossene Gundermann von der Thomaskirche aus Rücksicht auf seine kranke Frau bewegen. Diese hatte sich aber mittlerweile aus Verzweiflung in der Pfarrwohnung selbst entleibt. Bei der Kunde von diesem tragischen Ereigniß gerieth der Unglückliche in Wahnsinn. Darauf zogen vier Commissare, an ihrer Spitze Mirus, durch das ganze Land, und nöthigten alle Geistlichen, Lehrer und Beamten durch Unterzeichnung bestimmter Glaubensartikel ihre Rechtgläubigkeit im Sinne der Concordienformel zu bewähren und die Ansichten Calvins als Irrlehren zu verdammen. Wer sich weigerte, wurde seiner Stelle entsetzt und aus dem Lande gewiesen. Die Universitäten Wittenberg und Leipzig konnten sich überzeugen, daß die Regierung ernstlich entschlossen sei, der Lehrfreiheit keinen Raum zu gestatten und den Krypto-Calvinismus von Grund aus zu vertilgen. Die Ritterschaft und die große Menge begünstigten das fanatische Vorgehen, jene aus Haß gegen das bürgerliche Element, das in Crell und seinen Räthen den Anmaßungen der Privilegirten zu widerstreben gewagt, diese aus Unwissenheit, Aberglauben und blinder Parteiwuth. In Leipzig bezeugte ein tumultuarischer Volkshaufen sein „Lutherisches Herz" durch Zerstörung und Plünderung der Herberge und des Waarenlagers eines „Calvinisten", und zwang den Stadtrath die auf einer Proscriptionsliste verzeichneten Rathsherren und Doctoren aus der Stadt zu verbannen. Auf den Kanzeln wurde mit solcher Heftigkeit fort und fort gegen das „calvinische Seelengift" gewüthet, daß die Regierung zur Mäßigung ermahnen mußte. Auch nach Schlesien erstreckte sich die inquisitorische Verfolgung gegen den „heimlichen Calvinismus", mit welchem Namen man jede freiere, über den starren Buchstaben der lutherischen Rechtgläubigkeit sich erhebende Religionsansicht zu verdächtigen suchte.

Der Justizmord in Sachsen. 1601. Unter solchen Umständen war das Schicksal des gefangenen Kanzlers vorauszusehen. Die Ritterschaft hatte ihn im Allgemeinen der Untreue gegen seinen

Landesherrn beschuldigt, „indem er eine gefährliche Lehre eingeschleifet und als ein gottloser Mensch viel Unheil und Zerrüttung angerichtet habe". Es vergingen sechs Jahre, ehe man übereingekommen, in welcher Form der Prozeß eingeleitet und geführt, wie die Klagschrift formulirt, wie das Gericht zusammengesetzt werden sollte. Mittlerweile schmachtete der Angeklagte in einer engen schmutzigen Kerkerzelle, auf einem elenden Lager, ohne jegliche Vorrichtung zum Heizen. Und doch wurden die Prozeßkosten zu einer unerhörten Summe angesetzt. Endlich schien der Rechtsgang eine günstige Wendung zu nehmen, indem das Reichskammergericht zu Speier, von der Gattin Crells um Hülfe angerufen, ein scharfes Mandat wegen Rechtsverzögerung erließ und die Freigebung forderte. Aber die sächsische Administration und Ritterschaft wollte ihr Opfer nicht fahren lassen. Die Mandate wurden unter Berufung auf die kursächsischen Privilegien zurückgewiesen und der Herzog von der Landschaft ersucht, die Entscheidung lieber an kaiserlicher Majestät Hofgericht und deren Kanzlei und Regierung gelangen zu lassen. So erlebte denn die Welt das Unglaubliche, daß ein evangelisches Land den Wunsch aussprach, es möchte eine im wesentlichen über confessionelle Fragen sich erstreckende Rechtshandlung dem gemischten Kammergericht entzogen und dem katholischen Reichshofrath zugewiesen werden. Ja man ging noch weiter: nicht an den Reichshofrath in Wien, der doch immerhin noch eine Reichsbehörde war, sondern an die böhmische Appellationskammer in Prag wurden die Gerichtsakten übersendet. Diese erkannte, ohne den Religionspunkt besonders hervorzuheben, „daß der Angeklagte mit seinen vielfachen bösen Praktiken und allerhand arglistigem, schädlichem Fürnehmen, so zu Recht genugsam dargethan und erwiesen, Leib und Leben verwirkt und also, Andern zum Abscheu, mit dem Schwert gerechtfertigt werden solle". Dieses Erkenntniß wurde in ein Urtheil unter dem Namen des Herzog-Administrators umgegossen und am 22. September 1601 dem Gefangenen mitgetheilt. Der unglückliche Mann vernahm den Richterspruch mit Erstaunen und Entrüstung; aber es wurde ihm keine Einsprache, keine Rechtfertigung gestattet. Selbst die letzten Tage und Stunden wurden ihm noch durch zelotische Geistliche verbittert, welche die Todesvorbereitung zur Erpressung eines Schuld- und Sündenbekenntnisses benutzten. Körperlich gebrochen durch die zehnjährige drangsalvolle Kerkerhaft, wurde Crell vom Königstein nach Dresden gebracht. Vergebens betheuerte er seine Unschuld und bat, daß Christian II., der gerade in diesen Tagen die Regierung selbständig übernahm, ihm Gehör schenken und zu seinem Rechte verhelfen möge: der junge Kurfürst entschied, wie die Hofpartei ihm eingab, das von kaiserlicher Majestät wohlgesprochene Urtheil solle vollzogen werden. So wurde Nicolaus Crell, der sächsische Kanzler, am 9. Oktober 1601 öffentlich enthauptet und das neue Regiment mit dem schmachvollsten Justizmord eingeweiht. Die ob ihrer Frömmigkeit vielgepriesene Kurfürstin-Wittwe sah von einer Gallerie dem blutigen Schauspiel zu. Der Scharfrichter zeigte das Haupt dem umstehenden Volke mit den

Christian II. 1601—1611.

Worten: „Das war ein calvinischer Streich; seine Teufelsgesellen mögen sich wohl vorsehen, denn man schont hier keinen". Das Schwert, womit die Hinrichtung vollzogen ward, trug die Inschrift „Cave Calviniane". So wurde in Sachsen der letzte Rest Melanchthonischer Glaubensrichtung und Gewissensfreiheit vernichtet und das Land in die Ketten des engherzigsten Confessionszwanges geschlagen. Christian II. starb schon im 28. Lebensjahr ohne Leibeserben; ihm folgte sein Bruder Johann Georg, dessen unheilvolle Politik, aus confessioneller Befangenheit entsprungen, während des dreißigjährigen Krieges dem Kurstaate und dem gesammten protestantischen Deutschland so viele Noth und Bedrängniß brachte, wie wir im Fortgang unserer Darstellung erfahren werden.

Johann Georg. 1611–1656.

e. Die deutschen Lande.

Folgen des Religionsfriedens.

Die Zeit, da Kaiser Maximilian II. im fünfzigsten Lebensjahr unerwartet aus der Welt schied, war für das deutsche Reich das letzte Abendroth, das stürmischen Tagen voranzugehen pflegt. Die Idee eines friedlichen Zusammenlebens der Confessionen, einer Erhebung des Nationalgefühls über kirchliche Engherzigkeit und Intoleranz, die ihm vor der Seele geschwebt, wurde mit ihm ins Grab gesenkt. Wir haben schon im zehnten Bande dieses Werkes (S. 819 f.) die segensvollen Wirkungen des Religionsfriedens angedeutet sie waren in den zwei Jahrzehnten, die wir so eben durchlaufen, auf vielen Seiten des öffentlichen Lebens zu Tage getreten. Allerdings stand in den Jahren, da das westliche Europa ein großartiges Geschichtsleben entfaltete, Deutschland an Thaten des Ruhmes zurück; anstatt das Reformationswerk durch gemeinschaftliche Anstrengungen zu einem nationalen Kirchenbau fortzuführen, vergeudete man Zeit und Kräfte mit fruchtlosen Streitigkeiten, bis das katholische Ausland mit Waffengewalt den gespaltenen Reichskörper anfiel und den schlummernden Religionseifer bei den Glaubensgenossen aufstachelte. Dagegen erfreute sich Deutschland in seinem Innern einer Periode des Friedens, die manche Blüthe zu Tage trieb. Die dogmatischen Kämpfe im Schooße der evangelisch-reformirten Kirche, wie widerwärtig sie immer sein mochten, drangen nicht so tief in das Volksleben ein, daß sie die Thätigkeit des Geistes und der Hände gelähmt hätten. Auf vielen Gebieten gab sich ein reges Streben nach den Gütern und Schätzen einer gehobenen vaterländischen Existenz, ein edler Wetteifer für die Wohlfahrt und Ehre des deutschen Namens kund. — In den obigen Blättern haben wir den Kurfürsten August von Sachsen von der schlimmsten Seite kennen gelernt, als gewaltthätigen Kirchendespoten und Bedränger der Gewissen; und dennoch ist er bei seinen Unterthanen in liebevollem Andenken geblieben. Durch sorgfältige Pflege der Landwirthschaft, insbesondere der Obstcultur und der Viehzucht, suchte er den Wohlstand des Volkes zu heben; durch weisen Haushalt, worin er selbst und seine dänische Gemahlin „Mutter Anna" als Muster vorleuchteten, gewann er

Sachsen.

die Mittel zur Anlegung nützlicher Anstalten, zur Beförderung der Wissenschaften, zur Belebung des Handels. Durch Aufnahme betriebsamer Niederländer brachte er die sächsische Industrie, namentlich die Tuchbereitung und die Baumwollemanufactur in Aufschwung; durch sorgfältigen Anbau der Bergwerke und durch umsichtige Benutzung der Steuerkräfte des Landes hob er seine Einkünfte auf unglaubliche Höhe. Wie in den religiösen Dingen, so war er in Allem ein durchgreifender energievoller Mann. „Was er sich in Sinn gesetzt", sagte er selbst, „das müsse also fort". Seine Würde und Beredsamkeit verschafften ihm ein großes Ansehen auf den Reichstagen. — Nicht minder hervorragend und weit weniger gewaltthätig waren die beiden Kurfürsten Otto Heinrich und Friedrich III., denen die Pfalz die Reformation und den fröhlichen Aufschwung in allen Lebensgebieten zu danken hatte. Wie viele Klöster und Stifte sind durch sie der todten Hand entrissen und zum Nutzen des Staats und der Gesammtheit verwendet worden. Die Universität Heidelberg war zu ihrer Zeit ein hellstrahlender Stern aller Wissenschaften. Olevianus aus Trier, der einst in Bourges mit Friedrichs zweitem Sohne befreundet gewesen, und den hoffnungsvollen Jüngling in der Loire hatte ertrinken sehen, wurde durch seine Berufung nach Heidelberg von den Religionsbedrängnissen in seiner Heimath befreit. Wir wissen, wie wenig der Kurfürst durch seine Hinneigung zum Calvinismus zu religiöser Intoleranz fortgerissen wurde, und wie eifrig er für die Wohlfahrt seines Landes und Volkes bedacht war. „Lange genug habe ich für Euch gelebt", sagte er auf dem Sterbelager zu den Umstehenden, „nun muß ich auch mir leben". — Den prachtliebenden, fröhlichen und gutmüthigen Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg haben wir früher kennen gelernt (X, 653). Er liebte glänzende Jagden und Turniere, und an Hoffesten war kein Mangel. Bei der Königswahl Maximilians erschien er mit achtundsechzig Grafen und Herren und zahllosem Gefolge in Frankfurt. Die Bauleute hatten unter ihm viel zu thun. Wie freute er sich, als er von dem polnischen König für sich und seine Nachkommen die Mitbelehnung des Herzogthums Preußen empfing. Er feierte die Begebenheit, die dem Kurhause eine so große Zukunft eröffnete, mit herrlichen Festen in Berlin. Freilich hinterließ er bei seinem Tode keinen Schatz von zwei Millionen Thaler, wie der sächsische Kurfürst, sondern eine große Schuldenlast, für welche die Stände aufkommen mußten, und ein unter dem Steuerdruck seufzendes Volk. Aber er erhöhte das Ansehen seines Hauses. Das Erzstift Magdeburg wurde der Reihe nach von brandenburgischen Administratoren verwaltet. — Sein Sohn und Nachfolger Johann Georg, war anderen Sinnes. Die alten Räthe wurden in Ungnade entlassen; der Hofjude Lippold, der mächtige Günstling und Münzmeister, den man unredlicher Bereicherung anklagte, wurde, als man diesen Vorwurf nicht begründen konnte, der Zauberei beschuldigt und auf entsetzliche Weise zu Tode gemartert; sein Vermögen wurde eingezogen, sein Weib mit neun Kindern ins Elend getrieben; die Juden,

Pfalz.

Brandenburg.

Johann Georg. 1571—1598.

welchen der Haß des Volkes die allgemeine Verarmung Schuld gab, mußten sämmtlich das Land verlassen. Und doch war auch der neue Kurfürst ein wohlwollender Herr, der in allen Zweigen der Verwaltung und des öffentlichen Lebens wohlthätige Einrichtungen traf. Für Hebung des Ackerbaues und der Gewerbe, für Herstellung der Sicherheit im Innern, für Pflege des Schulunterrichts (Gründung des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin), und vor Allem für Ordnung der zerrütteten Finanzen, war Johann Georg mit Erfolg thätig. Vertriebenen Evangelischen aus den spanischen Niederlanden bot schon damals die Mark ein gastliches Asyl, wodurch die heimische Industrie in Tuchweberei und Färberei nicht wenig befördert wurde. Zugleich that der Kurfürst folgenreiche Schritte für die Vermehrung und Consolidirung der hohenzollernschen Besitzungen. Als sein Oheim, der uns aus der Reformationsgeschichte bekannte Hans von Küstrin, in einem und demselben Monat mit Joachim starb, wurden die Marken wieder vereinigt. Mit dem verwandten Herzog von Pommern wurde eine Erbverbrüderung geschlossen, durch welche die brandenburgische Dynastie die Anwartschaft auf dieses Nachbarland erhielt, ein Vertrag, der mit der Zeit die wichtigsten praktischen Folgen haben sollte. Und bald werden wir erfahren, auf welche Weise auch das Herzogthum Preußen erworben ward und das kurfürstliche Haus Erbansprüche auf Cleve-Berg empfing. Unter Johann Georg und August hatten die beiden Kurlande, Brandenburg und Sachsen, namentlich seitdem sie durch die Einführung der Concordienformel auch in religiösen Dingen geeinigt waren, im Reiche, vornehmlich im nördlichen Theile desselben, ein überwiegendes Ansehen. Julius von Braunschweig richtete sich nach den Rathschlägen des Brandenburgers und Wilhelm von Hessen war durch Blutsverwandtschaft an Sachsen geknüpft. — Auch in Süddeutschland ist trotz der religiösen Verschiedenheit der Frieden erhalten, die Wohlfahrt des Landes gefördert worden. Dazu trug Herzog Christoph von Würtemberg das Meiste bei, der, wie erwähnt, durch innige, fast ans Romantische streifende Freundschaft mit Kaiser Maximilian verbunden war. In einem lebhaften Briefwechsel tauschten sie ihre Ansichten über Religion, über Politik, über öffentliches Leben, über ihre eigenen Anliegen gegenseitig aus, voll Achtung und persönlicher Zuneigung zu einander. „Christoph war einfach und thätig, bieder und entschlossen, er hatte das glückliche Talent seine Absichten hinauszuführen, er war, was man damals mit dem passenden Wort „ausrichtig" bezeichnete".

Herzog Christoph von Würtemberg.

Bayern.

Daß auch in Bayern seit dem Regierungsantritt des Herzogs Albrecht das vaterländische Bewußtsein mehr Gewicht hatte, wurde schon früher erwähnt. Als Gemahl einer österreichischen Kaisertochter, war er mit seinen Neigungen an Ferdinand und Maximilian gewiesen. Die Rivalität früherer Jahre war zwischen den beiden Nachbarländern verschwunden; für Spanien und für Rom waren wenig Sympathien in München zu bemerken; wir wissen, daß man sich auch eine Zeitlang der Idee religiöser Toleranz hingab. Die Nähe der evangelischen Länder und

Städte in Franken und Schwaben, die zerstreuten Bekenner der Augsburgischen Confession in Salzburg, in Tirol, in den bayerischen und österreichischen Territorien, standen einer scharfen kirchlichen Abschließung im Wege und mahnten zur religiösen Duldsamkeit. Erst unter Herzog Wilhelm wurde durch die jesuitische Hochschule in Ingolstadt der Fanatismus groß gezogen, welcher der deutschen Nation so verderblich werden sollte.

Diese protestantischen Elemente im südöstlichen Deutschland wären noch dauerhafter und wirksamer geworden, wenn die Anhänger des neuen Kirchenwesens in Oesterreich ein rechtlich geordnetes Verfassungs- und Gemeindeleben auszubilden vermocht hätten. Allein dazu kam es nicht. Ihre kirchliche Existenz beruhte auf einer „Religions-Assecuration" Maximilians II.; eine landesherrliche Consistorial-Einrichtung mit bischöflichen Rechten und Gewalten, die ihre Quelle in dem Kaiser als Oberbischof gehabt hätte, kam nicht zur Entwickelung; die ständische Religions-Deputation war ein aristokratischer Gemeindevorstand ohne Betheiligung an der kaiserlichen Regierung, ja häufig im Gegensatz zu derselben. So ruhte das evangelisch-reformirte Kirchenwesen Oesterreichs auf schwankendem unsichern Boden, sich selbst und dem Parteigeiste überlassen. Die Protestanten in Oesterreich.

2. Cultur und Geistesleben.

a. Allgemeine Uebersicht.

Das Zusammenleben altkirchlicher und neukirchlicher Elemente in Ländern und Städten, ja selbst in den Häusern, hatte die Wirkung, daß in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts das gehobene nationale Leben, die geistige Thätigkeit, der Aufschwung der Seele, welche die Reformation hervorgerufen und in Fluß gehalten, noch fortdauerten, daß in allen Gebieten und Formen des Daseins die Regsamkeit, die Freude am Schaffen und Wirken, am Erwerben und Genießen, wodurch jene Zeit der Wiedergeburt so weit über die vergangenen Jahrhunderte emporragte, in ungeschwächter Kraft und Frische sich erhielt und noch manche herzerfreuende Frucht zur Reife brachte. Es mag daher am Platze sein, ehe wir in die trostlose Zeit der nationalen Spaltungen und Kriege eintreten, noch einen Blick auf das innere Leben des deutschen Volkes zu werfen. — Wir haben im zehnten Bande die deutsche Literatur in ihren verschiedenen Richtungen und Schöpfungen kennen gelernt: manche ragten noch mit voller Triebkraft in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinein und wurden von dem gesammten deutschen Volke ohne Unterschied des Glaubens als nationales Eigenthum, als Errungenschaft des vaterländischen Geistes und Strebens betrachtet und geehrt. Wenn auch die Person Luthers mehr und mehr zum Heiligen der evangelischen Confessionsverwandten erhoben, mit der Glorie eines Glaubenshelden umgeben ward; die deutsche Sprache, die er geschaffen, der er die Seele und Lebenskraft eingehaucht, war Gemeingut aller Deutschen; an der lutherischen Bibel (X, 185) Deutsche Literatur und Kunst.

erhob sich das deutsche Gemüth in den Tagen der Trübsal und Noth, sie war der reiche Born des Trostes, des Gottvertrauens, der Seelenstärke für alle Geschlechter; und wie wenig immer die neue Lehre der Phantasie Nahrung gab und das poetische Schaffen weckte und anregte, dennoch ist das Kirchenlied, von dem wir am Schluß des vorigen Bandes gehandelt haben, im Vergleich zu der philisterhaften bürgerlichen Dichtung, die uns als Meistergesang bekannt geworden ist (IX, 390), als ein Fortschritt zu betrachten. Es sind die Töne des echten Volksgesangs, der das deutsche Gemüth zu allen Zeiten erfüllt und bewegt hat, durchzogen von einer frommen gottergebenen Gesinnung. Meistens waren es evangelische Geistliche, die in den Wechselfällen ihres Lebens, da sie bald wie Propheten verehrt, bald wie Verbrecher in die Verbannung gejagt oder in Gefangenschaft gehalten wurden, ihre Gefühle in frommen Herzensergießungen kund gaben. Selneccer 1530—1592. Selneccer, der Mitverfasser des Concordienbuchs, hatte oft Ursache auszurufen: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ". Helmbold 1532—1598. Ludwig Helmbold, der seines evangelischen Glaubens wegen von Erfurt nach Mühlhausen auswandern mußte, dichtete manches schöne Lied für Schule und Haus, und blieb bis an sein Ende treu dem Spruch: „Von Gott will ich nicht lassen". Nicolai 1556—1608. Nicolai aus Waldeck, der am Niederrhein und in Westfalen mitten unter katholischer Umgebung lange die Bitterkeiten des irdischen „Jammerthales" ertragen mußte, bis er als Prediger nach Hamburg kam, rief in einem Liede, zu dem er auch eine „himmlische Melodie" erfand, der Welt zu: „Wachet auf, ruft uns die Stimme", und gab in dem vielgefeierten mystisch-religiösen Liede: „Wie schön leuchtet der Morgenstern", der Sehnsucht seines Herzens nach der Vereinigung mit Christus Ausdruck. Valerius Herberger, Pastor zu Fraustadt in Großpolen, hauchte seinen Weltschmerz in dem schönen Liede aus: „Valet will ich dir sagen". Auch in den übrigen Gattungen der Poesie und Literatur weht in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts noch immer ein echt deutscher Geist, meistens mit dem Zweck der Volksbelehrung. Hans Sachs, der fruchtbare Vertreter des ehrbaren Bürgerstandes, der für alle Stimmungen und Empfindungen, für alle Vorfälle und Lebensverhältnisse das richtige Wort und Verständniß hat (X, 912), starb in demselben Jahr mit Rollenhagen 1542—1609. Maximilian; Georg Rollenhagen, der die Thierwelt als Unterlage für satirische Schilderungen der politischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände der Zeit benutzte (X, 912), überlebte das sechzehnte Jahrhundert, und Johann Fischart, der in einer Menge satirischer Schriften und Dichtungen alle Sitten, Verkehrtheiten und Gebrechen der Zeit im Spiegel des Momus mit witziger, zuweilen phantastischer Sprachkünstelei darstellte, hat zugleich die Früchte der humanistischen Bildung und die verderblichen Wirkungen des Jesuitenordens erkannt. „Es lebte noch ungeirrt der alte in seinem Grunde schaffende ewig hervorbringende Geist der Nation. Jene tiefsinnigen Fabeln von Faust oder dem ewigen Juden, und wieder wie viele schöne und zartgedachte Volkslieder (IX, 392) verdanken ohne Zweifel ihre Entstehung keinem andern als

diesem Jahrhundert". Die Erzählungen von dem Erzschwarzkünstler Doctor Johann Faust bildeten den Inhalt eines der Volksbücher, wie sie damals gäng und gebe waren. Die Sage hat ihn dann zum Repräsentanten der geistigen Ueberhebung und des vermessenen und frevelhaften Forschungstriebes ausgebildet, wie den Don Juan zum Träger der unbezähmten sündhaften Sinnen- und Liebeslust, bis beide dem bösen Feind anheimfallen. — An Schönheit der Form, an Anmuth der Sprache, stehen die Erzeugnisse dieser Periode allerdings hinter denen der romanischen Völker zurück; aber mit dem Eindringen jener fremden correcten Kunstformen schwand auch die deutsche Natur und Eigenthümlichkeit von dem vaterländischen Boden, und der deutsche Genius war unter der erborgten Hülle kaum mehr zu entdecken.

Ebenso wenig ist in den schönen Künsten der schöpferische Trieb durch die Reformation gebrochen oder gehemmt worden, vielmehr standen die großen Meister Albrecht Dürer, die Holbein, Lucas Kranach, welche das deutsche Kunstleben in Aufschwung brachten, ganz in den reformatorischen Ideenkreisen; und wenn gleich diese Koryphäen selbst und ihr Zeitgenosse Vischer der ersten Hälfte des Jahrhunderts angehörten, so wirkten doch die Anregungen und Muster, die sie gegeben, die Schulen, die sie gebildet, noch lange fort und erzeugten eine Nachblüthe, die erst im folgenden Jahrhundert durch fremde Einwirkungen, durch die Herrschaft des italienischen Kunstgeschmacks geknickt und ihres nationalen Charakters entkleidet worden ist. In Grabmälern, Monumenten und Bauwerken hielten katholische und evangelische Fürsten und Städte gleichen Schritt; und wenn in den Ländern protestantischer Confession die kirchliche Malerei abnahm oder verschwand, so entwickelte sich dafür eine in Lebensfrische aufblühende Historien- und Bildnißmalerei im Geiste und mit der technischen Fertigkeit des niederländischen Naturalismus. Zugleich entfaltete die Tonkunst ihre Kräfte und Formen, um auf die mannichfachste Weise Gemüth und Phantasie zu ergreifen.

Handel und Städtewesen.

Auch auf materiellen Lebensgebieten war noch kein Verfall wahrzunehmen. Es ist in den früheren Blättern oft von dem Wohlstand der deutschen Bürgerschaften, von dem Reichthum der Städte, von dem Luxus und Aufwand in den häuslichen Einrichtungen, von dem blühenden Zustande des Handels- und Gewerbelebens, von der soliden Pracht der öffentlichen Gebäude in den großen Reichsstädten die Rede gewesen. Diese Blüthe dauerte auch in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts noch fort. Wenn die Hansa nicht mehr die Handelsherrschaft in dem mittelalterlichen Umfang behaupten konnte, so lag die Ursache davon in dem veränderten Weltverkehr seit den überseeischen Entdeckungen; aber noch immer beherrschte sie die Nord- und Ostsee, noch immer besaß sie in dem skandinavischen Reiche hohe Freiheiten und Privilegien. Hamburg, Lübeck, Rostock hatten noch immer hunderte von Schiffen auf dem Meere fahren; Danzig gehörte zu den ersten Handelsplätzen der Welt. „Der europäische Osten

und Westen hatten hier ihren großen Austausch, häufig sah man 400 bis 500 Schiffe an der Rhede". Der einträgliche Häringsfang an der norwegischen Küste war in hanseatischen Händen; sie vermittelten den Zwischenhandel zwischen England und den Niederlanden; an dem Weltmarkt in Antwerpen nahmen die Seestädte des Nordens den lebhaftesten Antheil. Nicht minder blühend und regsam war der Verkehr in den Städten des inneren Landes. Reichen Gewinn zogen Nürnberg und Frankfurt, welche die Verbindung zwischen Donau und Rhein vermittelten, aus dem Zwischenhandel und aus der Verarbeitung der Rohstoffe; und von der mercantilen Größe Augsburgs und seiner fürstlichen Handelsherren ist oft genug die Rede gewesen. Die öffentlichen Denkmäler, die prächtigen Brunnen in Nürnberg und Augsburg, die Grabmonumente in den Domkirchen, die Standbilder der würtembergischen Fürsten, welche seit 1574 im Chor der Stiftskirche zu Stuttgart errichtet wurden, die Heidelberger Schloßbauten und der kunstreiche Residenzbau in München unter der Leitung von Peter de Witte, genannt Candid, dies und Anderes gibt Zeugniß, daß weder der Kunstgeschmack noch die Geldmittel im Abnehmen begriffen waren. Zugleich entfaltete sich das Kunsthandwerk zu großer Mannchfaltigkeit und schönem Formenreichthum. Selbst italienische Reisende, die doch hohe Begriffe von städtischer Pracht und Größe aus ihrer Heimath mitbrachten, sprechen sich mit Bewunderung aus über den soliden Charakter der deutschen Reichsstädte, wo Wohlstand, bürgerliche Ordnung, gute Wirthschaft ohne Engherzigkeit sowohl in den öffentlichen Dingen, in der städtischen Verwaltung, als im Privatleben, in Sitte und Häuslichkeit zu Tage traten. Noch immer behauptete Augsburg seinen alten Rang. Die Wunden, die der Schmalkaldische Krieg der Stadt geschlagen, wurden bald geheilt. Die Fugger, Welser, Baumgartner waren die großen Wechsler und Speculanten der ganzen Welt; ihre Lustgärten und Paläste zeugten von ihrem Geschmack wie von ihrem Reichthum. Man rühmte, daß die Bürger ihren Handel in der Fremde trieben, „bis in die weitesten Länder, gegen den vier Winden der Welt gelegen". Lindau wird als das deutsche Venedig bezeichnet. Der Waarenzug zwischen Danzig und Genua, zwischen Nürnberg und Lyon ging über die Bodenseestadt. In Frankreich hatten die oberdeutschen Städte ähnliche Handelsprivilegien wie die Hanseaten in England. Die Frankfurter Messe war ein Tummelplatz für alle Nationen und Waaren. Ulm war der große Markt für Zeuge, die man aus italienischer Baumwolle verfertigte.

Nationale Wohlfahrt. Neben dem Handel fanden auch die übrigen Zweige der Volkswirthschaft Pflege. Dem Ackerbau wurde mehr Sorgfalt zugewendet: neue Fruchtarten wurden angebaut, wie Mais, Klee u. a. Mit Getreide und Wein wurden in Schweinfurt, in Ulm, in Worms lebhafte Geschäfte gemacht. Die Leibeigenschaft wurde da und dort durch ein Pachtverhältniß ersetzt, namentlich auf den eingezogenen geistlichen Gütern. Nie war der Bergbau und das Hüttenwesen in solchem Aufschwung als zu dieser Zeit. Die Wissenschaft, die alle Seiten des

menschlichen Daseins durchdrang und beleuchtete, suchte auch die unterirdische Welt zu erschließen und ihre Schätze den Erdbewohnern nutzbar zu machen. Das edle Metall, das der Kurfürst von Sachsen aus dem Erzgebirge, die österreichischen Herrscher aus den böhmischen Bergen, der Herzog von Braunschweig aus dem Harzgebirge ausgraben und schmelzen ließen, mehrte den Reichthum des deutschen Volkes in ähnlicher Weise, wie die Goldgruben der neuen Welt die Schätze des spanischen Reiches. Die Eisenhütten, die Waffenschmieden, die Arbeitstätten für alle Zweige des Kunstgewerbes waren in ununterbrochener Thätigkeit. Die Kosmographie Münsters, welche damals geschrieben wurde, entwirft uns ein anziehendes Bild des glücklichen reichen Lebens, welches in den deutschen Landen allenthalben sich regte. „Von dem Gebirg herab, dessen heilende Kräuter sie namhaft macht, führt sie uns die Flüsse entlang durch die Landschaften, von unzähligen Dörfern und wohlgelegenen Schlössern erfüllt, mit Buchen und Eichen umzäunt, nach den Bergen, wo der Wein kocht, nach der Ebene, wo die Kornähren so hoch wachsen, daß sie dem Reiter auf den Kopf reichen, zu den gesunden Brunnen, den heißen Quellen; sie eröffnet uns Deutschland wie eine Sommerlandschaft mit den bunten Streifen ihrer Feldfrüchte, über und über von geschäftigen Händen angebaut; aber, was mehr ist, von einem treuherzigen, in seinen Sitten und dem Ruhme alter Tugend verharrenden tapfern Volke bewohnt.“ So gewahrte man allenthalben auf der deutschen Erde einen gehobenen Muth, der zwar nicht wie in den westlichen Ländern auf Kriegsthaten und Waffen gerichtet war, der aber mit rüstiger Kraft, mit Einsicht und redlichem Fleiß das irdische Dasein zu bereichern, das sociale und wirthschaftliche Leben friedlich zu gestalten, die Sitten und häuslichen Tugenden aus den Zeiten der Väter zu erhalten strebte. Mochten auch die protestantischen Theologen durch ihre Lehrstreitigkeiten die treuherzige Gläubigkeit des Volkes beunruhigen, mochten auch katholische Eiferer Zwietracht und religiöse Engherzigkeit nähren, noch herrschte in der Nation das aufrichtige Streben, die Errungenschaften des geistigen Aufschwungs, der mit der kirchlichen Reformation in die Menschenwelt gedrungen, in friedfertigem Zusammenleben zu genießen und zum gemeinen Wohl zu verwerthen. Gab es doch noch so viele Gebiete, auf denen man sich die ehrliche Bruderhand zu gemeinsamem Ringen und Arbeiten reichen konnte.

Ultramontanismus und Wissenschaft

Gerade dieses einträchtige und verträgliche Zusammenleben der deutschen Nation suchten der Romanismus und seine jesuitischen Werkmeister unter den Kaisern, die nach Maximilian II. den Herrscherthron in Oesterreich und im Reiche einnahmen, zu stören und zu verwirren. Wir haben in früheren Blättern die allmähliche Ansiedelung des Jesuitenordens in Deutschland, seine Wirksamkeit im Beichtstuhle und in den neugegründeten Lehranstalten kennen gelernt (S. 17 ff.): ihre Lebensaufgabe war, der katholischen Kirche, wie sie aus dem Tridentiner Concil neu gestärkt und einheitlich abgeschlossen hervorgegangen, die Alleinherrschaft zu erwerben, und die geistige Freiheit, welche nach ihrer Ansicht die refor-

matorischen Stürme wider die Kirche hervorgerufen, zu ertödten, die Vernunft unter die Macht der kirchlichen Autorität zurückzuführen. In ihren Schulen wurden die Waffen geschmiedet und die Kriegswerkzeuge bereitet, durch welche man den mit der Reformation in die Geisteswelt eingedrungenen Humanismus zu überwinden gedachte. Wo der Forschungstrieb und die Wißbegierde der Denker sich über die von der Kirche gesetzten Schranken zu erheben wagte, wurde die Vermessenheit der Vernunft und die freie Speculation verfolgt und durch Gewalt und Strafe niedergedrückt. Des tragischen Ausganges des Giordano Bruno ist schon früher gedacht worden (IX, 941); an der Lebensgeschichte Keplers und Galilei's werden wir die Wirkungen der neuen kirchlichen Geistestyrannei kennen lernen. Nur wo der Ultramontanismus und Jesuitismus nicht zur vollen Herrschaft gelangten, wie in Frankreich, konnte Montaigne sich mit seiner skeptischen Philosophie auf einem über die religiösen Parteiansichten erhabenen Standpunkte bewegen (X, 710); und in dem der römisch-katholischen Kirche abgewandten England war ein Baco von Verulam im Stande, der praktischen Vernunft und der realen Wissenschaft eine Freistätte gegenüber der Glaubensautorität zu bewahren. In Deutschland aber, besonders in Bayern, wo unter Herzog Wilhelm die Gesellschaft Jesu das Unterrichtswesen und die religiöse Volksbildung ganz in die Hände bekam, war der Ultramontanismus mächtig genug, die freie Geistesthätigkeit zu lähmen und zu brechen, der katholischen Bevölkerung ein auf Sinnenreiz und Aberglauben berechnetes, die Phantasie durch äußeren Prunk fesselndes Religionssystem zu schaffen und das humanistische Wissen, das von Melanchthon und seinen Schülern der Jugend als Bildungsstoff zur Menschlichkeit dargeboten worden, durch jene berechnete, engherzige Erziehungsweise zu verdrängen, die wir oben (S. 37 ff.) kennen gelernt haben. Wie wenig immer die lutherische Strenggläubigkeit in den evangelischen Ländern des nördlichen und mittleren Deutschlands, „die aus dogmatischen Formeln einen Kerker für die Geister zimmerte, in welchem die düsteren Gespinnste der theologischen Metaphysik kaum mehr einen Blick zu den Sternen des Himmels gestatteten", den freieren Studien und Forschungen hold und förderſam war; der Melanchthonische Geist, den man aus der Kirche zu verbannen suchte, behauptete sich doch noch bis zu Ende des Jahrhunderts in den Schulräumen und rettete den Gottesfunken der Vernunft über die Einöden und Brandstätten, womit der Fanatismus bald genug die deutsche Erde erfüllte.

b. Johann Fischart.

Elsaß die Heimath der Volksliteratur. Wir haben im zehnten Bande dieses Werks bei verschiedenen Gelegenheiten erfahren, wie hervorragend die Theilnahme des Elsaß, insonderheit seiner Hauptstadt Straßburg, an den Vorgängen der Reformationszeit gewesen ist, welche Bedeutung das Land und seine regsamen Städte für die Literatur und Kunst und für das gesammte geistige Leben Deutschlands gehabt haben. Dort hatte die Buchdruckerkunst ihre Geburts- und

Werkstätte; dort fand die volksthümliche Lehrdichtung ihre Hauptvertreter (X, 893); dort wurde die gelehrte Geschichtschreibung durch Sleidan und die annalistische Aufzeichnung der Städtechroniken gepflegt; dort hatte die neue humanistische Pädagogik in Johannes Sturm einen ihrer strebsamsten Vorfechter; in Straßburg lebte Butzer, der Hauptvertreter der Vermittelungstheologie zwischen Lutherthum und Calvinismus. Dieses geistige und literarische Leben behauptete sich in dem linksrheinischen Lande durch das ganze sechzehnte Jahrhundert. In dem volksthümlichen satirisch-didaktischen Ton, den Brant, Murner und Pauli angeschlagen, verfaßte auch Georg Wickram aus Colmar, der um die Zeit des Augsburger Religionsfriedens starb, sein „Rollwagenbüchlein“ und andere Schriften zur Unterhaltung und Belehrung, „kurzweilige und schimpfliche Schwenck und Historien, in welchen sich Niemand ärgeren werde“, zugleich als Meistersänger in Hans Sachsens Manier dichtend und fabulirend. In derselben Gegend auf der linken Rheinseite verbrachte auch der fruchtbarste Schriftsteller des Jahrhunderts, Johann Fischart, sein Leben, ein Rechtsgelehrter, wohl aus Mainz gebürtig, der manche Jahre sich in Straßburg aufhielt, eine Zeitlang am Reichskammergericht in Speier als Advocat thätig war und gegen Ende des Jahres 1589 als Amtmann in dem Städtchen Forbach starb, ein Mann von vielseitigem Wissen, von Phantasie und Witz, und von offenem Verständniß für die Zeitbildung, für die Verkehrtheiten und Gebrechen im gesellschaftlichen Leben, wie in Staat und Kirche. Auch Fischart war der Volksliteratur noch nicht entfremdet: Sein bekanntestes Werk, „das glückhafte Schiff“, ist dem Inhalte nach eine „volksmäßige meistersängerliche Gelegenheitsdichtung“, gleich so vielen andern beschreibenden Ehrengedichten auf städtische Festlichkeiten und Volksbelustigungen; aber nach Form und Behandlung streift es an die epische Kunstpoesie und überragt weit alle ähnlichen Produkte von bestellten „Pritschmeistern“, oder Festordnern. Eine seiner frühesten Arbeiten ist sein „Eulenspiegel Reimensweis“, eine Bearbeitung des verbreitetsten jener derben Volksbücher, doch schon, wie der erwähnte Grobianus von Dedekind (X, 906), den Fischarts Freund und Lehrer Scheid in Worms ins Deutsche übersetzt hatte, mit offenbarer Absicht, durch Uebertreibung der rohen Manier den Zeitgenossen ein abschreckendes Spiegelbild vorzuhalten. Auch das bei den lachlustigen Zeitgenossen so beliebte Gedicht: „Flohhatz, Weiber-Tratz“, eine niedrig-komische Satire voll Derbheiten und Nuditäten, zugleich aber auch voll witziger und treffender Namen- und Wortbildungen und von der lebendigsten Beweglichkeit, kann noch der volksthümlichen Literatur beigezählt werden. In der von Sprichwörtern, von gelungenen Reim- und Wortspielen angefüllten Dichtung, welche den weiteren Titel führt: „der wunderunrichtige und spottwichtige Rechtshandel der Flöhe mit den Weibern, vermehrt mit dem Lob der Mücken und des Flohes Strauß mit der Laus“, scheint unter den vielen komischen Zügen, womit die Flohwelt belebt, eine Reihe von Flohschwänken nach der volksmäßigen Behandlung der Thiergeschichten vorgetragen wird, die Lehre enthalten zu sein, daß sich Niemand über seinen Stand erheben solle; die Flöhe seien für die Niedrigkeit geschaffen und strebten nach der Höhe, darum fällt der Flohkanzler, in Erwägung aller Gründe, welche die Frauen zur Nothwehr drängen, im Namen Jupiters das Urtheil, daß es den Weibern erlaubt sei, den Flöhen nachzustellen.

Wickram.

Aber für die unbefangene naive Volksdichtung war die Zeit nicht mehr angethan: die religiösen Streitigkeiten, die dogmatischen Entzweiungen innerhalb der lutherisch-reformirten Kirche, das aggressive Vorgehen der Jesuiten und Ultramontanen mit den blutigen Religionskriegen des westlichen Europa im Gefolge, trugen ein zu ernstes und finsteres Gepräge, als daß der harmlose naturwüchsige Scherz und Humor gegen einen solchen Feind ferner ausgereicht hätte. Mit Hans Sachs ging diese Volksliteratur voll

Satirisch-polemische Literatur.

gutmüthiger Ironie, diese populare Opposition gegen die höheren Stände, deren Stachel nicht tief ins Fleisch drang, zu Ende; eine schneidendere Polemik, mit schärferem Stahl geführt, mußte eingeschlagen werden; eine Satire, die dem Feinde persönlich zu Leibe ging, mußte die abschreckenden Züge des Zerrbildes enthüllen, das sich unter allerlei Verstellungen und Masken in die Menschenwelt einzuschleichen und sie zu unterjochen trachtete. Und da ist es denn sehr bezeichnend, daß diese satirische Kriegsweise in solchen Gegenden in die Fechtlinie trat, welche den Ländern, wo der gewaltige Kampf des Zeitalters zur großartigsten Entwickelung kam, am nächsten liegen, auf dem linksrheinischen Uferlande, in welches die blutigen Furien aus Frankreich und den Niederlanden ihre düstern Schatten herüberwarfen. Während im übrigen Deutschland die poetische Muse sich in die religiösen Ergüsse des Kirchenlieds versenkte, die Gelehrten ihren Verstand und Scharfsinn an dogmatischen Speculationen vergeudeten, und nur in den Schulräumen des nördlichen und mittleren Deutschlands die Studien und Errungenschaften der Väter noch mit einiger Liebe gewahrt und gepflegt wurden, war Fischart bemüht, theils in freigeschaffenen oder durch äußere Anregungen hervorgerufenen Productionen, theils in Uebertragungen und Bearbeitungen fremdländischer Erzeugnisse seiner Nation unter satirischen Formen, in burlesk-komischem Gewande, mitunter in caricaturartigen „Gemäldepoesien", häufig mit Benutzung von Holzschnitten, Belehrungen und Warnungen zu geben, Ergötzen und Unterhaltung zu schaffen, sie zur Wachsamkeit und Bekämpfung des Feindes aufzurufen.

Fischarts Leben und literarischer Charakter. Man weiß nicht viel von den Lebensschicksalen des merkwürdigen Mannes, der mit seinem Geist und seiner Feder alle Erscheinungen seiner Zeit begleitete. Als in Straßburg ein heftiger Streit über die Einführung der Concordienformel geführt wurde, stand er mit dem ihm befreundeten Sturm auf Seiten der calvinisch gesinnten Partei gegenüber den „Allenthalblingerherren". Damals mögen auch die Schriften sittlich-religiösen Inhalts entstanden sein, das „Philosophisch Ehzuchtbüchlein nebst Plutarchi Lehr von der Kinderzucht", die „Anmanung zu christlicher Kinderzucht", sein „Gesangbüchlein von Psalmen, Kirchengesängen und geistlichen Liedern", nebst Vorrede und das schöne Büchlein „Lob der Laute", worin er die Macht der Tonkunst für das Gemüthsleben preist. Mit einem der thätigsten Buchdrucker Straßburgs, Bernhard Jobin, stand Fischart in naher Verwandtschaft. Daß er die Schweiz und die größeren Städte Süddeutschlands kannte, auch eine Reise nach England gemacht hatte, erfahren wir gelegentlich aus seinen Schriften; sonst verfloß sein kurzes Leben, das nicht viel über vierzig Jahre gedauert hat, von denen etwa zwanzig seiner literarischen Thätigkeit angehörten, in Stille und Einförmigkeit, aber voll geistiger Regsamkeit und mit offenem Blick für Alles, was in der Welt vorging. Es kann als Beweis gelten, welchen Schiffbruch das nationale Leben durch den dreißigjährigen Krieg erlitten hat, daß die Schriften Fischarts, deren Zahl sich über fünfzig belief, die von den Zeitgenossen so eifrig gelesen wurden, von deren meisten mehrere Auflagen veranstaltet werden mußten, im siebenzehnten Jahrhundert und noch tief ins achtzehnte hinein, fast ganz unbekannt waren. Erst die neuere Zeit hat den durch komisches und satirisches Talent und durch schöpferische Sprachbildung so hervorragenden Schriftsteller in seine Rechte und Ehren eingesetzt. Fischart hat mit Hans Sachs die ausgebreitete Kenntniß des älteren Literaturschatzes gemein, sowohl des deutschen als des antiken; aber während der Nürnberger sich bei dem letzteren an Uebersetzungen hielt, schöpfte der rheinländische Humanist unmittelbar aus den Quellen. Dabei war er mit den literarischen Erzeugnissen des Auslandes bekannt. Sein „Bienenkorb" war eine Bearbeitung des uns bekannten Niederländers Marnix von St. Aldegonde, und sein namhaftestes Werk, die „Geschichtklitterung", sowie die Satire gegen Sternseherei und Wahrsagerei in „Aller Praktik Groß-

mutter", sind seinem älteren Zeitgenossen Rabelais entnommen, mit dem er an Geist, Talent und Geschmack große Aehnlichkeit hat. Auch die derbe Natürlichkeit, die Nacktheit und Obscönität der Ausdrücke, die ja überhaupt der volksthümlichen Literatur jener Tage anhaften, hat er mit dem Verfasser des Gargantua gemein. Steht er diesem französischen Meister der komischen Satire und Caricatur an Genialität und Erfindungskraft nach, so übertrifft er denselben an Formgewandtheit und geistiger Beweglichkeit. Fischart handhabt mit gleicher Virtuosität die rhythmische Sprache wie den prosaischen Stil: und wenn er sich dort noch an die überlieferte Form der Reimpaare hält, aber durch geschmeidigere und klangreichere Rede und Verse bereits den Uebergang zu einer kunstvolleren, regelrichtigeren Erzählungspoesie ankündigt, so ist er dagegen in der prosaischen Darstellung und in schöpferischer Sprachbildung einzig in seiner Art, ein Original von ursprünglicher Naturkraft. In seinen vorwärts eilenden Perioden ohne Ruh und Rast spiegelt sich die pfeilgeschwinde Schnelligkeit der Gedanken, das erste Erforderniß aller Komik und Satire. „Dieser Stil mit seiner wunderbaren Beweglichkeit", sagt Vilmar, „mit seinem eiligen, hastigen, beinahe athemlosen und gleichsam ziellosen Vorwärtsströmen in das Formlose und Ungeheure hinaus, dieser Stil mit seinem Aufeinanderhäufen und Zusammentreiben einer verwirrenden, betäubenden Menge ganz verschiedenartiger Dinge, deren jedes mit einer besonderen Zunge zu uns zu reden und uns anzuschreien scheint — dieser Stil ist ein treffendes, merkwürdiges und unnachahmliches Abbild seines Jahrhunderts mit seiner ziellosen Beweglichkeit, seiner hastigen Unruhe, seinem athemlosen Rennen, seiner Beschäftigung mit tausend verschiedenen Dingen, seiner Disputir- und Streitsucht, seinen tausend einander sich durchkreuzenden und gegenseitig aufhebenden Interessen, Richtungen, Begehren und Wünschen, von denen kein einziges Interesse und Begehren das andere anerkannte, ja nur verstand, nur beachtete." In diesem Redestrom trifft Fischart für jeden Gedanken, für jede Empfindung, für jeden Einfall den richtigen Ausdruck, die volle Bezeichnung, das rechte Wort, die Macht der Komik zugleich noch durch eine Menge Nebengedanken und Anspielungen erhöhend. Bald zieht er die Bausteine und das Material für seine Darstellung aus dem natürlichen Sprachleben des Volks, aus den Gleichnissen, Sprichwörtern, Redensarten, sinnlichen Bezeichnungen, die damals noch in größerer Fülle und Ursprünglichkeit den Ideenaustausch vermittelten, bald aus neuen selbstgeschaffenen Wortbildungen, die aus seiner fruchtbaren üppigen Sprachphantasie hervorquollen. Wir werden in den Ausführungen aus den sonderbaren Büchertiteln Beispiele dieser seltsamen Wortgeschöpfe kennen lernen, wie sie Fischart der deutschen Sprache abzwang. Wie zutreffend übrigens viele dieser „affenteuerlichen und naupengeheuerlichen" Wortbildungen, diese „Ausgeburten seiner muthwilligen Laune" immerhin sein mögen; wie sehr man sich ergötzen mag, wenn der Dichter von einem „haberlachenden Pferd", von „gemsenkletterigen und dritthimmelverzuckten Materien", von „sternamhimmeligen und sandammeerigen Mißbräuchen", von einem „laubblattrauschenden Schrecken" spricht; wenn er in seinem „Podagrammischen Trostbüchlein" das Podagra als „Pfotenkrampf", als „gliederkrämpfige Fußkitzlerin" bezeichnet, in seinem „Flohhatz" 69 Flohnamen von der größten komischen Wirkung aufführt (Pfetzfielind, Hochspringer, Schleichinsthal, Springinsröckel, Zupffiteck, Zwickfi ꝛc.); wenn er in seiner „fantastengreulichen Art ungereimte närrische barbarische Homonyma oder nameinige Wortgleichheiten" bildet; dennoch ist dieser „Sprachdespotismus", wie man Fischarts Manier genannt hat, nicht als ein gesundes Gewächs zu betrachten, sondern als ein durch überwuchernde Phantasie erzeugtes phantastisches Gebilde, als eine Verirrung von dem rechten und soliden Weg, den Luther gezeigt und gebahnt hatte. Im Uebermuth seiner Einbildungskraft und im Vertrauen auf seinen Witz und seine Gewandtheit, überschritt

Fischart auf die keckste Weise die natürlichen Grenzen der Sprach- und Wortbildung, und ließ sich zu den verwegensten Schöpfungen in Wort, Satz und Ton, zu den ausschweifendsten Gedankenverbindungen, zu den komischsten Verdeutschungen fremder Wörter, zu einem wahren Sprachgewirre verleiten. „Die deutsche Sprache nimmt sich bei Fischart aus wie ein Urwald von unmäßiger Zeugungskraft, der unwegsam gemacht ist durch Schlingpflanzen von wuchernder Ueppigkeit und voll sonderbaren Ungeziefers und Gewürms." Bei aller Genialität des phantasievollen Sprachkünstlers ist sie nicht frei von „halsbrechenden Gebilden"; sie findet, wie die damalige Kunst überhaupt, am Manierirten Gefallen und läßt der Willkür und der subjectiven Productionsthätigkeit allzugroßen Spielraum. „Unter allen zu Gebote stehenden Ausdrücken", sagt Gervinus, „braucht Fischart gern den barockſten, den Volksausdruck, den Solöcismus, am liebsten aber alles zugleich; er verschreibt die Worte mit etymologischen Umbildungen nach ihrem Laute, freut sich an jeder „Wortstempelei", an komischen Verdeutschungen fremder Wörter und an dadurch eingekeilten Nebenbegriffen, sucht nach Onomatopöien, nach Worten, „die von Getön und Hall auszusprechen eine Lust geben"; er kann keine Materie, kein Produkt nennen, ohne uns in eine Flut von örtlichen Beiwörtern zu jagen." Neben den neugebildeten Wortfiguren ist dann noch eine Fülle von Anklängen, Assonanzen, Alliterationen und Reimen über das Ganze ausgegossen. Selbst sein eigener Name „Johann Fischart genannt Mentzer", wird zu einem „Versteckspiel" benutzt, und durch eine vielgestaltige bedeutungsvolle, oft nur mühsam zu errathende Pseudonymität verhüllt. — Wie Rabelais, so machte auch Fischart das Volksleben in seiner Mannichfaltigkeit zur Unterlage seiner Komik und Satire: Man hat mit Recht die Zeche der Trunkenen im achten Kapitel des Gargantua gerühmt, worin der Dichter das „Trunken-Gespräch" des Franzosen zu dem Gemälde eines deutschen Trinkgelages mit lustigen Reimen und Liedern, mit derben Späßen, Stachelsprüchen, Witzreden zechender und jubelnder Bürger und Bauern im lauten Durcheinanderreden erweitert hat. Eben so entnimmt er dem rohen wilden Landsknecht- und Reiterleben der Zeit viele satirische und humoristische Züge, die er an der Hand Rabelaisscher Figuren zu Schilderungen und Charakterzeichnungen von höchster Komik verwerthet. Während aber Rabelais in seinen Bildern und Scenen nur Witz und Verstand, nur Ironie und Spott anwendet, tritt bei Fischart in der Darstellung des Ehestands- und Familienlebens neben dem Humor und der Komik auch deutsche Gemüthlichkeit und Wohlgefallen an den Freuden und Leiden der Häuslichkeit zu Tage. Der Ehstand ist ihm nicht ein Wehstand, sondern ein Bestand und Beistand; ohne Ehegehülfin, meint er, hat auch der Reichste nichts, das recht sein ist. Noch in höherem Grade als Rabelais kann Fischart als der echte Repräsentant, als das treueste Spiegelbild seines Jahrhunderts gelten. Denn während jener fast ausschließlich die Gegenwart zur Folie seines Humors und seiner Satire macht, schöpft dieser aus dem reichen Schatze des deutschen Volkslebens älterer und jüngerer Tage. Er ist eine unerschöpfliche Fundgrube für alles, was sich aus dem alten Stammesleben der deutschen Nation in Sitten und Gebräuchen, in Märchen und Sagen, in Sprichwörtern und Redensarten, in Gleichnissen und Anekdoten, in Gesang und Lied, in Festen und Spielen in das sechzehnte Jahrhundert gerettet hatte und zu jener Zeit noch im Volksverkehr und Volksmund vorhanden war. Diese unmittelbare Beziehung auf die Wirklichkeit, diese Realität seiner Gedanken und Empfindungen, seiner Anschauungen und Beobachtungen gibt seinen Schilderungen und Darstellungen das Gepräge der Wahrheit und macht seine Schriften zum getreuen Abbild der Zeiterscheinungen, des Zeitgeistes, der inneren und äußeren Welt. Wie der französische Satiriker richtet auch Fischart seine Pfeile mehr gegen die menschlichen Thorheiten und Verkehrtheiten, gegen die Irrthümer und Vorurtheile, gegen lächerliche sittliche Zustände,

Eigenheiten und Gebrechen seiner Zeit, als daß er tiefwurzelnde Laster gezüchtigt, das öffentliche Leben in Kirche und Staat gegeißelt hätte, wenn er gleich das letztere keineswegs gänzlich von der Bearbeitung ausschloß. Seine Satire ist heiter und gutartig, und auch in ihrer schneidendsten Schärfe niemals giftig, dagegen sicher und selbstbewußt in ihren Angriffen. Eine Eigenschaft hat Fischart vor dem französischen Meister voraus, er hatte mehr Charakter und Grundsätze, mehr Ueberzeugungstreue, mehr Herz und Liebe für sein Volk und Vaterland, und während Rabelais mit der Ueberlegenheit eines Freigeistes den religiösen Streitfragen kalt gegenübersteht, bekennt sich der deutsche Satiriker offen und aufrichtig zum reformirten Glauben und bekämpft und verspottet den Ultramontanismus und Jesuitismus, in denen er die Hauptfeinde der deutschen Nation und der protestantischen Cultur erblickt. In mehreren satirischen Schriften „Nachtrab und Nebelkräh"; „das vierhörnige Jesuiterhütlein" u. a. macht er die Gesellschaft Jesu, „die Jesuwider, die Schüler des Ignaz Lugiovoll", die unter Herzog Wilhelm von Bayern in Ingolstadt ihr bedeutendstes Heer- und Standlager errichtet hatten, zum Gegenstand seines Spottes in aristophanischer Schärfe. Einen Hauptangriffspunkt gegen die Protestanten fanden die Papisten von jeher in den Spaltungen der Confessionen: in der beißenden Satire „der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit", schlägt sie nun Fischart mit ihren eigenen Waffen, indem er in der gereimten Erklärung eines Holzschnittes voll Laune und reicher Composition darthut, wie der Heilige Franciscus von den Stiftern der verschiedenen Sekten seines Ordens, den Capuzinern, Minoriten, Observanten u. a., die von seiner Regel abgefallen sind, gemartert und zerrissen wird. Zum Stichblatt seiner satirischen Angriffe wider die Papisten wählt er zwei verrufene Vorkämpfer, den Convertiten Rabe und den ehemaligen Schneidergesellen Johann Naß (Nasus). Die drei polemischen Hauptschriften gegen die alten und neuen Mönchorden, der Jesuitenhut, S. Dominici und Francisci Leben und der Sekten- und Kuttenstreit, den Fischart am Schlusse den „Spatzenkrieg" nennt, waren diesem Nasus gewidmet oder „zu Liebe gestellt". Die Religionskriege in Frankreich, Niederland, England begleitete er mit warmer Theilnahme und sprach in feurigen Worten seine Sympathien für die Glaubensgenossen aus (Reveillematin, Armada, spanische Badenfahrt, Bundpäpstler).

Wenn wir aus der Zahl der Fischartschen Schriften, die in den oben angeführten Abhandlungen und Sammelwerken von Vilmar und H. Kurz zusammengestellt sind, die namhaftesten anführen, so geschieht es theils in der Absicht, durch die Titel das oben ausgesprochene Urtheil über Fischarts sprachliche Eigenthümlichkeit mit Beispielen zu belegen, theils um Inhalt, Tendenz und Charakter näher zu bezeichnen. Fischarts Hauptschriften.

1) Das Glückhafft Schiff von Zürich. Ein Lobspruch von der glücklichen und wolfertigen Schiffart einer burgerlichen Gesellschaft aus Zürich auf das ausgeschriebene Schießen gen Straßburg den 21. Junii des 76. Jahres. Samt Nothwendigem Kehrab auf eines neidigen Verunglimpfers schantlichen Schmachspruch von gedachtem Glückschiff. Ein Ehrengedicht in gereimten Versen, worin die Fahrt der Züricher nach dem Straßburger Schützenfest beschrieben ist. Die Züricher hatten sich vermessen, die viertägige Wasserfahrt auf Limmat, Aar und Rhein nach Straßburg in Einem Tag zurückzulegen und einen in Zürich gekochten Hirsenbrei noch warm zu überbringen, zum Beweis, daß sie ihren Freunden in der Noth beistehen könnten Die Erinnerung an diese Begebenheit, die in Fischarts schöner Beschreibung verherrlicht ist, hat sich in beiden Städten fort und fort erhalten. Es wird darin vor Allem mannhafter Muth und „handfeste Arbeitsamkeit" gepriesen, diese überwinde Alles. Das nil mortalibus arduum ist der Grundton des Gedichts. Selbst die Sonne blickt mit Neid auf das durch Manneskraft fortgetriebene Schiff und fürchtet, es möchte ihr zuvorkommen. Zürich und Straßburg sind nicht blos befreundet, sie sind auch stammverwandt, denn: „Turich, ein König der Heldwallen 1. Das glückhafte Schiff.

und Balgerhelden, stark vor allen, vor Christi Geburt zwei tausend Jar (von dem auch Trüehr (Trier) gebaut war, und im Heldsaß die Stadt Türaeburg, bei den Trüwonern heut genant Strasburg); welche berühmte Türichiner zu Cäsars Zeiten waren kuner als andre im Heldvätterland". Sie werden mit Ehren und Freundschaft empfangen: „Dies sei der Freundschaft Eigenschaft, zur Freud herzhaft, zur not standhaft; demnach von Freud genannt sind die Freund, Gleich wie von Fehde sind die Feind".

2. Geschichtklitterung. 2. Affentheuerliche, Naupengeheuerliche Geschichtklitterung von Thaten und Rahten der vor langen weilen vollenwolbeschreyten Helden und Herren Grandgusier, Gargantua und Pantagruel, Königen in Utopien und Ninenreich. Etwan von M. Francisco Rabelais französisch entworfen: Nun aber überschrecklich lustig in einen teutschen Model vergossen und ungefärlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, vertirt durch Hulbrich Elloposkleron (ellops Fisch und skleros hart oder Ellopos-Kleros, Fisch-Art) Reznem (Menzer). — Wir haben im vorigen Bande (X, 696 ff.) den Verfasser des Gargantua und Pantagruel eingehend behandelt. Sein Roman, der dort nach Inhalt und Form gezeichnet ist, zog den deutschen Satiriker so an, daß er ihn zur Unterlage und zum Vorbilde des Werkes wählte, das am meisten das Gepräge seines Geistes und literarischen Charakters trägt. Es wurde erwähnt, daß Rabelais auf Grund einer Volkssage seiner Heimath ein satirisches Werk in burlesker Form schuf, in dem sich unter Komik und Caricatur versteckt das Leben der Zeit abspiegelt. Zunächst eine Verspottung der verschrobenen unnatürlichen Helden- und Ritterromane, ist das Buch zugleich ein reiches schillerndes Kaleidoscop aller Zustände, Eigenheiten und Verkehrtheiten jenes gährenden Jahrhunderts in rohem Gehäuse voll derber Volksnatur und plebejischen Volkshumors. Dieses französische Werk hat Fischart in der Weise verwerthet, daß er Inhalt und Gang der Erzählung und den Schilderungen zur Folie eigener Ausführungen macht. Er entlehnt den Stoff, erweitert aber die einzelnen Bilder und Scenen, die er dem Sinne nach frei übersetzt, durch Einfügung von Zügen aus deutschem Leben und deutschen Sitten, durch deutsche Namen, Sprichwörter, volksthümliche Redensarten, Lieder und andere Elemente deutschen Volkswitzes und Volkshumors. Gleich dem französischen Vorgänger übergießt darin Fischart nach einander mit beizender Lauge „die Thorheiten der Genealogien und Stammbäume, die Schwelgerei und die Trunksucht, die Kleiderpracht und unvernünftige Kindererziehung, die superkluge Gelehrsamkeit, die Händel- und Prozeßsucht und so fortan, Alles in den lebendigsten, wahrsten, wärmsten Gestalten, voll des frischesten, unmittelbarsten Lebens". In der erwähnten „Trunkenzech", die bei Rabelais nicht ganz vier Seiten einnimmt, während sie bei Fischart vierzig Seiten füllt, sind eine Menge deutscher Trinksprüche und Trinklieder eingeschaltet, z. B. „den liebsten Buhlen den ich han, der liegt beim Wirth im Keller". „Wo soll ich mich hinkehren, ich dummes Brüderlein". „Ach Wein, du schmeckst mir also wohl" u. s. w. Das excentrische Gebaren, die verworrene Beredsamkeit, der lustige Humor weinseliger Bürger und Bauern sind bei Rabelais und Fischart das Lieblingsfeld, auf dem sich ihre Phantasie und poetische Malerei herumtummelt, bald dithyrambisch aufjauchzend, bald in bacchantischen Sprüngen sich ergehend, eine Fülle grotesk-komischer Scenen vorführend. Besonders ist die Verdeutschung der Namen für Fischarts Manier bezeichnend. Aus Gargantua wird Gurgellantua, Gurgelstroßa, Gurgelgrossa; aus Gargamelle wird Gurgelmiltsam. Unter dem Hofgesind befindet sich ein Herr von Brotimsack, ein Fürst von Erquicklingen, ein Graf von der Windmühlen. Der Lehrer Ponokrates heißt Ehrenbrecht Kundlob von Arbeitsteg; der den Kreuzstock so tapfer schwingende Mönch Jean des Entommeures, ein Eisenfresser von unverwüstlichem grobianischen Humor, wird zum Bruder Jan Ohnkapaunt, König Pikrochol erscheint als „Bittergroll" von Grollenkobevigen, der Gymnastes als „Kampfkeib u. s. w. Eine „sprachliche Walpurgisnacht" nennt ein neuerer Schriftsteller die Geschichtklitterung.

3. Aller Praktik Großmutter. 3. Mit der Gründung und Beschreibung des Ordensstaats „zum freien Willen" (Thelema) schließt Rabelais das erste Buch, den „Gargantua"; die andern Bücher, die vom

„Pantagruel" handeln, hat Fischart nicht übersetzt. Die zwei letzten Kapitel der Geschichtklitterung handeln „Vom Willigmuthigen Stifthaus". Das „Pantagruelische Prognostiken-Büchlein" von Rabelais (Magister Alcofribas) ist ebenfalls von Fischart nachgebildet und erweitert worden in der Schrift: „Aller Practik Großmutter. Ein dickgebrockte, Pantagruelische betrugdicke Procdick oder Pruchnastikatz, Laßtafel, Bauernregel und Wetterbüchlein, auf alle Jahr und Land gerechnet und gericht durch den wohlbeschickten Mäußstörer Wynhold Alcofribas Wüstblutus von Aristophans Nebelstatt, des Herrn Pantagruel zu Langreuel obersten Löffelreformirer, Erb- und Erztrenck und Mundphyficus. Jetzund Alles aufs Neue zulieb den Grillengirigen Zeitbetriegern, verstockten, Hirnbedäubten, Maulhenkolischen Naturzwängern, ergenzt und besprenzt. Ein frisch räß, kurzweilig Geläß, als wenn man Haberstroh äß". Diese Schrift, die in mehreren Auflagen, mit etwas verändertem Titel und mit mancherlei Zusätzen in den späteren erschienen ist, richtet sich gegen den Aberglauben und den Mißbrauch, der damals mit Astrologie, Wahrsagen, Kalenderprophezeiungen, Nativitätstellen u. dgl. getrieben ward. Dieser Krankheit der Zeit geht Fischart zu Leibe, indem er den mit aberwitzigen Voraussetzungen angefüllten Kalendern oder Loosbüchern, wie sie in allen Ländern und unter allen Ständen Eingang gefunden hatten, einen andern Kalender entgegenstellt, worin witzig geweissagt wird, was in jeder Jahreszeit, unter jedem Planeten und in allen Himmelsstrichen eintreten wird, bittere Wahrheiten, in satirischer Form vorgetragen. Den Eingang bildet eine geharnischte Vorrede: Die unzähligen Sternamhimmeligen und Sandammeerigen Mißbräuchen der Prognostiken, die dem Neuzeitunggelebigen und leichtgläubigen Völklein wie eine Sündfluth „vom Himmel hoch da komm ich her", zugeführt würden und sich so nöthig gemacht hätten wie die Bibel, „daß man ohne ihr krabisch Ziffermalen keinen Krieg, Heirath, Fried und Bündniß vornehmen dürfe", hätten ihn zu dem Vorsatz gebracht, den Neuesförschlern „aus seines Herzens Himmelskugel und innerstem Schrein" die Wahrheit zu verkünden. Gleich den römischen Vogelschauern und Aruspices und den ägyptischen Zauberern wolle nun jeder Luginsland, jeder Meßner und Uhrenmacher, jeder Kälberarzt und Kalendermacher die kommenden Dinge voraussagen. Sie verzuckten sich in den siebenten Himmel auf den Hexenbock, theilten die Monarchien auf Danielisch aus, zankten wie das Himmelsfaß gebunden sei, wie viel Reife es habe, wie der neunte Reif getrieben werde und in 49000 Jahren herumkomme. Sie knüpften die Heiligkeit der Religion, die Heimlichkeit des Gewissens, die Gotteskraft der Wunder an die Sterne und sprächen, „wer Gott bitte weil der Mond im Drachenschwanz fährt, dem werde Alles gewährt". Diesen „Gestirnbulern" und „Himmelsverkündern", die durch ihre astrologische Schwindeleien die Menschen zu lächerlichen Thoren und bunten Narren machten, stellt nun Fischart einen Kalender entgegen mit Voraussagungen, die sicherlich zutreffen sollen, mit einer „Praktik" und Nativität, deren Wahrheit Niemand leugnen werde. „Ihr kümmert Euch darum, wie d i e geartet und genaturt sein werden, welche unter Jupiters Signet und Zeichen geboren werden; ich will euch zeigen, wie ihr geartet und genaturt seid, ihr möget unter Jupiters, oder Mercurs oder Venus' Zeichen geboren sein: wenn die Narren kein Brod mehr essen, wird das Korn wolfeil werden, vor der Hand aber sind noch die Disteln theuer und werden es bleiben wegen der Esel mit kurzen Ohren. Krebse werdet ihr nicht in der Luft fangen, ihr Windfanger und Luftfischer; denkt lieber daran, was euch das Nächste ist: die Blüthe wird heuer wie alle Jahre der Frucht vorausgehen — welche Frucht wird denn eure Blüthe bringen?" Der Regent des Jahres werde kein anderer sein als Gott der Schöpfer Himmels und der Erden.

4. Die verbreitetste Schrift Fischarts ist die mit vielen kleineren und größeren Zusätzen versehene Uebersetzung des satirischen Buchs in holländischer Prosa „der Byenkorf der H. Roomsche Kerke", von dem uns bekannten Staatsmann und Freund Oraniens, Philipp Marnix von St. Aldegonde, ein Werk, aus dessen Titel Fischarts Sprachwitz und Sprachbildungsmanier am deutlichsten hervorleuchtet: Binenkorb des h. röm. Imenschwarms, seiner Hummelzellen oder Himmelszellen, Hurnaußnäster, Brämengeschwürm und Wäspengetöß. Samt Läuterung 4. Der Bienenkorb.

der h. röm. Kirchen Honigwaben; Einweihung und Beräucherung oder Fegfeuerung der Imenstöcke, und Erlesung der Bullenblumen, der Dekretenkreuter, des Heydnischen Klosterhysops, der Suiter (Jesuiter) Säudisteln, der Saurbonischen Säubohnen des Magisnostrischen Liripipefenchels und des Imenplatts der Plattimen, auch des Meßthaues u. H. Saffts von Wunderbäumen cet. cet. alles nach dem rechten Himmelsthau oder Manna justirt und mit Menzerkletten durchziert. Durch Jesuwalt Pickhart u. s. w. 1580. Außer der Geschichtklitterung kann sich kaum ein anderes Werk Fischarts an Heiterkeit der Laune, Lebendigkeit und Leichtigkeit des Stils und der Darstellung wie an treffender Satire mit dem „Bienenkorb" messen. Diesen Vorzügen, so wie der scharfen kirchlich-theologischen Polemik, hatte das Buch seine große Verbreitung zu verdanken.

5. Das Jesuitenhütlein. Der Bienenkorb gehört in die Gruppe der religiösen Streitschriften gegen den Ultramontanismus und Jesuitismus, deren wir oben gedacht haben. Die schärfste und bekannteste darunter ist das während des Druckes des Bienenkorbs verfaßte „Jesuiterhütlein" in Versen, das folgenden Titel führt: „Die wunderlichst unerhörtest Legend und Beschreibung des abgeführten Quartirten, gevierten und viereckechten vierhörnigen Hütleins, samt Ursprungs derselbigen heiligen Quadricornischen Suiterhaupen und Cornutschleppen: Etwan des Schneiderknechts F. Nasen gewesenen Meisterstücks u. s. w. Alles durch Jesuwalt Pickhart, den unwürdigen Knecht der Societät der Gläubigen Christi. 1580." Diese satirisch-allegorische Dichtung von dem „mit vierfacher Bosheit gefüllten" Jesuitenhut, gehört zu den schärfsten und derbsten Produkten Fischarts. „Nach Christi Himmelfahrt", so faßt Gervinus den Inhalt zusammen, „als Lucifers Herrschaft zu verfallen anfing, beruft der Höllenfürst seine Gesellen, indem er in ein Cornet stößt, das „vier Ausgänge und Rachen" hat, und beräth mit ihnen, was zur Herstellung ihres „Horns und ihrer Stärke" zu thun sei, die ihnen Christus zerbrach. Lucifer hat beschlossen, die Hörner, ohne die sein Reich nicht aufrecht bestehen kann, beizubehalten, aber sie anmuthig und trügerisch zu verstecken und sie auf heilige Art zu gestalten. Zuerst also macht er ein einziges Spitzhorn aus Faulheit und einfältigem Schein, mit der Nadel der Heuchelei und dem Faden der Täuscherei genäht, und nennt es Kuttenkappe. Dann den zweihörnigen Bischofshut, der durch Pracht und Hoffahrt in Versuchung führt. Dann greift er den dreihörnigen, zum Einhorn ausgespitzten Kopfschmuck an, worin er des Judas Säckel und Geräth, Simonie, Pfründendieberei, falsche Donation, Meßkram und Ablaßkasten einnähen läßt. Zuletzt aber spielt Lucifer seine beste Karte aus, indem er das vierhörnige Jesuitenhütlein schafft, die Hauptzier „der vierfachen Bösewichter, die den Schafspelz vorkehren, da sie doch Sau- und Bocksart sind, Suiten und Widder, obgleich sie diese Namen mit dem Namen Jesu verstellen". Es soll dem Dreihorn helfen, wenn seine Macht zu hinken beginnt, denn es ist um Ein Arghorn höher geboren. Des Teufels Großmutter und ihre ungestalten Töchter nähen den Hut zurecht. Sie vernähen Abgötterei, Arglist, Ehrgeiz und Ruhmsucht, Scheinheiligkeit in das erste Horn; in die Flügelhörner Sophisterei und viele Syllogismos Cornutos, päpstliche Lügengespinnste und Jugendvergiftung; in das hinterste Horn Blutpraktik, Mordstiftung, Unduldsamkeit, Verhetzung und Verrätherei. Dann weiht Lucifer den Hut ein und verleiht ihm seine Kraft". Auch bei diesem Gedicht hat Fischart ein französisches Vorbild „La legende et description du Bonnet Carré" vor Augen gehabt, welches Kurz vor seiner Ausgabe des Dichters mittheilt.

c. Kepler und Galilei*).

Mit dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts beginnt eine neue herrliche Blüthe der Wissenschaft, bezeichnet durch eine Reihe der glänzendsten Entdeckungen und der berühmtesten Namen. In Deutschland ist dieses Aufblühen untrennbar verknüpft

*) Von demselben Fachgelehrten, welcher den Abschnitt 13, Bd. IX, S. 929 ff. bearbeitet hat.

mit dem Wirken eines Mannes, der seiner wissenschaftlichen Leistungen wegen lange unter den Gelehrten hochgeachtet, durch die Bemühungen patriotischer Männer erst in neuerer Zeit in weiteren Kreisen bekannt, und seitdem durch die Reinheit und Liebenswürdigkeit seines Charakters, durch die Treue seiner Ueberzeugung, durch den Glanz seiner Entdeckungen zu einer Lieblingsgestalt des deutschen Volkes geworden ist: Johannes Kepler.

Johannes Kepler 1571–1630. 1. Sein Leben.

Johannes Kepler wurde geboren in Weil der Stadt, wo die Eltern in ärmlichen Verhältnissen lebten, die keine große Sorgfalt für die Erziehung des Sohnes gestatteten. Durch die Unterstützung des Herzogs von Würtemberg konnte Kepler die Schule zu Leonberg besuchen, wo die ersten Keime seiner wissenschaftlichen Bildung gelegt wurden, die er später auf der Tübinger Universität erweiterte. Seine Studien galten zuerst der Theologie, aber durch den Einfluß des trefflichen Mästlin, der damals in Tübingen Mathematik und Astronomie lehrte, wurde in Kepler die Flamme der Begeisterung für diese Wissenschaft geweckt, der er sein Leben lang treu blieb. Durch Mästlin wurde der junge Kepler in die Kopernikanische Lehre eingeführt, an deren Wahrheit fortan kein Zweifel mehr in ihm aufstieg. Im Jahr 1593 folgte Kepler einem Rufe als Professor der Mathematik und Moral nach Graz, wo er anfing sich durch seine wissenschaftlichen Werke bekannt zu machen, die besonders auch die Aufmerksamkeit des damals hochberühmten Tycho de Brahe auf den jungen Gelehrten zogen. Lange sollte die Ruhe seines Grazer Aufenthaltes indessen nicht dauern. Religionshaß und Verfolgungssucht konnten ihm als eifrigem Protestanten keine bleibende Stätte in katholischen Landen und unter katholischen Herrschern gewähren. Die von dem Erzherzog Ferdinand verhängte harte Maßregel der Austreibung aller Protestanten aus Steiermark traf auch Kepler mit seiner Familie. Dadurch sah er sich veranlaßt, einer Einladung Tycho's nach Prag Folge zu leisten. Mit dem Muthe eines Märtyrers ging er in die Verbannung. „Am Anfang des Monats August", schreibt er einem Freund in Schwaben, „wurden mehr als tausend Einwohner, und darunter auch ich auf immer aus Graz verbannt. Tycho lud mich ein, zu ihm nach Prag zu kommen, und ich habe im Sinne, meine Familie nach Linz zu bringen und von dort allein nach Prag zu reisen, um mündlich über die Bedingungen mit ihm zu unterhandeln. Würden sich aber zu viele Schwierigkeiten zeigen, so hole ich die Meinigen in Linz wieder ab und reise zu euch. Ich will Medizin studieren, vielleicht habt ihr ein Plätzchen für mich, denn ich bin bei Gott sehr arm geworden. Meine Frau stammt aus einer vermöglichen Familie, aber ihr ganzes Vermögen besteht aus liegenden Gütern, die jetzt völlig werthlos, ja unverkäuflich sind, denn es ist verboten, die innerhalb der uns gesetzten Frist von 45 Tagen unverkauft gebliebenen Güter an Katholiken zu verpachten. Dies ist wohl ein schweres Unglück, aber ich weiß jetzt, wie süß es ist, für den Glauben zu Gottes Ehre mit einem Häuflein Brüder Schaden und Schmach zu erleiden, Haus und Hof, Freunde und Vaterland zu verlassen. Wenn Märtyrerthum und Verlust des Lebens so sich verhalten, daß mit der Größe des Unglücks auch die Freudigkeit steigt, dann ist es leicht für den Glauben in den Tod zu gehen. Ich werde jedoch nicht ohne Kampf weichen, wenn er auch mit Nachtheilen für mich verknüpft ist, mich stützend auf meine frühere Zurückberufung, damit diese mir nicht mehr Schaden als Nutzen bringe. Denn wäre ich vor zwei Jahren nicht wieder zurückgekommen, so hätte die Beschlagnahme der Güter meiner Frau und noch manches Andere vermieden werden können. Lebe wohl und bete für uns". — In Prag gestaltete sich Keplers Loos nicht so günstig wie er gehofft hatte. Denn obwohl ihm Tycho den Titel eines kaiserlichen Mathematikers verschafft hatte, war er doch nicht viel mehr als ein Gehülfe, einem kalten und hochfahrenden Manne untergeordnet. Auch der bedungene Gehalt wurde

höchst unregelmäßig ausgezahlt, so daß Kepler häufig mit bitterster Noth zu kämpfen hatte. Aber auf der andern Seite fand er in den trefflichen Instrumenten und den zahlreichen Beobachtungen Tycho's, die ihm zur Benutzung zu Gebote standen, Hilfsmittel und Anregung zu seinen großen wissenschaftlichen Arbeiten und Entdeckungen. Nach Tycho's Tod wurde Keplers Stellung in Prag noch schwieriger, bis ihm endlich im Jahr 1613, durch eine Berufung als Professor der Mathematik nach Linz, eine gesicherte Stellung zu Theil wurde, deren Frucht eine Reihe seiner bedeutendsten Arbeiten ist. — Ein Beweis nicht nur seines Muthes und seiner freien Anschauungen, sondern auch seiner Herzensgüte und kindlichen Pietät ist die Vertheidigung seiner des Hexenwerks angeklagten Mutter. Kepler reiste selbst in die Heimath, um die Vertheidigung mit Nachdruck führen zu können, denn ganz allein stand er der Mutter zur Seite. Die ganze Bevölkerung, selbst die Angehörigen, waren, in traurigem Wahne befangen, von der Schuld der alten Frau überzeugt, die Richter und die Geistlichkeit waren aufgebracht und Niemand fand sich, der den Muth gehabt hätte, die Verklagte gegen die allgemeine Meinung zu unterstützen. Der Proceß war bei Keplers Ankunft bereits so weit gediehen, daß Folter und Tod der Mutter in sicherer Aussicht standen. Durch seinen persönlichen Einfluß, durch seine rastlose und unerschrockene Thätigkeit, erreichte Kepler zunächst eine Revision des Processes und darauf die völlige Freisprechung. — Oft und viel hatte Kepler den Wunsch, bleibend in seine Heimath zurückzukehren, in der er mit seiner Vergangenheit und seiner Bildung wurzelte. Mehrere Versuche machte er, dort eine bleibende Stätte und eine gesicherte Stellung zu finden. Aber wie ihn in Oesterreich der Fanatismus der Katholiken verfolgt und vertrieben hatte, so stieß ihn hier der lutherische Glaubenseifer von der Heimath zurück. Weil er sich weigerte, die Verdammung der Calvinisten zu unterschreiben und die Allgegenwart des Leibes Christi bezweifelte, wurde er, der treue Anhänger der Augsburgischen Confession, von den lutherischen Eiferern zurückgewiesen und ihm jede Anstellung versagt. So mußte er fern von der Heimath sein thatenreiches Leben beschließen. Er starb zu Regensburg im Jahr 1630.

2. Seine Werke und Leistungen. Alle Werke Keplers, vom ersten bis zum letzten, athmen denselben Geist eines reinen Strebens nach der Erkenntniß der Wahrheit; neben hohem poetischen Schwung und phantasievollem Gemüth herrscht ein großartiger Scharfblick, der auch, wo ein klares Erkennen noch nicht möglich ist, mit ahnender Seele auf die Wahrheit hinweist. Es gibt fast keinen Theil der damals gepflegten mathematischen Wissenschaften, mit dessen Geschichte nicht Keplers Name unzertrennlich verknüpft wäre. Jeder neue Gedanke, der auftaucht, jede neue Entdeckung, die gemacht wird, findet bei ihm ihre billige und gerechte Würdigung; er weiß mit feinem Gefühl das Wahre vom Falschen zu trennen, alles was dem endlichen Ziel, der Erkenntniß der Wahrheit, näher bringen konnte, gewissenhaft auszubeuten. Die am Anfang des Jahrhunderts durch den schottischen Baron Neper erfundenen Logarithmen erkannte Kepler alsbald als das einzige Hülfsmittel, die immer mehr sich steigernde Masse der Zahlenrechnungen zu bewältigen, ein Mittel, ohne welches die Resultate der astronomischen Beobachtung bald zu einem unentwirrbaren Knäuel geworden wären, aus dem sich herauszuwinden eines Menschen Leben nicht hingereicht hätte. Er veranstaltete daher eine neue Ausgabe der Logarithmen mit einer erklärenden Einleitung, wodurch die nützliche Entdeckung bald zum Gemeingut der Gelehrten wurde. Auch die Geometrie hat Kepler Entdeckungen zu verdanken, die seiner Zeit weit voraus eilten. Er entwickelte Anschauungen und Methoden, die als die wahren Vorläufer der erst viel später in die Mathematik eingeführten Infinitesimalrechnung zu betrachten sind und die er für viele Probleme fruchtbar zu machen verstand. — Durch mehrere Ursachen wurde Kepler von den astronomischen

Studien auf die Optik hingewiesen, deren Grundgesetze damals noch sehr unvollkommen bekannt waren. Er sah die Nothwendigkeit einer gründlichen Untersuchung dieser Fragen ein, zunächst um die astronomischen Beobachtungen von dem störenden Einfluß der atmosphärischen Strahlenbrechung zu befreien, dann auch, um über die Wirkung des neuen mächtigen Hülfsmittels der Astronomie, des Fernrohrs, Klarheit zu verbreiten. Er machte seine Entdeckungen über diese Fragen in zwei Werken kund, in dem „optischen Theil der Astronomie" und in der „Dioptrik". Kepler legte hierin zum ersten Male den Vorgang des Sehens im menschlichen Auge richtig dar. Auch die Theorie des Fernrohres und die Wirkung der Linsengläser wurde von ihm zuerst auf sichern Grundlagen aufgebaut; denn obwohl es auch ihm noch nicht gelungen war, das genaue Gesetz der Strahlenbrechung aufzufinden, so hatte er doch darüber eine Ansicht aufgestellt, die von der Wahrheit so wenig abweicht, daß eine hinlängliche Erklärung der Wirkung optischer Instrumente daraus gewonnen werden konnte. Gestützt auf diese Untersuchungen, fand Kepler eine neue Einrichtung des Fernrohrs, die er als die für astronomische Beobachtungen zweckmäßigste erkannte; das Keplersche Fernrohr ist heute noch im Gebrauch. Die erste Entdeckung dieses Instruments ist wahrscheinlich einem Zufall zu verdanken. Die Berichte darüber lauten verschieden, aber alle Erzählungen weisen auf die Stadt Middelburg in Holland als den Ort der Erfindung hin. Galilei war der erste, der das Fernrohr für die Sternkunde fruchtbar zu machen versuchte und damit Entdecker wichtiger neuer Thatsachen wurde. Aber ein tieferer Einblick in das Wesen und die Wirkung des neuen Instruments wurde erst durch Keplers Untersuchungen möglich.

Das größte von Keplers unsterblichen Verdiensten ist aber auf dem Gebiet der Astronomie zu suchen. Erst durch seine Entdeckungen erlangte das Copernikanische System seine volle Bedeutung und seine unwiderlegliche Bestätigung. Die Keplerschen Gesetze bezeichnen in der Geschichte der Astronomie einen Wendepunkt, den, wie es scheint, jeder Zweig der Naturwissenschaft durchmachen muß, der aber selten in dem Maße durch einen einzelnen hervorragenden Geist vertreten ist. Denn wenn das letzte Ziel der Naturwissenschaften die Erklärung der Vorgänge der Natur ist, so muß der nächste Schritt zum Ziele der sein, aus den vielverschlungenen Erscheinungen den wahren Thatbestand herauszulesen. Nachdem Copernikus die Grundlage gefunden hatte, geschah dieser Schritt durch Keplers weitergehende Entdeckungen. Bereits Copernikus hatte die Wahrnehmung gemacht, daß die Unregelmäßigkeiten in der Bewegung der Planeten nicht völlig befriedigend erklärt werden könnten durch die Annahme von Kreisbahnen, in deren Mittelpunkt die Sonne steht. Allein noch Copernikus hielt die kreisförmige Gestalt der Bahnen für eine unumgängliche Forderung und suchte demgemäß die Erklärung des Widerspruches in dem Satze, die Sonne stehe nicht genau im Mittelpunkt dieser Kreise. Die Beobachtung des Planeten Mars, auf welche Kepler durch Tycho's Arbeiten geführt wurde, zeigte jedoch, daß auch diese Annahme zur Erklärung nicht ausreichte, und durch eine Reihe scharfsinniger Schlüsse und tiefe Untersuchungen erkannte endlich Kepler die wahre Gestalt der Bahn dieses Planeten, welche die einer Ellipse ist. Das zweite Keplerische Gesetz enthält die Regel, nach welcher die verschiedenen Theile der elliptischen Bahn mit verschiedener Geschwindigkeit durchlaufen werden. Die Ausdehnung dieser Gesetze auf die Bahnen der übrigen Planeten gelang vollständig, und so war der wahre Sachverhalt aufgeklärt. Diese Entdeckungen sind in mehreren großen astronomischen Werken niedergelegt. Das dritte Keplersche Gesetz, welches sich auf die Umlaufszeiten der verschiedenen Planeten bezieht, ist in einem Werk voll scharfsinniger Gedanken enthalten, in der „Weltharmonie". — Auch die beobachtende und rechnende Astronomie verdankt diesem Manne ein Werk von

unschätzbarem Werthe, die Rudolfinischen Tafeln, die er im Jahr 1627 zu Linz herausgab. In diesen Tafeln, welche ihren Namen zu Ehren des Kaisers Rudolf tragen, ist der reiche Schatz von Beobachtungen, den Tycho hinterlassen hatte, zusammengestellt und verarbeitet, ein Werk, welches Zeugniß ablegt von dem eisernen Fleiß und der ausdauernden Arbeitskraft des Verfassers.

Großartig und wahrhaft bewunderungswürdig sind die Anschauungen, die Kepler über die physikalische Natur des Weltalls hatte. Mit prophetischem Geist spricht er Gedanken aus, welche die Forschungen einer viel späteren Zeit zur wissenschaftlichen Wahrheit erhoben haben. Newtons große Entdeckung der allgemeinen Schwerkraft ist bei Kepler bereits eine Ueberzeugung, wenn ihm auch noch die Mittel fehlten, das Gesetz der Wirkung dieser Kraft zu erkennen, und seine Ansicht durch strenge Beweise zu stützen. Aber richtig erblickte er in dieser Kraft die wahre Ursache der Bewegung der Himmelskörper. Die Sonne ist ihm nicht der todte Mittelpunkt aller Bewegung, sondern er erkennt in ihr die wirkende Ursache derselben. „Die Schwere", heißt es in einer seiner Schriften, „ist nur ein gegenseitiger Antrieb unter ähnlichen Körpern, sich mit einander zu vereinigen. Die schweren Körper streben nicht nach dem Mittelpunkt der Welt, sondern nach dem des runden Körpers, dessen Theile sie sind, und wenn die Erde nicht rund wäre, würden die Körper nicht senkrecht gegen ihre Oberfläche fallen. Wenn der Mond und die Erde nicht in ihrer gegenseitigen Entfernung zurückgehalten würden, so würden sie aufeinander fallen, der Mond würde etwa $\frac{53}{54}$ des Wegs durchlaufen und die Erde den Rest, wenn man beide als gleich dicht voraussetzt". Auch die Anziehung des Mondes auf die Gewässer als die Ursache von Ebbe und Fluth hat Kepler richtig erkannt und klar ausgesprochen. Es sind das Beweise von einer Anschauung, die seiner Zeit weit vorausgeeilt war.

Neben diesem Geist einer strengen und ernsten Wissenschaftlichkeit geht durch Keplers Werke ein Zug von Phantasie und poetischem Gemüth. Er liebt es, im Geiste Plato's und der Pythagoräer die Ergebnisse der ernsten Forschung in Verbindung zu setzen mit den phantastischen Gebilden über die Harmonie der Zahlen- und Raumverhältnisse, und wenn ihn diese Neigung auch bisweilen zu Aussprüchen verleitet, die mit der objectiven Wahrheit nicht vereinbar sind, so gibt sie doch einen neuen Beweis seiner Schöpfungskraft und des hohen Schwungs seiner Seele. Diese Züge einer schwärmerischen Einbildungskraft treten besonders hervor in den Werken „über das Geheimniß des Weltbaus", die „Weltharmonie" und „Keplers Traum". Mehrfach fand Kepler Veranlassung in seinen Berufsgeschäften mit den astrologischen Wahngebilden sich zu befassen. Als Professor der Mathematik in Graz lag ihm die Pflicht ob, den Kalender zu machen, und dieser mußte nach dem Gebrauch der Zeit mit allerlei astrologischen Wahrsagungen über Witterungsverhältnisse, über Krieg und Frieden ausgestattet sein. Kepler entledigte sich dieser Pflicht mit Feinheit; er hatte die Regeln der Astrologie sorgfältig studirt, so daß er seine Prophezeiungen in die verlangte Form kleiden konnte, und da er seine Urtheile abgab mit genauer Berücksichtigung aller Nebenumstände und geleitet durch seinen Scharfblick, so hatte er in seinen Vorhersagungen Glück. Er gelangte zu großem Ansehen als Astrolog und viele der hervorragendsten Männer Oesterreichs ließen sich von ihm die Nativität stellen. Sehen wir ihn doch noch gegen das Ende seines Lebens in den Diensten des der Astrologie sehr ergebenen Wallenstein. Aber wiewohl er sich die größte Mühe gab, auch dieser Pflicht nach Kräften zu genügen, so gesteht Kepler doch mit offenem Freimuth die Unzuverlässigkeit seiner Vorhersagungen ein, und aus mehreren Stellen seiner Briefe geht hervor, wie aufgeklärt er selbst über diesen herrschenden Aberglauben seiner Zeitgenossen dachte. „Wahrlich in aller meiner Wissenschaft von der Astrologie", schreibt er, „weiß ich nit

so viel Gewißheit, daß ich eine einige Special-Sach mit Sicherheit dürfte vorsagen". Noch schlagender ist folgende Stelle: „Lieber Gott, wo wollt die hochvernünftige Astronomie bleiben, wenn sie ihre närrische Tochter Astrologie nit hätte. Sind doch der Mathematikorum Salaria so gering, daß die Mutter gewiß Hunger leiden müßte, wenn die Tochter nichts erwürbe". Wie hoch Kepler über dem Aberglauben seiner Zeit erhaben war, davon legt das schönste Zeugniß ab seine Handlungsweise in dem Prozeß seiner Mutter.

Während Kepler in Deutschland die Astronomie durch seine großen Entdeckungen bereicherte, wandelte in Italien ein nicht minder hervorragender Mann dieselben Bahnen unter noch mehr Ungunst der Verhältnisse, in stetem Kampf mit der Beschränktheit der Philosophen der alten Schule, mit dem religiösen Fanatismus der römischen Curie, Galileo Galilei. — Galilei ward geboren zu Pisa 1564, aus einem angesehenen Florentinischen Geschlecht. Sein Vater, Vicenzio Galilei, der selbst in den mathematischen Wissenschaften bewandert war, ließ ihm eine sorgfältige Erziehung zu Theil werden. Schon frühe war die Neigung Galilei's für die mathematische Disciplin entschieden, und besonders zeichnete ihn aus eine feine Beobachtungsgabe, die ihn mit richtigem Scharfblick an den verwickelten Erscheinungen das Gesetzmäßige und Gleichartige erkennen ließ. Man sieht heute noch im Dom zu Pisa die eherne Lampe, deren Schwingungen den jungen Beobachter zuerst auf die Gesetze des Pendels geführt haben sollen. Seit dem Jahr 1584 bekleidete Galilei ein Lehramt in seiner Vaterstadt, aber bereits hier hatte er unter der Engherzigkeit der Fachgenossen zu leiden. Als er durch ein Experiment die Unhaltbarkeit der Aristotelischen Ansichten über die Fallbewegung vor Aller Augen dargethan hatte, erregte er den Unwillen der Anhänger des Alten, die ihn nicht durch Gründe widerlegen konnten, in dem Maße, daß er Pisa verlassen mußte. Er begab sich nach Padua, wo er seine Wissenschaft vortrug, bis sein Ruhm und seine glänzenden Entdeckungen den Großherzog von Toscana bewogen, ihn nach Pisa zurückzuberufen (1610). Von nun an beginnt erst die Zeit seiner größten und berühmtesten Leistungen. Durch das Gerücht hatte er Kunde erhalten von der in Holland gemachten Entdeckung des Fernrohrs. Ohne nähere Kenntniß der Einrichtung desselben construirte er sich selbst ein solches Instrument und untersuchte, mit dem neuen Hülfsmittel ausgestattet, den Himmel. Das Ergebniß seiner Forschung war ein glänzendes und verbreitete seinen Ruhm weithin über Europa. Natürlich mußte ein Mann von der Freiheit des Geistes, ausgestattet mit dem feinen Sinn für das Wahre, wie Galilei, ein eifriger Anhänger der Copernikanischen Lehre über das Weltsystem sein, um so mehr, da seine eigenen Entdeckungen auf Schritt und Tritt neue Belege für die Richtigkeit jener Sätze an den Tag brachten. So bekannte er sich denn auch in Wort und Schrift offen zu der Lehre des Copernikus, und gewann ihr selbst unter der Geistlichkeit manchen Anhänger. Allein der Kirche schien die Neuerung gefährlich und der Schrift widersprechend, da sie an den Grundfesten des mühsam aufgeführten Gebäudes der kirchlich sanctionirten Wissenschaft rüttelte. Der Schlag, der gegen Galilei geführt werden sollte, mußte zunächst die Schrift des Copernikus selbst treffen. Diese wurde verurtheilt, und angeordnet, daß in den neuen Ausgaben die Stellen, welche die Lehre von der Bewegung der Erde als positive Behauptung enthalten, unterdrückt werden sollten. Die Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne wurde als ketzerisch verdammt, die von der Axendrehung der Erde, mit wenig Folgerichtigkeit, nur als irrthümlich und gefährlich bezeichnet. Auch Galilei entging nicht dem geistlichen Gericht. Er wurde im J. 1616 nach Rom vorgeladen, wo er dem Kardinal Bellarmin versprechen mußte, die Erdbewegung nicht weiter zu lehren. Einige Zeit nachher verfaßte er die berühmte Schrift in Gesprächsform, worin er drei Personen redend einführte, von denen die eine das

Galilei 1564—1642. Sein Leben.

Copernikanische, die zweite das Ptolemäische System vertheidigt, die dritte beider Gründe dergestalt abwägt, daß die Sache dem Anschein nach unentschieden bleibt, in Wirklichkeit aber die Copernikanische Lehre als die richtige erscheint. Dadurch reizte er den Zorn der strengkirchlichen Partei, welche die copernikanische Ansicht für schriftwidrig und ketzerisch hatte erklären lassen. Man brachte ein wahrscheinlich gefälschtes Protocoll über das erste Verhör vor, um zu beweisen, daß er sein Versprechen nicht gehalten, und suchte den Papst Urban VIII. zu überzeugen, unter dem Simplicio, dem Vertheidiger des Ptolemäus, sei er selbst verspottet, da er vor seiner Papstwahl gesprächsweise mit dem ihm damals befreundeten Galilei ähnliche Gründe gegen die Erdbewegung vorgebracht hatte. Deshalb von der Inquisition zu einem zweiten Verhöre vorgeladen (1632), und auf Grund des angeblichen Protocolls des Wortbruchs beschuldigt, mußte Galilei knieend seine Ansicht über die Bewegung der Erde als irrig und schriftwidrig abschwören, „während diese mit ihm und seinen Richtern im Fluge dahin rollte". Entrüstet über den geistigen Zwang soll er leise die Worte gesprochen haben: E pur si muove (und doch bewegt sie sich). Seine Schriften wurden als ketzerisch verboten und er selbst in langer Gefangenschaft gehalten, wo ihn ein Augenleiden befiel, das später zur Blindheit führte. Und auch nach seiner Befreiung aus dem Kerker blieb er bis zu seinem Ende unter dem Druck der Inquisition, die ihn auf einem Landhaus in der Nähe von Florenz unter beständiger Ueberwachung hielt. Dort hat er im Jahr 1642 seine Laufbahn beschlossen.

Seine Entdeckungen. Die glänzenden Entdeckungen, die Galilei mit Hülfe des Fernrohrs am Himmel machte, sind es, die seinen Namen am meisten unter den Zeitgenossen verherrlichten. Und in der That gaben seine Beobachtungen mit dem durch das Fernrohr geschärften Blick eine große Zahl neuer und unerwarteter Aufschlüsse über die Natur der Himmelskörper, von denen fast jeder eine Bestätigung der Copernikanischen Lehre über das Weltsystem war. Die Flecken in der beleuchteten Mondscheibe, die Unregelmäßigkeiten am Rande des halb beleuchteten Mondes, gaben sich sofort als Unebenheiten der Oberfläche dieses Himmelskörpers zu erkennen, die schon Galilei mit den Gebirgen der Erde verglich. Die Beobachtung der Sonne führte den italienischen Gelehrten zur Entdeckung der Sonnenflecken, mit deren Hülfe die Axendrehung der Sonne festgestellt werden konnte. An der Venus erkannte er die schon von Copernikus als nothwendig angekündigte Erscheinung der Phasen wie beim Monde. Besondere Sorgfalt verwandte Galilei auf die weitere Verfolgung seiner Entdeckung der Trabanten des Jupiter, deren Lauf er Jahre lang beobachtete, um das Gesetz ihrer Bahnen festzustellen. Er gedachte diese Entdeckung für die Wissenschaft nützlich zu machen, indem er dieselbe zur Bestimmung der geographischen Breite anwenden wollte. Er wurde zur Durchführung dieses Gedankens von der holländischen Regierung aufgemuntert, allein der Tod vereitelte das Unternehmen. — Eine Erscheinung, die Galilei nicht richtig zu deuten vermochte, zeigte der Planet Saturn. Dieses Gestirn erschien durch die noch nicht hinlänglich geschärften Instrumente aus drei mit einander verbundenen Theilen bestehend. Die seltsame Erscheinung blieb unaufgeklärt, bis Huyghens darin einen den Planeten frei umschwebenden Ring erkannte. — Endlich wurden durch Galilei's Entdeckungen auch die Kenntnisse über die Fixsternwelt bereichert. Die Milchstraße erschien als eine Anhäufung unzähliger Fixsterne, die dem bloßen Auge nur als ein matter Lichtschimmer sich zeigt. Ebenso lösten sich viele der Nebelflecken in eine große Anzahl kleiner, den bloßen Augen unkenntlicher Fixsterne auf. Wie glänzend aber auch diese Entdeckungen Galilei's sind, wie sehr durch dieselben die Einsicht in die Natur des Weltalls erhöht wurde, kaum geringer, wenn auch weniger leuchtend, sind die Verdienste, die sich der Forscher um die Mechanik erworben hat. Diese wurde durch seine Arbeiten erst zur Wissenschaft erhoben.

Hier galt es, eingerosteten Vorurtheilen kraftvoll entgegenzutreten, durch die Verbindung der sorgsamsten Naturbeobachtung mit mathematischen Schlußfolgerungen neue Gedanken zu erfassen und durchzuführen. — In der wissenschaftlichen Mechanik hatte die Anhänglichkeit an des Aristoteles Worte besonders schädlich gewirkt, besonders beigetragen, die Begriffe zu verdunkeln und zu verwirren. Die richtigen Sätze des alten Archimedes waren das einzige sichere Fundament, auf welches man bauen konnte, und erst durch den schon erwähnten Guido Ubaldi und den holländischen Mathematiker Stevin wurde an die Untersuchungen des Archimedes wieder angeknüpft und dieselben in einigen Punkten erweitert. Ueber die Erscheinungen der Bewegung fand Galilei noch die unrichtigsten und verworrensten Begriffe vor, und kaum hatte Jemand vor ihm daran gedacht, mathematische Betrachtungen auf solche Erscheinungen anzuwenden. — Durch seine Untersuchungen über die Bewegung fallender und geworfener Körper, über die Schwingung des Pendels, über den Fall auf der schiefen Ebene, schuf Galilei die ersten sicheren Grundlagen einer Wissenschaft der Bewegung, die späterhin den Ausgangspunkt bilden mußte für jede theoretische Naturbetrachtung. Hier zeigt sich besonders die Größe von Galilei's schöpferischem Geist; hier war etwas wesentlich Neues zu schaffen, und schwerlich wären ohne solche gediegene Vorarbeiten die glänzenden Entdeckungen eines Newton möglich gewesen.

Was der Meister unvollendet ließ, wurde von einigen seiner Schüler weiter geführt, und es zeigte sich bald die Fruchtbarkeit von Galilei's Ideen. — Einer der Schüler, Castelli, wandte Galilei's Untersuchungen mit Erfolg auf die Bewegung des Wassers an, veranlaßt durch einen Auftrag des Papstes Urban VIII., der die Wissenschaft seines Untergebenen zur Regulirung des Laufs der Ströme nutzbar zu machen gedachte. Nicht minder hervorragend ist ein anderer jüngerer Schüler Galilei's, Toricelli, dessen Name berühmt ist durch die Entdeckung des Gewichts der Luft, wodurch die alte Idee des horror vacui (Abscheu vor dem Leeren) der Natur beseitigt wurde.

Castelli 1577—1644.

Toricelli 1618—1647.

d. Deutsche Kunst.

1. Bildnerei.

Wie der Humanismus zur Zeit der Wiedergeburt der Wissenschaften seinen Weg von Italien auch nach Deutschland gefunden, aber hier nicht solche Siege und Triumphe gefeiert hat, als in den romanischen Ländern, so hat auch das italienische Kunstleben der Renaissance zwar erhebend und anregend auf Deutschland eingewirkt, aber nicht die Herrschaft zu erlangen, nicht die nationale ursprüngliche Triebkraft zu ersticken oder in andere Bahnen zu lenken vermocht. In der Architectur führte die Gothik, die in Italien nie feste Wurzeln schlagen konnte, auch noch in das sechzehnte Jahrhundert hinein neben dem neuen Baustile ihr Dasein fort; eben so hat auch die Plastik und die Malerei ihr eigenthümliches nationales Gepräge stets bewahrt, dasselbe aber an den fremden Mustern vervollkommnet. Wie in den Niederlanden, von wo die deutsche Kunst ihre Impulse und Vorbilder empfangen, stets eine freiere dem Realismus zugewandte Richtung in Geltung erhalten blieb und die conventionellen Formen des Herkommens durchbrochen hat, so auch in Deutschland. Besonders tritt dies in der Holzschnitzerei und Steinsculptur zu Tage, derjenigen Gattung der Plastik, die in Deutschland am meisten gepflegt und ausgebildet ward. Während die Gedanken und Compositionen sich noch in den mittelalterigen Vorstellungskreisen bewegen, gibt sich in den Gestalten, in dem Aufbau und der Anordnung der Figuren eine Richtung zu naturgetreuer, individueller Darstellung deutlich kund. In den Holzschnitzaltären, deren sich so viele erhalten haben, bemerkt

Selbständigkeit der niederländisch deutschen Kunst.

Plastik.

man einen Realismus der Darstellung, eine so reiche Scenerie, gehoben durch eine kunstvolle Gliederung und Abstufung, daß der figurenreiche Schrein einem Gemälde gleich kommt, selbst mit landschaftlichem Hintergrund, mit perspektivischer Anordnung und mit Farbenschmuck. Am reichsten war der deutsche Süden, insonderheit Schwaben und Franken an solcher Holz- und Steinbildnerei; doch wird auch die lebensvolle Darstellung der Passion an dem prachtvollen Altar der Domkirche in Schleswig von Hans Brüggemann und manches schöne Werk in Westfalen, in Sachsen, in Pommern u. a. O. mit Recht bewundert. Die berühmtesten plastischen Künstler sowohl in der Holzbildnerei und Steinsculptur als im Erzguß, lebten in Nürnberg, das im Reformationsjahrhundert fast mit Florenz verglichen werden konnte. Hierhin übersiedelte Veit Stoß aus seiner Vaterstadt Krakau, und führte jene Werke voll Innigkeit, Anmuth und Weichheit der Form aus, die wie der Rosenkranz in St. Lorenzo und der Heiland am Kreuz sammt Maria und Johannes in der Sebalduskirche noch jetzt Gegenstand der Bewunderung sind. In derselben fränkischen Kunststadt entfaltete auch der Meister der Steinsculptur, Adam Krafft, seine Thätigkeit. In den sieben Stationen auf dem Wege zum Johanneskirchhof hat er das siebenmalige Niederfallen Christi unter der Kreuzeslast „in kräftigem Relief, in großer Lebendigkeit und ergreifender Energie des Ausdrucks“ geschildert, und am Aeußren von St. Sebald die Passionsgeschichte „mit erschütternder Tiefe der Empfindung und inniger Beseelung“ dargestellt. Vor Allem aber bewundert man das steinerne Sacramentsgehäuse in der Lorenzkirche, das auf einem kräftigen Unterbau von drei knienden Männergestalten bis zu 64 Fuß als kühn aufstrebende gothische Pyramide emporsteigt, eines der kunstvollsten Werke der Zeit. Auch die Stadtwage ist eine vielgefeierte Arbeit desselben Meisters. Und nicht blos in Nürnberg, auch in andern Städten des südlichen und westlichen Deutschlands findet sich in und an Kirchen eine Menge von Schnitzwerken und Steinreliefs, wie in Ulm, wo Jörg Syrlin eine große dekorative Kunstthätigkeit entfaltete, die von seinem Sohn und seinen Schülern fortgeführt wurde; und in Stuttgart, Würzburg, Bamberg, in Straßburg, Wien und so vielen andern Städten erblickt man plastische Werke von Stein, Kanzelverzierungen, Portale, Heiligengruppen, Grabmonumente u. A., die der italienischen Renaissance würdig an die Seite treten, Werke von kräftigem Realismus in Gestaltung und Ausdruck, und dabei nicht ohne Innerlichkeit und Anmuth. Zu den berühmtesten Denkmälern der Zeit gehören das prachtvolle Grabmal Friedrichs III. im Stephansdom zu Wien von Niclas Lerch und Michael Dichter und das gleichfalls aus Marmor aufgeführte Todtenmonument Heinrichs II. und Kunigundens in der Kathedrale zu Bamberg, von Tilman Riemenschneider. — Wenn in der Holzschneidekunst und Steinsculptur sich an vielen Orten ein thätiges und reiches Kunstleben regte, so konnte dagegen in der Erzeugung von Bronzewerken keine andere Stadt mit Nürnberg sich messen. Diesen Ruhm verdankte die ostfränkische Reichsstadt vor Allem der Kunstschule, die von Hermann Vischer begründet, von seinem Sohne dem hochbegabten Peter Vischer zur höchsten Blüthe geführt, und, von dessen Söhnen in der ererbten Tradition erhalten, die Plastik auf eine Stufe der Kunstfertigkeit erhob daß sie den andern Gebieten des Nürnberger Geisteslebens jener Zeit, der Dichtkunst, der Malerei, der Wissenschaft stolz und würdig an die Seite trat. Das vielbewunderte bronzene Taufbecken in gothischer Gesammtform mit zierlichen Ornamenten und kräftigen Apostelfiguren, das der Vater Hermann Vischer für die Stadtkirche zu Wittenberg lange vor Luthers Auftreten verfertigte, wurde durch die Werke des Sohnes, in denen Würde und Adel der Conception mit technischer Fertigkeit und schöner anmuthvoller Darstellung vereinigt erscheinen, weit übertroffen. Nachdem Peter Vischer den derben Realismus, der sich in den Werken seiner ersten Periode, in den Grabmonu-

Veit Stoß 1447—1542.

Krafft † 1507.

Peter Vischer † 1529.

menten der Kathedralkirchen zu Magdeburg, Breslau, Bamberg noch kund gibt, überwunden und abgestreift hatte, schuf er mit Beihülfe seiner fünf Söhne das großartige Kunstwerk, das über dem Sarkophag des Sebaldus in der diesem Heiligen geweihten Kirche zu Nürnberg in imponirender Majestät sich erhebt, mit der gothischen Gesammtform einen reichen plastischen Schmuck in den Einzeldarstellungen und eine fruchtbare Einbildungskraft in einer Menge allegorischer Geschöpfe und Fabelwesen vereinigend. In dem Sebaldusgrab hat der Meister „den tiefsinnigen Gedankencyklus und den Idealismus des Mittelalters einerseits mit dem Streben seiner Zeit nach lebenswahrer Charakteristik, andererseits mit der Anmuth antiker Formen und Ideen zu einem Ganzen von entzückender Harmonie verschmolzen". Mehr und mehr eignete sich Peter Vischer in seinen späteren Werken, z. B. in dem schönen Relief des Regensburger Domes, Christus die trauernden Schwestern des Lazarus tröstend, und der Krönung Mariä in Erfurt, die antikisirende Richtung der italienischen Renaissance an, ohne jedoch das Eigenthümliche und Charakteristische, die Naivetät und lebensvolle Frische der heimischen Kunst aufzugeben. Manches edle Denkmal der Kunstthätigkeit der Familie Vischer hat sich da und dort in deutschen Kirchen erhalten, in Berlin, Meiningen, Aschaffenburg und anderwärts, Erzeugnisse einer plastischen Kunstvollendung, wie sie nur noch in Italien zu finden war. Daß jedoch diese plastische Kunst auch noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nicht erloschen war, beweist das großartige Grabmonument des Kaisers Maximilian mit seinen herrlichen Marmorreliefs und seinen zahlreichen Bronzestatuen in der Hofkirche zu Innsbruck, von Alexander Colin aus Mecheln begonnen, von einigen deutschen Künstlern fortgeführt, so wie die Grabmäler sächsischer Fürsten im Chor des Domes zu Freiberg, sechs vergoldete Erzstatuen von lebendiger individueller Fassung.

2. Malerei.

Mehr noch als die Bildnerei bewahrte die nordische Malerei einen freien selbständigen Charakter, ein nationales Gepräge, wenn auch mit der Zeit einzelne Strahlen der italienischen Renaissance in die heimischen Ueberlieferungen eindrangen. Wie sollte auch die Malerkunst des Nordens, die in Hubert van Eyck einen so bahnbrechenden Genius zum Schöpfer hatte, von einer Methode abweichen, „welche die alte ideale Hoheit mit der jugendlichen Frische eines entwickelten Natursinns zu verschmelzen wußte", einem Ahnherrn untreu werden, der Himmel und Erde so harmonisch verband! Wir haben die künstlerische Bedeutung der van Eyckschen Schule früher kennen gelernt (S. 699). Es war natürlich, daß ein Meister von solcher Schöpferkraft auf seine Landsleute und auf die verwandten Nachbarstämme einen bestimmenden Einfluß erlangen, eine gesetzgeberische Autorität üben mußte. Und so sehen wir denn auch zunächst in den Niederlanden, dann in den angrenzenden rheinischen Städten sich ein Kunststreben entwickeln, das zu den schönsten Resultaten führte, und nur darum hinter den italienischen Leistungen zurückblieb, weil der vorherrschende gothische Baustil der Malerei im Norden zu wenig Wandfläche übrig ließ. „Die einseitige Entwickelung der Gothik" sagt Lübke, „ist es vor allen Dingen, welche der Malerei im Norden jede Möglichkeit einer monumentalen Entfaltung abgeschnitten, ihr die Lebensadern unterbunden hat. Dadurch sahen die Künstler sich auf die Miniatur- und Tafelmalerei beschränkt, büßten also mehr und mehr die Gelegenheit ein, ihre Gestalten lebensgroß anzulegen und in ganzer Fülle der Existenz durchzubilden". Daher richtete sich der Sinn vorzugsweise auf das Natur- und Kleinleben, auf das schon in der Literatur hingewiesen war. Wie sehr diese Richtung mit der Zeit in den Niederlanden die Oberhand erlangte, haben wir früher dargethan. In Deutschland ging man nicht so weit im Realismus, in der

Deutsche Malerei.

Schilderung der Einzelheiten, aber man legte doch auch hier mehr Nachdruck auf das Individuelle, auf die Innigkeit des Ausdrucks in den Köpfen, auf das Seelenvolle und Gemüthliche, als auf körperliche Wohlgestalt, auf Schönheit und Harmonie des Ganzen. Aus diesen und andern mehr äußerlichen Gründen vermochte die deutsche Kunst nicht die ideale Höhe und Vollendung der italienischen zu erreichen; dafür hat sie aber das Einzelleben mit naturtreuer Kraft und Wahrhaftigkeit und in überraschender Mannigfaltigkeit zum Ausdruck gebracht; und wie die gleichzeitige Volksliteratur sich mit Vorliebe der humoristischen und ironischen Auffassung des Daseins zuwandte, so auch die Malerei mit ihren dienenden Gehülfen, dem Holzschnitt und Kupferstich. In den „Todtentänzen" verstieg sich dieser volksthümliche Humor zu einer ergreifenden Darstellung des Menschenlebens im dramatischen Scenenspiel. Nachdem solche Vorstellungen die Phantasie des Volkes mehr als ein Jahrhundert beschäftigt hatten, gab ihnen Holbein in einer Reihe von Holzschnitten das schönste und abschließende Gepräge.

Am Niederrhein. Die Einwirkung der niederländischen Kunstthätigkeit, wie sie durch Hubert van Eyck und Rogier van der Weyde zur Entfaltung kam, machte sich zuerst am Niederrhein, in Köln bemerkbar. In der „Lyversbergischen Passion" stellte ein unbekannter Meister, den man früher irrig „Israel von Meckenen" genannt hat, die Leidensgeschichte des Heilands in acht Tafeln dar, welche in Kraft, in Farbengluth und in scharfer Charakteristik der Personen die westlichen Vorbilder erkennen lassen. Bald entstand eine „Kölnische Schule", welche mit Abstreifung des alten typischen Idealismus, wie er in Meister Stephan Lochner, dem Schöpfer des „Dombildes" noch vorherrschte, die neue realistische Kunstform im Geiste der niederländischen Meister ausbildete, als eigene Errungenschaft bewahrte und weithin am Niederrhein und in Westfalen zur Geltung brachte. Am Oberrhein und in Schwaben. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts finden wir die niederländische Kunstrichtung auch am Oberrhein und in Schwaben herrschend, zum Theil noch durch einzelne Züge des alten Idealismus gemildert und zu seelenvoller Innigkeit verklärt. Schongauer † 1499. Martin Schön oder Schongauer, der in Colmar als Maler und Kupferstecher die Kunst verwerthete, die er in der Schule des älteren Rogier zu Brügge sich angeeignet, hat manches Bild geschaffen, worin religiöse Tiefe neben heiterer Lebensfülle und schöne Anmuth mit einer Neigung zum Phantastischen ausgeprägt sind. Bei Zeitblom † nach 1517. seinem Zeitgenossen Bartholomäus Zeitblom von Ulm, einem der hervorragendsten Meister der schwäbischen Schule, hat sich noch mehr der ideale Sinn der älteren Kunst in Lauterkeit erhalten. Dabei sind seine Bilder ausgezeichnet durch freie Gestaltung und lebhafte Farben. Das Schweißtuch der Veronica, von zwei Engeln getragen, im Berliner Museum, ist ein Werk von Zeitblom, und der prächtige Hochaltar von Blaubeuren ist unter seinem Einfluß und vielleicht auch unter seiner Mitwirkung entstanden. Von seinem Zeitgenossen Martin Schaffner aus der Ulmer Schule, besitzt die Münchner Pinakothek ein treffliches Werk auf vier Tafeln aus der Lebensgeschichte Jesu.

Augsburg. Mehr noch als Ulm war das reiche Augsburg der Mittelpunkt und die Werkstätte schwäbischer Kunst. Auch Schongauer stammte aus dieser stolzen und strebsamen Reichsstadt. Wie in Nürnberg die Bildnerei sich an den Namen Vischer knüpft, so in Augsburg die deutsche Malerei in ihrer niederländischen und heimathlichen Prägung wie in ihrer Verklärung durch den Einfluß der italienischen Renaissance an den Namen Holbein. Zwar ist es ein alter Irrthum, daß schon der Großvater um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts der Malerkunst obgelegen; Michael Holbein (Holbain) trieb das Gewerbe eines Lederers; aber seine zwei Söhne, Hans Holbein, der ältere genannt, und Sigmund, waren namhafte Maler, und der Sohn des ersteren, Hans Holbein der jüngere, hat den Ruhm des Namens über die ganze Welt verbreitet. Und wenn auch Hans Holbein der Vater wahrscheinlich in Basel und der jüngere Hans

Holbein in London gestorben ist, so wurzelten doch beide durch Herkunft und vieljährigen Aufenthalt in Augsburg, wo die Familie eingebürgert war. Neben ihnen war Hans Burkmair, der Maler, Zeichner und Holzschneider, der gefeiertste Name in der alten Hauptstadt Schwabens. Mit Burkmair, von dem die Zeichnungen zum „Triumphzug Kaiser Maximilians" und zu dessen „Weißkunig" herrühren und mit Schongauer stand der ältere Holbein in nahen Beziehungen. Wenn in den früheren Bildern des Augsburger Künstlers, in den Darstellungen aus dem Leben der Maria und des Heilandes, die er als Altarblätter für verschiedene Kirchen und Klöster in Augsburg, Frankfurt u. a. O. gemalt hat, der flandrisch-deutsche Charakter entschieden vorherrscht, und insonderheit in den Bildnißzeichnungen der „Augsburger Skizzenbücher" die klare Auffassung des wirklichen Lebens, der Individualitäten und persönlichen Eigenthümlichkeiten in überraschender Weise zu Tage tritt, so läßt sich in den Gemälden seiner späteren Zeit, worunter der Altar des Heiligen Sebastian, jetzt in der Münchner Pinakothek, die erste Stelle einnimmt, eine Rückwirkung der italienischen Renaissance, die aus Venedig nach der befreundeten deutschen Stadt drang und in Burkmair einen begeisterten Verehrer hatte, nicht verkennen. Zerrüttete Vermögensverhältnisse nöthigten den begabten strebsamen Künstler in seinem Alter Augsburg zu verlassen. Er führte seitdem ein wechselvolles Leben und starb in Armuth, während sein Bruder Sigmund, von dessen künstlerischer Thätigkeit man nichts Sicheres weiß, es in Bern zu geordneten bürgerlichen Verhältnissen, ja zu einigem Wohlstand brachte. — Mit dem Vater hat auch der Sohn, Hans Holbein der jüngere, seine Geburtsstadt Augsburg verlassen. Der Aufenthalt in Basel, wo er seine Jugend verlebte und an dem literarischen und wissenschaftlichen Treiben um Erasmus Theil nahm, war für seine Ausbildung sehr förderlich. Wurde er hier in die humoristische und satirische Volksdichtung eingeweiht, so machte er sich in Luzern, wo er gleichfalls einige Zeit verbrachte, mit der Renaissance-Malerei bekannt, wie sie Mantegna, Lionardo und Luini ausgebildet. Wie fruchtbar beide Elemente für die Kunstrichtung Holbeins geworden sind, erkennt man aus seinen Zeichnungen zum Lob der Narrheit und aus seinen Entwürfen zu Glasmalereien und Holzschnittwerken, so wie aus seinen ersten größeren Bildern, dem Abendmahl und dem Passionsgemälde in Basel mit dem ergreifenden Schmerzens- und Todtenbilde Christi. An der Reformation in der Rheinstadt nahm Holbein den regsten Antheil. Wenn er in Holzschnitten den Ablaßhandel verspottete, so zeigte er in Zeichnungen und Illustrationen zu Luthers Bibel, daß er auch die ernste, heiligende Seite dieser Bewegung erfaßt hat. In Basel vollendete Holbein auch die „Todesbilder und Todtentänze" in einer Reihe von Holzschnittbildern nach den Vorstellungen der Volksphantasie und der Tradition. In diesen phantastisch-humoristischen Bildern wird mit schauerlicher Lust dargestellt, wie der Tod, eine Entsetzen erregende Knochengestalt, alle Geschlechter und Alter der Menschen mit sich fortreißt. Seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts beschäftigten sich fast alle Künstlergeister in Deutschland mit solchen Todesphantasien, welche die Nichtigkeit alles Irdischen in ergreifenden Zügen vor Augen führten, und stellten sie in Holzschnitten und Kupferstichen, in Zeichnungen und Tafelbildern dar, hie und da mit satirischen Anspielungen auf Personen und Zustände der Zeit. Auch Albrecht Dürer hat solche Scenen zu Motiven von Stichen gewählt, und der in die Reformationsbewegung von Bern tief verflochtene Dichter und Maler Nicolaus Manuel (X, 914) hatte um das Jahr 1522 in den Kirchhofshallen des Predigerklosters zu Bern einen Todtentanz mit Beziehungen auf die kirchlichen Vorgänge aufgeführt, der jedoch nur in Nachbildungen sich erhalten hat. Vor Allem berühmt aber war in Holbeins Zeit ein großes Wandgemälde auf der Kirchhofsmauer des Predigerklosters, „der Baseler Todtentanz" genannt. Nach der

Hans Holbein d. ältere † 1524.

Hans Holbein d. jüng. 1497—1543 (nicht 1554).

Todtentänze.

Ueberlieferung sollte es in Erinnerung an die Pest während des Concils entstanden sein. So hatten sich bereits Xylographie, Wandmalerei und Dichtkunst der Todtendarstellungen bemächtigt, als Hans Holbein den Gegenstand aufgriff und in einer Reihe von Holzschnitten in so großartiger und genialer Weise behandelte, daß damit die symbolische Darstellung der Nichtigkeit alles Irdischen „mitten im Leben" ihren Abschluß erhielt. Es sind über 40 Blätter, die zuerst vollständig in Lyon bekannt gemacht, bald über die ganze Welt verbreitet wurden. „Hatten Dürer, Hans Baldung, Burkmair nur einzelne Scenen gegeben, so gibt Holbein ein vollständiges Drama, das sich zu den Todtentänzen der Vorgänger verhält, wie eine Shakespeare'sche Tragödie zu den geistlichen Schauspielen des Mittelalters". In die letzte Zeit des Baseler Aufenthalts fällt Holbeins berühmtestes Bild, die Meyersche **Madonna**, das in zwei Exemplaren, in Dresden und in Darmstadt, vorhanden ist, so wie das bekannte Porträt von Erasmus, der seinem humanistischen Freunde Thomas Morus den berühmten Maler empfahl, als derselbe im J. 1526 nach London übersiedelte. Dort fand Holbein am Hofe und in den vornehmen Gesellschaftskreisen hohe Gönner und glänzende Aufträge. Zahlreiche Bildnisse von König Heinrich VIII., von der königlichen Familie, von seinem Gönner Thomas Morus, in dessen Haus er sich viel aufhielt, von Erzbischof Warham u. a. m., geben Zeugniß von der großen Thätigkeit des Malers, von seiner klaren, sicheren Auffassung des wirklichen Lebens und von seiner selbständigen naturwahren Darstellung und Färbung. Und wenn auch bei weitem nicht alle Portraits, die ihm in England zugeschrieben werden, von ihm herrühren, so sind doch sowohl die ausgeführten Bilder als die in der Windsor-Sammlung erhaltenen Handzeichnungen treffliche Beweisstücke für die Gewandtheit und Kunstfertigkeit des Malers. Die Jahre 1528—30 verbrachte Holbein wieder in Basel; aus dieser Zeit sind die charaktervollen Zeichnungen Rehabeam und Samuel und Saul, für die Rathhaus-Malereien. Aber die stürmischen Vorgänge, die bald nachher in jener Stadt eintraten und die Entfernung des Erasmus zur Folge hatten (X, 414), bewogen Holbein, nach England zurückzukehren. Auch während dieses zweiten Aufenthalts in London wurden dem Künstler viele ehrenvolle Aufträge zu Theil. Unter den zahlreichen Portraits, die sich in England, Paris und anderwärts finden, ist das des Goldschmieds Morett in der Dresdener Galerie in Deutschland am bekanntesten. Zu den Festen und Triumphzügen des prachtliebenden Königs machte er gewöhnlich die allegorischen Zeichnungen. Im Stahlhof der Hansa führte er ein Werk aus, „der Triumphzug des Glücks und der Armuth", das einen mit den „Todesbildern" verwandten Gedankenkreis behandelt, eine Arbeit von hoher Schönheit und freier Vollendung, von der sich jedoch nur Weniges erhalten hat. Als Hofmaler in den königlichen Dienst getreten, erhielt Holbein den Auftrag, das Bildniß der Anna von Cleve zu malen (X, 599), das für die Hof- und Reichsgeschichte so verhängnißvoll werden sollte. Im J. 1543 herrschte in London eine Pest; diese hat, nach den neuesten Forschungen, auch den deutschen Maler dahingerafft.

Nürnberg und Franken.

Wenn die schwäbische Malerei, wie sie sich bei Hans Holbein dem jüngeren in ihrer Vollendung zeigt, den niederländischen Realismus an den großen idealeren Formen der italienischen Renaissance milderte und veredelte, so hielt dagegen die fränkische Schule, die in Nürnberg ihre eigentliche Werkstätte und ihre hervorragendsten Meister hatte, mehr bei der ursprünglichen Weise, der Darstellung einer lebensvollen Wirklichkeit und Naturtreue fest. Schon der überwiegende Einfluß der Plastik in Holz, Stein und Erz, welche, wie wir gesehen haben, in Nürnberg zu einem hohen Grad von Kunstfertigkeit gelangt und selbst in das Gebiet der Malerei übergestreift war, mag dahin geführt haben, daß die fränkische Malerschule auf „scharfe Formbezeichnung und ener-

gische Modellirung" selbst bis zur copienartigen Uebertragung der wirklichen Natur und Menschenwelt, stets mehr Werth legte, als auf die Schönheit der Formen und des Colorits, auf das Hereinziehen der idealen Gebilde des Geistes und der Phantasie in das Erdenleben. Sogar das Phantastische und Häßliche fand, wie in der gleichzeitigen Volksdichtung, Eingang in die Welt der künstlerischen Gestaltungen. Bei keinem Meister trifft dieses Urtheil mehr zu als bei Michael Wohlgemuth, der Holz- Wohlgemuth schnitzerei und Tafelmalerei vereinigend an der Spitze einer zahlreichen Schüler- und 1434—1519. Gesellenschaar eine Menge von Altarstücken mit „handwerklicher Fertigkeit" ausgeführt hat. Als sein Hauptwerk gilt der große Altarschrein in der Frauenkirche zu Zwickau, mit Darstellungen aus der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu. — Aus Wohlgemuths Schule ging der hochbegabte Mann hervor, den die Kunstgeschichte in der Regel als den ersten Meister, als den echten Repräsentanten der deutschen Malerei aufstellt: Albrecht Dürer. Auch sein Lebensgeschick war kein freudenreiches. Der Sohn Dürer 1471—1528. eines kinderreichen Bürgers und Goldschmieds in Nürnberg, war er frühe auf sich selbst angewiesen, und die Sorge um das tägliche Brod hat ihn nie verlassen. Selbst als er den Höhepunkt seines Ruhmes und künstlerischen Schaffens erreicht hatte, wurden seine Arbeiten dürftig bezahlt, und weder das Nürnberger Patriciat, noch einer der deutschen Fürsten, noch der dem großen Meister sonst sehr gewogene Kaiser Maximilian, haben etwas Namhaftes zur Erleichterung seiner Existenz gethan. Wie ärmlich und kleinlich waren die häuslichen und persönlichen Verhältnisse eines deutschen Künstlers im Vergleich zu den Italienern oder zu einem Rubens! Und doch steht Dürer, sowohl was Anlage und natürliche Begabung, als Vielseitigkeit der Kenntnisse, Fertigkeit im Zeichnen und künstlerische Gewandtheit betrifft, keinem Maler der Welt nach. Mit einer klaren und sicheren Beobachtung des Naturlebens, mit einer Fülle von Gedanken und Phantasiegebilden und mit einer richtigen Kenntniß des menschlichen Organismus verbindet er eine hohe Meisterschaft technischer Ausbildung und Zeichnung. „Er gebrauchte jedes Material mit der wunderbarsten Sicherheit und Leichtigkeit der Hand, von der breitesten und flüchtigen Behandlung mit der Kohle oder der Kreide bis zur zartesten Ausführung mit der Pinselspitze oder mit der Feder. Er malte in Fresco, in Oel, in Guasch, in Aquarell, er stach mit seltenster Meisterschaft in Kupfer, er ätzte in Kupfer, wie in Zinn und in Eisen, er schnitt in Holz, er führte kleine Sculpturen in Kalkschiefer aus." An Erfindungsgabe, an Kenntnissen, an vielseitigster Technik mögen ihm nur wenige gleichkommen. Trotz dieses großen Maßes trefflicher Eigenschaften und künstlerischer Vorzüge ist auch Dürer nicht zu der idealen Schönheit, zu der Vollendung in Form und Farbe der italienischen Kunst emporgestiegen. Wohl hat er das sonnige Land jenseits der Alpen kennen gelernt und sich ein ganzes Jahr an dem reichen Leben Venedigs, Padua's und Bologna's ergötzt; aber seine scharfe deutsche Natur wurde von dem fremden Bildungselement wenig berührt; auch Antwerpen, Gent und Brüssel hat er besucht und manche Erfahrung, aber wenig Geld heimgebracht. Die übrige Lebenszeit verbrachte er in seiner Vaterstadt, unablässig mit Kunstarbeiten aller Art beschäftigt, wie die große Menge von Gemälden, Zeichnungen, Holzschnitten und Kupferstichen beweist, die sich von ihm erhalten hat. Selbst wissenschaftliche Arbeiten, Anweisungen über Geometrie, Befestigungswesen und die Verhältnisse des menschlichen Körpers sind von ihm vorhanden, Zeugnisse seiner umfassenden Bildung und ausgebreiteten Studien. Und diese erstaunliche Fruchtbarkeit entfaltete sich bei ihm aus eigenem Antrieb, ohne Förderung von Außen, unter dem Druck trauriger häuslicher Verhältnisse. „Man möchte den herrlichen Künstler einem Baum vergleichen, welcher, wenn schon einem unwirthbaren Boden entsprossen, und mehr von Kälte und Sturm gequält, als von Sonne und Regen erquickt, die ihm inwohnende Tugend nicht ver-

leugnend, zwar eine harte Rinde bekommt und manche Knorren und Höcker ansetzt, aber mit gewaltiger Triebkraft emporstrebend, dennoch eine volle und reiche Krone entfaltet.“ Es ist begreiflich, daß die im fortwährenden Kampf ums Dasein geschaffenen Kunstwerke nicht von dem Glanze Rafaelischer Verklärung umleuchtet sein konnten, sondern daß die Herbigkeit und Eckigkeit des wirklichen Lebens auch in seinen Schöpfungen sich kenntlich machte, daß neben der tiefen und gewaltigen Gedanken- und Gefühlswelt, die sein kühner Geist und seine geschickte Hand ins Dasein riefen, auch manches Schroffe, Phantastische und Abstoßende einherging. „Er schöpfte eben den Stoff aus seiner Umgebung und suchte nicht nach Vorbildern voll Würde und Schönheit, sondern überwiegend nach scharf markirten, charakteristischen Köpfen, die häufiger ins Derbe, als ins Edle und Anmuthige übergehen.“ Und dennoch hat sich die Tiefe und Macht des deutschen Gemüths bei keinem andern so herrlich kundgegeben als bei Dürer. Schon in den Holzschnitten zu der „Offenbarung Johannis“, nach seines Vaters und seinem eigenen Bildniß dem ältesten Werk des Künstlers, tritt die großartige Conception, aber auch die Richtung zur Uebertreibung und Formlosigkeit zu Tage. In den meisten religiösen Darstellungen Dürers erkennt man, wie bei den Niederländern, den Einfluß der Reformation. Die altkirchlichen Vorstellungen werden durch eine mehr realistische Auffassung zurückgedrängt, das Göttliche wird der Zeitlichkeit und dem Menschlichen näher gerückt. Zu den schönsten Bildern religiösen und kirchlichen Inhalts rechnet man das für die deutsche Kaufmannschaft in Venedig gemalte „Rosenkranzfest“ (jetzt in Prag), und „die Anbetung der Könige“ in den Uffizien zu Florenz, ein Gemälde „voll poetischer Züge mit schöner Landschaft und in warmer harmonischer Farbe“; ferner das „Martyrium der zehntausend Christen“ unter Sapor in Persien, und die „heilige Dreieinigkeit“, beide in Wien. Diesen Hauptgemälden des deutschen Künstlers, den man mit seinem Freunde Pirkheimer auf dem erwähnten Martyrium unter den Zuschauern erblickt, stellen sich würdig zur Seite: „die große und die kleine Passion Christi“ und das „Leben der Maria“, drei Reihenfolgen in Holz geschnittener Bilder von großer Vortrefflichkeit mit echtdeutscher landschaftlicher Staffage, und die „vier Apostel“ (jetzt in München), in scharf individualisirter Charakteristik, so daß man sie als die „vier Temperamente“ bezeichnet hat. Am weitesten in der realistischen Richtung der kirchlichen Tradition geht das Gemälde „der Tod der Maria“ (jetzt in England), in welchem die Gottesmutter die Züge der kurz zuvor verstorbenen Maria von Burgund trägt. Neben den größeren Bildern hat Dürer auch viele Portraits gemalt, darunter seinen Lehrer Wohlgemuth, den Kaiser Maximilian, und das meisterhaft vollendete Bildniß des Hieronymus Holzschuher. — In der großen Zahl von Zeichnungen und Stichen, „in denen der Meister seine reiche Phantasie oft mit hinreißender poetischer Gewalt und einer wunderbaren Tiefe des Gemüths ergossen hat“, finden sich die verschiedenartigsten Gegenstände auf die mannichfaltigste Weise behandelt. Während die Schnitzwerke aus dem Cyklus der Marien- und Christuslegenden und der Heiligengeschichten die Züge des Menschenlebens und der Häuslichkeit in deutscher Gemüthlichkeit und Frömmigkeit an sich tragen, ausgefüllt mit phantasiereichem Beiwerk und landschaftlichen Ausstattungen, bringen andere, wie die „Melancholie“, eine in tiefes Sinnen über die Räthsel des Lebens versunkene geflügelte Frau, wie „der H. Hieronymus im Gehäus“ und der „H. Eustachius“ Schilderungen der Einsamkeit und des idyllischen Waldlebens in reizender Mannichfaltigkeit; andere, wie der große Triumphzug des Kaisers Maximilian vom J. 1518, allegorische Darstellungen in architektonischer Einrahmung; noch andere, wie das bekannte Bild: „den tapfern, frommen Rittersmann ficht weder Tod noch Teufel an“, und die „Randzeichnungen zum Gebetbuch des Kaisers Maximilian“, sinnig-poetische Spiele der mit Humor gepaarten Phantasie. Dürers Kupferstiche und Holzschnitte

verbreiteten sich über alle Länder Europa's und gaben dem ganzen Kunstleben Anregung und Impulse. Zunächst geschah dies in Deutschland und vor Allem in seiner fränkischen Heimath, wo nicht nur mehrere Kupferstecher und Bildnißmaler, unter dem Gesammtnamen „die kleinen Meister" bekannt, die Kunstweise Dürers fortsetzten, sondern auch Zeichner und Maler aller Art bemüht waren, die Nürnberger Schule noch lange bei dem alten Ruhm zu erhalten. Unter ihnen steht Hans Wagner, nach seinem Geburtsort gewöhnlich Hans von Culmbach genannt, an Reinheit des Naturgefühls wie an Geschmack und Wärme des Colorits dem Meister am nächsten, wie sein Hauptwerk, die thronende Maria mit Engeln auf einem Altarbilde im Chor der Sebalduskirche und mehrere Portraite darthun. Hans Schäuffelin hat sich durch mehrere Altarbilder, besonders in Nördlingen als einen fleißigen und geschickten Jünger der fränkischen Kunstschule bewährt, und von Albrecht Altdorfer wird mit Recht das große Schlachtbild, der Sieg Alexanders des Großen über Darius in der Pinakothek zu München bewundert. Matthias Grünewald, einer der talentvollsten Schüler Dürers, hat im Auftrage des Kurfürsten Albrecht von Mainz mehrere bedeutende Bilder gemalt. Nürnberger Schule.

Bald entsandte die fränkische Kunstschule Jünger nach dem nördlichen Deutschland, insbesondere nach Sachsen, wo ein gebildetes Fürstenhaus von jeher den künstlerischen Bestrebungen großes Interesse zugewendet hat. Die drei Kurfürsten, welche die Reformation Luthers so eifrig gefördert, Friedrich der Weise, sein Bruder Johann und dessen Sohn Johann Friedrich, sind uns bekannt genug. Bei allen dreien war ein in Grünewalds Werkstatt gebildeter Künstler, der von seinem Geburtsort Cranach oder Cronach den Namen Lucas Cranach führt, als Hofmaler angestellt. Zugleich war derselbe längere Zeit Bürgermeister von Wittenberg. Seine Lebensstellung war somit günstiger als die des Nürnberger Meisters, der stets mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, und die des jüngern Hans Holbein, den die Noth nach England zum Portraitmalen trieb. Es ist auch erwähnt worden, daß Kaiser Karl V. dem deutschen Maler wohlgesinnt war, obwohl derselbe mit ganzer Seele an den reformatorischen Bestrebungen seiner Freunde Luther und Melanchthon Theil nahm; auch wissen wir, daß Lucas Cranach dem Kurfürsten, den die Mühlberger Schlacht in die Gewalt der Habsburger gebracht, in der Gefangenschaft Gesellschaft leistete und ihn bei der Rückkehr in das Vaterland begleitete (X, 796), ein frohes Ereigniß, das der Maler nur ein Jahr überleben sollte. Lucas Cranach besaß weder die Phantasie und künstlerische Genialität Holbeins, noch die mächtige Compositionsgabe und die erhabenen Anschauungen Dürers, dagegen wohnt seinen Bildern ein Zug deutscher Gemüthlichkeit und Treuherzigkeit, eine Anmuth und Naivetät bei, die zu allen Zeiten eine reizende Gewalt auf die Beschauer geübt und dem Maler die Gunst und das Wohlgefallen des deutschen Volkes verschafft haben. Bei einem Manne von so entschieden reformatorischer Gesinnung wird man nicht erwarten, daß er bei seinen Gemälden aus dem religiösen Gebiete sich an die kirchliche Tradition gehalten habe; sind doch auf dem Altarblatt in der Stadtkirche zu Wittenberg, das Abendmahl darstellend, die Reformatoren Luther, Melanchthon und Bugenhagen angebracht, predigend, taufend und Beichte hörend, und in seinem berühmtesten, nach des Meisters Tod von seinem Sohne vollendeten Bilde, dem Altargemälde zu Weimar, stehen Luther und der Maler selbst neben dem gekreuzigten Heiland, aus dessen Seitenwunde ein Blutstrahl auf Cranach strömt, andeutend die Schriftstelle, „daß er uns von allen Sünden reinige". Bei Lucas hat der niederländische Realismus auf deutschem Boden seinen Höhepunkt erreicht: seine Madonnen und heiligen Familien versetzen den Beschauer in ein deutsches, sächsisches Hauswesen, unter anmuthige holdselige Frauen und liebliche lächelnde Kindergestalten.

Sachsen-Thüringen.

Lucas Cranach 1472—1553.

Basis und Gipfel seiner Kunst war die vollkommenste Nachahmung der Natur, die getreue Schilderung des wirklichen Lebens. Unter den zahlreichen Bildern aus dem christlichen Glaubensbekenntnisse werden am meisten gerühmt: ein Altarbild in der Domkirche zu Meißen, eine Kreuzigung und Darstellungen aus der Geschichte des Heiligen Kreuzes enthaltend, die „Ehebrecherin vor Christus", und „Jesus, der die Kindlein zu sich kommen läßt". Am ausgezeichnetsten war Cranach in der Portraitmalerei, wo er den individuellen Charakter der Personen mit Talent auffaßte und in scharfer Ausprägung darzustellen verstand. Dahin darf man auch die nackten weiblichen Figuren rechnen, in denen er seine Kenntnisse des menschlichen Körperbaues und seine Geschicklichkeit und Uebung in der Behandlung des Colorits zeigen konnte; so aus dem biblischen Kreis Adam und Eva, Judith u. A., aus dem mythologischen und geschichtlichen, Venus, Lucrezia. Die Zahl der Bilder, die aus Cranachs Werkstätte hervorgingen, war sehr groß, denn kein anderer Meister hat seine Kunst so sehr als Gewerbe und als Mittel des Erwerbs behandelt als er. „Sein Berufsleben", sagt Förster, „war das eines Fabrikanten oder Handwerkers, der jederzeit Bestellungen von Schildereien, Wappen und Roßdecken, Stubenmalerei, Anstreicherei, so gut wie Heiligenbilder und Bildnisse schockweise annahm und bei der Ausführung die fleißige und geschickte Hand selbst mit anlegte." Die Raschheit, womit er in Verbindung mit einer Schaar von Gehülfen, Schülern und Gesellen alle Bestellungen ausführte, hat ihm den Namen des „schnellsten Malers" eingetragen. Auch als „malenden Hans Sachs" hat man ihn bezeichnet hauptsächlich wegen der humoristischen Darstellungen, welche an die damalige witzige und ironische Volksliteratur erinnern. Dahin gehören: „Ritter" Simson bei der „Prinzessin" Delila; „Prinz Paris und Herr Mercurius" mit drei Damen in leichtester Bekleidung; der Cavalier Hercules bei den lydischen Schönen; der „Jugendbrunnen" und andere lüsterne Scenen und „Buhlschaften". In Kupferstichen und Holzschnitten hat Lucas Cranach häufig satirische Beziehungen auf Zeitereignisse angebracht.

3. Die Tonkunst im Renaissance- und Reformationszeitalter *).

In der Musik wurden die Gedanken und Bestrebungen der Renaissance ein volles Jahrhundert später sichtbar, als in den übrigen Künsten. Während die bildnerische Thätigkeit sich zu den Idealen des Alterthums zurückwandte, hatte die Musik sich völlig in die Ausbildung der Formen und Künsteleien der Harmonie eingesponnen und beurkundete sich dadurch wesentlich als eine moderne Kunst. Der Mittelpunkt dieser Bestrebungen wurde Rom, derjenige Ort, welcher für das Emporkommen der Harmonie am wenigsten gethan, ja ihm lange Zeit erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt hatte, und es betheiligten sich hieran, abwechselnd und in bemerkenswerther Stufenfolge, alle diejenigen abendländischen Völker, deren musikalische Productionskraft nicht durch die Hervorbringung einfacher nationaler Gesänge erschöpft war (vgl. Bd. X, S. 197 ff.).

Engländer. Den Engländern war es zuerst gelungen, eine gesanglich frei gebildete Melodie mit ungezwungener Harmonie zu bekleiden, sie eröffnen daher den Reigen der musikalischen Harmoniker des Mittelalters. Ihr Haupt in dieser frühen Zeit war John Dunstable, welcher in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte; ihre be-

*) Von Dr. Chrysander.

deutendsten Männer der alten Schule sind Tallis und Bird in der zweiten Hälfte und am Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts.

Fast gleichzeitig begegnet man eifrigen musikalisch-harmonischen Versuchen in Nordfrankreich, den Niederlanden und den Rheingegenden. Unter diesen errangen die Niederländer den Preis und beherrschten das ganze fünfzehnte Jahrhundert nebst einem großen Theil des sechzehnten, welcher Abschnitt daher in der Musikgeschichte kurzweg das Zeitalter der Niederländer genannt zu werden pflegt. Bezeichnend für sie ist die vollkommenste Ausbildung aller harmonischen Künste des Contrapunkts auf dem Grunde der diatonischen Leiter, und zwar in einer Vollendung, daß auch die größten Meister der Folgezeit in dieser Hinsicht nichts zu verbessern fanden. Die Kehrseite ihrer Tugend bestand aber in einem wahren Luxus der Künstelei, welcher die gesungenen Worte oft völlig bedeutungslos erscheinen ließ, und namentlich in der Vernachlässigung der freien Melodie. Die Niederländer waren ausschließlich Harmoniker, d. h. Setzer mehrstimmiger Gesänge, so sehr, daß sie die Themata ihrer Compositionen meistens bekannten geistlichen oder weltlichen Liedern entlehnten; und ihr Verfahren ist bezeichnend für die ganze Epoche. Unter der großen Zahl namhafter Meister ragen hervor als die drei größten: Josquin, Willaert und Orlando Lasso. Josquin de Près (1450—1521) war älterer Zeitgenosse und Liebling Luthers; von ihm rühmte dieser: „Josquin ist der Noten Meister, die haben's müssen machen wie er wollt, die andern Sangmeister müssen's machen wie es die Noten haben wollen", und seine Motetten, die Luther mit Begeisterung sang, nannte er „fein fröhlich, willig, milde und lieblich, nicht gezwungen noch genöthigt, und nicht an die Regel stracks und schnurlich gebunden, sondern frei wie des Finken Gesang". Werke von ihm und den hervorragendsten Niederländern sind zahlreich erhalten, denn zu seiner Zeit (1502) erfand Ottavio Petruccio den Musikdruck mit beweglichen Metalltypen und überlieferte uns dadurch die Meisterwerke seiner Tage. Adrian Willaert (1490—1563), ein bedeutend jüngerer Mann, war in den letzten sechsunddreißig Jahren Kapellmeister am St. Markus in Venedig und wurde Gründer und Haupt der venetianischen Tonschule. Er führte die achtstimmigen Doppelchöre ein, eine Erneuerung der altchristlichen Antiphonien in einem volleren musikalischen Gewande, und wirkte auf die Ausbildung des weltlichen Kunstgesanges, des sogenannten Madrigals, welches in den Kreisen seiner Schule zuerst gepflegt wurde. Seine Spuren blieben daher in der Kunst länger sichtbar, als die des umherschweifenden Josquin, welcher nach einigen Jahrzehnten durch zwei größere Meister überholt war. Der eine derselben war der größte der Niederländer, Roland de Lattre, Orlandus Lassus oder Orlando di Lasso genannt (1520—1595), der andere dessen Zeitgenosse Palestrina. Orlando Lasso war ein vielseitig hochbegabter Mensch und erlangte als Künstler bei seinen Lebzeiten den größten Ruhm. Schon früh that er sich hervor als Sänger wie als Componist, und nachdem er Europa durchwandert hatte, auch Kapellmeister in Rom geworden war, folgte er 1557 einem Rufe nach München, wo er eine Kapelle von sechzig Sängern (unter ihnen auch ein halbes Dutzend Kastraten, die ersten von denen wir Nachricht haben) und dreißig Instrumentisten besaß, die zahlreichste und glänzendste, welche damals vorhanden war. Hier wirkte er bis an sein Ende, geliebt von seinem Hofe und hochgeehrt wie ein Fürst der Tonkunst; auch wurden seine Hauptwerke (516 zwei- bis zwölfstimmige Motetten, d. h. mehrstimmige Kirchenchöre) mit Unterstützung des Hofes von seinen Söhnen als Magnum opus musicum 1604 in München herausgegeben. Orlando war äußerst fruchtbar, gewandt in allen Weisen der damaligen Composition, feurig, lebhaft und tief im Ausdruck, mit glücklichem melodischem Sinne begabt. Seine Hauptstärke aber liegt in der kunstvoll dichten und wirksamen Verflechtung mehrerer Stimmen, und wer ihn im vollen Glanze der

Niederländer.

Kunst sehen will, der muß namentlich seine sechsstimmigen Motetten betrachten. Ganz Deutschland und Frankreich hörten auf das, was Orlando that, doch ist eine eigentliche Schule von ihm nicht ausgegangen; die namhaftesten deutschen Musiker bildeten sich vielmehr in Venedig unter seinem älteren Landsmanne Willaert und dessen Schülern, den beiden Gabrieli, während das übrige Italien unter der Herrschaft Palestrina's stand. Lassus war als der größte der Niederländer gleichsam der Abschluß einer nationalen Musikrichtung, welche besonders noch dadurch merkwürdig ist, daß sie bei der großen Anzahl der Künstler und der erstaunlichen Fruchtbarkeit ihrer Production für die engere Heimath fast ohne Einfluß blieb. In den Niederlanden findet sich von ihnen kaum etwas anderes, als hin und wieder eine Geburts- oder Lebensnachricht; ihre Compositionen muß man im Auslande suchen, namentlich in Rom. Die Musik wurde von jenem Volke als ein Exportgeschäft behandelt, als ein vorzügliches Mittel im Auslande Ehre und Geld zu erwerben. Die Folge hiervon ist gewesen, daß die Production seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts erschöpft ist und kein nationaler Musikschatz der höheren Tonkunst sich hier gebildet hat. Die Niederländer sind daher trotz ihres musikgeschichtlichen Reichthums ein seit 1600 musikalisch verarmtes Volk zu nennen; doch wirkte der alte Geist noch so stark nach, daß dieses Volk bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein die eifrigsten Musikverleger lieferte, vor deren Druck und Nachdruck kein Notenkünstler sicher war.

Als Josquin in seinem Glanze stand, war die Herrschaft der Niederländer in ganz Europa unbestritten; in Willaerts Tagen hatten ihnen in Rom die Spanier den Spanier. Rang abgelaufen; und mit Lasso zugleich blühte Palestrina, das Haupt einer gleichsam neu erstehenden Nation, der Italiener. Die **Spanier** lieferten um 1540 die besten Sänger für die päpstliche Kapelle und andere musikliebende Höfe; auch eine große Zahl von Componisten aus dieser Zeit bis ins folgende Jahrhundert, unter denen um 1540 **Cristofano Morales** aus Sevilla hervorragt, beweist, wie tief die neue Kunstmusik unter diesem Volke Wurzel geschlagen hatte. Indeß gilt von Spanien so ziemlich dasselbe, was von den damals politisch mit ihm verbundenen Niederlanden gesagt ist. Auch die Spanier sind in der Production auf dieser ersten Stufe der musikalischen Kunst stehen geblieben; und während sie auf dieser an sich eine geringere Bedeutung einnehmen, als die Niederländer, haben sie es ihnen darin zuvor gethan, daß sie bei dem Festhalten an dem katholischen Glauben auch die alte Weise und harmonische Kunst der Kirchenmusik bis auf die Gegenwart sich bewahrten.

Italiener. Den **Italienern** war es beschieden, das Höchste zu erringen in einer Kunst, die ihnen in den ersten Stufen ihrer Ausbildung wenig zusagte und am wenigsten verdankte. Die Italiener galten überhaupt, verglichen mit Engländern, Niederländern und Spaniern, als unmusikalisch, noch um 1540, wo Palestrina bereits vorhanden war. Aber Rom als Mittelpunkt der christlichen Kultur wurde auch das Centrum der kirchlichen Musik, welches seit der Rückkehr des päpstlichen Hofes aus Avignon (VIII, 218 ff.) die besten Kräfte aus allen Ländern an sich zog. Denn hier war ein fester Kern, eine fast tausend Jahre alte Institution, um welche sich Alles sammelte, von Sixtinische Kapelle. welcher aus es sich neu bilden konnte, der päpstliche Sängerchor, die sogenannte **Sixtinische Kapelle**. In die Zeiten Gregors des Großen zurückreichend, hat sich dieses Collegium in allen Wirren des Mittelalters fast unversehrt erhalten und neuen Verhältnissen entsprechend weiter ausgebildet. Anfangs der Bewahrer des reinen schönen einstimmigen Gesanges und der Neuman-Tonschrift, und hierin der Lehrer des Abendlandes, leistete das päpstliche Sänger-Collegium dem Eindringen der jenseits der Alpen entstandenen Harmonie bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts hartnäckigen Widerstand; aber einmal zugelassen, erreichte diese selbe Kunst der Harmonie in der

fixtinischen Kapelle bald ihre höchste Vollendung — zuerst durch Ausländer, später im entscheidenden Augenblicke durch das musikalisch neu erstehende Italien. Es war der große Palestrina, welcher fast allein die Wendung hervorbrachte, und diese günstige Doppelstellung in der Geschichte der Musik hat wesentlich dazu beigetragen, den Glanz seines Namens zu erhöhen. Palestrina.

Der Familienname dieses Mannes war Sante; derselbe ist aber in dem Luxus der sonstigen Bezeichnungen ganz verloren gegangen. Er heißt jetzt allgemein Palestrina oder Praenestinus nach seinem Geburtsorte; auf den Titeln seiner Werke nennt er sich Joannes Petrus Aloysius oder Giovanni Pierluigi da Palestrina. Er wurde geboren 1544 zu Palestrina im römischen Gebiet, erhielt seine Ausbildung von dem ausgezeichneten Niederländer oder Nordfranzosen Claudio Goudimel (der 1572 als ein Opfer der Bartholomäusnacht in Lyon fiel; S. 430) und verließ Italien wahrscheinlich niemals. Zuerst begegnen wir ihm 1544 als Organisten und Kapellmeister der Kathedrale seiner Vaterstadt; bereits 1551 wurde er Kapellmeister in Rom, 1555 päpstlicher Sänger, aus welcher Stellung er, weil er verheirathet war, durch den zelotischen Papst Paul IV. schon nach einigen Monaten vertrieben wurde; bald darauf nahm er die Kapellmeisterstelle an S. Giovanni im Lateran an, welche er 1561 mit der an Santa Maria Maggiore vertauschte, von wo er 1574 in sein früheres Amt in der päpstlichen Kapelle zurückkehrte. Bereits 1565 verlieh Papst Pius IV. ihm Titel und Einkommen eines Componisten der päpstlichen Kapelle, eine Stelle, welche ihm zu Ehren neu geschaffen wurde. In dieser Stellung und umfassenden Wirksamkeit, hochberühmt und auch mit irdischen Gütern reich gesegnet, starb er am 2. Februar 1594 und wurde als ein „Fürst der Tonkunst" in der Petrikirche begraben.

Palestrina ist die größte Gestalt in der Geschichte der Musik vor Händel. Sein Erscheinen bezeichnet in dieser Kunst die Oberherrschaft der Italiener, deren vollendetster Meister er geblieben ist. Zugleich steht er da als der Erretter des kunstmäßig-mehrstimmigen Gesanges vor den Angriffen mächtiger Widersacher. Auf dem tridentinischen Concil wurden heftige Klagen laut über die Entartung des mehrstimmigen Gesanges in den Kirchen, welcher der zu Grunde liegenden heiligen Worte gänzlich unwürdig sei, zum Theil durch Benutzung weltlicher Gassenhauer als Motive des fugirten Gesanges, zum Theil und namentlich durch ein erkünsteltes confuses Stimmengewebe, welches die heiligen Worte gänzlich unverständlich lasse und eher einen lächerlichen als einen erhabenen Eindruck derselben erzeuge. Die Tendenz dieser Beschwerden ging offenbar auf die Ausschließung des mehrstimmigen Kunstgesanges von dem Cultus als einer Neuerung, welche die alte Kirche nicht gekannt hatte. Der römische Hof, damals eine Werk- und Schutzstätte aller Künste, dachte liberaler; den begründeten Beschwerden der Eiferer mußte aber Rechnung getragen werden, und Palestrina erhielt von Papst Pius IV. den Auftrag, ein Stück zu setzen, welches beweise, daß Kunst der Harmonie und erhabener Wortausdruck sich nicht widersprächen und die gerügten Uebelstände als zeitweilige Auswüchse, nicht aber als nothwendige Folgen der betreffenden Kunstgattung angesehen werden müßten. Palestrina bestand diese Probe glänzend in einem seiner bekanntesten Werke, der Missa Papae Marcelli, und alle seine Compositionen, welche noch folgten, predigen in demselben Tone und zum Theil noch schöner dasselbe Glaubensbekenntniß. Zu diesen gehören seine Improperien und Hymnen, die vier- und fünfstimmigen Motetten, Magnificat und Messen. Sehr zahlreich sind seine Werke und in ihrer Gesammtheit wahrscheinlich keinem Einzigen der Lebenden bekannt. Auf den ersten Blick erscheint es schwierig, sie von den Erzeugnissen der besten damaligen Meister zu unterscheiden, weil Text, Tonmittel wie musikalischer Zuschnitt dieselben sind, und es ist unleugbar, daß Orlando, Josquin, Willaert, Archadelt, Cyprian de Rore u. A.

ihn im Einzelnen nicht nur erreicht, sondern sogar übertroffen haben. Aber in seiner Gesammtheit ist Palestrina der Kirchencomponist, wie er nicht vollkommener gedacht werden kann. Eben als kirchlicher Tonsetzer bildet er den Höhepunkt der alten Tonkunst, denn diese war in jeder Hinsicht geeignet, das kirchenmusikalische Ideal zu verwirklichen, blieb aber in allen übrigen Zweigen der Musik noch mehr oder weniger unvollkommen. Die Mehrstimmigkeit in kanonisch-fugirter Form auf dem Grunde der diatonischen Leiter, auseinander gelegt in die verschiedenen Kirchentonarten mit ihren eigenthümlichen Schlußweisen, ohne chromatische Ausweichungen: dies alles half, wundervoll zusammenwirkend, ein wirkliches Kunstwerk bilden, wenn als Gegenstand eine gottesdienstliche Handlung und als Melodie eine altkirchliche Intonation gewählt wurde. In dieser Hinsicht, auf dem Gesammtgebiete des religiösen Lebens, hat Palestrina den Ton unvergleichlich getroffen; seine verschiedenen Werke zeichnen den Charakter der verschiedenen Cultushandlungen am treffendsten, bringen die Gefühlsmomente, zu deren Verlautbarung die Tonkunst im Gottesdienste Zugang fand, am wahrsten und schönsten zur Geltung. Welche größere Aufgabe könnte einem Kirchencomponisten gelingen? Palestrina hat wirklich das Höchste geleistet, was dem kirchlichen Musiker möglich ist. Mit Recht ist daher seine Musikweise ein Gattungsbegriff geworden; wenn man von dem Stil alla Palestrina spricht, so versteht man darunter die gesammte diatonische Harmonik und Melodik, also die ganze ältere Tonkunst. Palestrina's Kunstthätigkeit hatte um so dauernderen Bestand, weil er selber sein Werk nach zwei Seiten hin befestigte und bewahrte. In Gemeinschaft mit Giovanni Guidetti unternahm er auf Anordnung des Papstes Gregor XIII. die Revision des gregorianischen Kirchengesanges, woraus ein seither für die katholische Kirche als kanonisch angesehenes Antiphonarium hervorging. In ähnlicher Weise betheiligte er sich an der berühmten Musikschule, welche von Giovanni Maria Nanini, seinem alten Mitschüler bei Goudimel, in Rom gestiftet wurde und nebst der sixtinischen Kapelle die eigentliche Bewahrerin der Palestrinaischen Tradition und Kunst geworden ist. Die Italiener schwangen sich im 16. Jahrhundert zu der ersten musikalischen Nation auf und gaben sich durch zwei Musikschulen, in Venedig und in Rom, zugleich jene feste Organisation, welche zu ihrer baldigen musikalischen Oberherrschaft in Europa den Grund legte.

Das Madrigal. Der kunstvoll harmonische Gesang, angewandt auf nichtkirchliche oder weltliche Gegenstände, erfreute sich ebenfalls der größten Beliebtheit und erzeugte Meisterwerke der Composition, die den kirchlichen kaum nachstehen. Von den kleineren liedartigen Sätzen können wir hier absehen; denn die einzige Form, welche sich mit der kirchlichen Motette messen kann, ist das Madrigal (ursprünglich Hirtengesang) oder der größere feierliche Liebesgesang. Motette und Madrigal waren die beiden größten Formen der Tonkunst bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts; in ihnen offenbart sich nicht nur die beste Kraft der Componisten, sondern auch die einfache Scheidung der zwei Gebiete, in welchen die damalige Musikübung sich bewegte, denn die Motette bezog sich ausschließlich auf geistliche oder kirchliche, das Madrigal aber auf weltlich-erotische Gegenstände.

An der Ausbildung des Madrigals, welches ausschließlich ein Product des sechzehnten Jahrhunderts zu sein scheint und zuerst in Venedig erfolgreich gepflegt wurde, betheiligten sich sämmtliche große Tonsetzer; auch Orlando Lasso und Palestrina lieferten Meisterstücke. Der größte und fruchtbarste Tonsetzer auf diesem Gebiete war aber

Luca Marenzio, von Zeitgenossen der süßeste Schwan Italiens genannt, geboren unweit Brescia vor 1550 und an verschiedenen Orten thätig, selbst beim Könige von Polen, in den letzten Jahren Sänger der päpstlichen Kapelle, wo er 1599 starb. Auch mehrere Kirchenstücke sind von ihm geschrieben, die aber seinen weltlichen Sätzen nicht gleichkommen. Unter seinen Madrigalen waren die fünfstimmigen am berühmtesten, von welchen er neun Bücher drucken ließ. Von mehreren dieser Gesänge sagt ein englischer Zeitgenosse, die Musen selbst würden sich freuen, sie componirt zu haben.

Das italienische Madrigal in seinen Tausenden von Compositionen wurde überallhin verbreitet und nachgeahmt; aber nur einem einzigen Volke gelang es, dasselbe vollständig zu acclimatisiren, dem englischen. Art der Einführung und schnelles Gedeihen sind hier gleich merkwürdig. Das italienische Madrigal hatte seit lange in London seine Bewunderer, aber ein Gastwirth Yonge war der erste, welcher eine Blumenlese derselben, ins Englische übersetzt, für seine Musikabende zum Druck brachte. Diese gab er 1588 als Musica Transalpina heraus, und wie auf einen Zauberschlag traten die heimischen Meister, an denen England damals so reich war (die Bird, Morley, Dowland, Weelkes, Wilbye u. A.) mit englischen Madrigalen hervor, welche in der Musik wie in den Poesien ein Denkmal des feinen Elisabethischen Zeitalters bilden und in ihren besten Producten mit den italienischen fortleben werden. Damals war das mehrstimmige Singen selbst in häuslichen Kreisen so eingebürgert, daß, wie Morley sagt, die Dame des Hauses nach dem Essen die Musikbücher herum reichen konnte, überzeugt, jeder der Anwesenden werde die eine oder andere Stimme zu singen wissen: eine Höhe der musikalischen Kultur, welche wir kaum jetzt wieder erreicht haben. Das englische Madrigal.

Motette und Madrigal befriedigten alle höheren musikalischen Bedürfnisse und würden sie dauernd befriedigt haben, wenn die Menschheit in den einfachen Gegensätzen des Weltlichen und Geistlichen hätte beharren können. Aber schon zu Palestrina's Lebzeiten vollzog sich die große Wandlung, welche nach und nach das ganze Gebiet der Tonkunst umgestalten sollte. Der erste Anstoß ging vom Drama, von der Bühne aus, nämlich von den enthusiastischen Bewunderern, welche die altklassische Tragödie der Griechen in ihrem sowohl poetischen wie musikalischen Glanze zu erwecken gedachten, welche aber, wie wir sehen werden, in der vermeintlichen Fahrt nach dem alten Indien ein neues entdeckten, die Oper und das Oratorium, die beiden musikalischen Grundformen der gesammten neueren Musik. Musikalische Erneuerung der altgriechischen Tragödie.

Der Sitz dieser musikalischen Renaissance-Bestrebungen war Florenz. Bei Giovanni Bardi, Grafen von Vernio, und Jacob Corsi in den Versammlungen der Künstler und Schöngeister wurde der Gegenstand unaufhörlich und von allen Seiten erörtert, worin die eigenthümliche Gewalt gelegen habe, welche die Griechen namentlich ihrer Bühnenmusik zuschreiben, wie es komme, daß der gegenwärtigen Musik keine ähnliche Wirkung in Erregung und Sänftigung der Leidenschaften nachgerühmt werden könne, und ob nicht durch eine neue Weise der Composition jene altgriechische Art und Wirkung wieder zu erlangen sei. Allerlei dichterische und musikalische Versuche zu jenem Ziele hin wurden von den Genossen der florentinischen Abendunterhaltungen wohl fünfundzwanzig Jahre lang unternommen. Vincenzo Galilei, der Vater des Astronomen, verglich in einem Buche die moderne mit der antiken Musik, natürlich zum Vortheil der letzteren, und componirte erregende Scenen (den Grafen Ugolino aus Dante's Hölle Die erste Oper in Florenz.

und die Klagelieder Jeremia's) für eine einzelne Stimme mit Begleitung eines einzelnen Instrumentes. Die Griechenfreunde tappten aber lange Zeit im Dunkel und probirten im Laufe der Jahre allerlei, um zu einem überzeugenden Resultat zu gelangen. Galilei's Experimente hatten eine der Hauptfragen, die Bedeutung des Sologesanges im Drama, wenig gefördert. Als Bardi 1589 für eine Hochzeit am Hofe zu Florenz ein pompöses Festspiel vorzubereiten hatte, versuchte er es auf andere Weise, indem er den ersten Meister des weltlichen Kunstgesanges, den großen Madrigalisten Luca Marenzio, für die Composition der meisten Gesangstücke gewann. Bardi selber setzte ein Stück. Es waren keine Einzelgesänge, sondern Chöre, wirkliche Madrigale. Wenn man erwägt, daß fast sämmtliche Künstler, welche bald nachher gemeinsam die erste Oper schufen, sich dichtend oder musicirend auch bei diesem Festspiele betheiligten, Marenzio aber nicht ferner unter ihnen erscheint: so liegt der Schluß nahe, daß das Madrigalspiel von 1589 in Allen die Ueberzeugung stärkte, es müsse zur Erreichung des ersehnten Zieles ein ganz anderer Weg eingeschlagen werden. Diesen betraten die Hellenisten nun mit verdoppeltem Eifer. Ottavio Rinuccini bildete sein Zwischenspiel von Apolls Drachenkampfe zu einem ganzen Drama um, Dafne genannt, und Jacopo Peri unternahm die Composition desselben. 1594 wurde es in der Akademie bei Corsi zuerst aufgeführt, und das Urtheil lautete: jetzt sei der wahre Sprechgesang der Griechen wiedergefunden. Peri wurde hiermit der Erfinder des Recitativs und der Gründer der Oper. Als zweites und reiferes Werk producirten Rinuccini und Peri „Euridice", welche 1600 zur Vermählung Heinrichs IV. von Frankreich mit Maria von Medicis in Florenz mit größter Pracht und höchstem Beifalle aufgeführt wurde. Mit diesem Werke, von welchem die Musik gedruckt erhalten ist, erreichten die Opernbestrebungen der Florentiner ihren Abschluß.

Das erste Oratorium in Rom. Im selben Jahr 1600 kam auch der Doppelgänger der Oper, das erste Oratorium hervor. Es hieß „L'anima e corpo" und verdankte ebenfalls einem florentinischen Akademiker, Emilio del Cavaliere, seinen Ursprung. Aufgeführt wurde dasselbe im Oratorio oder Betsaale des Klosters Maria in Vallicella in Rom, auf einer Bühne im Kostüm, aus welchem Grunde diese Musikgattung später den Namen Oratorium erhalten hat, wie die Bezeichnung Oper aus opera per musica entstanden ist. Cavaliere's Oratorium steuerte nicht so entschieden auf das kahle Recitativ hin, wie Peri's Oper, sondern hielt sich mehr arios, darin den Spuren des römischen Sängers und Singlehrers Giulio Caccini, eines andern Mitgliedes des Bardi'schen Kreises, folgend, welcher in seiner Nuove musiche 1601 Sologesänge mit Gesangvortragsbezeichnungen herausgab, die als Vervollkommnung dessen anzusehen sind, was Galilei früher versucht hatte. In den drei Werken von Peri, Cavaliere und Caccini sind uns die Elemente gegeben, deren Ausbildung der Folgezeit oblag; Elemente und Keime, aber nirgends Muster der Vollkommenheit, welche einfach nachzuahmen gewesen wären.

Der Fundamentalbaß. Die hier begonnenen Musikspiele wurden an mehreren Höfen Italiens nachgeahmt, denn die musikalische Composition hatte nach und nach schon in diese Wege eingelenkt, selbst in der Kirchenmusik. Hier war es weniger die Nachahmung der neuen ariosen Formen und des Sologesanges, welche sich bereits gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts geltend machte, als vielmehr die damit in Verbindung stehende Umsetzung der Composition auf eine neue Grundlage. In der alten harmonischen Kirchen- und Madrigalmusik waren alle Stimmen gleichzeitig melodisch wie harmonisch und die eigentliche Melodie lag

von Alters her meistens in der Mittelstimme des Satzes, welche deßhalb auch den Namen „Tenor" erhielt. Jetzt wo eine neue Art von Melodie, geeignet für Sologesang, gesucht wurde, machte sich von selbst das Bedürfniß nach einer harmonischen Begleitung geltend. Auf diese Weise schieden sich Melodie und Harmonie. Die erstere hatte ihr Maaß in den gesungenen Worten wie in dem Organ der menschlichen Stimme und schwebte als Oberstimme herrschend über der Harmonie. Letztere suchte und fand ihren Stützpunkt an dem entgegengesetzten Ende, im Basse, und so entstand der Grund- und Fundamentalbaß oder das was man in der Musiklehre den Generalbaß zu nennen pflegt. Hiermit erst hatten die Renaissance-Bestrebungen im Gebiete der musikalischen Kunst als solcher ihr eigentliches Heimathsrecht erworben.

Diese folgenreiche Neuerung knüpft sich an den Namen Ludovico Viadana's, eines italienischen Kirchenmusikers, welcher um 1565 geboren wurde und nach 1644 in Mantua starb. Seine „geistlichen Concerte", 1602 gedruckt, entstanden gleichzeitig mit den ersten Opern und stehen diesen an Bedeutung für die Kunst in keiner Hinsicht nach. Auch sie suchen dem neu erwachten Bedürfnisse des Sologesanges Genüge zu thun, und zwar besser als die bisherige ungeordnete Praxis.

In einem beigefügten, berühmt gewordenen Vorworte sagt er hierüber: es hätten die Cantoren immer, wenn sie ein Stück von drei, zwei oder einer Stimme zur Orgel singen lassen wollten, sich genöthigt gesehen, aus einer vorhandenen fünf-, sechs-, sieben- oder noch mehrstimmigen Motette zu solchem Zweck einige wenige Stimmen auszuwählen. Da aber diese Stimmen mit den übrigen auf Fugenart durch Nachahmungen oder Contrapunkte im engsten Zusammenhange ständen, wie es die Art solcher Tonstücke mit sich bringt, so mußten sie für sich allein etwas Unvollständiges sein, voll langwieriger wiederholter Pausen, ohne ordentliche Cadenzen und ohne allen angenehmen Gesang. Die Harmonie wurde ganz verstümmelt und unlieblich gemacht, der Text unangenehm und sinnlos zerrissen, und durch all dieses dem Zuhörer nicht weniger Verdruß als den Cantoren Mühe und Arbeit bereitet.

Deßhalb schrieb Viadana diese Stücke für wirkliche Solostimmen, eine, zwei oder mehrere; und weil die Kirchenmusik in ihrem Gefüge damals überhaupt künstlerisch vollendeter war, so hatte dieses zur Folge, daß auch er seinen Sätzen eine abgeschlossenere Kunstgestalt geben konnte, als die ersten Opern- und Oratoriensetzer. In der Kirche stand ihm die Orgel zu Gebote und für diese setzte er einen festen, durch das ganze Stück gehenden Grundbaß als Träger der Harmonie, welcher deßhalb Basso continuo genannt wird und seit der Zeit als das wahre Fundament der gesammten Musikübung eine unumgängliche Nothwendigkeit geworden ist. Im Gegensatze zu der älteren Praxis, nach welcher die Organisten sich, sogut es anging, einfach die verschiedenen Singstimmen in eine Partitur „absetzten", d. h. zum Zweck des Mitspielens zusammen schrieben, bildet diese neue Art, die ganze Harmoniebegleitung in den Grundbaß zu legen, einen folgen- und segensreichen Fortschritt, der Wissenschaft und Kunstübung gleichmäßig förderte; denn die Lehre hatte hier einen festen Anhalt, der Tonsatz eine greifbare Grundlage, auf welche er bezogen, von welcher aus er eingesehen und beurtheilt werden konnte. Und zugleich mußte sich der Begleiter nach den Gesetzen dieses Basses seine Harmoniebegleitung selber schaffen, wodurch die Phantasie beflügelt und die Gemeinsamkeit des musikalischen Zusammenwirkens der verschiedenen Tonorgane auf eine bis dahin unerhörte Weise vervollkommnet wurde. Für die neue Art des Musici-

rens, welche hierdurch entstand, bildete sich damals das Wort Concert, und damit hat die anhebende neue Epoche in der Tonkunst ihren richtigen Ausdruck gefunden. Es war der gerade Gegensatz zu der Weise Palestrina's, welche von den Jüngern dieser neuen Kunstart auch vielfach befehdet und an die Seite gedrängt wurde, so daß Pietro della Valle um 1640 schreiben konnte, man solle Palestrina's Werke in Ehren halten, nicht um sie zu singen, sondern um sie im Archiv als ein Stück ehrwürdigen Alterthums aufzubewahren.

Monteverde. Derjenige Meister, welcher in dieser neuen Kunst am erfolgreichsten wirkte und gleichsam das Centrum und den Abschluß der ersten Epoche derselben bildet, ist Claudio Monteverde, geb. in Cremona 1568, gestorben als Kapellmeister an St. Markus in Venedig 1643. Er begann seine lange und höchst denkwürdige musikalische Laufbahn als Komponist fünfstimmiger Madrigale, die gleichzeitigen Bestrebungen der Griechenfreunde ergriffen ihn aber sofort und leiteten ihn zu denjenigen Versuchen in der Befreiung von gewissen Regeln und in der Erweiterung des musikalischen Ausdrucksvermögens, welche ihm eigenthümlich sind und seine Stellung in der Musikgeschichte begründet haben. In dem fünften Buche seiner Madrigale (etwa 1597) führte er dissonirende Tonverbindungen, die bisher nach allgemeiner Lehre auch bei den größten Meistern nur sorgfältig vorbereitet auftraten, frei ein und erregte dadurch vielfachen Widerspruch, dem G. M. Artusi 1598 in einer Streitschrift Ausdruck gab. Monteverde vertheidigte sich; aber soviel ist gewiß, daß seine Neuerungen in der Form des Madrigals nicht am rechten Orte waren. Er fand ein besseres Feld dafür, als er Kapellmeister in Mantua geworden war und hier bei festlichen Gelegenheiten drei neue dramatische Gedichte des Ottavio Rinuccini in Musik setzen konnte. Das erste war Orfeo 1607; die andern Arianna und das Ballet „Der Tanz der Spröden" (Il ballo delle ingrate), beide 1608 bei der Vermählung des Franz von Gonzaga mit Margaretha von Savoyen aufgeführt. Alle drei Werke enthielten Neues und Eigenthümliches, was den ersten Versuchen im vorauf gegangenen Jahrzehent noch fremd war, aber den tiefsten Eindruck von ihnen machte die Arianna. Die Klage der verlassenen Ariadne begeisterte den Komponisten zu einer Melodie in D moll, welche die Zuhörer aufs tiefste ergriff; diese Arie muß als das erste wirklich selbständige musikalische Product in der neuen Richtung des theatralischen Sologesanges angesehen werden und blieb beinahe ein halbes Jahrhundert lang das berühmteste Stück dieser Gattung. Monteverde verfertigte aus der genannten Arie („Lasciatemi morire") ein Madrigal und später übersetzte er sie mit einem lateinischen Texte ins religiöse Gebiet.

Verbesserung der Begleitung. Im Melodischen waren durch diese und andere glückliche Versuche für die „neue Praxis der Musik", wie Monteverde in seiner Vertheidigung gegen Artusi sich ausdrückte, nun die richtigen Wege schon erfolgreich betreten; aber ein großer Mangel machte sich auf dem Felde der Instrumentalmusik geltend. An Instrumentenspiel war kein Mangel, vielmehr stellenweise ein großer Luxus vorhanden; der Mangel bestand nur darin, daß jedes Instrument für sich musicirte, das Zusammentreten vieler daher wohl eine große Tonmasse, aber keinen organisirten Tonkörper erzeugte, kein eigentliches Orchester. Von einer ausdrucksvollen Begleitung, der nothwendigen Zubehör eines wahrhaft musikalischen Gesanges, konnte daher nur in einem sehr beschränkten Maaße die Rede sein. Keiner empfand diesen Mangel mehr, als derjenige, welcher in die dramatische Musik am tiefsten eingedrungen war, der „scharfsinnige" Monteverde, wie sein großer Zeit- und Kunstgenosse Heinrich Schütz ihn nennt, und sein heller künstlerischer Geist brach sich auch hier die rechte Bahn. Im Jahre 1624 in Venedig, wo er seit 1613 Kapellmeister war, componirte er das merkwürdige dramatische Concert-

stück „Combattimento di Tancredi e Clorinda", dessen Text er aus Tasso's befreitem Jerusalem entlehnte. Diese Kampfscene zwischen Tancred und Clorinde gab ihm Gelegenheit, selbst bei einfacher Recitation des Vorganges, die ganze Lebhaftigkeit desselben in den Instrumenten zu schildern. Monteverde erzählt uns bei der Publication dieses Werkes, seine Musiker seien anfangs nicht wenig betroffen gewesen über das, was ihnen hier zugemuthet wurde; aber der Erfolg übertraf alle Erwartung und eröffnete einen Blick in eine neue Welt des musikalischen Ausdrucks. Man kann sagen, daß durch diese Versuche ein eigentliches Orchester erst geschaffen wurde, zunächst für die Begleitung, in weiterer nothwendiger Folge aber auch für die selbständige d. h. ohne Gesang wirkende Instrumentalmusik.

Hiermit sind die Ursprünge der Hauptformen der neueren Musik kurz beschrieben. Monteverde schließt diejenige Periode, welche man mit einigem Recht als die der musikalischen Renaissance bezeichnen kann, weil Formen wiedergefunden wurden, die schon den Griechen vertraut waren; und zugleich leitet dieser Meister über in eine neue Zeit, welche kenntlich ist an der musikalischen Ueberfluthung und daran, daß in ihr mehr aus Lust an der Sache, als aus Begeisterung für das Alterthum musicirt wurde. Was anfangs nur die gebildetsten Höfe verstanden und beförderten, das reifte nach und nach für die große Oeffentlichkeit, und bezeichnend genug dort zunächst, wo der größte Meister dieses Faches so lange gewirkt hatte. Monteverde erlebte es noch, daß in Venedig von 1637 bis 1640 drei Operntheater eröffnet wurden, das bedeutendste derselben 1640 mit seiner berühmten Arianna.

II. Die Lage des Reichs unter Kaiser Rudolf II.

Die **Quellenliteratur** der Periode des dreißigjährigen Krieges besteht zunächst in einigen gleichzeitig oder wenig später abgefaßten großen Geschichtswerken, die wir theilweise noch im Laufe unserer literarischen Darstellung erwähnen werden, wie das: Theatrum Europaeum, oder Beschreibung aller denkwürdigen Geschichten von 1617—1709, von M. Jo. Abelinus, 18 Bde. fol. Frkf. 1639—1720 und sonst. Graf Franz Christoph Khevenhiller, Annales Ferdinandei. Regensb. u. Wien 1640 ff., später 12 Bde. fol. Lpzg. 1721—26. Jul. Bellus, Laurea Austriaca, h. e. comment. de statu reipubl. nostri temporis sive de bello germ. ejusque causis, inter Matthiam et Ferdin. II. libri 12. Francof. 1627 u. sonst oft, auch deutsch. Bog. Phil. Chemnitz, Königl. Schwed. in Deutschland geführten Krieges 1. Theil, Stettin 1648, 2. Theil Stockholm 1653, 3. u. 4. Theil Stockholm 1855; Sam. Pufendorf, commentariorum de rebus Suecicis l. XXVI ab expeditione Gust. Ad. regis ad abdicationem usque Christinae. Ultraj. 1686. fol. und De rebus gestis Frid. Wilh. commentariorum l. XIX. Lips. et Berol. 1733. — Viel urkundliches Material in Mich. Kasp. Londorp, der Röm. K. Maj. und des H. R. R. Acta publica. 2. Ausg. Frkf. 1668—1719, 17 Bde. fol., und Mart. Meyer, Londorpius continuatus. 2. Ausg. Tüb. 1739—41. 4 Bde. fol., auch Londorpius, bellum sexennale civile Germanicum. Francof. 1622. Zum großen Theil beruhen die angeführten Werke, namentlich das Theatrum Europaeum, auf den gleichzeitigen Denk-, Streit- und Flugschriften, Relationen von Augenzeugen, amtlichen Aktenstücken, Briefen und anderem

zerstreuten Material, welches damals bei allen bedeutenden Ereignissen, sei es zur Belehrung, sei es zur Bekämpfung der Gegner, massenhaft erschien und in gewissem Sinne die Stelle unserer heutigen Zeitungen einnahm. In neuerer Zeit hat man angefangen dieser zerstreuten Flugschriftenliteratur, welche sich erst seit der Reformation zu regen begann, auf den Grund zu gehen, und hat in allen Bibliotheken eine wahrhaft erdrückende Menge solchen Materials aufgefunden, auf welchem die neusten Darstellungen dieser Geschichtsperiode fast ausschließlich aufgebaut sind; freilich erfordert der meist tendenziöse Charakter dieser Schriften eine sorgfältige und scharfe Kritik. — Eine neuere noch unvollendete Materialsammlung ist M. Ritter, Briefe und Acten zur Gesch. d. 30j. Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher. 2 Bde. Münch. 1870. 74. — Von Gesammtdarstellungen des 30j. Krieges nennen wir, außer Schillers allbekanntem Werke: Bougeant, hist. des guerres et des négociations, qui précédèrent le traité de Vestphalie. Par. 1727. 2 Bde., übers. v. Rambach. Halle 1758 ff. Westenrieder, Gesch. d. 30j. Krieges. München 1804. 3 Bde. J. W. D. Richter, Gesch. des 30j. Kriegs aus Urkunden u. Quellenschr. erzählt. Leipz. 1840—58. 5 voll. Karl du Jarrys von la Roche, der 30j. Krieg vom militär. Standpunkte. 3 Bde. Schaffh. 1848—52. Söltl, der Religionskrieg in Deutschland. Hamb. 1840—42. F. W. Barthold, Gesch. des großen deutschen Krieges vom Tode Gust. Ad. ab, Stuttg. 1842. 43. 2 Thle. — Zur Vorgeschichte: Diplomatische Geschichte der deutschen Liga mit Urkunden (von Stumpf). Erfurt 1800. Cornelius, Zur Gesch. der Gründung der deutsch. Liga. Hist. Jahrb. München 1865. Moriz Ritter, Gesch. der deutschen Union von den Vorbereitungen des Bundes bis zum Tode Kaiser Rudolfs II. 2 Bde. Schaffh. 1868. 73. Derselbe, Sachsen und der Jülicher Erbfolgestreit. München 1873. — Zur Geschichte Rudolfs II. und des böhm. Kriegs: die Werke von A. Gindely: Rudolf II. und seine Zeit. 2 Bde. Prag 1868; Gesch. der Ertheilung des böhm. Majestätsbriefes. Prag 1858; Gesch. des böhmischen Aufstandes von 1618 (Gesch. des 30j. Krieges. 1. Bd.). Prag 1869. Chlumecky, Karl von Zierotin und seine Zeit. Brünn 1862. v. Hammer-Purgstall, Khlesls des Cardinals Leben. Wien 1847—51. 4 Bde. Kerschbaumer, Card. Klesel. Wien 1865. K. A. Müller, 5 Bücher vom böhm. Krieg. Thl. 1. Dresd. 1841, und Forschungen auf dem Gebiete der neueren Gesch. 2 Bde. Dresd. 1838. Chr. Ad. Pescheck, Gesch. der Gegenreformation in Böhmen. 2 Bde. Dresd. u. Lpz. 1844. — Der niedersächsisch-dänische Krieg hat neuerdings einen Bearbeiter in J. O. Opel gefunden (bisher 1 Bd. Halle 1872); von dems. Verf. auch: Gründung der Union (preuß. Jahrb. Febr. 1874); Elisabeth Stuart (Sybels hist. Ztschr. XXIII); deutsche Finanznoth beim Beginn des 30j. Kr. (Sybels hist. Ztschr. XVI); Wallenstein im Stift Halberstadt. Halle 1866. — Außerdem sind die hervorragendsten Persönlichkeiten und Ereignisse dieses Zeitraums zum Gegenstand zahlreicher Biographien und Monographien gemacht worden: F. v. Hurter, Gesch. Kaiser Ferdinands II. 11 Bde. Schaffh. 1850—64. M. Koch, Gesch. des deutschen Reiches unter Ferd. III. 2 Bde. Wien 1865 f. — Ueber Wallenstein: L. von Ranke, Gesch. W.s (Sämmtl. Werke. 23. Bd.). F. Förster, W. als Feldherr und Landesfürst. Potsd. 1834; W.s Prozeß. Lpz. 1844. W.s ungedruckte vertrauliche Briefe und amtliche Schreiben, herausg. v. F. Förster. Berl. 1828. 29. 3 Bde. B. Dudik, Waldst. von s. Enthebung bis zur abermal. Uebernahme des Commandos. Wien 1858. K. M. von Aretin, Wall., Beitr. zur Kenntniß seines Char., seiner Plane, seines Verh. zu Bayern. Münch. 1845. K. G. Helbig, Kaiser Ferd. u. der Herzog von Friedl. 1633—1634. Dresd. 1852; Wall. u. Arnim. Dresd. 1850. Wittich, Wall. u. die Spanier (Preuß. Jahrb. Jan. 1869) und: Tilly u. d. Zerst. Magdeb. 1875. Hurter, W. vier letzte Lebensjahre. Wien 1861, und Zur Gesch. W. Wien 1855. — Ueber Gustav Adolf: die älteren Werke von Walther Harte, Leben G. A., aus d. Engl. übers. v. G. H. Martini. 2 Bde. Lpz. 1761. Mauvillon, Histoire de G. A. Amsterd. 1764. Gfrörer, Gesch. G. A. u. s. Zeit. Stuttg. 1837. Leben G. A., aus d. Schwed. des Andr.

Fryxell, von C. Hornberg. Lpz. 1842. Neuerdings: G. Droysen, Gustav Adolf. 2 Bde. Lpz. 1869. 70, u. Abrah. Cronholm, G. A. in Deutschld. Deutsch v. Helms. Leipz. 1875. K. G. Helbig, G. A. und die Kurf. v. Sachsen und Brandenb. 1630—32. Lpz. 1854. A. Heising, die Politik G. A. in Deutschl. Berl. 1854. — Ueber Maximilian von Bayern: Pet. Phil. Wolf, Gesch. Max. und seiner Zeit, fortg. v. Breyer. 4 Bde. Münch. 1807 ff. Karl M. v. Aretin, Gesch. des Kurf. Max. I. Passau 1842, und dessen: Bayerns auswärt. Verh. Passau 1839. — Niels Slange, Gesch. Christian IV., mit Anmerk. und Zusätzen von Joh. H. Schlegeln. 2 Bde. Kopenh. u. Lpz. 1771. — O. Klopp, Tilly im 30j. Kriege. 2 Bde. Stuttg. 1861. R. Reuß, Graf Ernst von Mansfeld im böhmischen Krieg. Braunschw. 1865. Villermont, Ernest de Mansf. Brüssel 1866. 2 Bde. Uetterodt zu Scharffenberg, Ernest Graf zu Mansf. Gotha 1867. Bernh. Röse, Herzog Bernhard d. Gr. von Sachsen-Weimar. 2 Bde. Weimar 1828. 29. K. W. Justi, Amalia Elisabeth, Landgräfin von Hessen. Gießen 1811. v. d. Decken, Herzog Georg v. Braunschw.-Lüneburg. 4 Bde. Hannov. 1833. 34. F. W. Barthold, Joh. v. Werth. Berl. 1826. — Ueber einzelne Episoden aus dem 30j. Kriege seien folgende neuere Monographien genannt: B. Erdmannsdörffer, Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl von 1619. Lpz. 1862. J. Krebs, Christian von Anhalt und die kurpfälz. Politik. Lpz. 1872. K. Reichard, die maritime Politik der Habsburger. Berl. 1867. O. Heyne, der Kurfürstentag zu Regensburg von 1630. Berl. 1866. J. P. Hassel, die Absetzung der Herz. von Mecklenb. (Raumer, hist. Taschenb. 1867). G. Droysen, die Schlacht bei Lützen; Studien über die Zerstörung Magdeb. (Forschgn. zur dtsch. Gesch. V und III). Zober, Gesch. der Belagerung Stralsunds durch Wall. Stralf. 1828. J. Fuchs, die Schlacht bei Nördlingen. Weimar 1868. Lossen, die Reichsstadt Donauwörth und Herzog Maximilian. München 1866. Fr. Weber, Hippolithus a Lapide (Sybels hist. Ztschr. XXIX). — Zur Geschichte des westfälischen Friedens: das Urkundenmaterial bei C. W. Gärtner, westfäl. Friedens-Kanzley. 9 Thle. Lpz. 1731—38. J. G. von Meiern, Acta pacis Westph. publica. Gött. und Hann. 1734—36. 6 Bde. fol., und ders.: Acta pacis executionis publ. Hann. und Gött. 1736. 37. 2 Bde. fol. Bearbeitungen: Pütter, Geist d. westph. Fr. Gött. 1795. v. Senkenberg, Darstellung des westph. Friedens. Frkf. 1804. K. L. Woltmann Gesch. des westf. Friedens. Lpz. 1808 f. (Fortsetzung des 30j. Kriegs von Schiller). — Culturgeschichtliches aus jener Zeit in den bekannten Werken von Wachsmuth, Scherr, G. Freytag; in K. Fr. Hanser, Deutschland nach dem 30j. Kriege. Lpz. und Hdlbg. 1862. — Staatsrechtliches außer in den öfter angeführten rechtsgeschichtlichen Werken von Eichhorn, Walter, Schulte u. A.: die umfangreichen Arbeiten von J. J. Moser (deutsches Staatsrecht; Grundriß der: heutigen Staatsverfassung u. a.). K. Fr. Häberlin, Handbuch des deutschen Staatsrechts. 3 Bde. Berlin 1797. J. St. Pütter, Literatur des deutschen Staatsrechts, in 3 Thln. Gött. 1776 ff. Kl. Th. Perthes, das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Hamb. u. Gotha 1845. u. a. W.

1. Die kirchlichen Gegensätze und Rudolfs erste Reichstage.

Was die jüngere Linie des Hauses Oesterreich im Gegensatz zu der älteren spanischen erstrebte, die Herstellung eines friedlichen Verhältnisses zwischen den beiden Confessionen, anstatt der gewaltsamen Unterwerfung der einen unter die andere, und über beiden das Kaiserthum, nicht als Vorkämpfer des alten Glaubens, sondern als eine Allen gerechte und unparteiische Macht, das war durch des Kaisers Maximilian Tod wieder in weite Ferne gerückt. Es machte sich gar bald

Rudolf II. 1576—1612. Charakter u. Regierung.

fühlbar, daß an die Stelle des verständigen und wohlmeinenden Regiments Ferdinands I. und Maximilians II. die grillenhafte, unfähige und unthätige Verwaltung Rudolfs II. trat. Auch Rudolf war keineswegs ein katholischer Eiferer, die vermittelnde, tolerante Gesinnung seines Vaters und Großvaters wohnte auch ihm inne, aber nicht die Einsicht und nicht das ernste Streben, welches seine Vorgänger in allen Verhältnissen an den Tag gelegt. Auch jetzt vermochte der katholische Glaubenseifer, der in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts so kühn das Haupt erhob, noch nicht sich des Kaiserthrones zu bemächtigen. Dem Einfluß einer strenggläubigen Mutter und der Erziehung am Hofe Philipps II. hielt der von Natur indifferente und träge Sinn des Kaisers das Gegengewicht. Den äußern Pflichten der Religion, dem Gottesdienst und der Beichte, ging er stets aus dem Wege. Von einem Verständniß oder einer Hinneigung zum reformatorischen Glauben, wie bei Maximilian, war natürlich noch viel weniger die Rede. Nie hat sich in einem Fürsten so viel gleichgültiger Stumpfsinn, so viel träge Resignation mit so viel Eifersucht auf seine geheiligte Würde, so übertriebenen Vorstellungen von der Hoheit seines Amtes vereinigt. An dem Bewußtsein, daß Kräfte und Ansprüche nicht im Einklang standen, krankte das ganze Wesen dieses Mannes. In seinem innersten Herzen fühlte er sich verletzt, wenn er mit den trotzigen, zum Aufruhr geneigten Ständen seiner Königreiche und Erblande verhandeln mußte, wenn seine Begriffe von landesherrlicher Hoheit mit dem eifersüchtigen Anspruch von Unterthanen auf Beobachtung ihrer Rechte und Freiheiten, ihrer eigenartigen Einrichtungen und Gewohnheiten zusammenstießen, oder wenn die Reichstage mit ihren Klagen, ihrem Hader und ihrer steten Weigerung, die Sonderinteressen dem Ganzen unterzuordnen, ihm den tiefen Zerfall des Reichs und der heiligen römischen Kaiserkrone zum Bewußtsein brachten. Nicht als ob er ernstlich versucht hätte, die Verhältnisse nach seinem Willen umzugestalten, der widerstrebenden Gewalten Herr zu werden. Dazu fehlte ihm die Thatkraft und die Festigkeit; ein trübsinniger, fatalistischer Zug, der in stummem Dulden die Geschicke trägt, die eine stärkere Natur abzuwehren gestrebt hätte, beherrschte diesen Habsburger, wie so Viele seines Geschlechts, namentlich von der spanischen Linie. Vor den Widerwärtigkeiten der Welt zog er sich in die Abgeschlossenheit seines Innern, in den engen Kreis seiner grillenhaften Liebhabereien und Neigungen zurück. Als weltflüchtiger Sonderling vergaß er die Aufgaben und Pflichten seines hohen Amtes, und doch erfüllte ihn jeder Versuch, die Regierung seinen Händen zu entwinden, mit tiefem Grimm. In Prag, im Hradschin hatte er sich ein Museum eingerichtet, wo er in großen Sälen alle Curiositäten der Natur und Kunst aus der ganzen Welt zusammenbringen ließ. Bücher, Handschriften, Bilder, Mosaik- und Metallarbeiten, Edelsteine, Waffen, Münzen, Antiquitäten jeder Art füllten diese kostbare und wunderliche Sammlung. An diesen Dingen, um welche er keine Mühe und Kosten scheute, erfreute sich des Kaisers Herz. Mit besonderem Eifer widmete er

sich naturwissenschaftlichen Studien und Experimenten. Chemie und Astronomie, mit dem ganzen geheimnißvollen alchymistischen und astrologischen Beiwerk, das die Wissenschaft jener Zeit überwucherte, nahmen sein volles Interesse in Anspruch. Für Kunst und Wissenschaft sind diese Liebhabereien nicht ohne wohlthätige Folgen gewesen; Tycho de Brahe und Johann Kepler verdankten, wie wir wissen, dem kaiserlichen Schutze die Muße zu ihren Forschungen und Beobachtungen. Während Rudolf in seinen Gärten und Marställen, seinen Sammlungen und Laboratorien weilte, die Metalle zu verwandeln und die Constellationen des Himmels zu ergründen strebte, führten seine Räthe und Günstlinge die Herrschaft. In einer Anwandlung selbstherrlicher Laune, wenn ihn das demüthigende Gefühl seiner eigenen Ohnmacht und Abhängigkeit oder das Mißtrauen in die Redlichkeit seiner Vertrauten ergriff, entließ er dann die alten Diener in Ungnade, wie den Oberstkämmerer Wolfgang von Rumpf, der mehr als zwei Jahrzehnte an der Spitze der Geschäfte gestanden, und den Oberstmarschall Graf Trautson. Später gerieth der Kaiser immer mehr in die Gewalt der unwürdigsten und niedrigsten Menschen. Die Kammerdiener, ein Philipp Lang, Machowsky, Rutzky u. A., sittlich verworfene, käufliche und übermüthige Creaturen, waren schließlich die mächtigsten und einflußreichsten Männer am Hofe, ohne deren Hülfe und Vermittlung beim Kaiser nichts zu erreichen war. Fürsten und Staatsmänner waren genöthigt, mit diesen schmutzigen Menschen zu verkehren. Rudolfs Hang zur Einsamkeit wurde mit der Zeit geradezu krankhaft. In späteren Jahren kamen sinnliche Ausschweifungen hinzu, um sein körperliches und geistiges Leben zu zerrütten. Die Furcht vor Verrath und Mord, von seinen Günstlingen geflissentlich genährt, steigerte seine Menschenscheu. Es war überaus schwer, ihn zu einer Audienz zu bewegen. „Dann erschien er in einer Art vornehmer Grandezza, in altspanischer Tracht, an einen Tisch gelehnt, oder auf sein Rapier gestützt. Eine Gestalt, noch unter mittlerer Größe, mit leuchtenden Augen, die sich unter buschigen Brauen gleichsam verbargen, mit gesenktem Haupte, das in frühen Jahren ergraute; aber es war etwas Kaiserliches um ihn. Er faßte vollkommen, was man ihm vortrug, und antwortete mit Einsicht und Urtheil; man sagte wohl, er verstehe mehr als seine Diener, wenn er sich nur den Geschäften widmen wollte."

So war der Kaiser beschaffen, der unter den schwierigsten Verhältnissen die Leitung der deutschen Dinge übernahm. Von ihm war nicht zu erwarten, daß er einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der deutschen Politik ausüben werde. Sechs Jahre verflossen, ehe er seinen ersten Reichstag hielt, und nur die zwingende Noth, die Hülfe Deutschlands aufs Neue gegen die Türken in Anspruch zu nehmen, bewog ihn, die Stände des Reichs um sich zu versammeln*). Reichstag zu Augsburg Juli 1582.

*) In der Folge ist dieser Reichstag von 1582 besonders dadurch bedeutungsvoll geworden, daß er als Norm hinsichtlich der weltlichen Fürstenstimmen angesehen wurde. War früher

Die Magdeburgische Sessionsfrage. In den kaiserlichen Propositionen war von Religionssachen nicht die Rede, allein sie drängten sich dennoch stets in den Vordergrund. Die Frage nach der Theilnahme evangelischer Bischöfe an den Reichsversammlungen, die damals in dem Magdeburgischen Falle lebhaft erörtert wurde, beschäftigte den Reichstag weit mehr als die Vorlagen hinsichtlich der Türkenhülfe oder der niederländischen Angelegenheiten. Schon in seiner Wahlcapitulation hatte sich der protestantische „Administrator" von Magdeburg, Joachim Friedrich von Brandenburg, verpflichtet, Sitz und Stimme des Erzstifts im Reiche, die eine Reihe von Jahren geruht, aufrecht zu erhalten. Als aber der Magdeburger Bevollmächtigte auf dem Augsburger Reichstage diesen Anspruch erhob, protestirte der Vertreter Salzburgs, Bischof Georg von Seckau, nicht nur gegen den Vorsitz Magdeburgs im Reichsfürstenrathe, der dem sächsischen Erzstift seit alten Zeiten zustand, sondern gegen dessen Theilnahme am Fürstenrathe überhaupt. Denn „man wisse zu dieser Zeit von keinem ordentlichen Oberhaupte des Erzstifts Magdeburg, welches die Confirmation päpstlicher Heiligkeit oder vom Kaiser die Regalien erlangt habe".

„Es ist der Mühe werth", sagt Ranke, „bei dem ersten Schritt in dieser Streitigkeit stehen zu bleiben, um ihre Tragweite zu ermessen. Die ganze Verfassung des Reiches hing davon ab, oder vielmehr, ihre Unausführbarkeit in dem damaligen Zustand der Dinge trat dabei zum Vorschein. Für die geistlichen Gebiete, welche evangelisch geworden, war die Vertretung derselben am Reichstag eine unbedingte Nothwendigkeit, in wie fern da die Gesetze, die auch sie betrafen, gegeben, die Leistungen, die sie verpflichteten, bestimmt wurden; sie hatten das Recht, Reichsstände in vollem Sinne des Worts zu sein; das Reich war unvollständig ohne sie und konnte ohne ihre Theilnahme auf die Vollziehung seiner Beschlüsse nicht dringen. Und schon war ihrer eine große Anzahl. Magdeburg stand bei seinem Verlangen an der Spitze der norddeutschen Stifte überhaupt. Aber dem Grade der Bedeutung des Verlangens entsprach auch die Schwierigkeit seiner Gewährung. Sie lag vor Allem darin, daß die Confirmation des Papstes nun einmal für die Oberhäupter der Stifte dazu gehörte, um in dem Reich anerkannt zu werden, der römische Stuhl aber weit entfernt davon blieb, den Religionsfrieden, auf dessen Grund die Veränderung des Bekenntnisses reichsrechtliche Geltung genoß, anzuerkennen, vielmehr für sein Recht und seine Pflicht hielt, denselben rückgängig zu machen. Denn für ihn bestand die Verbindung mit Kaiser und Reich in der alten Form, wie sie sich im Laufe des Mittelalters gebildet hatte. An dem Begriffe der Heiligung der weltlichen Gewalt durch die geistliche, der in den frühern Jahrhunderten herrschte, hielt der römische Stuhl auch fortan fest: wo aber wäre derselbe berechtigter erschienen, als in den Gebieten der Hochstifte, die als das Eigenthum der Kirche selbst betrachtet wurden. Wie sollte der Papst Wahlen protestantischer Würdenträger, mochten sie sich Bischöfe oder Administratoren nennen, durch protestantische Capitel anerkennen und bestätigen?"

---

die Anzahl der auf einem Fürstenthum haftenden Stimmen schwankend, je nachdem mehr oder weniger regierende Linien eines Hauses vorhanden und auf dem Reichstag vertreten waren, so wurde in der Folge die Zahl der Stimmen eines Fürstenthums beibehalten, wie sie zufällig im J. 1582 bestanden, gleichviel ob einzelne Linien ausstarben oder neue sich abzweigten.

Diese Erwägungen, die der gewandte Kardinal Ludwig Madruzzi den katholischen Ständen vorhielt, führten zur Bildung einer starken katholischen Partei, die von Nachgiebigkeit nichts hören wollte. Der Kaiser aber, der kraft seines Amtes in der Frage der Session eine Entscheidung hätte herbeiführen müssen, stand rathlos diesen Dingen gegenüber. Wiederum war die Spaltung unter den Protestanten, die unentschlossene Haltung des Kurfürsten August von Sachsen die Ursache, daß sie mit ihren Ansprüchen nicht durchdrangen. Die Frage nach der Session der protestantischen Stifte auf den Reichstagen wurde nicht entschieden, und ebenso wenig konnten die Evangelischen hinsichtlich des geistlichen Vorbehalts und der Ferdinandeischen Declaration eine befriedigende Erklärung erlangen.

Noch eine andere Angelegenheit von grundsätzlicher Wichtigkeit beschäftigte den Augsburger Reichstag. Für Reichsstädte, in welchen zur Zeit des Religionsfriedens beide Confessionen bereits in Uebung waren, hatte derselbe gegenseitige Duldung gewährleistet. Wo aber die eine der beiden Confessionen zu jener Zeit in alleiniger Uebung war, glaubte man auf Grund eben dieses Gesetzes den später erhobenen Anspruch auf Freiheit des Gottesdienstes den Anhängern einer andern als der herrschenden Religionspartei versagen zu dürfen. Die Reichsstadt **Aachen** hatte die Glaubensneuerung lange aus ihren Mauern ferngehalten; noch im Jahr 1560 schloß eine neue Rathsordnung die Evangelischen von den städtischen Aemtern aus. Bald darauf aber wurde der Zufluß protestantischer Einwanderer aus den Niederlanden so stark, daß ihnen einige Rathsstellen eingeräumt werden mußten. Als dann die reformatorisch Gesinnten mehr und mehr das Uebergewicht gewannen, riefen die Altgläubigen die Hülfe des Kaisers an; ein kaiserlicher Commissar erschien, der drohend die Herstellung des alten Zustandes vom Jahr 1560 verlangte. Es kam zu einem bewaffneten Auflauf, in Folge dessen die Evangelischen die Oberhand behielten, die eifrigsten Katholiken und der kaiserliche Commissar die Stadt verließen. „Zunächst nur ein locales Ereigniß, aber von größter Tragweite. Einmal erhielten die nordniederländischen Provinzen, die sich eben für unabhängig erklärten, einen Rückhalt in Deutschland, während der spanischen Regierung, die sich in den übrigen wiederherstellte, alles daran lag, dieselben zu isoliren. Welche Folgen aber waren im Reiche überhaupt zu erwarten, wenn es einer Reichsstadt nachträglich gelang, sich durch innere Bewegung der geistlichen Herrschaft zu entledigen; schon regten sich an vielen Orten ähnliche Tendenzen, namentlich in den kleinern Reichsstädten im Elsaß. Selbst in Köln gab es eine starke evangelische Partei. Die geistliche Autorität, welche sich, wie das Beispiel von Magdeburg zeigte, den schon erlittenen Verlusten nicht fügen wollte, meinte vollends keine neuen geschehen lassen zu dürfen. Auch am kaiserlichen Hofe hielt man für gut, die Stadt, die einen kaiserlichen Commissar beleidigt hatte, nicht wieder zu dem Reichstage zu bescheiden." Allein gegen diesen Versuch, eine Reichsstadt der Reichsstandschaft

Der Aachener Streit.

Mai 1581.

zu entkleiden, erhoben sich die Städte einmüthig. Sie nahmen die Abgeordneten von Aachen, trotzdem sie nicht geladen waren, zu Sitz und Stimme in ihrem Collegium auf, und machten von der Abstellung ihrer Beschwerde die Einwilligung zu der geforderten Contribution abhängig. Auch diese Angelegenheit wurde auf dem Reichstag nicht erledigt, fast zwanzig Jahre lang schleppte sie sich hin, bis endlich (30. Juni 1598) die Achtserklärung erfolgte, jülichsche und spanische Executionstruppen vor die Stadt rückten, die katholischen Flüchtlinge zurückführten, den Rath mit Anhängern des alten Glaubens besetzten und den protestantischen Gottesdienst abstellten.

Die Vorgänge im Erzstift Köln. Die Frage nach dem Verhältnisse des geistlichen Fürstenthums in protestantischen Händen zur Reichsstandschaft und nach der Gültigkeit des „geistlichen Vorbehalts", wurde durch die Vorgänge im **Erzstift Köln** wieder lebhaft angeregt. Der im „Vorbehalt" vorgesehene Fall, daß geistliche Fürsten, welche vom alten Glauben abfielen, auch ihr Amt verlieren sollten, wurde seinem Buchstaben nach erst jetzt praktisch. Wenn früher Bisthümer in protestantische Hände gekommen, so geschah es in der Weise, daß die Domkapitel protestantische Fürstensöhne zu Bischöfen oder Administratoren gewählt, oder daß die geistlichen Fürsten die neue Lehre einführten, ohne sich förmlich von der alten Kirche loszuzusagen. Der Fall, daß ein im Amt befindlicher katholischer Bischof öffentlich zum protestantischen Glauben übertrat und doch beanspruchte, Land und Würde beizubehalten, war seit dem Religionsfrieden nicht vorgekommen. Dies geschah jetzt in Köln, wo reformatorische Neigungen nicht zum ersten Male die geistlichen Fürsten erfaßten. Wir wissen, daß schon Hermann von Wied dieses Streben mit Verlust seines Amtes gebüßt hatte. Einer seiner Nachfolger, Graf Salentin von Isenburg, beschloß, um sein aussterbendes Geschlecht fortzupflanzen, sich zu
1577. vermählen; aber er entsagte dabei freiwillig seiner Würde. Nicht so sein Nachfolger, **Gebhard Truchseß von Waldburg**. Als auch dieser seinen prie-
1582. sterlichen Stand aus Liebe zu der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld aufzugeben und zum protestantischen Glauben überzutreten sich entschloß, gedachte er damit keineswegs seine kurfürstliche Würde abzulegen. Aber weder hatte er bei seinen reformatorischen Bestrebungen das Einverständniß seines Capitels und seines Landes auf seiner Seite, noch fand er die einmüthige Unterstützung der evangelischen Reichsstände zur Durchsetzung seiner Ansprüche. Er hatte sich durch einen reformirten Pfarrer aus Pfalz-Zweibrücken trauen lassen, und deshalb den
1. April 1583. Zorn der Lutheraner gereizt. Als ihn der Papst mit Bann und Absetzung belegte, als Ernst von Bayern, der Angehörige eines streng katholischen Fürstenhauses, vom Domcapitel an seine Stelle erhoben wurde und ihn mit Waffengewalt bedrängte, da war seine Sache bald verloren, zumal als auch aus den Niederlanden spanische Truppen anrückten, um die Gefahr der Errichtung eines protestantischen Staats in nächster Nähe der rebellischen Generalstaaten aus dem Wege zu räumen. Einzig der calvinische Pfalzgraf Johann Kasimir zog zur

Vertheidigung der protestantischen Sache das Schwert; allein sein Heer lief bald auseinander, als der Sold ausblieb. Die evangelischen Reichsstände begnügten sich mit matten Verwendungen und Erklärungen. Der erste Kurfürst Augsburger Confession, August von Sachsen, erklärte sich sogar gegen die Rechtmäßigkeit der von Gebhard erhobenen Ansprüche und für die Gültigkeit des geistlichen Vorbehalts. Im Jahre 1584 war Gebhard aus seinem ganzen Lande vertrieben; er wandte sich nach Holland, dann nach Straßburg, wo er noch sechzehn Jahre als Domcapitular lebte, ohne seine Ansprüche auf das Erzbis- † 1601.
thum aufzugeben.

Die Vorgänge im Bisthum Straßburg. 1592.

Einige Jahre später fand auch in Straßburg eine Bischofswahl unter eigenthümlichen Umständen statt. Die protestantische Mehrheit des Domcapitels „postulirte" den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, den Sohn des Administrators von Magdeburg, zum Bischof, während die katholische Minderheit den Kardinal Karl von Lothringen dagegen aufstellte. Beide Bewerber überschwemmten alsbald das Land mit ihren Truppen, und auch die benachbarten Fürsten rüsteten sich zur Theilnahme an dem Kampfe. Der protestantische Bischof, der sich im Lande der größten Sympathie erfreute und überdies an Frankreich eine Stütze fand, hatte unstreitig das Uebergewicht über seinen Nebenbuhler, und dennoch zauderten auch in diesem Falle die evangelischen Reichsstände, voran die Kurfürsten, sich seiner Sache thatkräftig anzunehmen. Die Besorgniß, dem calvinistischen Bekenntniß Vorschub zu leisten oder das Reich in die Kämpfe Heinrichs IV. mit der Liga zu verwickeln, machte die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zurückhaltend. Erst ein Jahrzehent darauf kam 1604.
ein Vergleich zu Stande, worin der Markgraf dem Kardinal das Hochstift gegen eine Geldentschädigung überließ.

Fortsetzung des Streits über die Session der protestantischen Administratoren.

Es war der alte ungelöste Gegensatz, der allen diesen Fällen zu Grunde lag: Während die Katholiken an dem Grundsatz festhielten, daß nur ein Mann ihres Glaubens ein geistliches Fürstenthum besitzen könne, wollten die Protestanten um ihrer Religion willen dem an sich weltlichen Amte des deutschen Wahlfürstenthums nicht entsagen. Auch der Reichstag, den der Kaiser im Jahr 1594.
1594 in der Bedrängniß des türkischen Kriegs nach Regensburg ausschrieb, wurde von diesen Fragen aufs Tiefste bewegt. Die protestantischen Administratoren waren diesmal überhaupt nicht zum Reichstag geladen worden, sondern nur die Capitel, wie man behauptete, kraft einer förmlichen Uebereinkunft mit dem römischen Stuhle. Unter den Protestanten gab sich eine lebhafte Erregung kund, daß die päpstliche Autorität in die Reichsverfassung sich eindränge und weltliche Dinge, wie die Session im Reichstage, bestimme. Die Gesandten der Bisthumsadministratoren, voran der von Magdeburg, waren fest entschlossen, ihre Sitze einzunehmen; ebenso aber auch die geistlichen Fürsten, an der Spitze der neue Erzbischof Ernst von Köln, ihnen die Session streitig zn machen; rathlos und unentschieden stand zwischen beiden der Kaiser. Es kam darüber

fast zu einer Auflösung des Reichstags. Als der Kanzler von Magdeburg, Dr. Merckbach, seinen Platz auf der Bank der geistlichen Fürsten nahm, verließen die Katholischen den Saal. Man kam schließlich zu der Uebereinkunft, daß der Magdeburgische Gesandte sich für dieses Mal der Ausübung der Session enthielt, der Kaiser dagegen eine ausdrückliche Erklärung ausstellte, daß dies dem Rechte des Erzbisthums und des Administrators keinen Abbruch thun solle; worauf eine Bewilligung von achtzig Römermonaten erfolgte. So war abermals diese Frage, von deren Entscheidung nachgerade der ganze Bestand der Reichsverfassung abhing, vertagt und verschoben, aber nicht gelöst worden. Und ganz denselben Verlauf nahm der folgende Reichstag, der im December 1597
1597. 1598. unter dem Vorsitz des Erzherzogs Matthias zusammentrat. Immer unweigerlicher bestanden die Katholischen auf ihrer Auslegung des Religionsfriedens, daß zur Ausübung reichsständischer Rechte für die geistlichen Stände die päpstliche Bestätigung nothwendig sei. Es blieb wieder nur das Eine übrig, die zunächst betheiligten Fürsten, den Administrator Joachim Friedrich von Brandenburg und den Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, welcher Halberstadt als „postulirter Bischof" verwaltete, durch private Unterhandlung zu bewegen, für diesmal von Sitz und Stimme abzusehen und sich mit der prinzipiellen Wahrung ihrer Rechte zu begnügen.

Der Streit über das Reichsjustizwesen.

Und noch eine andere Frage erhob sich damals, wobei die Unvereinbarkeit der Gegensätze zwischen den Reichsständen der beiden Confessionen zu Tage trat: Sie betraf das Reichsjustizwesen, insbesondere die Zusammensetzung und Competenz des Kammergerichts. Auch in diesem höchsten Reichsgericht brachten es die Katholischen allmählich zu der Majorität, wodurch die Protestanten sich beschwert fühlten und zu mancherlei Klagen veranlaßt wurden, namentlich als das Gericht Fälle vor sein Forum zog, deren Aburtheilung unstreitig eine Interpretation des Religionsfriedens in sich schloß. Eine solche aber stand nach der Ansicht der Protestanten nicht dem Kammergericht, sondern lediglich dem Reichstag zu. Das Kammergericht hatte insbesondere in vier Klagen wegen eingezogener Klöster, die zur Zeit des Passauer Vertrags noch bestanden hatten, gegen diejenigen entschieden, welche sich der Stifter bemächtigt, eine Angelegenheit, welche als die „Vierklostersache" die weitläufigsten Erörterungen und schwersten Differenzen von prinzipieller Bedeutung nach sich zog.

„Der Passauer Vertrag hatte die bis dahin geschehenen Einziehungen kirchlicher Güter bestätigt; aber auch später waren auf den Grund, daß in dem Religionsfrieden die geistliche Jurisdiction in den protestantischen Gebieten aufgehoben worden sei, die Einziehungen fortgegangen und besonders im obern Deutschland erst recht ins Werk gesetzt worden. Sie waren in den Reichsschlüssen allerdings nicht untersagt, aber auch nicht ausdrücklich gutgeheißen. Wie nun, wenn auch diese vor das Kammergericht gezogen und im Sinne der Mehrheit des Fürstenraths entschieden wurden? Schon hörte man sagen, was da in den vier Sachen für Rechtens erklärt sei, werde auch für hundert andere gelten. Nicht auf die einzelnen Modalitäten, unter denen die Einziehung

geschehen war, kam es an, sondern auf die Thatsache der Einziehung überhaupt. Dadurch wurde der Streit ein wichtiges Moment des religiösen Gegensatzes. Die Protestanten wollten die Entscheidung darüber nicht in die Hände eines Gerichts gelangen lassen, in welchem die beabsichtigte Parität nun einmal nicht durchgesetzt worden war. Sie fürchteten, daß dann auch in allen ähnlichen Angelegenheiten aus religiöser Antipathie eines ihnen widerwärtigen Gerichts unerträgliche Urtel ergehen würden. Sie bemerkten, durch Zurücknahme der eingezogenen Güter werde der Bestand der oberdeutschen Fürstenthümer mit Auflösung bedroht. Die protestantischen Fürsten und Stände in Deutschland wollten das einmal in Besitz Genommene nicht wieder aufgeben, mochte es vor dem Passauer Frieden gewonnen sein oder nach demselben. Und um keinen Preis wollten sie die Entscheidung darüber einer mehr oder minder zufälligen Majorität des Kammergerichts überlassen; nur dem Reichstag, und auch dem nur durch gütliche Abkunft, könne eine solche zustehen."

Als im Jahre 1603 wiederum unter dem Vorsitz des Erzherzogs Matthias 1603.
ein **Reichstag zu Regensburg** zusammentrat — wie immer zum Zwecke, Reichshülfe gegen die Türken zu erlangen — stand diese Angelegenheit des Besitzes geistlicher Güter und der Rechtsprechung des Kammergerichts im Vordergrund. Allein wie bei allen diesen mit der Religion zusammenhängenden Fragen war eine Einigung nicht zu erzielen. Man war froh, daß es nicht zum offenen Ausbruch der Streitigkeiten kam, und gab im Reichsabschied den Trost: „das Justitienwerk solle auf einen der Sache dienlicheren Tag verschoben werden, den beiden Theilen in ihren Rechten unbeschadet".

Noch entschiedeneren Widerstand aber fand es, wenn auch der **Reichshofrath**, concurrirend mit dem Kammergericht, die kaiserliche Gerichtsbarkeit ausübte. Wenn sich die Protestanten schon durch die Justiz des Kammergerichts beschwert glaubten, wo doch eine feste Prozeßordnung, jährliche Visitationen und die reichsständische Präsentation der Assessoren die Gewähr für eine unparteiische Rechtspflege zu bieten schienen, wie viel mehr bei dem Reichshofrath, der nach freiem Belieben des Kaisers und in Folge dessen durchgängig mit Katholiken besetzt wurde, an keine Gerichtsordnung gebunden war, aus einer berathenden und begutachtenden Behörde sich zu einem Tribunal entwickelt hatte. Wenn dergestalt die Evangelischen den Reichsgerichten nicht mehr die Fähigkeit zutrauten, ein unparteiisches Urtheil zu fällen, so war es die natürliche Folge, daß sie zunächst dem Hofrath, dann aber auch dem Kammergericht die Befugniß bestritten, überhaupt in Religionssachen Recht zu sprechen. Es wurde der Grundsatz aufgestellt, in Streitigkeiten, welche mit dem Religionsfrieden zusammenhingen, hätten allein der Kaiser und die gesammten Reichsstände zu entscheiden, und um nicht der katholischen Majorität auf dem Reichstage preisgegeben zu sein, wurde von protestantischer Seite der weitere Anspruch erhoben, daß überhaupt in Religionssachen keine Majorität gelte, sondern lediglich freie Uebereinkunft der Reichsstände.

Während das Reich im Innern von dem Streit der Gegensätze zerwühlt Der spanische Einfall 1598.
wurde, schlug bereits das waffengewaltige Ausland drohend an die Thore. Die

Unfähigkeit des Reiches, seinen Gliedern Schutz zu gewähren, die Nothwendigkeit des Einzelnen, zur Selbsthülfe gerüstet zu sein und an die Stelle der erschlafften Reichsinstitutionen eine lebenskräftigere Organisation zu setzen, zeigte sich damals in dem traurigsten Lichte in jenen niederrheinischen Gegenden, die dem spanisch-niederländischen Kriegsschauplatz zunächst lagen. Im Herbst des Jahres
Sept. 1598. 1598 zog ein großes spanisches Heer unter dem Admiral Franz Mendoza an den Rhein, um von da aus in das Gebiet der Generalstaaten vorzudringen. Die Fürstenthümer Jülich und Cleve wurden durchstreift, die Festung Berg erobert, Wesel entging mit Mühe durch eine große Contribution dem drohenden Verderben. Weithin ins Stift Münster, auf beide Ufer des Rheins und der Mosel ergossen sich die zuchtlosen, verwilderten, aus Abenteurern aller Länder bestehenden Schaaren und entschädigten sich für das Ausbleiben des Soldes an dem Eigenthum der Bewohner, an grausenhafter Verwüstung, Brandschatzung und Peinigung der unglücklichen Lande. Das spanische Winterquartier blieb lange in entsetzlichem Andenken. Im Reiche fühlte man wohl die Schmach dieser fremden Invasion, und auch diejenigen, welchen der patriotische Gemeinsinn ferne lag, wurden durch die drohende Gefahr, die jeden Augenblick über sie selbst hereinbrechen konnte, bewogen, auf Mittel zur Abwehr zu sinnen. Da zeigte sich aber wieder die ganze Schwerfälligkeit und Unfähigkeit der Reichsinstitute. Von einem gemeinsamen nationalen Unternehmen war selbstverständlich nicht die Rede, aber auch die Execution, welche die nächstgelegenen Kreise nach langen Verhandlungen gegen den Reichsfeind beschlossen, litt an der Kleinlichkeit und Ohnmacht, welche allen Reichsunternehmungen anhaftete. Selbst der Argwohn, der spanische Einfall sei der Beginn einer gewaltsamen Unterdrückung des Evangeliums und der politischen Freiheit der deutschen Reichsstände, vermochte die protestantischen Fürsten nicht zu einer gemeinsamen That zu vereinigen. Sachsen und Brandenburg waren wie immer unthätig, unentschlossen und ängstlich. Unter den Uebrigen waren kräftige und energische Männer, namentlich der Markgraf von Anspach, der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und der Landgraf Moriz von Hessen. Aber über die Mittel der Vertheidigung, über Kosten und Führung, über die politischen Ziele und Aufgaben gab sich auch unter ihnen solche Zerfahrenheit, Rivalität und Eigenwilligkeit kund, daß ein gemeinsames thatkräftiges Vorgehen unmöglich wurde. Als endlich theils durch die Kreisstände, theils durch selbständiges Vorgehen einiger protestanti-
Sommer 1599. scher Fürsten die Reichsexecution ins Werk gesetzt wurde, diente sie nur dazu, die gänzliche Unfähigkeit der reichsständischen Kriegsverfassung in ein grelles Licht zu setzen. Ohne Sold, Geschütz, Verpflegung, ohne Führung und Disciplin, in gegenseitigem Hader und Mißtrauen ward das Executionsheer zum allgemeinen Spott und bald eine ebenso arge Landplage als die Spanier. Vor den Mauern der Festung Rees lief schließlich das ganze Reichsheer auseinander, und es war wahrhaftig nicht die Furcht vor den deutschen Waffen, was

die Spanier endlich bewog, den Boden des Reichs mit Ausnahme der Festung Berg gegen Ende des Jahres 1599 zu räumen.

2. Die Politik der protestantischen Fürsten. Das pfälzische Kurhaus und Maximilian von Bayern.

Je mehr die Verfassung und die Institutionen des Reichs sich als unfähig erwiesen, den Frieden der Confessionen aufrecht zu erhalten, um so lebhafter mußte in diesen selbst das Bedürfniß erwachen, durch eine Verbindung unter sich den Schutz zu erlangen, den die Reichsgewalten nicht mehr gewährten. Lange Jahre wurde darüber in protestantischen Fürstenkreisen, deren Zusammenhang ja weit lockerer war als im katholischen Lager, verhandelt. Die Calvinisten, die am meisten Ursache hatten, sich in der eigenen Kraft Bürgschaften für ihre Sicherheit zu suchen, betrieben rastlos und unermüdlich die Unionspläne, die in letzter Consequenz auf den Umsturz der Reichsverfassung und den Bund mit den protestantischen Mächten des Auslands gegen die katholische Partei im Reiche und das habsburgische Haus und Kaiserthum hinausliefen. Das calvinische Bekenntniß trug ja überall in politischen Dingen einen radikaleren Charakter als das conservative Lutherthum. Wenn die neugestärkte katholische Reaction unverkennbar auf die gewaltsame Unterdrückung der Religionsfreiheit hinarbeitete, wenn die Lehren der Jesuiten den Religionsfrieden als ein jeder Zeit widerrufliches Zugeständniß hinstellten, so konnte es den gefährdeten protestantischen Ständen nicht verargt werden, wenn sie sich nach festeren Garantien für ihre Sicherheit umsahen, als sie die morsche Reichsverfassung und der unterwühlte Religionsfriede darboten. Die kurpfälzische Politik insbesondere ging traditionell in diesen Bestrebungen auf. Aber der Actionspartei unter den protestantischen Ständen stellte sich stets eine mächtige Friedenspartei hemmend entgegen, welche in den, wenn gleich wankenden und untergrabenen Institutionen der Reichsverfassung und des Religionsfriedens die einzige noch übrige Gewähr der Ruhe und des Rechts in Deutschland erblickten; an ihrer Spitze stand in vererbtem Conservatismus, unerschütterlicher Ergebenheit gegen das Haus Habsburg und engherzigster lutherischer Ausschließlichkeit gegen die calvinischen Genossen das Kurhaus Sachsen. „Indem die sächsischen Fürsten nach Außen ängstliche Neutralität wahrten und nach Innen in der einzelnen Streitsache nachgaben, die Lösung der allgemeinen Streitfragen aber vertagten, indem sie die gebrochene Einheit des Reichs zu zertrümmern nicht wagten und herzustellen nicht vermochten, schafften sie sich Ruhe für ihre Tage und ließen das Schicksal ungestört an den Schwertern schleifen, mit denen die Nachkommen sich zerfleischen sollten.“ Es schien einen Augenblick, nach dem Tode des Kurfürsten August von Sachsen, als ob die kurpfälzischen Pläne verwirklicht werden sollten. Sein Nachfolger Christian I. zeigte sich dem Gedanken der protestantischen Union geneigter. Schon kam es auf Betreiben von

Die protestantischen Unionspläne

Pfalz und Sachsen auf einem Tage zu Torgau, dem die Gesandten von Brandenburg, Anspach, Braunschweig, Mecklenburg, der Landgrafen von Hessen und des Administrators von Magdeburg anwohnten, zur Aufstellung einer
13. Febr. 1591. förmlichen Bundesacte, worin sich die Verbündeten zu gegenseitigem Schutz gegen jede Verletzung des Land- und Religionsfriedens verpflichteten. Der rasch hinter einander erfolgte Tod der beiden Führer, des Kurfürsten Christian I. (Oct. 1591) und des Pfalzgrafen Johann Kasimir (Jan. 1592) zerriß jedoch diese Unionsverhandlungen. In Sachsen gewann unter dem Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, dem Vormund Christians II., die alte conservative Politik und die lutherische Rechtgläubigkeit, welche eine Gemeinschaft mit den Calvinisten verabscheute, die Oberhand, und der Kanzler Crell, der die Seele der Regierung unter dem verstorbenen Kurfürsten gewesen, fiel als Opfer (S. 737). Die Unionsverhandlungen wurden zwar auch in der nächsten Zeit fortgesetzt, allein mit sehr geringen praktischen Resultaten. Die norddeutschen Fürsten hielten zum größten Theil an der herkömmlichen conservativen Politik fest und blickten in lutherischer Strenggläubigkeit mit Mißtrauen auf die calvinistischen Anträge. Die mannichfaltigsten Sonderinteressen führten vorübergehende Annäherungen herbei. Allein der große Gedanke, wider das katholisch-habsburgische Uebergewicht im Reich und in Europa die Gesammtheit der deutschen protestantischen Stände solidarisch zu verbinden und in weiterer Consequenz die gleichmäßig bedrohten auswärtigen Mächte, vor Allen Frankreich, in den Bund zu ziehen, dieser Gedanke, als dessen eigentlichen Schöpfer wir den Fürsten Christian von Anhalt betrachten müssen, war den meisten Zeitgenossen zu kühn und großartig. An dem mangelnden Gemeinsinn und Scharfblick der Mehrzahl der protestantischen Fürsten scheiterte Jahrzehnte lang die Politik der „Correspondirenden", wie sich die Förderer des Unionsplans unter der Aegide von Kurpfalz nannten.

Auswärtige Verbindungen der Correspondirenden. Um so mehr befestigte sich unter den thatkräftigeren und entschlosseneren der „Correspondirenden" der Gedanke, daß man sich der Hülfe der auswärtigen Feinde der spanisch-habsburgischen Macht versichern müsse. Rastlos arbeitete der kühne Christian von Anhalt an einem Bündniß mit den Generalstaaten und mit Frankreich, und unterhielt dabei mit der protestantisch-ständischen Opposition in den österreichischen Erblanden, mit den Ungarn, mit dem Herrn von Zierotin in Mähren, mit dem alten Wok von Rosenberg in Böhmen, dem letzten Sprossen dieses mächtigen und berühmten Geschlechts, stete Verbindungen. König Heinrich IV. blickte auch nach dem Frieden, den er im Jahre 1598 zu Vervins mit Spanien geschlossen, mit Eifersucht und Mißtrauen auf die Uebermacht des Hauses Habsburg, welches im Besitze Oesterreichs und des Kaiserthums, Spaniens, der Niederlande und eines großen Theils von Italien eine weltbeherrschende Stellung einnahm. Da waren ihm die deutschen „Correspondirenden", deren Sache Anhalt und der Landgraf Moriz von Hessen in ununterbrochenem

brieflichen und auch persönlichen Verkehr führten, willkommene Bundesgenossen. Lagen auch dem französischen König seit seinem Uebertritt die religiösen Interessen wenig mehr am Herzen, so gab es doch in den politischen Zielen, die bei Heinrich IV. wie bei der protestantischen Actionspartei in Deutschland, auf Schwächung des Hauses Habsburg und Uebertragung der Kaiserwürde auf ein anderes Geschlecht gerichtet waren, Uebereinstimmung genug.

Die Fäden der diplomatischen Verhandlungen der „correspondirenden" Fürsten hatte Keiner fester in der Hand als Christian von Anhalt. Frühzeitig hatte diesen merkwürdigen Mann der Thatendrang der Seele aus den engen Verhältnissen seines kleinen Fürstenthums in die Ferne getrieben. Auf großen Reisen nach Konstantinopel, nach Frankreich, Dänemark und Italien hatte er das Leben und die Menschen, Sprachen und Zustände verschiedener Nationen kennen gelernt und sich eine weltmännische Bildung und Feinheit des Benehmens angeeignet, die den meisten Fürsten seiner Zeit fremd war. Die körperlichen Vorzüge des kräftigen, in allen ritterlichen Fertigkeiten geübten Fürsten erhöhten das Gewinnende seiner Persönlichkeit. Im Jahre 1591 übernahm er die Führung des Heeres, welches die deutschen Fürsten dem König Heinrich IV. zu Hülfe sandten, und erwarb sich hier den Ruf eines tüchtigen Kriegsmanns. Einige Jahre später ernannte ihn der Kurfürst von der Pfalz zum Statthalter der Oberpfalz, und seitdem blieb er der einflußreichste Rathgeber und eifrigste Diplomat des Kurfürsten, die eigentliche Seele jener politischen Richtung, welche Kurpfalz und die „Correspondirenden" vertraten. Allein unklar, wechselnd und widerspruchsvoll waren die Ziele dieser Partei, Unentschlossenheit, Selbstsucht und Scheu vor einem Umsturz der bestehenden Verhältnisse traten einem kühnen und entschiedenen Handeln fortwährend entgegen. Die stolzen Pläne, welche die Fähigsten dieser Partei schmiedeten, führten in Wirklichkeit nur zu kleinlichen und unbefriedigenden Erfolgen. Darunter litt aber Keiner mehr als Christian von Anhalt.

Christian von Anhalt. geb. 1568.

„Da sein Trieb nach Thätigkeit unüberwindlich war", sagt M. Ritter, „und ebenso unüberwindlich die Muthlosigkeit der Stände, die er zu großen Thaten anfeuern wollte, so wurde er in seinem Innern ungeduldig. Sah er heute einen kühnen Entwurf zurückgewiesen, so arbeitete er bald mit doppelter Hast einen noch kühneren aus. Und darüber sank er vom Rang eines Staatsmannes zu dem eines Projectenmachers herab. Schlimmer war es, daß er zugleich in der Wahl seiner Mittel den sittlichen Maßstab verlor. Bei einem Manne, dessen Bestreben auf den Umsturz alter Ordnungen ging, darf man von vornherein eine besondere Scheu vor Herkommen und Gesetz, vor Treue und Glauben nicht voraussetzen. In Fürst Christian aber wurden diese Gefühle doppelt geschwächt durch das Beispiel der wenig gewissenhaften französischen und italienischen Staatskunst, und vor Allem durch die eigne Machtlosigkeit. Der rastlose Mann, dem man die Mittel zum offenen Angriffe nicht bot, versuchte es nunmehr seine Gegner durch listige Unterhandlungen zu stürzen. Er erspähte in den wirren Verhältnissen seiner Zeit bald die Gelegenheit, um den Bruder gegen den Bruder, die Unterthanen gegen den Fürsten, einen räuberischen und treulosen Fürsten gegen seine

Nachbarn zu hetzen. Natürlich durfte dabei Lüge und Heuchelei nicht gescheut werden, und je gieriger die Leidenschaften waren, welche der Fürst zu benutzen suchte, um so abenteuerlicher wurden die Pläne, um so grauenhafter der Umsturz, auf den man hinarbeitete. Wer wollte entscheiden, wie groß bei dieser Entwicklung die eigne Schuld des Fürsten gewesen ist! Die Partei der Correspondirenden hatte zwei bedeutend angelegte Männer, den Landgrafen Moriz von Hessen und den Fürsten Christian von Anhalt. Gewiß lag es zum guten Theil an der Kleinlichkeit der umgebenden Verhältnisse, wenn der eine zum eigensinnigen Pedanten, der andre zum leichtsinnigen Abenteurer wurde."

Die Kurfürsten von der Pfalz. Mit Friedrich III., dem Begründer des Calvinismus in der Pfalz, in dem wir einen der trefflichsten Fürsten des Reformationszeitalters kennen gelernt, war die Kurwürde an die Simmersche Linie gekommen, die dem pfälzischen Lande eine Reihe hervorragender Regenten gewährte und einen Platz in der großen europäischen Politik errang.

Friedrich III. 1559—1576.

Ludwig VI. 1576—1583. Ludwig VI., der dem Lutherthum ebenso eifrig zugethan war wie Friedrich III. dem Calvinismus, hatte freilich bei seinem Regierungsantritt nichts Eiligeres zu thun, als die religiösen Schöpfungen des Vaters umzustoßen und sein eigenes Bekenntniß gewaltsam zurückzuführen. Wir wissen bereits, daß er mit einer Härte, die sonst seinem milden Gemüthe fernlag, die Restauration des Lutherthums betrieb und sogar die Concordienformel einführte. Aber mit seinem Tode ging diese Reactionsperiode zu Ende und die Pfalz gewann wieder ihre Stellung an der Spitze der Calvinisten. Für den minderjährigen Sohn des verstorbenen Kurfürsten, Friedrich, führte sein Oheim Johann Kasimir, der seine calvinische Gesinnung sattsam bethätigt hatte, die Regentschaft.

Johann Kasimir 1583—1592. Zwar waren ihm in dem Testamente des verstorbenen Kurfürsten, gleichsam als Hüter des Lutherthums, der Herzog Ludwig von Würtemberg, der Landgraf Ludwig von Hessen und der Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg zur Seite gesetzt; allein das hinderte Johann Kasimir nicht, die Vormundschaft allein anzutreten; der Einspruch dieser Fürsten war ebenso unwirksam, als die reichsgerichtlichen Decrete und kaiserlichen Erklärungen. Seine Uebernahme der Regentschaft war für die Pfalz die Rückkehr zum reformirten Glaubensbekenntniß, ein bedeutsamer Wendepunkt in der pfälzischen nicht nur, sondern der deutschen Politik.

„Kirchlich (sagt Häußer) stand die Pfalz beinahe isolirt in Deutschland; politisch war sie weit entfernt, so conservativ und habsburgisch gesinnt zu sein, wie beinahe alle lutherischen Fürsten es waren. Bei den Calvinisten in Frankreich oder im Ausland überhaupt fanden die Pfälzer mehr Berührungspunkte, als in dem immer schroffer sich abschließenden Hause Habsburg, und zu Allem, was die alte katholische Kirche anging, standen sie in einer viel schärferen und thätigeren Opposition, als das nur abwehrende, defensive Lutherthum. Dem Grundsatze der Revolution, wie ihn der Zwinglianismus aus der Kirche ins Leben übertrug, sich anzuschließen, hatten in Deutschland nur die pfälzischen Fürsten den Muth; sie traten in jene große Coalition ein, welche der englische, holländische und französische Protestantismus damals gegen die alten Monarchien und die alte Kirche zu bilden begann."

Dieser Grundzug der pfälzischen Politik blieb auch unter den folgenden Regierungen erhalten. Friedrich IV. überwand bald die Eindrücke seiner ersten Kindheit, die unter der streng lutherischen Erziehung seines Vaters Ludwig VI. verfloß, und ging ganz in die Gedankenkreise und Grundsätze seines Oheims ein. Der Versuch des Pfalzgrafen Richard von Simmern, des Bruders Friedrichs III., die Vormundschaft an sich zu reißen und im lutherischen Interesse zu verwenden, mißlang und vermochte die calvinistische Oppositionspolitik von Kurpfalz nicht aufzuhalten. Unter Friedrich IV., dem Gründer der Stadt Mannheim, nahmen die Unionspläne mit Anschluß an das Ausland festere Gestalt an. Auf einem Fürstentag zu Heilbronn, an welchem neben dem Pfälzer die Markgrafen Ernst Friedrich von Baden, Georg Friedrich und Joachim Ernst von Brandenburg, Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, selbst der eifrig lutherische Friedrich von Würtemberg in Person oder durch Gesandte theilnahmen, kam bereits ein protestantisches Bündniß mit Anlehnung an König Heinrich IV. von Frankreich zu Stande.

Friedrich IV. 1592—1610.

März 1594.

„Es waren die Anfänge der spätern Union; in der Stellung zum Kaiser, dem Hinneigen zum calvinischen Ausland, wie sie der Heilbronner Abschied aussprach, sind die verhängnißvollen Grundlagen jener guelfischen Politik zu erkennen, an welche sich Erhebung und Fall des pfälzischen Kurhauses anknüpft. So gerecht einzelne Forderungen waren, welche die dort Verbundenen im religiösen und politischen Interesse ihrer Zeit aussprachen, so ließ sich doch nicht verbergen, welch gefährlichen Bau der Lenker des Ganzen, der zwanzigjährige Kurfürst von der Pfalz, in jugendlichem Selbstvertrauen aufzurichten unternahm. Er dachte daran, calvinisches und lutherisches Interesse zu versöhnen und eine compacte Macht des Protestantismus in Deutschland zu bilden, und doch stieß er hier unter den Freunden auf Vorurtheile, deren Wegräumung noch in sehr weiter Ferne lag, unter den Feinden rief er einen Widerstand hervor, für dessen Bewältigung er zu schwach war."

Mitten in schwierigen ungelösten Verwicklungen starb das Haupt der Union, Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, ein ritterlicher und wohlmeinender Fürst, von höheren politischen Gesichtspunkten und von edlem Streben erfüllt, wenn ihm gleich die Klarheit und Consequenz des Geistes gebrach und seine Thatkraft häufig durch die übermäßige Hingabe an Zechgelage, Jagden und die rohen Belustigungen des damaligen höfischen Lebens gelähmt wurde. Seine Gemahlin, die geistreiche, feingebildete Luise Juliane, die würdige Tochter des großen Wilhelm von Oranien, hatte ihm eine stattliche Zahl von Kindern geboren, von denen zwei Söhne, Friedrich und Ludwig Philipp, den Vater überlebten. Die Regentschaft für den vierzehnjährigen Kurprinzen übernahm nach des Vaters letztwilliger Verfügung der calvinistische Pfalzgraf Johann II. von Zweibrücken, trotz der Proteste des älteren lutherischen Agnaten, Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, der nach Reichs- und Hausgesetzen auf die Vormundschaft Anspruch machen konnte. Im August 1614 hatte Friedrich V. sein achtzehntes Lebensjahr erreicht und die vormundschaftliche Regierung ging

9. Sept. 1610.

Friedrich V. 1610—1632.

zu Ende. Mit sorglosem Jugendsinn begann die neue Herrschaft. Der Ernst der Zeit erforderte die volle Thatkraft und Umsicht eines gereiften Mannes, der junge Kurfürst aber sah die Aufgabe seines hohen Amtes in der Entfaltung des kostspieligen und eitlen Gepränges, wie es die überhandnehmende französische Hofsitte mit sich brachte. Höfischer Prunk und glänzende Feste verdrängten die alte patriarchalische Sitte, die früher an dem Kurfürstensitze zu Heidelberg geherrscht, erschöpften die Kräfte des Landes und zogen die Gedanken des Fürsten von ernsten Dingen ab. Friedrich V. war von nicht geringer Fähigkeit des Geistes. Mit gründlichen wissenschaftlichen, namentlich kirchlich-dogmatischen Kenntnissen vereinigte er eine feine weltmännische Bildung, die er am Hofe des reformirten Herzogs von Bouillon zu Sedan und bei Moriz von Oranien erworben; sein Hofmeister, Hans Meinhard von Schönberg, der Vater des berühmten französischen Feldherrn Schomberg, war ein vielseitig gebildeter und erfahrener Mann. In jüngern Jahren vermählte sich Friedrich mit Elisabeth Stuart, der Tochter Jacobs I. von England. Fremde hatten aus politischen Berechnungen diesen Ehebund zwischen den beiden hervorragendsten reformirten Höfen geknüpft. Die politischen Pläne schlugen in der Folge gänzlich fehl, dafür aber verband unter allen Mißgeschicken herzliche Liebe den Kurfürsten zu seiner schönen und gebildeten Gattin. Als das junge Paar den Rhein herauffuhr und auf dem Schlosse zu Heidelberg unter Jubel und Freude seinen Einzug hielt, ahnte es nicht, wie bald der schöne Traum eines sorglos heitern und glücklichen Lebens ausgeträumt sein würde.

Maximilian I. von Bayern. Wie Kurpfalz die Führerschaft der protestantischen Actionspartei übernahm, so der andere Zweig des wittelsbachischen Hauses neben dem habsburgischen Kaiserthum die Leitung der katholischen Sache. Unter den Fürsten aus dem Zeitalter des dreißigjährigen Kriegs ist eine der hervorragendsten Erscheinungen der Herzog Maximilian I. von Bayern, der Sohn Wilhelms V. (geb. 17. April 1573). Von Jugend auf in der strengsten katholischen Richtung erzogen, auf der Hochschule Ingolstadt in die Lehren der Jesuiten eingeführt, vom päpstlichen Hofe, dem er als zwanzigjähriger Jüngling persönlich einen Besuch abstattete, stets mit besonderem Wohlwollen behandelt, war dieser Mann zum Vorkämpfer des Katholicismus in Deutschland ausersehen. Innere Ueberzeugung und politisches Interesse trieben ihn gleichmäßig an, sich zu dieser Stellung als Führer der katholischen Partei aufzuschwingen. Was Herzog Wilhelm begonnen, das Bayerland zum festesten Hort des Katholicismus in Deutschland nach der strengsten jesuitischen Auffassung zu machen, das führte Maximilian mit Erfolg durch. Frühe schon zeigte er sich als einen Mann von nicht gewöhnlichen Geistesgaben, von Thatkraft und politischem Verstand. Als ihm der Vater im Jahre 1597 die Regierung abtrat, erfuhr das bayerische Land bald in allen Zweigen der Verwaltung und Gesetzgebung eingreifende und wohlthätige Reformen. Sparsamkeit und gute Wirthschaft hoben die zerrütteten Finanzen,

das „Landesdefensionswesen“ wurde durch Gründung einer einheimischen Miliz umgestaltet und alle militärischen Einrichtungen von Grund aus reformirt; eine großartige Arbeit war die Revision und Umänderung des gesammten Justizwesens, welche im Jahr 1616 als „Landrecht, Polizei-, Gerichts- und Malefiz-Ordnung“ erschien; alle Verhältnisse der bürgerlichen und gewerblichen Lebens wurden bis in die kleinsten Einzelheiten des Verkehrs, der Kleidung, der Mahlzeit, der Festlichkeiten, nach der Sitte der Zeit mit peinlicher Genauigkeit durch polizeiliche Vorschriften geregelt. Die Einrichtungen für öffentliche Sicherheit und Sittlichkeit, für Armen- und Krankenpflege, die Schulen und gelehrten Anstalten wurden aus dem Verfall der früheren Zeit emporgehoben; auch an die Reformation des Klerus und Klosterwesens, von deren sittlichen Zuständen die eingeforderten Berichte ein grauenhaftes Bild entwarfen, legte der energische Fürst Hand an. Bis in die kleinste Einzelheit der Verwaltung erstreckte sich die Fürsorge und das Interesse Maximilians. In seinen Rath zog er die gelehrtesten und tüchtigsten Männer von politischer Erfahrung und publicistischer Bildung, wie Wilhelm Jocher, Christoph Gewold, Alexander von Haslang, Johann Georg Herwart, der im Auftrage des Herzogs die beleidigte Ehre Kaiser Ludwigs des Bayern gegen den Dominicanermönch Bzovius nnd selbst gegen den päpstlichen Stuhl vertheidigte. Und wie Maximilian I. in der Verwaltung seines bayerischen Landes nicht geringe Regententugenden entwickelte, so nahm er auch in den großen Fragen der Politik, welche damals Deutschland und Europa aufregten, eine herrschende Stellung ein. Je mehr dem habsburgischen Kaiserthum, im eigenen Lande bedrängt, die Leitung der deutschen Dinge entfiel, um so sicherer und fester erfaßte Herzog Maximilian seine Aufgabe als Haupt der katholischen Partei, an Geist und Willensstärke seinem pfälzischen Stammesvetter weit überlegen, den das Schicksal mehr als innere Neigung und Fähigkeit zum Führer der andern Confession erhoben.

3. Gründung der Union und Liga. Der Jülichsche Erbfolgestreit.

Der Donauwörthische Handel.

Das tiefe Mißtrauen der Protestanten in den Bestand des Religionsfriedens wurde durch ein Ereigniß erhöht, welches die ganze Unsicherheit des herrschenden Rechtszustandes zu Tage brachte und die Verbitterung der Gemüther auf einen Grad steigerte, der ein friedliches Nebeneinanderleben der Confessionen als unmöglich erscheinen ließ. Die Stadt Donauwörth, einst als hohenstaufisches Vermächtniß eine bayerische Besitzung, seit Kaiser Albrecht I. reichsunmittelbar, hatte sich gleich den meisten Reichsstädten völlig der Reformation angeschlossen. In ihren Mauern befand sich das altberühmte Kloster zum heiligen Kreuz, welches sich unter dem Schutze des Bischofs von Augsburg von der städtischen Autorität frei zu erhalten wußte. In jener Zeit, da die katholische Reaction ihr Haupt zu erheben begann, hielt es ein eifriger Abt für angemessen,

die alten Wallfahrten und Prozessionen, die sein gemäßigter Vorgänger um des Friedens willen eingestellt hatte, wieder zu veranstalten; ein Mandat des Reichshofraths, welches der Stadt bei Strafe der Acht verbot, die religiösen Ceremonien zu stören, unterstützte dies Beginnen. Bei einem mit demonstrativem Pomp
April 1606. gefeierten Kreuzgang aber kam es zu Thätlichkeiten und einem ärgerlichen Tumult. Darin sah der Reichshofrath einen Landfriedensbruch, erließ eine Achtserklärung wider Donauwörth und übertrug die Vollstreckung dem Herzog Maximilian, der sich diese Gelegenheit nicht entgehen ließ, die Stadt, auf welche Bayern noch immer gewisse Ansprüche zu haben glaubte, seiner Macht zu unterwerfen. Die Zuversicht der Bürger, welche durch die Aussicht auf Unterstützung von Seiten der schwäbischen Kreisstände genährt wurde, schwand bald
Decbr. 1607. dahin. Ohne Widerstand wurde Donauwörth bezwungen, die katholische Reaction begann ihr Werk, von einem Abzug der bayerischen Truppen war nicht mehr die Rede.

Reichstag von Regensburg. Januar 1608. Unter dem Eindruck dieses Ereignisses, das wider alle Formen der Reichsjustiz verstieß und von protestantischer Seite als ein unerhörter Act der Willkür und eine offene Kriegserklärung angesehen ward, trat damals wieder ein Reichstag in Regensburg zusammen. Es bezeichnete schon die herrschende Richtung, daß nicht mehr der milde Matthias, damals in schweren Zerwürfnissen mit dem Bruder, Reichscommissar war, sondern Erzherzog Ferdinand, der durch den Fanatismus der katholischen Reaction in Steiermark und die blinde Hingebung an die Jesuiten sich bei den Protestanten ebenso gefürchtet als verhaßt gemacht hatte. Begreiflicher Weise beschäftigten die Fragen der inneren Politik die Gemüther viel mehr, als die kaiserliche Proposition, womit die Sitzungen eröffnet wurden, die Aufstellung eines stehenden Heeres an der türkischen Grenze. Im Kurfürstenrathe wurde von protestantischer Seite erklärt, „man könne sich auf keine Hülfeleistung einlassen, ehe nicht der Religionsfriede erneuert und durch eine neue Assecuration bestätigt sei; denn man höre und lese, daß seine Verbindlichkeit von den Jesuiten in Abrede gestellt werde, der evangelische Theil müsse wissen, wessen er sich zu versehen habe". Noch heftiger waren die Auseinandersetzungen im Fürstenrathe, als auch hier die Forderung der Bestätigung des Religionsfriedens gestellt wurde. Die katholische Majorität wollte darauf eingehen, aber unter der Bedingung, daß alle Kirchengüter, welche seit dem Religionsfrieden eingezogen worden, zurückgegeben würden. So klar war eben das, was die Protestanten fürchteten, was jenen „vier Klostersachen" vor dem Forum des Kammergerichts eine so große prinzipielle Bedeutung gab und später in dem „Restitutionsedict" wieder auflebte, noch niemals ausgesprochen worden. Die katholische Restauration, an ihrer Spitze der energische und eifrige Herzog Maximilian von Bayern, trat immer kühner mit ihren Ansprüchen und Absichten hervor. Ueber die Frage, ob diese Restitutionsclausel von der Rückerstattung der Kirchengüter in den Reichsabschied aufzunehmen sei, erhoben sich im

Rathe der Kurfürsten und der Fürsten die heftigsten Auseinandersetzungen. „Es war nicht etwa ein Streit um Worte oder einzelne transitorische Bestimmungen, sondern ein Gegensatz der allgemeinen Tendenzen, der großen Interessen beider Parteien. Die Protestanten wollten die Einziehungen geistlicher Güter, welche nach dem Passauer Vertrag geschehen waren, schlechterdings aufrecht halten, und der Mehrheit an dem Reichstag keinen Eingriff in das territoriale Recht, das in dem Religionsfrieden anerkannt sei, gestatten; die Katholischen hielten an dem Recht der Mehrheit, die durch sie selber constituirt wurde, fest. Sie behaupteten das unveräußerliche Recht der Kirche an ihre Güter; daß sie den Religionsfrieden noch anerkannten, erschien nur als ein vorübergehendes Zugeständniß.“ Auch in einem vermittelnden Vorschlag des Erzherzogs Ferdinand, der sogenannten „Interpositionsschrift“, sahen die Protestanten allerlei Klauseln, welche sie bedenklich machten und zurückschreckten. War doch Ferdinand offenkundig im Einverständniß mit der extremen katholischen Partei und machte aus seiner Abneigung gegen die „Ketzer“ kein Hehl. Die Protestanten fürchteten sogar für ihre Sicherheit. Konnte nicht das Beispiel von Donauwörth in Regensburg wiederholt werden? Bei dieser Stimmung war es unmöglich den Reichstag fortzusetzen. Der lange drohende offene Bruch trat ein. Die protestantischen Gesandten faßten ihre Beschwerden in einer Denkschrift zusammen und verließen die Stadt. 27. April 1608.

„Der Regensburger Reichstag von 1608“, sagt M. Ritter, „endigte ohne einen einzigen Beschluß, aber nicht ohne ein schweres Ergebniß. Wenn man bis dahin noch meinen konnte, der Religionsfriede sei das Band der Eintracht zwischen den sonst feindlichen Parteien, so war es jetzt offen gesagt, daß derselbe in dem verschiedenen Sinne, wie er aufgefaßt werde, für jede Partei eine Aufforderung zum Kriege gegen die andere sei. Hatte man bis dahin noch vielfach gehofft, es werde die deutsche Verfassung stark genug sein, um endlich den Protestanten wie den Katholiken ihr Recht in Frieden zu gewähren, so war jetzt in der langsamen Auflösung des deutschen Staatsverbandes der zerstörende Schlag geführt: früher war die Reichsjustiz gelähmt, indem man die Gerichtsbarkeit des Reichshofrathes bestritt und die Visitation des Kammergerichtes beseitigte, zugleich war die kaiserliche Regierung kraftlos geworden, indem der Monarch der allgemeinen Verachtung verfiel, jetzt aber löste sich jene Versammlung auf, in welcher der Schwerpunkt politischer Gewalt ruhte, welche in allen wichtigen Fragen, der innern wie der äußern Politik, die Entscheidung zu treffen hatte. Daß nach der Sprengung des Reichstages ein anderer nicht so bald zu Stande kommen werde, war eine Voraussetzung des Kurfürsten von Sachsen, welche, wenn man von einem Versuche des Jahres 1613 absieht, durch mehr als dreißig Jahre hindurch sich bewahrheitete.“

Nach diesen Vorgängen war es begreiflich, daß beide Parteien den Schutz, den die Reichsverfassung nicht länger gewährte, durch ein einseitiges Vertheidigungsbündniß zu erlangen suchten. Wir wissen ja, wie die Politik der „Correspondirenden“ lange Jahre auf dieses Ziel gerichtet war und wie der mangelnde Gemeinsinn und die Kurzsichtigkeit so vieler protestantischen Reichsstände stets dem Werke im Wege stand. Jetzt führte die Gefahr der Zeit rasch eine Anzahl Fürsten Gründung der Union. 1608.

zur Abwehr der katholischen Pläne zusammen. Die Lage der Dinge in Böhmen, wo Kaiser Rudolf von seinem Bruder Matthias mit Heeresmacht bedrängt wurde, rief überdies in dem klugen Geiste Anhalts den Gedanken wach, mit Hülfe der Union eine bewaffnete Intervention und eine Theilung der habsburgischen Monarchie herbeizuführen. Auf sein Betreiben kam jetzt endlich das Bun-
14. Mai 1608. deswerk im Kloster Ahausen im Anspach'schen zum Abschluß. Markgraf Georg Friedrich von Baden, der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, der vor wenigen Monaten dem alten bedächtigen Herzog Friedrich gefolgt war, Markgraf Joachim Ernst von Anspach, der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, der die Stelle seines Vaters Philipp Ludwig vertrat, waren neben der Pfalz die vornehmsten Genossen der Union, die einstweilen auf zehn Jahre abgeschlossen wurde. Der Kurfürst von der Pfalz wurde zum Bundesdirector und Befehlshaber ernannt. Ueber die Art und Weise, wie die Bundessteuern aufzubringen und ein Bundesheer aufzustellen sei, wurden eingehende Bestimmungen getroffen. Es war freilich ein enger Kreis von Genossen, die sich zu Ahausen zusammengefunden, aber es wurde von vornherein in Aussicht genommen, auch die norddeutschen protestantischen Stände und in weiterer Folge den französischen König zum Beitritt zu bewegen. Noch in demselben Jahre traten Straßburg, Ulm und Nürnberg und bald noch andere Reichsstädte bei, im Januar 1610 auch der Landgraf Moriz von Hessen-Cassel und der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg. Das Uebergewicht der Fürsten, welches die Städte, die Grafen und die Ritterschaft zurückstieß, war von vornherein dem Zustandekommen eines allgemeinen protestantischen Bundes nicht günstig. „Zu Ahausen nahm man gleichsam wieder auf, was im Jahr 1537 in Schmalkalden geschehen war. Die Reichsconstitutionen, die seitdem zur Erhaltung des Friedens zwischen beiden Parteien gegründet worden, zeigten sich ungenügend: man wollte sie aufrecht erhalten oder sich gegen ihre Ueberschreitung sicherstellen. Selbst die Reichsexecutionsordnung sollte damit nicht aufgehoben sein. Man wollte bei jedem Angriff, welcher geschehe, zunächst den Kreis aufrufen, dabei aber doch gemeinschaftliche Anstalten treffen, eine Direction bestellen, eine Kasse errichten und sich fertig halten, um den mit Vergewaltigung Bedrohten auch ohne jene Form Hülfe leisten zu können."

Abschluß der Liga. Gleichzeitig mit dem Abschluß der protestantischen Union fanden auch unter den katholischen Ständen Besprechungen über eine feste Vereinigung statt, die im folgenden Jahre zu einem ähnlichen Bunde, der katholischen Liga führten. Dort bildete die pfälzische Linie des Hauses Wittelsbach den Mittelpunkt, hier die bayerische unter dem thatkräftigen und entschlossenen Herzog Maximilian, dem sich eine Reihe geistlicher Stände Süddeutschlands anschlossen: die Bischöfe von Augsburg, Würzburg, Konstanz, Passau, Regensburg, der Abt von Kempten u. A. Auf einer Zusammenkunft in München wurde der Bundesvertrag
10. Juli 1609. geschlossen und die innere Organisation, die Führung, die Bundestage, die

Steuern und Rüstungen festgesetzt. Bald traten auch die geistlichen Kurfürsten 30. Aug. 1609.
dem Bunde bei, und die oberste Leitung sollte nunmehr gemeinschaftlich dem Herzog Maximilian und dem Erzbischof Schweikhardt von Mainz zustehen. Nach dem Plane des Herzogs sollte die Liga einen rein defensiven Charakter tragen, und darum wirkte er auch jedem Versuche entgegen, den Bund in ferne Händel und die Fragen der großen Politik, wie den Jülicher Fall und die österreichischen Wirren zu verwickeln. Das Haus Oesterreich wollte der Herzog gänzlich ausgeschlossen wissen, damit nicht die Liga den habsburgischen Interessen dienstbar würde. Da jedoch die Hülfe des spanischen Hofes nicht zu entbehren, aber auch ohne Entgegenkommen gegen die österreichischen Habsburger nicht zu erreichen war, so entschloß sich Maximilian in diesem Punkte zur Nachgiebigkeit. Erzherzog Ferdinand wurde in die Liga aufgenommen und Philipp III. verpflichtete sich durch einen auf drei Jahre lautenden Vertrag zu einer monatlichen 14. Aug. 1610.
Zahlung von 30,000 Dukaten und übernahm das Protectorat über den Bund. Auch jetzt blieb Herzog Maximilian der Leiter des Ganzen und die Liga war nicht veranlaßt, unmittelbar im österreichischen Interesse zu arbeiten. Immerhin aber war die Theilnahme des Hauses Habsburg ein dem ursprünglichen Zweck des Bundes und den Ansichten des Führers fremdes Ereigniß, das bald zu innerem Zwiespalt führte.

„So erhoben sich (sagt Ranke) aus der Mitte der beiden Bekenntnisse zwei einander entgegengesetzte Interessen, beide politischer Natur, aber zugleich auf dem Grund religiöser Ueberzeugung: das eine, festhaltend an dem alten Centrum der abendländischen Christenheit, das andere zur Vertheidigung der großen Sache der Abweichung, wie sie im Zeitalter der Reformation zu Stande gekommen war — in der Form von Bündnissen zwischen den einander am nächsten gesessenen Fürsten, von denen die einen in den constituirten Reichsbehörden keinen Schutz mehr fanden, Gewalt erduldet hatten und sich gegen Wiederholung derselben sichern wollten, die andern um der begangenen Handlungen willen, die sie für rechtmäßig hielten, mit den Waffen heimgesucht zu werden besorgten und sich in der eingenommenen Stellung behaupten wollten."

Neuen Zündstoff in die allgemeine Aufregung warf damals der Jülich'sche Der Jülich'sche Erbfall.
Erbfall. Mit dem Tode des kinderlosen Herzogs Johann Wilhelm (25. März 1609.
1609) wurden dessen schöne Besitzungen, die Herzogthümer Jülich, Cleve, Berg, die Grafschaften Mark und Ravensberg erledigt. Seit langen Jahren griff diese Angelegenheit in den Gang der deutschen Politik ein. Die Erbfolge in dem Lande, wo der altersschwache Herzog Wilhelm und sein wahnsinniger Sohn Johann Wilhelm keine Aussicht boten, daß der fürstliche Mannsstamm sich fortpflanze, war längst in den betheiligten Fürstenkreisen erwogen und berechnet worden. Schon im Jahre 1546 hatte Kaiser Karl V. im Falle des Aussterbens des Mannsstammes den Töchtern des Herzogs Wilhelm und deren männlichen Nachkommen das Recht der Succession zugesprochen, ein Privileg, das von Ferdinand I. und Maximilian II. bestätigt wurde und die Untheilbarkeit der Jülich'schen Lande festsetzte. Demgemäß sicherte Herzog Wilhelm in dem

1572. Heirathsvertrage seiner ältesten Tochter Marie Leonore mit dem Herzog Albrecht von Preußen, ihr und ihren Erben die alleinige Nachfolge zu. Die jüngeren Schwestern, Anna und Magdalena, und ihre Gatten, die Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg und Johann von Zweibrücken, gaben ihre Zustimmung zu dieser Festsetzung, vielleicht im Glauben, daß das kaiserliche Privileg ohnehin die älteste Tochter zur ausschließlichen Herrschaft berufe, während nach dieser Urkunde auch die Töchter insgesammt das Erbe hätten übernehmen können. Diese Erbfolgeordnung führte zu endlosen Verwicklungen und Schwierigkeiten. Aus der Ehe Marie Leonorens gingen nur Töchter hervor. Während der preußische Heirathsvertrag, wohl absichtlich, das unbestimmte Wort „Erben" gebraucht hatte und so den Anspruch unterstützte, daß die Rechte der Herzogin Marie Leonore auch auf deren Töchter übergehen sollten, wollten die Pfalzgrafen von Neuburg und Zweibrücken das Successionsrecht auf etwaige männliche Nachkommen Marie Leonorens beschränkt wissen. Wenn der Wortlaut des kaiserlichen Privilegs diesen Anspruch unterstützte, so die Heirathsverträge die Ansicht Marie Leonorens und des Hauses Brandenburg, welches durch die Ehe Johann Sigismunds, des Sohnes des Administrators von Magdeburg, mit der ältesten Tochter der Herzogin ein lebhaftes Interesse an dieser Streitfrage gewann. Zudem erhob auch noch das sächsische Haus auf Grund älterer Anwartschaften Ansprüche auf das Erbe. Auch als dem altersschwachen Herzog Wilhelm sein geisteskranker Sohn Johann Wilhelm folgte, kam diese Frage nicht zur Entscheidung, so bitter auch das Land, in dem Kriege der Spanier und der Generalstaaten von beiden Seiten mit Durchzügen, Besatzungen und Brandschatzung schwer gedrückt, diesen herren- und rechtlosen Zustand empfand. Lange Jahre wurde wegen einer vormundschaftlichen Regierung verhandelt, wobei die kaiserlich-spanischen Bestrebungen denen der erbberechtigten Fürsten, welche ihrerseits von den Generalstaaten unterstützt wurden, entgegenarbeiteten, ein endloses unerquickliches Schauspiel.

Vorläufiger Abschluß des Jülicher Erbstreits. Die Union u. die französ. Politik. Als der Kaiser Anstalten traf das Erbe vorläufig selbst in Besitz zu nehmen, schlossen Brandenburg und Neuburg einen Vergleich zu Dortmund (10. Juni 1609) und nahmen die Herzogthümer in gemeinsame Verwaltung. So lagen die Dinge, als der junge Erzherzog Leopold, Ferdinands Bruder, der trotz seiner bischöflichen Würde nach Erwerbung einer weltlichen Herrschaft strebte und in kühnem Ehrgeiz sich als künftigen Nachfolger des Kaisers im Reich und in Böhmen träumte, Rudolf bewog, sich der Jülicher Händel anzunehmen und das Land bis zu einer definitiven Entscheidung mit Sequester zu belegen; die provisorische Verwaltung mochte dann leicht in eine dauernde übergehen. Verkleidet kam der abenteuerlustige Erzherzog in dem Lande an und erwirkte von dem Commandanten von Jülich die Uebergabe dieser Festung. Von hier aus warb er dann bei den geistlichen Kurfürsten und dem spanischen Hofe um Hülfe, und diese waren nicht abgeneigt, das Ihrige zu thun, um das für sie so überaus

wichtige Land nicht in protestantische Hände kommen zu lassen. Die Besorgniß, daß das Haus Habsburg sich am Niederrhein festsetzen möge, zerstreute sowohl bei den Unirten als bei dem französischen König die Bedenklichkeiten, welche früher auf beiden Seiten gegen ein Bündniß gesprochen. Auf einem Unionstag zu Schwäbisch-Hall, dem ein französischer Gesandte beiwohnte, ward ein Vertrag 11. Febr. 1610. zu gegenseitiger Unterstützung mit Heeresmacht geschlossen, und zugleich erweiterte sich die Union durch den Beitritt neuer Glieder, namentlich des Kurfürsten Johann Siegmund von Brandenburg, der seine Jülicher Ansprüche durch diese Verbindung zu fördern gedachte, des Landgrafen Moriz von Hessen, einer Anzahl von Reichsstädten, wie Straßburg, Ulm, Nürnberg u. a. Jetzt endlich schien sich der langgehegte Wunsch Heinrichs IV., eine große Coalition gegen das Haus Habsburg zu Stande zu bringen, der Verwirklichung zu nähern. Eine Anzahl deutscher Reichsstände war gewonnen, der Herzog von Savoyen, die Holländer und selbst Jacob I. von England waren bereit, zur Unterstützung des Königs Truppen ins Feld zu schicken, und das Haus Habsburg war dieser drohenden Gefahr gegenüber damals fast wehrlos. Alsbald wurde nun auf verschiedenen Seiten der Krieg eröffnet, der Markgraf von Anspach, der Kurfürst von der Pfalz, der Markgraf von Baden fielen in die Gebiete der benachbarten geistlichen Fürsten ein, während gleichzeitig französische Truppen in das Jülichsche einrückten. König Heinrich IV. selbst war im Begriff, an der Spitze eines großen Heeres an den Niederrhein zu ziehen; stolze Pläne zur Umgestaltung der politischen Verhältnisse im Reich erfüllten seinen ehrsüchtigen Geist; da machte Ravaillacs Mörderhand 14. Mai. allen Entwürfen und Unternehmungen ein jähes Ende. In Frankreich wurde die kühne und großartige Politik Heinrichs IV. verlassen; die Verhältnisse im Innern und die wiedererwachte katholische Rechtgläubigkeit bewogen den Pariser Hof, von einer ferneren Unterstützung der deutschen Union abzustehen. Mit Mühe erlangten es die Unirten, daß das bereits ausgezogene Hülfsheer unter dem Marschall de la Chastre nicht zurückgerufen wurde, und bei der Eroberung der Festung Jülich mitwirkte. Die Weltstellung, welche die französische Bundes- 12. Sept. genossenschaft der deutschen Union gegeben hätte, wurde durch Heinrichs Tod auf ein bescheidenes Maaß herabgeführt. Das Bündniß mit Jacob I., welches in 28. März 1612. der Folge geschlossen wurde und für den Kriegsfall englische Hülfe in Aussicht stellte, war bei dem zaghaften und unzuverlässigen Charakter des englischen Königs ein schlechter Ersatz für die Allianz mit dem entschlossenen und mächtigen König von Frankreich, und auch der Vertrag mit den Generalstaaten, der bald 16. Mai 1613. darauf für fünfzehn Jahre abgeschlossen wurde, konnte für die unthätige Haltung der französischen Regierung in der nächstfolgenden Zeit nicht entschädigen. Da um dieselbe Zeit auch das Haupt der Union, Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz starb, verzogen sich noch einmal die Kriegswolken, die sich bereits so 9. Sept. 1610. schwarz zusammengeballt hatten. Liga und Union schlossen einen Stillstand und 24. Oct. 1610. versprachen Einstellung der Feindseligkeiten. Brandenburg und Neuburg blieben

einstweilen im Besitz der Jülich'schen Lande, trotzdem der Kurfürst von Sachsen
7. Juli 1610. vom Kaiser die förmliche Belehnung, jedoch unter dem Vorbehalt rechtlicher Entscheidung, erhalten hatte.

4. Die Vorgänge im habsburgischen Reiche und Hause.

Theilung der österreichischen Lande.

Nach Ferdinands I. Tode wurde das gesammte Besitzthum des österreichischen Hauses auf Grund testamentarischer Verfügung in drei Theile unter die Söhne des verstorbenen Kaisers getheilt, also daß Maximilian II. Ungarn, Böhmen und das Erzherzogthum Oesterreich, Ferdinand Tirol und die vorderösterreichischen Lande, Karl Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz erhielt*). Die Besitzungen Maximilians II. vererbten allein auf seinen ältesten Sohn, Kaiser Rudolf II., nicht kraft einer eigenen Primogeniturordnung, sondern weil dieser Grundbestandtheil der österreichischen Hausmacht für untheilbar betrachtet wurde. Die Brüder wurden in anderer Weise entschädigt: Matthias wurde nach dem Tode Ernsts Statthalter des Erzherzogthums Oesterreich, Maximilian erhielt die Verwaltung von Tirol und Vorderösterreich im Namen des gesammten deutsch-österreichischen Hauses, als Erzherzog Ferdinand ohne rechtmäßige männliche Nachkommen starb (sein Sohn Karl von der Augsburger Patriziertochter Philippine Welser wurde nicht anerkannt) und mit ihm die Tirolische Linie erlosch (1594); den jüngsten Bruder Albrecht haben wir als Regenten der spanischen Niederlande kennen gelernt.

Die katholische Reaction in den österreichischen Landen.

Wir wissen (S. 720. 741), daß auch in den österreichischen Landen die religiöse Neuerung Eingang und weite Verbreitung gefunden hatte. In Ober- und Niederösterreich waren um die Zeit, da Rudolf II. die Regierung antrat, fast der gesammte Adel und die Städte protestantisch; ebenso bekannte sich in Böhmen und Mähren weitaus der größte Theil des Herrenstandes und der Bürgerschaften zum Lutherthum, für welches der Utraquismus den Boden bereitet hatte; ähnlich war es in Schlesien und den andern habsburgischen Landen, und auch in Ungarn hatte der Protestantismus, sei es in lutherischer oder calvinischer Form, tiefe Wurzeln geschlagen. Dem Herren- und Ritterstande Ober- und Unterösterreichs ertheilte Maximilian im Jahr 1571 die ausdrückliche Versicherung der freien Religionsübung nach der Augsburgischen Confession, ebenso den böhmischen Herren und Städten vom utraquistischen Bekenntniß und der „Brüderschaft", die sich im Jahr 1575 über eine gemeinsame Glaubensformel geeinigt hatten. Eine ähnliche Zusicherung gab Erzherzog Karl in seinen Besitzungen. Allein seit den Tagen Kaiser Rudolfs II. empfand der Protestantismus, der unter ausdrück-

---

*) Ferdinand I. † 1564.

- Maximilian II. † 1576.
  - Rudolf II. † 1612.
  - Ernst † 1594.
  - Matthias † 1619.
  - Maximilian † 1618.
  - Albrecht † 1621.
  - Anna, verm. mit Philipp II. v. Spanien.
    - Philipp III.
  - Isabella, verm. mit Karl IX. v. Frankreich.
- Ferdinand von Tirol.
  - Anna, verm. mit Kaiser Matthias.
- Karl v. Steiermark. Gem. Maria von Bayern.
  - Ferdinand II. † 1637.
  - Leopold † 1632.
  - Karl † 1624.

licher oder stillschweigender Duldung so fröhlich aufgeblüht war, die schwere Hand der Reaction. Und mit dem kirchlichen Absolutismus vereinigte sich der politische; auch gegen die ständischen Rechte und Freiheiten wurde der Kampf eröffnet.

Allenthalben wurden jetzt Katholiken, und zwar Männer der neuen jesuitischen Richtung, in die höheren Landesämter gebracht. In Böhmen stand das Geschlecht der Popel von Lobkowitz, vor Allem der Kanzler Adalbert, an der Spitze der Regierung und betrieb aufs Eifrigste die katholische Reaction; nach einem im Jahr 1603 ergangenen Befehl sollten in den Städten nur katholische und altutraquistische Männer in den Rath aufgenommen und nur solche Geistliche geduldet werden; sogar ein altes Gesetz des Königs Wladislaus, welches die böhmischen Brüder mit dem Tod bedrohte, wurde aufs Neue verkündigt und der Grundsatz der „Compactaten" wieder aufgestellt, daß nur das katholische und das allein durch den Laienkelch von jenem unterschiedene altutraquistische Bekenntniß geduldet werden sollten. Böhmen.

Noch ungescheuter trat die Reaction in Mähren auf, wo der Bischof von Olmütz, Kardinal Franz von Dietrichstein, ein vornehmer, mit glänzenden Geistesgaben ausgerüsteter Eiferer, die Seele der katholischen Restauration war; in seinem Sinne handelten der Oberstkämmerer Ladislaus von Berka und die andern Häupter der Regierung. Auch hier wurde der Kampf zunächst gegen die Städte eröffnet; nur Katholiken sollten fortan zu Bürgern angenommen und als Rathsherrn eingesetzt werden dürfen; protestantische Prediger sollten vertrieben werden. Sodann wurde das adliche „Landrecht", die höchste gerichtliche und verwaltende Behörde in Mähren, den Protestanten verschlossen. Der Vorkämpfer der Landesfreiheiten und der evangelischen Religion, Karl von Zierotin, ein der Brüderunität angehöriger Edelmann von großem Vermögen, von hoher Bildung und sittlicher Würde, mußte seinem gewandten Gegner, dem Bischof von Olmütz, weichen. Die geschlossene Macht der katholischen Partei, der Hader unter den Protestanten, die zwiespältigen Interessen der Stände ermöglichten diese Gewaltacte. Mähren.

Auch in den deutschen Erblanden schritt die katholische Restauration rüstig vor. Gegen die Städte im Erzherzogthum Oesterreich, welche ohne gesetzliche Ermächtigung den nur dem Herren- und Ritterstand gestatteten protestantischen Gottesdienst eingeführt, ergingen schon im Jahre 1578 zwei Edicte, wonach die evangelischen Prediger entfernt und hinfort nur noch Katholiken als Bürger aufgenommen werden sollten. Mit der Gewalt der Obrigkeit ging die rastlose Wirksamkeit der Priester Hand in Hand, um den neuen Glauben auszurotten. An der Spitze der katholischen Reaction stand Melchior Klesel, aus einer lutherischen Bürgerfamilie in Wien entsprossen, frühzeitig aber von den Jesuiten zum alten Glauben bekehrt, ein Mann von glänzender theologischer Gelehrsamkeit und Redegabe, dessen hierarchische Grundsätze und kirchlicher Eifer in der Folge häufig hinter politischen Erwägungen und Rücksichten zurücktraten. Als Official des Bischofs von Passau, dessen Jurisdiction über den größten Theil des Erzherzogthums sich erstreckte, entfaltete er eine emsige Thätigkeit. Die Pfarreien wurden mit Priestern der strengen Richtung besetzt, zahlreiche Kirchen, welche in protestantische weltliche Hände gerathen waren, wurden den Katholiken wieder zugestellt, die Religionsedicte unnachsichtlich zur Anwendung gebracht. Als Matthias Statthalter von Oesterreich wurde, stieg die Macht Klesels, der seit 1602 Bischof von Wien war, in kirchlichen und politischen Dingen, und der Druck, der auf den Protestanten lastete, noch höher. In dieser Bedrängniß schlossen die protestantischen Stände Oesterreichs unter 1603. und ob der Enns eine Vereinigung zum Schutze ihrer religiösen und politischen Freiheiten; an der Spitze dieser ständisch-protestantischen Opposition stand der calvinische Freiherr Erasmus von Tschernembl, ein vielseitig gebildeter und gewandter Mann, Oesterreich.

der zur Erreichung seiner politischen und religiösen Ziele auch revolutionäre Bahnen nicht verschmähte, ihm zur Seite die Brüder Gottfried und Richard von Starhemberg. Auf der andern Seite traten auf Klesels Betreiben die katholischen Stände in einen Bund. Das Ziel Klesels, die Aufhebung der von Maximilian II. ertheilten Concession, die Vernichtung aller den Protestanten eingeräumten Rechte, wagte sich immer ungescheuter zu Tage.

1605.

Ferdinand (II.) geb. 9. Juli 1578.

Und noch rücksichtsloser war Ferdinand, der Sohn des Erzherzogs Karl und der bayerischen Maria, in seinem inneröſterreichischen Lande, Steiermark, Kärnthen und Krain vorgegangen, dessen Regierung er im Jahre 1596 im achtzehnten Lebensjahre übernahm. Von Jugend auf in den strengsten katholischen Grundsätzen erzogen, auf der hohen Schule zu Ingolstadt zugleich mit dem Herzog Maximilian von Bayern in die Lehren der Jesuiten eingeführt, war er im Innersten erfüllt von jenem fanatischen Glaubenseifer, der für Deutschland so verhängnißvoll werden sollte. Die Religionsurkunde, die einst Erzherzog Karl dem Ritter- und Herrenstand ausgestellt, wurde als eine nur für die Lebenszeit des Vaters gültige, persönliche Concession aufgehoben, die protestantischen Prediger des Landes verwiesen. Binnen wenigen Jahren hatte Ferdinand den größten Theil seiner Unterthanen wieder katholisch gemacht, zur größten Bewunderung der römischen Curie.

Die Vorgänge in Ungarn.

Inzwischen traten in Ungarn Ereignisse ein, welche auf die Vorgänge in Oesterreich und Deutschland von dem tiefgreifendsten Einflusse waren und der ohnehin erschütterten Stellung des Kaisers die schwersten Schläge versetzten. Der Druck der kaiserlichen Herrschaft gab den Ungarn zu vielerlei Klagen Anlaß. Eifersüchtig auf ihre nationale Eigenart und Selbständigkeit, glaubten sie sich wie eine entlegene Provinz behandelt; nie kam ihr König zu ihnen, auch die nationale Würde des Palatins blieb erledigt; statt dessen regierte ein machtloser Statthaltereirath, meist aus Bischöfen und Katholiken bestehend; alle Aemter und militärischen Commandos wurden mit Deutschen besetzt; das eigene Staats- und Volksleben Ungarns, so schien es, sollte gebrochen werden. Dazu kam der Druck des kaiserlichen Heeres, die endlosen Steuern und Lieferungen, die Mißhandlungen und Gewaltthaten der zuchtlosen Soldatesca; die ausgeplünderten und gequälten Bauern thaten sich dann selbst in bewaffnete Banden als freie „Haiducken" zusammen und wurden, halb Soldaten, halb Räuber, eine arge Landplage. Die ewigen Türkenkriege und das anarchische, ungesetzliche Treiben der Beamten und Magnaten führten trostlose Zustände herbei. Neuen Zündstoff in die aufgeregte Stimmung warfen dann die religiösen Fragen. Auch in Ungarn sollte die katholische Reaction durchgeführt und das protestantische Bekenntniß für rechtlos erklärt werden. Durch eine unerhörte Eigenmächtigkeit fügte der Kaiser den Reichstagsbeschlüssen aus selbstherrlichem Willen einen Artikel hinzu, worin alle Gesetze erneuert wurden, welche seit des ersten Königs Stephan Zeiten zum Schutze der katholischen Religion erlassen worden. Dieser unzeitige Religionseifer hatte bedenkliche Folgen. Stephan Bocskay, der angesehenste Magnat Siebenbürgens und auch in Oberungarn begütert, benutzte die böse Stimmung im Lande. Er hatte sich mit türkischer Hülfe der Herrschaft in Siebenbürgen bemächtigen wollen, ward aber, als diese Umtriebe entdeckt wurden, von den kaiserlichen Feldherrn angegriffen und arg bedrängt. Nun entfaltete er in Ungarn die Fahne des Aufruhrs und trat als Vorkämpfer der religiösen und nationalen Freiheit auf; in Kurzem schlossen sich ihm die Städte und fast der ganze Adel an. Als dann der kaiserliche Feldherr Basta mit einem Heere von 20,000 Mann gegen ihn heranzog, rief Bocskay abermals die Hülfe der Türken an und schloß ein Bündniß mit dem Großvezier, so daß der kaiserliche Heerführer es für gerathen hielt, sich zurückzuziehen. Die ungarische Krone war damit dem Kaiser verloren, und

Febr. 1604.

bald ergossen sich die Haiduckenbanden Bacskay's ohne Widerstand über die mährische und österreichische Grenze. Mochten die Landstände sehen, wie sie dies Unwesen abwehren konnten, der Kaiser und Landesherr schaute rath- und willenlos den Ereignissen zu, die er selbst in verderblicher Verblendung heraufbeschworen.

In dieser Noth erwachten die Pläne und Bestrebungen, Rudolf II. vom Regimente zu verdrängen, mit neuer Stärke. Die Brüder des Kaisers, Matthias und Maximilian und seine Vettern Ferdinand von Steiermark und Maximilian Ernst traten zusammen, um über die Noth des Reiches und des Hauses Habsburg zu berathen. Man war einig, daß der Gefahr, Ungarn und die deutsche Kaiserkrone möchten dem Hause dauernd entrissen werden, nur durch Einsetzung eines Nachfolgers gesteuert werden könnte, und naturgemäß hatte der älteste der Erzherzoge, Matthias, auf diese Stelle den meisten Anspruch. Noch war durch vernünftige Nachgiebigkeit Ungarn zu retten. In Siebenbürgen und Oberungarn wurde Bocskay als Fürst anerkannt; im übrigen Lande aber waren die Stände, die Magnaten unter dem reichen Stephan Illeshazy bereit, gegen Bewilligung ihrer nationalen, ständischen und religiösen Forderungen unter die habsburgische Herrschaft zurückzukehren. Widerstrebend und unwillig verstand sich endlich der Kaiser dazu, dem Erzherzog Matthias die Vollmacht zu ertheilen, mit den Ungarn und den Türken eine Vereinbarung zu schließen. Den Bruder als König von Ungarn einzusetzen, wie die Stände verlangten, konnte der Starrsinn und Argwohn Rudolfs nicht über sich gewinnen. Die Ernennung zum Statthalter war das Höchste, was er sich abdringen ließ, und lief im Grunde auch auf dasselbe hinaus. Nach langen Verhandlungen wurde alsdann der Wiener Friede geschlossen und darin den Adeligen und Städten Freiheit der Religion zugestanden, die Wahl eines Palatins in Aussicht gestellt, hinsichtlich der Aemterbesetzungen, Güterconfiscationen u. a. den Forderungen der Stände willfahrt. Stephan Bocskay erhielt das Fürstenthum Siebenbürgen und sieben Gespanschaften in Ungarn, so daß er fast die Hälfte des gesammten ungarischen Bodens, weit mehr als der König, sein Eigenthum nannte. Wenige Monate darauf kam auch mit den Türken in Zsitwa-Torok ein zwanzigjähriger Frieden zu Stande, welcher diesen eine hohe Geldsumme und den Besitz der eroberten Festungen, namentlich Grans, gewährte.

Der Bund der Erzherzoge gegen den Kaiser. April 1605.

23. Juni 1606.

11. Nov. 1606.

Ueber die Nachfolgefrage beobachtete der Kaiser hartnäckiges Stillschweigen. Je mehr Matthias ihm die Leitung der Geschäfte aus der Hand nahm und sich selbst in den Vordergrund stellte, desto höher stieg der Groll des kaiserlichen Bruders; aus Haß gegen Matthias trug er sich mit dem Gedanken, dem Erzherzog Leopold von der steiermärkischen Linie, der schon in Knabenjahren Bischof von Passau geworden, ohne darum seinen ritterlichen und militärischen Neigungen zu entsagen, die Nachfolge zuzuwenden. Die Sorge für das Wohl des Hauses hatte indessen die Erzherzoge veranlaßt, mit ihren Absichten deutlicher hervorzutreten. Sie hatten eine förmliche Erklärung abgegeben, daß sie Matthias als den Aeltesten des Hauses anerkennten, und sich verpflichtet, ihm beizustehen in Allem, was er zum Wohle des gesammten Hauses vornehmen würde, sowie auch für seine Kaiserwahl sich zu verwenden. Der Vertrag der Erzherzöge kam einer Absetzung des Kaisers nahe, und Rudolf selbst sorgte in staunenswerther Verblendung dafür, daß die Dinge sich rasch bis zum offenen Kriege verschärften. Er weigerte sich, den türkischen und den ungarischen Frieden zu ratificiren, während ihrerseits die ungarischen Stände die Concessionen, namentlich in Religionssachen, nicht genügend fanden. Als in diesen Tagen Bocskay starb, wie man sagte an Gift, wählten die Stände seines Fürstenthums, das doch vertragsmäßig an den Kaiser zurückfallen sollte, eigenmächtig den Sigmund Ragoczy zum Nachfolger und besiegelten dadurch die Trennung von Ungarn. Trotz der Erschöpfung aller

Rudolf und Matthias.

25. April 1606.

Geldmittel beschloß der Kaiser, den Krieg gegen die Türken wieder aufzunehmen und damit zugleich die ungarische Rebellion niederzuschlagen. Der drohenden Gefahr kamen *Dez. 1607.* die Gegner zuvor; ehe ein kaiserliches Heer ausgerüstet war, tobte der Aufruhr wieder im ganzen Lande, die Türken und die „Haiducken" ergossen sich aufs Neue nach Oberungarn unter dem Vorgeben, den gefährdeten Frieden aufrecht zu erhalten.

Das Preßburger Bündniß. Die unerträglichen Zustände, welche Rudolfs verderbliche und verblendete Politik über das Land brachte, reiften zuerst in Ungarn den Entschluß, seiner Herrschaft ein vollständiges Ende zu machen. Die Häupter des Adels, katholische wie protestantische, die Illeshazy, Hommonai, Thurzo u. a., waren in diesem Vorsatz einig, und mit ihnen im Einverständniß waren die Führer der Oppositionspartei in Mähren und Oesterreich, Zierotin *1. Febr. 1608.* und Tschernembl. Auf einem Reichstag zu Preßburg vereinigten sich die ungarischen und die österreichischen Stände mit Matthias, den ungarischen und den türkischen Frieden aufrecht zu erhalten gegen Jedermann und zu dem Zwecke Kriegsrüstungen zu veranstalten. Da Rudolf das Gegentheil beschlossen hatte und die Preßburger Uebereinkunft verwarf, so war damit bereits die gewaltsame Auflehnung gegen den Kaiser ausgesprochen. Bald schloß sich auch Mähren unter der Führung Zierotins und Karls von Liechtenstein der Erhebung an. Der letztere, der reichste Edelmann Mährens, gehörte ursprünglich der Bruderunität an, war dann aber zum katholischen Glauben übergetreten und im Dienste Rudolfs als Landeshauptmann von Mähren und kaiserlicher Oberhofmeister zu den höchsten Würden emporgestiegen; vor Kurzem aber war er mit dem Kaiser zerfallen und betrieb seitdem neben Zierotin aufs Eifrigste den Anschluß an Matthias. Auf einem eigenmächtig zusammengetretenen Landtage zu Eibenschitz wurde der Landeshauptmann Berka seines Amtes entsetzt, die Errichtung einer provisorischen Regierung unter Karl von Liechtenstein beschlossen und dann der Beitritt *19. April 1608.* Mährens zu dem Preßburger Bündniß erklärt. War gleich die Erhebung ausschließlich das Werk des Adels, so fügten sich doch auch die Prälaten und Städte, die Anfangs widerstanden, der zwingenden Macht der Ereignisse. Der Kaiser, dessen Gemüthsverdüsterung zeitweilig in offene Geistesstörung ausartete, sah mit knirschendem Unwillen aber ohnmächtig diesen Vorgängen zu. Der Gedanke, die Adelsverschwörung mit gewaltsamer Hand zu Boden zu werfen, den der intrigante Secretär Hanewaldt dem verwirrten Geiste Rudolfs vorhielt, war bei der Lage der Dinge ein unsinniger Plan. Das Erscheinen kaiserlicher Truppen unter Tilly in Mähren schien jedoch anzukündigen, daß ein solcher Anschlag in der That im Werke sei, und diente nur dazu, die Erbitterung zu steigern. Es war für die kaiserliche Herrschaft ein Glück, daß sich wenigstens Böhmen ruhig hielt und der Erhebung, welche zugleich auf eine Loslösung der Nebenländer von der böhmischen Krone zu zielen schien, gleichgültig oder argwöhnisch zusah.

Vertrag mit Matthias. Beschwichtigung der Bewegung. Als nun Matthias mit Heeresmacht gegen Böhmen heranrückte und bald wenige Stunden von Prag sein Lager aufschlug, gerieth Rudolf in die äußerste Bedrängniß und mußte sich zu Verhandlungen mit dem verhaßten Bruder verstehen. Benutzten *24. Mai 1608.* doch jetzt auch die Böhmen die günstige Gelegenheit, um dem Kaiser ihre Forderungen vorzulegen, 25 Artikel, darunter in erster Linie die volle und allgemeine Religionsfreiheit. In seiner verzweifelten Lage gewährte Rudolf nicht nur die böhmischen Forderungen, indem er allein die Entscheidung über die Religionsfrage auf den nächsten Landtag verschob, sondern willigte auch mit schwerem Herzen in die Ansprüche des *25. Juni.* Bruders: Matthias erhielt in dem Vertrag von Lieben Ungarn, Oesterreich und Mähren, sowie die Zusicherung der Nachfolge in Böhmen, und der Türkenfrieden vom Jahr 1606 wurde endlich bestätigt. Allein wenn die Protestanten in Oesterreich und Mähren nunmehr von dem neuen Herren volle Glaubensfreiheit und insbesondere die Ausdehnung des dem Adel zustehenden Rechts freier Religionsübung auf

die Städte beanspruchten, so stießen sie bei Matthias auf entschiedenen Widerstand. Die Mähren begnügten sich unter Zierotins friedenstiftendem Einfluß mit der allgemeinen Versicherung, daß Niemand um der Religion willen verfolgt werden solle, und leisteten die Huldigung; auch in Ungarn fand die Krönung statt, nachdem Matthias in eine Reihe von Artikeln gewilligt, welche die früheren religiösen und politischen Freiheiten der Adelsoligarchie bestätigten und die Palatinswürde in Illeshazy's Person wiederhergestellt hatte. In Oesterreich aber fand die Forderung der Protestanten nach gesetzlicher Anerkennung voller Religionsfreiheit und politischer Gleichberechtigung der Confessionen bei Matthias solchen Widerstand, daß bereits auf beiden Seiten Kriegsrüstungen gemacht wurden, und die Protestanten unter Tschernembl's Führung ernstlich daran dachten, unter Rudolfs Herrschaft zurückzukehren. Christian von Anhalt, dessen vielgeschäftiger Geist in diesen Wirren die reichste Nahrung zu neuen Projecten und Intriguen fand, ersah mit Freuden die Gelegenheit, den Hader im Hause Habsburg zu erneuern, stellte die Hülfe der Union in Aussicht und lockte den Kaiser durch die Hoffnung, die verlorenen Länder wieder zu erlangen. Erst nach monatelangem Streiten und Unterhandeln ließ sich Matthias zu einigen Zugeständnissen an die Protestanten herbei. Die „Resolution" vom 19. März sicherte allen Einwohnern Oesterreichs Freiheit des Gewissens und den adeligen Ständen freie Uebung des Gottesdienstes. Den Städten wurde zwar die öffentliche Uebung des protestantischen Gottesdienstes nicht ausdrücklich zugestanden, doch versprach Matthias, daß er ihnen keine Veranlassung zu Beschwerden geben werde. Erst nach diesen Versicherungen ließen sich die Stände Oesterreichs zur Huldigung herbei.

30. August. 19. Nov. 1608.

19. März 1609.

In seiner Bedrängniß durch Matthias hatte Kaiser Rudolf die böhmischen Stände mit ihrer Forderung freier Religionsübung auf einen demnächst einzuberufenden Landtag vertröstet. Als aber nun die Protestanten, d. h. die Utraquisten und die „Brüder" unter der Führung Wenzels von Budowec, welche sich im J. 1575 auf Grund der „böhmischen Confession" im Dogma, wenn auch nicht in Kirchenverfassung und Kirchenregiment geeinigt hatten, ihre Forderungen erneuten, fanden sie Rudolf keineswegs geneigt, ihre Ansprüche zu befriedigen. Der päpstliche Nuntius, der Erzbischof von Prag, der Kanzler Lobkowitz, Wilhelm von Slawata, Jaroslaw von Martinitz, trugen die hauptsächlichste Schuld an der ablehnenden Haltung des Kaisers. Der Landtag, der die religiöse Frage entscheiden sollte, wurde nach monatelangen Verhandlungen unverrichteter Dinge aufgelöst. Allein die protestantischen Stände blieben dennoch beisammen, und ihr tumultuarisches Auftreten bestimmte den Kaiser, den Landtag wiederum einzuberufen. Der neue Landtag zeigte alsbald eine Entschlossenheit, welche die letzten Bedenken des Kaisers beseitigte. Die Stände entwarfen ein Privileg, welches die religiöse Freiheit sicher stellte, und beschlossen eine allgemeine Landesbewaffnung und die Einsetzung einer provisorischen Regierung, bestehend aus 30 Directoren, je zehn aus dem Herren-, dem Ritterstand und den Städten; der Graf Thurn und der Freiherr Colonna von Fels wurden mit dem Commando des neuzubildenden Heeres betraut. Diese Vorgänge brachen den letzten Widerstand Rudolfs und er gewährte die Forderungen der Protestanten im vollsten Umfange, indem er jenes Privileg, den „Majestätsbrief" unterzeichnete.

Die Ertheilung des böhmischen Majestätsbriefs.

1. April 1609.

25. Mai.

9. Juli 1609.

Durch den Majestätsbrief erlangten die Utraquisten und Brüder, die sich im Jahr 1575 zu der böhmischen Confession geeinigt hatten, die Zusicherung, gleich den Katholiken ihre Religion frei bekennen und ausüben zu dürfen; Niemand, weder aus den höheren Ständen, noch aus den Städten, Märkten und dem Landvolk solle von seiner Religion abgewendet und zu des Gegentheils Religion mit Gewalt gebracht werden. Dem Herren- und Ritterstand sowie den Städten solle es frei stehen, zu den bisherigen

Inhalt des Majestätsbriefs und des Vergleichs.

neue Kirchen und Schulen wo immer zu erbauen. Zugleich wurde das „untere Consistorium" in Prag den Utraquisten als eigene kirchliche Behörde eingeräumt und der Autorität des Erzbischofs völlig entzogen. Ein Ausschuß aus ihrer Mitte, die Defensoren, je acht aus jedem der drei Stände, sollte die Leitung des Consistoriums und der gleichfalls den Utraquisten eingeräumten Prager Universität übernehmen. Diese Defensoren wurden später mit noch weitergehenden Befugnissen zum Schutze des protestantischen Bekenntnisses betraut, in welche der Kaiser ebenfalls einwilligen mußte. Sie sollten im Falle der Noth Truppen werben und Geld aufnehmen, und wenn es sich um dringende Anliegen ihrer Confession handelte, Vertreter aller böhmischen Kreise zu einem protestantischen Separatlandtag einberufen dürfen. Die „Utraquisten" und die „Brüder", die sich bereits früher dogmatisch geeinigt, schlossen jetzt auch hinsichtlich der Kirchenverfassung und des Kirchenregiments, der Einrichtung des Consistoriums, der Ceremonien und des Cultus eine Uebereinkunft und legten die alten Parteinamen ab zu Gunsten der allgemeinen Bezeichnung: „Christen unter beiderlei Gestalt". Der Majestätsbrief sollte als Reichsgrundgesetz gelten und alle vorher oder nachher im Widerspruch damit erlassenen Edicte und Mandate nichtig sein. Da jedoch eine einseitige Uebereinkunft zwischen dem Landesherrn und den protestantischen Ständen die katholischen nicht binden zu können schien, wurde an demselben Tage ein „Vergleich" zwischen den Ständen beider Confessionen geschlossen, welcher für beide Parteien den gegenwärtigen Besitzstand garantirte und für einige im Majestätsbrief nicht hinlänglich geordnete Punkte der gegenseitigen Duldung nähere Bestimmungen traf. Beide Urkunden ordneten jedoch, wie wir bald sehen werden, manche Fragen gar nicht oder in so unbestimmter und unklarer Weise, daß darüber binnen Kurzem die bittersten Streitigkeiten ausbrachen. Auch den böhmischen Nebenländern wurde bald darauf durch einen Majestätsbrief Freiheit des Bekenntnisses gewährt, und ein allgemeines Amnestiedecret für die Vorgänge der jüngsten Zeit erlassen. Doch waren die katholischen Eiferer unter den Landesbeamten, der Kanzler Lobkowitz und die Herren von Martinitz und Slawata, nicht zu bewegen, ihre Unterschriften unter das Decret zu setzen.

Der Prager Fürstenconvent. 1610. Auch nach dem Vertrag zwischen Rudolf und Matthias dauerte der Haß unter den feindlichen Brüdern fort. Rudolf trachtete auf alle Weise wieder in den Besitz der verlorenen Lande zu kommen; er stand mit den Unzufriedenen in Mähren und Oesterreich in Verbindung, er erwog die Möglichkeiten und Aussichten eines neuen Kriegs, er rief die Hülfe der befreundeten deutschen Höfe an gegen das Unrecht, das ihm widerfahren. Die abenteuerlichen Pläne des Erzherzogs Leopold, der erst Jülich unterwerfen und dann mit spanischer Hülfe die unbotmäßigen Böhmen und die abgefallenen Länder zum unbedingten Gehorsam gegen den Kaiser und sich selbst zurückführen wollte (S. 892), hatten Rudolfs vollen Beifall. Schon wurden in dem dem Erzherzog Leopold zugehörigen Bisthum Passau Rüstungen veranstaltet, zum Schein für den Jülicher Krieg, in Wahrheit aber, um dem Kaiser mit Waffengewalt das Verlorene wiederzubringen. Um sich des Einverständnisses der befreundeten deutschen Fürsten gegen seinen Bruder zu versichern, beschloß Rudolf, dieselben zu einem Convent nach Prag zu laden, und auch Matthias und die Freunde eines aufrichtigen Friedens waren einem solchen Fürstentage nicht abgeneigt, in welchem sie ihrerseits das letzte Mittel sahen, eine dauernde Versöhnung im Hause Habsburg herbeizuführen, wenn sie gleich eine ausschließliche Versammlung der Erzherzoge lieber gesehen hätten. In den Einberufungsschreiben wurde als Zweck des Convents die Berathung über eine Vereinbarung mit Matthias, die Wahl eines römischen Königs, die Restitution von Donauwörth und die Schlichtung der Jülicher Angelegenheit bezeichnet, in der That vier hochwichtige Punkte, deren Erledigung den Frieden im Hause Habsburg und im

Reich hätte wiederherstellen können. Aber der Kaiser hatte den Fürstentag nicht in dem aufrichtigen Wunsch der Friedensstiftung berufen, sondern er hoffte mit dessen Hülfe das Verlorene wieder zu gewinnen und über den verhaßten Bruder zu triumphiren. Unter solchen Umständen war von der Thätigkeit des Convents wenig Heil zu erwarten.

Ende April fanden sich die geladenen Fürsten, die Kurfürsten von Mainz, Köln, Sach- April 1610. sen, die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig in Prag ein. Der vorsichtige und berechnende Maximilian von Bayern wies auch jetzt jeden Versuch, ihn in die österreichischen Wirren und andere fremde Händel zu verwickeln, von der Hand; er erkannte zu klar die Nutzlosigkeit solcher Conferenzen in einem Augenblicke, wo Alles bereits auf die Entscheidung des Schwertes gestellt war. Den ganzen Sommer über tagte der Convent. Aber die langwierigen Berathungen über die Jülichsche Frage hatten auf das Schicksal dieses Landes ebenso wenig Einfluß, als die Belehnung mit der Erbschaft, die in diesen Tagen dem Kurfürsten Christian II. von Sachsen zu Theil ward. Und auch 7. Juli. in andern Fragen war der Convent nicht viel glücklicher. Was die Aussöhnung zwischen Rudolf und Matthias betraf, so war die anfängliche Forderung des Kaisers, die Restitution in die verlorenen Länder, geradezu kindisch. Nach langen ermüdenden Verhandlungen wurde endlich eine Uebereinkunft getroffen, wonach Matthias dem Kaiser Abbitte 10. Sept. leisten, die Lehnsherrlichkeit desselben über Oesterreich anerkennen und nichts Feindseliges wider ihn unternehmen, auch mit den Türken ohne sein Vorwissen nicht in Unterhandlung treten sollte; auch sollten beide binnen Monatsfrist ihr Kriegsvolk entlassen. Allein das Vertrauen unter den Brüdern wurde auch durch diesen mühsam zu Stande gebrachten Vertrag nicht hergestellt. In der Donauwörther Sache kam der Convent über eine matte Erklärung nicht hinaus, und auch die Nachfolge im Reich wurde nur vorübergehend berührt. Der Kaiser hatte damals seine volle Gunst dem Erzherzog Leopold zugewendet und gewann die geistlichen Kurfürsten und Sachsen für diese Candidatur. Aber die Bewerbung des länderlosen Fürsten war von vornherein eine der aussichtsloseren unter den vielen, die zu jener Zeit auftauchten.

Es zeigte sich bald, daß der Kaiser die Versöhnung mit Matthias nicht aufrichtig Der Passauer Einfall. meinte, sondern mit dem ehrgeizigen Erzherzog Leopold im Einverständniß auf Kampf 1611. sann. Das Kriegsvolk, das zur Durchführung eines Gewaltstreichs gegen Matthias und die böhmischen Stände in Passau bereit stand, wurde auch jetzt nicht abgedankt, wie es die Uebereinkunft verlangte. Als die bisherigen Quartiere völlig ausgesogen waren, zogen die zuchtlosen Banden unter dem Obersten Ramée, an 12,000 Mann stark, nach Oberösterreich. Der Kaiser war mit dieser offenbaren Friedensverletzung einverstanden; die nichtige Hoffnung, die österreichischen Stände würden sich auf seine Seite schlagen, und die trügerischen Vorspiegelungen der Astrologen hielten seinen kranken, verblendeten Sinn gefangen. Allein nachdem die meuterischen Banden einige Wochen lang in Oesterreich Raub, Zerstörung und Mißhandlungen begangen, sahen sie Jan. sich durch die Gegenwehr der Einwohner und die Rüstungen Matthias' zum Abzug bewogen. Sie richteten nun ihren Marsch nach Böhmen, bemächtigten sich rasch der Stadt Krumau, überrumpelten Budweis und Tabor, und standen in wenigen Tagen vor Prag. Die böhmischen Stände blickten mit begreiflicher Erbitterung auf diese Vor- 13. Febr. gänge und rüsteten sich zur Gegenwehr, durch ein Landesaufgebot und Werbungen. Niemand im Lande, außer dem verblendeten Kaiser und dem leichtsinnigen Abenteurer Erzherzog Leopold, billigte das frevelhafte Unternehmen, den bestehenden Rechtszustand, die geschlossenen Verträge mit Hülfe verwilderter Banden umzustürzen; der spanische Gesandte Don Zuñiga und der Nuntius ließen dringende Warnungen ergehen; auch die katholische Partei, mit Ausnahme einiger Eiferer wie Martinitz, Slawata, der ehe-

malige Landeshauptmann von Mähren, Berka, die geheimen Räthe Hannewaldt und Hegenmüller, verdammte diese thörichten Anschläge. Während der Kaiser einen weder ernstlich gemeinten, noch befolgten Befehl zum Abzug an die Passauer erließ, fand
15. Febr. 1611. sich der Erzherzog selbst in ihrem Lager ein und führte sie zum Sturm gegen die Kleinseite heran. Unter gräuelvollen Straßenkämpfen gelang die Eroberung dieses Stadttheils, während in den andern Quartieren die Wuth des Volks sich in der Plünderung der Klöster und der Ermordung katholischer Priester und Mönche Luft machte, die man der Mitwirkung an dem Ueberfall beschuldigte. Das Unternehmen Leopolds hatte nach der Einnahme der Kleinseite keinen weiteren Erfolg. Die Alt- und die Neustadt verschlossen ihre Thore und vertheidigten sich mit hartnäckiger Entschlossenheit; der Versuch, die ständischen Truppen auf des Kaisers Dienst zu verpflichten und mit den Passauern zu vereinigen, scheiterte. Die böhmischen Stände, unter welchen in diesem Augenblicke der verschlagene und intrigante Wenzel von Kinsky das entscheidende Wort führte, richteten eine provisorische Regierung von dreißig Directoren ein; schon stand bei ihnen der Entschluß fest, die Herrschaft an Matthias zu übertragen. Die Aufforderungen des Kaisers zur Capitulation wurden zurückgewiesen, seine Zusicherungen, das Passauer Kriegsvolk entlassen zu wollen, fanden keinen Glauben. Die entschlossene Haltung der Prager, die bedrohlichen Rüstungen im Lande und das Entsatzheer, welches von Matthias zu erwarten stand, überzeugten endlich das Passauer Volk und den Erzherzog Leopold selbst, daß ihr Unternehmen auf die Hauptstadt gescheitert sei. Unter ärgerlichen Auseinandersetzungen mit dem Kaiser über die Soldrückstände,
10. März. zogen die wilden Schaaren nach einigen Wochen aus der Kleinseite wieder ab, von aller Welt nicht als ehrliche Soldaten, sondern als Meuterer und Räuber angesehen, in der Mitte dieses zuchtlosen Haufens der Erzherzog Leopold, der Ehre und Glück in einem frevelhaften Unternehmen aufs Spiel gesetzt und verloren hatte. Erst nach Kaiser Rudolfs Tode versöhnte sich der Erzherzog mit Matthias; den hervorragendsten Führer des Passauer Kriegsvolks, den Obersten Ramée, der auf dem ganzen Feldzug der schmutzigsten Habsucht gefröhnt, ließ Leopold selbst im Jahr 1613 hinrichten.

Matthias' Krönung in Böhmen. 1611. Unmittelbar nach dem Abzug der Passauer von Prag kamen die österreichischen und mährischen Hülfsschaaren des Königs Matthias, und bald darauf er selbst in Prag an. Die Herrschaft Rudolfs, der von ständischen Truppen in der Burg wie ein Gefangener bewacht wurde, war bereits von Allen aufgegeben. Ein Generallandtag der böhmischen Krone, zu dessen Einberufung sich der Kaiser gezwungen sah, sollte seinem „bösen und schädlichen Regiment" ein Ende machen. Die königliche Proposition, womit der Landtag
12. April. eröffnet wurde, willigte zwar in die Krönung des „designirten" Königs Matthias, wollte aber noch immer die Regierung in Rudolfs Händen belassen. Aber da die Stände hiermit keineswegs einverstanden waren, sah sich Rudolf auch zu dem Entschlusse einer völligen Abdankung unter gewissen Bedingungen genöthigt. Die Streitigkeiten der Böhmen mit den Ständen der Nebenländer, Mähren, Schlesien, Lausitz, welche ihre alten Forderungen auf vollständige Autonomie hinsichtlich der Verwaltung, der Justiz und der Finanzen erhoben, verzögerten die Königskrönung, bis ein Ausgleich geschlossen war, welcher freilich die separatistischen Gelüste der letzteren mit dem böhmischen Anspruch auf die herrschende Stellung keineswegs auf die Dauer zu versöhnen geeignet war. In letzter Stunde stellten auch die böhmischen Stände ihrerseits eine Reihe weitgehender Forderungen an den neuen König. Sie beanspruchten die Freiheit, Kreisversammlungen einberufen und Truppen ohne königliche Erlaubniß anwerben zu dürfen, und die Zustimmung des Königs zu den ständischen Bündnissen mit Schlesien, Ungarn und Oesterreich, Forderungen, welche die königlichen Rechte erheblich beeinträchtigten und den Ständen, die zu gegenseitigem Schutz in Bündnissen zusammentraten, die Möglichkeit

gewährten, die wesentlichsten Befugnisse der Regierungsgewalt an sich zu reißen. Um die lange verzögerte Krönung nicht noch weiter hinauszuschieben, begnügten sich die böhmischen Stände mit der Zusicherung des Königs, ihre Forderungen auf dem nächsten Landtage verhandeln zu lassen, und die feierliche Krönung konnte endlich stattfinden. 23. Mai 1611. Bis zur letzten Stunde hatte sich Kaiser Rudolf an die wesenlosen Reste seiner Herrschaft angeklammert; vor dem festlichen Lärm am Krönungstage flüchtete er sich in die entlegensten Räume des Schlosses. Erst drei Monate später kam ein Vergleich über die 11. Aug. Entschädigung für seine Resignation zu Stande. Eine Jahrespension und die nichtige Genugthuung, daß die Regierungshandlungen auch ferner in seinem Namen erlassen werden sollten, war es, was ihm von allen seinen Kronen übrig blieb. Aber auch die Häupter der ständischen Bewegung täuschten sich, wenn sie gehofft hatten, Matthias werde zum Dank für ihre Verdienste nunmehr die Regierung ganz in ihrem Sinne einrichten. Die obersten Landesämter blieben mit geringen Veränderungen in den Händen der bisherigen katholischen Besitzer, der Herren Adam von Sternberg, Adam von Waldstein, Zdenek von Lobkowitz u. A., nicht einmal die Herren Slawata und Martinitz, die sich durch ihren katholischen Eifer so tiefen Haß zugezogen, wurden entfernt; der einzige Graf Thurn von den Führern der Protestanten erlangte als Burggraf von Karlstein eines der untergeordneten Landesämter. Auf diese Weise waren es keine günstigen Auspicien, unter welchen das neue Regiment, das sich von vornherein auf die katholische Partei stützte, ins Leben trat.

Auch jetzt hatte Rudolf seinen Ansprüchen auf die Herrschaft und seinem Tod Kaiser Rudolfs. tödtlichen Haß gegen den Bruder noch nicht entsagt. Sein kranker Geist sann 1612. unablässig, wie die verlorenen Kronen wieder zu erlangen seien, und verfiel jetzt auf den abenteuerlichen Plan, bei der Union Hülfe und Rettung zu suchen. Der Oberst Gunderode, ein diplomatischer Intrigant von zweideutigem Rufe, unterhandelte mit dem Fürsten von Anhalt, doch fanden die thörichten Anträge des Kaisers bei den unirten Fürsten eine ziemlich kühle Aufnahme. Und während Rudolf mit abenteuerlichen Plänen und, dem Tode nahe, mit Heirathsgedanken seinen Geist nährte, beriethen sich die Kurfürsten in Nürnberg über die Nachfolge Oct. 1611. im Reich und setzten bereits einen Termin für die römische Königswahl fest; daß Matthias der Erwählte sein und den Bruder, den er aus allen seinen Besitzungen verdrängt, auch im Kaiserthum beerben würde, stand bereits in sicherer Aussicht. Gleichzeitig schlossen die Erzherzoge einen neuen Familienvertrag, worin sie sich Dez. 1611. verpflichteten, künftige Zwistigkeiten in Güte beizulegen, nach Kräften die Kaiserwahl Matthias' zu betreiben und in ihren Gebieten nichts vorzunehmen, was der katholischen Religion und dem Hause Abbruch thun könnte. Allein der Schmerz, den verhaßten Bruder auch mit der Krone des deutschen Reichs geschmückt zu sehen, blieb dem alten Kaiser erspart. Am 20. Januar starb Ru- 20. Jan. 1612. dolf II., 59 Jahre alt. Er war nie vermählt gewesen; das lange Jahre erwogene Project einer Ehe mit Donna Isabella, der Tochter Philipps II., kam nicht zur Ausführung, und die Infantin reichte schließlich ihre Hand dem Erzherzog Albrecht. Des Kaisers zahlreiche uneheliche Nachkommenschaft verschwand im Dunkel; ein einziger, der „Marchese Julio", erregte durch sein wüstes und tolles Leben und seinen unheimlichen Tod im Wahnsinn, noch bei des Vaters Lebzeiten,

ein peinliches Aufsehen in Böhmen. So unheilvoll und verblendet das ganze Walten Rudolfs gewesen, die folgenden Zeiten, die so namenloses Weh über Böhmen brachten, ließen die Nachgebornen an seine Herrschaft unverdienter Maßen als an Tage des Glücks zurückdenken.

III. Kaiser Matthias und der böhmische Krieg.

1. Matthias' Kaiserwahl und Stellung im Reich.

Die Kaiserwahl. 1612. Schon bei Rudolfs Lebzeiten waren, wie wir gesehen haben, vielfache Verhandlungen und Erwägungen in den Kreisen der Kurfürsten über die Nachfolge gepflogen worden und die mannichfachsten Combinationen aufgetaucht. Der Gedanke, endlich einmal das Haus Habsburg aus seiner fast erblich gewordenen Würde zu verdrängen, war unter den unirten Fürsten längst berathen worden, aber schließlich war doch kein anderes deutsches Fürstenhaus vorhanden, das fähig und willig gewesen wäre, die Kaiserkrone zu tragen, und im Kurcollegium fand sich stets eine Majorität, die in vererbter Loyalität an der habsburgischen Kaisertradition festhielt. Auch als jetzt der Kaiserthron erledigt war, wurde ein ernstlicher Versuch, vom Hause Oesterreich abzugehen, nicht gemacht. Herzog Maximilian von Bayern zeigte sich sehr kühl, so oft die Anträge an ihn herantraten, sich um die Wahlstimmen zu bewerben. Im Hause Habsburg aber hatte keiner mehr Anspruch, der Nachfolger Rudolfs zu werden, als derjenige, der ihn auch in den Stammlanden, noch bei Lebzeiten, beerbt hatte. Die alten Erzherzöge Maximilian und Albrecht, die öfter in das Bereich der Combinationen gezogen wurden, trugen keine Lust die schwere Bürde des Kaiserthums auf ihre lebensmüden Schultern zu laden. So wurde denn Matthias einhellig zum
13. Juni 1612. Kaiser gewählt.

Stellung u. Charakter der neuen Regierung. Noch einmal machte Kaiser Matthias einen Versuch, die Reichsangelegenheiten in die Hand zu nehmen und, wo möglich, die schroffe Feindseligkeit der Gegensätze auszugleichen. Im Reiche hatte man an die neue Regierung mancherlei Pläne und Hoffnungen geknüpft, welche in den der Wahl und der Aufstellung der Capitulation vorangehenden Verhandlungen zum Ausdruck gelangten. Von Seiten der Protestanten wurde vor Allem eine Reform der Rechtspflege verlangt, insbesondere sollte der Reichshofrath paritätisch besetzt und durch regelmäßige Visitationen, an denen auch weltliche Kurfürsten theilzunehmen hätten, alle Uebelstände, Bestechlichkeit und ungesetzliches Verfahren abgestellt werden. Auch der alte Vorschlag eines aus den Ständen zu ernennenden Reichsregiments, eines geheimen Raths, der dem Kaiser in allen Regierungsangelegenheiten zur Seite stehen sollte, natürlich ebenfalls paritätisch zusammengesetzt, tauchte wieder auf. Dazu kam die alte Frage der „Session" protestantischer Administratoren, welche endlich durch eine bindende Erklärung des Kaisers in ihren Rechten sicher

gestellt werden sollten. Die katholischen Kurfürsten setzten solchen Bestrebungen heftige Opposition entgegen, und Dank der Bedenklichkeit und Unentschlossenheit der kursächsischen Politik, an welcher jedes einmüthige und thatkräftige Handeln der Protestanten scheiterte, erlangten sie es, daß die Wahlcapitulation, welche Matthias beschwor, den evangelischen Forderungen wenig Rechnung trug. Es kam somit Alles auf die Gesinnung und den freien Willen der neuen Regierung an. Wohl war Matthias von streng katholischer Gläubigkeit, allein er wußte, wie wir mehrfach gesehen haben, den religiösen Eifer zurückzuhalten, wo ihm die Politik Milde und Nachgiebigkeit zu gebieten schien. Und auch sein allmächtiger Minister, der Kardinal Klesel, trat aus dem engen kirchlichen Gesichtskreis früherer Jahre heraus und sah die Aufgabe des Kaiserthums in einer über den Parteien stehenden, auch gegenüber dem Papste unabhängigen Stellung, in der Aufrechthaltung der Reichsverfassung und der öffentlichen Ordnung Allen zum Vortheil. Er mißbilligte sogar die Ausschließung protestantischer Administratoren von Sitz und Stimme im Reich, woraus er nur Störung der Reichstage, Hemmung der Reichsjustiz und Entfremdung der mächtigsten deutschen Fürstenhäuser entspringen sah. Aber mochte auch die kaiserliche Regierung den Willen haben, beiden Parteien gerecht zu werden, die Entscheidung stand längst nicht mehr bei ihr.

Im zweiten Jahre seiner Regierung berief Matthias noch einmal die Stände nach Regensburg, wie üblich, zunächst um die Hülfe des Reichs gegen die Türken in Anspruch zu nehmen, vielleicht auch gegen die protestantisch-ständische Auflehnung in seinen Erbstaaten. Aber die deutschen Reichsstände beschäftigten ganz andere Dinge. Schon im Frühjahr hatte sowohl die katholische Liga als die protestantische Union zu den brennenden Tagesfragen Stellung genommen, um in festgeschlossener Phalanx für ihre Forderungen einzutreten. Die Katholischen beschlossen auf ihrer Interpretation des Religionsfriedens, welche jede nachträgliche Säcularisation als ungültig verwarf, zu beharren und die protestantischen Administratoren vom Reichstage auszuschließen. Auf der andern Seite verlangten die Unirten nicht nur die Anerkennung der bestehenden Besitzverhältnisse, sie sprachen dem Reichstag nicht nur jede Befugniß zur Entscheidung von Religionssachen ab, sie wollten auch in Steuerangelegenheiten keinen Majoritätsbeschluß gelten lassen. Schon faßte man auf beiden Seiten die Möglichkeit des Kriegs ins Auge und schickte sich an, mit den Waffen den Ansprüchen Nachdruck zu geben. Bei dieser Schroffheit der Gegensätze war an einen Erfolg des Reichstags nicht zu denken. Die Protestanten beharrten bei ihrem Vorsatz, vor Abstellung ihrer Beschwerden in keinerlei Berathung einzutreten, am wenigsten eine Steuer zu bewilligen. Sie verlangten zunächst sofortige Einstellung der Reichshofrathsprozesse und eine zuverlässige Erklärung über die Restitution der Stadt Donauwörth. Ueber die andern Beschwerden sollte ein aus beiden Confessionen paritätisch zusammengesetzter Deputationstag, bei dem jedoch nur

Reichstag zu Regensburg. August 1613.

gütliche Vereinbarung, keine Majorität stattfinden dürfe, einen Ausgleich suchen. In dieser schwierigen Lage, zwischen unvereinbaren Gegensätzen, überkam den Kaiser das volle Gefühl von der Hoffnungslosigkeit weiterer Verhandlungen, und er eilte den Reichstag zu schließen. Nachdem die kaiserlich gesinnten Stände, wozu auch die lutherischen Fürsten von Sachsen und Hessen-Darmstadt gehörten, die geforderten „Römermonate" bewilligt und selbst die „Correspondirenden" eine verclausulirte und später freilich nicht eingehaltene Zusage in dieser Hinsicht gegeben, 22. Oct. 1613. wurde der Reichsabschied vollzogen, ohne daß die großen Fragen der deutschen Politik auch nur einen Schritt vorgerückt wären. Es war der letzte Reichstag, der Jahrzehnte lang gehalten wurde. Wenn bisher das Kaiserthum versucht hatte zu vermitteln und über den Parteien seine Stellung zu behaupten, so übernahm es statt dieser undankbaren Rolle fortan die Führerschaft des einen der streitenden Theile. Am Tage nach dem Reichsabschied unterzeichneten die Mitglieder der Liga ein Abkommen, welches dem katholischen Bunde eine sehr veränderte Richtung gab, indem es den kaiserlichen Einfluß an Stelle des bayerischen setzte. Die Liga wurde in drei Kreise, einen österreichischen, bayerischen und rheinischen getheilt, und mit der Direction von zweien derselben österreichische Erzherzoge betraut. Maximilian ertrug es begreiflicher Weise mit schwerem Verdruß, daß ihm die Führerschaft entwunden wurde; eine Entfremdung der bayerischen und der kaiserlichen Politik war die nächste Folge.

Streit um das Jülich'sche Erbe. Inzwischen war auch in dem alten Jülicher Erbfolgestreit eine Wendung eingetreten, die den Ausbruch eines allgemeinen Krieges befürchten ließ. Wir wissen, daß Kurfürst Johann Sigmund von Brandenburg und Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg die streitigen Lande gemeinsam in Besitz und Verwaltung genommen hatten, ein Verhältniß, das begreiflicher Weise zu vielerlei Reibung und Mißstimmung zwischen den „possidirenden" Fürsten Anlaß gab. Am pfalzgräflichen Hofe erwachte nun der Gedanke, durch eine Vermählung Wolfgang Wilhelms mit der Tochter des Kurfürsten die brandenburgischen Ansprüche mit den pfälzischen zu vereinigen. Allein der Kurfürst war keineswegs geneigt, eine solche Forderung zu bewilligen. Die darüber geführten Verhandlungen erhöhten die Mißstimmung und Gereiztheit. Bei einer persönlichen Zusammenkunft in Düsseldorf soll es zu einer überaus heftigen Auseinandersetzung gekommen sein, ja der Kurfürst dem Pfalzgrafen einen Schlag ins Gesicht gegeben haben. Jetzt griff der junge Pfalzgraf den früheren Plan wieder auf, die Schwester Maximilians von Bayern, Magdalene, in die Ehe zu nehmen und sich durch Anschluß an Bayern und die Liga zu stärken. Auch der alte eifrig lutherische Pfalzgraf Philipp Ludwig billigte diese Verbindung und hoffte, die bayerische Prinzessin werde zum lutherischen Glauben übertreten. Inzwischen hatte aber bereits im tiefsten Geheimniß der Pfalzgraf Wolfgang das katholische 19. Juli 1613. Bekenntniß abgelegt, und bald darauf wurde die Vermählung vollzogen. Als jetzt der Pfalzgraf wieder nach Düsseldorf zurückkehrte, nahm die Spannung mit

Brandenburg begreiflicher Weise einen unleidlichen Grad an, und beide „Possidirenden" sahen sich nach Bundesgenossen um, die ihnen in dem unvermeidlichen Kriege ihre Ansprüche durchsetzen helfen sollten. Der Pfalzgraf hielt es jetzt auch an der Zeit, seinen Uebertritt zum katholischen Glauben öffentlich kundzuthun. 25. Mai 1614.
Die erschütternde Nachricht von diesem Vorfall brach dem alten strenggläubigen Vater das Herz († 12. Aug. 1614) und erregte in der protestantischen Welt das größte Aergerniß, zumal kurz vorher auch der Kurfürst von Brandenburg, neben Sachsen die festeste Säule des Lutherthums in Deutschland, den reformirten Glauben angenommen hatte. Solche gewaltige Ueberraschungen steigerten das Gefühl der Unsicherheit aller bestehenden Verhältnisse und die dumpfe Aufregung der Gemüther. Am Niederrhein führte die Erbitterung der beiden „Possidirenden" bald zum offenen Krieg. Spanische und holländische Truppen rückten gleichzeitig ins Land, jene für Pfalz, diese für Brandenburg. Der spanische Sommer 1614.
Feldherr Spinola bemächtigte sich als kaiserlicher Commissar der Städte Aachen, Wesel und Xanten, während sich Moriz von Oranien im Clevischen festsetzte. In diesem entscheidenden Augenblick überwog noch einmal auf beiden Seiten die Scheu vor einem allgemeinen Kriege, dessen Ausdehnung nicht vorauszusehen gewesen wäre. Man verglich sich zu Xanten über eine getheilte Administration, 12. Nov. 1614.
so daß Brandenburg Cleve, Mark und Ravensberg, Pfalz-Neuburg Jülich und Berg übernahm. Die Spanier und Holländer blieben jedoch gegen den Vergleich in den besetzten Städten. Der Pfalzgraf begann sofort in seinem Theil die katholische Restauration ins Werk zu setzen, wie er es auch nach des Vaters Tod in Neuburg that.

Unterhandlungen über die Nachfolge im Reich und in den Erblanden.

Kaum hatte Matthias die langerstrebte Kaiserwürde erlangt, so erhob sich schon wieder die alte Frage, wie die Nachfolge im Reiche und in den Erblanden zu ordnen sei. Matthias war bei der Kaiserwahl bereits 55 Jahre alt; erst im Jahr 1611 hatte er sich mit der Erzherzogin Anna von Tirol vermählt, und die Hoffnung auf einen Leibeserben war somit gering. Am spanischen Hofe hatte das Hinsiechen der älteren Linie des österreichischen Hauses längst den Gedanken angeregt, die Erbschaft anzutreten. Zuerst hatte Philipp III. selbst an Erwerbung der deutschen Kaiserkrone gedacht, dann arbeitete der spanische Gesandte am kaiserlichen Hofe, Don Zuñiga, an der Erhebung des zweiten Infanten Carlos. Philipp III. glaubte ferner, als Sohn einer Tochter Maximilians II., beim Erlöschen der männlichen Nachkommenschaft dieses Kaisers ein näheres Erbrecht auf die Kronen von Ungarn und Böhmen zu besitzen, als die steiermärkische Linie. Die Urkunde, worin die Königin Anna auf ihre Erbrechte Verzicht geleistet, war in einer Form abgefaßt, welche die spanischen Ansprüche eher begünstigte. In diesen Bestrebungen aber trat dem spanischen König das gemeinsame Familieninteresse des deutsch-österreichischen Hauses entgegen. Immer mehr befestigte sich hier die Ueberzeugung, daß Erzherzog Ferdinand von Steiermark der Einzige sei, der die Würde und Hoheit des deutschen Hauses Habsburg aufrecht

erhalten könne. Der Widerstand, der sich gegen die spanischen Pläne erhob, bewog Philipp III., seine Ansprüche auf das Maaß herabzuschrauben, welches wohl von vornherein das wirkliche Ziel seines Strebens war: gegen eine Landentschädigung, wozu er das österreichische Elsaß und Tirol als eine Verbindung zwischen den italienischen Besitzungen und den Niederlanden in Aussicht nahm, war er bereit, dem Erzherzog seine Unterstützung zu Theil werden zu lassen. Allein er fand auch bei diesen Ansprüchen wenig Entgegenkommen. Jahrelang zogen sich die Verhandlungen hin und ebenso lange blieb auch die Entscheidung der Nachfolgefrage in der Schwebe. Der spanische Gesandte nahm eine außerordentlich einflußreiche Stellung am kaiserlichen Hofe und im Reiche ein, in seiner Hand lag eigentlich der Verkehr der katholischen Reichsstände mit dem Kaiser. Matthias selbst bezog fortwährend spanische Subsidien; es ist daher begreiflich, daß der Madrider Hof in der deutschen Politik ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatte. Und nicht allein die ungelöste Frage der spanischen Entschädigung verzögerte die Ordnung der Nachfolge: der Kaiser, der sich noch immer mit der eiteln Hoffnung auf Nachkommenschaft trug und jeden Angriff auf seine Würde mit Empfindlichkeit und Unwillen aufnahm, schob jede bestimmte Erklärung in dieser Angelegenheit hinaus, und sein allmächtiger Minister Klesel unterstützte diese dilatorische Politik; war es doch vorauszusehen, daß ihm die Aufstellung eines Nachfolgers die Macht aus den Händen reißen würde. Während der Erzherzog Maximilian, in eifriger Hingebung für das Wohl seines Hauses, unablässig die Erhebung Ferdinands betrieb, spielte der Bischof, der um jene Zeit mit dem Kardinalspurpur geschmückt wurde, ein tiefverschlungenes diplomatisches Ränkespiel, um diese Erhebung zu hintertreiben oder doch zu verzögern. Zwischen dem Kardinal und den Erzherzögen entstand in Folge dessen eine erbitterte Feindschaft. Bei den geistlichen Kurfürsten fand Erzherzog Maximilian mit seinen Werbungen für Ferdinand günstiges Gehör, auch Johann Georg von Sachsen war dem Hause Habsburg so ergeben, daß ein Einspruch von seiner Seite nicht zu erwarten stand. Sollten die beiden andern Kurfürsten von der
Febr. 1616. Pfalz und Brandenburg nicht gewonnen werden können, schrieb Maximilian an den kaiserlichen Bruder, so müsse man sich begnügen, die Wahl durch vier Kurfürsten vornehmen zu lassen, man müsse übrigens auf Alles gefaßt sein und die nöthigen Rüstungen nicht versäumen. Diese Denkschrift gelangte auf unbekanntem Wege in die Oeffentlichkeit und erregte in den Kreisen der protestantischen Fürsten eine außerordentliche Bewegung. Die alten Reden von der Vergewaltigung der fürstlichen Freiheit, der Vernichtung der kurfürstlichen Wahlrechte, von bedrohlichen Kriegsrüstungen schienen nunmehr eine Bestätigung zu finden. Die Verbreitung dieses Schriftstücks, welche der Erzherzog Maximilian dem Kardinal Klesel zur Last legte, steigerte seine Erbitterung gegen den intriganten und herrschsüchtigen Priester. Fortan war es sein eifrigstes Anliegen, den ehrgeizigen Emporkömmling zu beseitigen. Mit aller seiner aufopfernden Anstren-

gung vermochte Maximilian, der unablässig zwischen Brüssel und Prag, zwischen Wien und dem Rhein ab- und zureiste, die Frage der Nachfolge nicht um einen Schritt weiterzubringen. Erst die Ankunft eines neuen spanischen Gesandten, des Grafen Oñate, brachte diese Angelegenheit wieder in Fluß. Es gelang jetzt dem spanischen Diplomaten, den Erzherzog Ferdinand zu einem geheimen Ver- 31. Januar 1617.
trag zu bewegen, worin dem König von Spanien für seine Unterstützung in der Successionsfrage jedes Reichslehen in Italien, das vacant würde, namentlich Finale und Piombino zugesichert wurde; eine zweite geheime Urkunde räumte der männlichen Nachkommenschaft des Königs den Vorzug vor den weiblichen Sprossen Ferdinands im Erbrecht ein und versprach die Abtretung des Elsasses. Mit diesen Zusagen, die freilich unter den Wirren der folgenden Zeit nicht in Erfüllung gingen, war das Einverständniß Spaniens mit den Erzherzogen hergestellt, und der gemeinsame Druck auf den Kaiser und den Kardinal Klesel ward nun so stark, daß weitere Ausflüchte und Verzögerungen nicht mehr möglich waren. Eine gefährliche Erkrankung des Kaisers beschleunigte die Feststellung der Nachfolgefrage, die zunächst in Böhmen gelöst werden sollte. Von allen Seiten gedrängt und im Gefühl des nahen Todes berief der Kaiser den böhmischen Landtag auf den 5. Juni 1617. Zwar erholte sich Matthias noch einmal, aber die Ausschreibung des Landtags war nicht mehr rückgängig zu machen. Mit Zorn und Angst blickte der Kardinal Klesel auf diese Ereignisse, welche die Vorboten seines nahen Sturzes waren.

2. Die Bewegung in den Ländern der habsburgischen Monarchie.

Waren die Versuche, das kaiserliche Ansehen über den hadernden Parteien im Reiche herzustellen, gescheitert, so war Matthias auch in seinen Stammlanden nicht viel glücklicher. Die protestantische und ständische Bewegung war durch die Zugeständnisse der vergangenen Jahre keineswegs beruhigt und wurde durch die kirchliche Restaurationspolitik, die der Kaiser von Anfang an betrieb, stets von Neuem wachgerufen. Matthias' Stellung in den Erblanden, namentlich in Böhmen. Matthias gedachte, indem er gegen die Türken ein großes Heer aufstellte, zugleich den Widerstand im eigenen Lande niederzuhalten. Allein der Reichstag war, wie wir gesehen haben, nicht geneigt, ihm hierzu die Mittel zu gewähren, und auch seine Werbungen am spanischen und päpstlichen Hofe hatten nicht den erwünschten Erfolg. In **Ungarn** bestand das kaiserliche Regiment nur noch dem Namen nach; der Palatin **Thurzo** arbeitete offen an der Abschüttelung der habsburgischen Herrschaft. **Siebenbürgen** bewahrte trotz der Bestimmungen des Wiener Friedens (S. 807) seine Unabhängigkeit. Auf Bocskay folgte Sigmund Ragoczy und, als dieser im Jahr 1608 zurücktrat, Gabriel Bathory. Gegen den letzteren erhob sich dann ein ehrgeiziger Heerführer, **Bethlen Gabor** (Gabriel Bethlen), und bemächtigte sich mit türkischer Hülfe der Herrschaft von Siebenbürgen, ohne daß die kaiserlichen Rechte im 1613.

geringsten beachtet worden wären. Und nicht anders sah es in den übrigen Ländern der habsburgischen Monarchie aus; allenthalben in Oesterreich, in Böhmen und Mähren dumpfe Gährung oder offene Unbotmäßigkeit. Noch einmal beschloß Matthias in dieser Bedrängniß die Landstände um sich zu versammeln. Aber welche Summe von Forderungen erhoben dieselben, ehe sie zu Leistungen bereit waren!

Forderungen der Böhmen. Vor Allen waren es die **Böhmen**, welche auf Grund der Versprechungen von 1611 mit weitgehenden Ansprüchen hervortraten. Sie verlangten eine Conföderation mit den Ständen der übrigen unter Matthias' Scepter vereinigten Lande zum gegenseitigen Schutze ihrer Rechte und Freiheiten, mit einer neuen „Defensionsordnung", welche die gemeinsamen Wehrkräfte umfassen sollte, ferner das Recht, sich auf Kreistagen zu versammeln und ihre Angelegenheiten zu berathen, und die Erneuerung der alten Erbeinigungen mit Sachsen, Brandenburg, Polen. Matthias hatte zur Berathung dieser Punkte einen Generallandtag in Aussicht gestellt, zu welchem auch die Stände von Oesterreich und Ungarn geladen werden sollten. Es war vorauszusehen, wie sehr dadurch das landesherrliche Ansehen vor den Ständen gedemüthigt wurde, und darum zögerte Matthias zwei Jahre lang mit der Erfüllung seiner Versprechungen. 29. Jan. 1614. Endlich verstand er sich dazu, die böhmischen Stände nach Budweis zu berufen. Aber die Häupter der Opposition wollten weder in dieser Versammlung einen Ersatz für den versprochenen Generallandtag erkennen, noch wollten sie auf die königlichen Geldforderungen eingehen, ehe die „vier Punkte" verhandelt worden seien. Die gewaltthätigen Absichten des Hofes und der wahre Zweck der Kriegsrüstungen waren kein Geheimniß mehr und steigerten das Mißtrauen und den Unwillen der Stände. Nur mit Mühe und bittenden Worten vermochte Matthias noch einmal den Sturm zu beschwören. Gegen die schriftliche Versicherung, den Generallandtag zur Berathung der vier Punkte bis zum Januar 1615 einzuberufen, ließen sich die Stände noch einmal zur Bewilligung der gewöhnlichen Steuern herbei, weitergehende Forderungen, insbesondere die Ausrüstung eines Heeres, aber wurden zurückgewiesen. Der Graf Thurn und der Freiherr Colonna von Fels überreichten dem Kaiser eine Denkschrift, worin die Besorgnisse der Stände hinsichtlich der kaiserlichen Politik, insbesondere der Aufstellung eines Kriegsheers offen dargelegt waren. Zugleich aber traten auch die Häupter der Opposition offener und kühner mit ihren auf Abfall vom Hause Habsburg gerichteten Plänen hervor. Dem Kurfürsten von Sachsen wurde geradezu die böhmische Krone angetragen, freilich aber von dem bedächtigen und dem kaiserlichen Hause ergebenen Fürsten ausgeschlagen. Was Matthias von den Böhmen nicht erreichen konnte, die Aufstellung eines Heeres gegen die Türken, das erlangte er auch nicht, als er einen „**Generalconvent**" **nach Linz** ausschrieb, wo die Stände aller habsburgischen Länder vertreten waren. (August 1614.) Unter diesen Umständen entschloß sich der Kaiser, seine ungarischen Pläne aufzugeben, Bethlen Gabor als Fürsten von Siebenbürgen anzuerkennen und den Frieden mit den Türken zu erneuern.

Generallandtag in Prag. Wenn es dem Kaiser nicht gelang, die Stände für seine Absichten zu gewinnen, so scheiterte auf der andern Seite auch das Bestreben der böhmischen Opposition, eine allgemeine Conföderation zum Schutze der Rechte und Freiheiten zu Stande zu bringen. Juni 1615. Im Jahr 1615 trat endlich der böhmische Generallandtag in Prag zusammen, um die „vier Punkte" in Berathung zu ziehen. Der Kardinal Klesel hatte in einem Gutachten den Gedanken einer Conföderation mit einer neuen Defensionsordnung nicht widerrathen, nur erblickte er ihren Zweck nicht im Schutze der ständischen Rechte, son-

dern in der gemeinsamen Abwehr äußerer Feinde und der Unterdrückung innerer Rebellion, eine Auffassung, die von dem politischen Geiste ihres Urhebers zeugte und geeignet gewesen wäre, aus der österreichischen Ländermasse einen Staat zu machen, aber freilich den Ansichten der ständischen Opposition gerade zuwiderlief. Unter den versammelten Ständen auf dem Generallandtag gab sich nun von vornherein so viel Eifersucht, Zerfahrenheit und Hader kund, daß die Conföderationsverhandlungen ohne den geringsten Erfolg verliefen. Die Ungarn waren gar nicht erschienen, die Deputirten der übrigen Länder reisten mißmuthig ab. Und wie die Conföderation, so scheiterten auch die andern Punkte, die freie Versammlung auf Kreistagen, worin die Opposition ein geeignetes Mittel erkannte, ihre Zwecke im Lande auszubreiten, und nöthigenfalls eine allgemeine Bewaffnung zu organisiren, und die Erneuerung der Erbeinigungen, welche die Einmischung auswärtiger Fürsten in die bisherigen Verfassungsstreitigkeiten begünstigen sollte. Es gelang der Regierung noch einmal eine Majorität auf dem Landtage zu gewinnen, auch die Steuerbewilligungen waren über Erwarten reichlich. Groll und Erbitterung im Herzen, verließen die Häupter der Opposition, an ihrer Spitze Thurn, den Landtag.

Unter den Wortführern der böhmischen Opposition ragte der Graf Heinrich Matthias von Thurn hervor. Die Familie, von dem Mailänder Dynastengeschlecht della Torre abstammend, gehörte nicht zu dem alten böhmischen Adel; in Aquileja, Kärnthen, Krain und Görz war sie angesessen, erst der Vater des Grafen Heinrich Matthias hatte die böhmischen Besitzungen erworben. Trotz dieser fremden Abstammung und der mangelhaften Kenntniß der böhmischen Sprache war Graf Thurn seit lange ein Vorkämpfer der protestantischen Opposition im Lande; seinem entschiedenen Auftreten besonders war es zu danken, daß dem Kaiser Rudolf der Majestätsbrief abgerungen wurde; als „Defensor“ vertheidigte er mit größtem Eifer die protestantischen Ansprüche. Dann verhalf er nach Kräften dem Matthias zur Erlangung der böhmischen Krone, wofür er das Burggrafenamt von Karlstein erhielt, drang aber auch mit aller Entschiedenheit auf die Bewilligung der ständischen Forderungen, und blieb seitdem die Seele der Opposition und bald des Aufstandes wider die habsburgische Herrschaft. Graf Thurn.

Der Majestätsbrief und der ihn ergänzende „Vergleich zwischen den katholischen und protestantischen Ständen“ war eine widerwillig gewährte Concession, die einen dauernden und aufrichtigen Frieden unter den beiden Religionsparteien nicht herbeizuführen vermochte. Das Zugeständniß der Freiheit des Bekenntnisses ließ im Einzelnen noch viele Fragen offen, die bei dem gegenseitig herrschenden Mißtrauen sich bald zu offener Feindseligkeit verschärfen mußten; die Bestimmungen über eine Reihe wichtiger Punkte waren so unklar und widerspruchsvoll gefaßt, daß beide Parteien für ihre entgegenstehenden Auffassungen sich auf diese Gesetze berufen zu können glaubten. So gewährte der Majestätsbrief das Recht des Kirchenbaus nur den drei höheren Ständen, den Herren, Rittern und königlichen Städten, und der „Vergleich“ fügte außerdem noch die Bewohner der „königlichen Güter“ hinzu. Ueber den Begriff der königlichen Güter aber waren die Beginn der religiösen Streitigkeiten in Böhmen.

Ansichten getheilt. Die Protestanten verstanden darunter auch die geistlichen Besitzungen; denn der Klerus sei nicht der wahre Eigenthümer geistlicher Güter, sondern nur der Nutznießer, das wahre Eigenthumsrecht stehe dem König zu, welcher sie nach Gutdünken belasten, verkaufen oder verschenken könne, eine Befugniß, von der auch die habsburgischen Landesherren selbst häufig genug Gebrauch gemacht hatten. Die Protestanten beriefen sich für ihre Auffassung mit gutem Grund auf mehrere Stellen der Landesordnung, während die Katholiken aus der Thatsache, daß die Religionsurkunden diese weitere Auffassung des Begriffs „königliche Güter" nicht ausdrücklich anerkannten, die Folgerung zogen, daß eine solche Ausdehnung nicht im Sinne der damaligen Vereinbarung gelegen, und nach der Landesordnung den König nur als Schutzherrn, nicht als Eigenthümer der geistlichen Besitzungen gelten lassen wollten. An dieser unglückseligen Streitfrage entzündeten sich die Ereignisse, die als der unmittelbare Anlaß des gräuelvollsten aller Kriege betrachtet zu werden pflegen. Als die Bürger der Stadt Braunau, die zu dem dortigen Benedictinerstift gehörte, den Bau einer
1611. protestantischen Kirche begannen, führte der Abt über dieses nach seiner Auffassung ungesetzliche Unternehmen Klage, und Matthias verbot den Bau. In dieser Entscheidung sahen die „Defensoren" ihrerseits eine Verletzung der Religionsgesetze. Eine evangelische Landesversammlung protestirte gegen die königliche Verfügung und forderte die Braunauer zur Fortführung des Baues auf, der dann auch im folgenden Jahre zu Stande kam. Bald darauf wiederholte sich derselbe Fall in der Stadt Klostergrab, die zum Stift Ossegg gehörte. Die
1614. beiden Kirchen wurden endlich mit Gewalt geschlossen, und zugleich bethätigte Matthias seinen katholischen Eifer, indem er auf den weiten Territorien des königlichen Besitzes auf das Rücksichtsloseste restauriren ließ. Der Kaiser konnte sich hierbei auf eine Bestimmung des „Vergleichs" stützen, deren Fassung eine bedenkliche Unklarheit an sich trug. Trotzdem nämlich das Jahr 1609 als Normaljahr für den confessionellen Charakter der Kirchen und Pfarren festgesetzt war, hieß es an einer anderen Stelle, daß es den katholischen und protestantischen Ständen sowie dem Könige unbenommen bleiben solle, auf alle Pfarren, über die ihnen das Patronatsrecht zustehe, auch solche utraquistische Priester einzusetzen, die vom Erzbischof die Weihe erhalten hätten. Nur die in den königlichen Städten befindlichen utraquistischen Pfarren und Kirchen sollten als protestantisches Eigenthum gelten. Die Protestanten bezogen dies Recht katholischer Pfarrbesetzungen nur auf die Kirchen der Altutraquisten, d. h. derjenigen Religionspartei, welche sich der „böhmischen Confession" nicht angeschlossen hatte und in der That den Protestanten ferner stand als den Katholiken, von denen sie sich nur durch das Abendmahl unter beiderlei Gestalt unterschied. Der Erzbischof von Prag aber, dem Matthias seine Patronatsrechte abgetreten, ging in der Weise vor, daß er nach und nach sämmtliche königliche Pfarren mit katholischen Priestern besetzte und in der Folge auch den protestantischen Bauern den Besuch

fremder Kirchen geradezu verbot. Die Beschwerden der Protestanten über Verletzung der Religionsgesetze wurden nicht beachtet.

Die Aufregung in Böhmen, die Erbitterung der Protestanten, der Groll der ständischen Opposition war auf eine bedenkliche Höhe gestiegen, als der Landtag zur Festsetzung der böhmischen Nachfolge eröffnet wurde. Und doch gelang es dem Hause Habsburg, noch einmal einen vollkommenen Triumph zu erringen. Die obersten Landesbeamten und der Herrenstand gehörten in ihrer Mehrzahl der katholischen Partei an; die städtischen Deputirten wurden vom Stadtrath gewählt, der seinerseits vom König besetzt wurde, so daß die eigentliche Gesinnung der Bürgerschaft nicht zum Ausdruck kommen konnte. Ueberredung und Einschüchterung ließen auch bei der Opposition den Widerspruch verstummen. Graf Thurn war fast der Einzige, der fest blieb. Und nicht gewählt wurde Ferdinand, sondern einfach „angenommen". Der Versuch, das alte Wahlrecht der bömischen Krone noch einmal geltend zu machen, konnte nicht durchgeführt werden. Kraft des habsburgischen Erbrechts bestieg Ferdinand den böhmischen Thron. Der neue König verhehlte die Gesinnungen, mit denen er die Krone übernahm, keineswegs. Mit Mühe erlangten die Stände die hergebrachte Bestätigung ihrer Rechte und Privilegien; seine Abneigung gegen den Majestätsbrief äußerte Ferdinand unverhohlen. Die Führer der Opposition wurden ungnädig aufgenommen, und, wo es anging, ihrer Aemter entsetzt. Dem Grafen Thurn wurde das reichdotirte Burggrafenamt von Karlstein entzogen und die zwar dem Range nach höhere, aber an Macht und Einkünften geringe Würde eines Obersthoflehnrichters übertragen, da die Amtsentsetzung eines der obersten Landesbeamten verfassungsmäßig nur bei einem Thronwechsel oder unter Beförderung zuläßig war. Alle Kundgebungen der neuen Regierung bewiesen, daß eine schwere Zeit gewaltthätiger Reaction im Anzuge war. — Im folgenden Jahre erlangte Ferdinand auch die ungarische Krone, nachdem man sich wochenlang darüber gestritten, ob dieselbe auf Grund eines freien Wahlrechts der Stände oder eines habsburgischen Erbrechts erworben werde. Man einigte sich schließlich über eine unbestimmte Formel, in welcher beide Theile ihre Ansprüche gewahrt sahen. Mit der Proclamation zum König von Ungarn besaß Ferdinand nunmehr den überwiegenden Theil der habsburgischen Besitzungen.

Ferdinand erlangt die böhmische u. die ungarische Krone. 5. Juni 1617.

16. Mai 1618.

Noch aber fehlte die deutsche Kaiserkrone. Mehrmals schon war die Berufung des Kurfürstentages zum Zwecke der Wahl in nahe Aussicht gestellt worden, und die Mehrzahl der Stimmen war für Ferdinand gewonnen. Die Werbungen des Pfalzgrafen, der bald den Herzog von Lothringen, bald Maximilian von Bayern als Gegencandidaten aufstellen wollte, waren erfolglos. Allein von einem Termin zum andern wurde der Wahltag verschoben. Der Kardinal Klesel wußte immer neue Ausflüchte zu finden, um den willenlosen Kaiser von der Reise zum Kurfürstentag abzuhalten. Die ränkevolle Politik des intriganten und ehrgeizigen Mannes, der in der siegreichen Sache Ferdinands stets seinen eigenen

Verzögerung der Kaiserwahl.

Sturz vor Augen sah, wird nie ganz enthüllt werden. Zeitgenossen, die mit den Verhältnissen vertraut waren, standen nicht an, ihn den grimmigsten Feind des Hauses Habsburg zu nennen und ihn verrätherischer Verbindungen selbst mit den deutschen Calvinisten und der ungarischen Opposition zu bezichtigen. Mit Mißtrauen und Haß blickte die Hofpartei, welche sich um Ferdinand und den Erzherzog Maximilian, um den Nuntius und den spanischen Gesandten schaarte, auf den Kardinal, der das unwandelbare Vertrauen des Kaisers besaß und ihre eigenen Pläne so vielfach durchkreuzte. Die Frage der deutschen Kaiserwahl blieb in der That ungelöst, so lange Matthias lebte; denn die Ereignisse in Böhmen lenkten bald Aller Aufmerksamkeit auf sich und nöthigten Ferdinand, auf die Erhaltung seiner bereits erworbenen Kronen bedacht zu sein.

3. Der böhmische Aufstand.

Fortschritte der katholischen Reaction in Böhmen. In Böhmen hatte die Aufregung der Gemüther seit Ferdinands Thronbesteigung mit jedem Tage zugenommen; schon sprach man von dem Ausbruch des Kriegs als von etwas ganz Unvermeidlichem und nahe Bevorstehendem. Die neue Regierung schritt ohne Scheu auf der Bahn der katholischen Restauration fort, die Gegenreformation wurde planmäßig und gewaltsam betrieben. Schon kam es vielfach vor, daß die Bewohner königlicher Güter, welche sich weigerten, den katholischen Glauben anzunehmen, zur Auswanderung gezwungen wurden, mit offener Verletzung des Majestätsbriefs. Von den königlichen Gütern ging dann der Angriff zu den Städten über. Hatten diese, die mit Ausnahme von Budweis und Pilsen fast völlig protestantisch waren, bisher die Katholiken meist von der Erwerbung des Bürgerrechts ausgeschlossen, so wurden sie nunmehr zur Aufnahme derselben gezwungen, und da die Besetzung der städtischen Aemter dem König zustand, so gelangte bald die ganze municipale Verwaltung in katholische Hände, während anderseits in den zu den königlichen Gütern gehörigen Städten Protestanten grundsätzlich vom Bürgerrecht ausgeschlossen blieben. Bald waren die Gemeinderäthe in vielen durchaus protestantischen Städten vorwiegend katholisch.
4. Nov. 1617. Für Prag erließ man eine neue Gemeindeordnung, welche das Regiment in die Hände der „Königsrichter" legte und die städtische Autonomie vernichtete, und veranstaltete zugleich eine Untersuchung, ob das kirchliche Vermögen im Sinne der ursprünglichen Stiftung verwaltet werde; damit war die Absicht ausgesprochen, den Protestanten das gesammte Kirchengut und schließlich die Kirchen selbst zu entziehen ohne Rücksicht auf das im Religionsvergleich festgesetzte Normaljahr 1609. Gelangen solche Pläne in der Hauptstadt, so stand ohne Zweifel auch den übrigen Städten dasselbe Schicksal bevor. Bald darauf wurde auf erzbischöflichen
Dez. 1617. Befehl die vielgenannte Kirche in Klostergrab niedergerissen; die Braunauer wehrten den Versuch, ihre Kirche zu schließen, mit Gewalt ab. Die Reaction glaubte nunmehr alle Mäßigung fahren lassen, die Religionsgesetze von 1609

offen verhöhnen zu dürfen. Aber „das Dröhnen der in Klostergrab stürzenden Kirchenmauern hallte in ganz Europa wieder".

In dieser Bedrängniß beriefen die Defensoren die protestantischen Landesbeamten und Deputirte aus den Kreisen zu einem Protestantentag nach Prag, um über die Wahrung der gefährdeten Glaubensinteressen zu berathen. Die Grafen Thurn und Andreas Schlick stellten den Versammelten die vielfachen Kränkungen und Benachtheiligungen vor, die man in den letzten Jahren erlitten, und riethen zu einer Eingabe an die Statthalter mit der Bitte um Abstellung der Beschwerden. Kaiser Matthias weilte in Wien und hatte für die Dauer seiner Abwesenheit die Leitung der Geschäfte zehn Statthaltern übertragen, worunter der Oberstburggraf Adam von Sternberg, der Obersthofmeister Adam von Waldstein, der Oberstlandkämmerer Georg von Talmberg und die Herren Slawata und Martinitz die angesehensten waren. Als die Statthalter den Protestanten eine abweisende Antwort gaben, sandten diese eine zweite Eingabe an den Kaiser und beschlossen zugleich eine erneute Zusammenkunft auf den 21. Mai, zu welchem Termin die kaiserliche Antwort erwartet werden konnte. Der Bescheid des Kaisers war eine schroffe Abfertigung; mit heftigen Worten erklärte Matthias, er werde eine Wiederholung des Protestantentages nicht dulden, seine Langmuth sei erschöpft, er wolle dem drohenden Feuer dadurch begegnen, daß er die Urheber dieser Vorgänge vor Gericht stellen lasse. Zugleich erneuerte die Regierung den Versuch, die königlichen Städte von den adeligen Führern der Bewegung zu trennen, was ihr durch den starken Einfluß, den sie auf die Zusammensetzung der städtischen Collegien ausüben konnte, auch bei vielen, namentlich der Hauptstadt Prag gelang. Die kaiserliche Antwort erregte unter den Protestanten große Erbitterung; man glaubte, sie rühre von den Statthaltern, namentlich den Herren von Martinitz und Slawata her, während in Wirklichkeit der Kardinal Klesel der Urheber gewesen zu sein scheint. Trotz des kaiserlichen Verbots beharrten die Defensoren auf der Abhaltung der neuen Protestantenversammlung, welche durch die Gesetze des Jahres 1609 gestattet war und an dem bestimmten Termin auch zusammentrat.

Versammlung der Protestanten in Prag. März 1618.

21. März.

21. Mai 1618.

Die Häupter der Bewegung waren entschlossen, jetzt den Bruch mit dem habsburgischen Regimente zu vollziehen und das Signal zum offenen Aufstande zu geben. In dem wilden Gemüthe des Grafen Thurn entstand der Plan, die Statthalter, zur Zeit die Repräsentanten des kaiserlichen Regiments, zu ermorden. Gab man doch ihnen die Schuld an dem letzten heftigen Bescheid des Kaisers. In geheimen Unterredungen wurden die übrigen Häupter der Opposition für die Verschwörung gewonnen: Colonna von Fels, Wenzel von Ruppa, Albrecht Smiricky, Wenzel Budowec, Paul von Ričan, Graf Schlick, Wilhelm von Lobkowitz u. A. Sie haben später theilweise die Schuld des Einverständnisses geleugnet, ohne mit ihren Rechtfertigungen viel Glauben zu finden und zu verdienen. Nicht in augenblicklich aufwallender Leidenschaft ist die That, welche

Der Fenstersturz.

so namenloses Wehe über Böhmen und Deutschland bringen sollte, vollzogen worden, sondern mit Vorbedacht und Ueberlegung; selbst die Todesart der Statthalter scheint vorher beschlossen gewesen zu sein. Am frühen Morgen des 23. Mai zogen die versammelten Stände in das Prager Schloß, um die Antwort auf die kaiserliche Forderung der Auflösung der Versammlung zu überbringen. Sie trafen nur vier der Statthalter an, den Oberstburggrafen Adam von Sternberg, den Großprior des Malteserordens Diepold von Lobkowitz, den Oberstlandrichter Wilhelm von Slawata und den Burggrafen von Karlstein, Jaroslaw von Martinitz. Die beiden ersten galten für gemäßigte und wohlwollende Männer, während man die beiden andern der Urheberschaft an den jüngsten feindseligen Schritten der Regierung beschuldigte. Mit drohenden und zornigen Worten verlangten die Stände eine Erklärung, ob die Statthalter an dem kaiserlichen Schreiben vom 21. März mitgewirkt hätten. Auch als Sternberg die Schuld von sich und seinen Amtsgenossen ablehnte, wurden die Wüthenden nicht beruhigt. Den Herrn von Martinitz und Slawata wurde nun eine ganze Reihe von Vorwürfen und Anklagen vorgehalten, wie sie die Rechte der Protestanten gekränkt, den Majestätsbrief verletzt hätten, an allem Hader der Stände und allem Unheil, das über Böhmen gekommen, die Schuld trügen. Den Anklagen folgten Rechtfertigungen, ein Wortwechsel von unerhörter Heftigkeit erhob sich. Allein das Urtheil war schon vorher gesprochen. Slawata und Martinitz wurden für Feinde des Vaterlands und des Gemeinwohls erklärt, während die beiden andern Statthalter aus dem Saale gedrängt wurden. Dann ergriffen die Verschwornen, voran Thurn und Lobkowitz, die beiden Angeklagten und stürzten sie zu den Fenstern achtundzwanzig Ellen tief in den Schloßgraben hinab, ihnen nach den Secretär Philipp Fabricius, der einige schüchterne Ermahnungen wagte. Allein wunderbarer Weise wurde keiner erheblich verletzt, trotzdem von den Wällen und aus den Fenstern der Kanzlei noch eine Menge Kugeln ihnen nachgesandt wurden. Martinitz und Fabricius, der später unter dem wohlverdienten Namen von „Hohenfall" in den Adelstand erhoben wurde, bewerkstelligten glücklich ihre Flucht außer Landes, und auch an Slawata, der krank zurückblieb, wagten die Stände nicht das Todesurtheil, das durch so wunderbare Fügung abgewandt worden war, nachträglich zu vollstrecken.

23. Mai 1618.

Errichtung einer provisorischen Regierung. 1618.

Mit der Gewaltthat vom 23. Mai war der Bruch mit dem habsburgischen Regiment unheilbar geworden, und doch hielten die in Prag versammelten Stände, die sich jetzt als ein regelmäßiger Landtag benahmen, den Schein der Loyalität gegen das Herrscherhaus noch immer aufrecht. Noch bezeichneten sie sich als des Kaisers getreue und gehorsame Unterthanen und suchten sich bei ihm zu rechtfertigen, gleichzeitig aber auch der Zustimmung des ganzen Landes und auswärtiger Fürsten zu versichern. Nicht gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit, sondern nur gegen die Bedränger ihrer kirchlichen Freiheit sollte der Aufstand gerichtet sein. Auch in der Folge, als die Steuern für Rechnung der Stände

erhoben wurden, bezog Matthias die Einkünfte aus den königlichen Gütern weiter. Die Rebellion trug auch nicht einen ausschließlich protestantischen Charakter; die Aufrechthaltung des Majestätsbriefs und der ständischen Freiheiten, welche die Empörer auf ihre Fahne schrieben, war eine Losung, welcher auch Katholiken von gemäßigter und duldsamer Gesinnung folgen konnten. In der That erklärten sich nicht nur fast alle königlichen Städte, die sich bisher von den adeligen Häuptern der Bewegung einigermaßen fern gehalten, sondern auch viele Katholiken mit den folgenden Ereignissen einverstanden. Doch hatten auch wieder Andere, welche sich als Förderer der katholischen Reaction hervorgethan, der Abt von Braunau, der Erzbischof von Prag, der Secretär Michna, in weiser Voraussicht ihr Heil in der Flucht gesucht. Am Tage nach der Gewaltthat im Prager Schlosse traten die Stände wieder zusammen, um eine provisorische Regierung einzusetzen. Man beschloß einen ständischen Ausschuß von dreißig „Directoren“ zu errichten, je zehn aus dem Herren- und Ritterstand und den Städten. Die hervorragendsten Häupter der Bewegung, Wilhelm von Lobkowitz, Graf Andreas Schlick, Budowec, Albrecht Smiricky und vor Allen Wenzel von Ruppa, dem später das Präsidium übertragen wurde, waren unter den Directoren. 24. Mai 1618

Graf Thurn beschränkte sich als Generallieutenant auf die Leitung des Heerwesens, obschon er, die Seele des ganzen Aufstandes, berufen gewesen wäre, an die Spitze der neuen Regierung zu treten. Ihm zunächst im militärischen Commando stand Colonna von Fels, und in der Folge wurde der Graf Hohenlohe als zweiter Generallieutenant mit gleichem Rang dem Grafen Thurn beigeordnet. Das vielköpfige Regiment, das an Männern von hervorragenden geistigen Eigenschaften keineswegs reich war, übernahm die Leitung der Geschäfte nicht unter günstigen Auspicien. Das wichtigste Anliegen, die Organisation der Streitkräfte, wurde in einer Weise vollführt, die eine siegreiche Abwehr feindlicher Angriffe sehr fraglich erscheinen ließ. Zwar wurde ein umfassendes Landesaufgebot beschlossen, man beschränkte sich aber am Ende auf Werbungen. Mit den auf diese Weise zusammengebrachten Truppen, einigen Tausend Mann, rückte Thurn Mitte Juni der österreichischen Grenze zu. Allein schon vor Budweis, das die Thore verschloß, zeigte sich die Unzulänglichkeit der Streitkräfte. Zugleich erwiesen sich die finanziellen Hülfsmittel bald als ungenügend; die Städte verweigerten eine Anleihe und die Steuern, die der Landtag bewilligte, reichten nicht hin. Militärische Anordnungen.

Kaiser Matthias, geistig und leiblich bereits gebrochen, hätte gerne seine alten Tage in Frieden beschlossen und war zu einem Vergleiche bereit, wozu auch die Anhänger des Hauses Habsburg in Böhmen riethen. Er schickte Commissare und Manifeste an die Aufständischen ab und führte unfruchtbare Verhandlungen mit den Directoren, während eine kriegslustige Partei am Hofe, voran König Ferdinand und der Erzherzog Maximilian, dann der Kanzler Lobkowitz, der Haltung des Hofes und Sturz des Kardinals Klesel.

spanische Gesandte Oñate die Rebellion mit Waffengewalt niedergeschlagen sehen wollten. Zwei Monate lang siegte am kaiserlichen Hofe die Friedenspolitik, und nutzlos verstrich eine kostbare Zeit mit diplomatischen Verhandlungen. Ferdinand, in Ungarn zurückgehalten, konnte die Rüstungen nicht so beschleunigen wie er wünschte. Das Mißtrauen, welches der Kaiser noch immer gegen ihn hegte, hinderte in dieser kritischen Stunde eine einmüthige und entschlossene Haltung des Herrscherhauses. Als Ferdinand endlich vom ungarischen Reichstag in Wien angelangt war, beschloß er im Verein mit Maximilian den Mann, der so lange ihre Pläne durchkreuzt hatte und als der eigentliche Urheber der kaiserlichen Politik anzusehen war, den Kardinal Klesel, unschädlich zu machen, in der richtigen Voraussetzung, alsdann mit dem willenlosen Matthias freies Spiel zu
20. Juli 1618. haben. Ein Besuch bei dem Erzherzog Maximilian bot die Gelegenheit, den Kardinal festzuhalten und dann in eiliger Flucht nach Tirol zu entführen. Ohne ernstlichen Widerstand sah der altersschwache Kaiser den Sturz seines langjährigen allmächtigen Rathgebers und Günstlings mit an, und auch die päpstliche Curie ließ sich die Gewaltthat an dem Kardinal gefallen. Der Papst ernannte eine Commission zur Untersuchung der von Ferdinand erhobenen Anklagen auf Hochverrath und Schädigung der kirchlichen Interessen, und entschied darauf, daß der Gefangene in lebenslänglicher Haft gehalten werden sollte. Man klagte ihn an, das kaiserliche Ansehen verkleinert, die Festsetzung der Erbfolge verhindert, den Hader im Herrscherhaus angefacht, dadurch den Protestanten und den Türken Vorschub geleistet, endlich der Simonie und Bestechlichkeit sich schuldig gemacht zu haben. Wir haben gesehen, daß diese Vorwürfe zum Theil nicht unbegründet waren, daß der Kardinal in der That sein eigenes Interesse oft mehr im Auge gehabt, als das Wohl des kaiserlichen Hauses, dem zu dienen er vorgab, daß er an der Entfremdung des Kaisers von den Gliedern seiner Familie nicht unschuldig war; auch der Makel schnöder Habsucht und Bestechlichkeit war bei ihm, der allenthalben Beneficien, Pensionen und Besoldungen bezog und ein riesiges Vermögen zusammenbrachte, begründet genug. Unverdient war sonach das Geschick des ränkevollen eigennützigen Mannes nicht, wenn auch immer sein Fall ein Gewaltstreich, nicht ein Act unparteiischer Justiz war. In der Folge entließ Ferdinand den Kardinal nach Rom und im Jahr 1627 gewährte er ihm sogar die Rückkehr nach Oesterreich und den Ersatz seines confiscirten Vermögens. Am 18. September 1630 ist er in der Heimath als hochbetagter Greis gestorben. Wenige Monate nach dem Sturze Klesels ging
2. Nov. 1618. auch der Erzherzog Maximilian aus der Welt, der unversöhnlichste Gegner des Kardinals, der jahrelang an seinem Untergang gearbeitet.

Auswärtige Verbindungen. Es war leicht vorauszusehen, daß der böhmische Aufstand kein vereinzeltes Ereigniß bleiben werde. Entsprang er doch aus Ursachen, die allenthalben in ähnlicher Weise vorhanden waren, und hatten doch längst die religiösen Streitigkeiten zu den weitverzweigtesten internationalen Verbindungen geführt. Die

Augen der Böhmen waren von Anfang an auf die Hülfe der deutschen Union, namentlich des Kurfürsten von der Pfalz, gerichtet, und in der That waren auch die Zusicherungen, die ihnen das Heidelberger Cabinet durch den Grafen Albrecht von Solms zukommen ließ, sehr vertrauenerweckend. Auf der andern Seite fanden auch die Bemühungen des Kaisers um auswärtige Bundesgenossen bereitwilliges Entgegenkommen. Von Seiten der deutschen Reichsstände war zwar eine directe Unterstützung nicht zu erwarten; man mußte, auch bei den katholischen Reichsfürsten, zufrieden sein, wenn nur die böhmische Truppenwerbung untersagt oder freundschaftliche Vermittelung angeboten wurde. Dagegen war von Seiten Spaniens, des Königs Sigmund III. von Polen, des Schwagers Ferdinand's und des Erzherzogs Albrecht in Brüssel auf bewaffnete Hülfe zu rechnen, und auch Ludwig XIII. von Frankreich sah in dem böhmischen Aufstand einen Kampf gegen die katholische Kirche und das legitime Königthum, und ließ von der alten französischen Politik ab, jedem auf Schwächung des Hauses Habsburg gerichteten Bestreben Förderung angedeihen zu lassen. Von der Gunst oder Abneigung der fremden Mächte bis zum offenen Eingreifen in den Kampf war allerdings noch ein weiter Schritt, und je weniger die auswärtigen Verhandlungen einen augenblicklichen Erfolg hatten, desto mehr kam es auf die Haltung der übrigen Länder des deutsch-habsburgischen Hauses an, die naturgemäß von den böhmischen Ereignissen viel unmittelbarer berührt wurden. Von beiden Seiten wurden denn auch große Anstrengungen gemacht, sich der Ergebenheit und Unterstützung in den andern Theilen der Monarchie zu versichern. In Ungarn fanden weder die Böhmen noch der Kaiser Bereitwilligkeit, sich der fernen Händel anzunehmen, der Reichstag rieth beiden Theilen zu Frieden und Nachgiebigkeit, der Palatin Forgach bethätigte überdies seine Anhänglichkeit an die kaiserliche Sache durch Verhaftung des böhmischen Gesandten 3. Juli 1618.
Dr. Jessenius. Günstiger für die Aufständischen lagen die Dinge im Erzherzogthum Oesterreich, wo der religiöse Druck längst eine große Erbitterung gegen das Herrscherhaus aufgehäuft hatte und der calvinische Freiherr von Tschernembl eifrig die Aufregung schürte. Wenn die österreichischen Stände auch nicht gemeinsame Sache mit den Aufständischen machten, so gaben sie doch unverhohlen die feindseligste Gesinnung gegen den Kaiser kund. Auch aus Schlesien, wo der brandenburgische Markgraf Johann Georg von Jägerndorf längst gefährliche Umtriebe gegen das Haus Habsburg gesponnen, kamen den Böhmen Versicherungen wärmster Sympathie zu, während sie wider alles Erwarten in dem stammverwandten Mähren eine ungünstige Stimmung vorfanden, was in erster Linie der Thätigkeit Karl von Zierotins zuzuschreiben ist. Wir haben den mährischen Edelmann, der einen allmächtigen Einfluß im Lande ausübte, früher als den eifrigsten Vorkämpfer der protestantisch-ständischen Opposition kennen gelernt. Ohne je seiner religiösen Ueberzeugung untreu zu werden, bewahrte er doch stets dem habsburgischen Herrscherhause eine loyale Gesinnung, und trat in diesen

kritischen Tagen entschieden für die kaiserliche Sache ein, mehr als es seine Vergangenheit und seine politischen Grundsätze voraussehen ließen und erklärlich machen. Indem Zierotin und der mährische Landtag dem Kaiser Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit anempfahlen, gestanden sie gleichzeitig seinen Truppen den Durchzug zu und stellten ihm bei beharrlicher Widersetzlichkeit der Böhmen bewaffnete Unterstützung in Aussicht. Im Allgemeinen war sonach die Haltung der habsburgischen Lande eine abwartende, nach keiner Seite verläßliche und entschiedene; die Besitzungen Ferdinands und Maximilians, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tirol, Vorderösterreich, waren dem Herrscherhause aufrichtig ergeben.

4. Ausbruch des böhmischen Krieges.

Die Heere rücken ins Feld. 1618. Im August waren auf Ferdinands Betreiben die kaiserlichen Rüstungen so weit gefördert, daß man mit einem Heer von etwa 14000 Mann ins Feld rücken konnte. (Mitte Aug.) Graf Dampierre und Khuen überschritten mit zwei Truppenabtheilungen die böhmische Grenze; bald langte auch der Graf Buquoy, der das oberste Commando übernommen hatte, aus Flandern an. Allein die Erwartungen der Kaiserlichen, daß sie im Lande selbst kräftige Unterstützung finden und den Widerstand mit leichter Mühe niederschlagen würden, erwiesen sich als trügerisch. Wochenlang strebten sie vergeblich nach einem entscheidenden Zusammentreffen mit den Aufständischen und geriethen bei der feindseligen Gesinnung des Landvolks oft in bittere Noth. Schon jetzt zeigten eingeäscherte Dörfer und verwüstete Fluren die barbarischen Sitten dieses Krieges. Auf dem Landtage kam es bei der Kunde von dem Heranziehen der österreichischen Truppen noch einmal zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Häuptern der revolutionären Partei und denjenigen, die zur Unterwerfung unter den Kaiser riethen, an ihrer Spitze der Obersthofmeister Adam von Waldstein; aber die ersteren hatten weitaus das Uebergewicht, und wiederum wurde ein umfassendes Landesaufgebot beschlossen, das sich freilich in der Folge als ein unbrauchbarer Haufen undisciplinirter und ungerüsteter Leute erwies und entlassen werden mußte. Der Muth der Aufständischen wurde durch die Kunde erhöht, daß ein kurpfälzisches Heer unter dem Grafen **Ernst von Mansfeld** zum Beistand heranziehe. (20. Aug.) Sofort wurde der Feldherr als „General der Artillerie" in böhmische Dienste genommen, damit die Union dem Kaiser gegenüber den Schein der Neutralität wahren könne.

Ernst von Mansfeld. geb. 1580. Mit Ernst von Mansfeld tritt eine jener romantischen Landsknechtgestalten auf, die halb Feldherren, halb abenteuernde Glücksritter in den Wirren des großen Krieges sich zu Ruhm und Ehre emporschwangen, um dann ebenso rasch im Strudel wieder unterzugehen. Der Sohn des Fürsten Peter Ernst von Mansfeld, Feldmarschalls der Krone Spanien und Gouverneurs der Provinz Luxem-

burg, damals ein Mann von achtunddreißig Jahren, hatte bereits ein wild-
bewegtes Soldatenleben hinter sich. In Ungarn, Belgien und dem Elsaß hatte
er unter habsburgischen Fahnen gedient, dann war er aus Verdruß, daß man
ihm das väterliche Erbtheil in den Niederlanden vorenthalten, zur reformirten
Kirche und zur Union übergegangen und endlich in die Dienste des Herzogs
Karl Emanuel von Savoyen, der gegen Spanien Krieg führte, getreten. Noch
stand er in savoyischem Solde, als der böhmische Aufstand ausbrach und dem
Herzog die Aussicht eröffnete, seinen alten Haß an dem habsburgischen Hause
zu kühlen. Mit savoyischem Solde wurden die Truppen bezahlt, mit denen
Mansfeld in Böhmen einrückte, und die kurpfälzischen Unterhändler waren unab-
lässig thätig, um den Herzog und die Republik Venedig durch die Aussicht auf
Demüthigung des österreichischen Hauses zu Opfern und Anstrengungen zu
bewegen.

Während sich bereits die Heere im Felde gegenüberstanden, wurden die Eroberung von Pilsen.
Friedensverhandlungen zwischen Prag und Wien, hauptsächlich unter Zierotins
Vermittlung, noch immer fortgesetzt, freilich bei der schroffen Haltung beider
Theile ohne jeglichen Erfolg. Der Widerstandsmuth der Aufständischen wurde
um diese Zeit erhöht durch das Heranrücken des Markgrafen von Jägern-
dorf, der im Auftrag der schlesischen Stände den Böhmen zu Hülfe zog. Die
kaiserlichen Truppen, denen der geldarme Wiener Hof statt mit Verstärkung, Sold
und Kriegsbedarf, nur mit diplomatischen Missionen und papiernen Vertröstungen
zu Hülfe kam, geriethen bald in dem feindlichen Lande in bittere Noth und be-
gannen bereits Ende October sich zurückzuziehen, von dem Grafen Thurn zu
wiederholten Malen empfindlich geschlagen. Bald darauf gelang es dem Grafen
Mansfeld, die Stadt Pilsen, die dem Kaiser die Treue gewahrt und jede Unter-
handlung mit den Ständen ausgeschlagen hatte, mit stürmender Hand zu neh- 21. Nov. 1618.
men; eine schwere Contribution sollte eine Mahnung für Andere sein, sich
der gemeinsamen Sache anzuschließen, und zugleich die erschöpften Kassen der
Stände füllen.

Durch diese Erfolge ermuthigt, überschritt Graf Thurn die österreichische Thurn in Oesterreich.
Grenze; bis wenige Meilen vor Wien streiften böhmische Heerabtheilungen und
verbreiteten Furcht und Schrecken. Im Erzherzogthum erwachte die feindselige
Stimmung gegen die kaiserliche Herrschaft mit neuer Stärke; die Opposition, in
Niederösterreich von dem Freiherrn von Thonradel, in Oberösterreich von Gott-
hard von Stahremberg und dem Herrn von Tschernembl geführt, knüpfte be-
denkliche Verbindungen mit den Böhmen an, auch eine ungarische Deputation
unter dem Palatin Forgach betheiligte sich an den Verhandlungen. Daß die all-
gemeine Gährung gegen den Kaiser nicht zum offenen Anschluß an die Böhmen
führte, rührte vielleicht nur daher, daß man die Entscheidung der mährischen
Stände abwartete. Auch hier war die Neigung der Protestanten, sich dem Auf- 15. Dez. 1618.
stand anzuschließen, durch die böhmischen Erfolge gestiegen. Der Landtag, der

unter diesen Verhältnissen in Brünn zusammentrat, war von der höchsten Bedeutung für den gesammten Gang der Dinge, und von beiden Seiten wurden keine Anstrengungen gescheut, den Mann, der noch immer die Entscheidung in Mähren in Händen hatte, den Herrn von Zierotin, für sich zu gewinnen. Es war daher für die kaiserliche Sache von der höchsten Wichtigkeit, daß Zierotin, trotz des Mißtrauens, das seine protestantischen Glaubensgenossen nachgerade in seine Ehrlichkeit setzten, bei der kaisertreuen Fahne und der Friedenspolitik festhielt und den Anschluß an die Böhmen verhinderte. Die Rechnung, daß sich die mährischen und österreichischen Truppen mit den böhmischen vereinigen würden, schlug sonach fehl; Graf Thurn wurde in seinen kühnen Plänen gehemmt, und auch auf dem Kriegsschauplatz im südlichen Böhmen erlitt das Kriegsglück der Aufständischen einen Stoß. Das böhmische Heer, das den Grafen Buquoy in Budweis belagerte, wurde durch Krankheiten so mitgenommen,
Febr. 1619. daß Ende Februar kaum ein Drittel mehr die Waffen trug. Seit den anfänglichen Erfolgen der Böhmen trat mehrere Monate hindurch ein Stillstand in dem Waffengange ein, während dessen die Diplomaten um so freieres Spiel zu Plänen und Unterhandlungen hatten.

Pfalz und Savoyen. Die Leiter der kurpfälzischen Politik, Christian von Anhalt, der Markgraf von Anspach, der Graf Solms, Camerarius u. A., hatten mit der regsten Theilnahme die Fortschritte des böhmischen Aufstandes beobachtet, und im Bewußtsein ihrer unzureichenden eigenen Macht die Opferwilligkeit fremder Bundesgenossen, namentlich des Herzogs Karl Emanuel von Savoyen, anzufeuern gesucht. Die böhmische Königskrone, die dem Pfalzgrafen bereits um diese Zeit angetragen wurde, war ein zu lockendes Ziel, als daß sie nicht den Eifer der kurpfälzischen Staatsmänner und den Ehrgeiz des jungen Kurfürsten aufs Höchste hätte entflammen sollen. Auch der Herzog von Savoyen, der seinem Haß wider das habsburgische Haus bereits durch die Aufstellung der Mansfeld'schen Truppen Ausdruck gegeben, wiegte sich in den kühnsten und hochfahrendsten Entwürfen. Er gedachte die deutsche Union, England, Frankreich, Holland und Venedig zu einer großen Liga gegen Oesterreich zusammenzuführen, und vertheilte im Geiste die eroberte Ländermasse; er sah schon die deutsche Kaiserkrone und die böhmische Krone auf seinem Haupte und bestimmte den Venetianern die wälschen Theile und dem Pfalzgrafen den ganzen Rest der Monarchie. Der pfälzische Gesandte Christoph von Dohna führte die Verhandlungen zwischen Turin und Heidelberg, später kam auch Mansfeld nach der Eroberung von Pilsen in die savoyische Hauptstadt. Allein mit den realen Machtverhältnissen standen solche schwindelhafte Entwürfe schlecht im Einklang. Die nüchternen Kaufherren Venedigs nahmen die Anträge sehr kühl auf, und auch Jacob I. von England, auf dessen Unterstützung sein pfälzischer Schwiegersohn bei seinen hochfliegenden Plänen in erster Linie gezählt, war keineswegs bereit, für ferne und unsichere Aussichten Opfer zu bringen, und zeigte sich einer Vermittelung im

spanisch-österreichischen Interesse viel geneigter, als den Werbungen der pfälzischen Diplomaten.

Inzwischen waren auch die Ausgleichs- und Waffenstillstands-Verhandlungen, die „Interposition" zwischen den Böhmen und dem kaiserlichen Hofe wieder aufgenommen worden, aber freilich nur, um die Unvereinbarkeit der beiderseitigen Ansprüche darzuthun. Nicht aufrichtige Friedensliebe, sondern nur Erschöpfung war das Motiv der diplomatischen Missionen, die zwischen Prag, Wien und den zur Vermittlung ausersehenen Höfen von München, Dresden, Heidelberg hin und her gingen und endlich zur Vereinbarung eines „Interpositionstages" nach Eger auf den 14. April führten. Erst nach langem Widerstreben verstand sich Maximilian von Bayern zu seiner friedenstiftenden Rolle; denn seinem strengkatholischen Gewissen war jedes Zugeständniß an die Protestanten zuwider, und er erkannte klar, daß bei seinen und Ferdinands Grundsätzen ein Ausgleich mit den Böhmen nicht zu erreichen war. Auch der böhmische Landtag lieferte durch die Ausschreibung neuer Rüstungen und Steuern und durch den Beschluß, eine Reihe von hervorragenden Anhängern des Kaisers von allen Aemtern fernzuhalten und ihre Güter zu confisciren, andere, wie den Kanzler Lobkowitz und Jaroslaw von Martinitz aus dem Königreich zu verbannen, den Beweis, daß man in Prag ebenso überzeugt war von der Erfolglosigkeit weiterer Verhandlungen wie in Wien oder München. Wie hoch die Erbitterung gestiegen, zeigte der im Landtag gestellte und mit Mühe hintertriebene Antrag, die Stadt Pilsen dem Erdboden gleich zu machen und alle ihre Bürger aus dem Lande zu jagen. In diesen Tagen voll ungeschlichteten Haders und dumpfer Gährung schied der alte Kaiser aus dem Leben. Schon lange hatte ihn geistiges und leibliches Siechthum ergriffen, in stumpfer willenloser Ergebung hatte er die schweren Schläge des Schicksals über sich ergehen lassen. Seine letzte Handlung war die Achtserklärung gegen Mansfeld wegen der Erstürmung Pilsens. Der Fluch des Bruders, dem er einst die Kronen entrissen, lastete auf seiner ganzen Herrschaft. Der offene Aufruhr und Krieg, der jetzt wüthete, ließ das unfähige Regiment Rudolfs als eine Zeit vergangenen Glückes und Friedens erscheinen.

Ausgleichsverhandlungen und Tod des Kaisers. 1619.

20. März 1619.

Der Tod des Kaisers zerriß alle Friedensverhandlungen, denn bei dem tiefen Argwohn und Hasse, welchen die Böhmen gegen Ferdinand hegten, war nun jede Aussicht auf Verständigung verschwunden. Seine begütigenden Zuschriften fanden keine Beachtung mehr. Selbst die österreichischen Stände erhoben Einspruch gegen Ferdinands Thronfolge, verlangten Abstellung ihrer Beschwerden und wollten nur den alten Erzherzog Albrecht in den Niederlanden als ihren Herrn anerkennen. Alsbald nahmen auch die militärischen Operationen, die während des Winters geruht, wieder ihren Fortgang. Mit dem böhmischen Hauptheer, 16,000 Mann stark, rückte Thurn aufs Neue ins Feld und brachte bald ganz Mähren in seine Gewalt. Jetzt endlich vereinigten sich auch die mährischen Stände mit den Insurgenten; der Landtag in Brünn trat dem

Fortgang des Kriegs nach Matthias' Tod. Thurn vor Wien.

Ende April 1619.

8. Mai 1619. „böhmischen Defensionswerk“ bei. Mit Mühe rettete sich der Oberst Albrecht von Waldstein (Wallenstein), dessen Name bald in der Kriegsgeschichte so gewaltig hervorragen sollte, mit der Kriegskasse nach Oesterreich. In Kurzem
5. Juni. stand Thurn dicht unter den Mauern Wiens, wo Ferdinand fast wehrlos weilte. Es war ein Moment tiefster Erniedrigung für das Haus Oesterreich, als der Feind vor den Wällen hielt und zugleich die protestantischen Stände mit Thurn über den Anschluß an die „Defension“ verhandelten und vom König drohend die Genehmigung der Conföderation mit den Böhmen verlangten. Vor dem Ungestüm der protestantischen Deputirten, welche in die Burg gedrungen waren, wurde Ferdinand nur durch die plötzliche Ankunft einer Schaar Dampierre'scher Reiter unter dem Obersten St. Hilaire gerettet. Die standhafte Festigkeit in diesen Tagen, wo das ganze Schicksal des Hauses Habsburg auf dem Spiele stand, ist ein Beweis von dem persönlichen Muthe jenes fürstlichen Hauptes, und trug viel dazu bei, das wankende Glück Oesterreichs wiederherzustellen. Die katholische Kirchenlegende hat die damaligen Vorgänge mit wunderbaren Zuthaten ausgeschmückt und Gottes unmittelbare Einwirkung in diesem für die alte Religionsform so bedeutungsvollen Augenblick erkennen wollen.

Prag in Gefahr. Thurns Abzug von Wien. Es war eine seltsame Fügung, daß zu gleicher Zeit Wien von dem böhmischen Heere und Prag von den Kaiserlichen bedroht wurde. Mansfeld war von seiner diplomatischen Mission nach Savoyen wieder in Böhmen eingetroffen. Auf die Kunde, daß er gen Budweis heranziehe, verließ der kaiserliche Feldherr
10. Juni. Graf Bucquoy diese Stadt und überfiel den Gegner bei dem Dorfe Nettolitz unweit von Thein. Es entspann sich ein hitziges Treffen, und die Mansfelder erlitten eine schwere Niederlage; 1200 Gefangene, das Gepäck, die Kriegskasse, die Mansfeld'sche Kanzlei fielen in die Hände der Kaiserlichen. Die einzigen regulären Truppen, die im Augenblick in Böhmen standen, waren zersprengt; wäre Bucquoy nicht allzu vorsichtig und bedachtsam gewesen: der Weg nach Prag hätte ihm offen gestanden. Die Directoren geriethen in Schrecken und trafen in aller Eile Anstalten zur Vertheidigung. Die festen Plätze im Südwesten fielen den Kaiserlichen ohne Mühe in die Hände, bald waren drei Kreise Böhmens von ihnen besetzt; bis drei Meilen von Prag streiften die ungarischen Reiter. In dieser gefährlichen Lage riefen die Directoren ihren siegreichen Feldherrn Thurn von den Mauern Wiens zurück.

Die Kaiserwahl Ferdinands II. 1619. Kurz nachher traten Ereignisse ein, welche dem böhmischen Krieg eine weit über die Grenzen Oesterreichs sich erstreckende Bedeutung gaben und die Besorgniß, daß das Reich in den habsburgischen Hausstreit unmittelbar verwickelt werden möchte, zur Wahrheit machten. Der Abzug Thurns von Wien ermöglichte Ferdinand die Reise in das Reich, wo gleich nach Matthias' Tod der Erzkanzler, Kurfürst Johann Schweickardt von Mainz, den Tag zur Kaiserwahl ausgeschrieben hatte. Mehrere Jahre schon waren in kurfürstlichen Kreisen Verhandlungen über die Nachfolge gepflogen worden. Die protestantischen Kurfürsten

machten die Wahl von der Bewilligung ihrer Forderungen, von der Lösung der vielen Streitfragen im Reiche abhängig; „Composition“ und „Succession“ schien ihnen in nothwendigem Zusammenhange zu stehen, und gegen Ferdinand insbesondere, der sich stets als der eifrigste Vorkämpfer der kirchlichen Reaction erwiesen, hegten sie gerechtfertigte Abneigung. Eher hätten sie sich auf den Herzog Maximilian von Bayern geeinigt, nicht als ob er in religiösen Dingen milder und duldsamer gewesen wäre, aber die bereits vorhandene Entfremdung Bayerns von Oesterreich zu erweitern, lag begreiflicher Weise sehr im Interesse der Protestanten; die Festsetzung des habsburgischen Hauses in der Kaiserwürde, die schon fast einem Erbrechte gleich kam, wäre durch die Wahl Maximilians wieder einmal unterbrochen worden, und es stand alsdann nicht zu befürchten, daß das Reich in die böhmischen Wirren unmittelbar verwickelt würde. Der Kurfürst von der Pfalz wirkte eifrig für die bayerische Wahl; allein nach reiflicher Erwägung wies Maximilian das Anerbieten zurück; er war zu tief von den strengsten katholischen Anschauungen durchdrungen und erachtete die Macht des österreichisch-spanischen Hauses zu nothwendig für das Wohl der Kirche, um die Kaiserkrone aus protestantischen Händen anzunehmen und sich auf Zugeständnisse zu verpflichten, die er nicht zu halten Willens war. Die kirchliche Hingebung verdrängte alle territoriale und dynastische Eifersucht zwischen Bayern und Oesterreich und führte sie zum engsten Bunde; bald überließ Ferdinand dem Herzog die alleinige militärische Führung der Liga und nicht lange darauf hielt er ihm als lockendes Ziel die pfälzische Kur vor. Die Candidatur des alten Erzherzogs Albrecht oder des Herzogs von Savoyen wurde im Ernste nicht aufrecht erhalten. Die geistlichen Kurfürsten waren längst für Ferdinand gewonnen, und die weltlichen waren zu uneinig und unentschieden in ihren Zielen und Bestrebungen, um eine standhafte und wirksame Opposition machen zu können. Die Zulassung Ferdinands zur Ausübung der böhmischen Kurstimme und die Zurückweisung der Gesandten der Directoren bezeichnete schon die vorherrschende Gesinnung unter den Wählern. Sachsen erklärte sich bald ebenfalls für Ferdinand, und auch Pfalz und Brandenburg fügten sich dem Votum der Majorität. Der Einzige, der damals mit voller Entschiedenheit die Nothwendigkeit der Ausschließung des habsburgischen Hauses und der Bildung eines allgemeinen protestantischen Bundes wider dasselbe betonte, war der energische und staatskluge Landgraf Moriz von Hessen; allein sein Einfluß war nicht durchdringend. In einem Augenblick gewaltigster Entscheidung herrschte im protestantischen Lager Rathlosigkeit und Unentschlossenheit. So wurde König Ferdinand zur Kaiserwürde 28. Aug. 1619.
erhoben, aber es lag ein dumpfes Gefühl von dem hereinbrechenden Unheil über der Versammlung. Im Himmel werde keine Freude sein über diese Wahl, äußerte der brandenburgische Gesandte, man werde weinen über das Elend von Deutschland.

Die böhmische Königswahl. 1619. Noch waren die Kurfürsten in Frankfurt versammelt, als die Kunde einlief, daß die Böhmen sich einen neuen König gewählt hätten. Im Juli waren die böhmischen Stände mit den Abgesandten der Nebenländer zusammengetreten, um eine Bundesverfassung zu berathen und sich ein neues Oberhaupt zu setzen. Ueber die Bundesartikel, welche in erster Linie Garantien für die Königswahl aufstellten, einigte man sich bald; sie entkleideten von vornherein das künftige Königthum jeder Macht zu Gunsten der herrschenden Aristokratie, sogar die Landesbewaffnung und die Landessteuern wurden den Ständen übertragen und die Freiheit der Königswahl im vollsten Umfange wiederhergestellt. Schwieriger war die Lösung der Successionsfrage. Der Kurfürst Georg Johann von Sachsen, auf den sich schon früher die Augen der Insurgenten gerichtet, trug keine Lust zu einem so gefährlichen Anerbieten; der Herzog Karl Emanuel von Savoyen konnte trotz der Bemühungen Mansfelds, als fremder, katholischer Fürst von geringer Macht, nicht ernstlich in Betracht kommen, so wenig wie König Christian von Dänemark oder Bethlen Gabor von Siebenbürgen, deren Namen ebenfalls in der Liste der Candidaten auftauchten. Um so wirksamer waren die Bewerbungen der kurpfälzischen Staatsmänner für ihren Herrn, der allein fähig und willig war, die Krone von Böhmen aus der Hand der Revolution anzunehmen und mit einiger Aussicht auf Erfolg zu vertheidigen. So wurde denn Ferdinand, nachdem alle Anklagen wider ihn in einer Denkschrift zusammengestellt worden, des böhmischen Thrones verlustig erklärt und fast einstimmig Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz zum König ausgerufen.

[Randnotizen: 31. Juli. — 26. Aug. 1619.]

Friedrich nimmt die böhmische Krone an. An die Leiter der Union und der kurpfälzischen Politik trat jetzt eine Entscheidung von höchster Bedeutung heran. Der Ernst des Augenblicks überraschte auch die, welche Jahrelang daran gearbeitet, diese Ereignisse herbeizuführen. Schien noch die soeben vollzogene Kaiserwahl Ferdinands den Beweis zu liefern, daß in den hochfliegenden Entwürfen der Union ein Rückschritt eingetreten sei, daß man an offenen Bruch mit dem Hause Habsburg, an gewaltsamen Umsturz der Reichsverfassung nicht mehr denke: so sollte jetzt ein Wagniß unternommen werden, welches den böhmischen Krieg unmittelbar ins Reich ziehen und einen Kampf auf Leben und Tod zwischen den beiden Parteien herbeiführen mußte. Die Kaiserkrone verlieh Ferdinand eine moralische Unterstützung von unschätzbarer Bedeutung. War die protestantische Opposition in der That Willens, mit der habsburgischen Macht zu brechen, so mußte sie alles aufbieten, dies Haus vom Kaiserthum auszuschließen. Vor der Welt, vor allen monarchischen Mächten erschien jetzt der Versuch, den rechtmäßigen Kaiser eines seiner Erblande zu berauben, mit dem Vorwurf der Felonie und Rebellion belastet. Hatte doch Ferdinand soeben mit allgemeiner Zustimmung die böhmische Kurstimme ausgeübt und selbst die Pfalz sich dem gefügt. Das freie Wahlrecht der Böhmen mochte formell feststehen und selbst von den Habsburgern, trotzdem einst Ferdinand I. die Krone für erblich erklärt, in gewissem Sinne beobachtet

worden sein, thatsächlich gehörte doch Böhmen, so gut wie ein anderes Land der österreichischen Monarchie durch den langen Besitz zu den kaiserlichen Erblanden, und Niemand konnte es dem Hause Habsburg verargen, wenn es einer zweifelhaften Formalität zu Liebe sich nicht die beste seiner Kronen entreißen lassen wollte. Zudem schloß die Freiheit der Königswahl noch nicht das Recht in sich, den gekrönten König seiner Würde zu entsetzen, ein revolutionärer Versuch, der das ganze monarchische Europa mit Besorgniß und Abscheu erfüllen mußte. Am kurpfälzischen Hofe verkannte man den Ernst der Stunde nicht, freudige Zuversicht war keineswegs das Gefühl, mit dem man die böhmische Botschaft entgegennahm. Man hatte mit dem Feuer gespielt, und war jetzt überrascht und bestürzt, als der Brand ausbrach. Daß die Macht der Unirten eine sehr geringe, daß von Außen auf rasche und thatkräftige Hülfe kein Verlaß war, daß das Haus Habsburg, wenn auch im Augenblicke in Noth und Bedrängniß, eine gewaltige Widerstandskraft in sich trug, das konnte sich Niemand verhehlen. Die Staatsmänner am kurpfälzischen Hofe überkam selbst das Gefühl, daß man einen schönen gesicherten Besitz aufs Spiel setze, um einem gefahrvollen schwindelhaften Ziele nachzujagen, und auch unter den Unirten, die in diesen Tagen zu Rotenburg zusammen kamen, herrschte Bedenklichkeit und Muthlosigkeit. 12. Sept. 1619. Die Kurfürsten warnten eindringlich; Maximilian von Bayern machte einen letzten ernstlichen Versuch, dem Stammesvetter das Gefährliche der eingeschlagenen Bahn zum Bewußtsein zu bringen, bevor sich die beiden Linien des wittelsbachschen Hauses in bitterer Feindschaft trennten. Auch der König von England, auf den die pfälzischen Politiker trotz vielfacher Enttäuschungen stets von Neuem die Augen richteten, gab eine so nichtssagende Erklärung ab, daß man auf eine kräftige Unterstützung von seiner Seite nicht rechnen durfte. Mochte es seinem Stolz auch schmeicheln, seine Tochter mit der Königskrone geschmückt zu sehen, so widerstrebte doch auf der andern Seite seinem starr legitimistischen und monarchischen Sinn ein Bündniß mit der böhmischen Rebellion. Allein der junge Pfalzgraf faßte dennoch den verhängnißvollen Entschluß. Die pfälzischen Diplomaten, Christian von Anhalt, Dohna, Camerarius, Schönberg, die den schwachen Fürsten völlig beherrschten, gaben endlich den Ausschlag; Prinz Moriz von Oranien und der Herzog von Bouillon unterstützten diese Einwirkungen nach Kräften; auch theologische Eiferer, wie der Hofprediger Abraham Scultetus, mochten einen Theil der Verantwortlichkeit tragen, und des Kurfürsten leichtsinniges, für eitle Pracht und nichtige Ehre empfängliches Gemüth sah nur den blendenden Glanz der gebrechlichen böhmischen Königskrone; die Schwierigkeiten und Gefahren im vollen Umfange zu erfassen, war er nicht fähig. Des Pfalzgrafen englische Gemahlin, die an harmloser Tändelei, an „Comödien, Balletten und Romanlesen“ allein Gefallen fand, ist wohl mit Unrecht beschuldigt worden, den Gatten in verderbliche Pläne hochfliegenden Ehrgeizes getrieben zu haben.

Die Lage auf dem Kriegsschauplatz. Anfang October verließ Friedrich das Land seiner Väter, bange Gefühle und stolze Hoffnungen gleichzeitig in der Seele. Unter Jubel und Festgepränge
31. Oct. wurde der glänzende Einzug in Prag und wenige Tage später die Königskrönung
4. Nov. 1619. gefeiert. Auf dem Kriegsschauplatz lagen damals die Dinge für die Böhmen nicht ungünstig. Vor Kurzem war Bethlen Gabor, der Fürst von Siebenbürgen, mit den Böhmen im Bunde, in Oberungarn eingebrochen und hatte sich Kaschau's und Preßburgs sowie der ungarischen Krone bemächtigt. Ermuthigt durch den Anschluß des Palatins Sigismund Forgach und der evangelischen Stände, dehnte er seinen Zug über die österreichische Grenze aus. Bald stand er vor den Mauern Wiens. Der Erzherzog Leopold, während Ferdinands Abwesenheit Statthalter in Oesterreich, rief schleunig den Grafen Bucquoy, der im Herzen Böhmens dem Heere Thurns gegenüberstand, zum Schutze der Hauptstadt herbei. Ihm nach zog
24. Oct. Graf Thurn und langte nun abermals vor den Mauern Wiens an, wo er sich mit Bethlens Truppen vereinigte. Zur rechten Zeit traf damals Ferdinand wieder ein und betrieb mit Eifer und Erfolg die Vertheidigung. Mangel an Geld und Kriegsbedürfnissen, Uneinigkeit der Führer, Hunger und Kälte, der Einfall der Polen in Ungarn, bewogen auch diesmal die Belagerer zum Abzug. Bethlen schloß bald darauf einen Waffenstillstand mit dem Kaiser, was den schlauen und treulosen Mann jedoch nicht hinderte, gleichzeitig ein neues Bündniß mit den Böhmen einzugehen und dann die förmliche Königswahl (25. Aug. 1620) durch den ungarischen Landtag vornehmen zu lassen. Inzwischen war auch Mansfeld nicht säumig gewesen, sondern hatte die kaiserlichen Besatzungen aus einer Reihe fester Plätze vertrieben. Allein auf die Unternehmungen der böhmischen Heerführer übte die Ankunft Friedrichs keineswegs einen günstigen Einfluß. Die Ernennung Christians von Anhalt zum obersten Feldherrn, die Besetzung vieler militärischen Commandos durch pfälzische Edelleute verletzte die alten Generale und erzeugte Neid und Eifersucht. Dazu kam der Geldmangel, die Winterkälte und die Hungersnoth in dem verwüsteten Land, um die Bande der Disciplin zu lockern. Schon damals zeigte der Krieg alle die Gräuel und Schrecken, welche ihm in der Leidensgeschichte der Menschheit einen so hervorragenden Platz einräumen. Wenn die zuchtlosen Soldatenbanden mit Raub und Brand über die Dörfer, mit Mord und Mißhandlung über das unglückliche Landvolk herfielen, so rotteten sich dann wieder die verzweifelten Bauern zusammen und kühlten ihre grausame Rachsucht an den Versprengten, die in ihre Hände geriethen, mochten sie kaiserlich sein oder Mansfeldisch. Unter der harten Geißel des Krieges brach schon damals ein wüstes schreckliches Treiben im Lande aus.

Bethlen Gabor von Siebenbürgen. Eine merkwürdige Persönlichkeit, jener vielgenannte Fürst Bethlen Gabor, und eine eigenthümliche Stellung, die er „auf den Confinien der Barbarei und der Culturwelt" einnahm! „Daß er", heißt es bei Ranke, „eine große Position hatte, die den Westen bedrohte, und ihrer doch nicht ganz mächtig, zugleich auf die Politik der Osmanen angewiesen blieb, gab seinem Thun und Lassen eine Färbung von Unzuverlässigkeit

Sein Gesichtspunkt war, in dem Kampfe der Religionen und Völkerstämme eine selbständige, gleichsam internationale Dynastie zu gründen. Daß er eine Zeitlang die Krone des heiligen Stephan in seinem Besitz hatte, ohne sie doch behaupten zu können, ließ ihn nicht schlafen: in dem Verfolg der allgemeinen Irrungen hoffte er sie wiederzuerwerben. Mit ganzer Seele gehörte er dem evangelischen Bekenntniß an. Er hat selbst ein Kirchenlied gedichtet; sechsundzwanzigmal hat er die Bibel durchgelesen, er versäumte nie die Predigt, von dem Grunde seines Glaubens wußte er treffend Rede und Antwort zu geben. Bei den Ungarn erscheint er als ihr großer Fürst, voll von heroischem Muth, dem sie enthusiastische Bewunderung zollen."

Das pfälzische Regiment in Böhmen stand von vornherein auf einem unsichern Boden. Der beschränkte calvinistische Eifer, der in der Umgebung des neuen Königs herrschte und sich gleich Anfangs in der gewaltsamen Beseitigung aller Bilder, Crucifixe, Reliquien aus den Kirchen äußerte, die zelotischen Predigten eines Scultetus wider den in Böhmen herrschenden „Götzendienst" erregten unter dem utraquistischen Volke, das an vielen Aeußerlichkeiten des katholischen Glaubens festgehalten, schweres Aergerniß. Die fremden Sitten, der leichtfertige Ton, die Prunkliebe und Verschwendungssucht, das freie und lustige Leben am Hofe gaben den an das ernste, feierliche Wesen und die strenge Etikette der habsburgischen Herrscher gewöhnten Böhmen vielfachen Anstoß. Pfälzische Staatsmänner und Heerführer nahmen im Dienste des Königs die ersten Stellen ein, welche der böhmischen Aristokratie, ihrer Meinung nach, zukamen. Zu der persönlichen Mißstimmung über den pfälzischen König, dem lutherischen Argwohn gegen das unduldsame, bilderstürmende calvinistische Regiment gesellte sich die Unlust der Stände zu neuen Opfern und Anstrengungen, der drückende Geldmangel, der Hader der Heerführer, die Zuchtlosigkeit und Anarchie in den Söldnertruppen, um die Lage des neuen Königthums von vornherein als eine verzweifelte erscheinen zu lassen. Während man mit Bethlen Gabor von Siebenbürgen und mit den Türken unterhandelte, erwies sich der Rückhalt, den die pfälzischen Diplomaten an der deutschen Union zu haben glaubten, als trügerisch. Ueber matte Erklärungen und nichtssagende Versicherungen, über Verhandlungen und Schreibereien kam die Union nicht hinaus, und indessen handelte die katholische Partei im Reiche rasch, entschlossen und einmüthig. Der Kaiser ging mit Herzog Maximilian einen Vertrag ein, worin er diesem die Erblande verpfändete und die pfälzische Kur und andere Eroberungen im Reich versprach. Gleichzeitig wurde Spanien bearbeitet, um von den Niederlanden aus einen Angriff gegen die Pfalz zu machen. Auf einer Versammlung der Liga in Würzburg wurde alsdann die unverzügliche Ausrüstung eines Heeres von 25,000 Mann beschlossen und der Oberbefehl dem Herzog Maximilian anvertraut; die Glieder des habsburgischen Hauses in Spanien, Italien, Niederland und der Papst erkannten die gemeinsame Gefahr der Dynastie und des Glaubens und schickten sich zum thätigen Eingreifen an, ein weit zuverlässigerer Rückhalt als die auswärtigen pfälzischen Verbindungen. Die lutherischen Fürsten Deutschlands standen dem

Die Stellung Friedrichs als König v. Böhmen.

8. Oct. 1619.

Dezbr.

calvinischen Königthum in Böhmen fremd, wenn nicht feindselig gegenüber. Der Kurfürst Johann Georg, von dem zelotischen Hofprediger Hoe von Hohenegg mit dem ganzen Fanatismus lutherischer Rechtgläubigkeit erfüllt, ließ sich unter dem Vorwande der Aufrechthaltung der kaiserlichen Autorität und der Reichsverfassung völlig von der katholischen Partei gewinnen. Auf einer Zusammenkunft zu Mühlhausen in Thüringen, wo sich neben dem sächsischen Kurfürsten die Erzbischöfe von Mainz und Köln, der Landgraf Ludwig von Hessen, Bevollmächtigte des Kaisers und des Herzogs Maximilian einfanden, spann die kaiserlich-ligistische Partei die Fäden zum Untergang des Pfalzgrafen. Vergebens warnte der Landgraf Moriz von Hessen den Kurfürsten vor dem Verrath der gemeinsamen protestantischen Sache. Dieser schloß sich enge an die katholische Partei an und sicherte dem Kaiser seine Mitwirkung zur Wiedererlangung seines Erblandes zu. Die traditionelle Ergebenheit der kursächsischen Politik an die Reichsverfassung und das österreichische Kaiserthum, und die lutherische Abneigung des Kurfürsten Johann Georg gegen das calvinische Wesen wurde noch verstärkt durch die Zusicherung der Lausitzen und eine beruhigende Erklärung hinsichtlich der Restitution der norddeutschen Stifter. Zugleich wurde auch bereits die Achtserklärung gegen den Pfalzgrafen und die Uebertragung der Kur an Bayern erwogen. Der Kampf um die böhmische Krone war ein Streit zweier Prätendenten und keine Rechtsfrage des deutschen Reichs; wenn die Böhmen ihr altes Wahlrecht ausübten, so hatte dies unzweifelhaft mit der Reichsverfassung nichts zu thun. Allein bei diesem Entscheidungskampf, wo auf beiden Seiten die Grenze des Rechts und der Loyalität nicht innegehalten wurde, mußte auch die kaiserliche Autorität in den Parteistreit gezogen werden. Und während die kaiserlich-katholische Partei den Pfalzgrafen diplomatisch und militärisch isolirte und von allen Seiten umgarnte, sah die Union mit unbegreiflicher Verblendung, Rath- und Muthlosigkeit die Wolken sich über dem Haupte ihres Führers zusammenziehen. Auf einem Unionstage zu Ulm kam unter Vermittelung Frankreichs, welches in dem Gleichgewicht der Parteien in Deutschland damals sein Interesse am besten gewahrt glaubte, ein Vertrag zu Stande, wonach Liga und Union Frieden zu halten versprachen, dieser Friede aber nicht auf Böhmen ausgedehnt sein sollte. Die Union gab damit die Sache des Pfalzgrafen preis und erklärte sich selbst für todt, und der getäuschte Fürst empfand es bald zu seinem Schrecken, auf wie morschen Stützen er seinen kühnen Bau aufzurichten unternommen hatte. Das Benehmen der Bundesfürsten, welche dem bayerisch-ligistischen Heere die volle Freiheit zum Zuge nach Oesterreich und Böhmen gewährten, war den Zeitgenossen so unbegreiflich, daß man in spanischem Golde die Erklärung suchen wollte.

[Margin: März 1620. — 3 Juli 1620.]

Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz.

In Böhmen hatte inzwischen der kleine Krieg seinen Fortgang, allein auch auf dem militärischen Schauplatz, wie auf dem politischen wurden die Aussichten Friedrichs und der Böhmen von Tag zu Tag trüber. Während bayerische, spanische, sächsische Truppen dem Kaiser zu Hülfe zogen, waren die böhmischen

Feldherren kaum mehr im Stande, ihre Heerhaufen zusammenzuhalten; in Prag selbst kam es damals zu einem Straßenkampf zwischen den Offizieren und Soldaten eines Mansfeld'schen Regiments. Frühjahr und Sommer verfloß unter 1620. kleinen militärischen Operationen in Böhmen und Niederösterreich, ohne daß es zu einem entscheidenden Schlage gekommen wäre. In einem Reitergefechte fiel 12. April. damals der Feldmarschall Colonna von Fels. Allein während die Böhmen und die Kaiserlichen sich unthätig gegenüberstanden oder in kleinen Scharmützeln, Märschen und Belagerungen ihre Zeit und Kraft vergeudeten, nahte von Außen die Entscheidung: Herzog Maximilian rückte mit dem ligistischen Kriegsvolk in Mitte Juli. Oesterreich ein. Die evangelischen Stände, die so lange trotzigen Widerstand geleistet, beeilten sich nun, dem Kaiser zu huldigen. Die Widerstrebenden wurden als Rebellen des Leibes und Gutes verlustig erklärt. Von allen Seiten zog sich jetzt das Unheil gegen den Böhmenkönig zusammen. Während der Herzog von Bayern und sein Feldherr Tilly im südlichen Böhmen eindrangen, besetzte der Septbr. Kurfürst von Sachsen die Lausitz und aus den Niederlanden zog der Marquis Spinola mit einem großen spanischen Heere gegen die Kurpfalz. Die Hoffnungen aber, die Friedrich auf auswärtige Hülfe gesetzt, auf die Union, auf Holland, England, Schweden, erwiesen sich als nichtig. Das Einzige, was König Jacob für seinen bedrängten Schwiegersohn that, war die Erlaubniß, daß der Oberst Andreas Grey auf britischem Boden ein Söldnerheer warb. Das englische Kriegsvolk zog auch durch Niedersachsen und Brandenburg der böhmischen Grenze zu, wurde jedoch unterwegs durch Krankheit großentheils aufgerieben. Die geringen Unterstützungen an Geld oder Kriegsbedarf, die der Böhmenkönig heimlich von den protestantischen Mächten erhielt, kamen gegen den einmüthigen und thatkräftigen Eifer auf katholischer Seite nicht in Betracht.

Johann Tserklaes von Tilly stammte aus einem niederländischen, unweit Tilly, geb. 1559. Brüssel angesessenen Geschlechte und hatte unter Alexander von Parma seine militärische Schule durchgemacht. Dann war er in lothringische, in österreichische Dienste gegen die Türken getreten und hatte seit dem Jahr 1610 die Führung des bayerischen Heeres übernommen. Bei dieser Fahne blieb er dann mit einer Treue, welche den Landsknechten der Zeit sonst nicht eigen zu sein pflegte. Schon stand er fast im Greisenalter, als sich ihm, dem General der Liga, eine größere militärische Laufbahn eröffnete. Ein merkwürdiger Mann, dieser „Mönch im Gewande des Feldherrn" mit der strengkatholischen Gesinnung und den ascetischen Lebensgewohnheiten, der Wein und Weiber mit stoischer Enthaltsamkeit mied und neben den militärischen Pflichten nur die religiösen des Betens und Messelesens kannte, der auch nichts weiter erstrebte, als ein guter Kriegsmann zu sein, und von den Lockungen politischen Ehrgeizes, wie sie seinen größeren Nebenbuhler Wallenstein zu dessen Verderben beherrschten, frei blieb.

5. Die Schlacht am weißen Berg und die Unterwerfung Böhmens.

Die Schlacht am weißen Berg. 1620. Unmittelbar nach dem Ulmer Vertrage war Herzog Maximilian in Oesterreich eingerückt und hatte sich mit dem Grafen Bucquoy vereinigt, und nun zogen sie nordwärts über die böhmische Grenze; der Eifer der bayerischen Heerführer riß den bedächtigen kaiserlichen General mit sich fort. Eine Reihe fester Plätze fiel ohne Schwertstreich in ihre Hände. Zu einer Belagerung Pilsens, das Mansfeld als seinen eigentlichen Sitz betrachtete und aufs Stärkste befestigt hatte, fühlten sie sich nicht fähig; doch unterhandelten sie mit dem Söldnerführer wegen freiwilliger Uebergabe. Ob Mansfeld dadurch nur den Böhmen Muße verschaffen wollte, ihre Truppen zusammenzuziehen, oder ob er ernstlich daran dachte, die Partei zu wechseln, ist eine kaum mehr zu entscheidende Frage. Von dem Söldner, der aus dem Kriege ein Gewerbe machte und bei fortgesetztem Ausbleiben der Löhnung sich aller Verpflichtungen ledig glaubte, dürfen wir Hingebung an die Sache, Begeisterung für die Fahne, der er augenblicklich diente, nicht erwarten. Wie dem auch sei, die Verhandlungen blieben erfolglos, aber Mansfeld schloß sich auch in der entscheidenden Stunde nicht dem böhmischen Heere an; nur ein Theil seiner Truppen unter dem Grafen Styrum fand sich bald darauf in Prag ein und nahm am Kampfe Theil. Vor dem Heranrücken der kaiserlich-ligistischen Truppen zog sich das böhmische Heer, das inzwischen bei Rackonitz gelagert, auf die Hauptstadt zurück. Aber der Geist und das Aussehen der Truppen ließ Schlimmes befürchten. Vergebens hatte der Böhmenkönig Alles aufgeboten, um die Kriegszucht im Feldlager zu heben, für Vorräthe Waffen und Sold zu sorgen; die selbstsüchtige, schlaffe, Opfer und Mühe scheuende böhmische Aristokratie, in deren Händen das Regiment lag, war nicht mehr willig noch fähig, die verlorene Sache ihres Königs zu retten. Durch einen beschwerlichen Nachtmarsch ermüdet, ohne Muth und Disciplin, vom Geiste der Meuterei und Desertion angesteckt: so war das böhmische Heer beschaffen, als es sich jetzt, etwa 20,000 Mann stark, unter Christian von Anhalt, den Grafen Hohenlohe, Thurn, Solms, dem Herzog Johann Ernst von Weimar u. A. vor der Stadt auf dem **weißen Berge** lagerte. Ihm auf dem Fuße war das bayerisch-kaiserliche Kriegsvolk nachgezogen, an 30,000 Mann; auch hier hatte Mangel, Krankheit und Kälte die Reihen gelichtet und die Zucht gelockert, doch aber wußten im entscheidenden Momente die Generale, unter denen neben Maximilian und Tilly die in der späteren Kriegsgeschichte so berühmt gewordenen Namen Wallenstein, Maradas, Tiefenbach, Colalto hervorragten, den Muth zu
8. Nov. 1620. entflammen und die Disciplin herzustellen. Um Mittag eröffneten die Tilly'schen und Tiefenbach'schen Regimenter den Kampf durch den Sturm auf die Höhe, und schon eine Stunde darauf war die Schlacht entschieden. Ein Thurnsches Regiment begann zu fliehen und seinem Beispiel folgten andere. Vergeblich suchten Christian von Anhalt und sein gleichnamiger Sohn die wankenden Schaaren

zum Stehen zu bringen, der letztere, wie der junge Graf Schlick wurden gefangen genommen. Als auch die von Bethlen Gabor zu Hülfe gesandten ungarischen Reiter, die in der hintersten Schlachtreihe aufgestellt waren, ihr Heil in der Flucht suchten, löste sich das ganze böhmische Heer auf und drängte sich in wildem Durcheinander in die Thore der Stadt. Vom Walle aus sah der unglückliche Pfalzgraf dem traurigen Schauspiel zu, das in einer einzigen Stunde sein Schicksal entschied.

Friedrich V. hatte in den letzten Tagen vor der Schlacht sich redlich angestrengt, um das drohende Verderben abzuwenden, die Disciplin im Heere wiederherzustellen, die Vertheidigung der Stadt ins Werk zu setzen. Allein bei der gänzlichen Auflösung aller Bande der Ordnung und Zucht, die jetzt in der Hauptstadt eintrat, hätte auch eine stärkere Hand nicht vermocht, die Zügel des Regiments festzuhalten. Aus dem zersprengten Heere war es kaum mehr möglich einige Fähnlein zusammenzubringen, die Andern weigerten sich geradezu, den Kampf wieder aufzunehmen, und warfen die Waffen weg. Die Bürgerschaft war in der kleinmüthigsten und verzagtesten Stimmung und begann bereits, mit dem Feinde wegen der Uebergabe zu unterhandeln. An eine Gegenwehr war nicht zu denken. Selbst Christian von Anhalt rieth dem König, sich durch die Flucht zu retten. So entschloß sich denn Friedrich, mit dem Spottnamen der „Winterkönig" belegt, schon am Tage nach der Schlacht seiner Hauptstadt den Rücken zu kehren. Unmittelbar nachher zog Maximilian in Prag ein, ohne daß Jemand Widerstand versucht hätte. Reuevoll und demüthig huldigten die drei Prager Städte, unterwarfen sich die einst so trotzigen Stände; von einer Bestätigung der Privilegien war nicht die Rede. Der Kaiser soll mit höhnischen Worten eigenhändig die alten Urkunden zerrissen haben. Auch die hervorragendsten Anhänger des Königs, Anhalt, Hohenlohe, Thurn, Ruppa u. A. hatten sich aus der Stadt geflüchtet, mit solcher Eile, daß Christian von Anhalt sogar seine Papiere zurückließ: die Gegner ließen diese vielfach compromittirenden Aktenstücke des intriganten Diplomaten als „Fürstlich anhaltische geheime Kanzlei" drucken, um vor der Welt die gefährlichen Pläne der Union darzulegen. Von Breslau aus sandte Friedrich noch einmal ein bewegliches Manifest an die Union. Aber der Nachweis, daß seine Sache die aller Protestanten sei, war bei diesen kleinlichen und bedächtigen Seelen ohne Wirkung, und ebenso eitel war die Hoffnung, die Schlesier würden sich zur Gegenwehr ermannen. Die Warnungen des Kurfürsten von Sachsen waren wirksamer als die Bitten des verlassenen Königs, der sich bald auch in Breslau nicht mehr sicher fühlte. Im Januar zog der heimathlose Fürst weiter in die Mark Brandenburg, während Schlesien und die Lausitzen ihre Unterwerfung darbrachten. Auch in Brandenburg war des Bleibens für das unglückliche Fürstenpaar nicht lange; kaum daß man ihm den nöthigsten Unterhalt gewährte; so sehr hielt die Furcht, durch Aufnahme des Verfehmten den Kaiser zu reizen, die Gemüther gefangen. In Küstrin genas die

Friedrichs Flucht und Einzug der Sieger in Prag.

1621.

Königin Elisabeth eines Sohnes, Moriz, auf dem das tragische Schicksal des pfälzisch-stuart'schen Hauses zeitlebens lastete. Mit seinem ältern Bruder, dem wilden Pfalzgrafen Ruprecht, dem wir späterhin noch begegnen werden, kämpfte er in den englischen Bürgerkriegen; dann führten die beiden Brüder ein abenteuerliches Seeräuberleben gegen die Schiffe der englischen Republik und die spanischen Flotten; an der afrikanischen Küste, sei es im Schiffbruch, sei es als Sclave in Algier, endete der pfälzische Fürstensohn auf unbekannte Weise. Erst im Haag, bei dem Prinzen Moriz von Oranien, fand der gebeugte Böhmenkönig ein Asyl.

Mansfeld setzt den Krieg in Böhmen fort. Winter 1620. 21.

Während nach der Prager Schlacht Alles die Waffen niederlegte und sich in Demuth vor dem Sieger beugte, leistete allein Graf Mansfeld in Pilsen Widerstand. Nicht als ob der fremde glaubenslose Mann einen heroischen Kampf für eine verlorene Sache auf sich genommen, als ob dies Urbild des abenteuernden Söldnerthums aus Hingebung an ein Prinzip das Schwert gezogen hätte! Allein er durfte hoffen, durch fortgesetzten Kampf den Preis der endlichen Waffenstreckung zu steigern; im Besitze mehrerer festen Plätze und einer bedeutenden Truppenmacht nahm er noch immer eine achtunggebietende Stellung ein und konnte abwarten, wie sich auf dem politischen und militärischen Schauplatz die Dinge weiter entwickelten. Wozu hätte er sich der allgemeinen Flucht anschließen sollen, wo eine längere Gegenwehr Gold und Ehre in Aussicht stellte, im Falle des Mißlingens aber seine Sache auch nicht schlimmer stand als zuvor! Da auch die kaiserliche und bayerische Armee stark gelitten hatte und den Kampf nach den Erfolgen der Prager Schlacht nicht ernstlich weiterführte, konnte sich Mansfeld noch mehrere Monate in Böhmen halten. Er schloß mit Tilly einen Waffenstillstand auf etliche Wochen, während dessen Verhandlungen wegen der Uebergabe der von ihm besetzten festen Plätze, namentlich Pilsens und Tabors angeknüpft wurden. Allein der Versuch, Mansfeld in Güte zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, scheiterte an der Höhe seiner Ansprüche; um so besser gingen die Verhandlungen von Statten, als der Feldherr in seiner Ungeduld des langen Wartens in Pilsen überdrüssig wurde und die Festung seinem Obersten Hermann Fränck überlassend, einen Streifzug ins Reich unternahm. Dem Verrath der Pilsener Hauptleute hätte er vielleicht durch schleunige Rückkehr nach der Festung begegnen können, aber er scheute sich vor den meuternden Truppen zu erscheinen, ohne deren Soldforderungen befriedigen zu können. Mit einigen Fähnlein und dem schottischen Regiment des Obersten Grey zog Mansfeld im nordwestlichen Winkel Böhmens um Eger und Ellnbogen umher, unter kleinen Scharmützeln mit den bayerischen Truppen, machte vergebliche Anstrengungen, von der in den letzten Zügen liegenden Union Hülfe zu erlangen, und veranstaltete in der Oberpfalz neue umfassende Rüstungen und Werbungen, von König Friedrich flehentlich zum Ausharren ermahnt und mit der nichtigen Würde eines Generalfeldmarschalls des Königreichs Böhmen bekleidet. In Kurzem hatte er

wieder ein Heer von gegen 20,000 Mann beisammen. „Sein Name“, sagt R. Reuß, „lockte viele der abgedankten, brodlosen Söldner des böhmischen, des unirten, des liguistischen Heeres unter seine Fahnen und überall in der Oberpfalz sammelten seine Werber neue Schaaren; hatte er auch kein Geld ihnen Sold zu zahlen, so hatte er doch, lange vor Wallenstein, den Grundsatz erfaßt und praktisch durchgeführt, daß eine Armee desto weniger koste, je größer sie sei, und daß der Krieg den Krieg ernähren müsse.“ Während dessen aber waren die verrätherischen Unterhandlungen der Mansfeldschen Hauptleute in Pilsen mit den Kaiserlichen zum Ziele gekommen, die „Pilsener Tractation“ wurde unterzeichnet, die Festung den Feinden um Geld übergeben. Der Oberst Fränck suchte vergeblich durch eine „Apologie“ den schnöden Verrath zu rechtfertigen. Mit dem Verluste von Pilsen war Mansfelds Rolle in Böhmen ausgespielt. Tilly war jetzt entschlossen, den letzten Widerstand in dem überwundenen Lande zu brechen. Mit sächsischen Truppen vereint zogen die Bayern gegen die noch übrigen Mansfeldschen Besatzungen im Nordwesten Böhmens. Falkenau und Ellnbogen capitulirten nach hartnäckiger Gegenwehr, ebenso Tabor und die andern kleinen Festungen im Innern, welche noch Widerstand geleistet hatten. Mansfeld selbst war es nicht mehr darum zu thun, sich in Böhmen zu behaupten, schon hatte er sein Auge auf einen andern Kriegsschauplatz, am Rhein, gerichtet, wo mehr Ruhm und Beute zu gewinnen war.

26. März 1621.

April. Mai.

Strafgericht und katholische Reaction.

Das Königreich Böhmen, zu dessen Statthalter der Fürst **Karl von Liechtenstein** eingesetzt wurde, empfand alsbald nach der Schlacht am weißen Berge die strafende Hand des siegreichen Kaiserthums. Plünderungen und Confiscationen, Einquartierungen und Contributionen lasteten schwer auf dem Lande; abgedankte Soldatenhaufen durchzogen das Reich und raubten, was die obrigkeitliche Erpressung übrig ließ. Und nicht nur an Hab und Gut wurden alle Schuldigen oder Verdächtigen schwer gestraft, über die Häupter des Aufstandes, die Directoren und Defensoren, deren man habhaft werden konnte, erging ein furchtbares Blutgericht. Viele hatten sich durch die Versicherung der kaiserlichen Gnade im Falle der Unterwerfung von dem Gedanken abbringen lassen, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Allein den „Ketzern“ Wort zu halten, waren die übermüthigen Sieger nicht gesonnen. An einem Tage wurden etwa fünfzig protestantische Parteiführer, die meisten durch Alter, Würde und Adel hervorragend, überfallen und nach monatelanger Kerkerhaft wegen Hochverraths zum Tode, zu lebenslänglicher Haft oder zur Verbannung verurtheilt. Der Kaiser selbst soll zur Milde geneigt gewesen sein, aber die katholischen Parteihäupter in Böhmen und die jesuitische Camarilla in Wien, namentlich der Beichtvater Pater Lämmermann (Lamormain), trieben ihn zur unnachsichtigen Strenge. Siebenundzwanzig der ersten Männer des Königreichs bestiegen das Schaffot, unter ihnen Graf Andreas Schlick, Wenzel von Budowa, der religiöse Führer des Aufstandes, der Gelehrte Jessenius; ihre Leichname wurden gräulich verstümmelt, ihre Köpfe zum war-

20. Febr. 1621.

21. Juni.

nenden Beispiel an verschiedenen Plätzen der Stadt aufgesteckt. Mit den Gütern der Hingerichteten oder sonst Verurtheilten bereicherte sich die Kasse des Kaisers und seiner Anhänger; alles evangelische Vermögen war verwirkt; es begann ein schamloser Handel mit „Rebellengütern," der in wenigen Monaten den ganzen Besitzstand in Böhmen veränderte, unter Formen, die ein Hohn auf jeden gerichtlichen Prozeß waren. Zugleich wurden auch dem alten landständischen Adel neue ergebene Männer aufgedrängt. Und als die Rache an Leben und Habe der Besiegten gestillt war, begann das Werk der „Gegenreformation", der gewaltsamen Unterdrückung des Protestantismus. Mit den kaiserlichen Soldaten waren auch die Jesuiten wieder eingezogen und betrieben die katholische Restauration mit allen Mitteln der Verführung, der List und Gewalt. Die Kirchen der Protestanten wurden geschlossen oder den Katholiken eingeräumt, ihre Geistlichen und Schullehrer vertrieben, gepeinigt, ermordet; ihre Bücher und heiligen Gegenstände verbrannt und zerstört; Commissarien der Regierung, unter denen sich Georg von Michna und Don Martin de Huerda durch gewaltthätigen Eifer auszeichneten, durchzogen mit Soldaten das Land und wütheten gegen die Bekenner des Evangeliums; die altberühmte Prager Universität ward den Jesuiten ausgeliefert und hörte auf, eine Leuchte der Wissenschaft zu sein. Wenn das protestantische Volk den Verführungskünsten katholischer Priester widerstand, so begannen die Liechtensteiner Dragoner ihr Bekehrungswerk; Tausende trieben diese gespornten „Seligmacher" unter den entsetzlichsten Mißhandlungen zur Messe und Beichte. Verfolgung und Glaubensdruck wuchsen mit den Jahren, je geringer der Widerstand des gedemüthigten Volkes war. Einzelne Versuche bewaffneter Gegenwehr namentlich unter dem Landvolk wurden leicht niedergeschlagen. Die Gesetze gegen die „Ketzer" wurden immer schärfer, bis endlich ein
31. Juli 1627. „Reformationspatent" alle Andersgläubigen unbarmherzig aus dem Königreiche verbannte; und diese kaiserlichen Befehle wurden mit grausamster Härte ausgeführt. Viele beugten sich dem Zwange, Viele aber, man rechnete an 36,000 Familien, trugen ihren evangelischen Glauben ins Ausland, unter ihnen war auch Karl von Zierotin und der berühmte Schulmann und Historiker Amos Comenius, der uns ein ergreifendes Bild von diesen Tagen der Drangsal entworfen. Nach Verlauf eines Jahrzehnts war das Königreich in ein durchweg katholisches Land umgewandelt; in größter Heimlichkeit nur rettete sich ein Ueberrest des böhmischen Protestantismus in bessere Zeiten hinüber. Und ebenso verfuhr man in Mähren und Schlesien; in allen Theilen der österreichischen Monarchie riß der kirchliche Absolutismus die letzten Schutzwehren der Duldung nieder.

IV. Der pfälzische Krieg.

Die Spanier ziehen in die Pfalz ein. Aug. 1620. Während der „Winterkönig" in Böhmen um die Königskrone kämpfte, war der feindliche Schlag bereits auch gegen seine Erblande geführt worden. Im

Herbste 1620 zog der Marchese Spinola mit einem großen spanischen Heere den Rhein herauf. Auch jetzt noch, wo die Kriegsgefahr sie unmittelbar bedrohte, glaubten die Unirten mit Protesten und Beschwerden etwas auszurichten. Mit der höhnischen Versicherung, die spanischen Kriegsmannschaften seien burgundische Kreistruppen und würden nur gegen die Friedensstörer feindlich auftreten, beantwortete der Kaiser die gerechte Anklage, daß er durch das Hereinziehen fremder Armeen ins Reich Verfassung und Verträge rücksichtslos verletze. Unthätig sah das Unionsheer zu, wie Spinola Mainz, Kreuznach, Alzei, Oppenheim, Gelnhausen, Wetzlar und andere rheinische und wetterauische Städte besetzte. Ein holländisches Hülfsheer, welches unter dem Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien den Unirten zu Hülfe zog, kehrte nach wenigen Wochen wieder um, verdrießlich über die lahme Kriegführung der Bundesfürsten. Die Kunde von dem Ausgang der Prager Schlacht schlug die letzten kriegerischen Anwandlungen nieder und zugleich trat der Kaiser offen mit seinem Ziele hervor, den Kurfürsten von der Pfalz zu vernichten und damit auch die protestantische Sache im Reich auf den Tod zu treffen.

Achtserklärung des Pfalzgrafen u. Auflösung der Union. 29. Jan. 1621.

Mit Verachtung aller Rechtsformen, ohne irgend welches gerichtliche Verfahren, ohne Vertheidigung und Vorladung wurde der Kurfürst von der Pfalz wegen Majestätsbeleidigung und Friedensbruchs in die Acht erklärt, zugleich mit ihm Christian von Anhalt, der Markgraf von Jägerndorf und der Graf Hohenlohe. Die Execution wurde dem Herzog Maximilian von Bayern übertragen; ihn für die Kosten des böhmischen Feldzugs durch die Pfalz zu entschädigen, das verpfändete Oberösterreich damit loszukaufen und durch seine Einführung in das Kurcollegium diesem wichtigsten Bestandtheil der Reichsverfassung das katholische Uebergewicht zu sichern, war ja das Ziel des Vernichtungskrieges, welchen der Kaiser gegen den unglücklichen Pfalzgrafen beschlossen. Die Union, welche berufen gewesen wäre, diese schnöde Gewaltthat an ihrem Haupte abzuwehren oder zu rächen, lag damals bereits in den letzten Zügen. Die habsburgische Politik brachte es durch Drohungen und Versprechungen leicht dahin, die durch die Mißgeschicke der letzten Zeit eingeschüchterten Bundesfürsten zur Unterwerfung zu bewegen. Der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, der öfters als diplomatischer Agent des Kaisers auftritt, unternahm auch diesmal die Mission, den protestantischen Bund zu sprengen, und es gelang ihm über Erwarten leicht. Zuerst sagten sich die Städte von der Union los; ihnen folgten der Landgraf Moriz von Hessen, der Markgraf von Brandenburg-Anspach und der Herzog von Würtemberg. Schritt für Schritt wichen sie von ihren Ansprüchen zurück, bis sie endlich in dem Mainzer Vertrag fast bedingungslos dem pfälzischen Bündniß entsagten und das Versprechen abgaben, ihre Truppen nicht gegen Spinola zu verwenden, die Pfalz zu räumen, den Kurfürsten fernerhin nicht zu unterstützen. Eine Fürbitte war das Einzige, was die schwachmüthigen Fürsten noch für Friedrich übrig hatten. Es war kein Wunder, wenn man die

12. April 1621.

Wirkung „spanischer Dublonen" bei ihnen erkennen wollte. Noch einmal versam-
24. April 1621. melten sich nachher die Unionsgenossen zu Heilbronn, um unter gegenseitigen Vorwürfen den Bund förmlich aufzulösen. Der Hohn der Welt, der sich in einer Fluth von Satiren und Pasquillen äußerte, geleitete die Union, die sich vermessen hatte, den Kampf wider die gewaltige Macht des Hauses Habsburg auf ihre schwachen Schultern zu nehmen, ins Grab. Ein beißendes Pamphlet der Zeit betitelt sich: „Ordentliches Verzeichniß deß, was die Evangelische Union letzterzeit Löbliches verrichtet hat." Es ist ein Rechnungsbuch, über jeder Seite steht die Jahreszahl und darunter das Facit: Nichts, wiederum nichts, gar nichts, erst recht nichts, und schließlich als Summa Summarum eine große Null. Die schüchternen Verwendungen der unirten Fürsten für Friedrich vermochten den harten Sinn des Kaisers ebenso wenig zu beugen, wie die Vorstellungen Christians IV. von Dänemark und die Friedensgesuche des flüchtigen Kurfürsten selbst. Die bayerische Staatskunst, begierig nach dem Erbe des Pfalzgrafen, that das Ihrige, jeden Gedanken an Versöhnung und Nachgiebigkeit zu verscheuchen, und die päpstliche Curie schürte mit fanatischem Eifer den Brand, von dem sie den Sieg der alten Kirche im Reich erhoffte. Das namenlose Weh, welchem das deutsche Volk und Land entgegenging, kam in Rom nicht in Betracht, wo ein kirchlicher Gewinn in Aussicht stand. Der Einzige, der Hülfe hätte leisten können und durch die im Parlamente laut gewordene Volksstimme dazu getrieben ward, der König von England, kam über diplomatische Verhandlungen nicht hinaus, und ließ sich von den überlegenen spanischen und österreichischen Staatsmännern geradezu narren; der spanische Heirathsplan, der damals den englischen Hof beschäftigte, hielt den König Jacob vollends von thätiger Unterstützung seines Schwiegersohns ab. Selbst der grimmigste Feind Habsburgs, der Fürst Bethlen Gabor, der stets durch Wort und That die Gegner in Deutschland angefeuert hatte, schloß um jene Zeit, an dem Erfolge
Dez. 1621. des Kriegs im Reiche verzweifelnd, seinen Frieden mit Ferdinand und entsagte dem ungarischen Königstitel gegen die Abtretung von sieben ungarischen Gespanschaften. Auch der eigentliche Urheber der Union und der pfälzischen Erhebung, Christian von Anhalt, bestürmte seit der Prager Schlacht den Kaiser mit Bittgesuchen, und fand endlich nach demüthigem Fußfall Begnadigung. Im Jahr 1630 ist er gestorben.

Mansfeld u. Tilly in der Rheinpfalz. 1621. Inzwischen hatte der Krieg seinen Fortgang. Graf Mansfeld war aus Böhmen nach der Oberpfalz gezogen und stand dort unter kleinen Scharmützeln den ganzen Sommer und Herbst hindurch den bayerischen Truppen Tilly's gegenüber. Unter dem „Reichsbanditen" kämpften auch Friedrich und Wilhelm von Sachsen-Weimar, gleich dem ältesten der ernestinischen Brüder, Johann Ernst, streitbare Gegner des Hauses Habsburg. Die Verhandlungen, die damals zwischen dem katholischen Lager und dem mächtigen Söldnerhäuptling angesponnen wurden und bereits dem Abschlusse nahe waren, zerschlugen sich in der letzten

Stunde und Mansfeld setzte den Kampf fort. Doch hielt er es für gerathen, seine Truppen nach dem rheinpfälzischen Kriegsschauplatz zu führen, als Maximilian selbst mit frischen Streitkräften anrückte und der größte Theil des Landes sich ohne Widerstand unterwarf. Die Oberpfalz leistete alsbald dem neuen Herrn einen förmlichen Huldigungseid und die katholische Restauration begann ohne Scheu und Rücksicht ihr erfolgreiches Werk. Als Mansfeld am Rhein anlangte, war das durch einen kurzen Waffenstillstand unterbrochene Kriegsgetümmel wieder in vollem Gange. An die Stelle Spinola's, der in die Niederlande zurückkehrte, war Ferdinand Gonsalvo de Cordova getreten. Das wilde kriegerische Treiben, das sich jetzt in den gesegneten Thälern des Rheins erhob, war arm an großen und entscheidenden Waffenthaten, um so reicher aber an allen Gräueln der Verwüstung, Plünderung und Peinigung. An roher Zerstörungswuth und Grausamkeit gab kein Theil dem andern etwas nach. Wir wollen die einzelnen Züge dieses entsetzlichen Treibens, das in wenigen Monaten die blühende Pfalz, die Bergstraße, das Bisthum Speier in eine Wüstenei und Einöde verwandelte, nicht verzeichnen. Als die Spanier vor Frankenthal lagen und vergeblich den tapfern Widerstand der Bürger zu brechen suchten, langte Mansfeld bei Mannheim an und vereinigte sich mit dem Kriegsvolk des wackeren pfälzischen Obersten Obentraut und dem Soldheer des Engländers Horace de Veer, eine Macht von gegen 20,000 Mann, welche die Spanier zum schleunigen Abzug von Frankenthal bewog. Inzwischen rückte auch Tilly die Bergstraße herauf, drang unter den gewöhnlichen Verwüstungen und Plünderungen in das Neckarthal und den Odenwald ein und bedrohte bereits Heidelberg, den Sitz der kurfürstlichen Regierung. Oct. 1621.

Und als ob das Rheinland der zuchtlosen Soldatenbanden noch nicht genug hätte, zog auch aus Norddeutschland ein Heer von wüsten Freibeutern „zum Schutze des Königs Friedrich von Böhmen" heran. Der wilde Herzog Christian von Braunschweig, ein junger abenteuerlicher Kriegsheld, hatte diese Banden zusammengerafft. Er gelangte bis in die Wetterau: hätte Landgraf Moriz von Hessen den Muth gefunden, sich ihm anzuschließen, so hätte das Erscheinen des Braunschweigers dem pfälzischen Krieg eine entscheidende Wendung geben können. Einige Scharmützel mit dem bayerischen Obersten von Anholt und die Ankunft würzburgischer Heerhaufen überzeugten jedoch Christian, daß ein weiteres Vordringen bei der Uebermacht der Feinde nicht rathsam sei. Er kehrte nach Westfalen zurück. Trotz aller Wildheit seines Treibens hat die Gestalt Christians von Braunschweig etwas Ritterliches und Romantisches. Es war nicht eitel Prahlerei, wenn er behauptete, allein für seine schöne unglückliche Base, die Böhmenkönigin, ins Feld zu rücken, und ihren Handschuh als galanter Cavalier am Hute trug. Aus all den Gräueln der Verwüstung, die er hintrug, wohin er den Fuß setzte, aus dem Ruin des Bestehenden glaubte er eine neue Weltordnung erblühen zu sehen und sich selbst zum rächenden Werkzeug Gottes

Christian von Braunschweig (geb. 20. Sept. 1598.)

Mitte Dezbr. 1621.

auserkoren. Seine Freigebigkeit, seine Leutseligkeit, seine Nachsicht gegen die Soldaten gewannen ihm die Herzen des Kriegsvolks ebenso sehr wie seine unerschrockene Tapferkeit und Todesverachtung im dichtesten Kampfgewühl. Der unbeugsame Trotz und hochfahrende Ehrgeiz, wie er in vielen und nicht den schlechtesten Gliedern des Welfenhauses zum Vorschein kam, verband sich bei ihm mit krankhaften bizarren Ideen.

Christian, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, der dritte Sohn jenes Herzogs Heinrich Julius, der in den Irrungen im österreichischen Kaiserhaus unter Rudolf und Matthias eine einflußreiche diplomatische Rolle spielte (S. 811), und der Schwester des Dänenkönigs Christian IV., Elisabeth, einer Frau von trefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, war als siebenzehnjähriger Jüngling zum Bischof von Halberstadt gewählt worden, eine Würde, die bereits mehrere Glieder seines Hauses besessen. Aber es war wenig Geistliches in dem jungen Fürsten, wenn er gleich an Begabung, an wissenschaftlicher und weltmännischer Bildung unter seinen Standesgenossen hervorragte. Die militärischen Neigungen des Bischofs, der nahe daran war, in böhmische Kriegsdienste zu treten, der dann mit dem holländischen Hülfsheer des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien (S. 692) am Kriege gegen Spinola theilnahm, erregten Mißfallen und Besorgnisse in dem Domcapitel. Das Streben Christians, in die großen politischen und militärischen Ereignisse einzugreifen, stand mit den Pflichten und Aufgaben eines kleinen Landesherrn in starkem Widerspruch und bedrängte schon frühzeitig das Land mit Truppendurchzügen, Einquartierungen, Unsicherheit der Straßen und Kriegsleiden aller Art. Sein Kanzler, Anton von Wietersheim, ein ebenso unfähiger wie habsüchtiger Mann, führte während des Bischofs ewiger Abwesenheit eine Mißregierung, mit welcher sich nur die schamlose Weise vergleichen ließ, wie unter seinem schwachen Bruder Friedrich Ulrich im Herzogthum Wolfenbüttel der Statthalter Anton v. d. Streithorst wirthschaftete. Wietersheim und sein Secretär Andreas Kippe benutzten namentlich die herrschende Münzverwirrung, das „Kipper- und Wipperwesen", zur Füllung der landesherrlichen und der eigenen Kassen in einer so empörenden Weise, daß darüber ernste Unruhen entstanden und der ganze Handel und Verkehr einen tödtlichen Schlag erlitt. Ein organisirtes Plünderungs- und Erpressungssystem unter dem Scheine gesetzlicher Formen machte das Stift weithin wie eine Räuberhöhle verrufen. Was kümmerten den bischöflichen Kriegsmann die Leiden seines Landes! Seit Beginn des pfälzischen Krieges sehnte sich sein thatendurstiger ritterlicher Sinn, eine Rolle auf dem großen militärischen Schauplatz zu spielen, eine Heldenlaufbahn zu beginnen, von der er sich Kriegsruhm, Reichthum und Macht versprach. Die Fürsten des niedersächsischen Kreises, seine eigenen Verwandten riethen von dem abenteuerlichen Unternehmen ab; selbst der Pfalzgraf Friedrich und die Generalstaaten versagten Anfangs ihre Billigung, erst nach langem Bedenken unterstützten die letzteren den kühnen Freibeuter mit Geld.

Ankunft des Kurfürsten Friedrich. Den ganzen Winter hindurch dauerte das schauerliche Einerlei der Streifzüge, der Plünderungen, der Brandschatzungen und kleinen Scharmützel im Elsaß, im Speierschen, im Neckarthal, im Breisgau, zur Verzweiflung des mißhandelten Landvolks, ohne eine nennenswerthe kriegerische That. Im Frühjahr aber fand ein Ereigniß statt, welches die militärische und politische Sachlage
April 1622 wesentlich umgestaltete: Friedrich V. verließ plötzlich den Haag, eilte über Paris

und Lothringen nach seiner Pfalz und traf unerwartet im Mansfeldschen Lager ein. Der mit mehrfacher kaiserlicher Acht beladene Söldnerführer stand gerade wieder in Unterhandlungen mit dem Feinde, und es schien, als ob die überaus reichen Anerbieten ihre Wirkung auf den ehr- und habgierigen Feldherrn diesmal nicht verfehlten. Ob der verschlagene Kriegsmann bei diesen wiederholten Unterhandlungen wirklich gegen den entsprechenden Preis an Abfall dachte, ob er nur die Thatkraft der Feinde lähmen, die Opferwilligkeit seiner Bundesgenossen anspornen wollte, wird sich schwerlich mit Sicherheit feststellen lassen. Jedenfalls zerriß das Erscheinen des Pfalzgrafen derartige Pläne. Jubelnd vernahm das treue pfälzische Volk die Ankunft seines Fürsten, und trug sich mit der eiteln Hoffnung, nach so langer Trübsal werde jetzt Frieden und Glück zurückkehren.

Die Schlachten bei Wiesloch und Wimpfen. 1622.

Als Mansfeld nun den Rhein überschritt, um sich gegen Tilly zu wenden, fand er einen willkommenen Bundesgenossen an dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, der schon früher seine schärfste Mißbilligung über das muth- und kraftlose Verhalten der Union ausgesprochen. Um nicht gleich dem Pfalzgrafen sein Land aufs Spiel zu setzen und im Falle des Mißlingens der Rache des Kaisers preiszugeben, trat er die Regierung an seinen Sohn Friedrich ab und zog nicht als deutscher Reichsfürst, sondern als Söldnerführer auf eigene Hand ins Feld. Vereinigt rückten nun Mansfeld und der Markgraf gegen Tilly, der zwischen Mingolsheim und Wiesloch ein stark verschanztes Lager aufgeschlagen hatte, und brachten dem bayerischen Feldherrn eine empfindliche Niederlage bei. Es war ein unkluger und verderblicher Schritt, daß sich der Markgraf und Mansfeld nach diesem Erfolg trennten. Der erstere zog den Neckar hinauf und lagerte sich zwischen Wimpfen und Heilbronn. Hier wurde er aber von Tilly, der sich inzwischen mit den spanischen Truppen Cordova's vereinigt hatte, überrascht, und es entspann sich ein hitziger und blutiger Kampf. Auf beiden Seiten rissen die Geschütze ganze Reihen nieder; von Sonnenaufgang bis Untergang dauerte die Schlacht; gegen Abend flogen im markgräflichen Lager fünf Pulverwagen in die Luft und richteten eine entsetzliche Verheerung an. In Schreck und Verwirrung löste sich das badische Heer auf; der Markgraf selbst mit seinen beiden Söhnen entging mit Mühe der Gefangenschaft. Der Kern seines Heeres aber lag auf der Wahlstatt, alles Geschütz und Gepäck fiel dem Feinde in die Hände. Eine spätere Familientradition erzählt, in der allgemeinen Verwirrung habe nur die Leibwache des Markgrafen, vierhundert Bürger von Pforzheim, unter dem Bürgermeister Berthold Deimling, Stand gehalten, bis sich der Fürst in Sicherheit befand, und sämmtliche seien den Heldentod gestorben. Die gleichzeitigen Berichte rühmen die Tapferkeit des badischen „weißen Regiments“ unter dem Obersten Helmstädt; die Sage von dem Heldentod der vierhundert Pforzheimer entstand erst im achtzehnten Jahrhundert und widerspricht in vielen Punkten den beglaubigten Thatsachen. Inzwischen hatte Mansfeld sein gewohntes Treiben fortgesetzt, hatte den Elsaß

27. April 1622.

6. Mai.

durchzogen und war dann in Hessen eingefallen, um dem von Norden heranrückenden Christian von Braunschweig die Hand zu reichen. Darmstadt öffnete ohne Widerstand die Thore; der flüchtige Landgraf Ludwig selbst, der kaiserliche Parteigänger, welcher einen wesentlichen Theil der Schuld an dem Zerfalle der Union trug, wurde ergriffen und mitgeführt, bald aber gegen nichtige Versprechungen wieder entlassen, da seine Gefangennahme dem Pfalzgrafen von den protestantischen Ständen sehr verübelt wurde.

Christian von Braunschweig in Westfalen. Schlacht bei Höchst. 1622.

Herzog Christian von Braunschweig hatte sich von seinem mißglückten Streifzug in die Wetterau rasch erholt; seine wilde, zuchtlose Kriegsweise, welche reiche Beute und tollen Genuß in Aussicht stellte, lockte Schaaren von brodlosen Söldnern, von Abenteurern, Müßiggängern und verkommenen Leuten unter seine Fahnen. Schon äußerte der Krieg seine verderbliche Wirkung in dem immer größeren Andrang zum Waffenhandwerk, in der Auflösung der bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnung. Wer mochte noch ernster Arbeit sich hingeben, ein ehrsames Gewerbe treiben, den Studien obliegen, das Feld bebauen, wo der Krieg allein Ehre, Genuß und Reichthum in Aussicht stellte, wo ein einziger Durchmarsch oder Ueberfall die Früchte jahrelangen Fleißes vernichten konnte! Massenhaft strömte die waffentüchtige Jugend zusammen, wenn die Werbetrommel gerührt wurde. Kein Feldherr der Zeit aber führte den Krieg mit solcher Raub- und Zerstörungssucht und weidete sich so an der Vernichtung der bestehenden Ordnung, namentlich alles Kirchlichen, wie der tolle Braunschweiger, der jetzt mit dem Wahlspruch „Gottes Freund und der Pfaffen Feind“ über die westfälischen Stifter herfiel, und kein anderes Kriegsheer bestand aus so zuchtlosen zusammengelaufenen Schaaren wie das seinige. Als er jetzt in den letzten Tagen des Jahrs in Westfalen einfiel, erlitt das unglückliche Land, insbesondere die Stifter Paderborn und Münster mehrere Monate hindurch die entsetzlichsten Kriegsgräuel. Das Land, wo erst seit Kurzem die katholische Restauration eingezogen, war fast wehrlos, obwohl eine ganze Reihe rheinischer und westfälischer Bisthümer, Köln, Münster, Paderborn, Lüttich, Hildesheim in der Hand des bayerischen Prinzen Ferdinand vereinigt waren. Binnen Monatsfrist fielen Lippstadt, Soest, Paderborn in Christians Hände, bald war ganz Westfalen erobert und seufzte, zu einem großen Werbeplatz für alle möglichen Herren umgewandelt, unter der schweren Last unerschwinglicher Contributionen, unter Raub, Erpressung und Mißhandlung aller Art. Als es nichts mehr zu plündern und
Mai 1622. zu brennen gab, verließ der Herzog endlich das verzweifelnde Land und zog die Weser hinauf gegen die Wetterau, an 20,000 Mann stark, um sich mit dem pfälzischen Heere zu vereinigen. Hier aber, bei Höchst, in der Nähe von Frankfurt, erreichten ihn die überlegenen Streitkräfte, die Tilly und Cordova heran-
20. Juni. führten. Vor der Uebermacht der feindlichen Artillerie vermochten die Braunschweigischen nicht Stand zu halten. In wilder Flucht löste sich das Heer auf, fast die Hälfte fiel in der Schlacht und bei der Verfolgung oder ertrank im

Main. Mit dem Rest seiner Truppen stieß Christian an der Bergstraße zu Mansfeld.

Vereint zogen nun die beiden Heerführer von der Bergstraße nach dem Elsaß und waren gerade mit der Belagerung von Zabern beschäftigt, als ein Decret des Pfalzgrafen eintraf, das sie aus seinem Dienste entließ. Eine unerwartete Botschaft, denn das pfälzische Kriegsheer war dem bayerisch-spanischen noch immer gewachsen und die mehrfachen Niederlagen hatten keineswegs eine entscheidende Bedeutung. Aber was die Waffen nicht vermocht, hatte inzwischen die Diplomatie erreicht. Die Friedensanerbieten, die der Pfalzgraf selbst, die Könige von England und Dänemark ununterbrochen an den kaiserlichen Hof gelangen ließen, schienen damals ihren Zweck erreichen zu wollen. Wenigstens fanden in Brüssel Unterhandlungen zwischen kaiserlichen und englischen Bevollmächtigten statt, und König Jacob ließ sich, wie so oft, von der habsburgischen Staatskunst überlisten, hielt gleißnerische Verheißungen und nichtige Betheuerungen für aufrichtige Friedensliebe. Der englische König bestürmte nun seinen Schwiegersohn, durch Niederlegung der Waffen das letzte Hinderniß des ersehnten Friedens aus dem Wege zu räumen, und der arglose gutmüthige Pfalzgraf glaubte an die Ehrlichkeit der kaiserlichen Politik, verabschiedete sein Heer und zog selbst nach Sedan zu dem Herzog von Bouillon. In unglaublicher Verblendung legte Friedrich freiwillig die Waffen aus der Hand, mit denen er sein Recht und seinen Besitz hätte vertheidigen können. Die ränkevolle kaiserliche Staatskunst hatte einen wunderbaren Triumph errungen. Die Friedensverhandlungen wurden unter nichtigen Vorwänden abgebrochen. Mochten der König von England und der Pfalzgraf, als sie den Betrug inne wurden, Vorstellungen, Klagen und Proteste von sich geben, die Pfalz, welche die spanischen und bayerischen Truppen vergebens durch Waffengewalt zu erobern gesucht, hatten die Diplomaten mit Einem Schlage der besten Widerstandskraft beraubt.

Der Pfalzgraf legt die Waffen nieder. 1622 13. Juli.

Mai. Juni 1622.

Die Söldnerheere, die bisher die Pfalz geschützt, verließen alsbald nach der Verabschiedung das Land und durchzogen Lothringen. Während der Herzog von Bouillon mit ihrer Hülfe die Sache der französischen Hugenotten ausfechten wollte, unterhandelte gleichzeitig auch der französische Hof mit ihnen, wie es scheint, mehr in der Absicht, ihren Anschluß an die Calvinisten zu hintertreiben, als wirklich die deutschen Söldner in französische Dienste zu ziehen. Selbst mit der Infantin in Brüssel stand Mansfeld gleichzeitig in Verhandlung. Ein seltsames Schauspiel, wie dieser verschlagene Condottiere, damals ein unabhängiger Heerführer im fremden Lande, gleich einem Souverain mit den Mächten unterhandelte! In wie weit arglistige Berechnung oder Aufrichtigkeit bei diesen Anträgen auf beiden Seiten vorherrschte, ist aus dem tiefverschlungenen Netze diplomatischer Intriguen kaum mehr festzustellen. Schließlich traten die beiden Feldherren in die Dienste der Generalstaaten. Allein sie mußten sich, als sie in Hennegau einrückten, den Weg mit den Waffen bahnen. Bei **Fleurus** stießen

Abzug der Söldnerführer.

29. August.

sie auf Cordova und es entspann sich ein erbitterter Kampf. Unter schweren Verlusten gelang den deutschen Söldnerführern der Durchbruch. Herzog Friedrich von Sachsen-Weimar fiel, Christian von Braunschweig selbst büßte den einen Arm ein. Ein Volkslied schildert ihn, wie er das Schwert in der einen Hand, die Pistole in der andern, in den Streit ritt; kam ihm doch an Todesverachtung und tollkühnem Muthe kaum ein anderer gleich.

Unterwerfung der Pfalz. 1622. Nach dem Abzuge Christians und Mansfelds war die Pfalz allein auf die den kriegsgeübten Söldnerheeren gegenüber gänzlich unzureichenden einheimischen Streitkräfte und schwachen Garnisonen angewiesen. Schon vorher hatte auch der alte Markgraf Georg Friedrich von Baden die Waffen niedergelegt. Mit leichter Mühe bemächtigte sich der Erzherzog Leopold des links vom Rhein gelegenen pfälzischen Gebiets. Der einzige Widerstand ging noch von den Besatzungen der drei Städte Heidelberg, Mannheim und Frankenthal aus, zu deren Bewältigung Tilly nunmehr unverzüglich schritt. Seit Anfang Juli wurde Heidelberg, das durch starke Vorwerke und Redouten geschützt war, durch die bayerischen Truppen von den umliegenden Höhen aus beschossen und berannt; der Gouverneur, von der Merven, leistete mehrere Wochen hindurch entschlossenen Widerstand, bis 19. Sept. er endlich capitulirte. Unter Mord und Brand drangen die Tillyschen in die pfälzische Residenz ein. Der altberühmten Universität versetzten die kriegerischen Vorgänge der letzten Zeit für lange Jahre einen unheilbaren Schlag; nicht bloß die Heidelberger Hochschule, die ganze deutsche Wissenschaft erlitt durch die Wegführung der weltbekannten Bibliotheka Palatina, die seit Jahrhunderten mit sorgsamer Liebe gesammelt worden, einen schweren Verlust. In Rom hatte man die literarischen Schätze längst mit begehrlichen Augen betrachtet, und Herzog Maximilian war froh, mit diesem Rüstzeug der protestantischen Wissenschaft den Papst für seine Opfer und Leistungen auf billige Weise entschädigen zu können. In einhundertvierundachtzig Kisten wurde der literarische Raub, die kostbarsten Handschriften und Druckwerke, über die Alpen geschleppt, um in den Büchersälen des Vaticans ungelesen zu vermodern. Erst zwei Jahrhunderte später brachte Napoleon I. einen kleinen Theil der Schätze nach der französischen Hauptstadt, von wo sie dann durch den Pariser Frieden ihrem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zurückgestellt wurden; das meiste befindet sich noch heute im Vatican. — Von Heidelberg zog Tilly gegen Mannheim, und auch diese Stadt konnte sich trotz der entschlossenen Vertheidigung des Engländers Horace de Veer 3. Nov. nicht lange halten; unter ehrenvollen Bedingungen wurde capitulirt. Nur Frankenthal leistete so energischen Widerstand, daß Tilly bei der winterlichen Jahreszeit eine ernstliche Belagerung nicht für rathsam hielt. Erst im nächsten März 1623. Jahre gelangte auch diese Festung durch diplomatische Künste, womit der Kaiser in dem ganzen Kriege so viel erreichte, vertragsweise in die Hände der Spanier.

Uebertragung der Kurwürde an Bayern. So wurde die rheinische Pfalz, das Bollwerk des reformirten Glaubens, unterworfen und alsbald begann auch die katholische Reaction. Mit den Solda-

ten zogen Jesuiten und Mönche ein; die protestantischen Geistlichen wurden vertrieben; in der alten Kirche zum heiligen Geist in Heidelberg wurde wieder katholische Messe und Jesuitenpredigt gehalten. Wenige Jahre gewaltsamen Druckes genügten, um das protestantische Land als ein katholisches erscheinen zu lassen; Tausende, die ihr reformirtes Bekenntniß nicht aufgeben mochten, mußten in der Fremde Zuflucht vor dem Gewissenszwang suchen. Mit erschreckender Klarheit trat es hier, wie vorher in Böhmen, zu Tage, daß jeder Sieg der katholischen Waffen die Unterdrückung des evangelischen Glaubens bedeute. Und doch kamen auch jetzt die protestantischen Reichsstände, anstatt in der Sache des Pfälzers ihre eigene zu erkennen, über Vorstellungen und Beschwerden oder über seltsame Luftgebilde von einer großen europäischen Allianz wider das Haus Habsburg nicht hinaus. Die kaiserliche Politik dagegen schritt fest und entschlossen auf ihr Ziel los. Der längst gefaßte Beschluß, die pfälzische Kurwürde an Bayern zu übertragen und damit die Parität in dem höchsten Reichscollegium zu Gunsten der Katholischen aufzuheben, sollte jetzt zur Ausführung kommen. Zu diesem Zwecke wurden die Kurfürsten und eine Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten, deren Fügsamkeit oder Ergebenheit an die habsburgische Sache bekannt war, zu einem Fürstentag nach Regensburg berufen. Man scheute die Opposition, die Decbr. 1622 —Febr.
auf einem vollständigen Reichstag laut geworden wäre. Die Versammlung, bei 1623.
der außer dem Landgrafen Ludwig von Hessen kein protestantischer Fürst persönlich zugegen und nur Sachsen und Brandenburg durch Gesandte vertreten waren, trug ganz den Charakter eines kaiserlichen geheimen Raths, ein höhnisches Zerrbild einer allgemeinen Reichsvertretung, und doch war diese Versammlung berufen, die Reichsverfassung in einem der wesentlichsten Punkte umzustoßen. Ein letztes Friedensanerbieten, das Jacob von England stellte und selbst der spanische Gesandte Don Oñate eifrig befürwortete, wurde mit allerlei Einwänden und Bedenken abgewiesen. Dagegen trat nunmehr der Kaiser offen mit seinem Vorschlage hervor, die Kur an Bayern zu übertragen. Sechs Wochen lang wurde darüber verhandelt. Allein trotz des Widerspruchs der sächsischen und brandenburgischen Vertreter, welche die Ungesetzlichkeit des ganzen Verfahrens gegen den Pfalzgrafen hervorhoben und auf jeden Fall die Rechte der Agnaten gewahrt wissen wollten, ertheilte ein Machtspruch des Kaisers und seiner Diener dem Herzog Maximilian die Kurwürde; die Regelung der Ansprüche der pfälzischen 23. Febr.
Agnaten wurde auf einen späteren Tag verschoben. Damit war der Gewaltstreich vollzogen und die Rachsucht des Kaisers befriedigt; aber nirgends außer in Rom und München herrschte Freude über den Regensburger Spruch, welcher die Herstellung des Friedens im Reiche in unabsehbare Ferne schob.

V. Der europäische Norden und Nordosten und der niederdeutsch-dänische Krieg.

1. Der europäische Norden und Nordosten.

Literatur. Die in den früheren Bänden angeführte geschichtliche Literatur, nämlich für die scandinavischen Reiche VIII, 423 und X, 530, für Polen VIII, 536, für Rußland VIII, 594 liegt großentheils auch dem folgenden Abschnitt zu Grunde. Anderes findet man bei den Schriften zum dreißigjährigen Krieg angeführt. Hier ist noch besonders zu erwähnen: Ol. Celsius, Gesch. König Erichs. Deutsch von Möller. Greifswald 1776. Cl. Arch. Oernhjelm vita Fonti de la Gardie. Lips. 1690. — J. Caro, Das Interregnum Polens im J. 1587. Gotha 1861. — O. v. Rutenberg, Geschichte der Ostsee-Provinzen Liv-, Esth- und Kurland. Leipz. 1859. 60. 2 Bde.

a. Zur Orientirung.

Ausbreitung u. Grenzen der reformat. Bewegung. Von der Zeit, die wir in den letzten Blättern behandelt, nimmt der deutsche Krieg so großartige Dimensionen an, daß fast alle europäischen Staaten in denselben verflochten werden. Es erscheint daher nothwendig, auch auf diejenigen Länder und Völker einen Blick zu werfen, die in der bisherigen Darstellung der Gegenreformationen und Religionskriege noch keine Stelle gefunden haben, zumal da sie durch ihre Wechselbeziehungen, theils auch durch unmittelbares Eingreifen auf den Gang des Krieges einen Einfluß übten. — Während in Deutschland die Reformation, durch innere Spaltungen und äußere Angriffe in ihrem siegreichen Gange gehemmt, nicht im Stande war, das gesammte nationale Leben zu durchdringen und auf neuen kirchlichen und politischen Grundlagen in frischer Kraft aufzubauen, ist dieses hohe Glück dem Norden zu Theil geworden. Von dem Ostsaume des baltischen Meeres bis zu den Küsten und Inseln, die von den Fluthen der Nordsee bespült werden, in Schweden und Dänemark, in den Niederlanden, in den Königreichen England und Schottland hat die Neugestaltung der religiösen Doctrinen zugleich die ganze Staats- und Lebensordnung der Völker umgeschaffen und sie mit verjüngten Kräften erfüllt; und während daher das zerrissene deutsche Mutterland von seiner Höhe herabgestoßen ward, stiegen diese bisher wenig beachteten Glieder der germanischen Völkerfamilie zu Macht und Herrschaft empor. Die Geistesklarheit, die Willenskraft und Energie, der standhafte Muth waren von den großen Herrschernaturen, welche diese Reformation des nationalen Organismus begründet, einem Gustav Wasa, einem Christian III., einem Oranien und einer Elisabeth auf ihre Völker übergegangen und hatten ihnen die Stärke und Ausdauer zum siegreichen Kampf und Widerstand gegen alle reactionären Gewalten und hinterlistigen Künste verliehen, die auch an sie herangetreten, aber überwältigt worden sind. Dem germanischen Völkerstamm scheint der Krieg gegen Rom vom Schicksale zur Lebensaufgabe gestellt zu sein: wie einst das Cäsarenreich von germanischen Lanzen und Schwertern zerschlagen worden ist, so hat auch der

germanische Geist und Sinn fort und fort gegen die pontificale Macht und Autorität mit Thaten und Worten protestirt. Wo sich die Reformation in andern Völkerstämmen ansetzte, wurde sie zurückgewiesen oder über kurz oder lang abgestoßen, keineswegs zum Heil ihres politischen und geschichtlichen Lebens. Beweise sind die romanischen Völker, die keltischen Irländer und die slavischen Polen. Nur in der französischen Schweiz waren die burgundischen Volkselemente und die republikanischen Verfassungsformen stark genug, den Calvinismus mit seinen das gesammte sociale Leben durchdringenden und verjüngenden Organismen dauernd in sich aufzunehmen. Daß aber in Deutschland selbst das Reformationswerk unvollständig bleiben mußte, war eine Versündigung gegen die germanische Volksnatur, die Wirkung fremder Gewalt und Arglist und eines die Gesammtinteressen verdunkelnden particularistischen Sondergeistes.

Die folgenden Blätter werden darthun, wie mit der Fortentwickelung der reformatorischen Prinzipien in Staat und Kirche das kleine Königreich Schweden durch Entfaltung und Stärkung seiner verborgenen und zerstreuten Kräfte zu einem Großstaat emporgestiegen ist, Polen dagegen, damals auf dem Höhepunkt seiner Macht und Größe, durch Unterdrückung der reformatorischen Regungen und Ansätze seinem Verfalle entgegengeführt wurde. Die drei nördlichen Staaten, Dänemark, Schweden, Polen litten um diese Zeit an dem gemeinsamen Grundübel einer übermächtigen, selbstsüchtigen Aristokratie. Wir haben die Entstehung derselben in den früheren Blättern kennen gelernt (VIII, 592 f. X, 566 ff.). In Dänemark benutzte der hohe Adel jeden Thronwechsel zur Vermehrung seiner Privilegien und zur Beschränkung der königlichen Gewalt durch umfassende Capitulationen, die man den neugewählten König vor der Krönung beschwören ließ. So sollte Friedrich II., den wir oben als Nachfolger seines Vaters Christian III. kennen gelernt, ohne Einwilligung des Reichsraths „Niemand in Adelstand erheben und weder für sich noch für seine Gemahlin adelige Güter pfandweise besitzen; die Ritterhöfe sollten auch zehntfrei sein". Und um die Aristokratie zu vollenden, die Adelsgemeinde kastenartig abzuschließen, wurde gesetzlich bestimmt, daß die Kinder, die ein Edelmann in einer Mischehe mit einer Bürgerlichen erzeuge, weder des adeligen Standes noch der väterlichen Erbgüter theilhaftig werden sollten. Die achtjährige vormundschaftliche Regierung während der Minderjährigkeit Christians IV. durch vierj Reichsräthe mußte diese Machtstellung des Adels noch erhöhen, und als der junge König zur Volljährigkeit gelangte, sah auch er sich genöthigt, eine Capitulation zu beschwören, durch welche er mehr der Vollstrecker der Gesetze und Anordnungen des Reichsraths als der selbständige Regent eines freien Königreichs war. Die Bestrebungen der meistens kräftigen und einsichtsvollen Dänenkönige waren daher hauptsächlich darauf gerichtet, der Krone auf andern Gebieten mehr Ansehen und Hülfsmittel zu verschaffen. Es wurde erwähnt, wie unter Friedrich II., dem der verständige, umsichtige Reichsrath Peter Oxe zur Seite stand, der Staatshaushalt und der

Dänemark u. Schweden.

gesammte Nationalwohlstand gehoben wurde durch Abschaffung der Handelsmonopole der Hanseaten und durch den Sundzoll bei Helsingör, über welcher Stadt die Veste Kronborg angelegt ward. Die energische Regierungsweise Christians IV., des Gründers der dänischen Marine, werden wir bei Gelegenheit des deutschen Krieges kennen lernen. Es war eine natürliche, durch den eigenen Vortheil wie durch nationale Eifersucht erzeugte Politik, daß die Könige von Dänemark das benachbarte Schweden zu verhindern suchten, die durch Gustav Wasa vorgezeichnete Bahn zur Selbständigkeit und zum Ausbau des unabhängigen Erbkönigthums zu verfolgen. Im Besitz des ganzen südlichen Theils, Schonen, Halland, Blekingen waren die dänischen Könige, welche die Auflösung der Calmarer Union nicht verschmerzen konnten und die darauf beruhenden Hoheitsrechte nicht aufgeben wollten, stets in der Lage, das schwedische Reich mit bewaffneter Hand zu überfallen, dasselbe von der Ostsee abzuschneiden und zu einem Kampf ums Dasein zu nöthigen. Und oft genug haben sie versucht, die Dynastie der Wasa zu erschüttern. Innere Zerrüttungen im Herrscherhaus unter Gustavs I. Söhnen und die Unzufriedenheit der Magnaten mit dem Erbvertrag leisteten dem feindlichen Nachbarn Vorschub: unter Erich und Johann war das schwedische Erbkönigthum nicht im Stande, eine namhafte Seemacht zu gründen oder die Bestrebungen der Großen, die monarchische Ordnung zu untergraben und eine Anzahl landschaftlich abgegrenzter Territorien unter unabhängigen Adelshäuptern oder „Gaukönigen" zu gründen, erfolgreich zu unterdrücken. Erst als der jüngste Sohn Gustavs, der scharfe, energische Karl von Südermanland die unbotmäßigen Magnaten mit eiserner Hand niedergeworfen und die staatlichen und kirchlichen Einrichtungen des Vaters gegen die katholischen Pläne seines Neffen Sigmund von Polen mit Kraft und Glück abgewiesen, gelang es seinem Erstgebornen Gustav Adolf, welcher Verstand und Unternehmungsgeist mit gewinnendem Wesen und ritterlicher Gesinnung verband, den widerspenstigen Sinn des Adels zu brechen und ihn mit dem erblichen Königthum zu versöhnen. Nun erst konnte Schweden daran denken, sich der Herrschaft über die Ostsee zu bemächtigen. Dänemark aus den südlichen Landestheilen zu verdrängen, dazu war die junge schwedische Marine noch nicht stark genug; dagegen gelang es dem großen König, zunächst auf der östlichen, dann auch auf der südlichen Küste des baltischen Meeres eine „Bastion für die Krone Schweden" zu gründen.

Livland, Polen, Rußland. Der livländische Ordensstaat war dem Zeitgeiste zum Opfer gefallen: den größeren Theil mit Riga hatte Polen an sich gebracht; den südlichen hatte der letzte Hochmeister Gotthard Kettler als Herzogthum unter polnischer Oberhoheit gewonnen; im nördlichen Theil, Esthland mit Reval, hatte sich die schwedische Herrschaft unter vielen Kämpfen mit Rußland und Polen festgesetzt. Auf dieses günstig gelegene Gebiet mit den reichen Handelsstädten war zunächst der Blick des großen Enkels Gustav Wasa's gerichtet: dort erkannte sein scharfes Auge ein würdiges Ziel künftiger Waffenthaten, einen Schauplatz für materielle und

moralische Eroberungen. Die Zerwürfnisse mit Polen, als nach dem Tode des tapfern Batori die aller Macht entkleidete Krone von dem turbulenten, parteisüchtigen Adel dem Vetter des Schwedenkönigs, dem vom Stamme der Wasa und Jagellonen entsprossenen Sigmund III., übertragen ward, und die Wirren in Rußland, als mit Feodor, dem Sohne des Eroberers und Tyrannen Iwan II. Wasiljewitsch die Rurik'sche Dynastie ausstarb und bald darauf eine mehrjährige Anarchie mit den Dimitrischen Usurpationen eintrat, waren dem frisch aufblühenden Schwedenreich im Osten förderlich, wenn auch schließlich der Thron in Moskau weder einem polnischen noch einem schwedischen Wasa zu Theil ward, sondern unter dem Hause Romanow eine neue Aera in Rußlands Geschichte anbrach. Die Weigerung des Polenkönigs Sigmund, seinen Ansprüchen auf den schwedischen Thron zu entsagen und seinen Vetter Gustav Adolf als König anzuerkennen, führte zu Anfang der zwanziger Jahre die Erneuerung des polnisch-schwedischen Krieges herbei, der dem jungen Wasa die ersten Kriegslorbeern eintrug und die Ostseeprovinzen, die bisher unter polnischer Herrschaft oder Oberhoheit gestanden, unter die schwedische Krone brachte. Um die Zeit, da der habsburgische Feldherr sich der Ostsee näherte, mußte Sigmund III. in einem Waffenstillstandsvertrag ganz Livland mit Riga und einen großen Theil von Sept. 1629. Polnisch-Preußen an Gustav Adolf abtreten.

b. Schweden, Dänemark und die Ostseeprovinzen zu König Erichs Zeiten.

Gustav Wasa hatte sein Vaterland Schweden aus den Banden der Calmarer Erich u. seine Union befreit und in ein selbständiges lutherisches Erbkönigreich umgewandelt. Wir Brüder. haben gesehen, mit welchen Anstrengungen dieses Ziel erreicht ward (X, 537 ff.). Als er sein Leben, das eitel Müh und Arbeit gewesen, im September 1560 beschloß, bestieg nach seiner letztwilligen Anordnung sein Erstgeborner Erich den väterlichen Thron, indeß die jüngeren Söhne große Territorien als Lehnfürstenthümer unter des Bruders Oberhoheit erhielten, Johann das Großfürstenthum Finnland, Magnus Ostgothland und Karl Südermanland, mit so ausgedehnten Rechten, daß in diesen Landschaften die königliche Gewalt fast als erloschen gelten konnte. Wenn der Stifter der Monarchie glaubte, durch diese Theilung von Macht und Besitz die junge Dynastie zu stärken und gegen Neid und Anfechtung von Seiten der Magnaten zu schützen, so war er in großem Irrthum befangen. Die jüngeren Brüder, für Unterthanen zu mächtig, wurden dem königlichen Familienhaupte gefährliche Nebenbuhler, und ihr unbotmäßiger Sinn gab diesem selbst Anlaß genug zu Mißtrauen. Sein argwöhnischer, finsterer Geist wurde fortwährend beunruhigt durch den Verdacht, von Nachstellungen und Complotten umgeben zu sein. Denn die brüderliche Eintracht, welche der Wasa seinen Söhnen so dringend ans Herz legte und bei seiner Verfügung vorausgesetzt haben mochte, fand bei Erich und seinen von einer andern Mutter gebornen Brüdern keine Stätte. Vielmehr strebten die jüngeren in demselben Grade nach Selbständigkeit und Vergrößerung ihrer Besitzungen und Machtbefugnisse, als Ersterer seine Suprematsrechte eifersüchtig zu bewahren beflissen war. Als er bei seiner Krönung, die mit unerhörter Prachtentfaltung und Verschwendung zu Upsala gefeiert ward, viele Edelleute zu Grafen und Freiherren 29. Juni mit hohen erblichen Rechten erhob, in der Absicht, sich dadurch eine ihm ergebene Partei 1561.

unter den Fürsten zu schaffen, mußte ein Herold verkündigen: „Einer ist der Schweden, Gothen und Wenden König, und ob auch der Kronen mehrere vor euren Augen glänzen, mag Keiner es so nehmen, als wäre mehr denn Eine Königskrone". Auf dem Reichstage von Arboga wurden die Hoheitsrechte der Krone genau festgesetzt und die Stellung der „Herzöge" in bestimmte Schranken gewiesen.

Erichs Regierung und Charakter. Niemand konnte übrigens in den ersten Regierungsjahren Erichs den schlimmen Ausgang dieser Herrschaft vorhersehen: Ein Mann von siebenundzwanzig Jahren, wohlgestaltet, von körperlicher Gewandtheit und angenehmen Manieren im Umgang, dabei geschickt in der Rede, mehrerer Sprachen kundig und in Musik, Dichtkunst und Malerei erfahren, mochte er die besten Erwartungen erregen; Adel und Volk kamen ihm mit Wohlwollen entgegen; das Land war in Frieden, die Schatzkammern gefüllt; eine seiner ersten Handlungen war die Aufstellung eines königlichen Obergerichts, das in Städten und Marktorten abwechselnd seinen Aufenthalt nehmen und Jedermann zu seinem Rechte verhelfen sollte, eine heilsame Einrichtung, um der richterlichen Gewalt und Willkür des Adels Schranken zu setzen, die aber nur mangelhaft zur Ausführung kam und keine Dauer hatte. Auch erließ er zweckmäßige Verordnungen für die öffentliche Sicherheit und bot allen verfolgten Protestanten, lutherischen wie calvinistischen Bekenntnisses, eine Freistätte in seinem Lande. Dabei zeigte er aber auch schon frühe extravagante Geistesrichtungen, die das Maaß der Besonnenheit überschreitend ins Ueberspannte und Leidenschaftliche ausarteten. Seine Verschwendung kannte keine Grenzen. Welche Summen verschlang die fruchtlose Werbung um die Hand der Königin Elisabeth! Als er die Absicht hatte, nach London zu reisen, ließ er über hundert der köstlichsten Kleider anfertigen; nichts war ihm zu theuer wo es galt, seine maßlose Prachtliebe und seine Neigung für Kostbarkeiten, Luxusgegenstände oder seltene Thiere zu befriedigen. Darüber schwand der reiche väterliche Schatz dahin, den die Brüder als Erbgut der Familie betrachtet und auf dessen Vertheilung sie gedrungen hatten. Auch in den Staatsangelegenheiten zeigte Erich eine Vielgeschäftigkeit und rastlose Thätigkeit, welche von einer krankhaften Richtung seiner Seele, von einer fieberhaften Hast und Aufregung, von der Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit seiner Natur Zeugniß gaben. Bei ihm und in noch höherem Grade bei seinem Bruder Magnus trat schon jener Hang zu unberechenbaren, von momentanen Aufwallungen und Impulsen ausgehenden Handlungen, jene überspannte Gereiztheit und jene Anlage zu Geistesstörungen zu Tage, die wie ein dunkles Verhängniß durch die Familie Wasa ging und sich bei mehreren Gliedern bis zum Irrsinn steigerte. Magnus starb nach wenigen Jahren in Tobsucht; und Erich wandelte eine Bahn, die früher oder später zu demselben Ende führen mußte. Der Argwohn gegen seine Brüder, insbesondere gegen den wegen seines anmuthigen leutseligen Wesens bei dem Volke beliebten Johann wuchs mit jedem Tag; die Geistesstörung des Herzogs Magnus kam dadurch zum Ausbruch, daß ihm Erich zumuthete, sich mit ihm zum Verderben des Bruders zu vereinigen. Die Verdächtigungen und Zuträgereien falscher und boshafter Menschen, mit denen der König sich umgab, denen er sein Vertrauen zuwandte, gossen Oel in die Flamme. Bald traten äußere Umstände hinzu, welche das feindliche Verhältniß noch mehr verbitterten.

Die Reformation im livländischen Ordensstaat. Jene Küstenländer an der Ostsee, Kurland, Livland und Esthland, wo noch immer der Heermeister des Schwertordens im Namen des Kaisers und des Papstes mit dem Beirath seiner Gebietiger das Regiment führte (VII, 271 ff.), wo deutsche Kaufmannstädte, im Bunde mit der Hansa, gewinnreichen Handel mit Rußland und Polen-Litthauen trieben und zu Reichthum, Bildung und freiem Gemeindeleben sich emporarbeiteten, wo deutsche Ritter feste Burgen und weite Ländereien besaßen, deutsche Geistliche den erzbischöflichen Stuhl von Riga, die bischöflichen Sitze von Dorpat,

Oesel, Reval und so manche Abteien inne hatten, konnten so wenig wie das benachbarte Ordensland Preußen die mittelalterigen Einrichtungen und Schöpfungen gegen die Angriffe und Schläge der neuen Zeit vertheidigen. In Riga verkündigte Andreas Knöpken, der einst aus der Schule von Treptow eine Anzahl Livländischer Zöglinge in ihre Heimath geleitete, in Verbindung mit Jacob Tegetmeier aus Hamburg und Briesmann aus Königsberg die evangelische Lehre im Sinne Luthers, und Dank der vereinigten Thätigkeit der Ritterschaft und der Stadtbürger verbreitete sich die Reformation in Kurzem über die baltischen Küstenländer. Mit den Heiligenbildern verschwand auch zugleich der Cultus der heidnischen Buschgötter, dem das eingeborne Landvolk noch großentheils ergeben war. Der Heermeister, Walter von **Plettenberg**, in Hader mit dem erzbischöflichen Stuhle von Riga, begünstigte insgeheim die Verbreitung der neuen Lehre, wenn er auch aus Rücksicht gegen den Kaiser, seinen Oberlehnsherrn, den entscheidenden Schritt des preußischen Hochmeisters Albrecht von Brandenburg nicht nachahmte. Luther selbst förderte durch Briefe die Arbeiten der neuen Prediger. Die Bischöfe von Oesel und Samland traten ebenfalls dem evangelischen Glauben bei, der Erzbischof Blankenfeld, welcher Livland an Polen verrathen wollte, wurde in Haft gebracht; zwischen Plettenberg und der Stadtgemeinde Riga kam ein Bündniß zum Schutz religiöser Freiheit zu Stande, dem dann der Eintritt in den Bund von Schmalkalden folgte (1531). Vier Jahre später schied der würdige Heermeister Walter von 18. Febr. 1535. Plettenberg aus dem Leben, geehrt von Mit- und Nachwelt. Unter seinen drei nächsten Nachfolgern erlangte die evangelische Lehre auf Grund der Augsburger Confession immer mehr Verbreitung und kirchliche Ordnung. Aber gleichzeitig lösten sich mehr und mehr die staatlichen und gesellschaftlichen Bande der einzelnen Stände; die Sonderbestrebungen erstickten das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit und gemeinsamer Interessen, so daß das mittelalterige Staatsgebilde mit seiner particularistischen Zerbröckelung sich der Angriffe der benachbarten Monarchien auf die Dauer nicht zu erwehren vermochte.

Der Orden, welcher längst den veränderten Zeitverhältnissen nicht mehr entsprach (X, 8), wurde durch die Reformation noch rascher seinem Verfall und seiner Auflösung entgegengetrieben: Ritter und Gebietiger, meistens Fremde, traten aus, machten ihre Güter zu Geld und zogen aus dem Lande, die Bischöfe ahmten das Beispiel nach; die Lockerung des Hansebundes stellte die baltischen Handelsstädte auf ihre eigenen Füße, und die Beschränkungen, die sie aus engherzigem Sonderinteresse dem freien Verkehr nach und aus Rußland auflegten, reizten die deutschen Rivalen und zogen jenen die Feindschaft des mächtigen Zaren Iwan Wasiljewitsch II. zu, der im Jahr 1534 seinem Vater Wasilii III. (VIII, 619) auf dem Thron in Moskau gefolgt war, anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter Helene und des Bojarenraths, dann nach einer verwahrlosten Erziehung unter einer blutbefleckten, an Grausamkeiten und Ränken reichen Regentschaft im eigenen Namen. Bald richtete dieser furchtbare Selbstherrscher, der wie ein zermalmender Orkan über die Erde hinschritt, seine gierigen Blicke auf die günstig gelegenen Ostseelande, und auch Polen und Schweden trugen Verlangen darnach. In dieser schwierigen Zeitlage, da drei große Einheitsstaaten nach dem Erwerb der gelockerten geistlichen und weltlichen Herrschaften trachteten, trat ein Mann an die Spitze der öffentlichen Dinge, der wenigstens über die letzten Tage der alten politischen Freiheit und Unabhängigkeit noch einigen Glanz ausgoß — Gotthard **Kettler**, einem ritterlichen Geschlecht Westfalens entstammt. Als er zum Heermeister gewählt ward, war der livländische Ordensstaat nur noch eine zerbrechliche Form ohne Lebenskraft und Wahrheit. Der Landtag, wo noch immer Klerus, Ordensleute, Adel und Bürger unter dem Vorsitz des Landesmeisters Berathung pflogen und Beschlüsse faßten,

Verfall und Bedrängniß des Ordenslandes.

Iwan Wasiljewitsch II. 1534—1584.

war ohne Gemeinsinn und Vaterlandsliebe; eine katholische Hierarchie in einem evangelischen Lande; eine Ritterschaft, die, wie ein alter Landsknecht singt, die Schwerter an die Wand hängte, und statt die Russen zu bekriegen, mit Klappkannen tapfer focht; eine Kaufmannschaft, die aus Gewinnsucht die deutschen Städte von dem russischen Markte fern hielt und sie dadurch zu Verbündeten des Zaren machte; dabei Mangel an Geld, an Kriegsbedarf, an waffengeübten Truppen. Schon war Narwa von dem Beherrscher aller Reußen erobert worden und diente den Hanseleuten als Markt und Stapelplatz für den direkten Verkehr nach Rußland, mit Umgehung der eigennützigen livländischen Kaufherrn; und nun rückte ein russisches Heer unter Peter Schuiski vor Dorpat, Schrecken und Verwüstung vor sich hertragend. Ein alter Tribut, „der Glaubenszins" benannt, den die Dörpter an den Großfürsten zu Moskau schulden und seit vielen Jahren nicht entrichtet haben sollten, mußte als Vorwand zum Eroberungskrieg dienen. Nach tapferer Vertheidigung sah sich die Stadt zur vertragsweisen Un-
Herbst 1558. terwerfung gezwungen; der Bischof wurde gegen die Capitulation als Gefangener nach Moskau geführt, wo er seine Tage in Trauer und Elend beschloß, die Domherren entflohen, das Bisthum Dorpat mit den umliegenden Schlössern blieb seitdem in russischen Händen. Nachdem das feindliche Heer eine Woche lang Riga bedrängt, durchzog es raubend und verwüstend das Ordensland bis an die Grenze von Litthauen, und kehrte beutebeladen in die Heimath zurück, Trümmer und Leichen hinter sich lassend. Der Hülferuf des Landesmeisters an den Kaiser, an den Herzog von Preußen, an die deutschen Hansestädte blieb ohne Wirkung; seine eigene Kriegsmacht war ungenügend; Prälaten, Ritter und Städte suchten durch Verträge mit auswärtigen Fürsten noch Einiges aus dem drohenden Schiffbruche zu retten: die Bischöfe von Kurland und Oesel wandten sich an Dänemark, die Stadtgemeinde Reval an Schweden. Das „Verlaufen und Verkaufen" wurde zur ansteckenden Krankheit der Zeit. In ergreifenden Zügen beschreibt Salomon Henning aus Weimar, Kettlers Geheimrath und Freund, in seiner liv- und kurländischen Chronik das Elend des Landes. „Wer den Jammer mit angesehen, kann ohne Thränen nicht daran denken. Große Haufen von gräulich verstümmelten Frauen- und Kinderleichen bezeichneten die Straßen, über welche die Russen gezogen waren. Türken und Heiden haben Aehnliches nicht gethan. Die Deutschen aber, die in faulen Tagen sitzen, kümmern sich wenig um das Elend in Livland." Noch einmal bestürmte der Orden Kaiser und Reich mit Bitten um Hülfe; Ferdinand vertröstete die Gesandten mit Zusagen, die nie erfüllt wurden, und mit Empfehlungsschreiben an die nördlichen Höfe und Stadträthe, die keinen Eindruck machten. Sie mußten von einigen Reichsständen auch wohl die lieblose Bemerkung hinnehmen: früher hätten sie sich um das Reich wenig bekümmert, hätten fast immer nur Westfalen zu den hohen Aemtern berufen, so möchten sie auch jetzt dort Hülfe suchen.

Auflösung und Theilung des livländischen Ordensstaats. 1560. 61. In dieser Noth handelte der Heermeister Kettler wie einst Albrecht von Preußen: er reiste nach Krakau zu König Sigmund II. August, dem Sohne jenes Sigmund I., des „Alten", den wir früher als dritten Sohn Kasimirs II. kennen gelernt haben (VIII, 593), um über ein Schutzbündniß mit Polen zu berathen und zu be-
August 1559. schließen. Nach langen Unterhandlungen kam es zu dem Vertrag von Wilna, kraft dessen sich der Orden und das Ordensland unter die Schutzherrschaft der polnischen
5. Apr. 1560. Krone stellte, jedoch unbeschadet der Oberhoheit des Reichs. Im nächsten Frühjahr wurde auf einem Ordenstag in Riga der Beschluß gefaßt: falls keine Hülfe vom Reich käme, sollte es dem Heermeister frei stehen, in den weltlichen Stand zu treten, sich zu vermählen und Livland als weltlicher Erbfürst zu beherrschen. Gleichzeitig erwarb König Friedrich II. von Dänemark durch Kaufverträge die Bisthümer Pilten, Oesel und Reval von den geistlichen Inhabern und verwandelte die Güter in ein weltliches

Fürstenthum für seinen Bruder Magnus, einen liebenswürdigen leutseligen Prinzen von neunzehn Jahren. Aber der Zaar kümmerte sich um diese Abmachungen so wenig, wie um die Mahnschreiben und Fürbitten, die von Seiten des Kaisers und anderer gekrönten Häupter an ihn gerichtet wurden. Noch in demselben Jahr überschritt ein großes russisches Heer abermals die Grenzen Livlands. Marienburg, inmitten eines See's gelegen, das festeste Schloß, die eigentliche Hut des Landes, wurde von dem feigen Befehlshaber beim ersten Angriff übergeben; erschrocken flüchteten die Bauern in Wälder und Einöden, wo sie aufgesucht und heerdenweise auf den Sklavenmarkt geführt wurden. Bei Ermes kam es zu einer Schlacht: Da die fremden Kriegsknechte, 2. Aug. 1560.
erzürnt über die saumselige Löhnung, großentheils abgezogen waren, so konnte der Landmarschall Philipp Schall von Bell dem übermächtigen Feind nur einige Ritterfähnlein aus dem einheimischen Adel entgegenstellen. Sie kämpften mit todesmuthiger Tapferkeit, bis sie von den Russen umringt theils getödtet, theils gefangen wurden. Der Landmarschall selbst, sein Bruder Werner, mehrere Hauptleute aus altberühmten Häusern und hundertundzwanzig Ordensritter wurden nach Moskau geführt und dort „ganz tyrannischer und grausamer Weise gemartert und umgebracht". Der Altmeister Wilhelm von Fürstenberg, der sich mit seinen Schätzen in dem festen Schloß Fellin geborgen, wurde von den treulosen und habgierigen Soldknechten verrathen und nach Uebergabe des Schlosses als Gefangener nach der Zarenstadt geschickt, wo er wie der Bischof von Dorpat nach einigen Jahren „in Gott selig entschlafen ist". Bis an die Thore von Pernau streiften russische Reiterschaaren. Dort war gerade der Landtag zur Berathung versammelt. Entsetzt stoben die Abgesandten auseinander. Es war die letzte Ständeversammlung des Ordensstaates. In drei Heerhaufen getheilt durchstreiften die Russen das baltische Küstenland weit und breit, alles mit Raub und Mord erfüllend. Nur das feste Schloß Weißenstein wurde durch den Heldenmuth Kaspars von Alten-Bockum und seiner Kriegsschaar erfolgreich vertheidigt. Zugleich waren die esthnischen Bauern gegen den hartherzigen Herrenstand in Aufruhr. Allenthalben Anarchie, Unsicherheit des Lebens und Eigenthums, Käuflichkeit und Verrath. Die Polen beeilten sich keineswegs, dem bedrängten Lande Kriegshülfe zu leisten: je größer die Noth, dachten sie, desto vollständiger die Unterwerfung. Und in der That kam nach längeren Unterhandlungen zwischen dem polnischen Bevollmächtigten, dem litthauischen Hetman Radzivil und der livländischen Landschaft eine Vereinbarung zu Stande, welche dem Ordensstaat ein Ende machte. Kettler sollte dem geistlichen Stand entsagen und das Land südlich von der Düna als erbliches Herzogthum von der Krone Polen zu Lehn erhalten, alles übrige Land mit der Stadt Riga dagegen in ein unmittelbares Unterthanenverhältniß zum König von Polen und Litthauen treten. Dafür wurde dem livländischen Adel und Volke freie Religionsübung und die Aufrechterhaltung seiner Verfassung und Gesetze, seiner bisherigen Gerichte und Rechtsgebräuche durch eine eigene Urkunde, „Privilegium des Königs Sigismund" zugesichert. Nachdem der bisherige Heermeister Gotthard Kettler als „Herzog von Kurland und Samgallen" in Wilna dem König seinen Huldigungseid geleistet und auch die Abgeordneten von Riga und der Landschaft Nov. 1561.
dem neuen Oberherrn Treue und Gehorsam gelobt, hielt Radzivil an der Spitze eines buntgemischten kriegerischen Gefolges seinen Einzug in die Dünastadt und nahm sie für Polen in Besitz. Mit diesem Akte fand eine weltgeschichtliche Epoche ihren Abschluß. 5. März 1562.
Auf dem blutgetränkten Boden, wo die letzten Ausläufer der mittelalterigen Ordnungen und der Kreuzzüge ihr Ende nahmen, begann jetzt ein neues vielfarbiges, ruheloses Leben voll wilder Kämpfe und Eroberungsbegierden. Denn während von Osten her die Russen sich anschickten, den Polen die leichterworbene Beute zu entreißen und das Zarenreich bis an das Meer auszudehnen, setzten sich die Schweden, nachdem sie mit

der Stadt Reval und dem gutsherrlichen Adel eine Vereinbarung getroffen, in Esthland fest und der Dänenfürst Magnus behauptete sich in den Bisthümern Oesel und Pilten, stets bemüht, sein erkauftes schmales Ländergebiet zu erweitern, bald nach Moskau, bald nach Krakau seine Blicke wendend. Die Polen, die einen heftigen Krieg mit Rußland voraussahen, legten diesen fremden Herrschaften für jetzt keine Hindernisse in den Weg: ja Sigismund August schloß sogar mit dem Schwedenkönig auf Grund des Bestehenden einen Friedensvertrag und gab dem Herzog Johann von Finnland seine Schwester Katharina mit großer Mitgift in die Ehe. Auch übersahen sie es, daß Riga nur einen bedingten Huldigungseid leistete und noch beinahe zwanzig Jahre sich mit dem Scheine einer freien Reichsstadt brüstete.

Kettler, Herzog von Kurland. Der ehemalige Ordensmeister Kettler verwaltete sein Herzogthum Kurland fünfundzwanzig Jahre lang mit Umsicht und Gerechtigkeit, unterstützt von seinem geheimen Rathe Henning. Er gewöhnte den unfügsamen Adel an Recht und Gesetz, sorgte für Volksbildung durch Gründung von evangelischen Kirchen und Schulen und suchte durch Klugheit und friedliches Regiment die Wunden, welche Krieg und Anarchie dem Lande geschlagen, nach Kräften zu heilen. Im J. 1566 vermählte er sich mit Anna von Mecklenburg, die ihm zwei Söhne schenkte, welche bei des Vaters Tod (17. Mai 1587) die Regierung gemeinschaftlich übernahmen. Dadurch kamen neue Unruhen über das Land.

c. Erichs Ausgang und König Johann

Johann in Haft. Herzog Johann von Finnland war wenig erfreut, daß der Adel von Esthland sammt der Stadt Reval sich unter den Schutz und die Hoheit des Schwedenkönigs stellte, daß Erich sich „Herr der livländischen Marken" nannte. Er selbst hatte gehofft, die günstig gelegene Landschaft mit seinen eigenen Territorien zu vereinigen, und deshalb mancherlei Verbindungen unterhalten. Und auch nach der Huldigung gab er seine Hoffnungen nicht auf, namentlich seitdem er mit dem Polenkönig Sigmund II. August in verwandtschaftliche Verbindung getreten. Sollte ihm nicht der Schwager, den nun der größte Theil des Ordenslandes als seinen Oberherrn anerkannte, doch noch zu dem Besitz verhelfen können? Es war deutlich, daß Johann mehr und mehr zu Polen hinneigte. Er besuchte den König in Krakau, er streckte ihm Geld vor, er gestattete seiner polnischen Gattin sehr großen Einfluß auf seine Handlungen und Unternehmungen. Schon sprach man davon, er habe sich durch sie zur katholischen Religion bekehren lassen und gedenke den Papismus wieder aufzurichten. In der Seele des Königs faßte ein tiefes Mißtrauen Wurzel, das durch böse Zungen in seiner Umgebung, insbesondere durch den ränkesüchtigen Göran Persson, Erichs Vertrauten, genährt und gesteigert ward. Zu dem Mißtrauen gesellte sich der Neid über die erlauchte Heirath des Bruders. Während im Schlosse zu Stockholm Karine Mans, eine Tochter des Landes von geringer Herkunft, wenn gleich hervorragend durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und geistige Vorzüge als Königin herrschte und das Gemüth des erregbaren Monarchen wie mit Zauberbanden gefesselt hielt, hatte der Hof zu Åbo durch die fürstliche Gemahlin Johanns einen königlichen Glanz. Erichs finsterer Argwohn, daß Johann im Bunde mit Polen auf Verrath und Verschwörung sinne, gewann immer festere Gestalt. Er sandte dem Bruder eine Ladung zur Rechtfertigung vor den Reichsständen; als sich der Herzog weigerte, weil man ihm sicheres Geleit versagte, gab Erich Befehl
12. Aug. 1563. zu gewaltsamem Vorgehen. Demgemäß wurde das Schloß zu Åbo von Bewaffneten umzingelt und Johann nebst seiner Gemahlin nach Stockholm geführt und in einem

festen Thurm zu Gripsholm in Haft gebracht. Während der Fahrt erblickten sie auf den Anhöhen Galgen mit den Leichen mehrerer ihrer Diener und Anhänger.

Vier Jahre wurden die Gefangenen in Gewahrsam gehalten. Persson rieth dem König, den Herzog wegen Hochverraths und Felonie hinrichten zu lassen; vor einem solchen Gewaltschritt schrack jedoch Erich zurück. Aber sein finsterer Argwohn nahm mit den Jahren zu; im ganzen Adel sah er Feinde und Verschwörer; über Allen schwebten Hochverrathsklagen und Gerichtsverfolgungen; eine allgemeine Angst und Verbitterung bemächtigte sich der edlen Geschlechter und drohte sich in einem Aufruhr Luft zu machen. Längere Zeit hielt der Krieg mit Dänemark die Gemüther beschäftigt. Friedrich II. führte noch immer die drei nordischen Kronen in seinem Wappen wie zur Zeit der Calmarer Union. Erich wollte das nicht gestatten, und als seine Einsprache in Kopenhagen kein Gehör fand, nahm auch er die dänische und norwegische Krone auf. Zugleich legte er dem Prinzen Magnus von Holstein in seinen neuen Besitzungen auf Oesel und an der esthnischen Küste alle möglichen Hindernisse in den Weg. Daraus entstand zwischen den beiden rivalisirenden Nachbarstaaten ein mehrjähriger Seekrieg. Lübeck, erzürnt, daß die Schweden den deutsch-russischen Handelsverkehr in Narva zu stören suchten, hatte sich auf die Seite Dänemarks gestellt. Dank der Sorgfalt, welche Gustav Wasa auf die Marine gewendet, bestand die schwedische Flotte nicht mit Unehren in dem Kampfe; der Admiral Jacob Bagge erlangte manchen Sieg über die Feinde, und als er bei Oeland in Gefangenschaft gerieth, hatte er in Clas Christersson einen würdigen Nachfolger. Aber welches Interesse konnte die schwedische Nation an einem durch dynastische Rivalität hervorgerufenen Krieg haben? Die inneren Gebrechen des Staats, die unberechenbare Tyrannei des Königs und seiner Geschöpfe und Werkzeuge wurden durch den äußeren Waffengang nicht verdeckt, zumal da einige unfruchtbare Lorbeern, die zur See gewonnen wurden, durch die Unfälle zu Lande sich ausglichen, und die Besitznahme von Drontheim und einigen Landschaften in Norwegen nicht von Dauer war. Da Erich keinem Anführer traute, so herrschte im Obercommando ein ewiger Wechsel; mitunter stellte er auch Fremde an, welche durch Unthaten den schwedischen Namen schändeten. So der Franzose Claude Collart, welcher als Befehlshaber von Drontheim einem norwegischen Manne sein schönes Weib raubte und zu seiner eigenen Buhlerin machte und sich durch Schwelgerei wie durch verheerende Kriegsweise Verachtung und Haß zuzog in einem Lande, das die Schweden gewinnen wollten. In Blekingen, wohin Erich selbst zu Felde gezogen, geschah bei Rottneby „ein gewaltiges Morden, so daß das Wasser im Strom roth wie Blut ward". Bis Sölfwittsborg gebot der König Alles zu verwüsten und die Einwohner nach Stockholm zu schaffen, da es besser sei ödes als feindliches Land zu haben. Nach solchen Thaten kehrte er im Triumphe nach Stockholm zurück.

Erich und der dänische Krieg.

Sept. 1564

1566.

Erich fand unter dem Adel eine Stimmung von Groll und Verbitterung, die stürmische Auftritte ankündigte. Die gerichtlichen Verfolgungen, welche Göran Persson, „der königlichen Majestät Procurator", auf Grund geheimer Denunciationen geschäftiger Späher und Kundschafter fort und fort anstellte, hatten die Aufregung gesteigert; Gerüchte von peinlichen Verhören und nächtlichen Executionen verbreiteten Schrecken; die mit jedem Jahr sich mehrende Zahl von Hinrichtungen erfüllte Alles mit der Furcht vor einem ähnlichen Schicksal. Eine allgemeine Gährung herrschte unter dem Adel, der dem Königthum der Wasa noch immer mit Neid und Mißgunst gegenüberstand. Mit 1567 „ging Erichs unglücklichstes Jahr an," wie er selbst in seinem Tagebuch bemerkte. Mehr als je trat jetzt das Gespenst der Verschwörungen und Complotte, das ihn so lange geängstigt, vor seine krankhaft aufgeregte Seele und steigerte seine heftige Natur zum Wahnsinn. Ein tödtlicher Argwohn trieb ihn ruhelos umher;

Erichs Geistesstörung u. Tyrannei.

bald suchte er sich durch tyrannische Handlungen von seinen vermeintlichen Feinden und Nachstellern zu befreien und wurde dann wieder vom bösen Gewissen wie von Furien verfolgt. So stieß er den Nils Sture, einen tapfern Edelmann aus einem der ersten (24. Mai 1567.) Häuser, auf den er einen finstern Verdacht geworfen, eigenhändig im Gefängniß zu Upsala mit dem Dolche nieder und ließ seine Mitgefangenen und Geschlechtsverwandten Svante Sture und dessen Sohn Erich, sowie Abraham Stenbock und Iwar Iwarsson ermorden. Dann treibt ihn eine wahnsinnige Seelenangst hinaus ins Freie; in Bauerntracht durchirrt er Feld und Wald, tödtet seinen alten Lehrer, den französischen Calvinisten Beureus, der ihm zuspricht; endlich durch seine Geliebte Karina zur Besinnung gebracht und durch die milden Vorstellungen des bejahrten Bischofs Laurentius Petri beruhigt, geht er in sich und überliefert seine Günstlinge den Gerichten. Nach solchen Vorgängen war an der Geistesstörung Erichs nicht mehr zu zweifeln und die Ermordung der Sturen und der anderen Großen zeigte deutlich, „daß er ein höchst gefährlicher Narr sei".

(Verschwörung gegen Erich.) So trat denn die Katastrophe, vor der er so lange gezittert, durch sein eigenes Thun ins Leben. Herzog Johann und seine Gemahlin waren aus der Haft entlassen worden und eine äußerliche Versöhnung hatte zwischen den Brüdern stattgefunden. Aber um dieselbe Zeit verlautete, daß der Reichskanzler Nils Gyllenstierna im Namen seines Herrn sich in Moskau verbindlich gemacht, die polnische Königstochter, die einst die Werbung Iwans mit Abscheu zurückgewiesen, an den russischen Autokraten auszu(April 1568.)liefern, wofür dieser die schwedische Herrschaft in Esthland zu fördern versprach. Wie konnte man zu einem Fürsten von so treuloser und unberechenbarer Gemüthsart Ver(4. Juli.)trauen fassen? Bald nachher feierte Erich seine Hochzeit mit Katharina Månstochter und ließ die Geliebte, die ihm kurz zuvor einen Sohn geboren, krönen und als rechtmäßige Königin begrüßen. Dieser Feierlichkeit wohnte Herzog Johann nicht bei, vielmehr hatte er mit seinem Bruder Karl, dem der König bisher sein Erbe vorenthalten, in Wermeland unter der „Königseiche" eine Berathung, wie sie das Reich schützen möchten „gegen Erichs und Göran Perssons tyrannisches Regiment". Bald zogen von allen Seiten Edelleute und Kriegsmannen, Eichenlaub als Feldzeichen auf ihren Hüten, zu den jüngeren Söhnen Wasa's. Erich gerieth in die heftigste Aufwallung: bald wollte er sich die Adern öffnen, bald sandte er eine Herausforderung zum Zweikampf an Herzog Karl. Zuletzt beschloß er an der Spitze seiner Getreuen tapfer um seine Krone zu fechten. Aber der Boden wankte unter seinen Füßen; als die Brüder auf der Nörstrandswiese vor Stockholm ihr Lager aufschlugen, sah sich Erich allenthalben von Verrath und Abfall umgeben. Göran Persson hielt seinem Herrn vor, wie übel er einst gethan, daß er seinem Rathe nicht gefolgt. Da entbrannte der Zorn des gereizten Monarchen; er überlieferte den verhaßten Rathgeber in die Hände der Schloßwächter, die ihn eines martervollen Todes sterben ließen. Seine Mutter stürzte sich rücklings vom Pferde und wurde halbentseelt durchbohrt.

(Erichs Gefangenschaft und Ende.) Nicht lange nachher gerieth die Hauptstadt durch heimliches Einverständniß der Bürger in die Gewalt der Herzoge, und Erich sah sich zur Ergebung gezwungen. Er (Ende Sept. 1568.) wurde in dasselbe Schloß zu Gripsholm gebracht, wo Herzog Johann und seine Gemahlin vier Jahre in Haft gesessen. Im Anfange des folgenden Jahres wurde von den Ständen die Thronentsetzung ausgesprochen, Erich selbst zu immerwährender Gefangenschaft verurtheilt, seine Kinder wegen illegitimer Geburt von der Erbfolge ausgeschlossen. Als ihm Johann in der Gerichtssitzung zurief, er sei wahnsinnig, antwortete Erich: „Nur einmal war ich von Sinnen, da ich dich aus dem Gefängniß entließ." Vergebens verwendeten sich Mutter und Schwestern für den Unglücklichen, daß man ihn wenigstens seinem Range gemäß in fürstlichem Gewahrsam halte; Johann, der den Bruder

als seinen „bittersten Feind“ haßte, sorgte dafür, daß er alle Schrecknisse einer harten Gefangenschaft zu leiden bekam; persönliche Feinde wurden ihm als Wächter gegeben, die durch Mißhandlungen und Quälereien aller Art sein Elend mehrten. Umsonst bat er, man möge ihn mit Verbannung strafen, „die Welt sei groß genug, daß auch Bruderhaß durch Ferne von Ort und Land könne gestillt werden“; er schien ein zu gefährlich Haupt, als daß man ihn in Freiheit zu setzen gewagt hätte. Seine Drohungen, seine Wuthausbrüche, die wiederholten Versuche zu seiner Befreiung dienten dazu, die harte Behandlung zu rechtfertigen, ja zu schärfen. Man schleppte ihn von Kerker zu Kerker, damit sich kein Complot zu seiner Entführung bilden könne; dadurch mehrten sich natürlich seine Anfälle von Wahnsinn. „In ruhigeren Augenblicken beschäftigte er sich mit Lesen, Musik, Schreiben, wenn es ihm erlaubt ward. Er hat lange Abhandlungen zu seiner eigenen Vertheidigung auf den Rand der Bücher mit Kohlenwasser statt Dinte geschrieben. Anfangs durfte er seine Frau und Kinder sehen. Die letzten Jahre aber entzog man ihm auch diesen Trost.“ So verbrachte der Unglückliche über acht schreckliche Jahre im Kerker, während Johann mit Zustimmung der Stände und unter dem Beirathe des Herzogs Karl des Reiches waltete. Allein Johann hatte keine Ruhe, so lange Erich am Leben war. Mehrere Verschwörungen zur Befreiung des Gefangenen ängstigten ihn. Darum ging er mit Karl zu Rathe, wie man sich des Bruders entledigen möge. Sie erwirkten einen Beschluß der Bischöfe und Reichsräthe März 1575. des Inhalts: wenn der König fortfahre den Staat zu bedrohen und Anlaß zu Aufruhr und Unsicherheit gebe, so sei es die Pflicht seiner Wächter, ihn auf jede Weise aus der Welt zu schaffen, denn es sei besser, daß Einer leide, als daß Viele ins Verderben kämen. Auf Grund dieses Bescheids wurde Erich durch Johanns Geheimschreiber Heinrichsson und den Feldscherer und Kammerdiener Kern mittelst einer Erbsensuppe vergiftet und wie ein geringer Mann begraben. In der Folge ließ Karl den Leichnam 26. Febr. 1577. in der Domkirche zu Westerås beisetzen, mit der Inschrift: „Das Reich ist gewandt und meines Bruders geworden; vom Herrn ist es sein geworden“. Erichs Gattin Karina, der er stets mit großer Liebe und Treue zugethan war, erhielt eine standesmäßige Versorgung; ihre Tochter Sigrid wurde durch ihre erste Ehe die Stammmutter der Grafen Tott; ihr Sohn Gustav entging durch die Flucht den Nachstellungen des Oheims und führte ein Abenteurerleben bald in Elend und Gefahr, bald unter dem Schutze der Herrscher von Polen, Rußland und Oesterreich, bis er im J. 1607 in dem russischen Städtchen Kaschin seinen Tod fand und ein einsames Grab in einem Birkenhain.

Durch ein schweres Verbrechen hatte Johann den Thron von Schweden erlangt; Johann und Karl. um sich in dem Besitze zu behaupten, mußte er die Dienste, die ihm dabei der Adel geleistet, durch Vermehrung der Rechte und Privilegien lohnen. Zunächst erhielt der Bruder Karl von Südermanland die ihm von dem Vater bestimmten, dem Unmündigen von Erich vorenthaltenen Territorien zu eigener Verwaltung in solchem Umfange und mit solcher Selbständigkeit, daß es das Ansehen hatte, als ob die Monarchie Gustav Wasa's in ein Doppelreich verwandelt worden. Und auch die Eigenschaften des Vaters schienen sich vertheilt zu haben. Denn während die liebenswürdigen Formen und das leutselige populäre Wesen, wodurch der erste Wasa Adel und Volk an sich zu fesseln gewußt, auf Johann übergegangen waren, hatte Karl, ein junger Mann von achtzehn Jahren, die Entschlossenheit, den starken Willen und den hellen politischen Verstand geerbt, die Eigenschaften, durch welche dem Vater das große Werk der Reichsstiftung gelungen war. Wenn daher Johann, ein gebildeter Herr, der des Griechischen und Lateinischen kundig war und fünf neue Sprachen verstand, aber oberflächlich in Grundsätzen, Charakter und staatsmännischer Einsicht, sich zu Zugeständnissen an den schwedischen Adel herbeiließ, durch welche die königlichen Machtbefugnisse geschwächt, die Kroneinkünfte

gemindert, die Heerverpflichtung zum Roßdienst gelockert wurde und die Vorrechte des Herrenstandes auf Kosten der Bürger- und Bauernschaften sich mehrten; so war es ein Glück für das Land, daß ein Mann da war, der die Klugheit, die eiserne Kraft und den klaren Sinn des Vaters besaß und den standhaften Muth und Ehrgeiz, der Dynastie die errungene Stellung zu erhalten und nicht einer Adelsherrschaft Vorschub zu leisten, welche die andern Stände und das gesammte Gemeinwesen geschädigt hätte.

Stellung der Brüder zur Reformation. Vor Allem war es für die schwedische Nation von hoher Bedeutung, daß Herzog Karl die Wichtigkeit der kirchlichen Reformation für den gesammten monarchischen Staatsorganismus erkannte und bei den durch die Augsburger Confession festgestellten Glaubenslehren und Einrichtungen zu beharren entschlossen war, als Johann, durch äußere Einflüsse bestimmt, an der bestehenden Kirchenordnung zu rütteln begann und im eiteln Bemühen, eine Versöhnung der Religionsparteien durch Ausgleichung und Abschwächung der Unterscheidungsformen herbeizuführen, den lutherischen Charakter der schwedischen Landeskirche bedrohte. Obwohl König Johann nicht ohne mannichfache Kenntnisse war und sich während seiner Gefangenschaft viel mit theologischen Schriften beschäftigt hatte, so besaß er doch zu wenig religiöse Tiefe und Einsicht und war zu weit von Fanatismus und Glaubenseifer entfernt, als daß er zu einer durchgreifenden Gegenreformation, wie sie in andern Ländern versucht oder ausgeführt ward, hätte die Hand bieten sollen; vielmehr schwankte er fort und fort zwischen katholischen und protestantischen Anschauungen hin und her und befaßte sich mit dem erfolglosen Plane, das Getrennte und feindlich Geschiedene auf einer mittleren Basis zu vereinigen. „Er hatte nicht Muth genug, etwas Entscheidendes zu wollen und vielleicht auch nicht Verstand genug, um recht zu wissen, was er wolle. Oft schien es mehr nur unglückliche, theologische Spielerei als Plan zu sein, und oft stand sein Sinn mehr nach der Griechischen als nach der Römischen Kirche." Den Haupteinfluß übte, wie erwähnt, seine polnische Gemahlin Katharina Jagellonica. Ihre Bemühungen wurden unterstützt durch einige Jesuiten, die vor der Welt als Lutheraner galten und den täglichen Umgang des Königs bildeten. Es wurde schon früher erwähnt (S. 16), welche Erfolge die Väter der Gesellschaft Jesu erzielten, namentlich seitdem der gewandte Antonio Possevino unter der Hülle eines kaiserlichen Gesandten im Interesse des Papstthums wirkte. Aber wenn auch, wie es heißt, der wankelmüthige König in der That von dem päpstlichen Emissär zum heimlichen Uebertritt in die römisch-katholische Kirche sich bereden ließ und für Messe und Klosterwesen Interesse zeigte, zu einer religiösen Reaction, zu einer Wiederbelebung der papistischen Hierarchie konnte Schweden nicht mehr zurückgedrängt werden. Die Aenderungen in den äußerlichen Kirchenformen, die in der Neigung des halbgelehrten theologischen Königs für priesterlichen Pomp, ceremonienreichen Cultus, kirchliches Gepränge ihre Hauptquelle hatten, schwanden bald dahin, als die streng-katholische Königin aus dem Leben ging und die lutherisch gesinnte Gunnila Bielke, Tochter eines schwedischen Reichsraths, nach einer glänzenden Hochzeitsfeier in das
21. Febr. 1585. königliche Ehebette stieg. Doch waren die Umtriebe der Jesuiten wirksam genug, auf viele Jahre Zwietracht und Unruhe in den Gemüthern des schwedischen Volkes zu erzeugen.

Johanns Stellung zu den Nachbarstaaten. 1. Zu Dänemark. Das nächste Anliegen des Königs war die Beendigung des dänischen Krieges. Nach langen Unterhandlungen kam es zum Frieden von Stettin (Decbr. 1570), in welchem Schweden sich alles Rechtes an Norwegen, Schonen, Halland, Blekingen, Jemtland und Hermedalen begab und die erbeuteten Kriegsschiffe auslieferte, Dänemark dagegen alle Ansprüche auf Schweden fahren ließ; doch blieb der Streit über die drei Kronen unausgetragen. Auch Lübeck nahm Theil an dem Friedensvertrag und erlangte freie
2. Zu Rußland und Polen. Schifffahrt nach Narwa. — Aber bald drohten neue Verwickelungen mit Rußland.

Wir wissen, daß Iwan mit Erich in gutem Einvernehmen gestanden und die schwedischen Erwerbungen in Esthland und Livland nicht angefochten hatte. Mit dem Thronwechsel änderte sich dieses Verhältniß; zu Johann, der ihm einst die polnische Braut weggenommen, fühlte der russische Zaar keine Zuneigung; und warum sollte er den Eidam des Polenkönigs mehr schonen als den Schwiegervater? Diesem aber gönnte Iwan nicht die leicht erworbenen livländischen Ordenslande. Vielmehr dauerte seit dem Einzug Radzivils in Riga der polnisch-russische Krieg fort, wenn auch hie und da durch Waffenstillstände unterbrochen und mehr in der Weise von feindlichen Einfällen und Streifzügen geführt. Im J. 1563 eroberten die Russen die litthauische Stadt Polozk, wodurch ihnen der Weg nach Dünaburg und Riga offen stand. Die Sieger bemächtigten sich aller Schätze, schickten den Bischof, die Wojewoden und andere Beamte, Edelleute und Bürger nach Moskau, zerstörten die lateinischen Kirchen und ließen alle Juden taufen, die widerspenstigen in der Düna ertränken. Der livländische Krieg.

Die gemeinsame Gefahr durch den mächtigen Nachbar im Osten führte zur vollständigen Vereinigung von Polen-Litthauen. Es ist uns bekannt, daß das Großfürstenthum Litthauen auch nachdem Jagello den Thron in Krakau bestiegen, mit Polen nur in der Person des Königs vereinigt war (VIII, 576). Jetzt brachte Sigismund August eine vollkommene Union zu Stande. Polen und Litthauen sollten gemeinschaftlich das Oberhaupt wählen und dieses den Titel König von Polen und Großfürst von Litthauen führen. Die bisher getrennten Nationalversammlungen sollten zu einem einzigen Convent verschmolzen werden, also daß sowohl die Senatoren als die Delegirten des Adels oder Landboten (VIII, 592) aus beiden Völkerschaften gemischt und gleichberechtigt sein sollten. Seit dieser Zeit waren Groß-Polen, Klein-Polen und Litthauen die drei Integraltheile des polnischen Reichs. Polen und Litthauen vereinigt. 1569.

Als diese Union geschlossen wurde, war der Jagellonische Mannsstamm seinem Erlöschen nahe. Sigismund August war ohne Kinder, das Erbrecht beruhte somit auf zwei Augen. Es war natürlich, daß gar manche Fürsten offen oder im Stillen die Krone an sich zu bringen gedachten. Auch der Zaar Iwan schmeichelte sich mit der Hoffnung, das nunmehr vereinigte Reich könnte auf seinen Sohn gleichen Namens übertragen werden. Er nahm den dänischen Herzog Magnus von Oesel unter seinen Schutz, vermählte ihm seine Nichte und ertheilte ihm den Titel „König von Livland", um sich seiner gegen Schweden und Polen zu bedienen. — Niemand aber hatte gegründetere Ansprüche geltend zu machen als König Johann von Schweden, der Schwager Sigismunds. Da stand ihm jedoch der lutherische Glaube im Weg. Wenn es ihm gelang die religiösen Gegensätze auszugleichen, die schwedische Kirche der katholischen zu nähern, so konnte wohl die Krone beider Länder für das Haus Wasa gewonnen werden. Darum fing Johann schon im J. 1571 an in die lutherische Kirchenordnung einige katholische Elemente einzufügen. Bei dem altersschwachen Erzbischof Laurentius Petri und bei dessen Eidam und Nachfolger Lorenz Peterson Gothus stieß der König auf keinen erheblichen Widerstand. Der letztere, ein Mann von nachgiebiger Gemüthsart, gab seine Zustimmung, daß die gottesdienstlichen Formen in katholischem Sinne verändert, die Liturgie mehr mit dem neuen Meßbuch des Tridentiner Concils in Uebereinstimmung gesetzt wurde, und ließ die bischöfliche Weihung mit altem hierarchischen Prunke an sich selbst vollziehen. Die heimlichen Jesuiten wurden an dem neuen Collegium, welches der König in Stockholm errichtete, angestellt und suchten durch Vorträge und Disputationen unvermerkt die Gemüther für die katholischen Lehrsatzungen zu gewinnen. Aber je mehr die rückläufige kirchliche Strömung von dem König und seiner ultramontanen und jesuitischen Umgebung begünstigt ward, und je weniger die einheimische Geistlichkeit theils aus Unwissenheit, theils aus Servilität den Neuerungen festen

Die polnische Krone u. das schwedische Königshaus.

Liturgische Neuerungen.

1575.

Widerstand entgegensetzte, desto mehr erwachte das religiöse Bewußtsein in dem schwedischen Volke. Man wollte sich die Lehren und Formen, an die sich das Land seit einem Menschenalter und darüber gewöhnt hatte, nicht wieder entreißen lassen; das „rothe Buch" wie man die Agende mit den neuen liturgischen Zusätzen bezeichnete, erregte Anstoß und Widerstand. Manche unfügsame Geistliche und Professoren, welche mit ihrer Opposition zu scharf hervortraten, wurden ihrer Stellen entsetzt, ihrer Einkünfte beraubt, zur Flucht gezwungen. Sie fanden Schutz und gastfreundliche Aufnahme in dem Gebiete des Herzogs Karl, der die kirchlichen Neuerungen des Bruders offen mißbilligte, die neuen Anordnungen und die katholisirenden Priester von seinen Besitzungen fern hielt und die flüchtigen oder vertriebenen Theologen, Bischöfe und Prediger auf alle Weise unterstützte. Seine Vermählung mit Maria, der Tochter des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, die er nach einem glänzenden Hochzeitsfest in Heidelberg heimführte, zog ihn noch mehr auf die protestantische Seite. Auch in andern Dingen war Karl mit seinem Bruder in Zwiespalt: während Johann die Erbgüter, welche Gustav Wasa der Krone erworben, zum Theil an Edelleute ausgab und diesen gestattete, die Gerichtsstellen zu besetzen, die Strafgelder ihrer Unterthanen einzuthun, Beamte zu ernennen, überhaupt wie unabhängige Herren in ihren Herrschaften und Gütern sich zu verhalten, betrachtete Karl alle von dem Vater erworbenen und eingebrachten Besitzungen als Gemeingut des Hauses, woran ihm nach der väterlichen Bestimmung gleicher Antheil und gleiches Recht zustände, und verdammte die leichtfertige Vergeudung des Vermögens und der Regalien, auf denen das Königthum und die Autorität der Krone beruhe. Nur durch ein strammes Festhalten der königlichen Güter und Rechte könne das monarchische Prinzip gegenüber dem gierigen selbstsüchtigen Adel und Reichsrath erhalten werden. Mehrmals drohte der Zwiespalt in Bürgerkrieg auszuarten. Die zweite Ehe, die der König mit einer ehemaligen Hofdame seiner ersten Gemahlin gegen den Rath seiner ganzen Familie eingegangen, trug nicht zur Versöhnung bei, wenn sie gleich den katholisirenden Tendenzen Johanns Schranken setzte. Diese sollten jedoch bald an einer andern Seite aufs Neue und mit größerer Gefahr für die religiöse und politische Freiheit und Unabhängigkeit des schwedischen Reiches hervortreten, als der Thronfolger Sigmund zum König von Polen gewählt ward.

[Marginalia: Zwiespalt zwischen Johann und Karl. — Mai 1579. — 1587.]

d. Polen unter Sigmund August und die reformatorischen Bewegungen.

[Marginalia: Reformationsversuche in Polen. Sigmund II. August 1548—1572.]

König Johann konnte um so mehr hoffen, durch Ausgleichung der confessionellen Gegensätze und Verbindung der gemeinsamen Bestandtheile eine zwischen Papstthum und Protestantismus sich bewegende Kirchenform zu begründen, als um dieselbe Zeit auch in Polen sich ein ähnliches Streben kund gab und von König Sigismund II. und einigen der höchsten Würdenträger begünstigt wurde. Der ultramontane Fanatismus, durch den sich die Völker an der Weichsel und an den Karpathen in der Folge so sehr hervorthaten, ist ihnen erst durch die jesuitische Gegenreformation seit dem Tridentiner Concil eingeprägt worden; ja es gab Zeiten, da auch in Polen die reformatorischen Sympathien sich stark regten und man glauben durfte, daß dieses Königreich in den Kreis der von Rom abgewandten Nationen treten werde. Wir haben auf früheren Blättern dieses Werks erfahren, welche Theilnahme die hussitische Bewegung bei dem Nachbarvolke gefunden; bis ins sechzehnte Jahrhundert hat die böhmische Glaubensform in Polen Bekenner und Gemeinden gehabt. Auch Luther und Melanchthon, auch Zwingli und Calvin zählten manche begeisterten Jünger slavischen Blutes, welche in die Heimath zurückgekehrt in Groß- und Kleinpolen wie in Litthauen für das Evan-

gelium wirkten. In den Städten des polnischen Preußens, in Danzig, Elbing, Thorn war die Augsburgische Confession die herrschende Glaubensnorm. Und nicht blos der Wittenberger Lehrbegriff, der allenthalben im Norden die Oberhand erlangte, auch die Auffassungen der Züricher und Genfer Reformatoren fanden Zugang, ohne daß dadurch die religiöse Eintracht Schaden genommen hätte. Der König selbst stand mit Calvin in Verkehr und las dessen Institution mit großem Eifer, und wie erfolgreich Johann Lasky, einem der angesehensten und reichsten Adelsgeschlechter angehörend und in Wittenberg wie in den Schweizer Reformationsstädten herangebildet, sein Leben lang in Ostfriesland, in England, an so vielen andern Orten für die Idee eines weitherzigen Christenthums auf Grund kirchlicher Selbstbestimmung der Gemeinde gewirkt, über den Bedrängnissen durch intolerante Religionsverwandte nie den Glauben an Freiheit und Humanität verlierend, haben wir früher gesehen. Mit geheimer Erlaubniß Sigmunds in die Heimath zurückkehrend (1556), hat er standhaft bis zum Tod für dieselben Grundsätze gewirkt. In demselben Jahre, da er die ihm so lange verschlossene Heimath wieder betrat, wurde auf einem Reichstag in Warschau der Beschluß durchgesetzt, daß es jedem Edelmann überlassen bleiben sollte, welcher Religionsform er folgen wolle. Bald fanden die reformatorischen Doctrinen da und dort Eingang unter den Senatoren und dem Adel. Fürst Nicolaus Radziwil ließ im J. 1563 eine polnische Bibelübersetzung drucken und widmete sie dem König. Die Landstände drangen auf ein Nationalconcil zur Abstellung der kirchlichen Mißbräuche, und Sigmund selbst befürwortete das Verlangen bei dem Papste und begehrte zugleich die Feier der Messe in der Landessprache, das Abendmahl in beider Gestalt und Gestattung der Priesterehe. Selbst der Erzbischof-Primas Uchanski schien geneigt, sich von Rom loszusagen. Verfolgungen von Seiten der Altkirchlichen nach den bestehenden Gesetzen stießen auf Schwierigkeiten, weil die Wojewoden auf ihren Gütern fast unumschränkt regierten. So kam es, daß allmählich die Hälfte der Adelsgeschlechter den neuen Ideen zugethan war, daß außer dem Glaubensbekenntniß der böhmischen Brüdergemeinden auch die Augsburgische und die helvetische Confession Anhänger erhielt und daß neben dem katholischen Cultus protestantischer Gottesdienst in verschiedener Form abgehalten wurde. Noch unter Sigismund August vereinigten sich nach vielen inneren Kämpfen und Streitigkeiten auf einer Synode zu Sandomir die drei nichtkatholischen Religionstheile durch den überwiegenden Einfluß der Laien und einiger patriotischen Magnaten zu einem Glaubensbekenntniß, „in dessen unbestimmten Formeln die geringe Verschiedenheit ihrer Lehren Raum hatte", ein seltenes Beispiel religiöser Toleranz.

[Randnotizen: Johann Lasky (A Lasco) 1499—1560. — 1570.]

Durch diese Union, welche troß einiger Verschiedenheit in Gebräuchen die Gemeinsamkeit in der Lehre und in den Sacramenten festhielt, erlangten die protestantischen Confessionsverwandten eine achtungsvolle Stellung gegenüber den Katholiken. Als nun Sigismund August, ein wohlmeinender Fürst von liebenswürdigen Eigenschaften, nur allzu abhängig von Frauen und Günstlingen, aus dem Leben schied und mit ihm der Mannstamm der Jagellonen erlosch, glaubte der Adel, welcher allein die Nation vorstellte, den gesetzlichen Staatsorganismus, wie er sich im Laufe der Jahre entwickelt (VIII, 592), auf Grund der veränderten Verhältnisse durch neue Bestimmungen über nationale Rechte und Freiheiten vervollständigen und gegen Eingriffe von Seiten der Krone sicher stellen zu sollen. Zu dem Zweck wurden während des Interregnums durch den „Convocations-Reichstag" die Verfassungsbestimmungen vereinbart, welche jeder künftige König vor seinem Regierungsantritt beschwören sollte. Diese „Pacta conventa" oder Grundrechte des polnischen Reichs waren staatsrechtlicher und kirchenrechtlicher Natur. Jene besagten, daß nach dem Ableben eines Königs der Erzbischof Primas einen Reichstag behufs einer neuen Königswahl einberufen solle, dem nicht nur die

[Randnotizen: Pacta conventa und Pax dissidentium. 1573. — 1572. — 1573.]

gewöhnlichen Mitglieder, Senatoren und Landboten, sondern jeder polnische Edelmann, kraft der vollkommenen Gleichheit des Adelsstandes, beizuwohnen berechtigt sei. Erst auf diesem Convocations-Reichstag sollte Tag, Form und Ordnung für die neue Königswahl festgestellt werden und niemals bei Lebzeiten eines Königs die Wahl des Nachfolgers stattfinden. Nur so glaubte man die volle Gleichheit der gesammten Adelsgemeinde wahren und jeden Eingriff in die Wahlfreiheit hindern zu können. Und damit diese Gleichheit durch die confessionelle Verschiedenheit keinen Abbruch erleide, wurde auch eine religiöse Uebereinkunft und Friedensbürgschaft geschaffen und als „Pax Dissidentium" in die Reichsgrundgesetze aufgenommen. Kraft dieser Uebereinkunft sollten Alt- und Neugläubige einen ewigen Frieden und gleiche bürgerliche Rechte haben. Zugleich sollte der König geloben, ohne Einwilligung des Reichstags keine neuen Steuern zu erheben, nicht über Krieg oder Frieden zu beschließen, sich mit einem Rath von Senatoren und Landboten zu umgeben u. A. m. Sollte der König diesen Capitulationsartikeln zuwider handeln, so sei die Nation ihrer Treue und ihres Gehorsams entbunden. Damit war die polnische Adelsrepublik mit einer gewählten monarchischen Spitze zum Abschluß geführt.

Heinrich von Anjou. 1573–74. Auch Heinrich von Anjou, der Haupturheber der Bartholomäusnacht, den die Nation mit Umgehung des andern Bewerbers, des Erzherzogs Ernst, zu ihrem König wählte, mußte vor seinem Regierungsantritt beschwören, daß er den Grundvertrag sammt dem Religionsfrieden halten wolle. Kardinal Hosius, Bischof zu Ermeland, den wir schon am Wiener Hof als ultramontanen Wühler kennen gelernt haben, versuchte den Valois zu einer hinterlistigen Umgehung zu bereden; als aber der Großmarschall Johann Firley, Woiwode von Krakau, mit kurzen Worten erklärte, wenn Heinrich nicht schwöre, werde er nicht regieren, wagte dieser nicht zu widerstehen. Wir wissen übrigens aus der französischen Geschichte, wie wenig der Sohn Katharina's von Medicis vor einem Wortbruch zurückschreckte, wenn dadurch Parteizwecke zu erreichen waren; aber in dem polnischen Magnatenstaat waren ihm die Hände zu sehr gebunden, als daß er für Machiavellistische Staatskünste Raum und Mittel gefunden hätte; auch ist es uns bekannt, daß er schon im nächsten Jahr, vier Monate nach seiner Krönung, sich wie ein Flüchtling aus dem ihm so wenig sympathischen Reiche wegstahl. (Juni 1574.) Als er an dem von der Nation ihm bestimmten Termin nicht zurückkam, wurde er der Regierung in Krakau entsetzt. (Mai 1575.)

Stephan Batori. 1575–1586. Kurz vor der Krönung des Valois hatte Samuel Zborowski, ein lebhafter und talentvoller junger Mann aus einem alten Adelsgeschlechte, erzogen in der Calvinischen Lehre, einem andern Edelmann, Andreas Wapowski, im Schloßhofe zu Krakau, fast unter den Augen des Königs und des Senats, mehr aus Versehen als aus Absicht eine tödtliche Wunde beigebracht und sich dann dem gerichtlichen Urtheil durch die Flucht nach Siebenbürgen entzogen. Stephan Batori, der Fürst dieses Landes, nahm den flüchtigen Edelmann wohlwollend bei sich auf. Aus Dankbarkeit und um sich den Weg zur Heimkehr und zu Hofgunst und Aemtern zu bahnen, betrieb Zborowski durch seine mächtige und einflußreiche Sippschaft, daß die Krone nicht, wie der Erzbischof Uchanski und die Senatspartei wollte, dem deutschen Kaiser Maximilian oder einem seiner Söhne zu Theil ward, sondern der Prinzessin Anna aus dem Hause der Jagellonen und dem ihr zum Gemahl bestimmten Stephan Batori. Dieser beeilte sich von der Krone Besitz zu ergreifen und vereitelte durch rasches Zuvorkommen die Pläne der Gegenpartei. Der neue König war beseelt von dem Wunsche, die Wohlfahrt und Größe des Reiches zu gründen, zu dessen Beherrscher er gewählt worden. Er suchte den mangelhaften Rechts- und Gerichtsgang zu verbessern, indem er drei höchste Gerichtshöfe stiftete, für Litthauen in Wilna, für Groß-Polen in Petrikau, für

Klein-Polen in Lublin und machte sie unabhängig von der öffentlichen Gewalt, indem er der Krone nur das Begnadigungsrecht und in einigen bestimmten Fällen die höchste Entscheidung vorbehielt. Auch in religiösen Dingen folgte Batori, der schon in Siebenbürgen den reformatorischen Ansichten huldigte, dem Beispiel des zweiten Sigismund. Die Aufforderung zur Unterdrückung der Ketzerei wies er mit den Worten zurück: „Ich bin König der Völker, nicht der Gewissen und darf über die Gewissen nicht herrschen, was Gott allein zusteht".

Katholische Reaction in Polen.

Und doch griff während seiner Regierung die katholische Reaction um sich, die allmählich die römische Kirche wieder zur alleinherrschenden in Polen machte. Der Grund dieser Wandlung lag theils in der Verbreitung des Jesuitenordens über das ganze Königreich, theils in der Spaltung der akatholischen Bekenntnisse durch die Sekte der Socinianer. Es wurde schon früher erwähnt (S. 16), wie rasch die Gesellschaft Jesu in allen Ländern des polnischen Reiches Boden faßte. In ihren Lehranstalten zu Wilna und andern Orten wurde die adelige Jugend erzogen und für das papistische Religionswesen gewonnen. Mit „leisetreterischer Schlauheit" wußte Kardinal Bolognetto die Großen des Reichs in seine Netze zu ziehen; und der uns bereits bekannte Possevino trug sich sogar mit der kühnen Hoffnung, nicht blos die evangelischen Glaubensgenossen in den nördlichen Staaten, sondern selbst den griechisch-katholischen Zaar von Moskau zum römischen Papstthum zu bekehren. Als Nicolaus von Radziwil 1567 starb, trugen ihn vier Söhne zu Grabe; und alle vier wendeten sich wieder der alten Kirche zu, der eine wurde Kardinal, der andere kaufte die Exemplare der Bibel seines Vaters auf und verbrannte sie. König Batori selbst entsagte dem Glauben seiner Jugend und erließ die Bestimmung, daß die Bisthümer in Zukunft nur an Katholiken vergeben würden. Es fiel den Jesuitenvätern nicht gar schwer, die adeligen Familien und die ihnen angehörende Geistlichkeit zu überzeugen, daß ihre Macht und bevorrechtete Stellung mit den alten hierarchischen Ordnungen aufs Innigste verbunden seien, daß sich ein Adelsregiment mit einem kirchlichen Gemeindeleben auf Grund brüderlicher Gleichheit aller Gläubigen nicht vertrüge.

Die Socinianer.

Die Bemühungen der Jesuiten wurden nicht wenig gefördert durch die wachsende Verbreitung der antitrinitarischen Lehren, die, in Genf und Wittenberg verdammt, in Siebenbürgen, Polen, Ungarn zu kirchlichen Gemeinschaften sich ausbildeten. Schon Lelio Sozini, ein Rechtsgelehrter aus einer angesehenen wohlhabenden Familie Siena's, hatte wegen seiner reformatorischen Ansichten, wie Peter Martyr, Ochino und so viele andere Italiener (S. 60 ff.) sein Vaterland verlassen und in der Schweiz und in Deutschland ein Asyl gesucht, um über die Fragen der Religion in Sicherheit nachzudenken. Auch in Krakau hatte er sich einige Zeit aufgehalten und für seine Ansichten Freunde gewonnen. Bei seinem frühen Tode in Zürich wurde sein Bruderssohn Fausto Sozini, der längere Zeit in florentinischen Staatsdiensten gestanden, der Erbe seiner Schriften und der Gründer eines Lehrsystems, das bald viele Anhänger fand. Sie wurden nach den Stiftern als Socinianer oder nach dem Hauptkriterium ihrer Lehre als Unitarier bezeichnet. Nach einem wechselvollen Wanderleben in verschiedenen Ländern und Städten ließ sich Faustus Socinus in Krakau nieder, wo er durch eine Reihe von Schriften einzelne von den Wiedertäufern und ältern Antitrinitariern aufgestellte Lehrmeinungen zu einem neuen Glaubensbekenntniß verarbeitete und die Gesinnungsgenossen durch eine kirchliche Organisation vereinigte. Von den Lutheranern und Reformirten ausgestoßen, von den Jesuiten verfolgt, bildeten die Unitarier eine eigene Sekte, die in Rakow ihren Mittelpunkt und ihre Schule hatte und manche hohe Gönner unter dem Adel zählte. Bald erlangte ihr Lehrbegriff Bekenner in allen Ländern, besonders in Siebenbürgen, wo der Leibarzt des Fürsten, der Piemontese

Lelio Sozini. 1525—1562.

Fausto Sozini. 1539—1604.

Blandrata für Verbreitung der socinianischen Grundsätze thätig war. Die Unitarier verehren Jesum als Menschen, der von Gott reich begabt, mit wunderbaren Gnaden ausgerüstet und zur Weltherrschaft erhoben worden. Zum Lohne seines Lebens in den Himmel entrückt und vergöttlicht, sei er berufen „als Mittler der von Gott abgefallenen Menschheit Erkenntniß wie Gnade Gottes zu bringen und als König die Seinen allezeit zu regieren". Nach der Lehre der Socinianer, wie sie in den Schriften des Faustus Socinus und im Rakowschen Katechismus ausgeprägt ist, gibt es kein natürliches Gottesbewußtsein im Menschen; die göttliche Wahrheit wird nur durch Offenbarung erlangt, die in der Heiligen Schrift enthalten ist und durch die richtige Auslegung derselben nach Vernunft und Denkgesetzen den Menschen zugeführt wird, um ihnen als Weg zum ewigen Leben zu dienen. Diese Auslegung des Neuen Testaments aber, oft gezwungen und eigenthümlich und auf dem Menschenverstand beruhend, hat den Socinianern Gelegenheit gegeben, manche Ideen und Anschauungen, die außerhalb des Christenthums stehen, in das Wort Gottes hineinzulegen und ihnen einen biblischen Anstrich zu verleihen. In der äußerlichen kirchlichen Organisation folgten sie den calvinischen Vorschriften; aber die „Ceremonialgebote", Abendmahl und Taufe, galten ihnen nur als altehrwürdige Gebräuche ohne sacramentalische Weihe. Die Rechtfertigung wird als Erlösung durch eigene Willenskraft mit göttlicher Unterstützung aufgefaßt, „doch die Sittenlehre mehr bürgerlich als religiös." Wie in Deutschland, so haben auch in Polen die Spaltungen innerhalb der akatholischen Confessionen den Bemühungen der Jesuiten in die Hände gearbeitet. Insbesondere war der Socinianismus, als der schärfste Gegensatz zum Papstthum, ihrem Haß und ihrer Verfolgungssucht ausgesetzt. Und wie lebenskräftig immer im Anfang diese Lehre sich erwies, so machte sie doch bald genug, wie Spittler bemerkt, „das lehrreiche Experiment, daß Religionsideen, die zu sehr vom Positiven entkleidet, zuletzt fast blos Philosophie werden, in eben dem Verhältniß an großer Wirksamkeit zur Nationalcultur verlieren, je mehr man sie als bloße Philosophie geben will. So gewiß die Socinianische Gemeinde die geordnetste war, so sehr fehlte es ihr doch an einer recht wirksamen Hierarchie und so denn konnte weder die Religionspartei selbst recht lange Jahre hindurch ihre eigene volle Elasticität behalten, noch fortdauernd auf die große Nationalmasse wirken". Unter dem „Jesuitenkönig" Sigmund III. wurde die Gemeinde zu Lublin, unter seinem Nachfolger die von Rakow durch fanatische Gewaltakte in Folge jesuitischer Aufwiegelung zerstört.

e. Stephan Batori und die polnische Adelsrepublik.

Batori mehrt die Streitkraft Polens.

Auch nach Außen behauptete Polen unter dem kraftvollen und umsichtigen König Batori die angesehene Stellung, welche das Reich unter den beiden Sigismunden erlangt hatte. Iwan, erzürnt, daß ihm die polnische Krone nicht angeboten worden, beschloß aufs Neue die baltischen Küstenländer mit Krieg heimzusuchen. Zu dem Zweck sammelte er aus allen Theilen seines Landes, insbesondere aus den Tatarenstämmen an der Wolga Fußvolk und Reiter. Auf die Kunde von diesem Vorhaben schloß Batori, nachdem er Danzig zur Unterwerfung und Anerkennung seiner Königswürde gebracht, mit seinem Schwager, König Johann von Schweden, ein Bündniß. Denn obgleich auch der Wasa in seinen Hoffnungen auf den Thron von Krakau getäuscht worden war, der gemeinsame Feind machte gemeinsame Gegenwehr rathsam. So wiederholten sich denn in den siebenziger Jahren in den Landschaften von der Düna bis zum Peipussee und zum finnischen Meerbusen die Feldzüge und Belagerungen, die Landverwüstung und das ganze Kriegselend, das wir in den früheren Blättern zur

Genüge kennen gelernt haben. Auch Herzog Magnus wandte sich trotz seiner Verwandtschaft von dem Zaaren ab und verständigte sich mit Polen und Schweden. Und noch einen andern Verbündeten wußte Batori zu gewinnen, der ihm im Felde besonders dienlich war, die Kosaken, jenen Stamm des kriegerischen Reitervolks, der im Süden von Polen, an den Wasserfällen des Dniepr hauste. Batori vereinigte die einzelnen Horden, die in wilder Unabhängigkeit ein Raub- und Waffenleben führten, durch eine gemeinsame Disciplin, verlieh ihnen das Recht ihr Oberhaupt, Hetman oder Attaman genannt, zu wählen, verschaffte ihnen bessere Waffen und versicherte sich ihrer Dienste und Treue durch Jahrgelder. Rasche Reiter, fast immer zu Pferde, waren die Kosaken eine treffliche Streitmacht gegen die Tataren im russischen Heer. Zugleich weckte Batori den kriegerischen Geist des polnischen Adels und brachte die Besteuerung und die Wehrkräfte des Landes in besseren Gang.

Die Wirkungen dieser Maßregeln gaben sich bald kund. Während in früheren Jahren die Russen meistens die Oberhand behielten, mußten sie jetzt nicht nur auf weitere Eroberungen verzichten, sondern büßten auch die meisten Errungenschaften der älteren Waffengänge wieder ein. Als das russische Heer die livländische Stadt Wenden belagert hielt, zogen Schweden und Polen vereinigt wider dasselbe ins Feld. Nachdem die Verbündeten im Angesicht des Feindes kniend das Lied gesungen: „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält", griffen sie die Russen muthig an und brachten ihnen eine vollständige Niederlage bei. „Nach dieser Schlacht," sagt ein Chronist der Zeit, „hat sich des Moskowiters Glück ganz gewendet." Denn während die Schweden unter Ponti de la Gardie, einem französischen Edelmann, der in schwedische Dienste getreten und mit Johanns natürlicher Tochter Sophia Gyllenhjelm vermählt war, und unter Classon Horn nicht nur das bedrängte Reval befreiten, sondern auch ganz Esthland nebst Ingermanland wieder eroberten und sogar Narwa in ihre Gewalt brachten, zogen der Zaar und der König, jeder mit 40,000 Mann zu Roß und zu Fuß, an der Düna wider einander ins Feld. Batori führte seine Streiter, unter denen auch Deutsche und Ungarn waren, in das Gebiet von Polozk, das seit sechzehn Jahren in den Händen der Russen sich befunden, welche die ganze Umgegend zum Schutz der Grenze in eine Wildniß verwandelt hatten. Um den Feind zu schrecken, ließ die Besatzung im Angesicht des königlichen Heers alle gefangenen Polen und Litthauer auf Balken gebunden in die Düna werfen. Die Russen vertrauten auf die Stärke der Festung, als es aber einer mit brennenden Fackeln tollkühn vordringenden ungarischen Kriegsschaar gelang, die von Holz gebaute Stadt in Flammen zu setzen, sahen sie sich zur vertragsweisen Uebergabe genöthigt. Auch Ssokol und andere feste Orte fielen in die Gewalt Batori's. Sie wurden mit Litthauen verbunden und in Polozk ein Jesuitencollegium errichtet, um die Einwohner vor griechischem und protestantischem Unglauben zu bewahren. „Wo sind nun Deine Siege?" schrieb damals Kurbski, der sich durch Selbstverbannung der Tyrannei Iwans entzogen, an den Zaar. „In dem Grab der Helden, der wahren Wojewoden des heiligen Rußlands, die Du vertilgt hast." Aber wie schwer immer die Niederlage war, der stolze Großfürst wollte nichts von der Abtretung Livlands hören. So hatte der Krieg seinen Fortgang. Es wurde dem König Batori nicht leicht, den Adel und Landtag zu neuen Anstrengungen zu bringen. Er mußte fremdes Kriegsvolk anwerben, die Untersassen der königlichen Domänen ausheben, Geld auf Pfandschaft aufnehmen. Es galt vor Allem, Mannschaften für den Fußdienst zu schaffen, da der polnische Edelmann nur zu Pferde dienen wollte.

Siege über die Russen. — *Okt. 1578.* — *Polozk erobert.*

Als man sich gehörig gerüstet hatte, zog der König selbst an die obere Düna, gen Witebsk und Ssurash, während der Kronfeldherr Zamoisk vor Welisch rückte. Es erforderte ungeheuere Anstrengungen, um die von Sumpfwildnissen und dichten Waldungen

Fortschritte im Gebiet der obern Düna. 1580.

bedeckten Landschaften zu durchziehen und durch haushohe Hügel von gefällten und kreuzweise aufgeschichteten Holzstämmen einen Weg zu brechen. Dennoch gelang es dem heldenmüthigen Zamoisk, die Festung Welisch zur Capitulation zu zwingen und mit dem
Sept. 1580. König vereinigt bis nach Welifi-Luki vorzudringen. Im Herbst fiel auch dieser „Schlüssel von Rußland" so wie Toropetz und andere feste Plätze in die Hände des polnischen Heldenkönigs. Abermals wollte Iwan Frieden schließen, aber die Forderungen Batori's schienen ihm unannehmbar. Dieser verlangte die Abtretung von Livland mit Einschluß von Dorpat und Narwa.

Das polnische Heer vor Pskow. Im nächsten Frühjahr zog der König mit einem Heer von 100,000 Mann vor Pskow, die stärkste Festung des Landes. Der Zaar hatte die Vertheidigung seinen zuverlässigsten Wojewoden anvertraut, und sie und alle Einwohner einen feierlichen Eid schwören lassen, die Stadt bis auf den Tod zu halten. Und in der That brach sich der
Aug. 1581. Siegeslauf des Königs an den Mauern und Sümpfen dieser alten Handelsrepublik. Schon begannen die russischen Soldaten vor dem ungestümen Andrang der Polen zu weichen, als Knäs Schuiski die Reliquien und das geheiligte Bild der Mutter Gottes vor ihnen hertragen ließ und sie zu neuem erfolgreichen Kampfe anfeuerte. Nach einem Verlust von 5000 Mann stand Batori von dem Sturme ab und schritt zur Blokade. Aber Kälte und Hunger richteten furchtbare Verheerungen im Lager an: die Krieger erfroren auf der Schildwache und erstarrten in den Zelten. Nun zeigte sich auch König Stephan nachgiebiger. Und so gelang es dem Jesuiten Possevino, dem päpstlichen und
6. Jan. 1582. kaiserlichen Unterhändler, eine Uebereinkunft zu vermitteln, die dem langen Kriege durch einen zehnjährigen Waffenstillstand ein Ende machte und die Krone Polen im Besitze von Livland ließ. Dagegen wurden Weliki-Luki, Nevel, Ssebeſh und alle zu
1583. Pskow gehörigen Orte geräumt. — Im nächsten Jahr wurde ein ähnliches Abkommen mit Schweden abgeschlossen, wodurch die vier esthländischen Kreise Harrien, Wirland, Jerwen und Wiek, die Stadt Narwa und die Festung Kexholm auf die Dauer von drei Jahren in schwedischem Besitz blieben.

Friede von Teusin. Mai 1595. Nach Ablauf dieser Frist, während welcher Iwan starb, entbrannte der Krieg von Neuem zwischen König Johann und dem Zaar Fedor. Doch änderte der Friede von Teusin, den Karl nach seines Bruders Tod mit dem Moskowitischen Herrscher abschloß, nichts an dem Besitzstand. Nur sollte Kexholm mit seinen Lehen den Russen zurückgegeben werden, sobald eine ordentliche Grenzscheidung zwischen beiden Reichen gemacht sei.

König Stephan u. die Adelsfactionen. Diese Erfolge gegenüber dem mächtigen Selbstherrscher, dem die Polen früher so oft erlegen waren, erhöhten das Selbstgefühl des Königs Stephan Batori. Er ertrug mit Widerwillen die Beschränkungen, welche die Reichsverfassung der königlichen Gewalt auferlegte, und machte von der Befugniß, über Aemter, Ehrenstellen und Staatsgüter unumschränkt zu verfügen, freien Gebrauch. Er übertrug dem erwähnten Johann Zamoiski, einem jungen Edelmann von gutem Hause, der in Padua und Straßburg mit Erfolg den juristischen Studien obgelegen, so viele Würden, wie sie noch niemals einem Staatsbürger zu Theil geworden: als Kastellan und Starost von Krakau stand er an der Spitze des Senats und des Gerichtswesens; als Kronhetman war er Oberbefehlshaber über die Armee; als Reichskanzler und Siegelbewahrer leitete er die Staatsgeschäfte und führte die Gesetze aus. Obwohl Zamoiski allen diesen Aemtern mit großem Geschick vorstand, so erregte eine solche Auszeichnung doch den Neid der Andern. Besonders fühlte sich die Familie Zborowski, die Stephans Königswahl so eifrig betrieben hatte, durch die Bevorzugung Zamoiski's tief verletzt. Trotzig verachtete Samuel Zborowski den auf ihm lastenden Blutbann und zog gegen die Warnung des Kanzlers mit bewaffnetem Gefolge im Lande umher, den Adel gegen die Regierung aufwiegelnd, in-

deß sein Bruder Christoph am Wiener Hof Ränke gegen Batori schmiedete und selbst mit dem Zaar von Moskau verrätherische Verbindungen unterhielt. Sie und zwei andere Brüder, Andreas, Hofmarschall, und Johann, Kastellan in Gnesen, waren die Seele einer malcontenten Opposition, die unter dem gesammten Adel Gesinnungsgenossen zählte. Denn es trat immer deutlicher zu Tage, daß Stephan Batori und Zamoiski nach einer Verfassungsreform strebten, wodurch ein starkes nationales Königthum geschaffen und die Gewalt des Adels gebrochen werden sollte. Man hatte den stolzen Mann äußern hören, „er wolle kein König im Bildniß sein"; man sagte ihm nach, er gehe mit dem Gedanken um, bei seinen Lebzeiten seinen Nachfolger zu ernennen und den Thron erblich zu machen. Die Heirath Zamoiski's mit einer Nichte des Königs mehrte den Neid und die Verdächtigungen. Denn da die sechzigjährige Königstochter Anna, die man dem Siebenbürgischen Fürsten als Gemahlin aufgezwungen, keine Hoffnung auf Nachkommenschaft erwecken konnte, so sollte, wie es hieß, diese Ehe dazu dienen, der Nation eine neue Dynastie zu schaffen. Vertheidigung der volksthümlichen Freiheiten gegen die Uebergriffe der königlichen Gewalt wurde daher das Losungswort der Unzufriedenen. Briefe der Zborowskischen Brüder voll Schmähungen und Verleumdungen, die durch einen treulosen Diener in die Hände Zamoiski's geliefert wurden; Gerüchte von Attentaten gegen den König, Versuche die Kosaken zum Aufruhr zu bringen, steigerten die Aufregung; die in ihrem Vermögen herabgekommenen Zborowski schienen auf einen Umsturz hinzuarbeiten. In diesem Augenblick wagte Samuel Zborowski mit seinem bewaffneten Gefolge sich der Hauptstadt Krakau zu nähern, in frechem Uebermuth Gesetz, Gericht und Obrigkeit herausfordernd. Da ließ Zamoiski mit des Königs Zustimmung den Schuldigen verhaften und trotz aller Verwendungen, Fürbitten und Vorstellungen von Seiten seiner Freunde und Parteigenossen auf Grund des früheren Todesurtheils hinrichten. Dieses Vorgehen gegen das Leben eines Edelmanns erzeugte eine große Bewegung. „Das ist Tyrannei!" lautete der Ruf, der wie mächtiger Posaunenschall durch das Land drang und Tausende unter die Fahne der Zborowskischen Partei führte. Zwiespalt und Factionsgeist flammte durch das ganze Reich. Auch religiöse Leidenschaften kamen ins Spiel; denn Samuel Zborowski war ja Calvinist gewesen, sein Tod war „ein Labsal für die heilige Kirche". Die Versammlungen der Provinzen gestalteten sich zu Schlachtfeldern. Als bei Gelegenheit eines Reichstags Christoph Zborowski vor dem Senate auf Hochverrath angeklagt ward, erhob sich ein solcher Sturm, daß die ganze Sitzungszeit von sechs Wochen durch den Prozeß in Anspruch genommen ward. Auch die Landboten wohnten den Verhandlungen bei; so heftig tobten die Leidenschaften, daß alle Betheiligten von bewaffneten Anhängern umgeben waren. Christoph wurde des Landes verwiesen und zum Verluste seiner Ehre und Güter verurtheilt; aber er war schon vor dem Spruch nach Mähren entflohen. Verletzt über die unerbittliche Strenge des Königs, legten mehrere der angesehensten Edelleute und Senatoren wie Zbigniew, Ossolinski u. A. öffentlich Verwahrung gegen das Urtheil ein.

26. Mai 1584.

15. Jan. 1585.

Batori's Ausgang.

Gerne hätte Batori dem gereizten Nationalgefühle eine Ableitung gegeben durch einen neuen Krieg gegen das Moskowiterreich, das, wie wir später erfahren werden, nach dem Tode Iwans des Schrecklichen bösen Zeiten entgegen ging; aber die feudalconservative Partei der Zborowski fürchtete, daß der tapfere König und sein kluger Kanzler die zu erwartenden Erfolge im Felde benutzen würden, um, getragen von dem patriotischen Hochgefühl der Nation, der Krone größere Gewalt und einen erblichen Charakter zu verleihen, die Rechte und Freiheiten des Adels aber zu vermindern, und hintertrieb daher die Kriegspläne des thatkräftigen unternehmenden Fürsten. Unter den Vorbereitungen zu einem neuen Landtag, der voraussichtlich auch neue Stürme

gebracht haben würde, drang die Kunde durch das Land, daß König Stephan Batori
12. Decbr. 1586. plötzlich in Grodno gestorben sei in einem Alter von dreiundfünfzig Jahren. Wie ein „tragischer Held" wurde er dem Kampfe des Lebens durch ein tückisches Geschick oder durch Gift entrissen; mit ihm schloß „die Jahresreihe des Glücks und des Wohlergehens" für das polnische Land.

Die Parteikämpfe der Zborowski u. Zamoiski.

Batori's Tod regte die Parteileidenschaften mächtig auf und führte zu dem wilden Factionswesen, durch welches aller Sinn für das Gemeinwohl erstickt und die „Republik" Polen ihrem Untergang entgegengeführt ward. Denn so wie jetzt die Zborowskische Partei unter der Leitung des Kastellan von Gnesen, des reichen, freigebigen und leutseligen Grafen Gorka und des verbitterten heftigen Stanislaus Czarnkowski, dem Kanzler und Kronfeldherrn Zamoiski und seinen mächtigen Anhängern, dem Reichsmarschall Andreas Opalinski, dem Vicekanzler Albert Baranowski, dem Palatin Zolkiewski u. A. entgegentrat, um bei der neuen Königswahl ihre Prinzipien zur Geltung zu bringen; so entstanden in der Folge bald aus Ehrgeiz, bald aus Familienhaß, bald aus andern persönlichen Motiven und Zufälligkeiten immer neue und neue Factionen, und leider durfte man kaum wünschen, sagt Spittler, daß sich das Factionen-Getreibe endlich verlieren möchte. „Denn Factionen und Gegenfactionen sind bei Verfassungen dieser Art das wahre Lebenszeichen des Staats, und eine wahre politische Ruhe ist nicht blos der Vorbote, sondern die unverkennbarste Signatur des schon vollendeten politischen Sterbens." Während des Interregnums bis zur neuen Königswahl herrschten die Leidenschaften ungezügelt: „Kleine Schlachten wurden geliefert, man lauerte sich gegenseitig auf, man mordete ungestraft, die Rechtlosigkeit hatte die Oberhand".

Parteitendenzen bei der neuen Königswahl.

Die Zborowskische Partei hatte in dem Convocations-Reichstag die Oberhand: das Strafurtheil gegen Christoph Zborowski wurde aufgehoben und Zamoiski aufgefordert, den Oberbefehl über das Heer niederzulegen und wegen der Hinrichtung Samuel Zborowski's Rechenschaft zu geben. Sie beschuldigten ihn, er wolle einem Piasten, d. h. einem Eingebornen, ja vielleicht sich selbst die Krone verschaffen mit Hülfe der Geistlichkeit, der Beamten, der wissenschaftlich gebildeten Klasse, die alle auf seiner Seite standen, und der Armee, die er früher zu Ruhm und Sieg geführt. Dem entgegen gedachten die Zborowski den Erzherzog Maximilian oder ein anderes Glied aus dem Habsburger Haus zum König zu wählen und ihn bei der Krönung die Handfeste sammt dem Religionsfrieden beschwören zu lassen, wie einst bei Heinrich von Valois. Dadurch trieben sie aber den Erzbischof Primas und alle Bischöfe in das Heerlager der Zamoiskischen Partei. Seit der Anwesenheit Possevino's und Bolognetto's wollte man von dem Religionsfrieden nichts mehr wissen. Selbst die Habsburger, die damals noch reformatorische Sympathien und kirchliche Duldsamkeit kund gaben, waren den ultramontanen Eiferern nicht nach dem Sinn. Wir wissen, daß auch der Herzog von Ferrara unter den Bewerbern war (S. 321). Aber nur einige habgierige Seelen, denen der eigene Vortheil in erster Linie stand, waren bereit, ihm ihre Stimmen zu verkaufen.

Zwei Gegenkönige. 1587.

Wäre Zamoiski bei dem Vorsatze beharrt, die Krone für sich oder für den Neffen des verstorbenen Königs, Andreas Batori zu erlangen, so würde die Gegenpartei leichtes Spiel gehabt haben; allein der kluge Kanzler gab den Plan eines Piasten-Candidaten auf und brachte einen Bewerber in Vorschlag, der in Polen allgemeine Zustimmung fand, den schwedischen Königsohn Sigmund, den seine Mutter in der katholischen Religion erzogen hatte, einen Abkömmling des Hauses der Jagellonen, dem jedes patriotische Polenherz in Liebe entgegenschlug. Politische, religiöse und materielle Motive wirkten zusammen, um diese Candidatur zu empfehlen. Wenn die Kronen von Schwe-

den und Polen auf Einem Haupte vereinigt wären, wenn das schwedische Esthland mit dem polnischen Livland unter gleiche Herrschaft käme, wie die Reichsräthe Sparre und Brahe im Namen des Königs Johann in Aussicht stellten, wenn die schwedische Marine und die polnische Landmacht zu gleichen Zwecken in Bewegung gesetzt würden, welche Vortheile würden dann der Republik Polen zufließen! Ein nicht geringes Gewicht fiel auch dadurch in die Wagschale, daß die verwittwete Königin Anna, die eigentliche Regentin, für ihren Neffen hohe Geldsummen einsetzte, und daß die Pforte, die sowohl der Habsburger Bewerbung als dem von den Litthauern begünstigten Zaar von Moskau entgegen war, den schwedischen Prinzen empfahl. So begann denn in Polen eine Wahlagitation, bei welcher alle Leidenschaften gährten und bei der man sicher voraussehen konnte, „daß derjenige auf den Thron kommen werde, der die machtvollste Partei und die stärkste Gewalt durch Gold und Versprechungen für sich zu gewinnen vermöchte". Als der Reichstag zusammentrat, standen die Parteihäupter in zwei Heer- Juni 1587. lager getheilt mit Tausenden von Bewaffneten wie zur Schlacht gerüstet auf dem Wahlfelde bei Warschau einander gegenüber. Blutige Gewaltthaten gingen neben den Intriguen, Wühlereien und Verführungskünsten der fremden Gesandten und Agenten einher. Nach wochenlangen erregten Verhandlungen wurde von der Zamoiskischen Faction Sigmund von Schweden gewählt und von dem Erzbischof-Primas Karnkowski als König von Polen ausgerufen. In Schweden war der nationale Widerstand auf 19. Aug. einem Reichstag zu Wadstena durch den Beschluß gebrochen worden, daß die Verbindung beider Reiche unter Einem Oberhaupte die bestehenden Gesetze und Freiheiten und die Verfassung nicht antasten, die Reichsämter nur Eingebornen übertragen werden sollten. Drei Tage nachher wählte die Zborowskische Partei den Erzherzog Maximilian von Oesterreich. So hatte Polen zwei Könige; ein Bürgerkrieg mußte entscheiden, wem die Krone bleiben solle. Dank der Thätigkeit, Umsicht und Entschlossenheit des Kanzlers Zamoiski blieb der schwedische Jagellone Sieger. Als Maximilian, der seine Wahl mit Gewalt behaupten wollte, sich mit seinen Verbündeten und einigem Kriegsvolk den Mauern Krakaus näherte, wurde er zurückgeschlagen. Bald nachher zog Sigmund, 23. Nov. der in Danzig die Pacta conventa unterzeichnet und dann über Rawa und Pietrikow sich seinen Weg gesucht hatte, unter großen Feierlichkeiten in die Hauptstadt ein und wurde von dem Erzbischof Karnkowski gekrönt, obwohl er sich weigerte, die von den 28. Decbr. schwedischen Bevollmächtigten versprochene Abtretung Esthlands zu bestätigen. 1587. Damit war die Macht der Gegenpartei gebrochen; die Häupter eilten mit dem neuen König ihren Frieden zu machen; aber die endgültige Entscheidung wurde erst getroffen, als der Kanzler den mit deutschen und ungarischen Truppen an der Grenze von Schlesien weilenden Erzherzog bei Pitschen überwand und als Kriegsgefangenen nach dem festen 24. Jan. Schloß Kranystaw bringen ließ. 1588. Zwei Jahre später erhielt er seine Freiheit zurück unter der Bedingung, daß er allen Ansprüchen auf den polnischen Thron entsagte.

Zamoiski hatte bald Ursache seinen Eifer für die Wahl des schwedischen Abkömm- Sigmund III. 1587—1632. lings der Jagellonen zu bereuen: er erhielt nicht den Einfluß, den er erwartet hatte, sondern wurde geschmeidigeren Höflingen nachgestellt. Und bald sah man den neuen Herrscher mit denselben Habsburgern, die ihn von dem Throne hatten fern halten wollen, im freundschaftlichsten Verkehr; er führte sogar die Erzherzogin Anna, Schwester des nachmaligen Kaisers Ferdinand II., als Gemahlin heim. Der polnische Adel fürchtete, daß die österreichischen Intriguen den König zu einer den Interessen und Rechten der polnischen Republik nachtheiligen Politik, insbesondere gegenüber der Türkei, verleiten möchten, und überwachte alle Schritte desselben mit argwöhnischem Blick. Es verlautete sogar, Sigmund wolle sich aus dem Königreich entfernen. Und so erlebte man denn eine neue Demüthigung des Oberhaupts, die den Beweis lieferte, daß die eigentliche

Staatsgewalt bei dem Adel stand, der König nur der Vollstrecker der Gesetze und Beschlüsse des Reichstages war. In Folge einer von Johann Zamoiski eingereichten Be-
Sept. 1592. schwerde wurde Sigmund III. von einem Untersuchungs-Reichstag zur Rede gestellt und mußte die Erklärung abgeben, daß er weder das Königreich verlassen, noch die Privilegien der Nation beeinträchtigen, noch einen Nachfolger ernennen wolle. In dem livländischen Krieg gegen Schweden, von dem wir sogleich hören werden, erneuerte Zamoiski seinen Kriegsruhm und seine strategische Kunst, wenn gleich das Gebiet der Republik nicht ausgedehnt ward. Dies erhöhte sein Ansehen und gab ihm den Muth, als Sigmund eine zweite Ehe mit einer Erzherzogin, der Schwester seiner verstorbenen Gemahlin, einzugehen im Begriff stand, in einer Rede vor dem Reichstage die bisherige Regierungsweise einer so scharfen Rüge zu unterziehen, die Mißgriffe und Rechtsverletzungen, die schädliche Politik und unpatriotische Gesinnung des Königs in so drastischen Zügen zu schildern, daß der gereizte Fürst im Zorn an sein Schwert griff und unter den Senatoren und Landboten ein stürmischer Tumult sich erhob. Man rief dem König zu, er habe die Pacta conventa verletzt, seinen Eid gebrochen, die Rechte und Ehre der Nation gefährdet, nicht wie ein König, sondern wie ein Despot regiert; man erinnerte ihn daran, daß er einst geschworen, im Falle er wider die Gesetze handle, sei die Nation aller Treue und alles Gehorsams entbunden.

Adelsconföderation und Rokosz. 1607. 8. Bald darauf starb Zamoiski (3. Juni 1605), und noch in demselben Jahr zog die Erzherzogin als Königin von Polen in Krakau ein, ohne daß, wie das Gesetz es verlangte, der Senat um seine Zustimmung angegangen worden wäre. In dieser Mißachtung des höchsten Reichskörpers erblickte die unzufriedene Adelspartei eine höhnende Herausforderung von Seiten des Königs und benutzte sie als Vorwand zu einer bewaffneten Erhebung. Nicolaus Zebrzidowski, Palatin und Starost von Krakau und Vormund des einzigen Sohnes von Zamoiski, der aus persönlichen Gründen einen Haß auf Sigmund geworfen hatte, bildete eine Conföderation, welcher fast der ganze Adel der Palatinate Krakau und Sandomir beitrat; auch in Großpolen, wo Zebrzidowski's Schwiegersohn Matthias Smogolecki, und in Litthauen, wo Johann Radzivil in demselben Sinne wirkten, erhielt der Bund viele Theilnehmer. Auf einer Versammlung bei Sandomir wurde eine Anklage-Akte, Rokosz, entworfen, auf Grund deren man die Absetzung des Königs mittelst einer bewaffneten Insurrection durchführen wollte. Unter vielem Andern beschwerten sie sich, daß der König den Jesuiten zu große Macht in geistlichen und weltlichen Dingen einräume, bei der Regierung und im Heer zu viele Fremde verwende. In Kurzem war die Conföderationsurkunde mit 60,000 Namen aus dem Adel und der Ritterschaft bedeckt. Der König suchte durch beruhigende Zusagen die Unzufriedenheit zu beschwichtigen und durch neutrale und gemäßigte Vermittler eine Verständigung und Versöhnung zu bewirken; zugleich mehrte er aber auch seine Militärmacht durch Miethtruppen. So dauerte die Bewegung fast zwei Jahre; das ganze Land war im Kriegszustande; täglich konnte man handgemein werden. Fast unter den Mauern der Hauptstadt wurde dem König der Gehorsam gekündigt und der Thron für erledigt erklärt. Aber mit der Zeit minderte sich die Kampflust der Rokosz-Männer; die Führer, an deren Spitze kein Zamoiski mehr stand, verloren mehr und mehr das Vertrauen der Conföderirten, die selbstsüchtigen Motive so vieler Häupter traten allzu deutlich zu Tage. Und so geschah es, daß ein kleines Treffen bei Guzov unweit Radom, wo die Rokosz-Männer von einem panischen Schrecken erfaßt vor den königlichen Truppen die Flucht ergriffen, den drohenden Bürgerkrieg verhinderte und den wankenden Thron des Wasa-Jagellonen aufs Neue befestigte. Zebrzidowski und andere Führer gaben den vermittelnden Stimmen der Gemäßigten Gehör und machten ihren Frieden mit dem König; und dieser erleichterte ihnen die Rückkehr, die ja doch ein

Triumph für ihn war, durch beruhigende Versprechungen und verbarg oder unterdrückte alle Gedanken von Groll und Rache.

Zu einer Reaction oder Verfassungsreform fehlte dem König die Energie und die Macht; er war zufrieden, wenn die Magnaten in seinem Namen nach der herkömmlichen Weise die Gesetze ausführten und die Staatsgeschäfte besorgten und der Landadel sich unter seine Fahne stellte, so oft auswärtige Kriege zu führen waren, oder ruhig auf seinen Gütern saß. Für zeitentsprechende Umgestaltung der veralteten und unzweckmäßigen Verfassungsformen, für Hebung des Volks aus geistiger und materieller Versunkenheit, für Belebung des Handels, der Industrie, der Land- und Volkswirthschaft, für Milderung der Ketten der Leibeigenschaft trug Niemand Sorge. Die Magnaten prunkten auf ihren großen Schlössern inmitten ihrer ausgedehnten Besitzungen mit verschwenderischem Luxus und roher Pracht; der Ritter und Edelmann tummelte sein schnelles Roß und nahm Kriegs- und Hofdienste bei dem König und den Großen; den Bürgerstand aus dem Todesschlummer zu wecken, dem Bauer zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen, wem sollte das einfallen? Die Reformation, die in so manchen Ländern ein neues Staats- und Gesellschaftsleben schuf, konnte unter dem fanatischen Sigmund, der Aemter und Würden nur katholischen Männern verlieh, die Lehranstalten den Jesuiten zutheilte, die Dissidenten, die durch innere Entzweiung und Trennung den Gegnern in die Hände arbeiteten, ihrer staatsbürgerlichen Rechte und Ehren beraubte, zu keiner nationalen Wiedergeburt, zu keiner Erfrischung des geistigen Lebens einen kräftigen Impuls geben. So steuerte Polen unrettbar der Anarchie und dem politischen und geistigen Verfall entgegen. Und dazu wurden die Keime gerade in den Tagen eingesenkt, als die Republik nach Außen die höchste Macht und die größte Ausdehnung hatte.

Die Republik Polen unter König Sigmund III.

f. Der Kampf um die schwedische Krone.

Der Verdacht der polnischen Großen, daß König Sigmund aus dem Reiche sich entfernen wolle, war nicht aus der Luft gegriffen. Die beschränkte Gewalt, die man ihm in Krakau zugestand, mußte in ihm die Sehnsucht nach der Heimath erwecken. Auch sein Vater, welcher die Berufung auf den Thron von Polen nie gerne gesehen hatte, wünschte seinen Sohn um sich zu haben. Auf einer persönlichen Zusammenkunft in Reval wurde der Plan berathen, ob nicht Johann die Krone zu Gunsten des Sohnes niederlegen und dieser behufs der Krönung nach Stockholm reisen und dann dort seinen bleibenden Aufenthalt nehmen sollte. König Johann gewahrte, daß mit den Jahren seine frühere Popularität verschwunden sei. Man klagte viel über seine leichtsinnige Wirthschaft, über seine kostspielige Liebhaberei am Bauen, über seine verschwenderische Hofhaltung, über Münzverfälschung, über seine Hingebung an Günstlinge, Glücksritter und „Schreiber", über die eigensinnige Fortführung des russischen Kriegs in Esthland und Ingermanland. Wie ganz anders benahm sich während der Zeit sein Bruder Karl von Südermanland! Er bevölkerte die Einöden Wermlands mit Ansiedlern; er gründete Karlstadt am Nordrande des Wenernsees, um für die Landeserzeugnisse als Markt und Stapelplatz zu dienen; er lichtete die Waldungen und legte Bergwerke an. Noch lange lebte bei den Hirten und Bauern jener Gegend die Erinnerung an den „großen Karl". Als seine Gemahlin Maria starb mit Hinterlassung einer einzigen Tochter Katharina, der Stammmutter des pfälzischen Geschlechts auf dem schwedischen Thron, schloß Karl eine zweite Ehe mit Christina von Holstein-Gottorp, einer Großtochter des Landgrafen Philipp von Hessen. Bald nach der Hochzeit mußte er in das Schloß von Stockholm reisen, wo König Johann im fünfundfünfzigsten Jahre seines Alters aus

König Johanns letzte Regierungsjahre. 1589. Aug. 1592.

17. Nov. 1592. dem Leben geschieden war, ein Fürst von mancherlei Gaben, von Liebe für Künste und Wissenschaften, von einem beweglichen vorwärts strebenden Geiste. Und dennoch hat seine Regierung dem schwedischen Lande keinen Segen gebracht. Seine Liturgie, durch die er so großes Aergerniß geschaffen, verschwand spurlos; die königliche Autorität, auf die er so eifersüchtig war, hatte ihr früheres Ansehen verloren; noch kurz vor seinem Tode lag er mit den Häuptern des hohen Adels in Streit, denen er den schweren Vorwurf machte, sie strebten nach einer föderativen Aristokratenherrschaft, wie sie zur Zeit der Calmarer Union bestanden, ein Vorwurf, der nicht ohne Begründung war. Bei Gelegenheit der polnischen Königswahl hatten sie die „Constitution von Wadstena" durchgesetzt, kraft deren in Abwesenheit des Königs sieben Reichsräthe aus den vornehmen Geschlechtern das Regiment führen sollten. Deshalb suchten sie die Rückkehr Sigmunds zu hintertreiben, auf daß diese Bestimmung ins Leben treten möchte. Damit wäre das von Gustav Wasa gegründete Königthum zu einem Schatten und Namen herabgesunken und in Schweden ein ähnliches Adelsregiment geschaffen worden wie in Polen. Durch diese Uebereinkunft von Wadstena gedachten die Geschlechtshäupter, wie sich Gustav Adolf charakteristisch ausdrückt, mit Einem Speer den König und den Herzog Karl zu durchbohren und beider ledig zu werden.

Herzog Karl und der Reichsrath. In Rom vernahm man die Kunde, daß der „Jesuitenkönig" Sigmund nun auch in Schweden zur Herrschaft gelangt sei, mit großem Jubel: man hoffte, jetzt würde die Gegenreformation, die unter Johann auf halbem Wege stehen geblieben, zu Ende geführt werden und das Papstthum auf beiden Seiten der Ostsee in alter Herrlichkeit thronen; Sigmund, den die Jagellonische Königstochter ihrem Gemahle am 20. Juni 1566 in dem Thurme zu Gripsholm geboren, den die ultramontane Partei auf den Thron in Krakau gehoben, sei von der Vorsehung zu außerordentlichen Dingen berufen. Diese siegesfrohen Erwartungen sollten nicht in Erfüllung gehen. Gleich nach dem Hingang des Königs versammelte Herzog Karl die Adelshäupter, welche kraft der erwähnten Uebereinkunft in Abwesenheit des Nachfolgers die Reichsregentschaft übernehmen sollten, und führte ihnen zu Gemüthe, daß er durch seine Geburt berechtigt sei, bis zur Ankunft Sigmunds die Staatsgeschäfte zu besorgen; indessen sei er bereit, mit ihnen vereint unter gemeinschaftlicher Verantwortlichkeit zu handeln, „Einer für Alle, und Alle für Einen." Zunächst müßten Schritte gethan werden, daß die hohen Güter der Freiheit und Religion, die Gustav Wasa der Nation verliehen, dem Vaterlande erhalten blieben. Denn unter einem König, welcher dem Papste gehorchen müsse, könnten diese Güter leicht gefährdet werden.

Reichsversammlung zu Upsala. 1593. Die Reichsräthe wagten nicht zu widerstehen; denn schon war von der Geistlichkeit und vom Volke die dringende Aufforderung an den Herzog ergangen, er möge eine Kirchenversammlung zur Beilegung der religiösen Zerwürfnisse einberufen. Wie schwer es ihnen auch ankam, sie mußten einwilligen, daß die politische und kirchliche Lage vor die Oeffentlichkeit gebracht, daß die geistlichen und weltlichen Stände zu einem Reichstag sammt Reichssynode einberufen wurden. Diese wichtige Versammlung, zu Febr. 1593. der sich Abgeordnete aus allen Landestheilen einfanden, wurde in Gegenwart des Herzogs und der Räthe zu Upsala abgehalten. Eine so zahlreiche Vertretung aller Stände hatte man lange nicht gesehen; vier Bischöfe und über dreihundert Geistliche tagten vereint mit den Abgeordneten des Adels, der Bürger- und Bauernschaft. War schon die Wahl des Versammlungsortes ein Zeichen der Anerkennung für die standhafte Haltung der Universität in dem liturgischen Streite, so trat diese Stimmung noch mehr hervor bei der Wahl des Sprechers. Sie fiel auf einen Professor der Theologie, der seiner Opposition wegen im Gefängniß gesessen. Man kam rasch zu dem Beschluß, daß die Heilige Schrift und die Augsburger Confession einzig Grund und Regel der

evangelischen Kirche in Schweden sei. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob die Versammlung dieser Ansicht zustimme und entschlossen sei dabei zu beharren, wenn es auch Gott gefiele, daß sie dafür leiden müßten, da erklärten Alle: „Wir wollen für diesen Glauben Alles einsetzen, was wir in der Welt haben, sei's Gut oder Leben". Darauf rief der Wortführer aus: „Nun ist Schweden Ein Mann geworden und Alle haben wir Einen Gott!" Das Ergebniß der Reichsversammlung war die feierliche Wiederaufrichtung des kirchlichen Zustandes, wie er unter Gustav Wasa geschaffen worden, die Beseitigung aller katholisirenden liturgischen Neuerungen und papistischen Gebräuche, die Wiedereinführung des lutherischen Katechismus. Angermann, der heftigste Bekämpfer des „rothen Buches", wurde zum Erzbischof ernannt. Noch lange feierte das schwedische Volk die Reichssynode von Upsala als die Vollendung seiner Reformation.

Aber Sigmund weigerte die Bestätigung der Beschlüsse und gab, als er im September mit Erlaubniß des polnischen Reichstages über Danzig nach Stockholm fuhr, um von dem väterlichen Erbe Besitz zu nehmen, seine katholische Gesinnung so offen zu erkennen, daß das ganze Land in Aufregung gerieth. Mit Unwillen sah man in seinem Gefolge den Legaten des Papstes, der wohl bei der Krönung mitwirken sollte, und mehrere Jesuiten: dafür erhielt Angermann den Auftrag, den König beim Landen zu empfangen. Der Herzog hatte die Reichsstände wieder nach der Universitätsstadt entboten; vor diesen sollte Sigmund die Beschlüsse von Upsala beschwören, ehe die Krönung und die Uebernahme der Regierung vor sich ginge. Der König wollte Anfangs Nichts von Bedingungen hören, die einer Capitulation ähnlich sahen; denn seine jesuitischen Rathgeber hatten ihn belehrt, daß zwischen einem Erbreich und Wahlreich ein großer Unterschied sei. Aber die Stände, deren ganzes Vertrauen der Herzog gewonnen hatte, beharrten so fest auf ihrer Forderung, daß Sigmund nachgab und die Urkunde unterzeichnete. Darauf wurde er in der Domkirche zu Upsala von dem Bischof von Westerås gekrönt, und empfing die Huldigung Karls.

Sigmund König von Schweden.

19. Febr. 1594.

Voll Aerger und Mißtrauen kehrte Sigmund noch in demselben Jahr nach Krakau zurück, nachdem er die Privilegien und Ehrenrechte des Adels mit freigebiger Hand vermehrt und einige Magnaten zu Landvögten in den Provinzen eingesetzt und mit großer Gewalt ausgerüstet hatte. Auf diese Weise glaubte er die Machtstellung seines Oheims, der mit dem Reichsrath vereinigt die Regierung während seiner Abwesenheit zu führen hatte, zu untergraben und demselben in den trotzigen und herrschsüchtigen Edelleuten, die, wie die Fleming, Brahe, Sparre, Stenbok, zu den ersten Geschlechtern gehörten, eine unbezwingliche Opposition zu schaffen. Denn wenn Schweden in Anarchie wäre, meinten seine polnischen Rathgeber, sei es leichter zu bezwingen. Diese treulose Politik schuf in dem Königreiche große Verwirrung: Die Landvögte und die Reichsräthe handelten auf eigene Hand; das monarchische Regiment sank zu einem Schatten herab; in den Adelskreisen sprach man offen, man müsse die seit Gustav Wasa bestehende Erbvereinigung wieder auflösen, die alte Reichsfreiheit herstellen, ein Wahlkönigthum errichten. In Finnland schaltete Clas Fleming eigenmächtig als Herr und Gebieter; seine Reiter führten mit den Bauern den „Knüttelkrieg"; die öffentliche Ordnung schwand dahin, die Sitten verwilderten, das Volk wurde an seinem Glauben irre, da die Einheit des Gottesdienstes durch heimliche oder offene Katholiken gestört ward.

Die Reichsregentschaft. Juli 1594.

Da erkannte der Herzog, daß bei so widerstrebenden Elementen die Schöpfungen seines Vaters zerfallen, das schwedische Reich seiner Auflösung entgegen gehen würde; verlautete doch schon die Rede: „so lange Gustavs Brut regiere, sei für Schweden kein Heil". Er wendete sich daher an den Theil des Volkes, der einst seinem Vater zur Herrschaft verholfen, an die Bürger und Bauern, an die starken Thalmänner im Norden. Nachdem er die unfügsamen Magnaten im Reichstage durch scharfe Drohreden von

Herzog Karl u. der Reichstag zu Söderköping. 1595.

jedem Widerstand gegen sein Vorgehen abgeschreckt, berief er einen allgemeinen Reichs-
Okt. 1595. tag nach Söderköping. Hier schilderte er mit eindringlicher Beredsamkeit im Geiste seines Vaters, welche Schädigung das Reich erführe durch die unbotmäßigen „Gaukönige", durch die ungetreuen Beamten und Rathgeber des Monarchen, durch die Umtriebe der katholischen Parteigänger, durch die Umgehung der Religionsbeschlüsse von Upsala, und forderte die Versammlung auf, vereint mit ihm für des Vaterlandes Wohlfahrt und Nutzen zu wirken. Da erhoben die Bürger und Bauern die Hände zum Schwur: „mit Sr. fürstlichen Gnaden zu halten Alle für Einen und Einer für Alle". Die vom Adel und der Geistlichkeit wagten gegenüber dieser Kundgebung des Volkswillens keine Einsprache. Es wurde ein Beschluß gefaßt, daß die evangelisch-lutherische Religion die allein herrschende und geduldete Landesreligion sein sollte. Zugleich wurde Herzog Karl als Reichsverweser anerkannt, da der König abwesend, sein Sohn und Bruder unmündig seien. In Folge dieses Beschlusses wurde eine Kirchenvisitation angeordnet und der letzte Rest papistischer Gebräuche sammt Messe und Klosterwesen unterdrückt.

Die Beschlüsse von Arboga. 1597. König Sigmund stand jedoch von seiner schlauen Politik nicht ab. Er kannte den eigensüchtigen Geist des Herrenstandes, der in Schweden nicht anders war als in Polen, und unterließ kein Mittel, Zwietracht zu säen. Den herrschgierigen Seelen der Magnaten wurde das Bild eines polnischen Senates als Lockspeise dargeboten. Sigmund hielt mit seiner Bestätigung der Beschlüsse von Söderköping zurück. Aber auch Karl beharrte auf dem eingeschlagenen Wege; Gustav Wasa's Schöpfung sollte nicht zu Grunde gehen. Nachdem er mit der Niederlegung seines Reichsverweseramts gedroht und dadurch unter seinen Anhängern Aufregung und Bestürzung erzeugt, berief er die
Febr. 1597. Stände eigenmächtig zu einer neuen Versammlung nach Arboga. Der Reichsrath hielt sich fern; vom Adel erschienen nur wenige; desto zahlreicher war der Bürger- und Bauernstand vertreten. Die Dalekarlen schrieen: „Wir wollen dich vertheidigen, so lange unser Blut noch warm ist", und hoben Axt und Kolben in die Höhe. Die Beschlüsse von Söderköping wurden von Neuem angenommen; wer sich widersetze, solle als Reichsfeind gelten; die Geistlichen, die sich bei der Unterdrückung der katholischen Gebräuche und Institutionen säumig gezeigt, verloren ihre Stellen oder wanderten ins Gefängniß. Unzufrieden über die zunehmende Macht der demokratischen Partei, verließen einige Magnaten, wie Erich Sparre, das schwedische Land, um sich zum König zu begeben.

Sigmund des Thrones verlustig erklärt. 1598. Damit hatte der Herzog den Weg der Revolution gegen die gesetzmäßige Thronfolge eingeschlagen, der nothwendig zum Bürgerkrieg führen mußte. Nur durch die Waffen konnte entschieden werden, ob die Krone Schwedens in der älteren oder jüngeren
Sept. 1598. Linie der Dynastie forterben sollte. Im Herbst landete Sigmund mit einer bemannten Flotte in der Nähe der Hauptstadt, die sich sofort für ihn erklärte. Bald standen Oheim und Neffe an der Spitze bewaffneter Heerhaufen einander gegenüber.
28. Sept. 1598. Nach einigen vergeblichen Vermittelungsversuchen kam es bei Stångebro (Stångebrücke) unweit Linköping zur Schlacht, aus welcher der Herzog als Sieger hervorging. Sigmund mußte zufrieden sein, durch einen Waffenstillstand vor der Gefangennahme sichergestellt zu werden. Darauf verpflichtete er sich durch den Vertrag von Linköping, die Waffen niederzulegen, die fremde Kriegsmannschaft zu entlassen und die Entscheidung eines neuen Reichstags, der innerhalb vier Monaten einberufen werden sollte, anzunehmen. Würde er diese Bedingungen nicht einhalten, so seien die Stände nicht länger zu Gehorsam und Treue verpflichtet. Und in der That schiffte sich der König sofort ein, um, wie es den Anschein hatte, neue Kriegsrüstungen zu machen, und ließ bei seiner fluchtähnlichen Abfahrt in Calmar eine polnische Besatzung zurück. Dies wurde als Vertragsbruch erklärt und gab den gewünschten Vorwand zur endgültigen

Entscheidung. Auf den Reichstagen von Jönköping und Stockholm wurde dem König der Gehorsam aufgesagt mit dem Zusatz: „wenn Sigismund nicht innerhalb sechs Monaten seinen Sohn Wladislaus nach Schweden schicke, um in der evangelischen Lehre zum König des Landes erzogen zu werden, so solle sein Stamm auf ewige Zeiten seines Erbrechts auf die schwedische Krone verlustig gehen". Zugleich wurde Herzog Karl zum regierenden Erbfürsten des Reichs erklärt. Febr. u. Juli 1599.

g. Schweden unter den Königen Karl IX. und Gustav Adolf.

Aber es sollten noch schwere Tage über Schweden hereinbrechen, ehe die gestörte Ordnung wiederkehrte, die Gemüther beruhigt wurden. Karl besaß den strengen Geist seines Vaters; er dürstete nach Rache an den Widersachern und Unruhstiftern. Als Calmar erobert ward, wobei man ihn selbst zu oberst auf der Sturmleiter sah, ließ er den Befehlshaber Johann Sparre, Bruder des entflohenen Reichskanzlers Erich, nebst mehreren andern Gefangenen als Verräther an Vaterland und Religion enthaupten und ihre Köpfe über dem Stadtthore aufpflanzen. Darauf setzte er nach Finnland über; die Städte Wiborg und Abo wurden erstürmt; achtundzwanzig Edelleute, unter ihnen der junge ritterliche Sohn des kurz zuvor gestorbenen Reichsmarschalls Clas Fleming, dem Henkerschwert überliefert. Zugleich erneuerten die Thalleute ihren alten Bund mit den Westmanländern und andern nördlichen Nachbarn und fielen raubend und mordend über die Anhänger Sigmunds her. Und bald sollte das Land noch ein weiteres blutiges Schauspiel erleben. In der Schlacht von Stångebro waren die flüchtigen Reichsräthe, die sich unter Sigmunds Fahne gestellt hatten, in Gefangenschaft gerathen und in dem Vertrag von Linköping von dem König feige im Stich gelassen worden. Diese und eine große Anzahl ihrer Gesinnungsgenossen wurden im März des folgenden Jahres vor einem aus den drei weltlichen Ständen zusammengesetzten Gerichtshofe des Verraths gegen Staat und Kirche angeklagt und vier derselben, Gustav und Sten Baner, Erich Sparre und Thure Bjelke, auf dem Marktplatze zu Linköping enthauptet. An der ehernen Brust des strengen Wasa prallten alle Fürbitten und Gnadengesuche ihrer Angehörigen und Freunde ab. In den nächsten Jahren fiel noch manches Haupt und von den alten Geschlechtern mußten viele Glieder das Vaterland meiden und ins Elend ziehen. Die Idee eines Wahlreiches und Adelsregiments sollte mit Blut ausgelöscht werden. Blutgerichte 1599. 1600. Sommer 1599. 20. März 1600.

Schon jetzt wäre es dem Herzog ein leichtes gewesen, von dem Reichstage als König ausgerufen zu werden; denn Sigismund war ja bereits der Herrschaft entkleidet und sein Sohn Wladislaus nicht nach Schweden zur lutherischen Erziehung gebracht worden. Auch trug die Königin von England so wenig als Heinrich IV. von Frankreich Bedenken, ihn wie Ihresgleichen zu behandeln. Dennoch zögerte Karl den entscheidenden Schritt zu thun. Es genügte ihm vorerst, daß die Stände ihm die Krone antrugen und ihn ersuchten, die Regierung weiter zu führen. Auch mochte es ihm nicht rathsam dünken, die Dinge auf die Spitze zu treiben, ehe der Krieg, der bereits in den Ostseeprovinzen zwischen Polen und Schweden ausgebrochen war, zu einer Entscheidung gekommen wäre. Denn Sigismund wollte wenigstens, wie den Polen versprochen worden, das schwedische Esthland mit dem polnischen Livland vereinigen. Der König selbst zog ins Feld; da er aber, wie Zamoiski sarkastisch bemerkte, „kein Kriegsmann war und Mühe und Beschwerde nicht ertragen konnte", übergab er bald den Oberbefehl an den Kronfeldherrn; dagegen war er unedel genug, den natürlichen Sohn des Herzogs, Karl Karlsson Gyllenhjelm, der nach der Einnahme von Wolmar Karl als Regent. 1600—1604. Krieg in den Ostseeprovinzen. 1601.

in polnische Gefangenschaft gerieth, zwölf Jahre lang in Ketten und Kerker zu halten, jede Auswechselung von der Hand weisend. Während des Krieges zeigte Karl unermüdliche Thatkraft und Umsicht. In Finnland, wo er den Huldigungseid des Adels empfing, traf er Anordnungen zum Schutze der Bauern gegen die Mißhandlungen der Gutsherren; dabei ging er stets Hand in Hand mit den Reichsständen; Königthum und Nation sollten im innigsten Bunde stehen. Bei der Wahl seiner Räthe holte er das Gutachten der Landesvertreter ein. Er wollte nicht als absoluter Monarch herrschen, sich aber auch nicht durch eine Capitulation binden lassen. Nur die Geistlichkeit hegte fortwährend einiges Mißtrauen gegen ihn. Er hatte seit seiner Verheirathung mit der Tochter des Kurfürsten von der Pfalz einige Vorliebe für den Calvinismus gefaßt; das verziehen ihm die lutherischen Prediger, die sich doch nicht so gar arg gegen die papistischen Neuerungen Johanns gesträubt hatten, so wenig als es ihm ihre sächsischen Glaubensbrüder verziehen hätten. Aber auch in diesen Dingen zeigte Karl Verstand, Einsicht und Gerechtigkeitssinn: die Fürsorge, die er der Universität Upsala, der Kirche und den Schulen widmete, hielt die Geistlichkeit in Schranken. Die Reformation bekam durch Karl in Schweden ihren Abschluß.

Die Geistlichkeit.

Karl als König anerkannt. 22. März 1604.

Endlich erfolgte auf dem **Reichstag zu Norköping** die neue Erbvereinigung. Karl ward als König von Schweden anerkannt und dabei das Gesetz aufgestellt, daß die Krone seinen männlichen Nachkommen, und in Ermangelung solcher der ältesten unverheiratheten Prinzessin im Erbrecht zustehen sollte. Auch die Rechte des Herzogs Johann von Ostgothland, eines Sohnes von König Johann aus zweiter Ehe, wurden gesetzlich geordnet. Hinsichtlich der Belehnungen mit liegenden Gründen wurde festgesetzt, daß jede Vergebung nur für die Regierungszeit des Königs, von dem sie gemacht wird, gültig sein und daß, im Falle der Belehnte ohne männliche Erben sterbe, das verliehene Gut an die Krone zurückfallen solle.

Karls IX. Regierung. 1604—1611.

Sieben Jahre regierte noch Karl IX. über Schweden, eifrig bemüht, das erschütterte und verwirrte Reich wieder in gesetzliche und geordnete Zustände zurückzuführen. Er verbesserte die Rechtspflege und Verwaltung, er erließ Verordnungen über Kriegsdienst und Heerwesen, er siedelte ausgewanderte Niederländer in Gothenburg an und traf zweckmäßige Einrichtungen für Handel, Marktverkehr und Münzwesen; er widmete dem Bergbau und den Kupfer- und Eisenwerken große Sorgfalt, und ließ Landvermessungen anstellen. Dabei nahm der Krieg ihn fortdauernd in Anspruch. Die Polen wollten ihre livländischen Besitzungen nordwärts ausdehnen und Esthland gewinnen. Treffen wurden geliefert und Städte belagert, bald unter des Königs eigener Führung, bald unter seinen Feldherren, ohne daß auf einer oder der andern Seite ein entscheidender Ausschlag erfolgt wäre. Als in Rußland die Zerrüttungen eintraten, von denen bald die Rede sein wird, nahm der Krieg eine andere Wendung. Schweden schloß mit Rußland ein Bündniß gegen die Polen und erhielt dafür Kexholm mit seinen Lehen zurück. Ja wir werden sehen, daß in dem von Schweden besetzten Nowgorod der Plan auftauchte, einen schwedischen Prinzen auf den Zaarenthron zu erheben.

Dänenkrieg. 1610. 1611.

Noch war der Krieg in den östlichen Landschaften im vollen Gange, als neue Streitigkeiten mit Dänemark ausbrachen. Wir werden an einem andern Orte den jungen thatkräftigen König Christian IV. kennen lernen, welcher nach dem Tode seines Vaters Friedrich II. zuerst unter vormundschaftlicher Leitung, dann im eigenen Namen die Regierung in Dänemark führte. Beweglich und unternehmend fühlte er sich im eigenen Lande gehemmt durch die Uebermacht des dänischen Adels, der die monarchische Gewalt durch eingreifende Capitulationen auf enge Grenzen beschränkt hatte, und suchte auswärts einen Schauplatz für seinen Thatendrang. Noch war der Streit über

die drei Kronen nicht ausgeglichen, ein allzeit bereiter Vorwand zu neuer Schilderhebung: dazu kamen noch allerlei Klagen über unberechtigte Eingriffe des Schwedenkönigs in dänische Gerechtsame, Erschwerung des Handels nach Riga, Besteuerung der Lappen, die doch nach dänischer Auffassung zu Norwegen gehörten, Aufreizungen malcontenter schwedischer Edelleute, welche die Abneigung und den Widerstand gegen die durchgreifende Königsmacht des Wasa nicht aufgegeben hatten. Der Zeitpunkt schien günstig, das aufstrebende Nachbarreich zu schwächen und seinen Flug zu lähmen: Karl IX. ein durch das Feuer der eigenen Seele vor der Zeit aufgezehrter und durch einen Schlaganfall gebrochener Mann, die Söhne jung und unmündig, der Herrenstand unzufrieden und nur durch Furcht in Gehorsam gehalten: mußten nicht solche Verhältnisse einen kriegslustigen Fürsten reizen, der alten nationalen Eifersucht die Zügel schießen zu lassen? Dänische Manifeste und Aufforderungen zu Aufruhr, die das Land durchliefen, waren die Vorboten des Kriegssturmes. Vergebens mahnten niederländische und englische Gesandten die beiden protestantischen Fürsten von feindseligen Schritten ab, in einem Augenblick, wo die Welt in Gährung, wo Heinrich IV. von Frankreich das Opfer des neuentflammten Fanatismus geworden sei. Der brennende Ehrgeiz trieb den Dänenkönig vorwärts. Noch einmal versammelte Karl die Stände Nov. 1610.
in Oerebro und ließ ihnen, da er selbst nicht mehr sprechen konnte, seine Forderungen durch den Thronerben Gustav Adolf vortragen; er hatte die Genugthuung, daß der Reichstag Alles bewilligte. Einige Monate nachher erklärte König Christian IV. an Schweden den Krieg und rückte sofort mit Heeresmacht aus Schonen auf Calmar los. Im August übergab der Befehlshaber Christer Some die Stadt und trat in dänische 16. Aug 1611.
Dienste. Unter dem erschütternden Eindruck dieses Ereignisses starb Karl IX., Gustav Karls IX.
Wasa's größter Sohn, zu Nyköping, sechzig Jahre alt, seinem siebenzehnjährigen Sohne Tod. 30. Okt. 1611.
Gustav Adolf ein Reich hinterlassend, das nach Außen von einem dreifachen Kriege bedrängt, im Innern von mächtigen Feinden beunruhigt war, in welchem das Thronrecht bestritten, die einheitliche Königsgewalt angefeindet ward.

Wir werden diesen jungen Heldenkönig in der deutschen Geschichte näher kennen Gustav Adolf.
lernen. In einer eisernen kampferfüllten Zeit zum Jüngling gereift, von dem verstän- 1611—1632.
digen kraftvollen Vater frühe zu allen Geschäften des Krieges und der Staatsregierung angehalten und unterwiesen, zeigte er sich trotz seiner Jugend als geschickter Steuermann in sturmbewegten Zeiten, als würdiger Nachfolger seines Vaters und Großvaters, als Erben und Vollender ihrer Schöpfungen und Pläne. Kaum hat je ein Fürst unter ungünstigeren Verhältnissen die Regierung angetreten, er mußte jeden Fußbreit von Macht und Herrschaft mühsam erkämpfen. Selbst seine Thronbesteigung wurde ihm streitig gemacht von seiner stolzen herrschsüchtigen Mutter, welche auf Grund einer Bestimmung des verstorbenen Königs die vormundschaftliche Regierung ansprach, und von seinem Vetter, Herzog Johann von Ostgöthland, der nähere Rechte an die Krone geltend machen konnte. Nur der Umsicht und dem Edelmuthe des jungen Fürsten war es zu danken, daß beide ihre Ansprüche aufgaben. Auf dem Reichstag zu Nyköping übernahm Gustav Adolf als „Auserwählter König und Erbfürst der Schweden, Gothen Dec. 1611.
und Wenden" die selbständige Regierung. Und bald konnte man gewahren, daß eine starke Hand die Zügel lenkte und ein klarer Blick und fester Wille die innere und äußere Politik bestimmte, die Ziele und Aufgaben der Nation nach höheren Gesichtspunkten auffaßte. In einer Zeit, da sich der selbstsüchtige Adel allen Staatspflichten entzog, viele Magnaten die oberherrliche Gewalt des einheimischen Königshauses abzuwerfen trachteten, und ein neidischer feindlicher Nachbar, der die ganze Südküste der Halbinsel im Besitz hatte, das alte Unionsreich unter dänischer Obmacht wieder aufzurichten strebte, faßte Gustav Adolf den hohen Gedanken, seinem Volke die Herrschaft

über die Ostsee zu erwerben und im Innern eine Staatsordnung zu schaffen, in welcher die Rechte des Throns mit der Freiheit des Landes harmonisch verbunden wären. „Er übernahm das Reich mit zwei leeren Händen", rühmte in der Folge die an seinem Grabe gehaltene Leichenrede, „nahm aber Keinem das Seine mit Gewalt, sondern was die Nothdurft des Reiches heischte, das ließ er sein Volk auf seinen freien Versammlungen wissen, auf daß es die Sache bedenken möchte und nach dem Bedarf der Krone steuere".

Schlimme Lage. Der junge König sollte drei Kriege führen und hatte weder Geld noch zuverlässige Heeresmacht. Denn der Adel mit seinem reichen Besitz an Land und Leuten, seinen fürstlichen Privilegien in Rechtspflege und Verwaltung, seinen Aemtern und Ehrenstellen, war thatsächlich so gut wie steuerfrei, und wenn auch in Waffen geübt und zum Kriegsdienste verpflichtet, doch der Heeresfolge unter königlichem Banner fast vollkommen entwöhnt und säumig beim Aufgebot. Statt daß der Edelmann nach altem Brauch in voller Rüstung „so an Leib als Bein" auf seinem Streitroß dem Rufe des Königs zum Heerbanne folgte, kam er seiner Verpflichtung „nach Willen und Bequemen" nach. Die ganze Last des Staates lag auf dem Bürger- und Bauernstand. Während die reichen Adelshäupter übermäßigen Aufwand machten und gleich „Gaukönigen" mit einem Dienstgefolge von mehreren Hundert Berittenen auf den Herrentagen erschienen, mußten Städte und Landvolk sich den schwersten Anstrengungen unterziehen. Der dänische Krieg stellte diesen Uebelstand in ein grelles Licht; aus Mangel an Geld und Mannschaft konnte derselbe nicht mit dem nöthigen Nachdruck geführt werden;
Jan. 1613. man mußte froh sein im Frieden von Knäröd um den Preis von einer Million Reichsthaler die verlorenen Punkte Calmar, Oeland, Elfsborg zurückzuerhalten.

Krone und Adel versöhnt. Das mußte anders werden, sollte Schweden eine würdige Stellung unter den Staaten einnehmen. Und da kam es dem jungen Fürsten zu Statten, daß er durch seine königlichen Eigenschaften, durch seine Großmuth, Gerechtigkeit, ritterliche Manieren sich die Gunst und das Wohlwollen der Magnaten und Edlen zu erwerben wußte, daß, während sie durch die herbe Natur und das rauhe, scharfe Wesen des Vaters oft verletzt und gekränkt wurden, das freundliche, entgegenkommende Benehmen des Sohnes manche Wunde heilte, manches bittere Gefühl versöhnte. Er vermied den Weg der Gewalt und betrat den der Uebereinkunft und des Vertrags. Seine Thronbesteigung, sagt Geijer, war eine Sühne langer bürgerlicher Zwietracht in Schweden. Dafür daß er den Großen Manches gewährte, verlangte er auch ihrerseits Dienste und Opfer. Da der dänische Krieg durch die Pflichtversäumniß der Edlen einen ungünstigen Verlauf genommen, ließ er durch seinen Lehrer Johann Skytte eine Erklärung über das rechte Verständniß der Adelsprivilegien anfertigen und verbreiten. Darin wurde der Adel erinnert, daß ihm seine Privilegien, insonderheit Steuerfreiheit der Güter nur ertheilt worden seien gegen die Leistung des „Roßdienstes"; wer nun, statt seiner Pflicht im Felde nachzukommen, es vorziehe, zu Hause „den Kehricht zu hüten", der gehe dadurch nach schwedischem Rechte seiner Privilegien und Lehen verlustig. Es dauerte lange, bis der Herrenstand von der alten Unsitte der Unbotmäßigkeit abstand und seine Ehre nicht in trotziger Eigenmächtigkeit und Selbstgenügsamkeit suchte, sondern in patriotischer Hingebung an König und Vaterland; bis er als echter Waffenadel seine Kriegsknechte unter des Königs Banner führte, statt mit Hunderten von Bewaffneten auf den Reichstagen zu prunken; bis er seine Einwilligung gab, daß für die Bedürfnisse des Staats und des Heeres eine „Kriegssteuer" nach dem Vermögensstand auch von den Adelshöfen erhoben werden sollte; aber es gelang endlich doch dem König, ein rechtlich geordnetes Verhältniß herzustellen, den Herrenstand dahin zu bringen, daß er nicht nur die Heeresfolge regelmäßig leistete, sondern auch in seinen Geldbewilligungen hinter den andern Ständen nicht zurückblieb. Dadurch konnte der Krieg gegen Rußland unter des

Königs eigenem Oberbefehl durch de la Gardie und Horn zu einem erfolgreichen Ende geführt werden.

Die Reichsstände und die Ritterhausordnung. 1617.

Freilich mußte der König dafür auch manche Zugeständnisse machen. Wenn er in demselben Jahr, da er Kexholm und Ingermanland für Schweden gewann und die Russen von der Ostsee abschnitt, durch eine neue Reichsordnung dem schwedischen Staat eine schärfere constitutionell-monarchische Prägung gab, indem er die Mitwirkung der Stände bei dem gesammten öffentlichen Leben ausdehnte und genau bestimmte, zugleich aber der Krone die Initiative bei allen Berathungen mittelst eines „Landmarschall" sicherte; so verlieh er durch die „Ritterhausordnung" vom J. 1626 den hohen Reichsraths- und Adelsgeschlechtern mehr Macht und Ansehen, indem er die gesammte „Ritterschaft", nach drei Ordnungen getheilt, als ersten Stand dem kleineren Adel so wie der bürgerlichen und bäuerlichen Standschaft überordnete, gleichsam ein Ober- und Unterhaus bildete. Auch das Heer sollte bei dem „Ritterhaus" durch Bevollmächtigte vertreten sein. „Ein König seines großen Geistes konnte den Großen und Ständen seines Reichs sehr leicht in Manchem nachgeben", bemerkt Spittler, „weil er — König blieb, wenn er noch so viel nachgab; denn er verstand die Kunst trefflich, unter dem Scheine von Ordnung neue Gewalt zu erhalten." Darin liegt in der That das Geheimniß der merkwürdigen Erscheinung, daß der hohe Reichsadel, der bisher im trotzigen Widerspruch mit der Krone seinen Ehrgeiz gesucht hatte, jetzt, obwohl in seiner Machtstellung gehoben und durch neue Privilegien ausgezeichnet, stolz und freudig sich an den ritterlichen König anschließt, als Führer des nationalen Aufgebots zur Landesvertheidigung wie zu auswärtigen Kriegen willig auszieht nnd mit dem Monarchen um die Wette für die Größe und Macht des Vaterlandes seine Kräfte einsetzt.

Verwaltung und Rechtspflege.

Auch auf andern Gebieten des öffentlichen Lebens gab sich die organisatorische Thätigkeit eines fruchtbaren Geistes kund: In der königlichen Kanzlei liefen alle Fäden der Verwaltung zusammen, von den Vögten, welche kleinen Landbezirken vorstanden, durch den Landeshauptmann oder Kreisstatthalter, der ein größeres Verwaltungsgebiet unter sich hatte. Die Rechtspflege, deren Mängel schon Erich und Karl zu heben gesucht, wurde jetzt erst durch eine neue Gerichtsorganisation und Prozeß-Ordnung von den früheren Uebelständen befreit. Ein neues Stadtrecht trat als Ergänzung zu dem Landrechte Karls IX. hinzu; die beiden Hofgerichte zu Stockholm für das eigentliche Schweden, zu Åbo für Finnland, wozu noch in der Folge ein drittes für den Süden oder das sogenannte Gothenreich kam, dienten als Berufungsinstanzen gegen die Aussprüche der Bezirksgerichte und Patrimonialrichter. Und nichts lag dem König mehr am Herzen, als daß Gerechtigkeit gegen Jedermann geübt werde, ohne Ansehen der Person; er schärfte bei jeder Gelegenheit den Richtern ein, nur dem Gesetz und ihrem Gewissen zu folgen.

Schwedens Aufschwung.

Keine Seite des Staats- und Volkslebens blieb unbeachtet. Wie sehr auch die auswärtigen Kriege und die militärischen Angelegenheiten die ganze Fürsorge des Königs in Anspruch nahmen, dennoch fand er noch Zeit für Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens, für Hebung der wirthschaftlichen und commerciellen Interessen, für Ausbildung und Erweiterung des Städtewesens zweckmäßige Anordnungen zu treffen. Für die Landesgeistlichkeit wurden Bestimmungen erlassen, welche die Hoheitsrechte der Staatsregierung und der Bischöfe mit der Bethätigung und Mitwirkung der Gemeinden am kirchlichen Leben in ein billiges Verhältniß setzten; die Universität Upsala kam in Blüthe; zertrümmerte Städte, wie das wichtige Gothenburg, wurden hergestellt, andere neu gegründet und mit einer zweckmäßigen Städteordnung versehen; Handel und Schiffahrt wurden in Aufschwung gebracht, die Ausfuhr der wichtigsten Landeserzeugnisse, wie Bauholz, Kupfer, Eisen, Pech, Theer befördert und durch Handelsver-

träge mit Holland und andern Staaten der commercielle Verkehr geregelt und belebt. Geschickte Ausländer, besonders Bergleute und Waffenschmiede, fanden Aufnahme und Unterstützung, und bald war der Bergbau und die Verarbeitung der Erze eine ergiebige Quelle des nationalen Wohlstandes. Ein französischer Reisender, der während des dreißigjährigen Krieges Schweden besuchte, drückte seine Verwunderung aus über das gute Aussehen und die Lebensfreudigkeit der Einwohner; und doch waren es Leute, die nicht selten ihr Brod mit Baumrinde mischten. „Sie fühlten sich nicht unglücklich; eine große Gegenwart, eine große Zukunft belebte Aller Muth."

h. Rußland unter Iwan Wasiljewitsch II. genannt der Schreckliche.

Iwan der Schreckliche. 1534—1584. Fünfzig Jahre lang hat Iwan II. Wasiljewitsch das Moskowiterreich beherrscht, mit ehernem Fuß die fremden Nationen wie das eigene Volk und die gewaltthätigen Bojaren niedertretend. Herangewachsen unter den verderblichen Einflüssen einer verbrecherischen Regentschaft voll wilder Frevelthaten und leidenschaftlicher Factionswuth, voll Verwandtenmord und blutiger Kabalen zwischen den Schuiskis und Glinskis und andern Magnatenhäuptern, hat er an roher, grausamer Gemüthsart wie an kriegerischem Ungestüm alle Tyrannen überboten, deren Namen in den Annalen der Weltgeschichte mit blutigen Zügen verzeichnet sind. Als Eroberer schritt er über Leichenfelder und Brandstätten dahin. Wie oft waren die Landschaften im östlichen Litthauen der Schauplatz verheerender Kriege zwischen Polen und Russen! Die Städte, meistens nur mit hölzernen Umzäunungen und aufgeworfenen Erdwällen geschützt, fielen bald dem einen, bald dem andern Kriegsheer in die Hände, von dem Feinde jedesmal mit Brand und Zerstörung heimgesucht. Von den kriegerischen Vorgängen in Livland, wo auf die anfänglichen Siege empfindliche Niederlagen durch die Polen folgten, ist früher die Rede gewesen. Größere Erfolge erlangte Zaar Iwan im Osten, an der Wolga und an den Grenzländern Asiens.

Eroberung von Kasan. 1549—52. An der Wolga bestanden seit der Zertrümmerung des Mongolenreichs der goldenen Horde die Tatarenreiche von Kasan und Astrachan mit eigenen Fürsten aber in Abhängigkeit von Moskau (VIII, 616 ff.), bald im Bunde, bald in Feindschaft mit dem stammverwandten Khanat der Krim, und fortwährend bedroht von den räuberischen Nomadenhorden der Nogaier im Stromgebiet des Ural. Während der vormundschaftlichen Regierung hatte der „Zaar von Kasan" sich der Hoheit des Moskowiters zu entziehen gesucht, dadurch aber Parteiung, Thronwechsel und Umwälzungen über das Reich gebracht. Kaum hatte nun der junge Großfürst Iwan II. nach seiner feierlichen
Jan. 1547. Zaarenkrönung in Moskau die Zügel der Herrschaft in die eigene Hand genommen, so zog er mit Heeresmacht über Nischnei-Nowgorod vor die Mauern der Wolgastadt.
März 1549. Gerade um diese Zeit starb Sapha-Girai, der Fürst von Kasan, im Säuferwahnsinn. Seine Lieblingsfrau, Sumbeka, und ihr zweijähriger Knabe hatten wenig Autorität in der von Parteien zerrissenen Stadt. Dennoch widerstanden die Kasaner mit Hülfe des Chans von der Krim mehrere Jahre den Russen. Als aber die innere Parteiung sich zur Anarchie steigerte und die zinspflichtigen Völkerschaften auf der Bergseite, die Mordwinen, Tscheremissen, Tschuwaschen, Baschkiren, Moshanen u. a. sich dem Zaar von Moskau unterwarfen, vermochten die Tataren die Wolgastadt nicht länger zu halten. Die von Iwan einige Meilen nordwestlich auf einem „runden Berge" angelegte neue Stadt Swiäschsk diente allen Feinden der Kasaner zum Zufluchtsort. Als die altberühmte Tatarenstadt den Russen übergeben ward, brach die schöne Fürstin Sumbeka, Tochter des Nogaierfürsten Jussuf, welche mit ihrem kleinen Sohn in Mos-

kowitische Gefangenschaft geführt ward, in die Klageworte aus: „Trauer über dich, bluttriefende und verzagte Stadt. Dein Haupt ist der Krone beraubt und verwaist bist du, Herrscherin, zur Sklavin gemacht, dein Ruhm ist gesunken und entkräftet fällst du wie ein enthauptetes Thier". Mit dem Jahre 1552 ging das Reich Kasan, nachdem noch siebenzig Edle theils durch innere Factionswuth, theils durch feindliche Mörderhände ums Leben gekommen, seinem Ende entgegen. Nach einer Reihe von Stürmen unter Iwans Augen, wurde die Tatarenstadt unter entsetzlichem Morden erobert. 1. Okt. 1552.
Ueber Leichenhaufen bis zur Höhe der Stadtmauer bahnten sich die Russen den Weg in die Straßen. Die Bevölkerung wurde in Gefangenschaft weggeführt und über das ganze Reich als Sclaven vertheilt. Die unermeßliche Beute überließ Iwan den Wojewoden und Kriegern. Nachdem der Zaar die Stätte zu einer christlichen Kirche bestimmt hatte, kehrte er nach Moskau zurück, wo er als Sieger mit Triumphgepränge empfangen ward. Während seiner Abwesenheit hatte ihm seine Gemahlin Anastasia Romanowna einen Sohn geboren, der den Namen Demetrius (Dimitri) erhielt. Kasan, mit Festungswerken und Kriegsbesatzung versehen, diente fortan als Stützpunkt für weitere Eroberungen im Osten. Denn die wilden heidnischen Nomadenstämme, die den Russen im Kampfe wider die Tataren Hülfe geleistet, warfen rasch wieder die neue Herrschaft ab und suchten ihre Unabhängigkeit zu wahren bald mit eigener Kraft, geschützt durch die Natur ihrer Heimath, bald mit Hülfe der Krimtataren oder der Türken. Erst nach vielen Jahrzehnten vermochten die Moskowiter die Nomadenstämme zu unterwerfen, die in der unendlichen Ebene jenseit des Ural und im Norden des kaspischen Meeres ihr einförmiges Leben mit Jagd, Fischfang und der Wartung ärmlicher Heerden verbrachten ohne alle politische, gesellschaftliche und sittliche Ausbildung, gegen das rauhe Klima in Hütten von Baumzweigen oder in Erdhöhlen nothdürftig Schutz suchend.

Astrachan und das Wolgagebiet unterworfen.

Die Eroberung von Kasan zog mit Nothwendigkeit den Fall des astrachanschen Zaarthums nach sich. Zuerst legte Iwan dem Fürsten Zins und Schoß auf. Als dieser sich mit Hülfe des Nogaierfürsten Jussuf der Verpflichtung entziehen wollte, rückte ein Moskowitisches Heer abermals an die südliche Wolga, nöthigte den schwachen Beherrscher zur Flucht und fügte die letzten Reste des einst so großen und mächtigen Mongolenreichs der russischen Ländermasse bei. Die tscherkessischen, shashenischen und kabardi- 1557.
nischen Bergvölker stellten sich nunmehr freiwillig unter die Oberherrlichkeit Iwans; einige ihrer Fürsten ließen sich in Moskau taufen und traten in Zaarische Dienste. Auch der an den Ufern des Tobel herrschende Häuptling Ediger unterwarf sich einem Tribut von Zobel- und andern Thierfellen. „So wurde der russische Name weit und breit gefürchtet. Die neuen Grenzen reichten bis an den Don und den Kaukasus; die ganze Bergseite des Wolgastroms, das ganze rechte Ufer gehörte dem Zaar; ein Binnenmeer verband Rußland mit Persien und dem fernen Orient. Der Völkermarkt zu Astrachan war russisch." Selbst gegen die gefährlichen Eroberungsversuche, welche die Türken an der Nordküste des kaspischen Meeres machten, behauptete sich Iwan siegreich. Schon wurden Handelsverträge mit England abgeschlossen. Und bald traten auch die 1567. 69.
Holländer vom Norden her mit den Russen in Verkehr (S. 676).

Entdeckungen und Eroberungen in Sibirien.

Die Unterwerfung des Fürsten Ediger, der in der Stadt Sibir oder Isker am Irtisch seine Residenz hatte, bahnte den Weg zu weiteren Entdeckungen und Eroberungen in der unbekannten Ostwelt, die einst von den Mongolen beherrscht worden und jetzt von der erwähnten Hauptstadt Edigers den Namen Sibirien erhielt. Iwan schickte zwei Kosaken-Hetmane aus, welche, alle Mühseligkeiten und Gefahren durch Steppen, Gebirge und nomadische Barbaren überwindend, das Land bis nach China erforschten und dem Moskowitenherrscher eine große Zukunft eröffneten. Bald siedelten

sich, angelockt durch das kostbare Pelzwerk, da und dort russische Kaufleute an, denen
1568—70. der Zaar große Vorrechte ertheilte. Zwei Brüder, Jakob und Gregor Stroganow,
1579. stiegen zu fürstlicher Macht empor. Von ihren Söhnen wurden einige Hetmane Donscher Kosaken, an ihrer Spitze der verwegene Jermak, bewogen, ihr bisheriges Räuberleben aufzugeben, mit ihren Horden in die Dienste des „weißen Zaar" zu treten und zur Unterwerfung der heidnischen Nomadenstämme, die ihre Zinspflicht bald wieder abgeschüttelt hatten, und zur Eroberung Sibiriens Hülfe zu leisten. Sie hatten durch räuberische Ueberfälle oft den Zorn des Großfürsten gereizt, jetzt bot sich ihnen Gelegenheit, durch tapfere Thaten die Ungnade von sich abzuwälzen. Verstärkt mit Landesflüchtigen und Räubern verschiedener Nation, auch Litthauern und Deutschen, zog Jermak Timophejew, den eine Chronik einen Mann „von unbekanntem Geschlecht, aber vornehmem Gemüth" nennt, mit seinen Gefährten durch die Schluchten des Uralschen Gürtelgebirgs, wie einst die Cortez und Pizarro in die Länder der neuen Welt. Noch jetzt tragen Felsen, Höhlen, Reste von Befestigungen den Namen des kühnen Führers. Nach mehreren blutigen Treffen mit den Eingebornen am Tobel und Irtisch, zog Jer-
Okt. 1581. mak in Sibir ein. Die reiche Beute an Gold, Edelgestein und Pelzwerk theilte er mit seinen Kriegsgefährten. Erschrocken boten die Ostjäken ihre Unterwerfung an und entrichteten Tribut in Zobelfellen. In den nächsten Jahren dehnten die Kosaken die Eroberungen aus bis zu den kalten Wüsteneien des Obi, „wo auch im Sommer die Moosrinde der Sümpfe von den glühenden Strahlen der Sonne kaum erwärmt wird und wo sich inmitten eisiger mit Mammuthsknochen übersäeter Moräste das Bild eines furchtbaren Todtenhofes der Natur den Augen darstellt". Die Nachrichten von diesen Erfolgen wurden in Moskau mit Glockengeläute und Freudenfesten begrüßt, und Jermak und seine Genossen hoch gefeiert. Allein der unternehmende Führer sollte sich seiner Triumphe nicht lange erfreuen. Als er einst mit fünfzig seiner Kosaken ermüdet vom Kampf am Ufer des Irtisch eingeschlafen war, wurden sie in einer stürmischen Nacht von dem Tatarenhäuptling verrätherisch überfallen. Jermak wollte sich über den
Aug. 1584. Strom retten, ertrank aber in den Fluthen, seine Gefährten wurden erschlagen. Noch bis zur Stunde lebt der Name des kühnen Kosaken-Hetmans im Munde der sibirischen Völker und sein Bildniß prangt in Tempeln und Hütten. Die Stadt Sibir blieb jedoch in den Händen der Russen und diente als Stützpunkt für neue Unternehmungen. Zwei Jahrhunderte lang wurden die Entdeckungen und Eroberungen fortgesetzt, bis endlich alles Land von den Steppen, wo die räuberischen Kirgisenhorden mit ihren Heerden und Zelten umherziehen, bis zum nördlichen Eismeer, an dessen Küsten die Samojeden ihr ärmliches Dasein fristen, dem russischen Scepter unterworfen war.

Zwei Perioden in Iwans Regentenleben. Man unterscheidet in Iwan zwei Lebensperioden seines menschlichen Verhaltens und sucht die Quelle in zwei äußeren Veranlassungen: Bald nach seinem Regierungsantritt richtete eine Feuersbrunst in Moskau furchtbare Verheerungen an; dies Ereigniß soll so erschütternd auf das Gemüth des Zaaren gewirkt haben, daß er Jahre lang die argen Triebe seiner Seele beherrschte. Bald nach seiner Rückkehr von Kasan fiel er in eine schwere Krankheit, so daß man an seiner Wiedergenesung zweifelte. Da wollte er die Knäsen, die Nachkommen der alten ehemals unabhängigen Fürstengeschlechter, die Wojewoden und hohen Staatsbeamten, eidlich verpflichten, seinen unmündigen Sohn Dimitri als Herrscher anzuerkennen und ihm in Treue zu dienen. Bei dieser Gelegenheit erneuerte sich vor seinen Augen das alte Schauspiel des trotzigen, unbändigen Bojarenthums aus den Jahren seiner Kindheit; viele mächtige Magnaten, darunter selbst Angehörige des kaiserlichen Hauses, verweigerten den Eid; sie gedachten den Vetter des Zaar, Wladimir Andrejewitsch auf den Thron zu heben. Iwan schaute im Geiste eine Sündfluth von Gräueln und Schreckensthaten über das Reich hereinbrechen,

und dieser Eindruck soll so gewaltig gewesen sein, daß er nach seiner Genesung ein anderer Mensch ward und durch blutige Strenge künftigen Empörungen und Gewaltthaten zuvorzukommen beschloß. Wie es sich damit immer verhalten mag, jedenfalls waren die späteren Jahre seiner Regierung die Ursache und Veranlassung, daß er in den Annalen der Geschichte als der „Schreckliche" bezeichnet wird.

In die Jahre der östlichen Eroberungen fielen auch die gesetzgeberischen Arbeiten Iwans, welche das Werk seines Großvaters, den Ssudebnik ergänzten, und vermehrten. In dem neuen Rechtsbuch, das von seinen hundert Kapiteln den Namen „Stoglaw" erhalten hat, wurden über Recht und Gericht neue Bestimmungen getroffen, welche die Privilegien und Pflichten des Adels und der Geistlichkeit feststellten, die Verleihungen von Gütern für die im Kriege, am Hofe und in der Verwaltung geleisteten Dienste regelten, die Bestechlichkeit der Richter und Amtleute abzustellen oder zu mindern suchten, der Rechtspflege durch Beiziehung von Geschwornen, wie in Nowgorod und Pskow, mehr Gleichmäßigkeit und Sicherheit gaben, die Leitung und Beaufsichtigung der kirchlichen Angelegenheiten und der Geistlichkeit ordneten. Auch in der Begünstigung fremder Einwanderungen, insbesondere deutscher Handwerker, Lehrer, Aerzte, Bauverständiger, geübter und erfahrner Gewerbleute aller Art, folgte der Zaar dem Beispiel seines Großvaters. Gesetzgeberische Arbeiten.

Dagegen weisen die letzten zwölf bis fünfzehn Jahre von Iwans Regierung ein Gemälde von Schandthaten, Grausamkeiten und leidenschaftlichen Willkürhandlungen auf, wie sie von keinem andern Despoten je rücksichtsloser geübt worden, Ausbrüche einer bösartigen Gemüthsbeschaffenheit, mit der unbeschränktesten Gewalt verbunden. Selbst die abergläubische Religiosität, die in Gebeten, Stiftungen, frommen Gelübden und werkheiligem Kirchendienst für die Ausgeburten eines argen Herzens ein Gegengewicht, eine trügerische Genugthuung suchte, war nur eine häßliche Sumpfpflanze. Doch darf man die Quelle dieser Laster- und Frevelthaten nicht blos in einer leidenschaftlichen menschenfeindlichen Natur, in einem Gefallen am Bösen suchen, es lag zugleich ein despotischer Staatszweck, ein tyrannisches System zu Grunde. Iwan hatte dabei den deutlichen Willen, „jede durch selbständiges Vermögen und eigenen Grundbesitz im Staate vom Zaar unabhängige Macht völlig zu brechen, vornehmlich die der großen Geschlechter und so weit als möglich auch die der Geistlichkeit, um die ganze Existenz dieser ersten und vornehmsten Stände des Reichs einzig und allein auf die Gnadenverleihung des Herrschers zu begründen". Indem er seinen eigenen Willen mit dem höchsten Staatszweck als Eins betrachtete, galt ihm jeder Widerstand, jede Abweichung von seiner persönlichen Meinung als ein todeswürdiges Verbrechen. Die geistlichen Chronisten sahen in ihm eine Zuchtruthe des Herrn für die sündhafte Welt: „Für die Last der Sünden der ganzen rechtgläubigen Christenheit erfüllte sich der Herrscher, Zaar und Großfürst Iwan Wasilji, mit Zorn und Wuth. Er fing an seine ihm unterworfenen Sklaven (Unterthanen) boshaft und unerbittlich zu verfolgen und ihr Blut zu vergießen, und die ihm von Gott gegebenen Wojewoden ohne Schuld zu erschlagen, die Häuser zu plündern, die schönsten Städte zu zerstören und die rechtgläubigen Christen darin boshaft und unbarmherzig umzubringen, bis auf die Säuglinge. Und nicht einmal vor der bischöflichen Würde sich scheuend, tödtete er einige, andere aber überlieferte er dem Kerker". Bis zum Tode der Großfürstin Anastasia übten zwei rechtschaffene und weise Rathgeber, Sylvester und Adaschew, wohlthätigen Einfluß auf die Regierung und das Gerichtswesen. Darum waren sie den ränkesüchtigen und egoistischen Höflingen, die sich durch sie in ihrem bösen Thun gehemmt sahen, ein Dorn im Auge. Sie wurden angeklagt, den Tod der Zaarin durch Zauberkünste bewirkt zu haben, und von Iwan in das Elend getrieben. In ihren

Iwan der Wütherich.

7. Aug. 1560.

Sturz wurden alle Verwandte, Freunde, Bekannte verflochten, durch Tod, Verbannung, Vermögenseinziehung gestraft. Damit begann „die Feuersbrunst der Grausamkeit", deren Opfer der landesflüchtige, im Krieg wie in Staatsgeschäften gleich ausgezeichnete Knäs Kurbski in seinen Denkwürdigkeiten nach Rang und Stand geordnet aufführt. Ganz Rußland erstarrte in Furcht und Schrecken. Die Bojarengeschlechter wurden wie Getreidefelder zur Erntezeit abgemäht; neben den Blutthaten und Confiscationen wurden im Zaarenpalast die schändlichsten Orgien gefeiert; ein Schwarm vornehmer Wüstlinge leistete dem Fürsten Gesellschaft bei den wilden Trinkgelagen, bei den Unthaten roher Sinnenlust.

Die Tyrannei auf ihrer Höhe.

Daß aber unter der tyrannischen Hülle staatskluge Pläne verborgen lagen, zeigte sich im J. 1565. Mitten im Winter verließ Iwan mit seinen Vertrauten, Dworänen und Kriegsleuten plötzlich die Hauptstadt. In einem Dorfe, anderthalb Meilen entfernt, machte er Halt und schrieb an den Metropoliten, er wolle das Reich verlassen, weil die Geistlichkeit die widerspenstigen und verrätherischen Bojaren und Wojewoden unter ihren Schutz nehme und sie seiner Bestrafung entziehe. Bestürzt über ein solches Vorhaben, welches das ganze Reich in Anarchie zu bringen drohte, schickten die Moskauer eine aus geistlichen und weltlichen Würdenträgern bestehende Gesandtschaft an ihn ab, um den gefährlichen Plan zu hintertreiben. Lange flehten sie umsonst; endlich erklärte der Zaar sich willig, zu bleiben, wenn die Schranke absoluter Willkür niedergerissen werde, nämlich wenn er ohne alle Einsprache von Seiten der Geistlichkeit Todesstrafen, Achtserklärungen und Gütereinziehungen nach freiem Ermessen vornehmen möge. Die Zustimmung der Abgesandten diente ihm als Einleitung zu Maßregeln, durch welche das absolute Zaarenthum begründet ward. Zunächst trennte er durch eine neue Eintheilung eine Anzahl Städte und Landschaften als „abgesondertes Land" (Opritschnina) von dem übrigen Reichsland (Semschtschina), mit der Bestimmung, daß sie ganz für den Bedarf des Zaars und seines Hauses dienen sollten. Die in diesem abgesonderten Gebiete seßhaften Erbgutsbesitzer und Dienstgutsbesitzer mußten neuen Ansiedlern weichen, welche für des Großfürsten eigene Dienste, als Hofleute, Kammerbeamten, Trabanten, Leibwächter u. s. w. ausersehen waren. Dazu gehörte auch ein eigenes Corps Schützen (Strelzi, Strelitzen), die als Garde des Zaar den Kern der Kriegsmacht bilden sollte, die Ansätze zu einem stehenden Heer. Durch diese Einrichtung der Opritschnina, welcher alle Güter der mit dem Tode oder mit der Acht Bestraften zufallen sollten, gedachte Iwan das russische Reich in noch schwerere Ketten zu schmieden. Von der Zeit an erreichte die Tyrannei den höchsten Gipfel: kein Rang, kein Verdienst schützte gegen die Wuth des Despoten; die angesehensten und reichsten Knäse und Bojaren, die Gorbaty, Schuiski, Golowin, Gorenski, Repnin und so viele andere wurden in Ketten gelegt, ermordet, verbannt, an den Bettelstab gebracht. Die grundbesitzenden Geschlechter der alten Knäse und Magnaten sollten vertilgt oder in den Staub getreten werden, damit der Zaar und der von ihm geschaffene und abhängige Dienstadel der Opritschniks um so rücksichtsloser schalten und walten könnten. In einem von Waldungen umgebenen klosterartigen Gebäude verbrachte Iwan mit seinen Genossen einen großen Theil des Jahres, die Orgien der Sinnenlust und der Grausamkeit mit scheinheiligem Kirchendienst, mit priesterlichen Handlungen und mönchischem Formelwesen unterbrechend. Die übrige Zeit widmete er den Staatsgeschäften, dem Empfang der fremden Gesandten im Kreml, den Jagden auf Bären und andere wilden Thiere in Wäldern und Wüsteneien. Es wäre ermüdend, die an Wahnsinn grenzenden Unthaten, die mit Hohn, Uebermuth und Frevelsinn vollzogenen Todesstrafen, die unmenschlichen Scheußlichkeiten, deren sich der Wütherich schuldig gemacht, nur in den allgemeinsten Zügen aufzuführen. Selbst der von dem Volke als Heiliger verehrte Metropolite Philipp

wurde seiner Würde beraubt und im Kerker erdrosselt. Die alte Hansastadt Nowgorod, die beschuldigt ward, mit dem Polenkönig verrätherische Unterhandlungen gepflogen zu haben, wurde fünf Wochen lang den Würgern und Plünderern überlassen, Febr. 1570.
so daß die Zahl der Erschlagenen auf 60,000 angegeben wird. Man ersann neue Martern und Todesarten. Mit Recht wurde dem Zaar Iwan II. der Name des Schrecklichen beigelegt. „Vor seinem Geist und Willen zitterte das ganze Volk; schüchterne Frauen sollen vor seinem zornigen und flammenden Blicke in Ohnmacht gesunken sein; selten oder nie wagte ein Bittsteller sich seinem Throne zu nahen und keiner der Großen an der fürstlichen Tafel würde sich erkühnt haben, ein Wort dem andern zuzuflüstern oder seinen Platz zu verlassen, wenn zufällig der Herrscher, überladen von Speise und Trank, in Schlaf verfiel und ganze Stunden lang schlummerte." — Gegen das Ende seiner Regierung wurde das Gebiet von Moskau von den Krimschen Tataren heimgesucht, die Hauptstadt selbst angezündet; die Hungersnoth stieg auf solche Höhe, daß Menschenfleisch verzehrt ward.

i. Zerrüttung des Moskowiterreichs und der falsche Demetrius.

Am 17. März des J. 1584 starb Iwan. Er zählte erst vierundfünfzig Jahre, war von starker Leibesbeschaffenheit und hoffte auf ein langes Leben. Aber Leidenschaften und sinnliche Ausschweifungen hatten das Maß seiner Kräfte erschöpft. Iwan war viermal rechtmäßig verheirathet, der Nebenfrauen nicht zu gedenken; dennoch hatte er keine zahlreiche Nachkommenschaft. Der Erstgeborne, Dimitri, war in jungen Jahren gestorben; den Großfürsten-Thronfolger Iwan, lange sein Liebling, hatte er in einem Anfall von Zorn oder Mißtrauen mit seiner eigenen Lanze tödtlich verwundet, und wie tief auch seine Reue und sein Schmerz war, keine Wehklage vermochte den Tod abzuwenden. Nun war Feodor der nächste Erbe des Reichs. Dieser war vermählt mit einer Schwester Boris Godunows, eines eben so gewandten und staatsklugen als ehrsüchtigen Edelmannes, der bald den größten Einfluß im Bojarenrath erlangte und sich über alle Knäse und Wojewoden emporzuschwingen wußte. (Iwans Nachkommenschaft. 17. März 1584. — Nov 1581.)

Godunows Machtstellung wurde noch bedeutender, als nach Iwans Tod sein Schwager Feodor, ein Fürst ohne Thatkraft und Verstand, den Zaarensitz einnahm. Feodor I. 1584–1598.
Boris brachte die ansehnlichsten Würden an sich und seine Freunde und Verwandten, erwarb unermeßliche Reichthümer und leitete alle Staatsgeschäfte und kriegerischen Unternehmungen. Seinen Fähigkeiten, seiner Geschicklichkeit, Umsicht und Thätigkeit war es zuzuschreiben, daß Rußland im Westen gegen Polen und Schweden sich in seiner Stellung behauptete und nach Osten seine Eroberungen ausdehnte. In Sibirien wurde Tobolsk gegründet in einer baumreichen fruchtbaren Gegend und das Land mit 1587.
frischen Ansiedlern bevölkert. Bald wuchs die neue Anlage zur Hauptstadt heran, während das alte Sibir seiner Verödung entgegenging. „Die damalige Zeit war die blühendste Periode für die Donschen und Wolgaischen Kosakenabenteurer. Von Assow bis nach Isker ertönte der Ruhm ihrer Thaten. Sie trotzten dem Sultan, bedrohten den Chan, bändigten die Nogaier und befestigten die Herrschaft der moskowitischen Zaare über den Norden von Asien." Auch mit Grusien oder Georgien wurden Verbindungen angeknüpft. Einer der eingebornen Fürsten stellte sich unter Rußlands Schutzherrschaft, was Veranlassung zu vielen künftigen Feindseligkeiten mit den Türken gab. Durch diese Erfolge nach Außen wie durch die kräftige Verwaltung im Innern erwarb sich Boris Godunow Ruhm und Ansehen. Die mächtigen Fürstenhäupter, die ihn zu stürzen suchten, fielen unter seiner strafenden Hand. Er war der Richelieu Ruß-

lands. Da der schwachsinnige Zaar Feodor, der seine Tage im Innern seines Palastes mit Beten und religiösen Uebungen verbrachte, keine Kinder hatte, so gedachte der ehrgeizige Mann, seine Herrschaft über dessen Lebenszeit hinaus zu sichern. Auf seine Veranstaltung wurde der junge Sohn Iwans II., Dimitri, der mit seiner Mutter in
Mai 1591. der Abgeschlossenheit zu Uglitsch lebte, von einem bestochenen Wächter ermordet, seine Mutter in ein Kloster gebracht. Das Volk gewann Boris durch Gerechtigkeit und Freigebigkeit, besonders bei Gelegenheit eines neuen großen Brandes; die Großen hielt er durch Furcht in Gehorsam; den äußeren Feinden, insbesondere dem Chan der Krim, widerstand er mit Glück und Erfolg, die Grenzen schützte er mit Festungen. Er besserte die bäuerlichen Verhältnisse und bewirkte, daß durch Beschluß der griechischen Kirchenversammlung der bisherige Metropolit zum **Patriarchen** ernannt und somit der russischen Kirche ein eigenes Oberhaupt gegeben ward.

Boris Godunow. 1598—1605. Durch diese und andere Denkmäler seiner Einsicht und Wirksamkeit hatte sich Boris Godunow im ganzen Reiche solches Ansehen und solche Macht erworben, daß,
7. Jan. 1598. als mit Zaar Feodor der Rurik'sche Mannstamm ausstarb und dessen Gemahlin Irina, die der Verstorbene durch letztwillige Verfügung zur Herrscherin eingesetzt, das Klosterleben vorzog, der gewaltige Emporkömmling zum Reichsverweser und dann durch eine große Versammlung der Geistlichkeit, der Wojewoden und Bojaren und durch die laute
17. Febr. 1598. Volksstimme zum Zaar gewählt wurde. Er ließ sich feierlich krönen, empfing Huldigung und Treueid und verdoppelte seine Thätigkeit und seine Sorgfalt für die Wohlfahrt des Volks und des ganzen Reiches. „Nichts fehlte dem neuen Zaar zum guten Regenten, als daß ihn die Geburt nicht zum Regenten und die Natur nicht zum Usurpator bestimmt hatte.“ Wie sehr er sich bemühte, durch innere Reformen die Barbarei des Landes zu mindern, die Mißstände im Militär, bei der Geistlichkeit, in der Bauernschaft durch Verordnungen zu beseitigen oder zu bessern, den Handel zu beleben und die Gewerbthätigkeit durch fremde Ansiedelungen zu fördern; die Großen verziehen ihm nie den Mangel der fürstlichen Geburt. Was half es ihm, daß er das Haus Romanow-Jurjew, die nächsten Verwandten des verstorbenen Zaar von Mutterseite, in die Verbannung trieb; die Pietät für das Rurik'sche Herrschergeschlecht, das sieben Jahrhunderte dem Reich vorgestanden und mit der ganzen Geschichte der Nation verflochten war, erlosch nicht in den Herzen. Man hatte freilich vernommen, daß der junge Bruder des Zaar in Uglitsch umgekommen sei, wie man sich in die Ohren zischelte, auf Veranstaltung des Reichsverwesers. Aber wer bürgte denn für die Wahrheit? Die Thäter und Mitwisser waren todt, seit der That selbst viele Jahre verflossen. Zum
1601—1604. Unglück für Godunow wurde Rußland drei Jahre lang von Mißernten und Hungersnoth heimgesucht, so daß allein in Moskau fünfmalhunderttausend Arme im Elend verkamen. Selbst die großartigen Anstrengungen des Zaar zur Milderung der Noth waren unzureichend und wurden von bösen Zungen noch zu Nachreden und Verdächtigungen benutzt. Vertriebene oder verlaufene Bauern zogen herrenlos im Lande umher und sammelten sich zu Räuberbanden.

Der falsche Demetrius. Diese Gährungselemente wurden durch einen Abenteurer zu einer revolutionären Bewegung gesteigert. Jurii Otrepjew, ein dem Kloster entflohener griechischer Mönch, der dem Patriarchen eine Zeitlang als Schreiber gedient, trat mit der Behauptung auf, er sei der dem Mordbefehl des Boris entgangene Zarewitsch Dimitri („der falsche Demetrius“). Unter dem Schutze einiger unzufriedenen Großen entkam er nach Krakau, wo er sich durch den Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche und durch das Versprechen, Rußland mit dem Papstthum auszusöhnen, die Gunst der Jesuiten, des Nuntius und des Königs Sigismund erwarb. Der letztere versprach ihm jährlich die Summe von 40,000 Gulden und gab ihm die Erlaubniß Freiwillige zu werben. Mnischek, der

Wojewode von Sandomir, mit dessen Tochter, Marina, Demetrius sich verlobte, leistete seinem Unternehmen gleichfalls Vorschub. Donsche Kosaken, zu jedem Handstreich bereit, und zahllose Landstreicher sammelten sich um den Abenteurer, den angeblichen Sprößling des Rurikschen Herrscherhauses. Boris unterschätzte die Gefahr, aber bald konnte er wahrnehmen, welche Macht in der wenn auch trügerischen Legitimität ihm entgegentrat. Sobald Demetrius in Rußland einrückte und das Volk aufrief, den Kronräuber zu verlassen, fand er allenthalben großen Anhang. Man öffnete ihm die Städte, man trug ihm Brod und Salz entgegen, man überlieferte ihm die Wojewoden, die ihn nicht anerkennen wollten. Das ganze südliche Rußland gerieth in Gährung. Bei einem Zusammentreffen mit dem Heere des Zaar an der Desna trugen die Aufständischen den Sieg davon. 20. Decbr. 1604.

Der falsche Demetrius auf dem Moskowiterthron. 1605 —1606.

Monate lang zog sich nun der Bürgerkrieg mit abwechselndem Erfolg hin; da starb Boris Godunow plötzlich nach einer Mahlzeit, wohl an einer vergifteten Speise (13. April 1605). Das Volk erblickte in diesem tragischen Ereigniß ein Zeugniß des Himmels für die rechtmäßigen Ansprüche Dimitri's; der junge Sohn des Verstorbenen, Feodor II. vermochte sich nicht zu behaupten; von Abfall und Verrath umgeben, floh er mit seiner Mutter aus dem Zaarenpalast in ihr eigenes väterliches Haus, wo beide auf Befehl des frechen Betrügers ermordet wurden. Einige Tage nachher hielt der „falsche Demetrius" seinen Einzug in die Hauptstadt, feierlich empfangen mit reichen Geschenken und Segenswünschen. 10. Juni 1605. Dann wurde er gekrönt und als rechtmäßiger Herrscher geehrt. So war denn der ehemalige Mönch und Schreiber Herr des Moskowiterreichs. Und er spielte seine Rolle nicht ungeschickt: im Rathe wie zu Roß und auf der Bärenjagd wußte er sich hervorzuthun. Bald erhoben sich jedoch Zweifel über die Echtheit: er zeigte sich selten dem Volke und den Großen; es erregte Aergerniß, daß er in seine Leibwache meistens Polen und Deutsche aufnahm, daß er eine polnische römisch-katholische Braut, die geliebte Marina, als Zaarin krönen ließ, durch Jesuiten mit dem Papst verkehrte, die altrussischen Gewohnheiten außer Acht ließ. Die reichen und mächtigen Schuiski benutzten die zunehmende Unzufriedenheit zu einer Verschwörung, an welcher viele vom Adel und der Moskauer Bürgerschaft Theil nahmen. An einem Maimorgen drangen Bewaffnete in die Zaarenburg und stießen die Wächter nieder. In 17. Mai 1606. der Todesangst wagte Dimitri einen Sprung aus dem Fenster, wurde aber unten von einem rohen Volkshaufen mit Knitteln erschlagen. Mit rasender Wuth stürzte sich darauf die ergrimmte Masse über die Polen und Fremden her und richtete ein gräuelvolles Blutbad an.

Wassileji Schuiski und die neuen Betrüger.

Als die Leidenschaften ein wenig beschwichtigt waren, wurde von den Bojaren und Bürgern Moskau's das Haupt der Verschwornen, der Knäs **Wassileji Schuiski** zum Zaar ausgerufen und gekrönt. Um die Großen für sich zu gewinnen, gewährte er ihnen wichtige Vorrechte, wodurch die monarchische Gewalt der Moskowitischen Großfürsten sehr eingeschränkt ward. 1. Juni 1606. Dennoch vermochte er nicht ihre Anhänglichkeit zu erwerben. Die übrigen Bojaren und Städte waren eifersüchtig auf das Uebergewicht Moskau's bei der neuen Zaarenwahl. Als nun der Knäs Schachowski und einige andere Magnaten den im Lande zerstreuten Anhängern Dimitri's vorspiegelten, derselbe sei bei dem Aufstande nicht getödtet worden und werde aus seiner Verborgenheit bald wieder zurückkehren, traten im südlichen Rußland viele Unzufriedene auf ihre Seite. Bürger, Strelitzen, Kosaken, Adelige und Bauern strömten unter die Fahne des Aufruhrs; ein neuer Bürgerkrieg wüthete von der Grenze Litthauens bis an die Wolga. Lange wollte der verheißene Demetrius nicht erscheinen; endlich fand sich ein neuer Abenteurer, der die Rolle des Betrügers wieder aufnahm. Er zog mit seinen verwilderten Heerhaufen wider Moskau, wurde aber zurückgeschlagen und warf sich nach

Tula. Schuiski eroberte nach schwerer Belagerung die Stadt und ließ den Betrüger, obwohl er demselben Schonung des Lebens bei der Ergebung zugesagt, zuerst der
Okt. 1607. Augen berauben, dann ertränken. Nun bewirkten aber Schachowski und seine Genossen, daß König Sigmund III. von Polen im Einverständniß mit den Freunden des Wojewoden von Sandomir einen Schulmeister Iwan als den echten Demetrius anerkannte und ihm seine Unterstützung zusagte. Von vielen polnischen Edlen begleitet zogen die Aufständischen wieder gen Moskau. Um die Gegenpartei zu schwächen, ließ Iwan-Demetrius verkündigen, daß die Knechte der zu Schuiski haltenden Knäse und Bojaren, sobald sie zu Zaar Dimitri übergehen und ihm Treue geloben würden, die Güter ihrer Herren besitzen sollten und sich mit ihren Töchtern verheirathen dürften. „Also wurden viele arme Knechte zu Edelleuten, auch reich und gewaltig gemacht, und ihre Herren mußten in Moskau am Hungertuche nähen." Nicht weit von Moskau schlug „Dimitri II." sein Lager auf, wohin Polen unter dem Starosten Sapieha, Kosaken und Russen in Menge einzogen. Marina, von Schuiski in Freiheit gesetzt und mit ihrem Vater in ihre litthauische Heimath entlassen, wurde von den Leuten Dimitri's aufgefangen und verband sich mit dem Betrüger, wodurch im Volke der Glaube an seine Echtheit wuchs. Ueber ganz Rußland verbreitete sich der Krieg, fremde Söldner mehrten die Reihen beider Theile, viele kleine Treffen wurden geliefert, die das Elend des Reiches vergrößerten, ohne jedoch eine Entscheidung zu bringen.

Einmischung der Schweden und Polen. Nun schloß der Zaar Wassileji Schuiski, aufs Aeußerste bedrängt, ein Bündniß mit den Schweden. Die Russen traten Kexholm und ihre Ansprüche auf Livland an
Febr. 1609. Schweden ab, wofür Karl IX. Reiter und Fußvolk zu dem Heer Skopin Schuiski's, eines Neffen von Wassileji stoßen ließ. Damit nahm der Krieg einen neuen Charakter an. Die Polen gedachten die Verwirrung des Nachbarreiches zu ihrer eigenen Vergrößerung zu benutzen; und da die polnischen Freiwilligen, die unter Sapieha und Lissowski Monate lang vergebens das feste Dreifaltigkeitskloster zu Troizk bedrängten, der russisch-schwedischen Kriegsmacht unter Skopin und de la Gardie nicht gewachsen waren, der Usurpator Dimitri II. aber immer mehr in seiner Nichtigkeit und Erbärmlichkeit hervortrat, so fand König Sigmund III. und der polnische Reichstag bald einen Grund, an den Zaar Wassileji den Krieg zu erklären. So kehrten denn die beiden Linien der Wasa auch in Rußland die Waffen gegen einander. Sigmund rückte selbst ins Feld, um die Krone von Rußland mit der von Polen zu vereinigen. **Smolensk** wurde nach langer Belagerung erobert. Jetzt war der unfähige Dimitri dem König ein Hinderniß, er suchte ihn in seine Gewalt zu bringen; allein dieser merkte
Jan. 1610. die Absicht, floh verkleidet nach Kaluga uud trat dort von Neuem als Zaar auf, die Polen und die Moskowiter zugleich bekämpfend. Durch Raub und Plünderung verschaffte er sich die Mittel, Kriegsvolk zu werben und zu erhalten. Bald fand sich auch Marina, in polnische Männertracht gekleidet, in Kaluga ein. Das Reich war in völliger Auflösung begriffen. Die russischen Truppen, eifersüchtig auf die fremden Hülfsmannschaften, verloren alle Kriegslust, zumal als ihr fähiger Feldherr Skopin Schuiski,
23. Apr. 1610. zweiundzwanzig Jahre alt, plötzlich starb, wie man glaubte als ein Opfer des Mißtrauens und Neides seines Oheims. Trotz der überlegenen Streitmacht wurde das russisch-schwedische Heer von dem polnischen Kronhetman Stanislaus Zolkiewski bei
24. Juni. dem Dorfe Kluschino, sechs Meilen von Moschaisk, aufs Haupt geschlagen und zersprengt.

Die Polen in Moskau. 1610—1613. Während nun de la Gardie sich nach Nowgorod zurückzog, lagerten sich die Sieger in der Nähe der Hauptstadt. Da erhoben sich die Moskowiter wider den wenig befähigten Zaar Wassileji Schuiski und zwangen ihn, den Thron mit dem Kloster zu
17. Juli 1610. vertauschen. Darauf schloß der Bojarenrath einen Vertrag mit Zolkiewski, in Folge

dessen die Polen Moskau sammt dem Kreml besetzten. Nun lagerten sich während eines fast dreijährigen herrenlosen „Zwischenreichs" alle Schrecken der Anarchie, des Bürgerkrieges und einer brutalen Fremdherrschaft über das unglückliche Land. Es half nicht viel, daß bald darauf der zweite falsche Dimitri von einem beleidigten Tatarenfürsten 17. Decbr. 1610.
auf der Jagd ermordet ward; denn es war Niemand da, der bei dem verwirrten Parteitreiben und der allgemeinen Rathlosigkeit eine überwiegende Autorität hätte geltend machen können. Anfangs hatte es den Anschein, als ob der polnische Kronprinz **Wladislaw** den Zaarenthron erlangen sollte; wenigstens kam der Reichsrath in Moskau mit dem polnischen Oberbefehlshaber überein, daß der Königssohn unter Gewährleistung der griechischen Religion, der Bojarenrechte und der Nationalität als Zaar anerkannt werden sollte. Allein Sigismund, der selbst die Krone erlangen und Rußland mit Polen vereinigen wollte, hielt die russischen Gesandten unter allerlei Vorwänden zurück und setzte den Krieg an der litthauischen Grenze fort. Unterdessen bildete sich eine nationalrussische Opposition unter der Führung des Patriarchen Hermogenes. Manifeste durchflogen das Land, welche in grellen Farben die Gefahren schilderten, denen die orthodoxe Kirche und die vaterländischen Einrichtungen unter einem fremden Fürsten entgegengingen. In allen Städten und Provinzen erhob der Aufstand sein Haupt; in Moskau selbst reizte die fremde polnische und deutsche Besatzung durch Uebermuth, Hohn und Raubgier den Zorn der Bevölkerung bis zum Aufruhr und Straßenkampf; und als die Soldaten zu ihrer Vertheidigung einige Häuser anzündeten, wodurch in Kurzem die ganze Stadt in Brand gerieth, verlor die polnische März 1611.
Partei bald allen Boden. Und wie sollte Rettung kommen? Die Besatzungsmannschaft im Kreml trotzte inmitten der Brandstätte allen Angriffen; der Führer erwartete mit jedem Tag die Ankunft des Polenkönigs, um die Festung und damit den Thron in seine Hände zu liefern; der Patriarch starb in dumpfem Kerker; die Heere vor Moskau und in den Provinzen waren uneinig und gespalten; einige erklärten sich für den kleinen Demetrius, den Marina geboren, andere hielten zu einem neuen Betrüger. Nirgends Plan, Ordnung, Autorität. In Nowgorod tauchte der Gedanke auf, den schwedischen Prinzen Karl Philipp, den jüngeren Bruder Gustav Adolfs, zum Zaren zu erheben; und falls das nicht zu Stande käme, wollten doch die Schweden selbst bei dem allgemeinen Schiffbruch einige Vortheile für ihre baltischen Besitzungen erlangen.

In dieser Noth, da die Einheit und Existenz der russischen Nation auf dem Spiele Patriotische
stand, ließ ein Mann von geringer Herkunft, aber von scharfem Geiste und großer Erhebung der Russen.
Seele, **Kosma Minin**, in Nischnei-Nowgorod einen Aufruf ergehen, daß alle rus- 1612.
sischen Männer aufstehen sollten für die Rettung des Vaterlandes und des wahren Glaubens und Leben und Gut einsetzen, um die höchsten Güter der Nation zu gewinnen. Der Aufruf hatte einen unglaublichen Erfolg. Die Einwohner von Nischnei-Nowgorod und der Umgegend eilten herbei, um ihre Gaben auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen und ihre Arme anzubieten. Der Knäs Dimitri Michailowitsch **Posharski** wurde als Feldherr aufgestellt, ihm zur Seite stand Minin, „der erwählte Mann des ganzen Moskowitischen Reiches". Das Vaterland von der Fremdherrschaft zu befreien und denjenigen auf den Thron zu setzen, den Gott geben und das ganze russische Land erwählen werde, war seine Losung. Jaroslawl wurde zum Sammelplatz bestimmt; dorthin strömten die Mannschaften aus dem Gebiete der Wolga, aus den Städten der Ukraine. Durch Unterhandlungen wurde der Knäs Trubetzkoi, welcher mit Kriegshaufen unter den Mauern von Moskau stand, dahin gebracht, daß er die Fahne des falschen Dimitri verließ und sich an Posharski anschloß; die Nowgoroder gaben den schwedischen Thronbewerber auf. So hatte man es nur noch mit den Polen zu thun. Als aber das vereinigte russische Heer unter Posharski vor Moskau erschien, Aug. 1612.

die Zufuhren abschnitt und den Kreml enge einschloß, gerieth die polnische Besatzung in Noth. Der tapfere Befehlshaber vertheidigte die Festung mit Muth und Entschlossenheit in der Hoffnung auf baldigen Entsatz. Als aber der König und der Kronprinz Wladislaw, die wohl im Felde standen, aber nicht bis zur Hauptstadt vorzudringen vermochten, immer nicht erschienen und der Hunger im Kreml so zu wüthen begann, daß die eingeschlossene Mannschaft Menschenfleisch verzehrte, übergab der polnische Anführer die Festung und zog mit den Besatzungstruppen in die Heimath zurück. Am Ende des Jahres 1612 feierte Moskau und das ganze mittlere Rußland seine Rettung.

Okt. 1612.

Die neue Zaarenwahl. 1613.

Aber sollte das Reich zu neuem Leben auferstehen, so mußte noch ein schwieriges Werk vollendet werden — die Zaarenwahl. Zu dem Zweck ließen die in Moskau anwesenden Bojaren und Heerführer Ausschreiben an alle Städte und Landschaften ausgehen, daß Abgeordnete aller Stände, „die besten und verständigsten Leute" in der Hauptstadt sich einfinden sollten, um einen neuen Zaar zu wählen. Als eine beträchtliche Zahl angesehener Geistlichen, Edelleute und bürgerlicher Bevollmächtigten eingetroffen war, schritt man zur Wahl. Da geschah es unter Gottes besonderem Beistand, wie es in einer russischen Denkschrift heißt, daß durch einen einmüthigen unumstößlichen Rathschluß der siebenzehnjährige Michael Feodorowitsch Romanow-Jurjew, der mit seiner Mutter in einem Kloster zu Kostroma lebte und ein Verwandter des alten Herrschergeschlechts war, zum Zaaren und Großfürsten aller Reußen gewählt ward. Er war der Sohn des allgemein verehrten Philaret, Metropolit von Rostow und Jaroslaw, der von den Polen nach Litthauen in Gefangenschaft geführt worden war.

21. Febr. 1613.

Die Wahlurkunde.

Der Erwählte konnte nur mühsam, durch ernste Bitten und Vorstellungen zur Annahme der Krone bewogen werden. Als er endlich einwilligte und die Meldung davon in Moskau eintraf, traten auf Anregung der geistlichen Würdenträger die Häupter der Nation in der Kathedrale zu einer Rathsversammlung zusammen und setzten eine Urkunde auf, worin sie mit feierlichen Eiden gelobten, dem erwählten Herrscher Michael Feodorowitsch und allen seinen Nachkommen treu und gehorsam zu sein, keinen andern Oberherrn anzuerkennen und ihm gegen alle äußeren und inneren Feinde Beistand zu leisten. Zugleich machten sie sich verbindlich, daß sie keine höheren Rechte und Ehrenstufen nachsuchen oder sich zueignen wollten, als die sie vom Vater ererbt oder durch den Dienst erworben; daß sie dem Willen des Zaaren in allen Dingen pünktlich und ohne Widerrede nachkommen und die Machtbefugnisse, wie sie nach Gesetz und Herkommen der Krone innewohnten, in keiner Weise beschränken wollten. Dieses alte Recht und Herkommen verpflichtete den Herrscher, die orthodoxe Nationalreligion zu bekennen und zu erhalten, bei der Gesetzgebung und in allen wichtigen Angelegenheiten, insonderheit bei Kriegsfällen und Friedensschlüssen den Bojarenrath zu hören, hohe Prozesse durch Gesetz und Gericht entscheiden zu lassen. Nicht durch eine förmliche Capitulation wollten die Vertreter der Nation die Zaarenmacht beschränken, sondern nur durch die moralische Verpflichtung, die Fundamentalsätze des Moskowitischen Staats heilig zu halten. „Die Großen wollten sich keine besonderen neuen Rechte bedingen, die Geistlichkeit wollte mit ihrem alten Einfluß zufrieden sein und keine neuen Vorzüge suchen, denn Schuiski's Zeiten hatten gelehrt, daß die neuen aristokratischen Prätensionen ein Keim der wildesten Anarchie seien." So wurde also der russische Thron ohne Machtbeschränkung durch den Gesammtwillen der in allen Ständen vertretenen Nation an das Haus Romanow übertragen mit der urkundlichen Bedingung und Voraussetzung, daß Michael und seine Nachkommen die überlieferten Grundrechte heilig halten und befolgen würden.

In schwieriger Lage trat der junge Zaar die Regierung an: an der Wolga stan- Michael Feo-
den noch immer die Dimitrischen Schaaren, zu denen sich Marina mit ihrem kleinen dorowitsch Romanow.
Sohne geflüchtet, unter den Waffen, angeführt von dem Kosakenhäuptling Iwan 1613—1645.
Saruzki, dem Marina ihre Hand gereicht; im Westen trachteten die Schweden und die
Polen nach Erweiterung ihrer Gebiete auf Kosten Rußlands und konnten erst nach mehr-
jährigen Kriegen um den Preis bedeutender Abtretungen von Seiten der Moskowiter
zum Frieden gebracht werden. Dabei war die Schatzkammer erschöpft, das Land aus-
geplündert, das Volk verarmt. Aber Dank dem festen Willen der Nation, der Anarchie
ein Ende zu machen, und der verständigen und kraftvollen Regierung des Monarchen,
dem sein Vater, der Patriarch, dreizehn Jahre lang wie ein Mitregent zur Seite stand,
wurden alle Schwierigkeiten überwunden. Die Dimitrischen Schaaren wurden geschla- April 1614.
gen und zersprengt; Marina starb im Gefängniß, ihr dritter Gatte Saruzki und ihr
Söhnchen am Galgen. Der verwegene Oberst Lissowski, der mit polnischen, litthauischen
und deutschen Heerhaufen zwei Jahre lang das mittlere Rußland von Pskow bis an
die Moskwa raubend und verheerend durchstreifte, fand durch den Sturz seines Pferdes
den Tod, worauf es dem tapfern und umsichtigen Posharski gelang, die abgefallenen Okt. 1616.
Städte allmählich zur Unterwerfung und zur Anerkennung der Romanowschen Dyna-
stie zu bringen. Auch als die Republik Polen die Thronansprüche des Erbprinzen
Wladislaw aufrecht zu erhalten beschloß und neue Heere unter Chodkiewicz und Sapieha
ins Feld zogen, konnten die Moskowiter nicht vermocht werden, der neuen Ord-
nung zu Gunsten einer Union mit Polen zu entsagen. Die Bojaren erklärten, als sie
an ihren dem Prinzen Wladislaw geleisteten Eid erinnert wurden, die Polen selbst
hätten durch ihre Saumseligkeit und Brutalität jenes Band gelöst. Und da um dieselbe
Zeit in dem Dorfe Stolbowa im Süden des Ladogasees zwischen Schweden und Ruß-
land der „ewige Friede“ abgeschlossen ward, kraft dessen Nowgorod dem Zaar zurück- 17. Febr. 1617.
gegeben, Kexholm, Karelen und Ingermanland dagegen dem König Gustav Adolf
belassen wurden, so konnten jetzt die Moskowiter ihre gesammten Streitkräfte wider die
Polen kehren. Aber das erschöpfte Reich bedurfte durchaus einiger Ruhe; daher wurde
in dem Dorfe Dewulina, sieben Werst vom troizkischen Kloster, ein vierzehnjähriger
Waffenstillstand vereinbart, so hart auch die Bedingungen für Rußland waren. Der
Zaar gab seine Ansprüche auf Livland und alle übrigen Theile des ehemaligen Ordens-
landes auf und leistete Verzicht auf Smolensk, Tschernigow und Severien. Dafür ent-
sagte Wladislaw dem Zaarentitel, den er bisher geführt.

Diese Verluste konnten die Russen nicht vergessen. Als kurz vor dem Ablauf des Neuer Po-
Waffenstillstands König Sigmund III. aus der Welt ging, benutzte der Moskowitische lenkrieg. 1632—34.
Großfürst Michael, der um dieselbe Zeit seines weisen Vaters und bisherigen Mit-
regenten durch den Tod beraubt ward, die Zwischenzeit bis zur Wahl und Krönung 1. Okt. 1632.
des neuen Polenkönigs Wladislaw zu einem Kriegszug wider Litthauen, um Smolensk Wladis-
und die übrigen abgetretenen Städte wieder an sein Reich zu bringen. Aber das Un- law IV. 1632—48.
ternehmen schlug fehl. Wie sehr auch die beiden Feldherren Michael Schein und Arte-
mii Ismailow die Festung durch harte Blokade und Sturmangriffe zehn Monate 1633.
lang bedrängten; als König Wladislaw und der litthauische Großfeldherr Christoph
Radziwil mit starker Kriegsmacht heranzogen, gelang es ihnen, die belagerte Stadt
zu entsetzen und die russischen Heerführer zu einer schimpflichen Capitulation zu zwin-
gen, in welcher sie den freien Abzug durch Ueberlassung aller Geschütze und Kriegsvor-
räthe erkauften. Bald darauf erblickten die Moskauer aufs Neue polnische Heere und
Feldzeichen in der Nähe ihrer Mauern. Diese Unfälle wirkten so entmuthigend auf den
Zaar, daß er eilte durch den Frieden von Polänowka die im Waffenstillstand von 5. Juni 1634.
Dewulina geschaffene Lage der Dinge wieder herzustellen. Nicht nur, daß die erwähnten

Städte und Landschaften vollständig und definitiv der Republik abgetreten wurden, Zaar Michael mußte auch versprechen, Polen nie mehr mit Krieg zu überziehen. Die beiden Feldherren Schein und Ismailow büßten für die Unfälle mit dem Leben. Beide wurden auf dem Richtplatz zu Moskau enthauptet.

2. Der niederdeutsch-dänische Krieg.

a. Die Vorgänge in Niedersachsen. Europäische Allianzen.

Uebergewicht der kaiserlichen Waffen. Auf den beiden großen Kriegsschauplätzen, in Böhmen und der rheinischen Pfalz, hatten die kaiserlichen Waffen den vollsten Sieg davongetragen und mit schonungsloser Härte bis zur Vernichtung des Gegners ausgebeutet. Der Süden des Reichs lag wehrlos zu den Füßen Habsburgs, und schon schickten sich die kaiserlich-ligistischen Armeen an, ihr Schwert auch nach dem Norden zu tragen. Es gab dermalen im deutschen Reiche außer den abenteuernden Söldnerhäuptlingen, die den Krieg auf eigene Hand führten, keine bewaffnete Macht, welche der kaiserlichen Kraftentfaltung Gegenwehr hätte leisten können. Die nächstfolgenden Kriegsjahre, bevor sich die auswärtigen Mächte zum thätigen Eingreifen entschlossen, dienten nur dazu, aller Welt zum Bewußtsein zu bringen, daß in dem gespaltenen und zerrissenen protestantischen Deutschland die Widerstandskraft gegen die waffengewaltige katholische Reaction verschwunden war. Die Vorgänge in dem zunächst bedrohten niedersächsischen Kreise lieferten den Beweis, wie sehr die Furcht vor der feindlichen Waffenmacht die Gemüther gefangen hielt.

Haltung des niedersächsischen Kreises. Auch der niedersächsische Kreis hatte endlich die Nothwendigkeit eingesehen, sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Standen doch am Ende des Jahres 1622 ringsum die katholischen Armeen in bedrohlicher Nähe, und zugleich rückten Mansfeld und Christian von Braunschweig über die Weser, um in Niedersachsen Quartiere zu finden. Auf einem Kreistag wurde die Ausrüstung eines Heeres beschlossen und Herzog Georg von Lüneburg zum obersten Commandirenden bestellt. Doch dachten die Stände des niedersächsischen Kreises, indem sie die Vertheidigung ins Werk setzten, damit noch keineswegs aus ihrer neutralen Haltung herauszutreten. Die Anträge Mansfelds und des kriegslustigen Herzogs Wilhelm von Weimar, welche im Dienste des Kreises den Krieg gegen den Kaiser fortsetzen wollten, wurden zurückgewiesen. Nur Christian von Braunschweig wurde von seinem Febr. 1623. Bruder Friedrich Ulrich in Dienst genommen und erlangte auf diese Weise Aufnahme in den niedersächsischen Kreis. Zu ihm stießen dann auch die Banden der Herzöge Wilhelm von Weimar und Friedrich von Altenburg. Die Einlagerung so bedeutender Truppenmassen, über deren eigentlichen Zweck Niemand im Klaren war, erregte im ganzen Kreise Beunruhigung. Man sah voraus, daß Norddeutschland nunmehr zum Kriegstheater werde, aber man besaß nicht die Mittel, die ungebetenen Gäste, die sich als Beschützer des niedersächsischen Kreises ausgaben, zu entfernen. Als sich jetzt auch Tilly den Grenzen näherte, gerieth der

Kreis in große Verlegenheit. Ohne nennenswerthe eigene Streitkräfte, sah er sich vor die Wahl zwischen zwei Heerführern gestellt, deren einer mit der kaiserlichen Autorität auftrat, der andere mit dem Anspruch, als Vertheidiger der evangelischen Sache gegen den habsburgischen Absolutismus angesehen zu werden. Beide Feldherren versicherten, als Beschützer des Kreises ohne irgend welche feindliche Absichten aufzutreten, und gegen beide herrschte Mißtrauen und Abneigung. In dieser schwierigen Lage überwog bei den kleinmüthigen und verzagten niedersächsischen Ständen noch einmal die Rücksicht auf die Autorität des Kaisers, die Furcht, durch den braunschweigischen Kriegshelden in abenteuerliche und gefährliche Unternehmungen verwickelt zu werden, und über die bisher neutralen norddeutschen Lande die ganze katholische Kriegsmacht herbeizuziehen. Der Kreistag verlangte von Christian, er solle unverzüglich sein Heer abdanken Juli 1623. oder den Kreis verlassen. Der Herzog entschloß sich zu letzterem, wohl in der Erwägung, einer bewaffneten Verbindung der Kreisstände mit dem ligistischen Heere nicht gewachsen zu sein und auf einem andern Kriegsschauplatze das Schicksal der Lande seines Bruders nicht so unmittelbar aufs Spiel zu setzen.

Christian wandte sich nach Westfalen, um sich mit Mansfeld zu vereinigen Schlacht bei Stadtlohn. oder auf das Gebiet der Generalstaaten überzutreten. Aber in der Nähe von Stadtlohn ereilte ihn Tilly, der sich mit dem im Münsterschen lagernden Grafen von Anholt verbunden und so eine überlegene Heeresmacht zu Stande gebracht hatte. Auch zwei lutherische Fürsten, Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg und Adolf von Holstein, standen auf ligistischer Seite. In einer Reihe von Scharmützeln wurde das braunschweigsche Kriegsvolk zersprengt und 5. 6. August 1623. geschlagen. Mit 2000 Mann entkam Christian nach Holland, das ganze übrige Heer, 10,000 Mann, war todt oder gefangen. Die Herzöge Friedrich von Altenburg und Wilhelm von Weimar und viele höhere Offiziere geriethen in die Hände der Feinde und wurden von dem Oberstlieutenant Illo nach Wien abgeführt. Christian schlug auch jetzt, als heimatloser Flüchtling ohne Heer und Geld, jeden Versuch aus, ihn mit dem Kaiser zu versöhnen; sein trotziger Muth ließ sich durch die Bitten und Vorstellungen seines Bruders und seiner treuen Mutter nicht erweichen, mochte darüber auch sein und seines Hauses Glück zu Grunde gehen. Kurz zuvor hatte er seinem Bisthum Halberstadt, das er doch nicht zu behaupten hoffen konnte, zu Gunsten des dänischen Königssohnes entsagt, und wartete nun im Haag eine neue Gelegenheit ab, sein kriegerisches Treiben wieder aufzunehmen.

Die einzige Armee, mit welcher der niedersächsische Kreis sich gegen die Niedersachsen von den ligistischen Truppen besetzt. kaiserlich-ligistischen Waffen hätte vertheidigen können, war vernichtet; und es zeigte sich bald, daß der katholische Heerführer keineswegs gesonnen war, die Neutralität des Kreises zu achten. Tilly hielt nicht nur Westfalen besetzt, sondern belegte auch Niedersachsen mit Besatzungen, Einquartierungen und Durchzügen, und forderte sogar, die Kreistruppen sollten im Verein mit seiner

eigenen Armee den Grafen Mansfeld aus Ostfriesland vertreiben helfen. Zu den militärischen Drangsalen kam die Furcht, der Kaiser werde nunmehr in Niedersachsen, zunächst in Halberstadt, die gewaltsame Restitution der protestantisch gewordenen Bisthümer ins Werk setzen und damit die ganzen Besitzverhältnisse des Kreises von Grund aus umstürzen. Die Klagen und Vorstellungen der Stände im ligistischen Heerlager und am kaiserlichen Hofe wurden mit ungnädigen oder ausweichenden Antworten erwiedert. Weder hinsichtlich der Abführung der Truppen, noch des Besitzes der geistlichen Stifter konnten die Kreisstände eine beruhigende Erklärung vom Kaiser erlangen. Die erneuten Kriegsrüstungen, welche die Stände zum Schutze der Grenzen beschlossen, dienten nur dazu, die Unfähigkeit des ganzen Instituts der Kreisverfassung darzuthun; weder Geld noch Truppen waren aufzubringen. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg waren mehr wie je unter dem Banne der kaiserlichen Autorität und befolgten die alte Politik der feigsten Friedensliebe. Die niedersächsischen Kreisstände hielten es endlich für das beste, die Rüstungen ganz einzustellen und das geringe bereits gesammelte Kriegsvolk zu entlassen, um nicht zum Anschluß an Tilly gezwungen zu werden; der Kreisoberste Christian von Celle legte sein Amt nieder. Das ligistische Heer aber setzte sich in einem großen Theile des westfälischen und niedersächsischen Kreises fest.

Mansfeld in Ostfriesland. Während Christian von Braunschweig in dem niedersächsischen Kreise Quartier nahm, hatte sich sein Waffengefährte, Mansfeld, nachdem ihn die Generalstaaten
Nov. 1622. abgedankt, im Einverständniß mit ihnen nach Ostfriesland begeben, wo Graf Enno in gefährlicher Verbindung mit dem Hause Habsburg stand, im Widerspruch mit der Gesinnung der Stände. Mansfeld hoffte das Land, wo schon seit Jahren Spanier sowohl als Holländer eine feste maritime Position einzunehmen trachteten, in ein Bundesverhältniß zu den Generalstaaten zu bringen, vielleicht für sich selbst die Statthalterwürde zu gewinnen; allein sein zuchtloses Kriegsvolk hauste so entsetzlich, daß sich der ganze Haß und Zorn des ostfriesischen Volkes gegen ihn und seine holländischen Beschützer erhob. Wenige Monate Mansfeldscher Einlagerung genügten, um das Land bis auf ein Fünftel der vorigen Einwohnerzahl zu entvölkern; schaarenweise wanderten die Bürger und Bauern aus; Hunger und Pest raffte das unglückliche Volk und seine Peiniger gleichmäßig weg. Auch die 20,000 Mann, mit denen der General ins Land gekommen, waren bald auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen. Der kluge und energische Graf Anton Günther von Oldenburg hielt mit Mühe den wilden Schwarm von einem Einfall in sein Gebiet ab.

Pariser Tripelallianz 1623. Erst als sich für Mansfeld ein neues Feld der Thätigkeit eröffnete, verließ er das zu Grunde gerichtete Land. Ludwig XIII. von Frankreich schloß um jene Zeit Frieden mit den Hugenotten und wandte seine Theilnahme mehr als früher den großen Weltereignissen zu. Die Festsetzung der Spanier in dem graubündischen Veltlin hatte die norditalienischen Mächte, Venedig und Sa-

voyen, mit lebhaften Besorgnissen erfüllt, und als nun auch Frankreich die alte antispanische Politik wieder aufnahm, einigten sich die drei Mächte zu einem Bündniß und zur gemeinsamen Aufstellung eines Heeres. Zum General wurde 17. Febr. 1623. Mansfeld ausersehen, der zunächst in die Franche Comté ziehen sollte, um den Spaniern in Italien den niederländischen Zuzug abzuschneiden. Mansfeld stand gerade mit der Infantin in Brüssel wieder einmal in Unterhandlung, als der Antrag der Alliirten an ihn gelangte. Er säumte nicht, dem letzteren Folge zu geben. Allein diplomatische Verhandlungen und die lässige Erfüllung der Vertragsbedingungen von Seiten Frankreichs verzögerten den Aufbruch des Generals noch bis tief in den Sommer hinein. Als sich das Heer endlich in Bewe- Juli. gung setzte, war viel kostbare Zeit verloren worden. Der Plan der französischen Staatsmänner, den Herzog Maximilian und die Liga von Habsburg zu trennen, mißlang und die protestantische Sache in Deutschland erlitt durch die Niederlage Christians von Braunschweig einen schweren Schlag. Gegen Ende des Jahres 1623 schien auch Norddeutschland wehrlos zu den Füßen des Kaisers zu liegen. Die protestantischen Mächte innerhalb des Reichs hatten nicht mehr die Fähigkeit der Gegenwehr. Schrankenlos konnte der kaiserliche Absolutismus und in seinem Gefolge die katholische Restauration schalten, wenn nicht das Ausland die Wahrung der religiösen, rechtlichen und territorialen Verhältnisse in die Hand nahm.

Der Vernichtungskrieg gegen den Pfalzgrafen, die Uebertragung der Kur- Die europäische Lage. würde an Bayern, die gewaltsame katholische Restauration in so vielen Gegenden und die Besorgniß vor den weitausgreifenden Tendenzen der vereinigten kaiserlich-spanischen Macht, die eine Umgestaltung des Reichs nicht nur, sondern der gesammten europäischen Besitz- und Machtverhältnisse anzustreben schienen, dies Alles gab endlich den fremden Höfen Veranlassung, aus der bisherigen theilnahmlosen Zuschauerrolle herauszutreten und den politischen und religiösen Bestrebungen des vereinigten Hauses Habsburg eine große europäische Opposition zur Abwehr der Uebergriffe und zum Schutze des protestantischen Bekenntnisses entgegenzustellen. Die Fäden dieser Coalition waren außerordentlich weit gesponnen. Im Osten war der Fürst Bethlen Gabor stets bereit, die Waffen zu ergreifen. Zwar hatte er trotz der siegreichen Schlacht von Neuhäusel, in welcher Bucquoy fiel, im Nicolsburger Frieden der ungarischen Krone gegen den Oct. 1621. Besitz von sieben Comitaten entsagt, trug sich aber nach wie vor mit hochfliegenden Entwürfen. Mit türkischer Hülfe, die Graf Thurn im Namen der österreichischen Protestanten in Constantinopel anrief, eröffnete Bethlen bald aufs Neue den Krieg; die Hoffnung auf Unterstützung von Seiten des Pfalzgrafen 1623. und der protestantischen Mächte erwies sich freilich damals als eitel, und der siebenbürgische Fürst schloß wiederum einen Waffenstillstand. Doch spielte er in der politischen Combination andauernd eine der ersten Rollen und betheuerte stets, den Krieg erneuern zu wollen, sobald er Unterstützung von Außen habe.

Die böhmischen Emigranten, die pfälzischen Agenten betrieben unablässig an den europäischen Höfen den Bund gegen das Haus Habsburg. Der Schwerpunkt einer europäischen Coalition lag naturgemäß in den protestantischen Reichen des Nordens. Welch eine Menge von Plänen, Unterhandlungen, Combinationen waren doch seit einer Reihe von Jahren gesponnen worden, um die Theilnahme der nordischen Mächte am Kampfe gegen das spanisch-österreichische Haus herbeizuführen, die Festsetzung dieser Macht an den nördlichen Meeren zu hindern!
März 1621. Seit dem Segeberger Congreß, wo die Vertreter Dänemarks, Englands, der Generalstaaten und einer Anzahl deutscher Fürsten eine Allianz der evangelischen Mächte des Nordens besprachen, waren diese Entwürfe stets von Neuem aufgetaucht. Es schien eine Zeitlang, als sollte die nordische Coalition unter der Führung Schwedens zu Stande kommen. Gustav Adolf hatte den Plan, mit englischer und holländischer Unterstützung durch Polen gegen Schlesien und die kaiserlichen Erblande vorzudringen. Die bezüglichen Verhandlungeu waren schon nahe am Ziel gewesen; zuletzt aber drängte sich Dänemark, stets rivalisirend mit Schweden und eifersüchtig auf die benachbarte aufstrebende Macht, vor und übernahm die Führung. Gustav Adolf wurde dadurch auf Jahre hinaus von einem Eingriff in die deutschen Verwickelungen abgehalten, und nahm seinen polnischen Krieg wieder auf, der freilich auch als ein mittelbarer Angriff gegen die katholisch-habsburgischen Interessen gelten konnte. Obwohl die französische Staatskunst in naturgemäßer Consequenz stets den kaiserlich-spanischen Tendenzen entgegenwirkte, waren zur Zeit dort die inneren Verhältnisse noch immer nicht der Art, um eine entscheidende Theilnahme an auswärtigen Verwickelungen zu gestatten. Dagegen war jetzt endlich der Bann gebrochen, der so lange die englische Politik eine verderbliche Vermittlerrolle hatte spielen lassen. Das Scheitern des spanischen Eheprojectes und der Tod des verzagten und kurzsichtigen Königs Jacob änderten die ganze Sachlage. Der englische Hof entschloß sich jetzt, der Stimme des Volks und des Parlaments Folge zu geben und für den verwandten Pfalzgrafen und die gefährdeten protestantischen Interessen einzustehen und zugleich den maritimen Plänen Spaniens entgegenzutreten. Zu South-
7. Sept. 1625. ampton wurde eine Offensiv- und Defensivallianz zwischen England und den Generalstaaten geschlossen, worauf die englische Flotte gen Spanien segelte. Zu-
9. Decbr. 1625. gleich wurde im Haag ein Bündniß zwischen England, Holland und Dänemark zur Vertheidigung des niedersächsischen Kreises und zur Abwehr der kaiserlichen Uebermacht in Norddeutschland vereinbart. Schon vorher war König Christian
März 1625. von Dänemark zum niedersächsischen Kreisobersten erwählt und die Rüstung der Kreisstände wieder lebhafter betrieben worden, um sich endlich der drückenden Einlagerung der Tilly'schen Kriegsmacht zu erledigen. Dies waren die Grundlagen eines europäischen Bundes, der sich gegen das Uebergewicht der spanisch-österreichischen Dynastie und ihre katholischen Restaurationspläne richtete, aber freilich in der Folge den Erwartungen nicht entsprach, die man davon hegen

durfte. Die gemeinsamen Interessen wurden doch schließlich immer wieder von den Sonderbestrebungen der einzelnen Mächte zu sehr überwogen, um ein umfassendes und dauerndes Bundeswerk zu ermöglichen.

Aber auch die Conferenzen, welche bald darauf die katholischen Mächte, Spanien, Oesterreich, Bayern in Brüssel abhielten, dienten nur dazu, den Zwiespalt darzulegen, der auch in diesem Lager herrschte. Mit dem Bestreben der spanischen Staatskunst, die ligistisch-kaiserlichen Waffen im Kriege gegen die Generalstaaten zu verwerthen, den holländischen Handel im Reiche zu sperren, einen Hafen an der Ostsee zu besetzen, die niederländischen Provinzen mit der Reichsacht zu belegen, war Bayern keineswegs einverstanden, zumal noch die weitere Zumuthung hinzukam, die besetzten Plätze in der Pfalz den Spaniern einzuräumen und dem Kaiser die Oberleitung der Dinge zu überlassen, und die Erklärungen der Spanier über die Weise und das Maaß der bewaffneten Hülfeleistung ausweichend und unbefriedigend lauteten. Das Streben Spaniens, den katholischen Bund durch Vernichtung der bayerischen Hegemonie zu beherrschen und den eigenen Interessen dienstbar zu machen, trat zu deutlich hervor, als daß die mißtrauische Liga dazu hätte die Hand bieten können. Eine gesteigerte Spannung zwischen den habsburgischen und den ligistischen Tendenzen war die Frucht der Brüsseler Besprechungen. Brüsseler Conferenzen. Mai—Oct. 1626.

Unter den protestantischen Mächten nahm König Christian IV. von Dänemark eine der ersten Stellen ein. Ein Mann von hervorragenden geistigen Eigenschaften und von hochstrebendem Ehrgeiz, war er, als er in jungen Jahren zur Regierung gelangte, mit Erfolg bestrebt, die Kräfte und den Wohlstand seines Landes zu heben. Kriegswesen und Marine vor Allem erfreuten sich seiner Pflege und Sorgfalt, aber auch Handel und Industrie, Wissenschaft und Kunst blühten unter seinem Schutze auf; alle Zweige der Staatsverwaltung erfuhren wohlthätige Reformen; seine Schatzkammer, in welche die reichen Erträge des Sundzolles flossen, war stets gefüllt. Bei solchen Mitteln mußte der dänische König, der staatsmännischen Scharfblick mit durchgreifender Energie verband, eine hervorragende Rolle auf der politischen Schaubühne spielen. Ein Mann von so nüchterner Berechnung und praktischem Ehrgeiz, wie Christian, war weit entfernt, die damaligen Welthändel vom religiösen Standpunkt anzuschauen, zum Schutze des Glaubens zu den Waffen zu greifen. Mit den protestantischen Mächten des Nordens, den Generalstaaten, England, den Hansestädten, war er schon durch das Bestreben, den dänischen Handel auf eine ebenbürtige Höhe zu bringen, in stetem Conflict; gegen die ersteren unterhielt er selbst mit Spanien zeitweise enge Verbindungen. Und ebenso hatte sein Eingreifen in die deutschen Verhältnisse lediglich territoriale Vergrößerung und materielle Vortheile zum Ziele. Die Erwerbung der benachbarten Hochstifter Bremen, Verden, Osnabrück, selbst Paderborn, der beherrschende Einfluß im ganzen niedersächsischen Kreis, das maritime Uebergewicht, welches die Festsetzung an der Elbe- und Wesermündung in Aussicht stellte, das waren die Ziele, welche die dänische Politik damals im Auge hatte. Es konnte nicht fehlen, daß sich in Norddeutschland vielfach Opposition und Mißtrauen gegen die Absichten Christians regte, und zwar vorzugsweise unter den von dem dynastischen Ehrgeiz des Königs bedrohten Städten. Eine Reihe derselben trat mit den Generalstaaten in ein Schutzbündniß, dem auch Herzog Christian von Braunschweig-Celle beitrat, während sein Namensvetter Friedrich Ulrich Christian IV. von Dänemark, geb. 15. April 1577. Decbr. 1615.

von Wolfenbüttel sich aufs Engste an Dänemark anschloß und mit dessen Hülfe die Stadt Braunschweig zu unterwerfen hoffte. Der Streit um Grubenhagen und alte Eifersucht entzweite die beiden Linien des welfischen Hauses. Die hanseatisch-holländische Coalition hielt den Einfluß des Königs Christian im niedersächsischen Kreise in Schranken, und auch seine Absichten auf die Bisthümer Bremen, Verden und Osnabrück stießen auf starken Widerstand. Wohl gelang es ihm, seinem zweiten Sohn Friedrich einige Pfründen in den Stiftern zu verschaffen, aber die Wahl zum Coadjutor konnte er damals nicht durchsetzen. Jedermann wußte ja, daß es ihm „mehr um Weser und Elbe und die daran gelegenen Städte als um Pfafferei und Stift" zu thun sei. Schon rüstete sich der König, seine Absichten zunächst im Stift Bremen mit Gewalt durchzusetzen, und die Hansestädte geriethen in nicht geringe Besorgniß. Die Vermittelung Englands und der Generalstaaten, welche den König in den Kamf gegen Spanien zu ziehen und der Union zuzuführen strebten, verhinderte damals einen für die protestantische Sache verderblichen Krieg in Norddeutschland. Christian verzichtete einstweilen darauf seine Pläne mit den Waffen durchzusetzen, doch dauerte das gespannte Verhältniß zu den Hansestädten fort. Der König sah den Wirren des böhmischen Kriegs theilnahmlos zu und spann während derselben seine dynastischen und territorialen Pläne weiter. Erst gegen Ende des Jahres 1621 gingen seine Absichten auf die norddeutschen Stifter ihrer Verwirklichung entgegen, indem sein Sohn zum Coadjutor von Bremen und bald auch zum Bischof von Verden gewählt wurde; später entsagte auch Christian von Braunschweig zu Gunsten des Prinzen Friedrich auf sein Bisthum Halberstadt; doch erlangte der Administrator Christian Wilhelm von Magdeburg beim Domcapitel den Vorzug, und der dänische Königssohn mußte sich einstweilen mit dem Coadjutorat begnügen. Die Bedrängniß des niedersächsischen Kreises eröffnete jetzt für Dänemark die Aussicht, die alte Vergrößerungs- und Einmischungspolitik mit günstigem Erfolge aufzunehmen.

b. Wallenstein und König Christian von Dänemark.

Wallenstein als kaiserlicher Feldhauptmann.

Bisher hatten spanische und ligistische Truppen die kaiserliche Sache fast allein durchgefochten; als das militärische Haupt des katholischen Deutschlands stand nicht der Kaiser, sondern Maximilian von Bayern da, eine Stellung, die bei dem fürstlichen Selbstgefühl und Ehrgeiz dieses Mannes am Wiener Hofe schon lange Bedenken hervorgerufen hatte. Zumal jetzt, wo eine umfassende protestantische Coalition sich bildete, wo die Spanier durch den erneuten niederländischen Krieg beschäftigt waren und die ligistischen Truppen allein den Gegnern nicht mehr gewachsen schienen, war die Aufstellung eines eigenen kaiserlichen Heeres zur Nothwendigkeit geworden. In diesem Augenblicke trat Albrecht von Wallenstein, ein schon damals durch militärische Fähigkeiten und durch Reichthum hervorragender und angesehener böhmischer Edelmann, mit dem Antrage vor den Kaiser, auf seine eigenen Kosten ein Heer von 20.000 Mann zu werben und sie zu führen, wohin man befehle, nach Ungarn, Italien oder ins deutsche Reich. Nach einer bekannten Erzählung habe sogar der Feldherr auf die Frage, ob er den Unterhalt für 20,000 Mann im Felde schaffen zu können glaube, geantwortet: nicht für 20,000, wohl aber für 50,000. Schon Mansfeld

hatte ja gezeigt, wie der Krieg den Krieg ernähren müsse. Man verhehlte sich am kaiserlichen Hofe nicht das Gefährliche, dem ehrgeizigen und herrschsüchtigen Manne eine solche Macht in die Hand zu geben. Allein die Unmöglichkeit, auf eine andere Weise dem Kaiserthum jene militärische Stellung zu erwerben, deren es zu bedürfen glaubte, überwog alle Bedenken. Das Anerbieten des kühnen Abenteurers ward angenommen. Er wurde zum Generaloberstfeldhauptmann Juli 1625. ernannt und ihm die Errichtung von Werbeplätzen in drei Kreisen Böhmens gestattet. Kaum vier Wochen hatte Wallenstein nöthig, um ein Heer von 20,000 Mann zusammenzubringen. Schaarenweise, oft in ganzen Compagnien und Regimentern lief ihm das Kriegsvolk aus aller Herren Ländern zu; auf Religion wurde so wenig gesehen als auf Nationalität. Brodloser und kriegslustiger Gesellen gab es genug in einer Zeit, wo das bürgerliche Gewerbe und der Landbau allenthalben darniederlag, und dem Friedländer ging der Ruf voraus, daß er den Krieg verstehe und für den Soldaten ein Herz habe.

Die Waldstein oder Wallenstein, wie der Name seit dem berühmtesten Träger Albrecht von Wallenstein geb. 14. Sept. 1583. desselben meist lautete, gehörten zu den alten Herrengeschlechtern Böhmens, doch waren sie von deutschem Ursprunge und bekannten sich zum protestantischen Glauben. Aus einem gering begüterten, im Königingrätzer Kreise angesessenen Zweige der Familie stammte Albrecht von Wallenstein. Der früh verwaiste Knabe wurde zuerst in einer Brüderschule, dann in einem Jesuitenconvict zu Olmütz erzogen und dort dem katholischen Bekenntniß gewonnen. Seinen Aufenthalt auf der lutherischen Universität Altdorf, von dem die Sage manch tollen Studentenstreich zu erzählen wußte, hat die neuere Forschung bezweifelt. Die strenge Lehre und Zucht der böhmischen Brüder sagte dem Jüngling, der frühzeitig eine strebsame und ehrgeizige Sinnesart bewies, wenig zu. Mehr sprachen ihn die katholischen Anschauungen und die feine italienische Bildung an, die er auf einer Reise in den Ländern des Südens und durch Studien auf den Universitäten Padua und Venedig kennen lernte. Schon in den Spielen des Knaben und den Studien des Jünglings zeigte sich eine ungewöhnliche Liebe zu Allem, was sich auf den Krieg bezieht. Daneben fesselten seinen Geist frühzeitig die Mysterien der Astrologie und anderer geheimen Wissenschaften, mit deren Hülfe die Denker und Forscher jener Zeit den Einfluß der Naturkräfte auf das Schicksal des Menschen zu ergründen wähnten. Der düstere fatalistische Glaube hat häufig lähmend und unheilvoll in sein thatkräftiges Wesen eingegriffen. In Augenblicken, wo die vollste Energie, die nüchternste Ueberlegung, das schärfste Urtheil eines erfahrenen Mannes erfordert wurde, holte er sich Rath am gestirnten Himmel. — Frühzeitiger, als es sonst der Fall zu sein pflegt, wurde der junge Edelmann in das bewegte politische und kriegerische Leben hineingerissen. Schon unter dem kaiserlichen General Georg Basta that er in Ungarn Kriegsdienste und kehrte nach mehrjährigem Aufenthalte mit dem Rufe eines tüchtigen und 1606. tapferen Offiziers zurück. Noch mehr lenkte er in dem Kriege Ferdinands mit den 1617. Venetianern die Aufmerksamkeit auf sich; mit einem selbstgeworbenen Fähnlein erschien er im Lager Dampierre's und zeichnete sich in Rath und That aus. Die Entsetzung der von den Venetianern belagerten Festung Gradisca war ihm in erster Linie zu danken. Dabei vernachlässigte der junge Kriegsmann auch nicht den höfischen Dienst, namentlich seitdem er durch die Vermählung mit der alternden Lucrezia Nekyssowa von Landeck in den Besitz reicher Güter in Mähren gekommen war und mit freigebigem Glanze auftreten konnte. Durch seine zweite Ehe mit der Gräfin Harrach kam Wallen-

stein in enge verwandtschaftliche Beziehungen zu den leitenden Rathgebern des Königs Ferdinand, seinem Schwiegervater Karl von Harrach und dem alten Hans Ulrich von Eggenberg. So war Wallenstein schon tief in die Gedankenkreise und Interessen des Ferdinandischen Hofes hineingezogen und dem Standesbewußtsein der czechischen Magnaten weit entfremdet, als die böhmischen Unruhen zur offenen Empörung ausbrachen. Er zögerte nicht mit seiner Parteinahme für den Kaiser hervorzutreten, von der ständischen Sache, der die Mehrheit des Adels in Böhmen und Mähren zugethan war, sich für immer loszusagen. Als im Sommer 1619 Thurn in Mähren erschien und das Land zum Anschluß brachte (S. 831), entwich Wallenstein, der eine Anzahl ständischer Truppen befehligte, sammt der Kriegskasse zu Ferdinand, eine That, die ihm dieser ebenso hoch anrechnete, als sie ihm seine Landsleute zum Vorwurf machten. In dem weiteren Kriege gegen die Böhmen, namentlich dem Treffen bei Thein, leistete das flandrische Kürassierregiment Wallensteins hervorragende Dienste; in den Kämpfen mit
Oct. 1619. Bethlen Gabor und Thurn vor den Mauern Wiens wird sein Name mit Auszeichnung genannt; auch in der Schlacht am weißen Berg kämpfte sein Regiment unter dem Oberstlieutenant de Lamotte. In den folgenden Jahren erwarb er sich neue kriegerische Lorbeeren in Ungarn und Schlesien gegen Bethlen Gabor und den Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf. Die Zeit der böhmischen Strafgerichte benutzte dann Wallenstein so erfolgreich, daß er in Kurzem der erste Grundbesitzer im Lande wurde. Unter den reichen Gütern, die damals in seinen Besitz kamen, waren die Herrschaften **Friedland** und Reichenberg die bedeutendsten. Von der ersteren Besitzung erhielt er im Jahr 1624 den Herzogstitel mit einer nahezu souveränen Stellung. Durch gute Wirthschaft und rastlose Erwerbsucht war Wallenstein am Ende des böhmischen Aufstands zu einem wahrhaft fürstlichen Besitz, zu einer unabhängigen gebietenden Stellung gekommen und konnte so in den folgenden politischen und militärischen Begebenheiten die Rolle spielen, die er anstrebte.

Der Aufbruch Wallensteins. Schlacht an der Dessauer Brücke. 1625. 1626.

In diesen Tagen, da die große Combination von England, Dänemark, Holland zum Schutze der Reichsverfassung und des deutschen Protestantismus gegen die drohende habsburgische Uebermacht unter die Waffen trat, lag die Entscheidung an der unteren Elbe und Weser. Dahin wandte sich nun Wallen-
Sept. 1625. stein. Durch Franken und Hessen vorrückend, besetzte er ohne Widerstand die Stifter Halberstadt und Magdeburg. Noch trat er nicht als Feind auf; noch einmal wurden auf einem Kreistag zu Braunschweig im letzten Monat des Jahres 1625 und den ersten Monaten des folgenden ernstliche Unterhandlungen geführt. Aber die Forderungen des Generals, Entwaffnung des Kreises, Entfernung des fremden Kriegsvolks, Ersatz der Kriegskosten, schienen den Ständen wider Recht und Billigkeit, zumal hinsichtlich der geistlichen Güter und der Bestätigung des Religionsfriedens die Erklärungen keineswegs beruhigend lauteten. So mußten denn aufs Neue die Waffen entscheiden. Auf beiden Seiten war eine sehr ansehnliche Kriegsmacht. Den Heeren Tilly's und Wallensteins gegenüber hatte der König von Dänemark nicht nur über seine eigene Armee und die niedersächsischen Kreistruppen, sondern auch über das Kriegsvolk Mansfelds, Braunschweigs und Johann Ernsts von Sachsen-Weimar zu verfügen. Allein der Anfang des Kriegs brachte den kaiserlichen Waffen einen neuen Sieg. Wallenstein hatte den Elbpaß an der **Dessauer Brücke** besetzt, einen strategisch

ungemein wichtigen Punkt, aus welchem ihn Mansfeld zu verdrängen suchte. Hier kam es zu einem hitzigen Zusammentreffen, wobei die Mansfeldschen zersprengt und furchtbar gelichtet wurden. Mansfeld ergänzte rasch die Lücken seines Heeres durch neue Werbungen und wandte sich nach Schlesien, wohin ihm Wallenstein seine Obersten Pechmann und Isolani mit dem Vortrabe nachschickte und dann selbst mit dem Hauptheere folgte. Wenige Tage nach Mansfelds Niederlage schied sein alter Waffengefährte, Christian von Braunschweig, aus der Welt. Ein hitziges Fieber stürzte den tapfern Kriegsmann, dessen Leibeskraft die Aufregung eines wilden Lebens vor der Zeit gebrochen, in ein frühes Grab. Argwöhnische sprachen ohne Grund von Vergiftung, wie häufig bei solchen plötzlichen Todesfällen. Der König von Dänemark wollte den Abzug Wallensteins benutzen, um südwärts durch Thüringen nach den fränkischen Bisthümern vorzudringen, aber bei Lutter am Barenberg im Braunschweigischen wurde er von Tilly, bei dem einige Wallensteinsche Regimenter zurückgeblieben waren, aufs Haupt geschlagen und mußte sich schleunig zurückziehen.

25. April 1626.

Tod Christians von Braunschweig. 6. Mai 1626.

27. Aug. 1626.

Die Unfälle auf dem deutschen Kriegsschauplatze sollten durch die gleichzeitige Schilderhebung des Fürsten Bethlen Gabor ausgeglichen werden, auf dessen Eingreifen die antihabsburgische Coalition von vornherein gerechnet hatte. Im Haag wurde ein Subsidienvertrag mit dem siebenbürgischen Fürsten vereinbart und zugleich wurde beschlossen, ihm mit Kriegsvolk zu Hülfe zu ziehen. Mansfeld und Johann Ernst von Weimar sollten ihm die Truppen zuführen. Sie setzten sich zunächst in Schlesien fest. Hier, in Mähren, in Böhmen richteten die gedrückten Protestanten auf sie ihre sehnsüchtigen Blicke wie auf Befreier. In den Ländern der österreichischen Monarchie regte sich noch einmal der alte Geist des Widerstands gegen die politische und religiöse Vergewaltigung. Am gefährlichsten waren die Bauernaufstände in Oesterreich, dem Lande unter und ober der Enns, welches letztere an Maximilian von Bayern für die böhmischen Kriegskosten verpfändet war. In beiden Ländern, namentlich dem bayrischen Theile, wo der Graf Herberstorf als Statthalter waltete, hatte die katholische Reaction in der rücksichtslosesten und gewaltthätigsten Weise um sich gegriffen. Die Zusicherungen früherer Tage wurden nicht geachtet, die Geistlichen, dann auch das Volk, wenn es vom evangelischen Glauben nicht lassen wollte, des Landes verwiesen. Als es darüber zu Unruhen kam, ließ Graf Herberstorf einmal die Rathsmänner und Gemeindevorsteher, achtunddreißig an der Zahl, versammeln und zwei und zwei um ihr Leben würfeln; die Verlierenden wurden sämmtlich aufgeknüpft. Dazu kamen die Ausschweifungen des zuchtlosen Soldatenvolks, um die Leute zur Verzweiflung zu bringen. Schon im Mai 1625 brach in Oberösterreich ein großer Aufstand der Bauern unter Stephan Fadinger aus. Die Empörer belagerten Linz und führten mehr als ein Jahr lang einen erbitterten Krieg gegen ihre Peiniger; die Hoffnung auf Unterstützung von Seiten der protestantischen Heere in Norddeutschland gab dem Aufstand neue Kraft.

Vorgänge in den österreichischen Erblanden.

April 1626.

Große Truppenmassen, die der Kaiser unter den Obersten Löbel und Preuner und Maximilian unter Heinrich Gottfried von Pappenheim gegen die Rebellen ins Feld schickten, schlugen endlich im Spätherbst 1626 die Empörung blutig nieder. Doch gaben auch noch später gewaltige Zuckungen kund, wie schwer das Volk den Verlust seiner Freiheit, seiner Rechte und seines Glaubens ertrug.

Wallenstein in Ungarn. Tod Mansfelds. Die gefährdete Lage der österreichischen Erblande, die zugleich von inneren Bewegungen und von den Heeren Mansfelds und Bethlen Gabors bedroht wurden, bewog, wie wir erwähnten, Wallenstein zum Abzug aus Niedersachsen. Mansfeld war bereits nach Ungarn gezogen und hatte sich mit Bethlen vereinigt. (Sept. 1626.) Wallenstein folgte dem Gegner; am Granfluß standen sich die beiden Armeen schlagfertig gegenüber; aber zu einer Schlacht kam es nicht. Das kaiserliche Heer war durch Mangel und Krankheit erschöpft und Wallenstein wünschte ohnedies eine Beilegung des ungarischen Kriegs, um dem deutschen seine Kräfte ungetheilt zuwenden zu können. Die beiden Kriege zugleich zu führen, schien die Macht des Kaisers nicht auszureichen. Auch Bethlen verstand sich zum Frieden auf Grund der früheren Besitzverhältnisse, ohne freilich sich dadurch verhindert zu glauben, für das nächste Jahr mit den Feinden des Kaisers einen neuen Angriff auf das österreichische Gebiet zu verabreden. Von dem deutschen Kriegsvolke, das nach Ungarn gezogen war, kamen nur Wenige zurück. Die Führer selbst beschlossen ihr Leben in der Fremde. Auf dem Wege nach Venedig, (26. Nov. 1626.) zwischen Sarajo und Spalatro, auf türkischem Gebiet, starb der Graf von Mansfeld, es wird berichtet im katholischen Glauben, gegen den er doch zeitlebens in Waffen gestanden. Als er sein Ende nahen fühlte, ließ er sich Harnisch und Schwert umgürten und starb aufrecht stehend zwischen zweien seiner Offiziere. In Spalatro liegt die Leiche des tapferen Kriegsmanns begraben. Wenige (4. Decbr.) Tage später erlag auch Herzog Johann Ernst von Weimar einem Fieber, das er sich in den sumpfigen Niederungen Ungarns zugezogen, gleich seinem ganzen Hause ein standhafter und ritterlicher Vorkämpfer der protestantischen Sache und der deutschen Fürstenhoheit, die er beide schon im böhmischen Kriege durch die aufstrebende Macht des katholischen Kaiserthums bedroht sah.

Beginnender Zwiespalt zwischen Wallenstein und der Liga. Wenn die kaiserliche Autorität bisher nur auf den Waffen der Liga und Spaniens beruhte, so war jetzt Wallenstein ihr eigentlicher Träger. Aus eigenen Mitteln hatte er die Macht Habsburgs zu einer ungeahnten Höhe geführt, den Namen des Kaisers im deutschen Norden, wo er fast vergessen war, wieder zu Ehren gebracht. Aber dadurch, daß das Kaiserthum seine eigenen Wege ging, über den Mächten, auf die es sich bisher gestützt, eine herrschende Stellung wieder einzunehmen strebte, wurde frühzeitig der Keim des Mißtrauens und Haders in der katholischen Partei selbst gelegt. Das rücksichtslose und hochfahrende Wesen des Generals verletzte die ligistischen Fürsten, die sich ihrer Verdienste um die katholische Sache wohl bewußt waren. Die Durchzüge, Quartiere, Erpressungen der Wallensteinschen Regimenter lasteten eben so schwer auf den katholischen

Ständen als auf den protestantischen. Und nicht allein als das Haupt des kaiserlichen Kriegswesens schaltete der kühne Emporkömmling eigenmächtig und willkürlich, schon griff er auch in die politischen und territorialen Verhältnisse ein. So sagte er das Fürstenthum Christians von Braunschweig dem nächsten Stammesvetter, dem Herzog Georg von Lüneburg, zu, während auch der Kurfürst Schweickardt von Mainz, der sich um Ferdinand unbestreitbare Verdienste erworben, einen Theil des Landes, die Städte Göttingen, Nordheim, Münden beanspruchte und hierin von Maximilian von Bayern unterstützt wurde. Die ligistischen Fürsten bestürmten den kaiserlichen Hof mit ihren Beschwerden und Vorwürfen gegen Wallenstein, dessen militärische Verdienste und Fähigkeiten sie überdieß geflissentlich verkleinerten. Mißmuthig sprach der General schon von seiner Abdankung. Noch aber war der Kaiser und sein erster Minister, Fürst Eggenberg, mit den Zielen und Plänen des Feldherrn völlig einverstanden. Ein ernstlicher Bruch wurde damals noch vermieden. Allein schon war zu bemerken, daß die Herstellung der kaiserlichen Macht, wie sie Wallenstein verstand, in schroffem Gegensatz war zu den Tendenzen des Reichsfürstenthums, des katholischen wie des protestantischen.

Christian IV. war durch die Mißerfolge des Jahres 1626 nicht entmuthigt. Schon im Frühjahr eröffnete er den Krieg aufs Neue; ein englisches Hülfsheer unter Sir Charles Morgan erschien an der Weser; der Markgraf von Baden-Durlach, Herzog Bernhard von Weimar, der alte Graf Thurn, seit einigen Jahren in venetianischen Diensten, traten unter die Fahnen des Dänenkönigs. Noch war ein großer Theil Niedersachsens in seiner Hand, in Schlesien, in Cosel und Troppau standen seine Besatzungen. Allein wenn man auf die Mitwirkung Bethlen Gabors in dem großen Kriegsdrama gehofft hatte, so erfuhr man eine Täuschung. Aufstände und Unruhen in Asien bewogen die Pforte, zu einer Beilegung der europäischen Streitigkeiten die Hand zu bieten, und da auch die kaiserliche Politik eine Fortsetzung des Türkenkriegs nicht wünschen konnte, kam bald ein Vertrag auf Grund des alten Friedens von Sitvatorok (S. 807) zu Stande. Dadurch war auch der unruhige Fürst von Siebenbürgen zur Unthätigkeit gezwungen, und Wallenstein konnte sich wieder dem deutschen Kriegsschauplatz ausschließlich widmen. Der General wandte sich zunächst gegen die dänische Kriegsmacht in Schlesien. Herzog Georg von Lüneburg, der in Brandenburg eindrang und die Havelpässe besetzte, hinderte die Vereinigung dieser Truppen mit dem dänischen Hauptheer, so daß sie gezwungen waren, der starken Uebermacht Wallensteins Stand zu halten. Bei Cosel erlitten die Dänen eine empfindliche Niederlage, und Schlesien gerieth in wenigen Wochen vollständig in die Gewalt des kaiserlichen Feldherrn. Die dänischen und Mansfeldschen Truppen traten zum Theil zu Wallenstein über, zum Theil wurden sie zersprengt und vernichtet. Der Rückzug durch Brandenburg war ihnen abgeschnitten. Der märkische Oberst von Arnim, der bei Wallenstein Dienst genom-

Feldzug von 1627. Sept. 1627. Juli 1627.

men, ein tüchtiger Soldat und verschlagener Parteigänger, hielt die wichtigsten brandenburgischen Plätze besetzt. Der schwache Kurfürst Georg Wilhelm behauptete zwar, neutral zu sein, in der That aber war die brandenburgische Politik, unter den Händen des Grafen Schwarzenberg dem Kaiser unbedingt ergeben, und die „Neutralität“, zu deren Aufrechterhaltung nicht die geringsten Streitkräfte vorhanden waren, hinderte nicht, daß das Land rücksichtslos von Dänen und Mansfeldern wie von Kaiserlichen durchzogen wurde und alle Schrecken und Leiden des Kriegs kosten mußte.

Das kaiserl. Heer in Mecklenburg, Dänemark u. Pommern.

Nachdem Wallenstein Schlesien vom Feinde gesäubert und sich vom Kaiser das Herzogthum Sagan hatte verkaufen lassen, wandte er sich nordwärts, um den Feind im eigenen Lande anzugreifen. Acht Tage genügten ihm, um von Schlesien nach Dömitz auf mecklenburgischem Gebiete zu kommen. Die Einziehung dieses Landes tauchte in den politischen Combinationen Wallensteins frühzeitig auf, obwohl die Herzöge Adolf Friedrich und Hans Albrecht den nothgedrungenen Anschluß an den Dänenkönig mit nicht größerem Eifer als Andere vollzogen hatten und die einrückenden kaiserlichen Truppen bereitwillig aufnahmen. Unter der Versicherung, als Freund und Befreier zu kommen, besetzte Wallenstein alle festen Plätze und zog immer mehr Kriegsvolk heran. Auch gegen den König von Dänemark wurden nun die Feindseligkeiten wieder eröffnet. Mit Tilly vereinigt rückte das kaiserliche Heer in Holstein ein. Bei Alborg schlug Graf Schlick, ein Wallensteinscher Oberst, den Markgrafen von Baden, der eine dänische Heerabtheilung führte, in einem hitzigen Treffen. (27. Sept. 1627.) Rendsburg und Flensburg capitulirten, der König mußte sein Heer auf die Inseln zurückziehen, nur der Mangel an Schiffen hinderte Wallenstein an weiterer Verfolgung. Am Ende des Jahres war der ganze cimbrische Chersones in der Hand des kaiserlichen Feldherrn; das dänische Heer leistete nirgends mehr Widerstand, sondern streckte die Waffen und lief in hellen Haufen zum Feinde über. Schon glaubte man über die dänische Krone nach Belieben verfügen zu können und stellte Erwägungen an, wessen Haupt man damit schmücken solle. Gleichzeitig waren Wallensteinsche Regimenter unter Arnim in Pommern eingerückt und hatten das ganze Land, selbst die Insel Rügen, besetzt; nur Stralsund verschloß die Thore. Die Ausrüstung einer Kriegsflotte, ohne welche der nordische Krieg nicht zu Ende geführt werden konnte, nahm damals Wallensteins ganze Fürsorge in Anspruch. Der Titel eines „Generals des baltischen und oceanischen Meeres“, den er um jene Zeit erhielt, war ein Ausdruck der großen maritimen Pläne, mit denen man sich damals in Wien und im kaiserlichen Feldlager trug.

c. Die kaiserliche Macht an der Ostsee. Lübecker Frieden.

Die maritimen Pläne des Hauses Habsburg.

Es war ein alter Gedanke der spanischen Politik, die Holländer aus dem Besitze des Ostseehandels, auf dem ihre Macht zum großen Theil beruhte, zu

verdrängen. Man dachte sich hierzu der Hansa zu bedienen, die mit Erbitterung und Eifersucht betrachtete, wie sehr sie durch die nordischen Nebenbuhler, Holland, England, Dänemark, überflügelt worden, und darum den spanischen Projecten nicht abgeneigt war. Als die kaiserlichen Heere Norddeutschland bezwungen hatten und bereits an der Meeresküste standen, mußten die maritimen Pläne mit erhöhter Lebhaftigkeit erwachen. Sie konnten jetzt sogar mit einem gewissen nationalen Schein auftreten. „Auf der breiten Basis der habsburgischen Macht schien der deutsche Handel, gedrückt und gesunken, einen neuen Aufschwung nehmen zu können; einer kleinen Anzahl deutscher Seestädte sollte der Gesammtgewinn des spanischen Verkehrs gesichert werden". Auf mehreren Hansatagen wurde der Vorschlag eines Handelsvertrags zwischen Spanien und dem deutschen Städtebund, demzufolge der Handel zwischen den beiden Mächten nur direct geführt werden sollte, erwogen und besprochen. Während die spanische Politik die Vernichtung des holländischen Handels im Auge hatte, hoffte Oesterreich, sich der hanseatischen Seemacht zum Angriff gegen Dänemark und, wenn nöthig, gegen Schweden bedienen zu können. Auf einem großen Hansatag in Lübeck Febr. März 1628.
wurden noch einmal ernstliche und eingehende Unterhandlungen in dieser Richtung gepflogen. Allein der Bund der Hansa war längst zu sehr durch innere Streitigkeiten, durch Eifersucht und Eigennutz geschwächt und zerrissen, als daß er sich zu einem gemeinsamen Vorgehen hätte entschließen können. Am Ende überwogen doch die mannichfaltigsten Bedenken und Besorgnisse vor den habsburgischen Plänen. Wurden ja gerade damals drei Glieder des Bundes, Stralsund, Wismar, Rostock, von den Kaiserlichen aufs Heftigste bedrängt. Das Streben der habsburgischen Politik, durch die Hansa in den Besitz einer Flotte zu kommen, scheiterte schließlich. Man suchte nun bald die feindlichen Schiffe, dänische und schwedische, zu vernichten und zu verbrennen, wo man ihrer habhaft werden konnte, bald selbst eine Kriegsflotte zu bauen. Allein beides hatte keinen rechten Fortgang. Man mußte sich begnügen, die Küsten zu besetzen. Das Meer blieb die Schranke der kaiserlichen Macht.

Es war eine großartige ungeahnte Machtstellung, die das Kaiserthum damals einnahm. Hochfliegende Pläne. Kein Wunder, daß in dem Haupte Wallensteins und der österreichisch-spanischen Staatsmänner kühne Pläne, stolze Entwürfe erwachten. Schon sah man sich im dauernden Besitz der nördlichen Seeküste und neue directe Handelswege mit Spanien eröffnet; die Republik der Generalstaaten sollte auch vom Norden her angegriffen werden; Dänemark sollte aus der Reihe der Mächte verschwinden, seine Erbschaft sollte der König von Schweden antreten und dadurch auf ewig an die kaiserliche Politik gefesselt werden. Und dann wieder tauchte der abenteuerliche Plan auf, die im Abendlande siegreichen kaiserlichen Waffen nach dem Orient zu tragen, Constantinopel zu erobern, das Kaiserthum in der umfassenden Idee früherer Zeiten wiederherzustellen. Mit vollem Ernst wurden solche Dinge im Rathe der Feldherren und Staatsmänner erwogen. In

jenen Zeiten, wo man die großartigsten Schicksalswechsel sich vollziehen sah, schien es in Augenblicken des Glücks keine Grenzen für den hochfliegenden Ehrgeiz zu geben.

Uebertragung Mecklenburgs an Wallenstein. 1628. Während sich Wallensteins Geist an kühnen Phantasien und Combinationen weidete, vergaß er doch nicht, auf näher liegendem Gebiete für sich selbst zu sorgen. Nicht zufrieden mit dem Fürstenthum Sagan, das er als Entschädigung und Belohnung für den schlesischen Feldzug erworben, trachtete der ehrsüchtige Mann nach einem großen Reichsfürstenthum und ersah hierzu Mecklenburg. Am kaiserlichen Hof trug man kein Bedenken, die Verdienste des Feldherrn, da man anders nicht konnte, auf diese Weise zu belohnen. Ueber die Formen des Rechts hatte man sich längst hinweggesetzt. Wie man in den eroberten Ländern mit größter Willkür Güter confiscirte, um die Soldaten bezahlt zu machen, so glaubte man auch mit Reichsfürstenthümern schalten zu können, wenn das Verbrechen der Majestätsbeleidigung vorzuliegen schien. Wie man mit der Kurpfalz verfahren, so auch jetzt mit Mecklenburg. Was ein Prozeß vor dem Reichshofrath besagen wollte, darüber hatte man ja seit Jahrzehnten laute Klagen in ganz Deutschland gehört. Die beiden mecklenburgischen Herzöge, Adolf Friedrich zu Schwerin und Johann Albrecht zu Güstrow, hatten allerdings dem Dänenkönig standhaft angehangen und seine Unternehmungen nach Kräften gefördert; aber auf Grund dieser Anklage hätte man halb Norddeutschland als verwirktes Reichslehen einziehen können. In jener Zeit rücksichtsloser Gewalt galten keine rechtlichen Bedenken. Die Herzöge wurden aus dem Lande gewiesen und fanden
1. Febr. 1628. bei Gustav Adolf von Schweden eine Zuflucht. Wallenstein erhielt das Herzog-
16. Juni 1629. thum, zunächst als Unterpfand für die Kriegskosten, im nächsten Jahr aber in aller Form als Reichslehn für sich und seine Agnaten. Ohne Widerstand leistete das Land die Huldigung und der Feldherr traf Anstalten, die Seehäfen und festen Plätze gegen feindliche Angriffe in Bereitschaft zu setzen. „Wenn man den Schritt in Erinnerung an das Herkommen im Reiche überlegt, so schloß er eine unermeßliche Tragweite in sich. Wem verdankte der Kaiser seine Krone, als den der alten Verfassung gemäß mit der Wahl beauftragten vornehmsten Fürsten? Die Prätension der deutschen Fürsten war, daß das Reich in ihnen beruhe. Der Kaiser, den sie mit der höchsten Macht bekleidet, verlor jetzt nicht allein die Gesetze, die seine Capitulation ihm vorschrieb, aus den Augen: er durchbrach selbst bei der Ersetzung der Verurtheilten den Kreis des erblichen Fürstenthums und griff weit über denselben hinaus. Einen Edelmann seiner Erblande belehnte er mit den Spolien eines alten reichsfürstlichen Hauses, einem großen Herzogthum, und erhob ihn zu einer Territorialmacht, die ihm eine überwiegende Stellung im Reiche verhieß."

Die Belagerung von Stralsund. 1628. Das Streben des kaiserlichen Feldherrn, die deutsche Küste durch Besetzung und Befestigung der mecklenburgischen und pommerschen Seeplätze zu sichern, stieß allein in Stralsund auf energischen Widerstand. Die Stadt, wenn auch

dem Herzog von Pommern unterthan, doch im Besitz einer fast reichsfreien Stellung, hatte sich durch eine Geldsumme von der Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung losgekauft. Dennoch aber besetzten die kaiserlichen Obersten Arnim und Sparre das kleine Eiland Dänholm zwischen der Stadt und der Insel Rügen, welches die Rhede beherrschte, und schickten sich an, Stralsund, dessen Besitz für die maritime Stellung des kaiserlichen Feldherrn von der höchsten Wichtigkeit war, mit Gewalt zu unterwerfen und zur Aufnahme einer kaiserlichen oder doch wenigstens pommerischen Garnison zu zwingen. Allein die Bürgerschaft, in welcher der trotzige Geist der alten Hansa noch einmal auflebte, setzte dem siegreichen kaiserlichen Heere den mannhaftesten Widerstand entgegen, an ihrer Spitze der Bürgermeister Steinwig. Die kaiserliche Besatzung auf dem Dänholm wurde zur Capitulation gezwungen. Die Friedensmahnungen Wal- 5. April 1628.
lensteins und des Herzogs Boguslav von Pommern prallten an dem entschlossenen Muthe der Bürger ab, die sich eidlich verpflichteten, für die wahre Religion und der Stadt Freiheit und Recht bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten. Wallenstein setzte alle Kräfte ein, die Stadt zu bezwingen, man legte ihm das Wort in den Mund, er müsse sie haben, und wäre sie mit Ketten an den Himmel geschlossen. Sein Feldmarschall Arnim schlug ein festes Lager vor der Stadt Mai.
auf und unternahm vergeblich Sturm auf Sturm. Dänische und schwedische Truppen und Schiffe unterstützten die tapfere Bürgerschaft. Auch als Wallenstein selbst vor der Stadt anlangte, von nah und fern alle verfügbaren Streit- 7. Juli.
kräfte und das schwere Belagerungsgeschütz an sich zog, wurde Stralsund nicht zu Fall gebracht. Die Capitulation, welche der Rath aufsetzte, wurde von der Bürgerschaft nicht angenommen, dagegen ein Vertrag mit Schweden geschlossen, worin mit Vorbehalt der Reichsangehörigkeit eine beständige Verbindung mit dieser Krone festgesetzt wurde. Hunger und Nässe, Krankheiten und die fortgesetzten Stürme lichteten die kaiserlichen Reihen furchtbar; ganze Regimenter, wie das Tiefenbachsche, wurden aufgerieben. Durch neue dänische und schwedische Hülfstruppen verstärkt, gingen die Belagerten sogar zum erfolgreichen Angriff über; gleichzeitig erschien eine dänische Flotte von 200 Schiffen in den Gewässern von Rügen und bedrohte die mecklenburgische und pommersche Küste, und Gustav Adolf schiffte frische Truppen für den deutschen Kriegsschauplatz ein. Den beiden nordischen Königen war Wallenstein ohne Flotte nicht gewachsen. Mit Zorn und Unwillen kam er zur Einsicht, daß vor den Mauern Stralsunds sein Glück den ersten Stoß erlitten. Nach sechsmonatlicher Belagerung zogen die kaiserlichen Truppen unter Spott und Schimpf ab. Die dänische Flotte landete 1. August.
zur selben Zeit an der pommerschen Küste und nahm Wolgast. Die ganzen bisherigen Erfolge wurden in Frage gestellt, wenn es dem König gelang, sich an der deutschen Küste festzusetzen, den Geist des Widerstands in Pommern und Mecklenburg wachzurufen. Eilig brach Wallenstein gegen Christians Heer, meist Schotten und Franzosen, auf. In dem sumpfigen Moorland um Wolgast kam

es zu einem heftigen Kampfe, der mit der Zersprengung des dänischen Heeres und der Wiedereinnahme von Wolgast endete. Pommern und Mecklenburg waren nun aufs Neue zum Gehorsam gebracht. König Christian flüchtete sich mit dem Rest seiner Truppen auf die Schiffe und segelte gen Holstein.

Der Friede von Lübeck. 1629. Auch nach Holstein folgte Wallenstein dem dänischen Heere; die Festung Krempe mußte capituliren; aber Glückstadt, wo Marquard von Ranzau mit englischen Hülfstruppen die Vertheidigung leitete, vermochten die kaiserlichen Waffen nicht zu unterwerfen. Wallenstein erkannte immer klarer, daß ohne eine Seemacht gegen die dänische Krone nichts Entscheidendes auszurichten, daß kaum die deutsche Küste zu vertheidigen sei, viel weniger der König in seinem Inselreiche zu bezwingen. Kriegerische Pläne gegen die Schweden und die Türken beschäftigten den Geist des Feldherrn ohnedies damals weit mehr als eine längere Fortsetzung des dänischen Krieges, bei welcher nicht viel zu gewinnen war. So beschloß man denn im kaiserlichen Lager, die Hand zum Frieden zu reichen. Jan. 1629. Auf einem Congreß zu Lübeck wurden Besprechungen gepflogen, die nach län- 12. Mai. geren Unterhandlungen zum Abschluß des Friedens führten. Das Vorhaben Gustav Adolfs, gemeinsam mit Dänemark Friedensbedingungen aufzustellen, scheiterte an der Eifersucht des Dänenkönigs, der die schwedische Einmischung in die deutschen Dinge zu hintertreiben suchte; die schwedischen Gesandten wurden zu dem Congreß nicht zugelassen. Und auch was Dänemark zu Gunsten seiner Verbündeten und Glaubensgenossen im Reich in den Friedensvertrag bringen wollte — Sicherung der Religionsfreiheit und der Reichsverfassung, Restitution der Herzöge von Mecklenburg u. A. — blieb nur ein schüchterner Versuch. König Christian erhielt die eroberten Länder Holstein, Schleswig, Jütland unentgeltlich zurück und verzichtete seinerseits auf die fernere Einmischung in die deutschen Angelegenheiten, auch auf die niedersächsischen Stifter. Während Dänemark auf diese Weise vom deutschen Kriegsschauplatz schied, suchte Wallenstein gleichzeitig den König Gustav Adolf von der Ostseeküste zu entfernen. Er schickte seinen Feldmarschall Arnim mit einigen Regimentern den Polen zu Hülfe, um den Abschluß eines Friedens zwischen den beiden Mächten zu hintertreiben. In der That wurde der polnisch-schwedische Krieg mit neuem Eifer wieder aufgenommen. Arnim legte jedoch bald seine Befehlshaberwürde in die Hände des Herzogs Julius von Sachsen nieder; der bevorzugte Günstling Wallensteins trat später in kursächsische Dienste.

VI. Das Restitutionsedict und Wallensteins Absetzung.

Das Restitutionsedict. 1629. Das Kaiserthum, welches durch die Waffen eines siegreichen Feldherrn zu einer niegeahnten Höhe der Macht emporgestiegen, welchem Recht und Verfassung des Reichs längst ein Spiel geworden war, glaubte nunmehr den Zeitpunkt

gekommen, seine großartige Stellung durch eine hochbedeutsame Handlung zu Gunsten der katholischen Kirche, zur Niederhaltung des protestantischen Fürstenthums, zur Sicherung des katholischen Uebergewichts im Reiche verwerthen zu können. Wir kennen die alte Frage um die seit dem Passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Besitzungen, die schon seit Jahrzehnten den vornehmsten Inhalt der Zwistigkeiten zwischen den beiden Religionsparteien bildete (S. 728). Es hieß geradezu die gesammten territorialen Zustände, namentlich in Norddeutschland umstoßen, der katholischen Restauration in völlig protestantischen Gegenden Thür und Thor öffnen, wenn man die geistlichen Stifter, die seit langen Jahren in den Händen protestantischer Administratoren waren, zurückforderte. Man hatte es bisher im Gefühl der gewaltigen Folgen eines solchen Schrittes vermieden, die Frage zum Austrag zu bringen. Jetzt aber, wo fast ganz Norddeutschland wehrlos zu den Füßen des Kaisers lag, schwanden die früheren Bedenken. Seit Jahren drängten die katholischen Kurfürsten und Maximilian von Bayern den Kaiser zu einer authentischen Erklärung über den Sinn des Religionsfriedens hinsichtlich der von protestantischen Ständen eingezogenen geistlichen Stifter. Daß eine Entscheidung dieser Art in der oberstrichterlichen Befugniß des Kaisers liege, stand den katholischen Ständen ebenso fest, als die Protestanten die Ansicht verfochten, daß hierzu weder der Kaiser, noch die Reichsgerichte, sondern allein die Gesammtheit der Stände, der Reichstag competent sei. Allein reichsrechtliche Bedenken gaben schon lange nicht mehr den Ausschlag. Eine Deputation von geheimen und Reichshofräthen entschied, daß der geistliche Vorbehalt im katholischen Sinne auszulegen, die Ferdinandeische Declaration nichtig, die Klagen der Protestanten über die Ausschließung der Administratoren vom Reichstag unbegründet, daß sämmtliche reichsunmittelbare Stifter und alle seit dem Passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Güter den Katholiken zurückzugeben seien. Schon erwog man, ob man nicht auch auf die vor dem Passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Güter denselben Grundsatz anwenden solle. Auf Grund dieser Entscheidung erließ der Kaiser das verhängnißvolle Restitutionsedict, welches den Krieg nunmehr unzweideutig zum Religionskrieg stempelte und ins Unabsehbare verlängerte. Denn daß ohne allgemeinen Umsturz ein solches Decret, welches den deutschen Protestantismus zu vernichten drohte, nicht auszuführen war, konnte sich Keiner verhehlen. 6. März 1629.

Das Edict besagte: 1) daß die Katholischen die mittelbaren Klöster und geistlichen Güter, welche zur Zeit des Passauer Vertrages oder später noch in ihrem Besitz gewesen, mit Fug und Recht zurückzufordern hätten; 2) daß die Augsburgischen Confessionsverwandten, welche geistliche Stifter, Bisthümer und unmittelbare Reichsprälaturen inne hätten, nicht für Bischöfe und Prälaten zu halten seien, denselben keine Session und Stimme auf dem Reichstage gebühre, auch die Regalien und Lehen ihnen nicht verliehen werden könnten; 3) daß auch den katholischen Ständen nicht verweigert werden könne, in ihren Gebieten ihre Unterthanen zu ihrer Religion anzuhalten.

Bedeutung des Edictes.

Das Restitutionsedict war ein Sieg des katholischen Fürstenthums, nicht einmal der kaiserlichen Macht. Die militärisch-politische Autorität, die Wallensteins siegreiche Regimenter dem Kaiserthum verliehen, wurde durch diesen Machtstreich in die Ideenkreise der ligistischen Partei gezogen, und die letztere war keineswegs einverstanden mit einer kaiserlichen Macht, wie sie, durch die Wallensteinschen Heere getragen, in monarchischem Absolutismus über die Formen der alten Reichsverfassung sich hinwegsetzte und Reichsfürsten wie Unterthanen behandelte. Die beiden Tendenzen, die sich seit lange feindselig durchkreuzten, die absolutistisch-militärische und die reichsständisch-katholische, trafen hier schroffer als je aufeinander. Seit lange nahmen die ligistischen Fürsten schweres Aergerniß an dem eigenmächtigen Schalten des Generals, der mit Truppenwerbungen, Durchzügen, Einquartierungen und Contributionen Freund und Feind gleichmäßig belästigte, der sich in hochfahrendster Weise über die allumfassende Berechtigung des Kaisers gegenüber den Fürsten ausließ, dessen Pläne man auf Errichtung eines absoluten Dominats und „Eversion der löblichen uralten Reichsverfassung" gerichtet glaubte. „Widersprach nicht die Aufstellung eines Heeres mit der absoluten Autorität, wie sie Wallenstein ausübte, der Reichsverfassung selbst? Eben darauf war diese berechnet gewesen, die höchste Gewalt in enge Schranken einzuschließen, die nun nach allen Seiten durchbrochen wurden. Die Aufstellung einer kaiserlichen Armee, in dem Umfang wie sie geschah, unter einem Führer mit den ausgedehntesten Rechten, welcher sich vom Hofe her nicht viel gebieten ließ, mit dem System der Contributionen, von welchen die Landschaften, und der Confiscationen, von welchen die Fürsten und Herren heimgesucht wurden, bildete den größten Eingriff in die Reichsverfassung, den man seit Jahrhunderten erlebt hatte." Längst hatten die katholischen Kurfürsten am Wiener Hofe die Abberufung des hochfahrenden und anmaßenden Feldherrn verlangt; längst waren die Gegensätze, persönlicher und prinzipieller Natur, offenkundig und hatten oft sogar störend in die militärische Action eingegriffen. Das Restitutionsedict war ein Zeichen, daß die dem General feindlichen Strömungen die Oberhand gewonnen hatten und die kaiserliche Politik zu beherrschen begannen.

Belagerung von Magdeburg. 1629.

Ungesäumt wurden Anstalten getroffen, das Restitutionsedict durchzuführen, zunächst in Niedersachsen. Eine kaiserliche Commission wurde zu diesem Zwecke ernannt, Tilly stellte seine Waffen zur Verfügung. In Halberstadt gingen die Dinge nach Wunsch, indem das Domcapitel den zweiten Sohn des Kaisers, Erzherzog Leopold Wilhelm, zum Bischof wählte und die Restitution der geistlichen Güter, die Herstellung der säcularisirten Klöster, die Vertreibung der evangelischen Capitularen ohne großen Widerstand durchgeführt wurde. Nicht so in Magdeburg. Wohl hatte das Capitel den brandenburgischen Administrator Christian Wilhelm entsetzt, weil er das Stift eigenmächtig in Krieg verwickelt habe, erhob aber keineswegs einen katholischen Fürsten an seine Stelle, sondern „postulirte" den sächsischen Prinzen August erst zum Coadjutor, dann (Jan. 1628)

zum Erzbischof. Der Kaiser verweigerte die Bestätigung, befahl eine neue Wahl und drängte schließlich kraft „apostolischer Provision“ dem Capitel seinen Sohn Leopold Wilhelm als Erzbischof auf. Gleichzeitig begann die katholische Restitution im Erzstifte. Ohne Scheu wagte der Katholicismus an das erste norddeutsche Stift die Hand zu legen, trotzdem man damit zugleich den mächtigsten evangelischen Fürsten tief beleidigte. Allein die Bürgerschaft setzte diesen Bestrebungen, welche den evangelischen Glauben und die reichsstädtische Freiheit gleichmäßig bedrohten, thatkräftigen Widerstand entgegen. Das Beispiel von Stralsund feuerte allerwärts den Muth der protestantischen Bürgerschaften an, und Magdeburg war entschlossen, zum zweiten Male, wie in den Tagen Karls V., das Bollwerk des evangelischen Glaubens zu sein. Hatte die Stadt schon vorher dem Obersten Aldringer die Aufnahme von kaiserlichen Truppen abgeschlagen, so erkannte Wallenstein in dem entschiedenern Widerstand, der sich ihm jetzt entgegenstellte, zu seinem Verdruß die Wirkung des Restitutionsedicts. Vor den Mauern der Stadt kam es zu mehreren Gefechten zwischen der Bürgermiliz und den Kaiserlichen. Auch als Pappenheim, einer der kühnsten und thatkräftigsten Hauptleute Wallensteins, vor das „Ketzernest“ rückte und der Feldherr selbst im Lager erschien, wurde der trotzige Muth der Bürgerschaft nicht gebeugt. Wallenstein hielt es schließlich für rathsam, die Belagerung, welche ein volles halbes Jahr gedauert, aufzuheben und das Kriegsvolk abzuführen. Schon zog 29. Sept. 1629. sich über dem Haupte des Feldherrn selbst das Unheil zusammen, welches durch das Restitutionsedict und den zur Herrschaft gelangten ligistisch-kurfürstlichen Einfluß am kaiserlichen Hofe angekündigt worden war.

Inmitten einer schweren entscheidungsvollen Zeit, da eben, wie wir gleich sehen werden, ein neuer Kriegssturm aus dem scandinavischen Norden gegen Deutschland heranzog, war wieder ein Kurfürstentag nach Regensburg berufen worden. Der Kaiser wollte sich der Unterstützung der katholischen Majorität des Kurcollegiums zu seinen Unternehmungen versichern, zu der Durchführung der Restitutionen, zum Krieg gegen Schweden und Frankreich, damals mit Habsburg wegen der Mantuanischen Erbfolge im Streit, zu der Kaiserwahl seines Sohnes Ferdinand. Ein vollständiger Reichstag, auf dem die oppositionellen Elemente leicht die Ueberhand gewinnen konnten, wurde schon lange nicht mehr beliebt. Und auch die beiden protestantischen Kurfürsten erschienen nicht persönlich in einer Versammlung, auf der ihnen einfache Ueberstimmung sicher war, zu der sie nur berufen worden, „um der Sache eine Farbe zu geben“. Es war somit keineswegs eine Reichsvertretung, die sich um den Kaiser sammelte, sondern nur ein Convent der katholischen Kurfürsten. Aber auch von diesen erhob sich eine lebhafte Opposition. Mit den kirchlichen Maßnahmen des Kaisers waren sie wohl einverstanden, allein gegen dessen auswärtige Politik hatten sie die schwersten Bedenken; der Krieg gegen Frankreich und Holland, die Einmischung in die italienischen Wirren war durchaus nicht nach ihrem Sinn. Während der Kaiser

Kurfürstentag von Regensburg und Wallensteins Absetzung. Juni—Novbr. 1630.

die Hülfe der Stände in seinen Kriegen verlangte, forderten diese Aenderung und Verringerung des kaiserlichen Heerwesens, und besonders die Entfernung des obersten Feldhauptmanns, der auf das Rücksichtsloseste in die Rechte der deutschen Fürsten eingriff, dessen verwüstende und aussaugende Kriegsweise alle Lande empfunden hatten. Von seiner längeren Thätigkeit fürchtete man den Umsturz der ganzen Reichsverfassung, die Errichtung eines unumschränkten erblichen Kaiserthums, die Vernichtung aller fürstlichen Rechte. Man erzählte sich besorgnißerregende Aeußerungen des Generals, wie: man bedürfe keiner Kurfürsten und Fürsten mehr, sondern wie in Frankreich und Spanien ein König allein, also solle auch in Deutschland ein Herr allein sein. Zahlreiche Klagschriften über die entsetzlichen Verwüstungen, Erpressungen und Peinigungen der Wallensteinschen Heere aus den vom Krieg verheerten Landen unterstützten die Worte der Kurfürsten. Am lautesten erhob Maximilian von Bayern seine Stimme wider den mächtigen Nebenbuhler. Schon im Frühjahr hatten die vornehmsten ligistischen Fürsten einen Convent in Mergentheim abgehalten und eine gründliche Reform des kaiserlichen Kriegswesens gefordert, insbesondere Absetzung Wallensteins und Entfernung seiner protestantischen Obersten, von denen bei den Restitutionsbestrebungen kein unbedingter Gehorsam zu erwarten war. Nur unter der Bedingung, daß dieser „schädliche Mensch" entfernt werde, versprachen die Kurfürsten, dem Kaiser zur Wahl seines Sohnes und zur Bekämpfung der Schweden behülflich zu sein. Der Kaiser vermochte diesem Druck nicht zu widerstehn; er glaubte ohne die Unterstützung der Liga der vordringenden schwedischen Macht, der von halb Europa drohenden Kriegsgefahr nicht gewachsen zu sein; er fürchtete zudem, in der kirchlichen Politik durch den Bruch mit dem katholischen Bund in Bahnen gedrängt zu werden, die seinem innersten Wesen
13. Aug. 1630. widerstrebten. Er erklärte, die „Kriegsdirection bei seiner Armada ändern zu wollen".

Bedeutung des Regensburger Kurfürstentags.

Ferdinand leistete damit Verzicht auf die Idee eines in monarchischer Machtfülle gebietenden Kaiserthums, wie es Wallenstein im Sinne gehabt; er gab die militärische und politische Herrschaft aus der Hand und stellte sie dem katholischen Fürstenbund anheim; er übertrug den Oberbefehl über seine Armee dem alten ligistischen Feldherrn und entsetzte den Einzigen, der dem großen Schwedenkönig im Felde gewachsen war. Ein verhängnißvoller Entschluß und eine entscheidende Krisis in der Stellung des habsburgischen Kaiserthums, das seit einem Jahrzehent zum absoluten Dominat auf den Schultern eines waffengewaltigen Feldherrn aufgestrebt hatte. Nicht einmal die Königswahl konnte durchgesetzt werden; die Kurfürsten waren sämmtlich der Meinung, die Verhältnisse im Reiche seien nicht danach angethan, das letzte kurfürstliche Recht aus der Hand zu geben. Und wenn Ferdinand gehofft hatte, das vereinigte kaiserlich-ligistische Heer nunmehr zu seiner unbedingten Verfügung zu haben, so nahmen die Dinge einen geradezu entgegengesetzten Verlauf. Nach langen Verhand-

lungen über die Befugnisse und die Person des obersten Feldherrn und das Verhältniß der beiden Armeen zu einander, sah sich der Kaiser genöthigt, der Meinung der Kurfürsten sich zu fügen. Es fehlte nicht viel, so hätte Maximilian von Bayern die gesammte militärische Leitung, noch unumschränkter als Wallenstein, erlangt und damit eine allmächtige Stlleung über Kaiser und Reich, wie sie nie ein deutscher Fürst besessen. Und wenn schließlich Tilly, der die ligistische Armada recht eigentlich repräsentirte, zum Generallieutenant auch der kaiserlichen Truppen ernannt wurde, wenn Ferdinand versprach keinen neuen Krieg ohne den Beirath der Kurfürsten zu beginnen, die Mittel zur Erhaltung der Armee durch Kreistage beschaffen zu lassen, so lag es auf der Hand, wie sehr der Kaiser wiederum in Abhängigkeit von dem katholischen Bunde gerathen, die militärische Herrschaft an die Liga zurückgekehrt war. Die Resultate des Regensburger Tages stellen sich demnach folgendermaßen dar: „Ferdinand ließ den Feldherrn fallen, vor dem das Reich zitterte; er reducirte auf das bedeutendste die Armee; mit Frankreich schloß er einen Frieden, der seine Politik von der der andern Linie des habsburgischen Hauses trennte, durch den er die Eroberungen aus der Hand gab, die sein siegreiches Heer in Italien gemacht hatte; alle kriegerischen Absichten gegen Holland gab er auf; die Königswahl konnte er nicht durchsetzen. Und für Alles das erreichte er nichts als Hülfe gegen Schweden. In der ganzen auswärtigen Politik hatte die ligistische Partei gesiegt. Und im Reiche hatte der Friede zwischen Liga und Kaiser das engere Zusammenschließen der Evangelischen zur Folge und ihren Anschluß an Schweden.

In den mildesten Formen, mit Versicherung der kaiserlichen Gnade, wurde die Abdankung Wallensteins vollzogen; zwei seiner ergebensten Freunde, die Herren von Werdenberg und Questenberg, überbrachten sie nach Memmingen, wo der Feldherr damals weilte. Ruhig und gelassen empfing er die Botschaft, die ihn nicht überraschen konnte. „In den Gestirnen könnt ihr es selbst sehen“, soll er den Gesandten gesagt haben, „daß des Kurfürsten von Bayern Geist des Kaisers seinen dominirt, daher kann ich dem Kaiser keine Schuld geben.“ Gleichmüthig und gefaßt, doch aber innerlich tief verletzt durch das Unrecht, das ihm widerfahren, begab sich Wallenstein nach Gitschin, der Hauptstadt seines friedländischen Herzogthums, und wartete in der Fürsorge für seine Paläste, Gärten und Güter ruhig der Zeit, da man seines starken Armes wieder bedürfen werde. Wallensteins Haltung.

VII. Gustav Adolfs deutscher Feldzug.

1. Gustav Adolfs Landung und der Mantuanische Erbfolgekrieg.

Als die Widerstandskraft des deutschen Protestantismus gebrochen war, als die kaiserliche Herrschaft mit unbeschränkter Machtfülle im Reiche schaltete Gustav II. Adolf von Schweden, geb. 19. Dez. 1594.

und die kirchliche Restauration nach altevangelischem Besitzthum die Hand ausstreckte, erhob sich im Norden ein Retter, welcher der Uebermacht der katholischen Waffen eine Schranke setzte. Es war der König von Schweden, Gustav Adolf, der mit der ganzen reichen Begabung der Wasa ausgerüstete Sohn König Karls IX. In allen Wissenschaften der Zeit unterrichtet, namentlich den theologischen und historischen (wie er denn als Geschichtschreiber seiner Dynastie selbst die Feder ergriffen), mit einer für einen damaligen Fürsten ungewöhnlich hohen Bildung ausgestattet, acht verschiedener Sprachen mächtig, hatte er sich doch schon als Knabe mit besonderer Vorliebe militärischen Dingen gewidmet, in welchen der französische Graf de la Gardie sein Lehrmeister war. Stundenlang konnte er lauschen, wenn man ihm die tapfern Kriegsthaten der Helden der Vorzeit erzählte oder wenn etwa oranische Offiziere am Hofe anlangten und von des muthigen Prinzen wunderbaren Feldzügen berichteten, bis der junge Fürst in dem
1611. 1612. schwedisch-dänischen Kriege zuerst Gelegenheit erhielt, selbst die Waffen zu tragen. Man schildert uns den „arktischen Löwen“ als an Länge den längsten seiner Landsleute überragend, mit dem hellblonden Haar und der weißen Gesichtsfarbe des Nordgermanen, mit breiten Schultern und schlankem Wuchse, ehe ihn das reifere Alter allzu beleibt und schwerfällig machte. Es gemahnt uns an einen altnordischen Wikingerkönig, wenn wir lesen, wie der rauhe Kriegsmann sich wiederum an sanften Weisen ergötzen konnte, statt des Schwertes die Laute in der Hand. Und wenn es für ihn nicht schon eine politische Lebensfrage gewesen wäre, den polnischen Ansprüchen auf die schwedische Krone gegenüber mit aller Kraft als Vorkämpfer des protestantischen Glaubens und Königthums aufzutreten, so wurzelte doch auch sein innerstes Wesen in diesem Glauben, der ihn wie keinen andern Fürsten der Zeit sittlich und geistig durchdrungen und mit edler Humanität erfüllt hatte. Ein würdiger Nachfolger Gustav Wasa's hatte er das arme, wenig bevölkerte Land durch zweckmäßige Heeresorganisation zu einer Militärmacht umgeschaffen und durch rühmliche Waffenthaten in Polen und Preußen dem tapfern Volke Gelegenheit gegeben, sich allmählich rings in den Küstenländern der Ostsee festzusetzen. Da mußten nun dem König die baltischen Pläne des Hauses Habsburg von Anfang an als eine unmittelbare Bedrohung der schwedischen Krone erscheinen und der Ostseeherrschaft, die er für Schweden in Anspruch nahm. „Der Kaiser und die Papisten, sagt er einmal, haben sich der Ostsee so weit genähert, sich aller an der See gelegenen Fürstenthümer mit Gewalt und List so weit bemächtigt und sich mit Schiffen so weit gestärkt, daß jetzt Gefahr ist, sie möchten sich des Dominium maris bemächtigen und Herren der Ostsee spielen, die doch seit der Heidenzeit unter die Krone Schweden gehört.“ Seit der Machtentfaltung der kaiserlichen Waffen an der Ostsee war Gustav Adolf entschlossen, der Gefahr durch einen auf deutschem Boden unternommenen Angriff zu begegnen, wie wir denn schon im Stralsundischen Krieg schwedische Schiffe und Truppen kämpfen sahen. Und auch Wallenstein hatte sich nie ver-

hehlt, daß über kurz oder lang ein Krieg mit Schweden bevorstehe; die Ausschließung der schwedischen Gesandten vom Lübecker Congreß bewies, daß man auch auf kaiserlicher Seite von Friedensverhandlungen mit jenem Königreich keinen Erfolg erwartete.

Beilegung des polnischen Kriegs.

Nur der Krieg mit Polen hinderte Gustav Adolf lange am Aufbruch. Denn zwei Kriege angriffsweise zu führen, überstieg die Kräfte Schwedens. Um diesen Krieg, der die schwedische Macht gebunden hielt, aufs Neue zu entflammen, schickte Wallenstein dem König Sigismund ein Heer von 15,000 Mann unter Arnim zu Hülfe (S. 918), eine Feindseligkeit, welche die letzte Aussicht auf einen friedlichen Vergleich vernichtete. Im Juni brach der Krieg in 1629. Preußen, um Stuhm und Marienburg, mit erneuter Heftigkeit aus, allein trotz der kaiserlichen Unterstützung machte sich das Uebergewicht der schwedischen Waffen so fühlbar, daß König Sigismund von Polen es für rathsam hielt, die Hand zum friedlichen Ausgleich zu bieten. Zu Altmark bei Stuhm kam unter französischer Vermittelung ein Stillstand auf sechs Jahre zu Stande, welcher 26. Sept. 1629. Schweden im Besitze aller Eroberungen in Livland und des größten Theils der preußischen Seeküste beließ.

Aufruf an die schwedischen Reichsstände.

Sofort nachdem ihm in Polen die Hände frei geworden, schritt Gustav Adolf zur Ausführung seines lang gehegten Planes, auf deutschem Boden den Krieg gegen die habsburgische Macht zu unternehmen. Ein Aufruf an die schwedischen Reichsstände schilderte in glühenden Worten die Gefahren, die dem Reiche Schweden durch die Uebermacht der kaiserlichen Waffen drohten. Das religiöse Moment, die Unterdrückung des Evangeliums, die gewaltsame Herstellung des katholischen Glaubens allerwärts, wo die siegreiche Macht des Kaisers auftrat, wurde eben so sehr hervorgehoben, als das bedrohliche Streben nach der Ostseeherrschaft und der Vernichtung des schwedischen Handels, und die alte Feindschaft, die der Kaiser gegen Schweden hege. Der warme Aufruf des Königs zur Vertheidigung des Vaterlandes wurde von den Ständen begeistert aufgenommen; ohne der vielen in den letzten Jahren erduldeten Kriegsleiden zu gedenken, wurden Steuern und Truppenaushebungen bewilligt, die Mittel zur großartigen Verstärkung der Flotte aufgebracht. Auch die feindselige Haltung Dänemarks, welches die schwedische Machtentfaltung an der Ostsee längst mit Mißtrauen betrachtete und jederzeit über das truppenentblößte Nachbarreich herzufallen drohte, vermochte nicht, die kühne Heerfahrt zu hintertreiben.

Das schwedische Heer.

Gustav Adolf hatte sich seit dem Beginn seiner Regierung die Ausbildung eines zahlreichen und kriegstüchtigen Heeres vor Allem angelegen sein lassen und viele treffliche Neuerungen in allen Zweigen des Militärwesens getroffen. Er war der eigentliche Gründer eines auf der Conscription beruhenden stehenden Heeres, von dessen Dienst nur die privilegirten Stände entbunden waren. Freilich wurden daneben, da das kleine Land, damals vielleicht anderthalb Millionen Einwohner zählend, eine für den deutschen Feldzug ausreichende Mann-

schaft nicht zu stellen vermochte, ansehnliche Werbungen fremder Soldtruppen veranstaltet. Es mochte eine Heeresmacht von 76,000 Mann sein, die Schweden zur Zeit des Aufbruchs nach Deutschland unterhielt, darunter 43,000 Mann einheimische Truppen. Mit 13,000 Mann schiffte sich der König ein und bald nach der Landung vergrößerte sich sein Heer durch stattliche Zuzüge auf etwa 40,000 Mann; das Uebrige blieb als Besatzung in Schweden und den eroberten Provinzen zurück. Das schwedische Heer verdankte dem König Gustav Adolf vor Allem größere Beweglichkeit und Leichtigkeit. Die Abtheilungen, Regimenter, Compagnien, Cornets, wurden kleiner als früher, die Bewaffnung leichter. Das alte gewichtige Luntengewehr, das einer Gabel zur Stütze bedurfte, wich einer handlicheren Büchse mit Feuerschloß; das schwerfällige Fußvolk der Pikeniere trat mehr und mehr hinter den Musketieren zurück. Dann sorgte der König für eine Uniformirung der Truppen, die bisher in ihren gewöhnlichen Bauernkitteln ins Feld gezogen waren, sowie für warme Wollenzeuge, feste Stiefel und Pelze, so daß das schwedische Heer die Strapazen eines Winterfeldzugs wohl ertragen konnte, während sonst bei Eintritt der kalten Jahreszeit die Waffen zu ruhen pflegten. Die schwedische Reiterei war der deutschen kaum gewachsen; berühmt und gefürchtet aber war Gustav Adolfs Artillerie. Das alte schwere Geschütz mit den zwölf Fuß langen Röhren, zu dessen Fortschaffung zwanzig und mehr Pferde erforderlich, war für ferne Feldzüge unbrauchbar; anstatt dessen ließ Gustav Adolf kürzere Röhre gießen und führte eine bis dahin nicht gesehene, in der Folge von allen Armeen nachgeahmte Art leichter eiserner Feldkanonen ein, die ein einziges Pferd fortschaffen konnte und sämmtliche Regimenter mit sich führten. Eine andere Art Geschütze, die sogenannten ledernen Kanonen, ein Kupferrohr mit Eisenschienen und einem Lederüberzug bekleidet, erregten wegen ihrer Leichtigkeit großes Aufsehen, bewährten sich jedoch nicht sehr. Wie die Artillerie, so wurde das militärische Geniewesen von Gustav Adolf auf eine vorher unbekannte Höhe gebracht. Im Brückenschlagen, im Schanzenbauen, im Fortificationswesen, in der Minir- und Feuerwerkskunst waren die Schweden Meister. Auch dem Verpflegungs-, dem Lazareth- und Medicinalwesen widmete der große König seine eifrige Fürsorge. Und um die moralischen Vorzüge seines Heeres nicht zu vergessen: nirgends wurde die Kriegszucht sorgsamer gehandhabt und Ausschreitungen strenger bestraft; Feldprediger begleiteten die Regimenter, und die frommen Andachten im schwedischen Lager machten auf die verwilderten deutschen Landsknechte einen befremdlichen Eindruck. Auch in der Taktik vollzog sich durch Gustav Adolf eine wesentliche Umgestaltung. An die Stelle der schwerfälligen vollen Vierecke von mehreren tausend Mann traten die aus kleineren und beweglicheren Haufen bestehenden Brigaden; die Tiefe der Linie wurde gegen die spanische Aufstellungsweise um mehrere Glieder verringert. Zur Erhöhung der Leichtigkeit und Schlagfertigkeit wurde auch der bei den kaiserlichen

und ligistischen Heeren ungemein große Train an Packwagen und Pferden, Troßknechten und Weibern verkleinert.

Nicht allein Schweden erhob sich damals gegen die kaiserlich-spanische Uebermacht, zu gleicher Zeit trat auch Frankreich in die Coalition gegen das Haus Habsburg ein. Der Kardinal Richelieu griff, nachdem er die Opposition im Innern niedergeworfen, die alten antispanischen Tendenzen der französischen Krone wieder auf und machte das Reich, das seit Heinrichs IV. Tod in der auswärtigen Politik die Entscheidung aus der Hand gegeben, bald zum Mittelpunkt aller gegen die spanische und österreichische Macht gerichteten Bestrebungen. Die erwünschte Gelegenheit, thätig in die Welthändel einzugreifen, bot sich durch die mantuanische Erbfolge. Mit dem Tode des Herzogs Vincent II. von Mantua und Montferrat erlosch die ältere, spanisch gesinnte Linie des Hauses Gonzaga. Die nächsten Erbansprüche hatte das Haupt der jüngeren Linie, der Herzog Karl von Nevers, ein Kronvasall Frankreichs, von Geburt und Gesinnung Franzose. Spanien und der Kaiser suchten die Erneuerung des französischen Einflusses in Italien auf alle Weise zu hintertreiben; als Oberlehnsherr belegte der Kaiser mit Rücksicht auf anderweit erhobene Erbansprüche bis zur Entscheidung der Erbfolge die Lande mit Sequester, wogegen Nevers die Hülfe Frankreichs anrief. Ein französisches Heer überschritt die Alpen und unterwarf das Land ohne sonderliche Mühe. Bald darauf aber zog auch ein kaiserliches Heer vom Bodensee durch Graubünden nach Italien und erstürmte unter entsetzlichen Gräueln Mantua, während die Spanier unter Spinola das von den Franzosen besetzte Casale belagerten. Bis zum Herbst 1630 dauerte dieser mantuanische Erbfolgestreit. In der Bedrängniß des schwedischen Krieges sah sich endlich der Kaiser auf dem Regensburger Kurfürstentag zu einem den französischen Interessen günstigen Frieden genöthigt.

Die französische Politik und der mantuanische Erbfolgekrieg. 1627—1630. *26. Decbr. 1627.* *Febr. 1629.* *Juli 1630.* *13. Oct. 1630.*

Der Herzog von Nevers wurde mit Mantua und Montferrat belehnt, wogegen er das nichtige Versprechen gab, den Feinden des Kaisers nicht beistehen zu wollen. Wegen der letztern Bedingung verwarf der Kardinal Richelieu den von seinem intriganten Unterhändler, dem Kapuziner Pater Joseph, geschlossenen Frieden, der dann im folgenden Jahr ohne diese Clausel zu Chierasco zu Stande kam. Frankreich blieb im Besitz der wichtigen Grenzfestung Pignerolo.

6. Apr. 1631.

Und auch am Rhein drohten die französischen und die habsburgischen Bestrebungen auf einander zu stoßen. Mit Verdruß und Mißtrauen bemerkte der Kaiser und der spanische König, wie Frankreich mehr und mehr gegen den Rhein vordrängte, sich im Bisthum Verdun festsetzte, die Schutzherrlichkeit über die lothringischen Stifter durch Gewalt und List zur wirklichen Herrschaft zu erweitern trachtete, wie die Niederländer im Vertrauen auf französische Unterstützung den Krieg gegen Spanien mit vermehrter Energie fortsetzten, Wesel und Herzogenbusch eroberten, tief ins Clevische eindrangen, wie die französischen Diplomaten an den deutschen Höfen gegen den Kaiser wirkten, die geistlichen Kurfürsten,

Französisch-schwedische Allianz. *Herbst 1629.*

Bayern und die Liga zu gewinnen suchten. Schon seit dem Jahr 1627 fanden am Oberrhein kaiserliche Truppenzusammenziehungen statt, bei Hagenau wurde ein festes Lager errichtet; die Pässe gegen Frankreich wurden stark besetzt. Man sprach von dem Ausbruch des französisch-österreichischen Krieges als von einem nahe bevorstehenden unvermeidlichen Ereigniß. Ein Angriff auf die habsburgische Macht von Norden mußte dem leitenden französischen Staatsmann sehr erwünscht sein; die Vermittelung zwischen Schweden und Polen hatte die französische Diplomatie sich sehr angelegen sein lassen, und vor dem Aufbruch Gustav Adolfs wurden wegen einer französisch-schwedischen Allianz eifrige Verhandlungen geführt. Noch gediehen sie zwar nicht zum Abschluß eines förmlichen Bundesvertrags; noch marktete man um die Höhe der Subsidien, die Zahl der Truppen; noch herrschten mancherlei Bedenken über die Modalitäten einer gemeinsamen militärischen und politischen Operation. Allein daß die Interessen beider Mächte im Großen dieselben waren, daß die habsburgische Macht von einer gefährlichen Coalition von allen Seiten, wie nie zuvor, bedroht war, durfte man sich in dem Augenblicke, da Gustav Adolf der deutschen Küste zusegelte, nicht verhehlen.

Erst nach dem glänzenden Anfang des schwedischen Feldzugs wurde auf fünf 23. Jan. 1631. Jahre die Allianz zwischen den beiden Mächten zu Bärwalde in der Mark Brandenburg geschlossen. Frankreich verpflichtete sich zu einer jährlichen Subsidienzahlung Tod Bethlen Gabors. 5. Nov. 1629. von 400,000 Reichsthalern. Es war ein Glück für die kaiserliche Sache, daß um dieselbe Zeit der alte Gegner im Osten, Bethlen Gabor von Siebenbürgen, starb. Schon schickte er sich an, im Einvernehmen mit dem Schwedenkönig, aufs Neue die österreichischen Erblande zu überfallen. Die Kämpfe, welche um die Herrschaft des verstorbenen Fürsten entbrannten, sicherten Oesterreich wenigstens von dieser Seite vor Feindseligkeiten.

Die Landung der Schweden in Pommern. 1630. Während in Danzig noch einmal ein auf beiden Seiten nicht aufrichtig gemeinter Versuch gemacht wurde, eine „Interposition" zwischen Schweden und dem Kaiser zu Stande zu bringen, wurden bereits die Feindseligkeiten eröffnet. Besorgt, die Dänen möchten sich auf der Insel Rügen festsetzen, um deren Ankauf sie mit dem Herzog von Pommern unterhandelten, brach die schwedische März. April. Garnison plötzlich aus Stralsund auf und bemächtigte sich, nachdem sie die Kaiserlichen aus ihren Verschanzungen vertrieben, in kurzer Zeit der wichtigen 4. Juli. Insel. Nicht lange darauf landete auch die schwedische Flotte an der deutschen Küste, an der Spitze der Insel Usedom. Ohne Widerstand betraten die Truppen das Land und bemächtigten sich der Odermündungen, der Inseln Usedom und Erfolge in Pommern. Wollin. Es galt nun zunächst, Stettin, die Hauptstadt Pommerns, zu gewinnen, welche die Kaiserlichen vergeblich gestrebt hatten, in ihre Gewalt zu bringen. Dem Gesuch des schwachen Herzogs Bogislav, seine Neutralität zu achten, konnte nicht entsprochen werden. Gustav Adolf wollte und mußte wissen, wer Freund oder Feind sei. In seiner Bedrängniß ging der Herzog einen Vertrag

mit Schweden ein, worin jenem der Besitz seines ganzen Gebietes, die Rückgabe aller Eroberungen zugesichert wurde, mit der Verpflichtung, kein Stück seines Landes in fremde Gewalt kommen zu lassen und mit keiner andern Macht ohne Schwedens Zustimmung einen Vertrag zu schließen. Erst später einigte man sich über Subsidienzahlung und Truppenstellung. So gelangte Gustav Adolf ohne Schwertstreich in den Besitz Stettins; die pommerschen Truppen unter 11. Juli 1630.
dem Obersten Damitz traten in schwedische Dienste; durch Schanzen und Befestigungen wurde das eroberte Gebiet gesichert. Der schwache und furchtsame Herzog aber entschuldigte sich in demüthigen Worten bei dem Kaiser, daß er in seiner Noth und Bedrängniß nicht anders habe handeln können. Auch in andern festen Orten, in Stargard, Anclam, Stolp, Wolgast fanden die Schweden keinen nennenswerthen Widerstand; an der ganzen vorpommerschen Küste war bald nur noch Greifswald im Besitz der habsburgischen Truppen. In Pasewalk erlitten die Schweden zum erstenmale eine kleine Niederlage durch einen Ueberfall von Seiten der Kaiserlichen. Der Straßenkampf, die Niedermetzelung von Soldaten und Bürgern, die Feuersbrunst, welche die ganze kleine Stadt in Asche legte, erregte selbst in dieser Zeit der Kriegsgräuel weithin Aufsehen. Von Wolgast aus erzwang sich Gustav Adolf den Paß ins Mecklenburgische, kehrte dann aber wieder nach Pommern zurück, um den Kaiserlichen, die in Greifenhagen und Gartz feste Lager besaßen, aber durch Mangel und grimmige Kälte arg mitgenommen waren, eine entscheidende Schlacht zu bieten. Greifenhagen wurde erstürmt, Gartz in schleuniger Flucht geräumt; bis Pyritz, Landsberg und Schwedt wurden die kaiserlichen Truppen, die nirgends Stand hielten, von der schwedischen Reiterei verfolgt. Staunend vernahm man in Deutschland, wie rasch und vollständig die stolze, unbesiegte kaiserliche Armada vor dem nordischen Helden zu Schanden geworden. Die gedrückten Gemüther des protestantischen Volkes aller Orten richteten sich auf an den wunderbaren Thaten des schwedischen Heeres.

Die im Jahre 1630 so glücklich geführten Operationen wurden zu Beginn des neuen Jahres mit gleichem Erfolge wieder aufgenommen, während Tilly, dessen frühere Energie einer übergroßen Bedächtigkeit und Vorsicht gewichen war, langsam von der Weser gegen die Mark Brandenburg heranzog. Schlag auf Schlag gewannen die schwedischen Waffen neue Siege. Demmin, der feste Paß zwischen Pommern und Mecklenburg, mußte capituliren, dann auch Colberg, der beste Platz in Pommern. Als Tilly endlich heranrückte, gelang ihm zwar unter entsetzlichen Gräueln die Erstürmung von Neubrandenburg, wo der tapfere Oberst Kniphausen commandirte; aber doch wagte der ligistische Feldherr nicht Stand zu halten und es auf eine entscheidende Schlacht ankommen zu lassen. Während er sich an die Elbe wandte, um dem von Pappenheim belagerten Magdeburg näher zu sein, machte Gustav Adolf einen Angriff auf die feste Stellung der Kaiserlichen bei Frankfurt an der Oder. Die Stadt wurde erstürmt,

Weitere Siege der Schweden. 1631. Febr. März. April.

Landsberg ergab sich. Schlesien und Böhmen waren in Angst und Sorgen vor einem Einfall der Schweden.

Sachsen und Brandenburg. Im protestantischen Volke hatte man wohl ein Verständniß für die religiöse Bedeutung des schwedischen Feldzugs und jubelte dem König Gustav Adolf als Befreier von Glaubensdruck und Tyrannei entgegen, die deutschen Fürsten aber waren überaus zurückhaltend und ängstlich. Die Versuche Gustav Adolfs, im Reiche Bundesgenossen zu werben, waren von geringem Erfolge. Insbesondere hielt auch jetzt das Haupt der Evangelischen, Kurfürst Johann Georg von Sachsen, an seiner traditionellen Ergebenheit gegen den Kaiser fest und wies die Zumuthungen, im Verein mit Schweden die evangelische Sache und die fürstliche „Libertät" gegen die Vergewaltigung durch die kaiserlichen Waffen zu vertheidigen, als ein gefährliches und unsicheres Beginnen zurück. Auch das Restitutionsedict, das ihn in seinem eigenen Besitz bedrohte, hatte den trägen und stumpfsinnigen Fürsten höchstens zu einigen scharfen Schreiben veranlaßt; vor der Idee eines gewaltsamen Widerstandes schauderte er noch zurück. Und ebenso wenig war der schwache und ängstliche Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg zum Anschluß an die Politik und die Waffen des Schwedenkönigs zu bringen, der durch seine Vermählung mit der brandenburgischen Marie Eleonore überdies mit dem kurfürstlichen Hause verschwägert war. Während Gustav Adolf eine offene Erklärung forderte, ob Brandenburg Freund oder Feind sein wolle, suchte der Kurfürst seine Neutralität aufrecht zu halten, einer Entscheidung aus dem Wege zu gehen. Er blickte rathlos auf das mächtigere Sachsen und verstattete Kaiserlichen und Schweden den Paß durch sein Land.

Convent zu Leipzig. Als endlich die ligistische Partei auf dem Regensburger Kurfürstentage ihren vollen Frieden mit dem Kaiser schloß und eine Milderung der kirchlichen Politik, ine Widerrufung des Restitutionsedicts nicht mehr zu erwarten war, versammelten sich die protestantischen Stände auf des Kurfürsten von Sachsen Einladung in Leipzig, um der geschlossenen Macht der katholischen Partei gegenüber eine gemeinsame Haltung der Evangelischen zu vereinbaren. Febr.—April 1631. Allein über eine Zusammenstellung der „Gravamina" und den schüchternen Versuch einer „Defensionsverfassung" kam dieser „neue schmalkaldische Bund" nicht hinaus. Noch immer hofften sie mit dem Kaiser und der Liga eine friedliche „Composition" durch unterthänigste Bitten und Vorstellungen erlangen und dem Schwedenkönig gegenüber, der bereits an der Grenze ihrer Länder stand, ihre Neutralität aufrecht halten zu können. „Eben jetzt", sagt G. Droysen, „wo die streitenden Mächte ihre Kraft auf das Höchste anspannten und es den blutigen Austrag eines gewaltigen Gegensatzes galt, mißkannten sie ihre Ohnmacht so durchaus, daß sie sich zusammenthaten, um mitten zwischen den Kämpfenden eine, wie sie meinten, selbständige Partei zu bilden: eine Partei der devoten Mißvergnügten dem Kaiser gegenüber, eine Partei der glaubenstreuen Reichspatrioten Gustav Adolf gegenüber; nur daß sie auf das Strengste gegen jenen eine schüchterne Defensive,

gegen diesen eine faule Neutralität zu beobachten gedachten, mochte kommen, was da wollte. Sie waren geflissentlich blind, getrösteten sich der frommen und fürsichtigen Phrasen und suchten nach immer neuen rettenden Redewendungen in einem Moment, wo nur noch Thaten retten konnten." Der Kurfürst von Brandenburg, vollständig in der militärischen Gewalt der Schweden, sah sich endlich mit schwerem Herzen zum Abschluß eines Vertrags genöthigt. Kursachsen aber weigerte sich hartnäckig, dem König den Paß durch Wittenberg zu gestatten und ihm dadurch den Entsatz von Magdeburg zu ermöglichen. Gustav Adolf konnte und mochte die zweideutigen Kurfürsten nicht im Rücken lassen, um der bedrängten Stadt zu Hülfe zu kommen. Es war Kursachsens Schuld, wie Gustav Adolf in feierlicher Verwahrung versicherte, wenn Magdeburg fiel und damit dem ganzen evangelischen Wesen ein schwerer Schlag beigebracht wurde.

2. Magdeburg und Breitenfeld.

Während Gustav Adolf sich der Ostseegegenden bemächtigte, war er zugleich bedacht gewesen, den Widerstand gegen die Kaiserlichen im innern Deutschland zu beleben, und hierzu bot sich ihm durch die Lage der Dinge in Magdeburg eine günstige Gelegenheit. Diese Stadt sollte zum Mittelpunkt einer großen Bewegung gegen die kaiserliche Macht werden, zu einem „Diversionswerk", welches den Feind an der Elbe zurückhalte und den schwedischen Operationen freie Entfaltung lasse. Wir wissen (S. 921), daß Wallenstein im vorigen Jahre sich genöthigt gesehen hatte, die Belagerung aufzuheben; seitdem lagen die Kaiserlichen allenthalben im Erzstift zerstreut. Mit Gustav Adolfs Einwilligung und der sicheren Aussicht auf schwedische Unterstützung war dann der vertriebene Administrator Christian Wilhelm verkleidet in die Stadt gekommen und hatte durch die Ankündigung von dem Heranzug der Schweden den Widerstandsmuth der Bürgerschaft aufs Neue belebt. Mit dem König war ein förmliches Bündniß geschlossen, Truppen waren geworben und der Kampf gegen die im Erzstift zerstreuten kaiserlichen Besatzungen eröffnet worden. Um die Vertheidigung zu organisiren, war der schwedische Oberst Falkenberg, ein energischer Mann von militärischer Strenge, verkleidet in die Stadt gekommen, hatte sich des Commando's bemächtigt und die Befestigungen durch angestrengte Schanzarbeiten verstärken lassen. Die Hoffnung auf den baldigen Heranzug des Schwedenkönigs erhöhte den Muth des Widerstands; wir sahen jedoch, wie Gustav Adolf durch die Verhandlungen mit Sachsen und Brandenburg zurückgehalten wurde. Der Feldmarschall Pappenheim, der die Belagerung leitete, brannte vor Begierde, die trotzige Stadt zu Fall zu bringen; allein seine Streitkräfte waren zu gering, und der bedächtige Tilly wagte weder dem Schwedenkönig mit Aufbietung aller Macht zu einem entscheidenden Schlag sich in den Weg zu stellen, noch die Dinge vor Magdeburg zu Ende zu führen. Statt eines kühnen Sturms,

Magdeburgs Belagerung. 1631.

Oct. 1630.

wonach sein ungestümer Sinn stand, sah sich Pappenheim zu einer langwierigen
März 1631. Blokade gezwungen. Erst im Frühjahr, nachdem man dem schwedischen Commandanten Monate lang Zeit gelassen die Befestigungen zu verstärken, rückte Tilly gegen die Stadt heran. Die Truppenmacht, die sich jetzt um Magdeburg lagerte, betrug mehr als 25,000 Mann, während die Besatzung nicht viel über
April. 2000 zählte. Alsbald begann auch Pappenheim den Sturm auf die vorgeschobenen Schanzen; in ein paar Tagen waren die detachirten Außenwerke in seiner Hand.

Fall der Stadt. Zwar zog Tilly noch einmal ab, als er von Gustav Adolfs Marsch gegen Frankfurt hörte; auf die Kunde jedoch, daß der Platz bereits gefallen, kehrte er wieder um und nun begann der Angriff auf die Stadt mit aller Macht. Ein Werk, eine Schanze um die andere, mußte die tapfere Besatzung nach muthigstem Widerstand aufgeben; die Vorstädte wurden in Brand gesteckt, die Einwohner und die Besatzung in die Stadt aufgenommen. Immer näher wurden die Laufgräben und Trancheen gezogen, ein immer furchtbareres Geschützfeuer gegen die Mauern und Wälle eröffnet, und in der Stadt begann das Pulver auszugehen. Von der Bedrängniß der Belagerten hatte man draußen genaue Kunde; es gab noch viele kaiserlich und katholisch gesinnte Mißvergnügte in der Stadt. Tilly hatte ein Ultimatum gestellt, aber ehe die Antwort eintraf, begann
20. Mai. der allgemeine Sturm. Der unerwartete Angriff brachte die Besatzung aus der Fassung. Auf zwei Seiten drangen die Kaiserlichen ohne großen Widerstand in die Stadt ein. In den Straßen kam es zu einem furchtbaren, erbitterten Kampfe. Falkenberg und die besten seiner Offiziere und Soldaten fielen; der Administrator wurde verwundet und gefangen; man führte ihn nach Wien, wo er in der Folge zur katholischen Kirche übertrat. Und wie der Feind Meister der Stadt war, begann das Plündern und Rauben, das Morden und Schänden. Die entfesselte Soldatesca, von Niemandem in Schranken gehalten, kühlte in Blut und Zerstörung ihre Wuth und Rachsucht. Selbst jene Zeit, die an Kriegsgräuel aller Art überreich gewöhnt war und in der Verwüstung eroberter Städte, im Plündern und Morden das Recht des Siegers sah, schauderte vor dem entsetzlichen Schicksal, das über die alte blühende Reichsstadt verhängt wurde. Eine furchtbare Feuersbrunst, die von allen Seiten unaufhaltsam sich fortwälzte, machte Magdeburg schließlich zu einem Aschenhaufen. Wie der verheerende Brand entstanden, ist mit Sicherheit nicht mehr zu ermitteln. Die Domkirche, wo der Sieger ein Tedeum singen ließ, das Liebfrauenkloster und einige ärmliche Häuser und Fischerhütten war Alles, was übrig blieb. Die Geschichte hat Tilly's Andenken vielleicht mehr als gebührend mit den entsetzlichen Thaten in Magdeburg beladen. Wir finden freilich nicht, daß er sich bemüht hätte, der Wuth seiner Soldaten Einhalt zu thun; doch aber wird ein gerechter Richter nicht alle Gräuel, welche der verwildernde Krieg in immer steigendem Maße zur Folge hatte, dem einzelnen Führer zur Last legen dürfen.

Der Fall der jungfräulichen Stadt, die so manchen Angriff siegreich von ihren Mauern zurückgeschlagen, regte die Gemüther in Deutschland mächtig auf. Die Hoffnungen, welche die Protestanten auf den nordischen Retter gesetzt, wichen mit einemmal der tiefsten Verzagtheit, während die Katholischen aller Orten in maßlosen Jubel ausbrachen. Bald würden nun die Evangelischen ihr Felleisen packen müssen, meinte der Kurfürst von Trier, denn im Reich werde man sie nicht mehr dulden. Es wurden bereits Proscriptionslisten der Schuldigen und Mißliebigen aufgestellt. In der Erwartung, daß sich das kaiserliche Heer nunmehr mit aller Macht gegen die Schweden wenden werde, suchte sich Gustav Adolf zunächst des unzuverlässigen Kurfürsten von Brandenburg zu versichern. Als das schwedische Heer vor Berlin lag und ein Bombardement zu befürchten stand, ließ sich Georg Wilhelm endlich zu einem Vertrag mit Gustav Adolf herbei, worin er den Schweden das Besatzungsrecht von Spandau und Küstrin gegen das Versprechen späterer unentgeltlicher Wiedergabe einräumte. In der Besorgniß, von Schweden und Kaiserlichen gleichmäßig als Feind behandelt zu werden, gewann der Kurfürst den schweren Entschluß über sich, mit Gustav Adolf sich zu verbinden, nicht ohne gleichzeitig beim Kaiser und bei Sachsen diesen Schritt mit seiner verzweifelten Lage zu entschuldigen. Da Tilly sich keineswegs beeiferte, den Magdeburger Sieg auszunutzen und die Schweden in ihren festen Positionen in Brandenburg, Pommern, Schlesien aufzusuchen, so gewann Gustav Adolf Zeit, seine Stellung in den ausgedehnten Quartieren an der Ostsee zu erweitern und zu befestigen. Während in Schlesien der General Horn die kaiserlichen Truppen in Schach hielt und seine Aufstellungen bis Krossen vorschob, nahm der General Johann Baner Havelberg mit stürmender Hand und versicherte sich der wichtigsten Plätze im Brandenburgischen, und Pommern gerieth vollständig in die Gewalt der Schweden, als Ake Tott den letzten Ort, den die Kaiserlichen besetzt gehalten, Greifswald, zur Uebergabe brachte; der tapfere Commandant der Festung, Perusi, fiel im Kampfe. Von Pommern zogen die Schweden nach Mecklenburg und unterwarfen mit geringer Mühe das ganze Land bis auf Rostock und Wismar; unter dem Schutze der schwedischen Waffen kehrten die vertriebenen Herzöge zurück.

Folgen der Magdeburger Katastrophe. Vertrag mit Brandenburg. — *Juni 1631.* — *Juni*

Der Kriegführung des alternden Tilly gebrach je länger je mehr jede Thatkraft und Unternehmungslust. Die neuen kaiserlichen Regimenter abwartend, die aus Italien und den Niederlanden auf den deutschen Kriegsschauplatz befehligt wurden, wagte er nicht, die schwedischen Heere in ihren festen Stellungen in Brandenburg, Schlesien, Pommern, Mecklenburg anzugreifen. Er ließ Gustav Adolf Zeit, sich zu erholen, zu verstärken, mit Kursachsen zu verständigen, und trug seine Waffen gegen Thüringen und Hessen. Der junge Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, ein feuriger und thatkräftiger Mann, wie sie in der schlaffen deutschen Fürstengeneration der Zeit selten waren, hatte sich von Anfang an offen und entschieden an den Schwedenkönig angeschlossen. Er und der

Zögernde Kriegführung Tilly's.

gleichgesinnte Herzog Bernhard von Weimar waren unwillig von dem Leipziger Convent weggeritten. Unter dem Vorwande der dort beschlossenen „Defensionsverfassung" hatten sie begonnen zu rüsten und Bundesgenossen zu einer großen evangelischen Conföderation im Gegensatze zur Liga zu werben. Diese Fürsten gedachte nun Tilly zu züchtigen. Aber der Landgraf wies die Aufforderung, sein Kriegsvolk abzudanken, kaiserliche Besatzungen aufzunehmen, Contribution zu zahlen, entschieden ab, und als nun Gustav Adolf an die Elbe vordrang und in dem festen Lager bei Werben eine drohende Haltung annahm, sah sich Tilly genöthigt, von Hessen abzulassen und dem in Magdeburg lagernden Pap-
Juli 1631. penheim zu Hülfe zu ziehen. Bei Burgstall kam es zu einem hitzigen Treffen, in welchem mehrere kaiserliche Regimenter, das Montecuculi'sche, Bernstein'sche, Holk'sche fast ganz aufgerieben wurden, auf schwedischer Seite aber der junge Pfalzgraf Johann Casimir fiel. In den nächsten Tagen geriethen die beiden Armeen noch mehrfach hart aneinander, und die Schweden behaupteten durchgängig das Feld. Tilly sah ein, daß aus jenen Gegenden der Feind nicht mehr zu vertreiben sei. „Von den Wällen des Lagers zu Werben sah die erstaunte Welt zum ersten Mal Tilly, den Unbesiegbaren, ohne gesiegt zu haben, abziehen." Zugleich kamen auch hier im Lager die Verhandlungen mit dem Landgrafen von Hessen zum Abschluß, die erste wirkliche Allianz, die Gustav Adolf mit einem deutschen Fürsten einging.

Schwedisch-sächsische Allianz. Nunmehr begannen auch die deutschen Bundesgenossen des Schwedenkönigs, Bernhard von Weimar und der Landgraf Wilhelm, den Krieg. Die kaiserlichen Heerhaufen, die unter den Grafen Fugger und Egon von Fürstenberg aus Italien kamen, hatten die evangelischen Fürsten in Süddeutschland, welche dem Leipziger Bund angehörten, bewältigt und schickten sich an, den Widerstand in Hessen niederzuschlagen, als sie Tilly an die sächsische Grenze berief. Denn der kaiserlich-ligistische Feldherr gedachte nun, Kursachsen auf alle Weise, wenn es sein mußte, mit Waffengewalt, zum Anschluß zu bringen. Aller Augen waren jetzt auf den sächsischen Kurfürsten gerichtet, der noch in letzter Stunde von Gustav Adolf und dem Kaiser zu gleicher Zeit umworben und bestürmt wurde. War es doch eine Frage von entscheidender Bedeutung, auf welche Seite sich Kursachsen stellen werde, jetzt, da der „schwindsüchtige Leipziger Schluß", wie eine Flugschrift der Zeit sagt, nicht mehr aufrecht zu halten war, Kursachsen mit seinem Versuch, eine neutrale „deutsche" Partei zu bilden, zwischen zwei gewaltigen, feindseligen Mächten vollständig vereinzelt dastand. Die beiderseitigen Armeen zogen sich drohend an der sächsischen Grenze zusammen. Die Entscheidung in dieser kritischen Lage der kursächsischen Politik gab Tilly, welcher, noch ehe der Kurfürst sein letztes Wort gesprochen, in dessen Land einfiel und mit Plündern und Brandschatzen die Stifter Merseburg, Naumburg
11. Septbr. und Zeitz heimsuchte. Da schloß Johann Georg die Allianz mit Gustav Adolf und vereinigte sein Heer mit dem schwedischen. Mit Recht konnte der Kurfürst,

welcher durch seine Hingebung an den Kaiser der evangelischen Sache und der reichsständischen Freiheit soviel geschadet, in seinem Absagebrief an Tilly schreiben, er glaube für seinen Gehorsam besseren Dank verdient zu haben, als daß man sein Land mit Rauben, Plündern und Brennen bedränge.

Nachdem die Allianz abgeschlossen und die sächsischen und schwedischen Heere, zusammen etwa 47,000 Mann, sich vereinigt, galt es zunächst, die Kaiserlichen aus dem Kurfürstenthum hinauszuschlagen. Tilly hatte nach einem heftigen Bombardement Leipzig zur Uebergabe genöthigt, als die Meldung kam, daß der Vortrab der sächsischen Armee im Anzuge sei. Um den Feinden den Weg nach Leipzig zu verlegen, zog Tilly ihnen in nördlicher Richtung entgegen. Unweit Leipzig, bei Breitenfeld, stießen die beiden Armeen aufeinander und es kam zu einer großen und entscheidenden Schlacht, wie die Schweden noch keine auf deutschem Boden geschlagen hatten. Die alte spanische Taktik, wie sie Tilly repräsentirte, mit ihrer zermalmenden Wucht und schwerbeweglichen Aufstellung, trat zum erstenmal in einer entscheidenden Action der neuen schwedischen Kriegsweise gegenüber, die in Formation, Manövrirkunst und Bewaffnung an Stelle des Wuchtigen und Massenhaften das Prinzip der Leichtigkeit und Beweglichkeit gesetzt hatte. Die sächsischen Regimenter vermochten vor dem furchtbaren Anstoß der Kaiserlichen nicht Stand zu halten; sie flohen in wilder Auflösung und rissen auch schwedische Truppenabtheilungen mit sich. Allein der linke Flügel der schwedischen Aufstellung unter dem Feldmarschall Horn; unterstützt von andern schwedischen Regimentern, die Gustav Adolf selbst herbeiführte, hielt den Stoß der kaiserlichen Infanteriemassen auf. Es entbrannte nun ein furchtbarer mehrstündiger Kampf, Mann an Mann. Als der Abend herankam, waren die kaiserlichen Bataillone zersprengt und durchbrochen, ganze Regimenter aufgelöst oder niedergehauen. Tilly selbst war verwundet, viele seiner besten Offiziere gefallen; die ganze Artillerie war verloren; auf viele Tausende belief sich die Zahl der Todten und Gefangenen. Weit geringer war der Verlust der Schweden; von namhaften Männern fiel unter Andern der tapfere Oberst Teuffel.

Schlacht bei Breitenfeld. 17. Sept. 1631.

„Recht eigentlich", sagt G. Droysen, „die größere Kriegskunst, die militärischen Reformen Gustav Adolfs waren es, die diesen entscheidenden Sieg errungen hatten. Ohne sie würde Horn mit seinem linken Flügel der gewaltigen Uebermacht des feindlichen Centrums und rechten Flügels nicht zu widerstehen vermocht haben. So aber geschah das Unglaubliche, daß nur die schwedische Cavallerie, und von den sieben Infanteriebrigaden nur zwei an der Schlacht kämpfend Theil nahmen, und daß sie allein den Sieg entschieden. Daß es im Gefecht noch auf etwas Anderes ankommt, als auf die Kopfzahl, daß die vorzüglichere Waffenübung, die Lebhaftigkeit der Bewegung und die umsichtigere Leitung eher zum Siege führen, das zeigte diese Schlacht. Sie zeigte, daß die Reformen des schwedischen Heeres jene althergebrachte kaiserliche und ligistische Kampfesweise weit überholt hatten, und daß die österreichisch-bayerische Armee trotz ihres Rufs der Unbesiegbarkeit nicht unbesiegbar war."

Mit dem Sieg bei Breitenfeld hatte Gustav Adolf die Magdeburger Scharte ausgewetzt. Das evangelische Deutschland athmete wieder auf; der Name des nordischen Helden wurde gefeiert, wie kein anderer; in zahllosen schriftlichen und bildlichen Verherrlichungen des wunderbaren Sieges spricht sich die gehobene Stimmung der Protestanten aus, während im katholischen Lager kleinmüthige Klagen erschollen, daß „Gott lutherisch geworden".

3. Wallenstein und Gustav Adolf.

Wallenstein übernimmt das Commando wieder. Unter dem furchtbaren Eindruck der Breitenfelder Schlacht richteten sich die Blicke der Kaisers wiederum auf seinen alten Feldhauptmann, den Einzigen, zu dem das Heer noch Vertrauen hatte und der dem König Gustav Adolf gewachsen schien. Der Feldherr lebte in stolzer Muße auf seinen böhmischen Herrschaften, ohne je die militärischen und politischen Vorgänge aus dem Auge zu verlieren. Der Kaiser selbst holte von Zeit zu Zeit seinen Rath ein, und seit den ersten schwedischen Erfolgen sprach man davon, ihm aufs Neue das Commando zu übertragen. Wallenstein kam derartigen Anträgen keineswegs entgegen. Ganz andere Pläne und Gedanken erfüllten damals seinen ehrgeizigen und unruhigen Sinn. Er hatte sich dem König Gustav Adolf, seit er auf deutschem Boden stand, genähert; Arnim, Graf Thurn, Wallensteins Schwager Terzka waren die Zwischenträger von Verhandlungen, die bereits dem Abschlusse nahe gekommen waren, als man in Wien den Vorsatz faßte, dem Herzog den Oberbefehl des kaiserlichen Heeres aufs Neue zu übertragen. Wallenstein hatte sich anheischig gemacht, mit einem schwedischen Hülfscorps die habsburgischen Erblande zu unterwerfen und den Kaiser nach Italien zu jagen. Als Vicekönig von Böhmen wollte er Krieg gegen Kaiser und Liga auf eigene Hand führen bis zum völligen Ruin der Gegner. So tief hatten sich diese Gedanken bei Wallenstein bereits festgesetzt, daß er die erste Aufforderung des Kaisers, das Commando zu übernehmen, rund von der Hand wies. Als aber Gustav Adolf, der gegen diesen unergründlichen Charakter stets ein tiefes Mißtrauen hegte, zögerte, auf die doch immer abenteuerlichen Pläne des Herzogs einzugehen, sprang Wallenstein plötzlich zu andern Entschlüssen über, wie es in der Art dieses erregbaren Geistes lag, in welchem ein Ziel das entgegengesetzte, ein Entwurf den andern drängte. Als Fürst Eggenberg, der stets zu den Freunden Wallensteins am Hofe gehörte, in Dec. 1631. Znaim mit dem Feldherrn zusammentraf und ihn aufs Neue um Uebernahme des Oberbefehls ersuchte, willigte dieser ein, zunächst auf drei Monate, bis die kaiserliche Armee neuformirt wäre. Dem General wurden die bündigsten Versicherungen ertheilt, daß nicht wieder geistliche und höfische Einflüsse seine Wege durchkreuzen würden. Ohne Zweifel wurde ihm auch die Zurücknahme des Restitutionsedicts zugesagt und ihm so die Aussicht eröffnet, zunächst mit Sachsen Frieden zu schließen und dann das Werk der Pacification im Reich, wie er sie

verstand, zu Ende zu bringen. Nach Ablauf der ausbedungenen Frist über- April 1632. nahm Wallenstein den Oberbefehl dauernd als Generalissimus des römischen Reichs, des Hauses Oesterreich und der Krone Spanien, unter Bedingungen, die ihm eine vollständig unabhängige Stellung und reichen Lohn für seine Mühen und Kosten sicherten. Nicht nur daß ihm für den Fall des Verlustes von Mecklenburg ein anderes Reichsfürstenthum mit gleichem Einkommen zugesagt und einstweilen das Fürstenthum Glogau übergeben wurde; er sollte keinen unabhängigen Heerführer im Reiche neben sich zu dulden brauchen; die eroberten Lande sollte er nach seinem Gutdünken behandeln, die höchsten kaiserlichen Prärogativen, Confiscation und Begnadigung, nach seinem Ermessen üben dürfen, eine Fülle militärischer und politischer Gewalt, wie sie niemals im Reiche in der Hand eines Emporkömmlings vereinigt gewesen.

Wenige Tage nach dem Breitenfelder Siege war das Sachsenland vom Zug der Schweden nach Franken. Feinde gesäubert, Leipzig, Halle nahmen schwedische oder sächsische Garnisonen auf. In einer persönlichen Zusammenkunft Gustav Adolfs mit dem Kurfürsten wurden dann die weiteren Kriegsoperationen besprochen. Während der König durch Thüringen nach den Maingegenden und der fränkischen „Pfaffengasse" zu ziehen und die ligistische Macht in ihren eigentlichen Sitzen anzugreifen beschloß, sollte die sächsische Armee den Krieg in Schlesien und Böhmen führen. Auf diese Weise sollte das letzte Band zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten, in dessen Herzen die alte habsburgische Neigung noch immer nicht ganz erloschen war, zerschnitten werden. Noch dachte damals Gustav Adolf, die Verhandlungen mit Wallenstein würden zum Abschluß eines Bündnisses führen, an der Spitze des sächsischen Heeres und eines schwedischen Hülfscorps würde der General den Geist des Aufruhrs in Böhmen und den österreichischen Erblanden beleben, und so gleichzeitig an zwei Punkten ein entscheidender Schlag gegen die Feinde geführt werden. Demgemäß rückten die Sachsen unter Arnim in Böhmen ein und bemächtigten sich ohne Widerstand der Hauptstadt Prag durch Capitulation. In 15. Nov. 1631. ihrem Gefolge zogen die alten Insurgentenhäupter Thurn und Wenzel Ruppa wieder in die Heimat ein. Zum Hauptquartier des schwedischen Heeres für den Winter war Erfurt bestimmt. Ohne Gegenwehr besetzte Herzog Wilhelm von Weimar, der in diesen Tagen gleich den Fürsten von Anhalt eine förmliche Allianz mit Gustav Adolf schloß und als schwedischer General in Thüringen commandirte, die Stadt. Von Erfurt aus zog der König ohne Aufenthalt über den Thüringer Wald gen Franken. In den Stiftern Würzburg und Bamberg gerieth man in großen Schrecken; die geistlichen Herren suchten Rettung in schleuniger Flucht. Die Festungen Königshofen und Schweinfurt ergaben sich ohne Widerstand; ebenso die Stadt Würzburg; das Schloß Marienberg, der festeste Punkt im Bisthum, wurde durch Sturm genommen und lieferte reiche 18. Oct. Beute an Vorräthen, Kostbarkeiten, Waffen und literarischen Schätzen. In ganz Süddeutschland und am Rhein geriethen die Katholischen in Angst bei den Nach-

richten von Gustav Adolfs siegreichem Vordringen. Der Frankfurter Compositionstag, der noch einmal den matten Versuch gemacht hatte zwischen den beiden Confessionen zu vermitteln, stob in eiliger Flucht auseinander. Jedem war's, als ob ihm der Schwede schon auf dem Nacken säße. Die evangelischen Stände und Fürsten des fränkischen Kreises schlossen Verträge mit dem König und verpflichteten sich zu Contributionen und zur Truppenstellung; auch das reiche Nürnberg, Anspach und Bayreuth, der Herzog von Würtemberg gingen Allianzen mit dem König ein. In den eroberten fränkischen Gebieten, welche durch die Flucht der geistlichen Herren ihrer ordentlichen Regierung beraubt waren, ließ sich Gustav Adolf huldigen und setzte eine neue Landesverwaltung ein; die reichen Klöster wurden eingezogen und ergebene Anhänger im Lande oder verdiente Offiziere damit belohnt; Confiscationen in eroberten Ländern waren ja längst das Recht des Siegers geworden.

Schwedischer Siegeszug am Main und Rhein. Inzwischen hatte sich auch das Heer Tilly's, welches von der Breitenfelder Wahlstatt in wirrer Auflösung und Zerrüttung gegen die Weser geflohen war, einigermaßen gesammelt und hergestellt, hatte sich im Hessischen mit den Truppen Aldringers, Fuggers und des Herzogs Karl von Lothringen vereinigt und schickte sich, freilich noch immer in der kläglichsten Verfassung, an, dem Feinde in Franken entgegenzugehen. Sie gelangten auch brennend und sengend bis vor Würzburg und Nürnberg; allein weder zu einer offenen Feldschlacht, noch zu einer regelmäßigen Belagerung war dies Kriegsvolk mehr fähig. Gustav Adolf konnte die stark besetzten fränkischen Städte ohne Bedenken im Rücken lassen und zu weiteren Eroberungen ausziehen. Den Main abwärts trug er seine Waffen, ohne daß sich ihm irgendwo erheblicher Widerstand entgegengesetzt hätte; (Nov. 1631.) Hanau und Frankfurt öffneten die Thore; der Landgraf Georg von Darmstadt schloß seinen Frieden mit dem König. Bald standen die Schweden vor Mainz. Der Kurfürst hatte die Stadt verlassen und einer spanischen Truppenabtheilung die Vertheidigung übertragen. Es war dem König nicht lieb, daß er mit den Spaniern zusammentraf; er hatte stets daran festgehalten, daß er allein gegen den Kaiser nicht gegen das Gesammthaus Habsburg Krieg führe. Allein er konnte nicht vermeiden, daß es, nachdem das Heer den Rhein überschritten, bei Oppenheim zu einem Gefechte mit spanischen Truppen kam. Noch heute liegen in der dortigen St. Michaelskapelle Hunderte von spanischen Schädeln aufgeschichtet, viele mit den Spuren eines furchtbaren Hiebs oder einer Flintenkugel. Freilich hatte dieser factische Kriegszustand noch nicht die förmliche Kriegserklärung zwischen den beiden Mächten zur Folge. (23. Decbr.) Die spanische Besatzung in Mainz leistete geringen Widerstand, als Gustav Adolf ernstliche Anstalten zur Belagerung traf. Mit der Uebergabe von Mainz, welches der König nunmehr zum Hauptquartier und Mittelpunkt der militärischen und politischen Operationen bestimmte, fanden die glänzenden Kriegsthaten dieses Jahres ihren würdigen Abschluß. In unglaublich raschem Zug hatten die schwedischen Heere halb

Deutschland durchschritten, im Laufe weniger Monate ihre Quartiere aus dem märkischen Sand nach den gesegneten Landen am Rhein und Main verlegt. Ihrem siegreichen Vordringen einen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen, war gar nicht mehr versucht worden. Ungehindert schalteten schwedische Beamte und Offiziere in den eroberten Ländern der ligistischen Fürsten, und die gothischen und finnischen Bauern, denen der Krieg bisher eine einzige Kette unerhörter Strapazen und Entbehrungen gewesen, labten sich an den Gaben des fruchtbaren Maingau's, dem unbekannten Genusse des feurigen Frankenweines. Auch die Pfalz, Frankenthal, Speier, Mannheim, fielen fast ohne Schwertstreich in die Hände Bernhards von Weimar.

Französische Politik und Stellung der Liga.

In Mainz, wo der König während des Winters Hoflager hielt, entfaltete sich alsbald ein ungemein reges diplomatisches Treiben; denn das Hauptquartier des Königs von Schweden war jetzt der Mittelpunkt der europäischen Politik. Auch der flüchtige Kurfürst und Böhmenkönig Friedrich hatte sich im schwedischen Hoflager eingefunden. Es waren merkwürdige und bedeutsame Unterhandlungen, welche damals die Diplomatie beschäftigten: Es galt Schweden und die Liga zu einem Vergleich zu bringen, die letztere von dem Kaiser zu trennen, ihre Neutralität herbeizuführen. Dies war das Ziel Richelieu's, der mit Bedauern bemerkte, wie die schwedischen Waffen viel mehr dem katholischen Reichsfürstenthum als dem Hause Habsburg gefährlich waren. Im französischen Interesse aber lag es, alle den Tendenzen des Gesammthauses Habsburg feindlichen Mächte, und dazu gehörte die katholische Fürstenschaft in gewisser Hinsicht nicht minder als die Schweden, zu vereinigen und zu unterstützen, nicht sie in gegenseitigem Kampfe sich schwächen und aufreiben zu lassen. Herstellung des Reichs auf der alten Grundlage der ständischen Verfassung, mit Ausschluß der monarchischen Gelüste des Kaisers, war das Ziel der deutschen Politik des Kardinals; hiezu aber konnte es nicht förderlich sein, wenn man der kurfürstlichen Macht so schwere Schläge versetzte, wie es durch die jüngsten Thaten der schwedischen Armee geschehen war. „Composition" zwischen Gustav Adolf, mit welchem Frankreich in Allianz stand, und der Liga, mit welcher die französischen Verbindungen nie abgebrochen worden, war daher seit geraumer Zeit das Ziel der Staatskunst Richelieu's. Die französischen Werbungen setzten zunächst bei Maximilian von Bayern und den geistlichen Kurfürsten an. Der Gedanke der „Neutralität" fand bei diesen Fürsten günstige Aufnahme; wußte man doch bei der jämmerlichen Verfassung des ligistischen Kriegswesens kein anderes Mittel, dem Siegeszug der Schweden Einhalt zu thun, die eroberten katholischen Länder wieder zu gewinnen, dem Verlust der noch nicht eroberten vorzubeugen. Man schmeichelte sich auch mit der Hoffnung, aus einem solchen Vergleiche einen „Generalfrieden" hervorgehn zu sehen. Es fragte sich nur, ob Schweden geneigt sei, auf Grund der Restitution aller den Katholischen genommenen Gebiete die Neutralität der Liga anzuerkennen. Gustav Adolf aber war keineswegs gewillt, ohne Garantien für deren redliche Absichten so zweifelhafte Freunde in bewaffneter Neutralität hinter sich zu lassen. Er verlangte Abdankung des ligistischen Kriegsvolks, Räumung aller während des Kriegs occupirten evangelischen Gebiete, Preisgebung des Kaisers und jedes sonstigen Feindes von Schweden u. A., wogegen er nur die Einstellung weiterer Feindseligkeiten und die Anerkennung der Neutralität, nicht aber Zurückgabe des Eroberten zugestehen wollte. Die französischen Diplomaten, welche die Schweden unter allen Umständen zum Angriff auf die kaiserlichen Erblande und zum Abzug aus den rheinischen Gegenden zu bewegen suchten, riethen auch auf diese Bedingungen einzugehen, allein der Kurfürst von Bayern, der

es mit seinen Friedenserbietungen ohnehin nicht aufrichtig meinte, der den Waffenstillstand durch kriegerische Rüstungen und Anordnungen brach, der in seinem tiefsten Innern verletzt war durch die Kunde, daß man ihn in Rom verrätherischer Absichten zeihe — der Kurfürst von Bayern entschied sich für Fortsetzung des Kriegs. Da aber die geistlichen Kurfürsten weder willig noch fähig waren, sich der kriegerischen Politik Bayerns anzuschließen, so war die Liga factisch aufgelöst und zersprengt.

Die Sachsen aus Böhmen vertrieben. Für den Kaiser war es ein Glück, daß sich der einzige katholische Reichsfürst, der überhaupt noch eine Macht darstellte, entschieden von diesen französisch-schwedischen Friedensplänen lossagte. Zugleich wurde auch ein neues österreichisch-14. Febr. 1632. spanisches Bündniß abgeschlossen, und Wallenstein nahm ernstlich die militärische Action wieder auf, zunächst gegen die Sachsen, die man inzwischen vergeblich, trotz der bekannten Neigung des Kurfürsten zum Kaiser und seines stets gespannten Verhältnisses zu Gustav Adolf, zu bestimmen versucht hatte, sich von Schweden loszusagen und einen Separatvergleich mit Oesterreich zu schließen. Binnen eines Monats nach der definitiven Uebernahme des Commando's trieb Wallen-Mai 1632. stein die Sachsen wieder aus Böhmen hinaus, ohne daß ernstlicher Widerstand geleistet worden wäre. Der Kurfürst hatte den Krieg von Anfang an mit großer Schonung gegen die katholische Kirche und die kaiserliche Regierung geführt, um sich den Rückzug zu Ferdinands Gnade nicht zu erschweren.

Gustav Adolf gen Franken und Bayern. Tilly's Tod. Der Feldmarschall Gustav Horn, der als „Director des Würzburgischen Fürstenthums“ in Franken stand, hatte inzwischen die schwedischen Besitzungen durch die Einnahme von Bamberg erweitert und die nahezu offene Stadt in der Eile einigermaßen befestigen lassen. Allein auch Tilly nahm die Operationen nunmehr wieder auf und es gelang ihm unter steten kleinen Gefechten mit den März 1632. Schweden, Bamberg aufs Neue zu besetzen. Auf die Kunde, daß in Franken der Krieg wieder begonnen, beschloß Gustav Adolf die Rheinlande, wo er inzwischen die Spanier aus mehreren festen Plätzen vertrieben, zu verlassen und seinem bedrängten Feldmarschall Horn zu Hülfe zu ziehen. Mit ihm vereinigt wollte er sich auf Tilly werfen, die Donau überschreiten, in das Land seines hartnäckigsten Feindes, des Kurfürsten von Bayern, eindringen. Bei Schweinfurt fand demgemäß die Vereinigung der „Royalarmee“ mit dem Hornschen Corps statt und gleich darauf hielt Gustav Adolf, begleitet von dem pfälzischen März. „König von Böhmen“, seinen prunkvollen Einzug in Nürnberg, mit Jubel und Freude von dem evangelischen Volke empfangen. Dann ging es in Eilmärschen südwärts gegen die Donau. Die alte Reichsstadt Donauwörth wurde nach heftigem Bombardement von der bayerischen Besatzung geräumt und damit den Schweden der Paß über den Strom geöffnet. Ohne Widerstand wurden die Plätze an der Donau von Wörth bis Ulm besetzt. Am Lech versuchte Tilly noch einmal, den schwedischen Siegeszug aufzuhalten. Bei der Festung Rain auf dem rechten Lechufer hatte er eine stark verschanzte Stellung eingenommen, um dem Feind den Eintritt in Bayern zu verwehren. Allein Gustav Adolf überschritt auf einer Schiffbrücke den Fluß. Die Bayern hatten sich in einem Gehölze

festgesetzt und wurden hier durch eine furchtbare Kanonade bedrängt. Nach schweren Verlusten wurde der Rückzug gegen Ingolstadt angeordnet. Tilly selbst war von einer Kugel ins Bein getroffen worden und wurde auf den Tod verwundet nach der Donaustadt geschafft. Dort starb der alte Kriegsheld, der seit mehr als einem Jahrzehnt an der Spitze der ligistischen Armee gestanden, noch im Augenblick des Todes mit kriegerischen Gedanken beschäftigt. 20. April 1632.

Nun war der Schlüssel ins Bayerland gewonnen, wenige Tage nach dem Sieg bei Rain öffnete die Stadt Augsburg, wo das protestantische Kirchenwesen sich der katholischen Reaction kaum mehr erwehrte, die Thore, fügte sich in die Wiedereinsetzung des früheren evangelischen Rathes, nahm eine schwedische Garnison auf, verpflichtete sich zu einer Contribution und leistete dem König den Huldigungseid, nachdem er sie versichert, daß er damit der Reichsunmittelbarkeit der Stadt nicht zu nahe treten wolle und nicht daran denke, sie schwedisch zu machen. Die Einnahme Augsburgs, der Geburtsstätte der lutherischen Confession, die Befreiung dieser alten evangelischen Stadt von dem „papistischen Joche" trug wie kein anderes Ereigniß dazu bei, den Namen des siegreichen Schwedenkönigs als des Glaubensretters im ganzen protestantischen Deutschland gefeiert zu machen. Nun galt es, Ingolstadt, den festesten Platz in Bayern, zu nehmen. Vor der Stadt kam es zu neuen Gefechten; dem König selbst wurde bei einer Recognoscirung das Pferd unter dem Leibe erschossen. Allein die Bayern wagten nirgends mehr Stand zu halten; sie beschlossen noch weiter die Donau hinab, nach Regensburg zu gehen, um dem sehnlich erwarteten Wallensteinschen Zuzug näher zu sein und sich mit den Kaiserlichen vereinigen zu können. Gustav Adolf hielt sich damals mit der Belagerung des festen Ingolstadt nicht auf; er drang in das innere Bayern vor, um die Macht des Kurfürsten im Herzen zu treffen. Landshut, Freising, Gegenden, die vom Kriege noch wenig gelitten hatten und gute Quartiere boten, ergaben sich, dann auch die Landeshauptstadt München, wo Gustav Adolf eine werthvolle Beute an mehr als hundert vergrabenen bayerischen Geschützen machte. Mit welchen Gefühlen mag damals Friedrich von der Pfalz die Residenz seines feindlichen Blutsverwandten betreten haben! Aber der Schwedenkönig war ein schonungsvoller Sieger. Es wurde keine Vergeltung geübt für die Verwüstung der Pfalz. Von München zog Gustav Adolf nach Schwaben, wo eine gefährliche Bewegung unter den Bauern, unterstützt von kaiserlichem Kriegsvolk aus dem Elsaß und Breisgau, ausgebrochen war. Die aufständischen Bauern in Schwaben wurden zur Ruhe gebracht, der kaiserliche Oberst v. Ossa zurückgeschlagen. An einer völligen Unterwerfung Schwabens wurde der König nur durch die Nachrichten aus Sachsen gehindert, welche ihn auf einen andern Kriegsschauplatz riefen. Die schwedischen Eroberungen in Bayern. Mai.

Die sächsische Kriegführung hatte von Anfang an einen Mangel an Entschlossenheit und Energie gezeigt, der gegen den kühnen Siegeszug des schwedischen Heeres merklich abstach. Gustav Adolf hatte sich nie der Täuschung hin- Unsichere Haltung Sachsens.

gegeben, in Sachsen einen aufrichtigen und zuverlässigen Bundesgenossen gefunden zu haben; er wußte wohl, daß der Kurfürst nur durch die Noth gezwungen die schwedische Allianz eingegangen war, daß er unablässig darauf sann, wie er, im Verein mit Brandenburg, einen Separatfrieden mit dem Kaiser zu Stande bringen und die Schweden auf möglichst glimpfliche Art aus dem Reich entfernen könne. Statt nach Oesterreich selbst vorzudringen und die kaiserliche Macht in ihrem Kerne zu treffen, blieben die Sachsen ruhig in ihren böhmischen Winterquartieren liegen, und ihr Führer, der Feldmarschall Arnim, unterhandelte unter des Kurfürsten Mitwissenschaft und Billigung mit Wallenstein über die Bedingungen des Friedens, bevor und nachdem dieser den Oberbefehl über das kaiserliche Heer übernommen. Arnim war die Seele dieser Friedenspolitik, die mit der Feindseligkeit gegen Schweden und dem Bruch des Vertrags gleichbedeutend war, und des Kurfürsten Herzensneigung zog ihn auf dieselbe Bahn. Wallenstein und Gustav Adolf bestürmten den Dresdener Hof gleichzeitig, jener, den Vertrag abzuschließen, dieser, an dem Bunde festzuhalten und die sächsischen Truppen mit den schwedischen zu vereinigen. Unentschlossen und doppelzüngig wie immer wagte Johann Georg nach keiner Seite eine Entscheidung. Auf einer persönlichen Conferenz Wallensteins und Arnims wurden die Friedensbedingungen festgesetzt und bereitwillig die Aufhebung des vornehmsten sächsischen Klagepunkts, des Restitutionsedictes, zugesichert. Binnen wenigen Tagen sollte sich der Kurfürst entscheiden. Gleichzeitig eröffnete Wallenstein, um einen Druck auf diese Entscheidung auszuüben, auch den Krieg wieder, nahm Prag und trieb die Sachsen vom böhmischen Boden weg bis Pirna. Der kaiserliche Generalissimus wurde immer dringender in seinen Werbungen; er erbot sich sogar zur Ausfertigung eines Blankets, auf welchem der Kurfürst selbst die Friedensbedingungen verzeichnen sollte. Allein in letzter Stunde trat Johann Georg dennoch von diesen lockenden Anerbietungen zurück. Die Furcht vor der schwedischen Macht und Mißtrauen in Wallensteins Aufrichtigkeit, vielleicht auch ein Rest von Schamgefühl, mögen den kleinmüthigen, schwachen und ränkevollen Fürsten schließlich vom Verrathe an dem Bundesgenossen und der evangelischen Sache abgehalten haben. Freilich war er damit noch weit entfernt, sich die Ideen anzueignen, in denen sich damals Gustav Adolfs Friedenspolitik bewegte.

21. Mai 1632.

22. Mai.

Gustav Adolfs politische Ziele.

Die Grundlagen, auf welchen Schweden einen dauernden Frieden aufzurichten geneigt war, bestanden zunächst in der Sicherung seiner Ostseeherrschaft, in der Abtretung des Küstenlandes Pommern, das dabei Reichsland bleiben könne, wie Holstein unter dänischer Herrschaft; zur „Stabilirung des gemeinen evangelischen Wesens", meinte der König ferner, sei die Bildung eines umfassenden evangelischen Bundes, eines „corpus Evangelicorum" nothwendig, auf welchem „das Fundament des Friedens und der Sicherheit zu ruhen vermöchte". Das Directorium dieses Bundes würde am besten dem König von Schweden übertragen. Den Gedanken, die deutsche Kaiserkrone zu erwerben, den

man ihm oft zugeschrieben, mag Gustav Adolf kaum je im Ernste gehegt haben. „Aber innerhalb des deutschen Kaiserreichs sollte das evangelische Deutschland sich einigen, verfassungsmäßig ordnen, um so, geeint und geordnet, mit Haupt und Gliedern ferneren Uebergriffen der katholisch-habsburgischen Partei entgegenzutreten. Gustav Adolf wünschte mit Pommern ein deutscher Reichsstand zu werden, um fernerhin zum Eintritt in dieses corpus Evangelicorum berechtigt, verpflichtet zu sein, und durch rechtmäßige Wahl seiner evangelischen Mitstände in Deutschland das Haupt ihres corpus zu werden, wie er sich jetzt, ohne von ihnen gerufen zu sein, zu ihrem Haupt aufgeworfen hatte und an ihrer Spitze auch für ihre Interessen kämpfte." In diesen Gedankenkreisen bewegte sich damals die schwedische Politik. Allein bei Kursachsen fanden so weitgehende Pläne kein Entgegenkommen. Die Idee eines großen evangelischen Bundes unter schwedischem Protectorat war ein so scharfer Bruch mit der alten Reichsverfassung, daß sich am allerwenigsten die sächsische Politik mit ihrer traditionellen conservativen Richtung damit befreunden konnte. Man mußte für den Augenblick froh sein, den Kurfürsten nur vom offenen Anschluß an die kaiserliche Sache abgehalten zu haben.

Die Kunde von den verdächtigen Unterhandlungen zwischen Kursachsen und Wallenstein, dann die Nachricht, daß der kaiserliche Feldherr Prag genommen und gegen Sachsen vordringe, traf Gustav Adolf auf seinem Feldzuge in Schwaben und überzeugte ihn, daß seine Anwesenheit auf jenem Kriegstheater nothwendiger sei. Den General Baner in Bayern und den Herzog Bernhard von Weimar in Schwaben zurücklassend, zog der König nordwärts, um dem Kurfürsten von Sachsen gegen Wallenstein beizustehen. Allein die strategischen Pläne Gustav Adolfs wurden durch die Vereinigung des bayerischen Heeres mit Wallenstein, welche der König vergeblich zu hindern gesucht, vereitelt. Bei Weiden, auf der Straße von Regensburg nach Eger, stießen die Spitzen der beiden Armeen zusammen und schickten sich an vereinigt mit gewaltiger Uebermacht gegen Gustav Adolf zu ziehen, dessen Heerestheile weit zerstreut waren. Der König, welcher bereits bis Hersbruck und Vilseck vorgerückt war, beschloß jetzt, Nürnberg zum Sammelpunkt seiner Truppen zu machen und dort abzuwarten, wohin der Feind sich wenden werde. Die Stadt wurde mit Lebensmitteln auf das Reichste proviantirt, die Befestigungen verstärkt und erweitert; die Bürgerwehr trat unter Waffen. Eine weite Schanzlinie machte Stadt und Umgegend zu einem befestigten Lager, dergleichen man noch keines in Deutschland gesehen. Zugleich wurden die in andern Gegenden stehenden Befehlshaber angewiesen, so rasch als möglich die verfügbaren Streitkräfte in das Hauptquartier nach Nürnberg zu senden. Denn schon rückte Wallenstein heran, rieb die Heeresabtheilung des Obersten Taupadel auf, vollzog zu Neumarkt die vollständige Vereinigung mit den Bayern, und näherte sich, 60- bis 80,000 Mann stark, Nürnberg. Unweit der Stadt schlug auch der kaiserliche Feldherr ein verschanztes

Der Krieg um Nürnberg.

Juni 1632.

Lager auf, das sich in einem Umfang von mehr als zwei Meilen zwischen Stein und Fürth ausdehnte. Es begann nun ein merkwürdiger Belagerungskrieg, wie er mit solchen Heeresmassen noch nicht geführt worden war. Wallenstein wich jedem größeren Zusammenstoß aus, Scharmützel und Vorpostengefechte, ein gelegentlicher Handstreich auf ein Festungswerk oder die Abfassung eines Provianttransports waren Wochen hindurch die einzigen Kriegsthaten im freien Felde. Der kaiserliche Feldherr rechnete auf die Wirkung des Hungers in der eingeschlossenen, von Menschen überfüllten Stadt, und in der That begannen sehr bald die reichen Vorräthe zu schwinden, Mangel und Seuchen entsetzlich um sich

August 1632. zu greifen. Den Weisungen des Königs entsprechend, zogen auch von den andern Kriegsschauplätzen gewaltige Truppenmassen auf Nürnberg. In Windsheim sammelte der schwedische Reichskanzler Oxenstierna diese Heeresabtheilungen und vereinigte sich mit der Royalarmee, ohne daß Wallenstein auch nur versucht hätte diese Vereinigung zu hindern.

Niederlage u. Abzug der Schweden. Nachdem das ausgehungerte schwedische Lager nunmehr noch durch das zahlreiche „Succursvolk" vermehrt worden, mußte auf alle Weise eine rasche Entscheidung erzwungen werden. Da Wallenstein nach wie vor ruhig in seinen Verschanzungen liegen blieb, beschloß Gustav Adolf den Sturm auf die feindlichen Positionen.

24. Aug. Mit todesmuthiger Kampflust gingen die Schweden, grüne Zweige an den Hüten, gegen das kaiserliche Lager vor, nicht achtend der furchtbaren Verheerungen, welche die feindlichen Geschütze in ihren Reihen anrichteten. Zurückgewiesen drangen sie stets von Neuem an, und es entspann sich ein Kampf, wie er wüthender und blutiger kaum in diesem Kriege stattgefunden. Dem Ungestüm der Schweden hielt Wallenstein dieselbe unerschütterliche Ruhe entgegen, die er von Anfang an zu Gustav Adolfs Verwunderung und Aerger in diesem Nürnberger Belagerungskrieg bewahrt. Am hitzigsten entbrannte der Kampf um die „alte Feste" oder den „Burgstall", eine Ruine im Walde, welche die Kaiserlichen mit Pallisaden und Gräben umgeben, mit Kanonen stark besetzt und zu einer der festesten Positionen gemacht hatten. Dreimal stürmten die Schweden den „Burgstall" und dreimal warf Aldringer sie wieder hinaus. Am folgenden Tage wurde der Sturm erneuert. Allein trotz aller Anstrengung vermochten die Schweden den Feind nicht aus seinen festen Stellungen zu drängen. Nach den schwersten Verlusten mußte Gustav Adolf von seinem Versuch, das Wallensteinsche Lager zu stürmen, abstehen. Das erste Zusammentreffen mit dem Friedländer war eine Niederlage, und der Kriegsruhm des kaiserlichen Generalissimus strahlte in neuem Glanze. Bald nach dem mißlungenen Sturm

8. Sept. brach Gustav Adolf sein Lager ab und führte sein Heer von Nürnberg weg, wo es fast drei Monate gelegen; doch ließ er eine ansehnliche Besatzung in der Stadt, damit sie sich auch ohne ihn zu halten vermöchte. Als Wallenstein sich überzeugt hatte, daß die Schweden in der That die Stadt verlassen und nicht etwa eine Kriegslist angewandt hätten, um ihn aus dem Lager zu locken, brach auch er auf.

Inzwischen hatten auch am Rhein die kriegerischen Operationen ihren Fortgang gehabt. Es herrschte hier, wo kaiserliche, spanische, schwedische und französische Truppen kämpften, ein grauenhaftes Getümmel. Kaum verlohnt es der Mühe, die einzelnen Züge dieses ebenso verwüstenden, als an großen Entscheidungen armen Treibens zu verzeichnen. Die Franzosen hatten sich vom Herzog von Lothringen Aufnahme in dessen Festungen und freien Paß gegen den Rhein erzwungen. Auch der Kurfürst von Trier, Philipp Christoph von Sötern, in seiner Furcht vor Schweden und Spaniern, hatte sich in den Schutz der Franzosen begeben, und ihnen die Besatzung seiner Festungen, vor allen Coblenz und Ehrenbreitstein, zugesagt. Mit Mißtrauen blickte Gustav Adolf auf diese Uebergriffe der französischen Politik und der französischen Waffen, auf diesen offenen Versuch, sich am Rhein festzusetzen. Die Verschiedenartigkeit der Interessen und Bestrebungen hinsichtlich der deutschen Politik trat mehrfach so scharf hervor, daß ein Bruch zwischen den beiden Kronen ernstlich in Aussicht stand. Die Furcht vor dem gemeinsamen Gegner, der spanischen und kaiserlichen Heeresmacht, hielt jedoch schließlich das wankende Bündniß immer wieder aufrecht, und der Abzug Gustav Adolfs auf den fränkischen und bayerischen Kriegsschauplatz lenkte seine Aufmerksamkeit von den Vorgängen am Rhein ab. Die Besetzung der trierschen Festungen stieß übrigens auf ein unerwartetes Hinderniß. Das Domcapitel, unzufrieden mit dem Abschluß des französischen Schutzvertrags, rief die Spanier aus Luxemburg herbei, die denn auch Coblenz besetzten, noch ehe dies den Franzosen möglich war. Von da zogen die Spanier unter dem Grafen von Embden südwärts, während gleichzeitig der Herzog von Lothringen, mit dem Kaiser und Bayern im Einvernehmen, von Neuem zu den Waffen griff und die kaiserlichen Generale Ossa und Montecuculi vom Elsaß aus sich auf dem rechten Rheinufer ausdehnten. Der schwedische Oberst Horneck in Speier schloß mit den Spaniern eine schimpfliche Capitulation. Auf dem rheinischen Kriegsschauplatz geriethen die Schweden nachgerade in arge Bedrängniß und mußten jetzt froh sein, daß die Franzosen die militärischen Operationen energisch fortführten. Die Marschälle de la Force und d'Effiat rückten in Lothringen ein, belagerten Nancy, nöthigten den Herzog aufs Neue zum Frieden und zur Abtretung eines Theils seines Landes. Zugleich versuchte man die Spanier aus dem Erzstift Trier zu vertreiben. Der Triersche Commandant in Ehrenbreitstein öffnete den Franzosen die Thore. Bald darauf schloß auch der spanische General Merode in Coblenz mit dem schwedischen Feldmarschall Horn eine Capitulation. Der niederländische Krieg, der nur in Zwischenräumen Streifzüge an den oberen Rhein gestattete, hinderte die Spanier an der vollen Machtentfaltung in jenen Gegenden, und Horn konnte in den folgenden Monaten am Rhein, an der Mosel, im Elsaß mit Erfolg weiter operiren, während ein anderer Theil der rheinischen Armee dem schwedischen König nach Nürnberg zu Hülfe zog.

Kriegerische Vorgänge am Rhein. 1632.

April.

Juni.

Juli.

4. Gustav Adolfs Tod.

Nach seinem Abzuge von Nürnberg schwankte Gustav Adolf, wohin er zunächst die Waffen tragen solle. Wohl erfuhr er, daß auch Wallenstein aufgebrochen sei, und konnte nicht in Zweifel sein, daß dessen Marsch gegen Sachsen gerichtet war. Allein er glaubte den Kurfürsten stark genug, um dem Feinde zu widerstehen, und ein Einfall in die österreichischen Erblande, so rechnete er weiter, würde den General überdies bald zum Abzug veranlassen. Der alte Plan, die Donau abwärts zu ziehen und Oesterreich zu besetzen, tauchte wieder

Schwankende Entschlüsse Gustav Adolfs.

in seiner Seele auf. Die Gelegenheit schien günstiger als je. In Oesterreich ob der Enns hatte die gewaltthätige kirchliche Reaction das Landvolk seit langer Zeit in Aufregung und Gährung erhalten. Im Vertrauen auf schwedische Hülfe brach ein Bauernaufstand in Oesterreich aus. Der König hatte die Rebellen ermuntert und seiner Unterstützung versichert. Wie nahe lag es jetzt, dem Aufstand mit Waffengewalt zu Hülfe zu kommen und dem Kaiser „ein Feuer anzuzünden, daß er genug daran zu löschen hätte". Einen Theil seines Heeres dem Herzog Bernhard von Weimar übergebend, gedachte Gustav Adolf mit dem andern nach Oesterreich zu ziehen. Dann aber gab er diesen Plan wieder auf und wollte sich nach dem Bodensee wenden, um Schwaben und den Oberrhein völlig zu unterwerfen. Die frühere Sicherheit und Entschlossenheit wohnte ihm Wallenstein gegenüber nicht mehr inne. Aenstlich betrachtete er die Bewegungen dieses Gegners und änderte danach seine Pläne.

Die Heere gen Sachsen. Der kaiserliche General setzte inzwischen seinen Marsch gen Sachsen fort. Schon vorher hatte eine kaiserliche Heerabtheilung unter Holke einen Einfall in das Kurfürstenthum gemacht, war bis Meißen, Chemnitz und Dresden gestreift und hatte durch gräuliche Verheerungen Furcht und Entsetzen verbreitet. Ihnen nach folgte der Feldzeugmeister Gallas, nahm Freiberg und Meißen und hauste nicht viel glimpflicher als Holke. Und bald darauf vereinigte sich Wallenstein October 1632. in Altenburg mit den Kriegshaufen dieser beiden Generale. Leipzig öffnete nach einem heftigen Bombardement den Kaiserlichen die Thore. Zugleich näherte sich auch Pappenheim den kursächsischen Grenzen. Er hatte in der Zwischenzeit in Niedersachsen und Westfalen gegen die schwedischen Corps von Kagg, Tott und Baudissin und den Landgrafen Wilhelm von Hessen meisterhaft operirt, war dann zum Entsatze des von dem Prinzen von Oranien belagerten Mastricht gezogen, nach dem Falle der Festung an die Weser zurückgekehrt, und vereinigte sich jetzt bei Leipzig mit Wallenstein. So zog sich von allen Seiten eine gewaltige Heeresmacht gegen Sachsen zusammen. Es war dringende Gefahr, daß der Kurfürst jetzt durch Waffengewalt zum Abfall von Schweden gezwungen würde; ganz Niederdeutschland und die Ostseeküste, die Errungenschaft so vieler Anstrengungen, war bedroht; der schwedischen Armee selbst konnte der Rückzug verlegt werden. Schon machte sich in Deutschland und bei den auswärtigen Mächten das Gefühl und die Ahnung geltend, daß der Stern des Königs im Erbleichen sei. Da gab Gustav Adolf alle andern Kriegspläne auf und beschloß mit gesammter Macht dem Feinde in Sachsen entgegenzutreten. An den Landgrafen Wilhelm, an Baudissin, an Herzog Bernhard erging der Befehl, sich bei Erfurt mit der Royalarmee zu vereinigen, während Pfalzgraf Christian von Birkenfeld die eingenommenen Plätze in Schwaben und an der Donau besetzt halten und das bayerische Heer, das sich von Wallenstein bei seinem sächsischen Zug getrennt hatte, beschäftigen, und der Reichskanzler Oxenstierna als „bevollmächtigter Legat in Oberdeutschland" die Verwaltung der eroberten südwestdeutschen Gebiete führen

sollte. Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, brach Gustav Adolf auf und zog über den Thüringer Wald. Bei Naumburg wurde Halt gemacht und ein verschanztes Lager geschlagen, um die Zusammenziehung der Truppen abzuwarten.

Der Kurfürst von Sachsen zeigte auch in dieser entscheidenden Lage die Unschlüssigkeit und Unzuverlässigkeit, die ihm von Anfang an eigen gewesen. Während sein Heer unter Arnim in Schlesien stand und durch allerlei Bedenken und Ausflüchte die Vereinigung mit den Schweden verzögerte, focht Gustav Adolf allein den Kampf aus. Noch ehe seine Truppen sich vollständig gesammelt hatten, brach der König von Naumburg auf, als er erfuhr, daß die Wallensteinsche Armee im Anmarsche nach der Gegend von Merseburg und Lützen sei. Hier, bei Lützen, „auf der großen Wahlstatt der Völkerschlachten alter und neuer Zeit", kam es an einem nebeligen Novembermorgen zum entscheidenden Zusammentreffen, zu einem von der Frühe bis zum Abenddunkel währenden gewaltigen Ringen, wie es die Kriegsgeschichte selten zu verzeichnen hat. Am heißesten entbrannte der Kampf auf dem schwedischen rechten Flügel, wo der König selbst befehligte. Der tapfere Pappenheim, der mit der Cavallerie soeben von Halle kommend die schwedischen Regimenter zu durchbrechen suchte, wurde tödtlich verwundet vom Schlachtfeld getragen; auch Octavio Piccolomini, der an diesem Tage Ausgezeichnetes leistete, wurde mehrfach verwundet. Als Gustav Adolf selbst ein neues Regiment ins Treffen führte, erhob sich ein entsetzliches Handgemenge, und der König sank, zum Tode getroffen, vom Pferde. Der Fall des Führers entflammte den Kampfesmuth der Schweden von Neuem, unter Herzog Bernhard und dem General Kniphausen setzten sie die Schlacht fort, bis das nächtliche Dunkel hereinbrach. Herzog Bernhard, der Held des Tages von Lützen, hatte sich der Positionen der Kaiserlichen bemächtigt; die Truppen Wallensteins waren erschöpft oder nicht mehr zusammenzuhalten; der Feldherr beschloß den Rückzug anzutreten; das Pappenheimsche Fußvolk, das am Abend ankam, wies er an, die Schlacht nicht mehr zu erneuern. Die Kaiserlichen zogen sich nach Leipzig zurück, die Schweden gegen Weißenfels, nachdem sie die Nacht über auf dem Schlachtfeld gelagert. Ein eigentlicher Sieg war auf keiner Seite, doch war der Tod ihres Königs für die Schweden und für das evangelische Deutschland ein härterer Schlag, als eine verlorene Feldschlacht.

Schlacht bei Lützen 16. Nov. 1632.

Die Kunde von Gustav Adolfs Tod erzeugte im Heerlager der Ultramontanen Freude und Zuversicht, aber Ferdinand konnte sich bei dem Anblick des blutigen Kollers, das nach Wien gebracht wurde, einer tiefen Gemüthsbewegung nicht enthalten. Auf den Pfalzgrafen Friedrich, dessen letzte Hoffnung auf den schwedischen Waffen beruhte, wirkte die Katastrophe so erschütternd, daß er in ein heftiges Fieber verfiel und wenige Tage nach dem König starb, erst 36 Jahre alt. Die Kurfürstin Elisabeth lebte noch drei Jahrzehnte in stiller Zurückgezogenheit im Haag, bis sie von ihrem Neffen Karl II. nach England zurückberufen, im Lande ihrer Geburt ihr wechselvolles, schicksalschweres Dasein beschloß (13. Febr. 1662).

29. Nov. 1632.

Gustav Adolfs Tod. Das Mißtrauen der Zeitgenossen, namentlich der Schweden, hat, wie so oft bei plötzlichen Todesfällen hervorragender Männer, den Untergang Gustav Adolfs meuchelmörderischer Hand zugeschrieben. Herzog Franz Albrecht von Lauenburg, ein wankelmüthiger unzuverlässiger Mann, der bei Lützen an des Königs Seite focht, vorher und nachher aber in kaiserlichen Diensten stand, wurde vielfach beschuldigt, Gustav Adolf selbst erschossen oder doch geflissentlich an den gefährlichsten Punkt geführt zu haben. Allein die schwere Anklage konnte niemals begründet werden, und auch auf andere, selbst Bernhard von Weimar, richtete sich der grundlose Argwohn, der in dem ruhmvollen Soldatentod des großen Königs Verbrechen und Verschwörung erblicken wollte.

„Er begibt sich (so schildert Geijers schwedische Geschichte den Tod des Königs) an die Spitze der Smaländischen Reiterei, der weichenden Infanterie zu Hülfe zu eilen, — allzuheftig, denn er trennt sich von der Truppe, und geräth, da der Nebel in denselben Momenten sich wieder ausbreitet, selbst zwischen die feindlichen Cürassiere. Sein Pferd bekommt einen Pistolenschuß durch den Hals; ein zweiter zerschmettert ihm selbst sein linkes Armbein. Nun ersucht er den Herzog von Lauenburg, ihn aus dem Kampfe zu bringen, erhält aber in demselben Augenblick neuerdings einen Schuß durch den Rücken und fällt vom Pferde, das ihn eine Strecke in den Steigbügeln fortschleppt. Der Kammerherr Truchseß sah einen kaiserlichen Offizier diesen Schuß auf den König richten; der Offizier selbst, ein Oberst von Falkenberg, wurde darauf von Luchau, dem Stallmeister des Herzogs von Lauenburg, durch einen Säbelhieb getödtet. Der Herzog floh. Von allen Begleitern des Königs war einzig ein deutscher Page, August von Leubelfing, bei ihm zurück. Dieser achtzehnjährige Jüngling, der einige Tage nach der Schlacht an seinen Wunden starb, erklärte in seinen letzten Stunden, was aufgeschrieben und bewahrt wurde, daß er, als der König vom Pferde gefallen, abgestiegen sei und ihm sein Pferd angeboten habe; daß der König seine beiden Hände nach ihm ausgestreckt, er aber nicht im Stande gewesen, allein ihn vom Boden aufzuheben; daß feindliche Cürassiere dazu gekommen und gefragt, wer der Verwundete sei, der König selbst sich zu erkennen gegeben, die Reiter aber ihn durch den Kopf geschossen. Der Bericht des Herzogs Bernhard fügte noch bei, daß diese Cürassiere den König mit mehreren Säbelstichen durchbohrt und bis auf den bloßen Leib ausgeplündert."

Gustav Adolfs historische Stellung. Gustav Adolf, wie fast alle hervorragenden Männer des dreißigjährigen Krieges, hat bei neueren Geschichtschreibern die verschiedenartigste Beurtheilung erfahren. Die herkömmliche Anschauung faßte den großen deutschen Krieg überhaupt und insbesondere die Gestalt des schwedischen Königs allzu einseitig vom religiösen Gesichtspunkt auf, und Gustav Adolf erschien in der protestantischen Tradition als der fromme Held und Retter des Glaubens, der allein für die bedrohte Kirche und die unterdrückte Geistesfreiheit zum Schwerte gegriffen. Eine solche legendenhafte Auffassung konnte vor der nüchternen historischen Kritik nicht Stand halten. Man begann auch bei der Beurtheilung Gustav Adolfs das politische und nationale Moment hervorzukehren; man sah in ihm den widerrechtlichen Eindringling, den gewaltthätigen Eroberer, der mit der Maske der Religion seine eigennützigen Pläne verdeckt, den lediglich das Streben nach dem Erwerb deutschen Bodens über das Meer geführt habe, eine Auffassung,

die ebenso einseitig nach der andern Richtung ist, wie die vorige. Was ihm zunächst am Herzen lag, die Ostseeherrschaft, hatte Gustav Adolf in den ersten Monaten seiner Heerfahrt erreicht, und der Wiener Hof, nachdem er einmal die luftigen maritimen Pläne aufgegeben, hätte den Frieden mit dem siegreichen König gerne durch Anerkennung seines Besitzrechtes auf diese entlegenen, dem Reiche ohnehin längst entfremdeten Lande erkauft. In Franken und an der Donau gab es keine schwedischen Interessen; ein Eroberer von kahlem Eigennutz wäre umgekehrt, sobald er die Seeplätze in seine Gewalt gebracht. Daß Augsburg oder Nürnberg auf die Dauer eine schwedische Stadt werden sollte, konnte doch im Ernste nicht das Ziel eines verständigen Mannes sein. Wir wollen die unmittelbar bestimmenden Beweggründe, die den König nach Deutschland führten, nicht überschätzen, nicht ausschießlich ideale Ziele und Motive erblicken, wo ein gutes Theil realer Politik und selbstsüchtigen Strebens vorhanden war. Aber warum sollten diese materiellen Gesichtspunkte sich nicht mit höheren und idealeren verbinden können, in einer Zeit, wo die religiösen Anschauungen, welche das Mittelalter beherrschten, mit den politischen der neueren Zeit in der ganzen Welt um das Uebergewicht rangen? Sicherstellung des protestantischen Glaubens vor der geistigen und politischen Unterdrückung, mit welcher die spanisch-kaiserliche Weltmacht drohte, Herstellung einer Reichsverfassung, welche den Evangelischen Gewähr für ihren Besitz und ihr Recht leistete, das waren Ziele, die Gustav Adolfs Geist nicht minder beschäftigten als seine schwedischen Interessen. In wie weit er sich selbst zum Hort des evangelischen Deutschlands aufzuwerfen gedachte, ob er im Ernste nach der Kaiserkrone strebte, wie ihm die Gegner nachsagten, ist schwer zu erweisen. Seine Ziele hinsichtlich der deutschen Reichspolitik, seine Ansichten, unter welchen Bedingungen man Frieden schließen könne, wechselten je nach den Erfolgen seiner Waffen. Sicherlich waren es andere Pläne und Gedanken, die ihn bei der Landung an der pommerschen Küste beschäftigten, als da er siegreich am Rhein und an den Thoren des Kaiserstaates stand. Vielleicht wider Wissen und Wollen erweiterte sich der Gesichtspunkt, unter welchem der Zug unternommen worden, und der königliche Feldherr, der sich die Herrschaft der Ostsee nicht wollte entreißen lassen, wurde in den Strudel der deutschen Wirren hineingezogen, wurde aus einem Kämpfer gegen gefahrdrohende maritime Pläne ein Vorfechter des evangelischen Wesens und der fürstlichen Selbstherrlichkeit gegen katholische und kaiserliche Vergewaltigung. Die Verpflichtung gegen die deutschen Bundesgenossen und die dauernde Sicherung des Errungenen gleichmäßig bewogen ihn, die Waffen weiter zu führen, bis die großen politischen und religiösen Fragen im Reiche zu einer befriedigenden Lösung gekommen, bis Kaiserthum und Reichsfürstenthum, katholisches und evangelisches Wesen auf einer festen Grundlage sich verglichen hatten, bis eine sichere Schranke aufgerichtet war gegen das Ueberfluthen kaiserlicher und katholischer Tendenzen. Mag auch die Kritik den sittlichen Gehalt seines Charakters zu schmälern suchen, die

reine Hingebung an den evangelischen Glauben, die edle Aufopferung für die Geistesfreiheit bezweifeln: jedenfalls — und das ist die Hauptsache für die Geschichtschreibung, die auf die Erfolge mehr achten muß als auf die Ziele — bewirkte die Heerfahrt Gustav Adolfs die Rettung des Evangeliums in Deutschland, und um dessentwillen ist sein Name von der dankbaren Mit- und Nachwelt verherrlicht worden. Die protestantische Sache, die nach dem ersten Jahrzehnt des Kriegs vollständig zu Boden lag, über welche im Restitutionsedict das Todesurtheil gesprochen war, lebte durch den schwedischen Feldzug wieder auf und erlangte schließlich, wenn nicht den Sieg, doch das Anerkenntniß gleicher Berechtigung. In dieser Voraussicht begrüßte das damalige protestantische Deutschland den schwedischen König als gottgesandten Retter; das nationale Gefühl, das uns heute bei Beurtheilung solcher unberufenen Rettung zu bestimmen sucht, lag dem deutschen Volke jener Zeit, dem unter der politischen Ohnmacht und Zerrissenheit jedes Gesammtbewußtsein abhanden gekommen war, sehr ferne. Man fühlte allerwärts, daß die schwedischen Siege die Rettung des evangelischen Glaubens bedeuteten, und so hat sich in dem Gedächtniß der Mit- und Nachwelt Wirkung und Ziel, Erfolg und Absicht verschmolzen und dem Schwedenkönig ist ein Ruhmeskranz um die Heldenstirn gewunden worden, den die nüchterne Geschichtsforschung unserer Tage vergeblich seiner besten Zier zu entkleiden suchte.

VIII. Fortgang des Kriegs bis zum Prager Frieden.

1. Der Krieg des Jahres 1633. Der Heilbronner Bund.

Bernhard von Weimar und Oxenstierna. Während die Kaiserlichen nach der Lützener Schlacht gen Böhmen abzogen, säuberte Herzog Bernhard von Weimar, nach des Königs Tod an Rang und Fähigkeiten der hervorragendste unter den schwedischen Heerführern, Kursachsen von den zurückgelassenen Besatzungen. Chemnitz, Leipzig mit der Pleißenburg, Zwickau u. a. sächsische Städte schlossen im Laufe der nächsten Wochen Capitu-
Jan. 1633. lationen mit den Schweden ab. Zu Beginn des neuen Jahres zog dann der Herzog nach Franken. Es war jetzt, nachdem in Gustav Adolf das Haupt des protestantischen Deutschland gefallen war, die Frage, wem in Zukunft die Leitung des Bundes zufallen sollte. Die alte Eifersucht zwischen Schweden und den großen protestantischen Reichsfürsten, namentlich Kursachsen, erhob sich aufs Neue und stärker als zuvor. Aber während der Kurfürst Johann Georg, bedächtig und unentschieden, wie immer, die Gelegenheit entrinnen ließ, die Leipziger Schlußverwandten in einen kräftigen protestantischen Bund zu vereinigen, handelte der Reichskanzler Axel Oxenstierna, welchen der schwedische Reichsrath nach des Königs Tod zum „Legaten der Krone im römischen Reich und bei

allen Heeren" ernannt, rasch und entschlossen. Oxenstierna war ein Staatsmann von hoher politischer Begabung und Gewandtheit und einer nicht zu ermüdenden Arbeitskraft und Umsicht, überdies vertraut mit deutschem Wesen und deutscher Wissenschaft, die er auf der Hochschule zu Wittenberg kennen gelernt. Seit dem Regierungsantritt Gustav Adolfs bekleidete er die Würde des Reichskanzlers, und jetzt, bei der Minderjährigkeit der Königin Christine, fiel ihm die gesammte Leitung der schwedischen Politik zu.

Es war ein ritterliches Geschlecht, die zahlreiche Nachkommenschaft des Herzogs Johann III. von Sachsen-Weimar. Aus ihrem kleinen Fürstenthum trieb es die Weimarschen Brüder hinaus, sich auf fernen Schlachtfeldern Ruhm und Ehre zu erwerben. Den ältesten, Johann Ernst, haben wir im böhmischen Kriege kennen gelernt und seinen Tod im fernen Ungarlande erwähnt (S. 912); sein Bruder Wilhelm focht mit Auszeichnung unter Mansfeld und dem Markgrafen von Baden; in der Schlacht von Wimpfen befehligte er ein Regiment; in demselben diente auch der jüngste der Brüder, Herzog Bernhard, in der Folge „der Große" genannt, der schon als Knabe die militärischen Tugenden und Neigungen erkennen ließ, die ihn später zu einem gewaltigen Kriegsmann machen sollten. Dann nahmen die beiden Brüder Dienste bei dem wilden Christian von Braunschweig und kämpften wacker mit in der unglücklichen Schlacht von Stadtlohn. Als Christian von Dänemark in den deutschen Krieg eingriff, nahm Bernhard als Oberst eines Reiterregiments an dem Feldzug Theil. Allein in diesem dänisch-niedersächsischen Kriege war wenig Ruhm zu erwerben; eine größere militärische Laufbahn eröffnete sich dem thatendurstigen Herzog erst, als Gustav Adolf auf deutschem Boden erschien.

Herzog Bernhard von Weimar geb. 1604.

Je unzuverlässiger sich die Allianz mit Sachsen und Brandenburg erwies, um so mehr sah der Kanzler seine Aufgabe darin, die beherrschende Stellung der Schweden im südlichen und westlichen Deutschland zu sichern. Er versammelte auf einem Convent zu Heilbronn die Stände der vier oberdeutschen Kreise, des fränkischen, schwäbischen und der beiden rheinischen, und bewog sie zum Abschluß eines Bündnisses mit der Krone Schweden und zur Verpflichtung, „so lange für Einen Mann zu stehen, bis die deutsche Libertät und die Observanz der Reichssatzungen und Verfassungen wiederum befestigt, die Restitution der evangelischen Stände erlangt, in Religions- und Profansachen ein richtiger und sicherer Friede geschlossen, auch der Krone Schweden gebührende Satisfaction geschehen sein werde". Die Direction des Kriegswesens übernahm der Reichskanzler, zur Seite stand ihm ein Rath aus ständischen Deputirten. Kein Verbündeter sollte ohne Wissen der Gesammtheit mit dem Feinde unterhandeln oder in Neutralität verharren.

Der Heilbronner Bund. März 1633. 23. April.

Wenige Tage vorher war auch die schwedisch französische Allianz bis zur definitiven Beendigung der deutschen Unruhen erneuert worden. Die Bedingungen des Bärwalder Vertrags wurden im Wesentlichen wiederholt und der Krone Schweden eine Million Livres Subsidien gezahlt, doch mußte sich dieselbe verpflichten, die katholische Religion in allen eroberten Orten aufrecht zu halten und aus Rücksicht für den König von Frankreich dem Kurfürsten von Bayern und

Erneuerung des schwedisch-französischen Bundes 19. April.

der Liga die Neutralität unter billigen Bedingungen offen zu lassen. Das Streben Frankreichs, die deutschen Bundesglieder selbst in den Vertrag aufzunehmen, scheiterte zwar an der Festigkeit Oxenstierna's, der sich die ausschließliche Leitung der deutschen Protestanten nicht entwinden lassen wollte; jener ständische Beirath, das „consilium formatum", welches dem Kanzler zur Seite stehen sollte, ein Erfolg des gewandten französischen Diplomaten Marquis de Feuquières, war jedoch immerhin ein Gegengewicht gegen den überwiegenden Einfluß der schwedischen Krone, die zudem stets in pecuniärer Abhängigkeit von Frankreich blieb. Wenn sich Oxenstierna damals an dem Gedanken weidete, das reiche Kurfürstenthum Mainz für sich zu erwerben, ein Plan, der auch in der Mitte der protestantischen Stände zu Heilbronn lebhafte Unterstützung fand, so scheiterte auch dies hauptsächlich durch die Gegenzüge der eifersüchtigen französischen Diplomatie. Noch immer verfolgte die französische Staatskunst das Streben, ohne offene und thatkräftige Theilnahme nur durch Geld und diplomatische Künste den Krieg zu schüren, und in dem allgemeinen Ruin das alte Ziel der französischen Eroberungsluft, das linke Rheinufer, zu gewinnen.

Lothringen. In ihrem Streben, die Landesgrenzen nach Osten auszudehnen, hatte die französische Politik seit lange das Herzogthum Lothringen, den verwitterten Zwischenstaat, der Frankreich vom deutschen Reiche trennte, als nächstes Ziel der Erwerbung ins Auge gefaßt und mit arglistiger Staatskunst seinen Fall vorbereitet. Dort herrschte, noch immer als Lehnsträger des römischen Reichs und zugleich für das Herzogthum Bar als französischer Vasall, seit Herzog Heinrichs Tod (1624) sein Neffe Karl (IV.) von Baudemont, der Gemahl Nicolettens, der Tochter Heinrichs, ein unbesonnener, unbeständiger und ränkesüchtiger Mann. Wir werden an anderem Orte zu erzählen haben, wie tief der Herzog in die französischen Hofintriguen und den Parteihader als Anhänger Gastons von Orleans verflochten war und wie sehr er dadurch den Groll des Kardinals Richelieu auf sich zog. Je mehr dieser ihn zu verderben trachtete, um so inniger schloß sich der Herzog seitdem an die spanisch-österreichische Politik an. Allein während seine Heerhaufen mit wenig Ruhm und Erfolg sich in den deutschen Krieg mischten, brachen französische Heere in sein eigenes Land ein und zwangen ihn zu der schimpf-
6. Jan. 1632. lichen Verpflichtung, alle Verbindungen mit den Feinden Frankreichs, insbesondere mit Oesterreich aufzugeben, den Durchzug eines französischen Heeres nach Deutschland zu gestatten und mit einer Truppenabtheilung auf eigene Kosten zu unterstützen, ein Ver-
26. Juni 1632. trag, der dann zu Liverdun erneuert und durch die Abtretung mehrerer lothringischen Festungen erweitert wurde. Von da an mühte sich Herzog Karl erfolglos ab, den festen Netzen, mit denen ihn Frankreich umgarnt, sich wieder zu entziehen, ein Bestreben, das nur seinen vollständigen Fall beschleunigte. Auf alle Weise leistete er den spanisch-österreichischen Truppen im Elsaß und am Mittelrhein Vorschub, und seine Zuversicht stieg, als im Frühjahr 1633 die Kunde erscholl, der Kardinalinfant Ferdinand ziehe mit einem starken Heere aus Italien das Rheinthal hinab nach Flandern. Die kaiserlichen Heerabtheilungen wurden jetzt aufs Neue mit lothringischem Volk verstärkt.
Aug. 1633. Bei dem Städtchen Pfaffenhofen kam es zu einem heißen Zusammentreffen mit dem schwedischen Heere des Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld. Anfangs durch den gewaltigen Stoß der schweren Reiterei im Vortheil, wurden die Lothringer durch die Festigkeit des feindlichen Fußvolks unter den Obersten Vitzthum und Rantzau, dem späteren fran-

zösischen Marschall, am Ende doch geschlagen und völlig zerstreut. Nun rückten auch die Franzosen in das wehrlose lothringische Land ein. Der Herzog mußte sich in dem Vertrag von Neufville zur Erneuerung der früheren Bedingungen verstehen und überdies die Hauptstadt Nancy den Franzosen einräumen. Im Besitze Lothringens, des Erzstiftes Trier, der Grafschaft Mömpelgard, welche der Herzog von Würtemberg in französische Schutzherrlichkeit gegeben, hatte bereits jetzt die französische Staatskunst ohne eigene Waffenthaten das Ziel der territorialen Ausbreitung bis an den Rhein erreicht; auch die Erwerbung des Elsaß war so weit vorbereitet, daß sie über kurz oder lang in sicherer Aussicht stand. 6. Sept. 1633.

Kriegstreiben an der Donau. Joh. v. Werth.

Zu Beginn des Jahres 1633 waren Franken, Schwaben und die Donaugegenden die vorzüglichsten Schauplätze des Krieges. Bernhard von Weimar, der aus Thüringen herangezogen war, und Gustav Horn, der begabteste Schüler Gustav Adolfs, der im Herbst und Winter des vergangenen Jahres fast das ganze Elsaß erobert, standen hier dem bayerischen Heere unter Johann Aldringer gegenüber, und es entwickelte sich ein gräuelvolles Kriegstreiben ohne hervorragende Waffenthaten. Trotz der kühnen Unternehmungen des in bayerischen Diensten stehenden Reiterführers Johann von Werth gelang es Bernhard von Weimar, sich bei Donauwörth mit Horn zu vereinigen, wodurch das Bayerland aufs Neue in eine äußerst bedrohliche Lage gerieth. Ein ächter Emporkömmling des Kriegs, dieser Johann von Werth, und ein Liebling der Volkssage, die seine Gestalt mit vielen märchenhaften Zügen und Anekdoten ausgeschmückt hat. Von geringer Herkunft (die landläufige Erzählung machte ihn zum Bauernknecht), aus jener niederrheinisch-wallonischen Gegend, welche seit lange als der beste Werbeplatz für schwere Cavallerie galt, hatte er sich vom gemeinen Reitersmann zum gefeierten General aufgeschwungen; in der hohen Schule der Kriegskunst, den Niederlanden, gebildet, hatte er an vielen Feldzügen der zwanziger Jahre theilgenommen und war als kühner und rascher Reiteroberst zu hervorragendem Namen und Ansehen gelangt; seine Person wurde fast sprichwörtlich, wollte man von den Ehren und Würden reden, die der Soldatenstand auch dem Geringsten bot. 8. April 1633.

Zuchtlosigkeit des schwed. Heeres.

Den Erfolgen der schwedischen Waffen stand der meuterische und zuchtlose Geist der Soldaten entgegen. Je mehr das schwedische Heer in dem langen Krieg an nationaler Zusammengehörigkeit eingebüßt hatte und gleich den andern Armeen aus herbeigelaufenen Söldnern sich recrutirte, denen häufig genug die Löhnung ausblieb, in demselben Maaße nahm auch hier die alte Zucht und kriegerische Strenge ab, und Meuterei, Ungehorsam und Disciplinlosigkeit waren alltägliche Erscheinungen. Auch an gräuelvoller Kriegführung, Verwüstung der Länder und Mißhandlung der Bewohner standen die schwedischen Horden den schlimmsten Plagegeistern eines Tilly oder Christian von Braunschweig nicht mehr nach. Unmenschliche Grausamkeiten und Ausschweifungen, wie sie der lange Krieg zur schauerlichen Gewohnheit gemacht, hefteten sich seit Gustav Adolfs Tod an das Gedächtniß der Schweden, fast noch mehr als an das anderer

Kriegsheere; der „Schwedentrunk", jene furchtbare Peinigung der Menschen durch übermäßiges Eingießen ekelhaften Wassers, blieb beim Volke lange in entsetzlicher Erinnerung. Die Rohheit, Genußsucht, Habgier dieser durch keine Idee und keine Hingebung mehr in Schranken gehaltenen Banden führte jene namenlosen Gräuel herbei, welche den dreißigjährigen Krieg zu der unerreichten Leidensgeschichte der Menschheit machen. Auch militärisch waren diese zuchtlosen Horden oft kaum mehr brauchbar.

Soldatenaufstand. 30. April 1633. So kam es damals, im Lager zu Neuburg an der Donau im schwedischen Heere auf Anstiften zweier ränkevoller Männer, der Obersten Mitzlav und Pfuel, zu einer gefährlichen Empörung der meisten Offiziere aus Bernhards und Horns Armee, zur offenen Meuterei und Gehorsamsverweigerung der Truppen. Man wollte wissen, wem zu Nutzen die Eroberungen gemacht würden, wem man diene und wie man des verheißenen Lohnes theilhaftig werden solle. Die beiden Heerführer sahen sich genöthigt, die Beschwerden der „conföderirten Obersten" dem Reichskanzler zu überreichen. Um den Geist des Trotzes und Widerstands zu bannen, willigte Oxenstierna in eine umfangreiche Vertheilung der eroberten Güter und Herrschaften. Dieselben wurden als Reichslehen an die hohen Offiziere vergeben, mit der Verpflichtung, dafür die Bezahlung der Soldaten zu übernehmen und gleich den übrigen Kreiseingesessenen zu den Kriegslasten beizusteuern. Auf nahezu fünf Millionen Thaler schätzte man den Werth der zur Vertheilung gelangten Güter, welche in Verbindung mit beträchtlichen Baarzahlungen das Heer zu neuen Anstrengungen willfährig machten. Herzog Bernhard selbst hatte diese Tage der Meuterei benutzt, um sich für seine Kriegsthaten bezahlt zu machen. Er erhielt die Bisthümer Bamberg und Würzburg als Herzogthum Franken, ein schwedisches Lehen im Herzen von Deutschland, wogegen er sich zur Tragung der Kriegskosten als Glied des Heilbronner Bundes, zur unbedingten Abhängigkeit von der Krone Schweden in diesem Kriege, selbst zum Waffendienst außerhalb des Reiches verpflichtete. In Heidelberg, das wenige Tage zuvor in die Hand des Pfalzgrafen Christian von Bir-
20. Juni 1633. kenfeld gefallen war, wurde die Belehnungsurkunde ausgefertigt, von einem schwedischen Edelmann an einen deutschen Fürsten.

Wallenstein in Böhmen. Der kaiserliche Generalissimus hatte seit der Lützener Schlacht seinem Kriegsruhm wenig neue Lorbeeren hinzugefügt. Während die schwedischen Heere rastlos und unermüdlich ihre Waffen nach Franken und an die Donau trugen, war der Oberfeldherr der kaiserlichen Armee in Böhmen und Schlesien mit geringfügigen militärischen Unternehmungen oder mit tiefgeheimen Verhandlungen und verdächtigen Friedensprojecten beschäftigt. Er hatte die Winterzeit nach der Lützener Schlacht zunächst benutzt, um in Böhmen seine Armee herzustellen
Januar 1633. und wieder kriegstüchtig zu machen. Ein strenges Kriegsgericht, in Folge dessen elf höhere Offiziere wegen ihres Verhaltens bei der Schlacht enthauptet, eine Anzahl Anderer ihrer Ehre und ihres Rangs entkleidet wurden, sollte die Disci-

plin und das militärische Ehrgefühl zurückführen. Man erwartete am kaiserlichen und an den ligistischen Höfen, daß der Generalissimus sobald als möglich dem siegreich vordringenden schwedischen Heere in Franken und Bayern entgegentreten werde; allein Wallenstein zog im Frühjahr aus Böhmen nach Schlesien, ohne auch hier ernstlich gegen die Feinde vorzugehen. Mai 1633.

Der Feldherr trug sich mit Friedensgedanken und trat alsbald mit seinem alten Untergebenen, dem sächsischen General Arnim, in Unterhandlungen ein, die auch zu einem kurzen Waffenstillstand führten. Der Kurfürst von Sachsen, und in seinem Gefolge Brandenburg, hätte den Frieden ebenfalls gerne gesehen, doch erhob er Forderungen, welche am kaiserlichen Hofe die schwersten Bedenken hervorriefen. Es waren im Wesentlichen die alten Punkte, die früher von der protestantischen Opposition aufgestellt worden und hauptsächlich an der kursächsischen Abneigung gescheitert waren: Zurücknahme des Restitutionsedicts, Erneuerung der Ferdinandeischen Declaration, paritätische Besetzung der Reichsgerichte, dann aber Herstellung von Pfalz und Mecklenburg, Abschaffung der Contributionen und Confiscationen, Befriedigung der Schweden u. A. Es fanden hierüber Besprechungen mit dem kaiserlichen Hofe statt, die freilich noch weit von einem Einverständniß waren, doch aber die Möglichkeit einer Uebereinkunft nicht ausschlossen. Aber Wallenstein ließ sich die politische Führerschaft ebenso wenig entwinden als die militärische. Angesichts der beiden zur Schlacht gerüsteten Heere hielt er mit dem sächsischen Generallieutenant Arnim eine Zusammenkunft. Während der letztere eine Restitution der Reichsverfassung und der territorialen Verhältnisse auf das Jahr 1618 verlangte, wollte Wallenstein das Normaljahr 1622, das den Bestand der in Böhmen nach der Eroberung getroffenen Veränderungen sicherte, aufgestellt wissen. Im Reiche war auch er für Freiheit der Religion, Wiedereinsetzung der vertriebenen Fürsten und Abfindung der Schweden, etwa mit einigen befestigten Plätzen an der See. Allein diese Friedensverhandlungen, welche die Herstellung der Stimmengleichheit im Kurcollegium, den Widerruf des Restitutionsedicts, den Verzicht auf die katholische Restauration im Reiche in sich schlossen, stießen bei der geistlichen Camarilla am kaiserlichen Hofe, den Vertretern des Papstes und der Liga, auf heftigen Widerstand. Wenn Wallenstein entschlossen war, der geistlichen Gesellschaft, die so oft seine Pläne durchkreuzte, diesmal zu trotzen, den Frieden im Reiche auf den Grundlagen, welche ihm angemessen schienen, herzustellen, so lag in dieser eigenmächtigen Politik des Generals der Keim zu schweren Zerwürfnissen mit dem kaiserlichen Hofe.

Verhandlungen mit Sachsen. Juni 1633.

Die Stellung Wallensteins wurde noch schwieriger durch die Politik des spanischen Hofes, welche seinen Zielen und Interessen zuwiderlief. In der aristokratischen Bewegung in Frankreich, die sich unter der Führung der Königin Mutter Maria von Medici und ihres zweiten Sohnes Gaston von Orleans gegen den Kardinal Richelieu erhob, sah der König von Spanien einen willkommenen Bundesgenossen. Er war ent-

Spanische Politik.

schlossen, den Herzog mit Waffengewalt zu unterstützen und wollte auch Wallenstein zur Theilnahme hieran bestimmen. Dann sollten auch die niederländischen Angelegenheiten wieder mit größerer Energie in die Hand genommen werden. Philipp IV. hatte beschlossen, seinem Bruder, dem Kardinal-Infanten Ferdinand, die Verwaltung der Niederlande zu übertragen. Derselbe stand bereits in Italien, um über die Alpen und den Rhein entlang nach Flandern zu ziehen. Unter dem Gouverneur von Mailand, Herzog von Feria, sollte ein starkes Heer im Elsaß aufgestellt werden, welches dem Infanten den Weg bahnen und dann zu weiteren Unternehmungen gegen Frankreich oder Holland bereit stehen sollte. Das alte territoriale Ziel der spanischen Politik, die italienischen Besitzungen durch Erwerbungen auf deutschem Boden mit den Niederlanden zu verbinden, trat aufs Neue hervor. Mit diesen Plänen war Wallenstein keineswegs einverstanden. Die Aufstellung einer unabhängigen spanischen Heeresmacht im Reiche war eine Verletzung der Zusicherungen, unter denen er das Commando übernommen. Auch wollte der General im jetzigen Augenblicke einen offenen Bruch mit Frankreich vermeiden; denn bei der engen Verbindung dieser Macht mit den Schweden und den deutschen Protestanten würden seine pacificatorischen Bestrebungen in unabsehbare Ferne gerückt worden sein. Die Festsetzung der Spanier am Rhein durchkreuzte zudem die Ziele persönlichen Ehrgeizes des Generals. Er trug sich damals mit dem Gedanken, für Mecklenburg, dessen Behauptung er aufgegeben, eine Entschädigung in der rheinischen Pfalz zu suchen, vielleicht auch nach dem Tode Maximilians von Bayern die Kurwürde zu erwerben, das unterpfälzische Land mit Baden-Durlach und Würtemberg zu einem großen rheinischen Reichsfürstenthum zu vereinigen. Diese hochfliegenden Entwürfe standen nun in vielfachem Gegensatz zu der Politik des spanischen Hofes, der in Wallenstein stets nur den kaiserlichen General und Unterthan sah und in Wien den Argwohn und Mißmuth über die Abhängigkeit der kaiserlichen Regierung von einem emporgekommenen Condottiere schürte. Die herrschende Verstimmung gedieh damals noch nicht zur Entzweiung. Die Spanier gaben die Aufstellung einer selbständigen Armee im Elsaß auf und begnügten sich mit dem Durchzug nach den Niederlanden.

Wallensteins Stellung zu Frankreich u. Schweden. Inzwischen aber schloß sich die Coalition der Franzosen, Schweden und deutschen Protestanten immer fester zusammen und benutzte jetzt die Mißstimmung Wallensteins zu dem Versuche, ihn zu gewinnen. In Dresden besprach der französische Gesandte Feuquières mit dem Grafen Kinsky, der mit Thurn als das Haupt der böhmischen Emigration gelten konnte, diesen Plan. Die böhmische Königskrone war der Preis, um welchen man Wallenstein den Anschluß an den Heilbronner Bund anbot. Der General nahm diese Anträge mit großer Zurückhaltung auf. Wenn er gleich schon im Mai 1633 Oxenstierna gegenüber den Vorsatz ausgesprochen, die Emigranten zurückzuführen und die Freiheiten Böhmens herzustellen, so war ihm die böhmische Krone doch ein zu luftiges Ziel. Wenn das Wahlrecht der Stände erneuert wurde, wer verbürgte ihm und seinem Geschlechte den dauernden Besitz? Und war er nicht selbst auf Kosten jener Emigranten, auf deren Schultern er sich jetzt stützen sollte, emporgekommen? Ohne diese Pläne, die unter andern Verhältnissen wieder aufgenommen werden konnten, entschieden von der Hand zu weisen, ging Wallenstein doch im gegenwärtigen Augenblick nicht darauf ein. Noch vermied er den Schein, als denke er an Abfall vom Kaiser. Wenn er seine Friedensunterhand-

lungen mit Sachsen fortsetzen und auch Schweden für seine pacificatorischen Ideen zu gewinnen suchte, wenn er auf Rache an seinen Gegnern am kaiserlichen Hof und im ligistischen Heerlager sann, so glaubte er einen Bruch mit dem Kaiser dadurch noch nicht hervorzurufen. Sein Ziel war Aussöhnung der Protestanten, Herstellung der alten Reichsverfassung, Erwerbung eines Reichsfürstenthums für sich selbst, die Fremden sollten entschädigt, aber vom deutschen Boden verdrängt werden. Die Unentschiedenheit der Wallensteinschen Politik, die den Abfall vom Kaiser nicht auszusprechen wagte und doch den Tendenzen des habsburgischen Hauses entgegenarbeitete, ließ aus allen diesen Entwürfen und Verhandlungen greifbare Resultate nicht hervorgehen. Kühl und mißtrauisch, wie immer, hörte der schwedische Kanzler Oxenstierna die Projecte Wallensteins an, und versprach Beistand, wenn der Herzog den Bruch mit dem Kaiser offen vollziehe.

Die militärischen Vorgänge wurden im Sommer dieses Jahres durch den erwähnten Heranzug des Herzogs von Feria mit italienischen und spanischen Truppen bestimmt. Der Herzog, der zum Verdruß Wallensteins durch kaiserliches Patent unabhängig von jedem andern Befehlshaber gestellt wurde, hatte die Aufgabe, die bedrängten österreichischen Vorderlande und den Herzog von Lothringen zu retten und die Verbindung zwischen den spanischen Besitzungen in Italien und den Niederlanden aufrecht zu halten oder herzustellen, ein Ziel, das die höchste Aufmerksamkeit aller Kriegführenden auf sich zog. Bereits stand Feria im Veltlin und Engadin, ohne daß der Herzog von Rohan, dem Richelieu die Sicherung der Alpenpässe aufgetragen, sein Vorrücken hätte hindern können, welches freilich doch nicht rasch genug war, um den Lothringer zu retten. Die Reichsstadt Constanz war zum Sammelplatz und Stützpunkt der Spanier ausersehen. Aus dem Lager bei Donauwörth zog Horn an den Bodensee, um mit Rohan vereinigt den feindlichen Heereszug aufzuhalten. Ohne die Neutralität der Eidgenossen zu achten, brach der Feldmarschall in den Thurgau ein, um sich der Stadt Constanz von der Südseite zu bemächtigen. In der Schweiz, namentlich den katholischen Cantonen, gab sich eine heftige Aufregung über diesen Friedbruch kund, der auch das bisher verschonte helvetische Land in den Strudel des Kriegs zu ziehen drohte. Das hinderte aber die Schweden nicht, die Belagerung und Beschießung von Constanz mit aller Kraft fortzusetzen. Allein Horn hielt es nach mehrwöchigem erfolglosen Angriff endlich doch für gerathen, die Belagerung aufzuheben, als sich Feria zwischen Ravensburg und Lindau mit Aldringer, der soeben die schwäbische Reichsstadt Biberach bezwungen, vereinigt hatte und nun den Schweden den Rückzug abzuschneiden drohte. Zu rechter Zeit gelang auch den schwedischen Heerführern, Horn, Bernhard und dem Pfalzgrafen von Birkenfeld die Vereinigung. Es kam jedoch nicht, wie man allgemein erwartete, zu einem entscheidenden Zusammenstoß in Oberschwaben. Feria und Aldringer, begierig nach dem Elsaß zu gelangen, wandten sich an den Rhein zurück, erstürmten Rheinfelden, zogen an Basel vorüber in den Sundgau und entsetzten das von dem Rheingrafen heftig bedrängte feste Breisach. Schon schöpfte der Herzog von Lothringen neue Hoffnung auf Rettung. Allein der rasche Horn war den Spaniern auch nach dem Elsaß gefolgt und stellte sich mit dem Pfalzgrafen von Birkenfeld vereinigt dem Feinde abermals schlachtbereit gegenüber. Auch hier kam es nicht zur Entscheidung; denn Aldringer verweigerte seine Mitwirkung, auf Weisung des eifersüchtigen und argwöhnischen Herzogs von Friedland. Während Feria mit seinem durch

Feria am Rhein. Kämpfe in der Schweiz u. dem Elsaß.

Aug. 1633.

Sept.

29. Sept.

Oct.

den strengen Winter geschwächten Heere im Elsaß blieb, um weiteren Zuzug abzuwarten und dann seinen Weg in die Niederlande fortzusetzen, zog Aldringer, verfolgt von Horn, nach dem Schwarzwald und Würtemberg zurück. Bald mußte ihm auch Feria mit seinen gelichteten Schaaren, die den kalten deutschen Himmel nicht ertragen konnten, nachfolgen. Bis in das südliche Bayern wurden die Reste des stolzen spanischen Heeres gedrängt; Feria selbst überlebte die Mühseligkeiten des Feldzugs nicht lange, er wurde
11. Jan. 1634. krank nach München gebracht und starb dort.

Bernhard erobert Regensburg.

Während Horn im Elsaß stand, hatte Bernhard von Weimar von Franken aus seinen Eroberungskrieg an der Donau und in Bayern wieder aufgenommen, und zwar mit günstigstem Erfolge. Denn was ihm an Streitkräften unter dem tapfern Johann von Werth gegenüberstand, war an Zahl weit unterlegen. Ohne Widerstand gelangte Bernhard in raschem Zuge bis vor Regensburg. Die feste Stadt, eine außerordentlich wichtige strategische Position, mußte nach
14. Nov. 1633. heißem Sturm capituliren; die katholischen Geistlichen wurden vertrieben, der Dom dem protestantischen Gottesdienst zurückgegeben. Auch Straubing und Deggendorf fielen in die Hände Bernhards; schon stand er vor Passau und bedrohte die österreichischen Erbländer. Der Kaiser und Kurfürst Maximilian richteten dringende Hülfegesuche an Wallenstein und Aldringer, und der erstere sandte denn auch eine Anzahl Fähnlein unter dem General Strozzi. Die drohendste Gefahr ging noch einmal vorüber. Der harte Winter und die Besorgniß, in der vorgeschobenen Stellung abgeschnitten zu werden, bewogen Bernhard, den Rückzug anzutreten und den Angriff auf die kaiserlichen Staaten aufzugeben.

Krieg in Niedersachsen. Sommer 1633.

Gleichzeitig hatte auch auf einem andern Schauplatz, in Niedersachsen und an der Weser, der Krieg seinen Fortgang gehabt. Dort stand Herzog Georg von Lüneburg mit einer schwedischen Heerabtheilung unter Kniphausen und landgräflich hessischen Truppen unter Peter Holzapfel (Melander), einem aus niedrigem Stand aufgestiegenen Emporkömmling des Kriegs, den zerstreuten kaiserlichen Truppenabtheilungen unter dem Grafen Gronsfeld gegenüber, die sich damals noch in den festen Plätzen Minden,
Juli. Hameln, Wolfenbüttel, Hildesheim u. a. behaupteten. Bei Oldendorp kam es zu einem blutigen Treffen, worin die Kaiserlichen eine empfindliche Niederlage erlitten; auch Hameln mußte capituliren. Allein die Abberufung der schwedischen Regimenter, die nach andern Kriegsschauplätzen zogen, ließ es in jenen niedersächsischen Gegenden zu keiner Entscheidung kommen, trotz der Anstrengungen des unternehmenden Welfenherzogs und des Landgrafen von Hessen.

Wallensteins siegreicher Feldzug in Schlesien. Herbst 1633.

Als der Ruf an Wallenstein erging, zur Rettung des gehaßten Bayernherzogs auszuziehen, hatte er gerade glänzende Erfolge auf dem nordischen Kriegsschauplatz erfochten. Wenn seine politischen Combinationen nicht so rasch und glücklich von Statten gingen, wie er wünschte, so pflegte er wieder zum Schwerte zu greifen, um das Gewicht militärischer Siege in die Wagschale legen zu können. Er spiele mit den Gegnern, wie die Katze mit der Maus, sagte er wohl im Uebermuth. Unvermuthet wandte er sich gegen eine starke schwedische
13. Oct. Heerabtheilung, die bei Steinau den Oderpaß besetzt und ein festes Lager be-

zogen hatte. Der Erfolg, welchen der Wallensteinsche Reitergeneral Schaffgotsch errang, wurde zum vollständigen Sieg, als der Feldherr selbst mit dem Fußvolk und dem Geschütz anlangte. Die ganze Armee unter Thurn und Düval mußte die Waffen strecken; Liegnitz, Glogau capitulirten. Graf Thurn, an dessen Namen sich die Entstehung des dreißigjährigen Krieges knüpft, wird seitdem in der Geschichte nicht mehr genannt. Aufs Neue durchstreiften die Kroaten Brandenburg und Pommern. Die Lausitz fiel in die Hände der Kaiserlichen, nachdem Görlitz erstürmt worden. Mit Einem Schlage hatte Wallenstein das unbestrittene Uebergewicht auf jenem Kriegstheater; die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg waren voll Sorge und Schreck. Mitten in diesem Siegeslauf trafen den Feldherrn die Hülferufe des Kaisers und des Kurfürsten von Bayern. Er leistete auch, wenngleich mißmuthig, Gehorsam, sandte eine Heerabtheilung voraus und zog selbst südwärts durch Böhmen bis in die Gegend von Cham. Nov. 1633. Aber einen Winterfeldzug an die Donau und die Wiedereroberung von Regensburg erklärte er dermalen für unthunlich und führte bei Eintritt der strengeren Decbr. Kälte sein Heer nach Böhmen zurück.

2. Wallensteins Ausgang.

Wallenstein und der Wiener Hof.

Der Abzug Wallensteins in die böhmischen Winterquartiere gab dem Mißtrauen und der Verdächtigung neue Nahrung. Die dem General feindselige Hofpartei, an ihrer Spitze Graf Schlick, der Hofkriegsrathspräsident, den das eigenmächtige Schalten des Feldherrn von jeher verdrossen, dann die Grafen Meggau, Trautmannsdorff, Slavata u. A., säumten nicht, diese Vorgänge zu neuen Anklagen zu benutzen. Wenn der Hofkriegsrath verlangte, daß Wallenstein Böhmen verlasse und den Herzog Bernhard angreife, so hielt der General diesen Weisungen die Gutachten seiner Obersten entgegen, und es entwickelte sich ein offener Streit über die höchste militärische Autorität. Noch galt im Heere der Befehl Wallensteins. Der Oberst Suys, an den gleichzeitig widersprechende Weisungen des Kaisers und des Generals kamen, gehorchte den letzteren. Am Hofe sah man mit wachsendem Verdruß, wie sehr man sich die Hände gebunden, indem man das unumschränkte militärische Commando diesem eigenmächtigen Manne überlassen. Zu den militärischen Gegnern Wallensteins am Wiener Hofe gesellten sich die diplomatischen unter der Führung des spanischen Gesandten und der Agenten Maximilians von Bayern, und die geistlichen, der päpstliche Nuntius und der Beichtvater Lamormain. Die Männer am Hofe, welche dem General bisher das Wort geredet, Fürst Eggenberg, die Grafen Werdenberg und Harrach, der Freiherr von Questenberg, waren den Gegnern nicht mehr gewachsen. „Wallenstein befand sich bereits nicht mehr innerhalb des strengen Begriffs der Loyalität. Er hatte die Linie, die dieselbe vorschreibt, durch Aeußerungen und Negotiationen, aber noch nicht durch Handlungen und Tractate

überschritten: noch hatte er sein Verhältniß als Unterthan und General nicht aufgegeben. Und da er an dem kaiserlichen Hofe in politischer und religiöser Beziehung noch Anhänger und Freunde zählte, so konnte er hoffen und hoffte noch, für seinen Frieden mit dem Kurfürsten, der ein allgemeiner werden sollte, die Beistimmung des Kaisers auszuwirken und dem wachsenden Einfluß der Spanier zu widerstehen".

Der Zwiespalt zwischen dem Lager und dem Kaiserhofe wurde durch die niederländischen Pläne der Spanier aufs Neue verschärft. Als die Infantin Isabella starb, hielt es der Kardinal-Infant Fernando für geboten, seinen Marsch nach den Niederlanden unverzüglich anzutreten und hierzu die Hülfe des kaiserlichen Heeres in Anspruch zu nehmen. Der Kapuzinerpater Quiroga, einer der vielen kuttentragenden Diplomaten, die damals an den katholischen Höfen neben den zünftigen Staatsmännern ihr Wesen trieben, unterhandelte darüber mit Wallenstein in Pilsen. Man verlangte von dem General, er solle mit 6000 Mann leichter Reiterei den Kardinal geleiten. Wallenstein aber glaubte, die Jahreszeit und die feindlichen Streitkräfte ließen das Vorhaben im jetzigen Augenblick nicht rathsam erscheinen, und hegte den Argwohn, man wolle nur sein Heer zersplittern und auflösen.

Nov. 1633.

Jan. 1634.

Der Revers von Pilsen.

Die Kunde, daß der Generalissimus mit dem Hofe sich überworfen habe, erzeugte im Lager Besorgniß und Aufregung. Waren doch die Obersten durch ihr persönliches Interesse an den Feldherrn, der ihnen für ihre Vorschüsse bürgte, gefesselt. Immer fühlbarer trat es hervor, daß die Armee eine Wallensteinische war, nicht eine kaiserliche. Als der Feldherr in seinem Hauptquartier Pilsen den versammelten Generalen und Obersten erklärte, daß ihn die Umtriebe seiner Feinde nöthigten das Commando niederzulegen, und die Lösung von seinen Verpflichtungen begehrte, gab sich eine gewaltige Bewegung kund. Auf das Andrängen der Obersten zeigte sich Wallenstein bereit, seine Abdankung zu verschieben, stellte aber seinerseits auch an jene die Forderung, bei ihm standhaft auszuhalten und sich in keinerlei Weise von ihm trennen zu lassen. Er wollte sich des Gehorsams der Armee versichern, auch für den Fall, daß ihn der Kaiser seines Dienstes entlasse. Bei einem Bankett, das der Vertraute des Herzogs, der Feldmarschall Ilow gab, unterzeichneten die meisten Obersten, auch der zweideutigste von Allen, Octavio Piccolomini, der schon unbedingt von der Hofpartei gewonnen war, einen Revers, der sie zum Ausharren bei dem Generalissimus verpflichtete; einige Bedenklichere bewog der Herzog am folgenden Tag durch eine beruhigende Erklärung zur Unterschrift. Es war ein Schritt, dessen Bedeutung die Meisten sich wohl selbst nicht klar gemacht hatten. Wenn auch die Verpflichtung nicht ausdrücklich gegen den Kaiser lautete, so war sie doch auch nicht beschränkt auf die Zeit, da Wallenstein das Amt eines kaiserlichen Generalissimus bekleidete. Eine bekannte, aber nicht verbürgte Erzählung meldet, bei jenem berühmten Bankett sei vor der Tafel die Schrift mit einer Clausel, welche den Gehorsam gegen den Kaiser enthielt, vorgelegt, dann aber, nachdem der Wein seine Wirkung gethan, ein Exemplar ohne jene Clausel zur Unter-

12. Jan. 1634.

schrift gereicht worden. Glaubwürdiger wird berichtet, daß die Clausel, in welcher der Dienst des Kaisers vorbehalten worden, zwar ursprünglich in dem Revers gestanden, aber von dem Herzog selbst gestrichen worden, bevor die Obersten zur Unterschrift eingeladen wurden. Noch war die Empörung gegen Ferdinand durch die Pilsener Vorgänge nicht ausgesprochen; der Feldherr verwahrte sich aufs Feierlichste, daß er etwas wider den Dienst des Kaisers oder die katholische Religion im Sinne habe, aber der Entschluß, den Oberbefehl beizubehalten, auch wenn man in Wien die Absetzung verfügen würde, war doch durch einen bedeutsamen Act kundgegeben, und es schien, als ob das Heer dem Generale unbedingt zu folgen Willens sei.

Die Unterhandlungen mit Sachsen. 1634.

Mit den Versuchen Wallensteins, sich des Gehorsams der Armee für alle Fälle zu versichern, gingen seine Friedenstractationen Hand in Hand, auch diese noch nicht in feindlichem Gegensatz zum Kaiser, aber doch unabhängig von ihm und mit dem Entschluß, sie nöthigenfalls auch gegen den kaiserlichen Willen durchzusetzen. Der Grundgedanke der Wallensteinschen Friedenspolitik war noch immer die Lostrennung der norddeutschen Protestanten von der Verbindung mit den Schweden und die Widerrufung des Restitutionsedicts. Seit Gustav Adolfs Tod hatte das rücksichtslose Auftreten des schwedischen Reichskanzlers, seine zahlreichen Eingriffe in die Reichsverfassung und die reichsständischen Rechte auch unter den Protestanten vielfach Verstimmung und Mißtrauen erregt, namentlich auch am sächsischen Hofe, während die brandenburgische Politik sich nur sehr schwer dem schwedischen Banne zu entziehen vermochte. Die Unterhandlungen, die im Januar und Februar zwischen dem Lager und dem sächsischen Hofe durch den alten Kriegsgenossen Wallensteins, den in sächsischen Diensten stehenden Hans Georg von Arnim geführt wurden, zeigten, daß man über alle prinzipiellen Fragen einverstanden war; und auch falls der Kaiser die Abkunft zwischen dem Kurfürsten und Wallenstein nicht ratificiren wollte, sagte Johann Georg seine Unterstützung zur Durchführung des Friedenswerkes zu. Beide Heere sollten nach Abschluß der Uebereinkunft gemeinsam operiren, doch ohne daß das sächsische Heer dem Oberbefehle des Herzogs vollständig untergeordnet würde. Der Kurfürst verlangte für sich selbst den erblichen Besitz der Lausitzen und außerdem Magdeburg und Halberstadt, wenn nicht als erbliches Eigenthum, so doch die dauernde Besetzung der Stifter. Ueber den „Recompens“ an Wallenstein kam man noch nicht zu einer bestimmten Entscheidung.

Feindselige Schritte des Kaisers.

Auch der kaiserliche Hof, von Spanien und Bayern fortwährend aufgestachelt, war inzwischen nicht säumig gewesen, dem Herzog die Armee zu entfremden, und bei einer Reihe hervorragender Führer, bei Gallas, Aldringer, Piccolomini, die auch vorher dem Generalissimus mit großer Zurückhaltung entgegengekommen, waren diese Bemühungen erfolgreich. Die Kunde von den Verhandlungen Wallensteins mit Frankreich und seinem Streben nach der böhmischen Krone, Dinge, die von dem spanischen Gesandten mit absichtlicher

Uebertreibung wichtiger und gefährlicher dargestellt wurden, als sie waren, brachten den kaiserlichen Hof zu der Ueberzeugung, daß man mit der Entfer-
24. Jan. 1634. nung des verdächtigen Generals Ernst machen müsse. Ein kaiserliches Patent, das jedoch noch nicht veröffentlicht wurde, entließ alle hohen und niederen Befehlshaber zu Roß und zu Fuß von jeder Verpflichtung gegen den bisherigen Generalissimus und wies sie an, einstweilen bis zur Wiederbesetzung der Oberfeldherrnwürde dem Grafen Gallas Gehorsam zu leisten. Da der Kaiser auch in Erfahrung gebracht habe, daß etliche Obersten bei der Pilsener Versammlung etwas zu weit gegangen und mehr als gebührlich sich eingelassen, so sei er bereit, Alles derartige zu vergeben und zu vergessen; nur sollten von diesem Pardon neben dem General noch zwei andere Personen ausgenommen sein, die sich zu diesem Werk als Rädelsführer hätten gebrauchen lassen (man meinte Ilow und Terzka). Gleichzeitig faßte man den Plan, den Herzog durch einen Handstreich in Pilsen gefangen zu nehmen und in Wien zur Rechenschaft zu ziehen. Aldringer und Piccolomini wollten diese Aufgabe ausführen, standen jedoch davon ab, da der General in Mitten der ergebenen Pilsener Garnison unnahbar schien.

Zweite Zusammenkunft in Pilsen.

Die Wahrnehmung, daß er auf die Ergebenheit der Armee doch nicht unbedingt rechnen könne, bewog Wallenstein, nochmals die Obersten in Pilsen um
19. Febr. sich zu versammeln. Er wiederholte seine Bürgschaft für ihre Vorschüsse; dann stellte er ihnen vor, man sprenge das Gerücht aus, er denke etwas gegen den Kaiser oder die katholische Religion zu beginnen, allein er wolle nur den Frieden zu Stande bringen, den eine feindselige Partei am Hofe nicht wünsche; er werde die Friedensbedingungen den Obersten vorlegen lassen. Aber er müsse auch wissen, wessen er sich zu ihnen versehen dürfe; er befürchte, daß man ihm einen Schimpf anthun wolle; würden ihm die Obersten ihren Beistand dagegen versagen, so wäre es besser, sie hätten bei der früheren Versammlung in seine Abdankung gewilligt; er würde dann nicht in die jetzige Gefahr gerathen sein. Darauf wurde auf Ilows und Terzka's Betreiben ein neuer Revers entworfen
20. Febr. und von den meisten Anwesenden unterzeichnet. Darin wurden die Obersten ausdrücklich von ihrer Verpflichtung gegen Wallenstein freigesprochen, wenn er, was ihm jedoch nie in den Sinn gekommen sei, wirklich etwas wider den Dienst und die Hoheit des Kaisers oder die Religion unternehmen sollte; unter diesem Vorbehalt aber erklärten die Befehlshaber, bis auf den letzten Blutstropfen bei dem Generalissimus auszuhalten. In dem neuen Revers war der kaiserliche Dienst ausdrücklich vorbehalten; schon das war ein Beweis, wie sehr die kaiserliche Gesinnung in den letzten Wochen in der Armee gewachsen war. Während der Herzog auf unbedingten Gehorsam nur bei wenigen Vertrauten rechnen konnte, war der Wiener Hof mit Erfolg bestrebt gewesen, die hervorragendsten Führer an sich zu ziehen. Aldringer, Piccolomini, Gallas, Marradas, Colloredo, Götz, Diodati, Hatzfeld waren vollständig für die kaiserliche Sache
18. Febr. gewonnen. Es erging ein zweites Patent, in welchem die Offiziere jeder

Verpflichtung gegen den Generalissimus entbunden wurden, der sich in eine Conspiration eingelassen, um Ferdinand seiner Erblande und seiner Krone zu berauben. Es fragte sich nun, ob das Ansehen des Feldherrn oder des Kaisers in der Armee überrage. Wo das Gefühl der Loyalität nicht ausreichte, hatte man längst auch materielle Vortheile, spanisches Gold, Confiscationen und Beförderungen dargeboten. Es zeigte sich bald, daß die Herrschaft Wallensteins über die Armee nicht so weit reichte, wie er gerechnet hatte, daß nur Wenige gesonnen waren, ihm unbedingt auf seinen gefährlichen Bahnen zu folgen. Der General dachte bei Prag sein Lager aufzuschlagen und sich der Hauptstadt zu versichern. Aber die dortige Garnison unter dem Obersten Beck weigerte sich, nachdem Gallas das kaiserliche Patent bekannt gemacht, weitere Befehle von dem Herzog anzunehmen und traf Anstalten, seine Truppen von der Stadt abzuwehren. Mit bangen Ahnungen vernahm Wallenstein, daß Prag abgefallen sei.

Noch immer glaubte Wallenstein, der Armee in ihrer Mehrzahl sicher zu sein. Die Vereinigung der Truppen auf dem weißen Berge aufgebend, bestimmte er nunmehr Laun zum Sammelplatz der Regimenter. Er selbst wollte nach Eger ziehen, wo sich ihm die Obersten vorstellen sollten. Gleichzeitig ergingen dringende Mahnungen an die Sachsen und Schweden, sich mit dem Herzog, der nunmehr zur Trennung vom Kaiser gezwungen worden, zu vereinigen. Bernhard von Weimar fürchtete zwar noch immer, „es stecke ein Schelmstück dahinter", setzte sich aber doch langsam von Regensburg gen Eger in Bewegung. In Begleitung Ilows, Terzka's, Kinsky's und etlicher Reitercompagnien verließ Wallenstein Pilsen, gichtleidend und in einer Sänfte getragen. Auf dem Wege stieß zufällig der Oberst Walter Butler, aus einem vornehmen irischen Geschlechte, mit acht Compagnien Dragoner zu ihm und schloß sich auf Wallensteins Befehl dem Zuge an. Unter kleinen Gefechten mit den nachrückenden Kaiserlichen gelangte man nach Eger. Die dortige Garnison, an deren Spitze zwei protestantische Schotten, der Oberstlieutenant Gordon und der Oberstwachtmeister Leßley standen, hielt Wallenstein für unbedingt sicher; dem ersteren hatte er vor Kurzem ein erledigtes Regiment verliehen. Die Butlerschen Dragoner ließ der Herzog vor den Thoren; er durfte seinem eigenen Gefolge nicht trauen. Der Oberst selbst wurde in die Stadt aufgenommen. Ein eigenthümliches Verhängniß, daß Wallenstein selbst den Mann mitführte, der entschlossen war ihn zu verderben! Ein tapferer Reiterführer, hatte doch Butler nie die Zuneigung des Generals erwerben können. Ob er sich zurückgesetzt und nicht nach Verdienst gewürdigt glaubte, ob er, wie uns versichert wird, von einer tiefen Hingebung an die Hoheit des kaiserlichen Namens erfüllt war: als er damals den Feldherrn geleitete, glaubte er sich von Gott ausersehen, eine „heroische That" zu thun. Schon unterwegs hat er an Gallas und Piccolomini die Versicherung gelangen lassen, daß es seine Absicht sei, den Generalissimus lebend oder todt in

Der Zug nach Eger.

24. Febr. 1634.

des Kaisers Gewalt zu liefern. Das waren Worte, die längst am Hofe verlautet waren. Von einem bestimmten Befehle des Kaisers, den Herzog ums Leben zu bringen, kann nicht die Rede sein; aber die Männer, die das blutige Werk vollzogen, wußten, daß sie des kaiserlichen Dankes sicher, daß sie nur die Vollstrecker eines Spruches waren, der in manchen vertraulichen Unterredungen am Hofe über den Herzog gefällt worden, ohne daß sich Widerstand dagegen erhoben hätte.

Die Bluttbat in Eger. Es galt jetzt, die Befehlshaber in Eger für einen Anschlag auf den General zu gewinnen. Wallenstein hielt die beiden Schotten für so zuverlässig, daß er mit ihnen ohne Rückhalt davon sprach, die Truppen Bernhards in Eger aufzunehmen. Bei einer Zusammenkunft erneuerten Ilow und Terzka diese Zumuthung; die Herren sollten von Niemanden als von dem Generalissimus Befehle annehmen, der sie reichlich zu belohnen im Stande sei. Allein die beiden Schotten vermochten in ihrem Gewissen nicht sich über den militärischen Eid hinwegzusetzen, der sie an den Dienst des Kaisers knüpfte; sie mochten auch die Sache des Herzogs nicht als eine hoffnungsvolle ansehen. In dieser schweren Stunde der Entscheidung reifte bei den Befehlshabern der Entschluß, sich der gefährlichen Zumuthungen durch das gewaltsamste Mittel zu erwehren. Man dachte erst den Herzog gefangen zu nehmen; allein man fürchtete einen Tumult, der den General wiederum befreien und die Befehlshaber selbst verderben könnte. In einer Unterredung, welche die beiden Schotten mit Butler hielten, brach endlich Leßley in die zornigen Worte aus: „Laßt uns sie tödten, die Verräther"; Butler, der ja längst diesen Gedanken bei sich trug, stimmte lebhaft bei, und auch Gordon
25. Febr. 1634. wußte keinen bessern Rath. Ilow und Terzka hatten sich auf den Abend zu dem letztern geladen; hier, an der gastlichen Tafel, sollte das blutige Werk an den Anhängern des Herzogs vollzogen werden. Am Abend wurden die irländischen Dragoner Butlers in die Stadt gelassen und besetzten die Wachen. Sorglos saßen die Gäste, Ilow, Terzka, Kinsky und der Rittmeister Neumann, der die geheime Correspondenz des Herzogs führte, beim Mahle; sie mochten hoffen, die Befehlshaber beim Becher für ihre Pläne zu gewinnen. Allein während sie das Wohl des Herzogs tranken, ließ Leßley die Zugbrücke der Burg aufziehen. Dann brachen die Irländer Butlers unter Anführung der Hauptleute Geraldino und Deveroux mit dem Geschrei: „Viva la casa d'Austria", und: „Wer ist gut kaiserlich?" durch die Thüren des Speisesaals, und stießen die ahnungslosen Gäste nieder. Kinsky und Ilow fielen, ehe sie Zeit fanden sich zu wehren. Terzka zog sich in eine Ecke des Saals zurück, forderte die beiden Schotten zum ehrlichen Zweikampf heraus, hieb zwei Dragoner nieder und wehrte sich wie ein Verzweifelter, bis auch er fiel. Der Rittmeister Neumann entkam verwundet aus dem Saal und wurde draußen von den Wachen niedergestoßen.

„In ein paar gräßlichen Minuten war Alles geschehen. Der Führer der böhmischen Emigranten, Wilhelm Kinsky, der noch die Meinung hegte, einen König von

Böhmen aus ständischer Wahl hervorgehen zu sehen; der Mann der erfolgreichen Werbungen, Adam Erdmann Terzka, der damals fünf Kürassierregimenter, zwei zu Fuß und ein Dragonerregiment zusammengebracht hatte und commandirte, Sohn einer Mutter, die in ihrem Herzen nie mit dem Kaiser Frieden gemacht hatte; Feldmarschall Ilow, der in dem Gedanken lebte und webte, daß in Kurzem noch ein dreimal so starkes friedländisches Heer im Felde stehen würde, als je ein früheres; und der Rittmeister, der eine geschickte militärisch-politische Geschäftsführung mit dem tiefsten Haß gegen das Haus Oesterreich verband: sie waren mit Einemmal, wie man sagte, vom Leben zum Tode hingerichtet, und schwammen in ihrem Blute."

Nun galt es auch an dem Herzog das gräßliche Werk zu vollführen. Es war gegen Mitternacht. Wallenstein wollte zu Bette gehen; sein Astrolog Zenno (Seni), so wird erzählt, hatte sich soeben verabschiedet, mit der Warnung, daß die Gefahr noch nicht vorüber sei. Da schreckte der Lärm auf der Straße den Feldherrn auf. Er wollte nach dem Fenster gehen, um die Wache zu rufen, allein schon drang Deveroux mit seinen Leuten ein, stieß den Ruhe gebietenden Kammerdiener nieder und erbrach mit Gewalt die Thür. Mit ausgebreiteten Armen, an einen Tisch gelehnt, empfing Wallenstein den tödtlichen Partisanenstoß des irischen Hauptmanns. In ein rothes Tuch gehüllt, wurde die Leiche zu den andern Opfern nach der Burg gebracht.

„Eine große Gnade, die Gott dem Hause Oesterreich erwiesen hat", rief der spanische Gesandte, der längst dies blutige Mittel empfohlen, aus, als er die Kunde von dem Ereigniß in Eger empfing. Dies Wort bezeichnet die herrschende Empfindung am kaiserlichen Hofe. Man hatte die That nicht befohlen, aber man nahm sie als Fügung Gottes dankbar hin; man belohnte die Frevler mit Gütern, Würden und Ehren, und bestrafte die Anhänger und Getreuen des Gefallenen mit Kerker und Hinrichtung. Haltung des kaiserlichen Hofes.

Diejenigen, welche sich ein Verdienst an dem Morde beilegen konnten, beeilten sich, den Lohn für die blutige That zu fordern, und die Aufnahme, welche sie am kaiserlichen Hofe fanden, bewies, wie befriedigt man dort von dem Vorgange in Eger war. Es begann alsbald ein widerliches Betteln um Regimenter, Titel, Erhöhungen, um Geld, Güter und Ehren, und die kaiserliche Gnade floß reichlich auf die Frevler herab. Butler mit seinen Gehülfen Leßley und Gordon, Gallas, Piccolomini, Aldringer, der Oberst Caretto, der Marchese di Grana, der seit Jahr und Tag gegen den Herzog intrigirt und gehetzt, und Alle, welche glaubten, sich einer besonderen Ergebenheit rühmen zu können, drängten sich heran, um an der großen Beute Theil zu nehmen. Die Güter der „Rebellen", die reichen Friedländischen, Terzka'schen, Kinsky'schen Besitzungen wurden confiscirt und unter die Mörder oder Anstifter vertheilt. Die Herrschaft Friedland kam an Gallas, Nachod an Piccolomini, Teplitz an Aldringer u. s. f.; den größten Theil der Güter, auch die Herzogthümer Sagan und Glogau behielt der Kaiser für sich. Die Wittwe des Herzogs erhielt allein die Herrschaft Neuschloß als Wittwensitz; sein einziges Kind, Maria Elisabeth, vermählte sich später mit einem Grafen Kaunitz. Nicht zufrieden mit dem Falle der Häupter, bemühte man sich, noch Mitschuldige zu entdecken; allein es war nicht viel herauszubringen, so eifrige Angeberdienste der Marchese di Grana auch leistete. Eine Anzahl Offiziere, wie der Generalfeldzeugmeister

Sparre, der Herzog Heinrich Julius von Lauenburg, der Oberst Scharfenberg u. A., wurden zwar verhaftet, aber die meisten bald wieder freigelassen. Nur ein Einziger fiel noch nachträglich als Opfer der kaiserlichen Rache. Mehr als ein volles Jahr später noch mußte der tapfere schlesische Graf Schaffgotsch seine Ergebenheit an den Herzog mit grausamer Folter und endlich mit dem Tode büßen. Er hatte einst zu den treusten Anhängern des Pfalzgrafen Friedrich gehört. Auf die Kunde von seiner Verhaftung rief sein Oberstlieutenant Albrecht von Freiberg in Troppau die nächstgelegenen Regimenter und Bürgerschaften zum Abfall vom Kaiser auf und versuchte sich Schlesiens und Mährens zu bemächtigen; allein als der kaiserliche Oberst Götz heranrückte, wurde der verwegene Plan unterdrückt und diente nur dazu, die Sache des gefangenen Grafen zu verschlimmern. Der kühne Reiterführer wurde zu Regensburg in ein dunkles Kerkerloch geworfen und dann auf dem Marktplatze enthauptet. „Auf der Heiden" hieß der Platz, wo das Schaffot errichtet war, und Schaffgotsch äußerte mit ruhiger Fassung: „Er habe freilich gedacht, daß er auf grüner Heiden sterben werde, doch sterbe sichs allenthalben wohl, wenn man darauf bereitet sei". Den Beistand der Jesuiten wies er als eifriger Protestant zurück; seine Kinder wurden im katholischen Glauben erzogen.

Schaffgotsch. — *23. Juli 1635.*

So starb Wallenstein, der Schrecken der Völker, der Abgott der Soldaten, ein Mann, dessen Charakterbild auch heute aus Gunst und Haß der zeitgenössischen und späteren Berichte schwer zu entwickeln ist. Ein maßloser Ehrgeiz und Stolz bildet unstreitig den Grundzug seines Wesens. Eine Laufbahn, wie er sie durchschritten, vom geringen Edelmann zum Reichsfürsten und allgewaltigen Kriegsherrn, war auch in jener Zeit der raschen Glückswechsel ein wunderbares Ereigniß. Allein Wallensteins hochfahrender Ehrgeiz und verwegene Unternehmungslust wurde durch Alles, was er erreicht, nicht befriedigt, sondern zu Größerem angespornt. Ihm schien es keine Grenze des Möglichen und Erreichbaren zu geben. „Niemand als Gott selbst kann die Intentionen dieses Gemüths penetriren", sagt ein Zeitgenosse. In wunderbarer Weise verschmolzen sich in ihm die Ziele persönlichen Eigennutzes mit der Hingebung an eine große Sache, selbstsüchtige Motive mit allgemeinen Ideen. Wir haben die Pläne, die oft geradezu abenteuerlichen Entwürfe, die sich in des Herzogs verschlossener Seele drängten, des öftern erwähnt. Er dachte zeitweilig die pfälzische Kur, die dänische, die böhmische Krone zu erwerben, das türkische Reich zu stürzen, Rom wieder einmal, wie in alter Zeit, mit deutschen Truppen heimzusuchen. Dann wiederum maßte er, der kaiserliche General, sich an, die politische Ordnung im Reich herzustellen, wie er sie verstand, die kurfürstliche Macht und das hierarchische System zu brechen, Frieden und Gesetz nach seinem Gutdünken zu geben. Wie er darüber mit der vorwaltenden katholischen Partei im Reiche, der Liga, und endlich auch mit dem Kaiser zerfiel, haben wir in den obigen Blättern erzählt. Aber auch als sich das Verderben über seinem Haupte zusammenzog, dachte der Herzog noch an der Spitze seiner Armee trotz aller Schwierigkeiten und Feindseligkeiten seine Vorsätze durchzuführen. Handelte er Anfangs eigenmächtig, so gerieth er dann Schritt für Schritt weiter auf einer Bahn, die zum Hochverrath

Beurtheilung Wallensteins.

führte. Und indem er sich anschickte, ohne und gegen den Kaiser sich in seiner Stellung zu behaupten, verlor er den Boden, auf dem allein seine Macht beruhte: den Gehorsam der Armee. Wenn wir sehen, wie der General beflissen war, das Heer dem Kaiser zu entfremden, es unbedingt an seine eigene Person zu knüpfen, und selbst in das Lager des Feindes und in den Kampf gegen den bisherigen Kriegsherrn zu führen, so dürfen wir bei gerechter Beurtheilung eines solchen Unterfangens nicht die heutigen Begriffe von militärischer Treue und Ehre zum Maßstab nehmen. Wir dürfen nicht vergessen, daß Wallenstein selbst dies Heer geschaffen und unterhalten hatte, daß die Feldherren der Zeit den Krieg als Handwerk auffaßten, und unbedenklich die Fahne wechselten, wenn sich anderswo mehr Gewinn und Ruhm bot, daß in den Offizieren und Soldaten, die aus aller Welt zusammengelaufen waren, nur selten Ergebenheit an die Sache und loyales Pflichtgefühl herrschte, sondern höchstens ein gewisser Corpsgeist. Wir sahen, wie unbefangen Mansfeld und gleich ihm viele Andere mit den Gegnern um den Preis des Fahnenwechsels handelten. Wenn sich in der Stunde der Entscheidung der kaiserliche Name als eine Macht erwies, die Wallenstein zu gering geschätzt, so mochte die Ergebenheit der Generale an die österreichische Fahne doch auch wesentlich befestigt und gestärkt worden sein durch die Erkenntniß oder Ahnung, daß der Stern des Herzogs im Sinken begriffen war. — Sicherlich ist Wallenstein nicht unverdient und unverschuldet gefallen. Selbst eine so hochstrebende Natur, welche bestehende Gewalten und reale Verhältnisse nicht anzuerkennen vermochte, für deren ehrgeizige Herrschsucht die Bedenken und Erwägungen gewöhnlicher Menschen nicht vorhanden waren, mußte schließlich an eine Grenze kommen, wo ihre Kraft zu Ende ging. Für die Ehre seines Namens und den Glanz seines Andenkens war der jähe Untergang zuträglicher, als wenn er, mit der Schmach des Verraths bedeckt, in unfruchtbarem Ringen sich abgemüht hätte, das verlorene Glück zurückzugewinnen. Es blieb ihm erspart, ein Dasein fortzuführen, dessen Kraft gebrochen, dessen Streben geknickt, dessen Ehre befleckt gewesen wäre; er fiel in dem Augenblicke, da er seine Ziele und Werke scheitern sah, ein Ereigniß von erschütternder Tragik.

Es war ein eigenartiges System, auf dem die meisten Soldheere des dreißigjährigen Kriegs, insbesondere das Wallensteinsche, beruhten. Auf eigene Kosten brachten die Obersten ihre Regimenter, die Capitäne ihre Compagnien auf. „Für ihre Schadloshaltung bürgte ihnen der allgemeine Heerführer. Die Obersten bildeten zugleich eine Corporation von Staatsgläubigern, an deren Spitze der General stand, welcher die größten Auslagen gemacht hatte und als der Unternehmer des Krieges erschien. Mit finanziellen und militärischen Talenten verband Wallenstein besondere Begabung für die Administration. Er gab gute Löhnung und reichliche Verpflegung. Er verstand es, das Contributionswesen auf eine Weise einzurichten, daß für die Besoldung und Erhaltung der Truppen gesorgt war und doch die Landschaften noch dabei bestehen konnten. Wo die

Wallenstein als Feldherr.

Stände die Zahlungen in der Hand behielten, hatten doch die Obersten den Befehl, die säumigen Glieder mit Strenge dazu anzuhalten: ohne Rücksicht auf fürstlichen Rang und bevorzugte Stellung." Die Armee war nach Wallensteins Ansicht eine für sich bestehende, von allen nationalen und religiösen Rücksichten losgelöste Macht, die lediglich nach militärischen Gesichtspunkten handelte und unter solchen zusammengesetzt war. Während das ligistische Heer einen durchaus katholischen, das schwedische einen protestantischen Charakter trug, war die Wallensteinsche Armee aus beiden Bekenntnissen gemischt, wie sie auch aus sämmtlichen europäischen Nationen, Deutschen und Italienern, Briten und Ungarn, Wallonen und Kroaten, zusammengesetzt war. In einem einzigen Regiment zählte man zehn verschiedene Nationalitäten. Auch auf vornehme Herkunft gab der Feldherr nicht viel, wenn sie nicht mit militärischen Fähigkeiten verbunden war. Lediglich nach Verdienst und Würdigkeit nahm er Anstellungen und Beförderungen vor. Es war ein wirksamer Sporn, sich hervorzuthun, daß man wußte, der Feldherr beachte jede brave That, erkenne sie an und belohne sie. Nichts war ihm verhaßter, als wenn sich die eleganten Kavaliere vom Hofe mit hohen Empfehlungsschreiben im Feldlager einfanden; dann warnte er sie wohl spöttisch, die feinen gepuderten Gesichter vor dem Pulverdampf in Acht zu nehmen und die gekräuselten Locken nicht durch den schweren Helm in Unordnung zu bringen. Eine Armee wie diese, die von Anfang an die zuchtlosesten Elemente aller Völker in sich aufgenommen hatte und durch den langen Krieg noch mehr verwildert war, konnte nur durch eiserne Disciplin einigermaßen in Ordnung gehalten werden. In dem Wallensteinschen „Reiterrecht" sind die ersten Kriegsartikel enthalten, welche für die militärische Zucht bestimmte gesetzliche Vorschriften aufstellten. Unehrenhafte, feige, eigenmächtige Handlungen wurden mit rücksichtsloser Strenge bestraft; die Obersten waren angewiesen, jede Ausschreitung unnachsichtlich zu ahnden. Zum warnenden Exempel wurden Plündernde, Marodeurs, Ausreißer auf der Stelle aufgeknüpft oder aus dem Heere gestoßen. Daß dennoch Gewaltthaten wider Leib, Leben und Habe der Bevölkerung in reichlicher Menge begangen wurden, darf bei den barbarischen Begriffen vom Rechte des Kriegs und bei der allgemeinen Verwilderung der Zeit nicht Wunder nehmen. Wenn eine Landschaft zum Kriegsschauplatz auserſehen war, so hörte eben Gesetz und bürgerliche Ordnung auf; „Jedes belli" war der Inbegriff aller Schrecken, die über die leidende Menschheit kommen können. — Dem Feldherrn selbst brachte der Soldat das unbedingteste Zutrauen und eine fast abgöttische Verehrung entgegen. Die hohe kräftige Gestalt mit dem bleichen Gesicht und dem finstern Ernst im Ausdruck übte einen dämonischen Zauber auf das niedere Kriegsvolk aus. Wenn er durch das Lager schritt, im Scharlachmantel, mit der rothen Feder auf dem grauen Hut, mit dem goldenen Vließ Spaniens geschmückt, ergriff die Soldaten ein wunderliches Grauen. Sein abgeschlossenes, schweigsames, mürrisches Wesen ließ Vertraulichkeit nicht aufkommen, nur

Ehrfurcht und Unterwürfigkeit. Die Eigenheiten und Launen des Generals, der keinen Lärm, kein Wagengerassel, kein Sporengeklirr ertragen konnte, wenn er sich in sein Quartier zurückgezogen, wurden mit peinlichster Sorgfalt beobachtet. Die Ausbrüche seines Zornes konnten fürchterlich sein.

Häusliches Leben u. landesherrliche Fürsorge.

Wenn der Herzog im Feldlager die militärische Einfachheit liebte, mit wenig Schlaf, mit geringer Tafel sich begnügte, so verschmähte er doch auch wieder nicht, durch eine fürstliche Prachtentfaltung und verschwenderische Freigebigkeit zu wirken. Seine Dienerschaft, seine Leibgarde waren prächtiger als an irgend einem Hofe. Seine Gärten, seine Paläste, seine Marställe zeigten einen bis dahin kaum gesehenen Glanz und Reichthum. Seine Schlösser in Prag, in Sagan, in seiner Lieblingsresidenz Gitschin, von italienischen Künstlern aufgeführt und ausgeschmückt, waren vielbewunderte Prachtwerke. Die Fürsorge für seine Besitzungen und Herrschaften verließ ihn nie. Es ist wunderbar, wie dieser große Geist mitten in der Aufregung des Feldlagers und Kriegsgetümmels, mitten in den kühnsten Plänen und Entwürfen Zeit fand, sich um das Wohl und Gedeihen seiner Herzogthümer in den kleinsten Einzelheiten zu bekümmern. Friedland vor Allem lag ihm am Herzen. An seinen dortigen Landeshauptmann und Regenten, Gerhard von Taxis, besitzen wir, oft gerade aus den Tagen militärischer Entscheidungen, eine unglaubliche Menge eigenhändiger Briefe, die sich mit Anlegung von Pflanzungen, Eisenhämmern, Brauereien, bis herab zur Heuernte und Straßenreinigung beziehen. Mit landesväterlicher Fürsorge suchte er die Industrie seiner Unterthanen zur Beschaffung der Kriegsbedürfnisse heranzuziehen und veranlaßte die Errichtung von Pulvermühlen und Waffenschmieden auf seinem eigenen Gebiete. Aber auch eine geordnete Verwaltung und Rechtspflege, die Einrichtung einer ständischen Verfassung, den Bau von Kirchen und Schulen ließ er sich angelegen sein.

Religiöse Ansichten.

Wenn Wallenstein zu Zwecken des Unterrichts und der Seelsorge zahlreiche Jesuiten und andere Mönchsorden heranzog, so wachte er doch strenge darüber, daß sie die ihnen gesetzten Schranken nicht überschritten. Denn nichts war ihm verhaßter als die weltliche Macht und das weltliche Treiben der geistlichen Herren. Wir wissen, daß sein Zwiespalt mit der Liga vornehmlich aus seiner Abneigung gegen das Uebergewicht der geistlichen Kurfürsten in der Reichsverfassung entsprang. Ihm waren überhaupt die religiösen Fragen von untergeordnetem Werthe gegenüber den politischen und militärischen, in einer Weise, wie sie die befangene Zeit noch nicht zu fassen vermochte. Seltsam, wie dann doch wieder dieser freie Geist, diese starke Natur vor eingebildeten Schicksalsmächten bangte und aus den Sternen die irdischen Dinge zu deuten vermeinte, wie dieser praktische kluge Mann sich vor den geheimen Künsten der Astrologen beugen konnte!

3. Die Schlacht bei Nördlingen und der Prager Frieden.

Krieg in Bayern, Schlesien, Niedersachsen. 1634. Mit dem Frühjahre begann wieder das wüste Kriegstreiben an verschiedenen Schauplätzen zugleich. In Bayern und der Oberpfalz focht Bernhard von Weimar gegen Aldringer und Johann von Werth, und mußte es, in vielfachem Hader mit Horn, geschehen lassen, daß das feste Straubing den Bayern wieder
1. April. in die Hände fiel. In Schlesien gewann das sächsische Heer unter Arnim durch
13. Mai. den Sieg bei Liegnitz und die Einnahme Glogau's und anderer festen Plätze noch einmal das volle Uebergewicht; das Land richtete eine ergreifende Darstellung aller Leiden und Bedrückungen, die es in den letzten Jahren erduldet, an den Kaiser und stellte sich unter sächsischen Schutz. In Hessen und Westfalen führten die zerstreuten kaiserlichen Heerhaufen und Besatzungen den kleinen Krieg gegen den „Generalfeldobersten des niedersächsischen Kreisheeres", Herzog Georg
20. April. von Lüneburg, und den hessischen General Holzapfel fort. Höxter wurde unter entsetzlichen Gräueln von den Kaiserlichen erstürmt, wofür der braunschweigische
27. Juli. General Uslar Hildesheim zu Falle brachte. Aber noch immer blieben Wolfenbüttel, Minden, Nienburg u. a. O. die festen Stützpunkte der Kaiserlichen in Niedersachsen.

Elsaß und Lothringen. Auch im Elsaß und am Oberrhein hatte der Krieg seinen Fortgang. Im Beginn
Januar. des Jahres räumte die kaiserliche Besatzung die vielumstrittene Feste Philippsburg an den schwedischen General, den Rheingrafen Otto; Hagenau und Zabern mußten sich unter die Schutzherrschaft des Königs von Frankreich stellen und eine französische Besatzung aufnehmen. Herzog Karl von Lothringen, welcher der unwürdigen Lage in der tödtlichen Umstrickung Frankreichs überdrüssig war, vereinigte den letzten Rest seiner Streitkräfte mit den Kaiserlichen und entsagte seinem Lande zu Gunsten seines Bruders, des Kardinals Franz, wurde aber gleich darauf mit seinem bunt zusammenge-
12. März. setzten Heerhaufen von dem Rheingrafen bei Watweiler geschlagen; der ganze Sundgau und mit der Erstürmung Freiburgs auch der Breisgau fiel in die Hände des tapfern Rheingrafen; nur Breisach hielt sich noch, das unbezwungene Bollwerk der kaiserlichen Partei in jenen oberrheinischen Gegenden. Der französischen Politik schien jetzt der Augenblick gekommen, das preisgegebene Herzogthum Lothringen vollends in Besitz zu nehmen. Wir werden an einem andern Orte das schmähliche Spiel näher kennen lernen, durch welches das alte Herzogthum, das als Mauer zwischen Deutschland und Frankreich von jeher eine hervorragende Bedeutung hatte, der Krone Frankreich unterworfen wurde. Das Nachfolgerecht des Kardinals Franz, der sich ohne päpstliche Genehmigung mit Claudia, der Tochter des verstorbenen Herzogs Heinrich, vermählte, wurde nicht anerkannt, der neue Herzog in haftähnlicher Ueberwachung gehalten, bis er gleich dem Bruder flüchtig das Land verließ. Ohne Mühe brachte darauf der Marschall de la Force die letzten lothringischen Festungen in seine Gewalt, und ein Urtheil des Pariser Parlaments sprach das Land der Krone Frankreich zu, die ohne sonderliche eigene Anstrengungen aus dem großen Krieg im deutschen Reich die besten Früchte zu gewinnen wußte.

Zwiespalt im antikaiserlichen Lager. Das Heilbronner Bündniß unter dem schwedischen Directorium zeigte keineswegs die Festigkeit und Eintracht, welche zu einer kräftigen Fortsetzung des

Krieges wünschenswerth gewesen wäre. Während Oxenstierna sich bemühte, auch die norddeutschen Kreise in den Bund zu ziehen, waren die süddeutschen Glieder mißmuthig über das hochfahrende Wesen des Reichskanzlers, seine drückenden Forderungen, seine Mißachtung des reichsverfassungsmäßigen Herkommens, und der französische Diplomat Feuquières war rastlos und erfolgreich bemüht, dem beherrschenden Einfluß der Schweden in dem deutschen Bunde entgegenzuwirken, einzelne der Heilbronner Bundesverwandten in den unmittelbaren Dienst der französischen Krone zu ziehen und fremde Eroberungen für Frankreich nutzbar zu machen. Der Bundestag von Frankfurt, wo die verschiedenen Interessen sich in einem höchst unerquicklichen diplomatischen Spiel durchkreuzten, konnte als eine politische Niederlage der schwedischen Partei gelten, die gleichzeitig auch auf dem militärischen Schauplatz schwere Schläge erlitt. — Die kursächsische Politik hatte von Anfang an mit Mißtrauen und Unwillen das Heilbronner Bündniß betrachtet und suchte der Krone Schweden die Leitung der deutschen Dinge zu entwinden, ihren Zusammenhalt mit den Reichsständen zu lockern, und auch der Kurfürst von Brandenburg gewahrte mit Besorgniß die Absicht des Kanzlers, als „Satisfaction" für Schweden Pommern zu gewinnen; hatte doch Brandenburg nach dem bevorstehenden Ableben des letzten Herzogs auf Grund alter Erbverträge gerechte Ansprüche auf dieses Land. So waren die Gegner des Kaisers unter sich gespalten und verfolgten entgegengesetzte Ziele und Pläne, was auch auf den weiteren Gang der Kriegsereignisse von schädlichem Einfluß war.

April bis Sept 1634.

An die Spitze der kaiserlichen Armee war nach der Katastrophe von Eger des Kaisers Sohn Ferdinand, der König von Ungarn und Böhmen, getreten, der jedoch den Weisungen des kriegskundigen Gallas folgte. Eine gewaltige Truppenmacht, der die mannichfach zerstreuten schwedischen Heere keineswegs gewachsen waren, rückte jetzt gegen die Donau heran. Auch als Horn und Herzog Bernhard bei Augsburg ihre Vereinigung vollzogen hatten, vermochten sie nicht den Fall Regensburgs zu hindern. Der tapfere schwedische Commandant, Lars Kagg, mußte die Stadt nach harter Belagerung übergeben. Mit kaiserlichem und bayerischem Kriegsvolk waren inzwischen Aldringer und Johann von Werth in das innere Bayern gezogen, wo die zuchtlosen und aufgelösten schwedischen Heerhaufen sich aufgestellt hatten und furchtbar hausten. Trotz des Heranzugs der Kaiserlichen wurde Landshut in grausenhaftem Sturm genommen. Beim Uebergang über die Isar, um der bedrängten Stadt zu Hülfe zu kommen, fiel Aldringer auf dunkle Weise, auch einer der vielen Emporkömmlinge des Krieges. In Diedenhofen geboren, hatte er sich vom armen Schreiber zum ruhmgekrönten Feldherrn und zum Grafen aufgeschwungen; in der Clary'schen Familie vererbte sich sein kinderloser Stamm durch seine Schwester fort. Das Uebergewicht der kaiserlichen Armee an der Donau wurde noch verstärkt, als der Kardinalinfant Ferdinand mit einem stattlichen Heere aus Italien herankam, um seinen längst vorbereiteten Zug nach Flandern endlich zu bewerkstelligen. Gegen die süddeutschen und rheinischen Gegenden, wo die schwedische Macht ihre festesten Stützen hatte, wälzte sich jetzt eine furchtbare Gefahr heran. Schon streiften die Reiter Johann von Werths, die Kroaten Isolani's bis Franken und Schwaben, und hausten auf das Unmenschlichste in dem unglücklichen

Uebergewicht der Kaiserlichen.

26. Juli 1634.

22. Juli.

Lande, das der Kriegsdrangsale schon so unendlich viel erlitten. Im Heilbronner Bund steigerte sich die Unzufriedenheit und Uneinigkeit; viele Stände dachten bereits daran, sich der Macht des herrschenden Reichskanzlers zu entziehen und die kaiserliche Gnade zu suchen. Um sich der thätigen Hülfe Frankreichs zu versichern, willigte Oxenstierna jetzt in die früher verweigerte Einräumung der Festung Philippsburg an eine französische Besatzung, wogegen Feuquières im Namen seines Herrn die Verpflichtung übernahm, ein Hülfsheer an den Rhein zu senden.

Schlacht bei Nördlingen.

Die kaiserlich-bayerische Streitmacht, vereinigt mit dem spanischen Heere des Infanten, hatte sich inzwischen um die alte feste Reichsstadt **Nördlingen** gelagert; es mochten 30,000 Mann sein, geführt von den trefflichsten Feldherren, Gallas, Piccolomini, Götz, Johann von Werth; auch der flüchtige Herzog Karl von Lothringen focht wacker mit im kaiserlichen Heere. Hier, bei

5. 6. Sept. 1634.

Nördlingen, kam es zu dem entscheidenden Kampfe mit den Schweden, die etwa 24,000 Mann stark sein mochten. Der Eifer Bernhards riß den vorsichtigen Horn, der eine Vereinigung sämmtlicher schwedischen Heerabtheilungen abwarten wollte, mit sich fort. Die Schweden wurden in einer der entscheidendsten Schlachten des ganzen Krieges vollständig aufs Haupt geschlagen, nach einem Kampfe von seltener Erbitterung. Bernhard selbst wurde verwundet; Horn gerieth in Gefangenschaft und mußte lange Jahre in bayerischer Haft zubringen. Auf zwölftausend wurde der Verlust der Schweden an Todten, auf die Hälfte der an Gefangenen geschätzt. Der General Kratz, der einst als kaiserlicher Befehlshaber in Ingolstadt verrätherische Verbindungen mit dem Feind angeknüpft hatte und dann in schwedische Dienste getreten war, wurde ebenfalls gefangen und in Wien enthauptet. Mit Zurücklassung des Gepäcks und Geschützes zerstreuten sich die Trümmer des schwedischen Heeres bis an den Neckar und Main, während die Kaiserlichen Franken und Schwaben unter entsetzlichen Verheerungen überschwemmten. In Würtemberg, dessen Herzog Eberhard III. zu den ergebensten Anhängern Schwedens gehörte und sein Heil in der Flucht gesucht hatte, wurde eine kaiserliche Landesverwaltung eingesetzt. Bei der Eroberung von Calw durch Johann von Werth verübten die Kroaten entsetzliche Gräuel, die der Superintendent und Dichter Andreä in seinen Threnis Calvensibus ergreifend schildert. Bis Weihnachten war fast ganz Franken, Schwaben, Würtemberg, Baden in den Händen der Kaiserlichen. Als Ende September der Kardinalinfant mit seinen Spaniern vor Frankfurt erschien und sich den Weg nach Luxemburg und den Niederlanden bahnte, entwich der Bundesrath voll Schrecken nach Mainz. Die ganze Vereinigung der Heilbronner war in voller Auflösung begriffen.

Zugeständnisse an Frankreich. Elsaß verrathen.

Die einzige Rettung vor der kaiserlichen Uebermacht mußte bei dem Umsturz aller Ordnung, bei der militärischen Wehrlosigkeit, der geschwundenen Zuversicht und Opferwilligkeit der deutschen Stände in einem festeren Anschluß und Rückhalt an Frankreich bestehen. Es galt jetzt, die französische Krone, die bisher sich fast nur mit Subsidien am Kriege betheiligt und noch immer den

Anschein des Friedens mit dem Kaiser aufrecht erhalten hatte, endlich zum offenen Bruche mit Oesterreich und Spanien zu bringen. Frankreich war jetzt, nach der schweren Niederlage der schwedischen Heere, die beherrschende Macht, welche die politische und militärische Entscheidung in Händen hatte, und die deutschen Reichsstände, welche auf die Gnade des Kaisers nicht glaubten hoffen zu dürfen, beeilten sich, unter jeder Bedingung des französischen Schutzes sich zu versichern. Es war der Augenblick, den die französische Politik lange erstrebt hatte. Auch der Reichskanzler Oxenstierna war jetzt zu gewichtigen Zugeständnissen an Frankreich bereit. Allein noch ehe man sich über seine Anerbietungen in Paris erklärt hatte, wurde den Franzosen in unbegreiflicher Uebereilung und Kopflosigkeit mehr als der ihnen zugedachte Preis zum Voraus in die Hände gespielt. Nicht nur das feste Philippsburg, wonach die Franzosen so lange getrachtet, wurde ihnen in diesen Tagen übergeben, der Rheingraf Otto Ludwig ließ sich, um endlich französische Hülfe zu erlangen, zur Unterzeichnung eines Vertrags bewegen, wodurch dem Marschall de la Force der gesammte Oberelsaß mit Colmar, Schlettstadt u. a. O., mit einziger Ausnahme von Straßburg, eingeräumt wurde, unter dem nichtigen Vorbehalt der Glaubensfreiheit, aller Vorrechte und der Wiedererstattung im Frieden. Der schwedische Resident in Benfeld, Reinhard Mockel, hatte in der allgemeinen Kopflosigkeit, vielleicht auch bestochen, seine Zustimmung zu dem schmählichen Vertrage gegeben, ohne Wissen und Willen des Reichskanzlers. „So ist der Rest des alten allemannischen Elsaß mit seinen fruchtbaren Ebenen, weinreichen Geländen, prangenden Städten und festen Burgen von Deutschland abgekommen, ohne daß Frankreich den betrogenen Bundesgenossen auch nur einen Mann zur Hülfe in der Todesnoth gesendet, und obenein behielt es das kärgliche Blutgeld jahrelang vor." Der Rheingraf Otto Ludwig starb wenige Tage nach der unbedachten Preisgebung des oberen Elsasses.

[Margin: 7. Oct. 1634. — 6. Oct. — 16. Oct.]

Bald darauf kam endlich zu Paris durch den schwedischen Gesandten Löffler, einen Würtemberger von intrigantem zweideutigen Charakter und bescholtener Rechtlichkeit, der definitive Allianzvertrag mit Frankreich zu Stande. Die französische Krone machte sich anheischig, 12,000 Mann Hülfstruppen unter dem Befehle eines deutschen Bundesfürsten, dem ein französischer General mit gleichem Rang zur Seite stehe, bei dem Bundesheer jenseits des Rheines zu unterhalten und eine einmalige Summe von 500,000 Livres zu zahlen. Dafür erhielt Frankreich Sitz und Stimme im Bundesrath und die Abtretung des ganzen Elsaß mit den festen Plätzen Benfeld, Breisach, Constanz, bis der künftige Frieden eine Vereinbarung über die Rückgabe treffen würde. Der Kanzler Oxenstierna war zwar unzufrieden mit diesem Vertrag, der ihm allzugroße Zugeständnisse im Vergleich mit den Leistungen zu enthalten schien; er verweigerte lange die Ratification und entließ Löffler aus seinen Diensten; aber weder sein neuer Gesandter, der berühmte holländische Staatsrechtslehrer Hugo Grotius, noch er selbst, als er persönlich nach Paris reiste, vermochte die Bedingungen wesentlich abzuändern.

[Margin: Allianzvertrag mit Frankreich. 1. Nov. 1634.]

Das Kriegsgetümmel in den rheinischen und fränkischen Gegenden hatte inzwischen seinen Fortgang; nicht nach einem großen einheitlichen Plane wurden die militärischen

[Margin: Theilnahme Frankreichs am Krieg. Vorgänge am Rhein. Richelieu's diplomat. Thätigkeit.]

Operationen geführt, sie lösten sich auf in kleine Streifzüge, Belagerungen und Ueberfälle, die um so verheerender wurden, je mehr alle kriegerische Zucht geschwunden und ein allgemein anerkannter Oberbefehl abhanden gekommen war. Wir können die einzelnen Züge dieses wüsten fruchtlosen Kriegstreibens nicht verzeichnen. Das wichtigste Ereigniß war, daß jetzt endlich die Franzosen offen eingriffen. Als Karl von Lothringen und
Decbr. 1634. Johann von Werth vor Heidelberg erschienen, die Stadt besetzten und das Schloß beschossen, zog Bernhard von Weimar, vorläufig zum Oberbefehlshaber des französischen Hülfsheeres ernannt, mit französischen Truppen heran und zwang die Bayern zur schleunigen Aufhebung der Belagerung. Allein am Rhein, damals dem vorzüglichsten Schauplatz des Krieges, hatten die französisch-schwedischen Waffen einen schweren Stand gegen den mächtigen Andrang der kaiserlichen und bayerischen Heere. Das vielumstrittene Philippsburg, durch die sorglose französische Besatzung schlecht verwahrt, wurde
24. Jan. 1635. von Gallas durch einen glücklichen Handstreich erobert, ein arger Schimpf für die französischen Waffen. Zugleich überschritt Johann von Werth den Rhein und bemächtigte sich Speiers und anderer Städte in der Rheinpfalz. Weiter südlich drang Karl von Lothringen, begierig sein Stammland wieder zu erobern und voll leidenschaftlichen Hasses gegen Frankreich, über den Strom in Elsaß ein, bedrohte Colmar, Schlettstadt und Mömpelgard und verhängte grauenvolle Verwüstungen über das erschöpfte Land, bis ihn der Hunger mehr als die französischen Waffen zum Rückzug bewog. Auch
13. März. Augsburg fiel in diesen Tagen nach den gräßlichsten Hungerleiden den Kaiserlichen in
22. März. die Hände. Die Wiedereroberung Speiers war der einzige Erfolg der französischen Waffen. Die Marschälle de la Force und Brezé, Bernhard von Weimar und Feuquières, Diplomat und Kriegsmann zugleich, waren in gegenseitigem Unfrieden und Mißtrauen befangen, die Truppen zuchtlos und unlustig zum Krieg, des deutschen Winters nicht gewöhnt und den abgehärteten Veteranen der gegnerischen Heere nicht gewachsen. Und überdies wurde auch jetzt noch der offene Bruch mit dem Kaiser ängstlich vermieden. Während Richelieu den Krieg lässig und matt betrieb, entfaltete er eine um so rührigere diplomatische Thätigkeit. Man suchte Sachsen und Brandenburg zu bestimmen, die Verhandlungen mit dem Kaiser abzubrechen, man betrieb die Erneuerung des Friedens zwischen Polen und Schweden und suchte die schwedischen Reichsräthe zu erhöhten Anstrengungen zu bewegen; man versprach dem Reichskanzler Oxenstierna, dem Herzog Bernhard, der zum Oberfeldherrn der Bundestruppen ernannt wurde, den muthlosen und verzagten deutschen Reichsständen reichen Lohn und kräftige Unterstützung, um sie zur energischen Wiederaufnahme des Kriegs zu bestimmen;
8. Febr. auch war zwischen den Generalstaaten und Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Spanien geschlossen und die Vertheilung der spanischen Niederlande verabredet worden.

Kriegserklärung zwischen Frankreich u. Spanien. Der Vorgang in Trier.

Bald darauf trat ein Ereigniß ein, welches die offene Kriegserklärung zwischen Frankreich und Spanien und einen Kampf zur Folge hatte, den selbst der westfälische Friede nicht zu beendigen vermochte. Der Kurfürst von Trier, Philipp Christian von Sötern, hatte sich schon vor Jahren in Frankreichs Schutz begeben und französische Besatzungen in seine Städte und Festungen aufgenommen (S. 945). Die Spanier in den Niederlanden, seit der Ankunft des Kardinalinfanten mit neuer Unternehmungslust erfüllt, ersahen die günstige Gelegenheit, da die französischen und schwedischen Heere von allen Seiten bedrängt wurden, um sich der Lande des abtrünnigen Reichsfürsten zu versichern. Mittels eines kühnen und listigen Handstreichs bemächtigten sie sich von dem

nahen Luxemburg aus der Hauptstadt Trier und führten den Erzbischof gefangen 26. März 1635.
fort, nach Brüssel, dann nach Wien, wo er in zehnjähriger Haft gehalten wurde. Diese Gewaltthat an einem Schützling der Krone Frankreich und einem geistlichen Fürsten brachte den lange verzögerten Entschluß eines offenen Bruches mit Spanien zur Reife. Auf dem Marktplatz von Brüssel sagte ein französischer Herold mit feierlicher Würde die Fehde an, und gleichzeitig rückten die franzö- 19. Mai.
sischen Marschälle Brezé und Chatillon in das Luxemburgische ein und schickten sich an, mit dem Prinzen von Oranien sich zu vereinigen.

Um dieselbe Zeit, da die französische Krone sich entschloß, thätig am Kriege Prager Friede. 1635.
theilzunehmen, kam der längst vorbereitete Frieden zwischen dem Kaiser und Sachsen zum Abschluß. Schon vor der Nördlinger Schlacht waren die Unterhandlungen in Pirna wieder aufgenommen worden, ohne daß dadurch das sächsische Heer abgehalten worden wäre, in Verbindung mit einer schwedischen Truppenabtheilung unter dem General Banér aufs Neue einen Einfall in Böhmen zu machen und bis vor Prag zu ziehen. Nach der Nördlinger Niederlage war der Kurfürst noch weniger als früher zu einer energischen Fortsetzung des Krieges geneigt. Wir wissen, wie sehr er im Herzen stets die Ergebenheit an die kaiserliche Autorität bewahrt hatte, wie ihn nur das Uebergewicht der schwedischen Waffen und die drohende Ausführung des Restitutionsedicts zum Anschluß an die Schweden gebracht, die er stets als fremde Eindringlinge und lästige Bundesgenossen betrachtete. Jeder Friedensantrag des Kaisers fand bei dem Kurfürsten bereitwilliges Entgegenkommen, und als sich jetzt Ferdinand in der That geneigt zeigte, der Freundschaft mit Sachsen einige Opfer zu bringen und einen Separatfrieden abzuschließen, dem dann die andern Reichsstände beitreten mochten, trug der Kurfürst nicht das mindeste Bedenken, sich von der Sache seiner Glaubens- und Bundesgenossen loszusagen. Die kaiserliche Politik durfte auf diese Weise hoffen, das Werk der Friedensstiftung selbst in die Hand zu bekommen und nach ihren Absichten zu leiten und damit den Fremden die Entscheidung zu entwinden. Die Ermahnungen des schwedischen Kanzlers und der Heilbronner Bundesverwandten, die gemeinsame Sache nicht durch ein einseitiges Abkommen aufs Spiel zu setzen, machten auf den engherzigen und eigennützigen Kurfürsten keinen Eindruck. Zu Pirna wurde das Friedensinstrument 24. Nov. 1634.
entworfen, welches dann im folgenden Jahre zu Prag mit geringen Aenderun- 30. Mai 1635.
gen endgültig angenommen wurde. Hinsichtlich des Restitutionsedictes, der vorzüglichsten Quelle der Entfremdung, kam die kaiserliche Politik ein großes Stück entgegen, indem man die Ausführung auf eine so ferne Zeit verschob, daß sie fast als aufgegeben betrachtet werden konnte.

Es wurde nämlich festgesetzt, daß die protestantischen Stände alle mittelbaren Stifter und geistlichen Güter, welche sie vor dem Passauer Vertrag eingezogen, für immer behalten sollten; die nach dem Passauer Vertrag eingezogenen mittelbaren, sowie sämmtliche reichsunmittelbare geistliche Besitzungen, gleichviel wann sie eingezogen

waren, sollten den protestantischen Ständen in demjenigen Zustande, in welchem sie dieselben am 12. November 1627 innegehabt, noch vierzig Jahre vom Friedensschlusse an verbleiben. War schon vor dem bezeichneten Tage über solche geistliche Güter und Stifter ein rechtskräftiger Spruch erfolgt, so sollte derselbe ausgeführt werden. Sitz und Stimme der in protestantischen Händen befindlichen unmittelbaren Stifter auf dem Reichstage sollte während jenes vierzigjährigen Zeitraums ruhen. Vor Ablauf desselben verpflichtete man sich ferner beiderseits, mit äußerster Anstrengung an einem endgültigen Vergleiche zu arbeiten. Würde ein Vergleich nicht zu Stande kommen, so sollte auch nach Ablauf der vierzig Jahre jeder Theil in seinem Besitzstande verbleiben, dem Kaiser aber sei es vorbehalten, die streitigen Fälle durch die paritätisch zu besetzenden Reichsgerichte entscheiden zu lassen. Dem Sohne des Kurfürsten, August, sollte ferner das Erzstift Magdeburg verbleiben, mit der Verpflichtung einer Geldentschädigung an den vormaligen brandenburgischen Administrator Christian Wilhelm. Das Bisthum Halberstadt sollte dem Sohne des Kaisers, Erzherzog Leopold Wilhelm, zufallen. Den protestantischen Fürsten und Ständen, welche den Frieden binnen zehn Tagen annehmen würden, sollten, wie auch dem Kaiser und seinen Bundesgenossen, alle eroberten Besitzungen zurückerstattet werden. Auch die auswärtigen Mächte sollten in den Vergleich mit eingeschlossen, und diejenigen, welche sich zum Frieden nicht verstehen wollten, mit gemeinsamer Anstrengung dazu gezwungen werden. Eine allgemeine Amnestie sollte erlassen werden, jedoch mit Ausnahme der böhmischen und pfälzischen Händel uud einer Reihe namentlich aufgeführter Männer, des Herzogs von Würtemberg, des Markgrafen von Baden-Durlach, einer Anzahl rheinischer und fränkischer Grafen, und der österreichischen Erbunterthanen, welche gegen ihren Herrn in Waffen standen. Ueber die Restitution des pfälzischen Kurhauses und die Religionsfreiheit in Böhmen und den andern kaiserlichen Erblanden bemühte sich Kursachen vergebens dem Kaiser eine befriedigende Erklärung abzugewinnen. In einem besonderen Nebenreceß wurden endlich dem Kurfürsten die schon seit Jahren ihm verpfändeten Lausitzen als erbliches Lehen der böhmischen Krone übertragen, mit der Verpflichtung, die katholischen Stifter und Einwohner bei ihrer Religion und ihren Rechten zu belassen. — Alsbald zogen auch die sächsischen Besatzungen aus den schlesischen Städten ab, und die kaiserliche Herrschaft mit der katholischen Restauration im Bunde konnte sich in dem entfremdeten Lande wieder festsetzen. Arnim, der Schlesien schon als sächsischen Besitz betrachtet hatte und den Prager Frieden der evangelischen Sache nachtheilig erachtete, verließ unwillig den sächsischen Kriegsdienst und zog sich nach seinem märkischen Gute Boyzenburg zurück. Im folgenden Jahre wurde er von den Schweden aufgegriffen, entkam jedoch der Gefangenschaft und starb dann, im Begriffe wieder in kaiserliche oder kursächsische Dienste zu treten, am 28. April 1641 in Dresden.

Bedeutung des Prager Friedens.

Der Prager Friede bildet einen Wendepunkt in dem großen Kriege, wenn er auch nicht dessen Ende herbeiführte, wie die verzweifelnden Völker hofften. Auch diejenigen, welche den Frieden geschlossen, der Kaiser und der Kurfürst von Sachsen, mochten sich dieser Hoffnung hingegeben haben und die Erwartung hegen, das geeinte Reich werde nunmehr mit leichter Mühe die Fremden aus dem Lande treiben. Allein Frankreich, das sich soeben zum offenen Kriege entschlossen, und Schweden, das die Frucht aller seiner Siege zu verlieren fürchtete, setzten den Waffengang mit einer Energie fort, welche noch über ein Jahrzehnt Deutschland mit Blut und Streit erfüllte. Und auch jetzt konnte der Krieg noch keineswegs als ein Kampf des gesammten deutschen Reichs gegen die einge-

drungenen Fremdlinge angesehen werden. Wenn auch die meisten Reichsstände, der niedersächsische Kreis, der Kurfürst von Brandenburg, die Herzöge von Mecklenburg, Wilhelm von Weimar, viele Reichsstädte noch in demselben Jahre ihren Beitritt zu dem Frieden erklärten, so blieben doch andere, wie die Fürsten von Baden und Würtemberg, welche die Prager Vereinbarung von der Amnestie ausschloß, wie der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, der Herzog von Lüneburg im Bunde mit Schweden. Der Prager Friede hat damals und noch heute die verschiedenartigste Beurtheilung erfahren. Während ihn die Einen als den ehrlichen und patriotischen Versuch einer aufrichtigen Friedensstiftung im Reiche auffaßten, sprachen die Andern von dem schnöden Verrathe des Kurfürsten von Sachsen an seinen Bundes- und Glaubensgenossen. Sicherlich ist hier, wie immer in jenen Zeiten, die kursächsische Politik von dem Vorwurf des Eigennutzes, des mangelnden Gemeinsinns, der Zaghaftigkeit und Unentschiedenheit nicht freizusprechen. Daß die habsburgische Uebermacht im Reiche auch durch diesen Krieg nicht gebrochen wurde, daß die Früchte des langen Ringens so unbedeutend und nichtig waren, ist wesentlich die Schuld des Kurfürsten von Sachsen. Es war nicht loyal und ehrenhaft, durch ein einseitiges Abkommen mit dem Kaiser sich selbst den Lohn des Fahnenwechsels zu sichern und die Bundesgenossen ihrem Schicksal zu überlassen. Auf der andern Seite hatten sich freilich die Dinge so gestaltet, daß diejenigen, welche einst als Retter erschienen, die Schweden und noch mehr die Franzosen, eine ärgere Geißel und eine bedrohlichere Gefahr für das ganze Reich geworden waren, als es je die Habsburger gewesen. Die alten Schlagworte von der „deutschen Freiheit" und dem Schutze des Glaubens, unter welchen sich immer ein gutes Theil Selbstsucht und roher Eroberungslust verborgen, klangen jetzt fast nur noch wie Hohn. Wer noch von deutschen Reichsständen auf Seiten der Fremden stand, der that es gezwungen, oder es waren die Abenteurer und verwilderten Söldlinge, welche die kaiserliche Gnade verwirkt hatten und Rettung nur in der Fortsetzung des Krieges erblickten.

IX. Die letzten Kriegsjahre.

1. Vom Prager Frieden bis zum Tode Kaiser Ferdinands II.

Während im Innern des Reichs durch den Friedensschluß mit Sachsen die Dinge sich für die kaiserliche Sache günstiger als je gestalteten, waren auch an den Grenzen und gegen die auswärtigen Feinde die Waffen Habsburgs im Vortheil. Im Juni zog Gallas zwischen Philippsburg und Speier über den Rhein; gleichzeitig durchstreiften Johann von Werth und Herzog Karl den Elsaß weit über die lothringische und burgundische Grenze, von dem alten Marschall de la Force wenig gehindert, und ein kaiserliches Hülfsheer unter Piccolomini zog zur Verstärkung des Kardinalinfanten gegen den Prinzen von Oranien und die Franzosen nach den Niederlanden und erzwang die Aufhebung der Belagerung von Löwen. Bernhard von Weimar, der sich in den

Verluste der Franzosen u. Bernhards von Weimar. Gallas auf dem linken Rheinufer. 1635.

Saargegenden in großer Gefahr und Bedrängniß umhertrieb, ließ die dringendsten Hülferufe nach Paris gehen. Richelieu entschloß sich auch endlich, eine bedeutendere Truppenmacht ins Feld zu schicken. Mit einem Heere von 15,000 Mann brach der Kardinal de la Valette zur Unterstützung Bernhards auf; unter ihm dienten berühmte Kriegsmänner der folgenden Zeit, der Vicomte von Turenne, der Graf von Guiche, der Graf Guébriant. Allein die französischen Truppen waren damals den kriegsgeübten und abgehärteten deutschen Söldnerheeren noch keineswegs gewachsen; die Feldzüge dieser Zeit waren erst die Schule, worin sich das französische Militärwesen für die Tage Ludwigs XIV. bildete. Während sich der „infulirte Feldherr Frankreichs" langsam gegen den Rhein in Bewegung setzte, wurde Kaiserslautern von Gallas erstürmt, Mainz, Zweibrücken u. a. Städte belagert. Auch als sich der Kardinal la Valette endlich mit Bernhard vereinigte und den Uebergang auf das rechte Rheinufer wagte, war ihr Heer, 26,000 Mann stark, nicht vermögend, gegen die Kaiserlichen etwas Namhaftes auszuführen. Die Franzosen, durch Hunger und Krankheit in dem verwüsteten Lande geschwächt, waren des beschwerlichen deutschen Krieges bald überdrüssig und traten den Rückzug an, zumal auch die Hülfe von Seiten des unzuverlässigen Landgrafen Wilhelm von Hessen ausblieb, der es vorzog, sich mit Banér im Eichsfelde zu vereinigen und seine westfälischen Eroberungen zu schützen. Unter fortwährenden Kämpfen mit den verfolgenden kaiserlichen Reitern, des Geschützes und Gepäcks und unzähliger Soldaten in dem unwegsamen verheerten Lande beraubt, zogen der Kardinal und Bernhard über den Rhein zurück, das Nahe- und Saarthal hinauf, bis das stolze Heer in entsetzlicher Auflösung in der Gegend von Metz und Pont-à-Mousson anlangte, ein Rückzug voll furchtbarer Anstrengungen, Gefahren und blutiger Kämpfe, den die Franzosen trotz der schweren Verluste unter ihre ruhmvollsten Kriegsthaten zählen. Der König Ludwig zog jetzt selbst mit einem neuen Heere nach Lothringen, welches durch die vereinigten Armeen des Herzogs Karl und Gallas' aufs Höchste bedroht war. In dem festen Lager bei Dieuze standen die Kaiserlichen und die Lothringer, ohne daß die Franzosen sie zu vertreiben vermochten. Die französischen Heere, durch Meuterei und Fahnenflucht geschwächt, ohne Kriegszucht und Muth, hätten dem kaiserlichen Feldherrn keinen ernstlichen Widerstand entgegengestellt, wenn er, wie er drohte, seinen Marsch in das Herz von Frankreich gerichtet hätte. Allein da auch seine Truppen durch Seuchen, Hunger und die beginnende Winterkälte aufgerieben wurden, beschloß er sein Lager vor Dieuze aufzugeben und den Rückzug an den Rhein anzutreten.

[Randnotizen: 17. Juli 1635. — Sept. — Ende Nov.]

Bedrohte Lage der Schweden. Im offenen Felde überall von den Kaiserlichen zurückgedrängt, von den deutschen Bundesgenossen zum größten Theil verlassen, war die Lage der Fremden auf deutschem Boden nach dem Prager Frieden eine überaus schwierige, und man mochte den Zeitpunkt nahe glauben, wo sie schimpflich das Land zu räumen gezwungen sein würden. Der Heilbronner Bund war in völliger Auflösung; die Bundesräthe hatten sich aus Frankfurt geflüchtet und suchten umherirrend Zuflucht vor der kaiserlichen Rache. Der Reichskanzler Oxenstierna hatte sich, den südwestlichen Stützpunkt der schwedischen Herrschaft in Deutschland aufgebend, nach dem Norden aufgemacht, um da zu retten, was zu retten war. Noch hielt der Feldmarschall Banér im Erzbisthum Magdeburg ein schwedisches Heer beisammen; eine Anzahl anderer Regimenter, die bisher der Herzog Georg von Lüneburg befehligt, ungewiß ob in schwedischem, oder im Dienste des niedersächsischen Kreises, wurden von dem Generalmajor Speerreuter dem Herzog abwendig gemacht, worauf derselbe voll Erbitterung seine schw.dische Generalwürde niederlegte und den Prager Frieden annahm. Das waren die einzigen Streitkräfte, auf denen die schwedische Macht noch beruhte, und diese waren unzuverlässig genug.

Bestanden sie doch zum geringsten Theil aus eingebornen Schweden, und die strengen kaiserlichen Abberufungspatente an die Deutschen im Heere der Reichsfeinde erfüllten diejenigen Obersten, welche durch die kaiserliche Ungnade noch etwas zu verlieren hatten, mit Besorgniß, so daß sie in gefährliche Unterhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen sich einließen. In dieser drangvollen Lage machte auch Oxenstierna sowohl an Sachsen als an den Kaiser Friedensanerbietungen, die freilich wenig Entgegenkommen fanden. Schon faßten die kaiserlichen Heerhaufen wieder festen Fuß in Pommern und besetzten Garz und Stargard; der alte Herzog Bogislav gab sich der Zuversicht hin, er könne wieder Herr seines Landes werden. Um schwedische Hülfe aus Preußen heranzuziehen, eilte der Reichskanzler nach Wismar, während Banér die unzuverlässigen deutschen Obersten wieder an den schwedischen Dienst fesselte, die verdächtigen Regimenter in entferntere Quartiere verlegte und sich bereit hielt den Kampf mit dem kursächsischen Heere aufzunehmen. Der erste Feldzug gegen die Sachsen war den schwedischen Waffen noch einmal günstig. Bei Dömitz an der Elbe schlug Banérs Schlacht bei Dömitz.
Generallieutenant Ruthven den sächsischen Feldherrn Baudissin, ein Sieg, der dem 1. Nov. 1635.
erschütterten Ansehen der Schweden sehr zu Statten kam. Durch französisches Geld gelang es auch in Westfalen wieder ein schwedisches Heer aufzustellen unter dem Feldmarschall Dodo von Kniphausen, einem tapfern Kriegsgefährten Gustav Adolfs, der sich seit längerer Zeit, zurückgesetzt und mißmuthig, dem Krieg entzogen hatte, und als dieser bald darauf fiel, unter dem Generalmajor Kratzenstein; die schwankenden Regimentsführer an der Weser ließen sich durch einen förmlichen Vergleich wieder in den Dienst der schwedischen Krone verpflichten.

Trotzdem würde es für das arme und entkräftete Schweden unmöglich gewesen Erneuerung des schwedisch-polnischen Waffenstillstands.
sein, den deutschen Krieg fortzusetzen, wäre es der französischen Diplomatie nicht gelungen, eine Erneuerung des mit Beginn des Juli 1635 ablaufenden schwedisch-polnischen Waffenstillstands herbeizuführen. Die Vermittelung des Friedens zwischen den beiden Kronen trotz der gegenseitigen Feindschaft und Eifersucht und der kaiserlichen und päpstlichen Einwirkung auf Polen war ein Meisterstück des Kardinals Richelieu und seines vornehmen, gewandten Unterhändlers, Claude de Mesmes, Graf von Avaux, der sich ein volles Jahr in diesem Geschäfte in Schweden und Polen und an dem unwirthlichen preußischen Gestade umhertrieb. Durch peinliches Ceremoniel und kleinliche Rangstreitigkeiten, durch religiöse Bedenken und territoriale Ansprüche verzögerten sich die schwierigen Unterhandlungen; mehrmals griffen die gegenüberstehenden Heere bereits zu den Waffen, und doch gelang es der Zähigkeit des französischen Diplomaten, dort an der Weichsel das Friedenswerk zu Stande zu bringen, welches die Fortsetzung des deutschen Krieges bedingte. Der Vertrag von Stuhmsdorf setzte einen sechs- 12. Sept. 1635.
undzwanzigjährigen Waffenstillstand fest, sprach den Polen das Herzogthum Preußen, den Schweden Livland zu mit der Bedingung, den Katholiken daselbst freie Religionsübung zu gestatten, und legte dem König von Polen die Verpflichtung auf, dem schwedischen Königstitel zu entsagen. Durch den polnischen Friedensschluß wurde es den Schweden möglich, das starke Heer, das sie bisher in Preußen und Livland gehalten, unter Hermann Wrangel und Linnard Torstensson auf den deutschen Kriegsschauplatz zu ziehen und mit Banér zu vereinigen, der seit dieser Verstärkung den Krieg gegen die kursächsischen Truppen mit neuem Glück und Erfolg führte. Bei Kyritz in der Prieg- 17. Dezbr.
nitz erlitten die Sachsen wiederum eine empfindliche Niederlage; die Schweden eroberten Havelberg, drangen bis Berlin vor und setzten sich aufs Neue in der Mark Brandenburg fest. So erhob sich, hauptsächlich durch Frankreichs Gold und diplomatische Künste, die schwedische Sache aufs Neue aus tiefster Niedergeschlagenheit, wie ja so oft

in diesem wechselvollen Kriege die gewaltigsten Veränderungen im Laufe weniger Wochen sich vollzogen.

Bernhard von Weimar französischer Söldling. Die Erfolge der schwedischen Waffen in Deutschland sowohl als Mangel und Krankheiten riefen den kaiserlichen Oberfeldherrn zu Beginn der Winterszeit aus Lothringen zurück. Die kaiserlichen Regimenter bezogen zu beiden Seiten längs des Rheins die Winterquartiere, bereit, im nächsten Jahre den deutschen Krieg mit neuer Dezbr. 1635. Kraft aufzunehmen. Damals fiel auch Mainz, welches vier Jahre lang von den Schweden besetzt gewesen, und der vertriebene Kurfürst konnte in seine Stadt zurückkehren. Den Franzosen war der erste Feldzug gegen den Kaiser gründlich mißrathen, und Richelieu war ernstlich bedacht, für das kommende Jahr ein kriegstüchtigeres Heer auszusenden. Es gelang ihm, den berühmtesten Feldherrn der Zeit, den Herzog Bernhard von Weimar, mit seinen bewährten altgedienten Truppen in die Dienste der 27. Oct. 1635. französischen Krone zu ziehen. In dem Vertrag von St. Germain verpflichtete sich Bernhard gegen eine jährliche Summe von vier Millionen Livres ein Heer von 12,000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern in französischem Dienste zu halten; in geheimen Artikeln wurde ihm die Landgrafschaft Elsaß überlassen oder an Stelle dieses Besitzes im künftigen Frieden eine angemessene Entschädigung. Als französischer Söldner führte jetzt der stolze deutsche Reichsfürst den Krieg fort.

Kriegsstürme am Rhein. 1636. Noch vor Beginn des Frühjahrs erhob sich am ganzen Rheinstrom, von der Schweizer Grenze bis in die Niederlande, von Neuem das wilde Kriegstreiben. Im Elsaß schlugen sich der Kardinal de la Valette und der Marschall Ranzau, ein in französische Dienste getretener holsteinischer Edelmann, mit den Kaiserlichen herum. Es erhob sich in diesen ausgesogenen Gegenden ein Nothstand und ein Elend, dergleichen die Geschichte nicht viel zu verzeichnen hat. Die Schriftsteller der Zeit erzählen grauenhafte Scenen von Menschen, die in wahnsinnigem Hunger die Leichen anfielen, von Müttern, die sich am Fleische ihrer gemordeten Kinder sättigten; die Todtengräber mußten selbst die Grüfte der Pestopfer vor gräulichen Nachstellungen hüten. Der unbarmherzige Krieg erzeugte immer entsetzlichere Zustände. Im Elsaß behielten die Franzosen die Ueberhand, namentlich als auch Bernhard von Weimar seine Truppen in diese Gegenden, seine Landgrafschaft führte und nach einem langen vielbewunderten 15. Juli. Belagerungskrieg das feste Elsaß-Zabern zur Uebergabe zwang. Gleichzeitig herrschte auch auf andern Schauplätzen ein lebhaftes kriegerisches Treiben. Auf die Franche Comté, wo der Herzog von Lothringen stets einen Rückhalt fand und eine gefährliche Ergebenheit gegen das Haus Habsburg herrschte, hatte der Kardinal Richelieu längst sein Auge gerichtet. Ende Mai betrat ein französisches Heer unter dem Prinzen Juni. Condé die Freigrafschaft und begann die feste Stadt Dôle heftig zu bestürmen. Allein der heldenmüthige Widerstand der Einwohner und die Ankunft lothringischen und kai-August. serlichen Kriegsvolks bewogen Condé die Belagerung aufzuheben, zumal Frankreich, wie wir gleich sehen werden, auf einer andern Seite im eigenen Lande bedrängt, seiner Streitkräfte bedurfte. Auch am Mittel- und Niederrhein hatten inzwischen die Waffen nicht geruht. Die Stadt Lüttich, die bei verschiedenen Gelegenheiten ihre französische Gesinnung unzweideutig an den Tag gelegt hatte, wurde von Johann von Werth und April. Karl von Lothringen belagert und furchtbar bedrängt, widerstand aber doch, trotz inneren Aufruhrs, durch die Thatkraft des Bürgermeisters La Ruelle allen Angriffen. Besseren Erfolg hatten die Kaiserlichen am Mittelrhein und in Westfalen. Seit mehreren Jahren hatten sich die Franzosen in Coblenz und am Ausfluß der Lahn festgesetzt; hier entfalteten bayerische Kriegsvölker unter Götz seit Beginn des Frühjahrs eine er-März. April. folgreiche Thätigkeit. Unterlahnstein fiel in ihre Hände, im folgenden Monat auch

Oberlahnstein und Coblenz. In Westfalen trieb der Marchese di Carretto den schwedischen General Kratzenstein über die Weser bis Bremen.

Aber auch Banér griff noch im Januar wieder zu den Waffen und fiel unter wilden Verheerungen in das sächsische Gebiet ein; unter ihm diente damals als Oberstlieutenant Johann Derfflinger, der später so berühmt gewordene brandenburgische Feldmarschall. Um Magdeburg und Halle, in den Elbe- und Saalgegenden erhob sich in den nächsten Monaten ein entsetzliches Kriegsgetümmel. Das feste Magdeburg, das schon so unsäglich viel in diesem Kriege erlitten, wurde aufs Neue von den Sachsen belagert und mußte sich nach tapferer Gegenwehr ergeben. Die Festung Minden fiel durch Verrath in die Hände des schwedischen Feldmarschalls Alexander Lesly, was den noch immer schwankenden Herzog Georg von Lüneburg dermaßen erbitterte, daß er jetzt entschieden zur kaiserlichen Partei übertrat. Gleichzeitig erklärte sich der Landgraf Wilhelm von Hessen, der bisher ängstlich und unsicher die Aussichten auf beiden Seiten erwogen, offen für die Gegner des Kaisers und verpflichtete sich, gegen französische Subsidiengelder ein Heer zu unterhalten und als Generallieutenant der Krone Frankreich zu befehligen. Der Entsatz des hartbedrängten Hanau war die erste Waffenthat des Landgrafen nach seinem Anschluß an die Fremden. Aber die Strafe sollte nicht ausbleiben. Während der Landgraf in Westfalen umherzog, bemächtigten sich die Kaiserlichen des ganzen Hessenlandes und rückten dann ebenfalls in Westfalen ein. Paderborn, die alte Bischofsstadt, Soest, Dortmund, Hamm u. a. O. mußten sich nach tapferer Gegenwehr dem Feldmarschall Götz ergeben; der Landgraf selbst wurde landflüchtig auf holländisches Gebiet gedrängt. Der Reichskanzler Oxenstierna verließ um diese Zeit, des deutschen Krieges müde und an einem glücklichen Ausgange der schwedischen Unternehmungen verzweifelnd, den deutschen Boden und kehrte nach Stockholm zurück.

Krieg in Sachsen. 1636. — *15. Juli.* — *6. Mai.* — *12. Juni.* — *Aug. — Oct.* — *Juli.*

Während die französischen Heere am Rheine den Krieg gegen das Haus Habsburg führten, erhob sich gegen ihr eigenes Land unerwartet ein Sturm, der die größte Verwirrung und Rathlosigkeit erzeugte. Einer Verabredung mit Kaiser Ferdinand gemäß brach plötzlich der spanische Kardinalinfant aus den Niederlanden gegen die schlechtbefestigte französische Grenze auf, mit ihm kaiserliche Heerhaufen unter Piccolomini und Johann von Werth, die bisher erfolglos Lüttich umlagert gehalten hatten. Nach geringem Widerstand fielen die kleinen schlechtarmirten Festungen in der Picardie, und die leichten Reiter Johanns von Werth, die Kroaten Isolani's durchstreiften weit und breit plündernd und brandschatzend das Land. In Paris gerieth man in die höchste Bestürzung und raffte eilig die verfügbaren Truppen zusammen, die man unter dem Grafen von Soissons dem Kardinalinfanten an die Somme entgegenschickte. Die Festungen Le Chatelet und Bray sur Somme fielen durch die Unfähigkeit und Feigheit der Commandanten; auch an der Somme vermochte der Graf von Soissons die ungestüm vordringenden Feinde nicht aufzuhalten, sondern flüchtete rückwärts nach Noyon und Compiegne. Der kühne Johann von Werth, dessen Name seitdem der Schrecken Frankreichs wurde und halbmythisch in Volkslied und Sage sich in der Erinnerung der Nachwelt fortpflanzte, vermaß sich in der allgemeinen Verwirrung und Verzagtheit mit etlichen tausend Mann gerade auf Paris zu ziehen und auf dem Louvre den Doppeladler aufzupflanzen; schon streiften seine Reiter bis Pontoise und St. Denys, während mit dem Fall von Corbie die ganze Sommelinie in die Gewalt der Spanier fiel. In Paris erwartete man jeden Tag die Ankunft der Feinde; massenhaft flohen die Einwohner nach dem Süden; der König selbst, Richelieu waren in rathloser Bestürzung. Gegen den Kardinal, den Urheber all des Unheils, richtete das Volk laute Verwünschungen und Flüche. Allein die seltene Spann- und Thatkraft dieses Mannes

Feindlicher Einfall in Frankreich. 1636. — *Anfang Juli.* — *August.*

verleugnete sich auch in jener Stunde der Noth und Angst nicht. Durch die Straßen fahrend, beschwichtigte er das aufgeregte Volk und machte es zu allen Opfern und Anstrengungen willfährig. Die umfassendsten Rüstungen und Aushebungen wurden veranstaltet, aus allen Theilen des Reichs Truppen zusammengezogen, die Festungswerke der Stadt verstärkt und erneuert, überall Werbe- und Musterplätze errichtet. Gegen Ende August war ein Heer von 50,000 Mann beisammen, über welches der Herzog Gaston von Orleans, der alte Todfeind Richelieu's, den Oberbefehl übernahm; in dieser Stunde der Gefahr verstummte sogar die Eifersucht und der Haß der Hofparteien auf kurze Zeit. Als der König selbst mit dieser riesigen Truppenmacht ins Feld
Anfang Sept. 1636. zog, versuchten die ungleich geringeren kaiserlichen und spanischen Heerhaufen nicht Stand zu halten. Besatzungen in den eroberten Plätzen zurücklassend, zogen die Eindringlinge der Heimat zu; der Hader der französischen Heerführer verhinderte jedoch eine energische Verfolgung. Die französische Hauptmacht arbeitete sich an der Belagerung von Corbie ab, auch jetzt noch durch die kühnen Streifzüge und Ueberfälle Johanns von Werth belästigt. Die Stadt hielt sich noch wochenlang, nachdem die feindlichen Heere den französischen Boden geräumt hatten, und mit der ehrenvollsten
14. Nov. Capitulation konnte die spanische Besatzung abziehen. — Zugleich mit diesem Einfall von Nordosten, der nur durch Schrecken und Bestürzung solche Erfolge erzielte, war auch auf anderer Seite die französische Grenze feindlicher Invasion preisgegeben. Der
Septbr. kaiserliche Oberfeldherr Gallas war bei Breisach über den Rhein gezogen und nach Burgund und der Freigrafschaft vorgedrungen, wo er sich mit Karl von Lothringen vereinigte und das südöstliche Frankreich zu überfallen gedachte. Ihnen standen Herzog Bernhard und der Kardinal de la Valette wochenlang gegenüber, ohne daß es zu einem entscheidenden Schlage gekommen wäre. In dem weinreichen Lande, um Dijon, an der Saone wurde der kleine verheerende Krieg mit Ueberfällen, Streifzügen und Festungsbelagerungen erbittert geführt, bis endlich Mangel, Kälte und böse Kunde
Jan. 1637. aus Norddeutschland die Kaiserlichen abrief. Zu Beginn des neuen Jahres zog Gallas, in der Franche Comté Besatzungen hinterlassend, über den Rhein zurück.

Schlacht bei Wittstock. Auf deutschem Boden hatten inzwischen die schwedischen Waffen einen neuen Sieg erfochten. Bei **Wittstock** in der Priegnitz war Banér auf das sächsische Heer, das mit einer kaiserlichen Truppenabtheilung unter Hatzfeld vereinigt war, getroffen, hatte den
4. Oct. 1636. Gegnern eine empfindliche Niederlage beigebracht und sie unter großen Verlusten an Menschen, Geschütz und Gepäck zu einem fluchtähnlichen Rückzug gezwungen, ein Ereigniß, welches der darniederliegenden schwedischen Sache mächtigen Aufschwung verlieh und im eigenen Lande des Kurfürsten als eine Strafe Gottes für den Verrath am Evangelium angesehen ward. Alsbald wurden die Schweden unter entsetzlichen Kriegs-
1. Jan. 1637. gräueln Thüringens und Hessens wieder Meister und gewannen durch den Fall **Erfurts** einen festen Stützpunkt als Ersatz für das verlorene Magdeburg.

Ferdinand III. 1637–1657. Königswahl. Das Jahr 1636, welches so blutig und gräuelvoll auf deutscher Erde gehaust, sah in seinen letzten Tagen noch ein wichtiges Ereigniß: die fünf Kurfürsten (der Trierer saß gefangen und die Pfalz war noch immer erledigt) nahmen
22. Dec. 1636. endlich zu Regensburg die so lange verschobene Königswahl Ferdinands III. vor, eines jungen Fürsten von neunundzwanzig Jahren, der bereits die Kronen von Böhmen und Ungarn trug. Etwas milder als der Vater und von weniger Energie, bewegte er sich doch ganz in denselben religiösen Ideenkreisen; er erneuerte alsbald in seinen Stammlanden die früheren strengen Edicte gegen jede neugläubige Religionsübung, gegen heimliche Zusammenkünfte, Verbreitung unkatholischer

Bücher, Fleischessen an Fasttagen u. a.; auch dem österreichischen Herrenstand wurde der evangelische Gottesdienst verboten. Wenn die kirchlichen Maßregeln Ferdinands III. ruhiger hingenommen wurden und die stürmischen Scenen früherer Regierungen sich nicht erneuten, so zeugte dies nur von der Thatsache, daß unter dem langen Drucke die ehemalige Widerstandskraft sich in Schwäche und Gleichgültigkeit verwandelt hatte. Man hatte früher Feldherrngaben bei dem jungen Fürsten bemerkt; aber auch die Erwartung, einen Kaiser von militärischer Tüchtigkeit zu gewinnen, schlug fehl; Ferdinand blieb in seiner Residenz und ließ seine Heerführer die Schlachten schlagen.

Wenige Wochen nach der Königswahl seines Sohnes starb der alte Kaiser Ferdinand II. Sein Name ist von zeitgenössischen und späteren Geschichtschreibern ebenso arg geschmäht als hoch verherrlicht worden. Von der einen Seite ist dieser Habsburger fast als Heiliger, als Muster eines unerschrockenen Glaubenshelden und selbst als vaterländischer Vorkämpfer gegen fremde Eroberungssucht verehrt, von der andern ist er wegen seiner fanatischen Hingebung an die päpstliche Lehre, seiner tyrannischen Mißachtung der reichsständischen Rechte und Freiheiten, seines herrschsüchtigen Strebens nach einem kaiserlichen Dominat für alle Leiden und Gräuel dieses entsetzlichen Krieges in erster Reihe verantwortlich gemacht worden. Die Wahrheit liegt wie gewöhnlich in der Mitte. Wenn wir auch nicht die Schuld an einem großen Völkerkampfe, in welchem ganze Zeit- und Geistesrichtungen, tiefliegende Gegensätze politischer und religiöser Natur um Geltung rangen, in welchem die höchsten prinzipiellen Fragen neben den Bestrebungen niedrigen Eigennutzes und gemeiner Herrschsucht die Gemüther entzündeten, einem einzelnen Manne beilegen wollen, so müssen wir doch zugeben, daß Ferdinand II. nichts gethan hat, diese Gegensätze zu mildern, daß er die Zeiten des Sieges und der Macht schonungslos zur Niederwerfung und Demüthigung des Gegners benutzte, die Ueberwundenen damit zur letzten Aufbietung der Kräfte und zu immer weiterer Fortsetzung des unseligen Krieges antrieb. Die Härte gegen den unglücklichen verirrten Pfalzgrafen, das Strafgericht über die Böhmen, der Gewaltstreich gegen die mecklenburgischen Herzöge, das Restitutionsedict und so viele andere Thaten der rechtsverletzenden kaiserlichen Politik zeugten von einem schonungs- und erbarmungslosen Sinn; unter den milderen Habsburgern der früheren Geschichtsperiode, einem Ferdinand I. und Maximilian II., hätte der Krieg diese Erbitterung, diese Ausdehnung und Dauer nicht erreichen können. Wohlwollen, Maß und Einsicht fehlte der Regierung des zweiten Ferdinand ebenso sehr wie ein wirklich großartiger politischer Grundgedanke. Dynastische und territoriale Zwecke oder persönliche Rachsucht, und anderntheils die einseitigen Interessen der katholischen Kirche beherrschten seinen ganzen politischen Ideenkreis, und der Ausgang des Krieges hat gezeigt, wie nichtig und für das Kaiserthum selbst verderblich seine Handlungen und Bestrebungen waren. Im privaten Leben hatte Ferdinand manchen

Tod u. Charakter Ferdinands II. † 15. Febr. 1637.

liebenswürdigen Zug; die berühmte habsburgische Leutseligkeit, die sich so seltsam mit der spanischen Grandezza und Feierlichkeit zu verbinden wußte, war auch ihm eigen. Man war entzückt, wenn er persönlich, sogar auf der Straße, Bittschriften entgegennahm und freundlich Abhülfe versprach, mochte dieselbe dann erfolgen oder nicht. Er war von militärischer Tapferkeit, arbeitsam, einfach und geregelt in seiner Lebensweise, ein freigebiger Gönner der Künste, ein begeisterter Liebhaber der Musik, ein rüstiger Jäger, dabei aber nicht frei von persönlicher Eigenliebe und sinnlicher Genußsucht. An den Lehren und Vorschriften der katholischen Kirche, die ihm einst von den Jesuiten in Ingolstadt, Gregor von Valencia, Canisius, Gretser eingeprägt worden, hielt kein Fürst der Zeit mit größerer Zähigkeit und Hingebung fest, als Ferdinand. Die Messe, die Fastengebote, die kirchlichen Ceremonien hat er mit größter Andacht zeitlebens beobachtet. Selbst unter strömendem Regen wohnte er den Prozessionen bei und die heilige Jungfrau galt ihm als oberstes Kriegshaupt. Und nicht bloß den äußerlichen gottesdienstlichen Uebungen unterzog er sich mit pflichteifriger Regelmäßigkeit, er war auch im tiefsten Innern von der Wahrheit und Heilsamkeit seines Glaubens überzeugt. Wie in seinem Gemüths- und Geistesleben, so ließ er sich auch in seiner Politik, in den Handlungen und Grundsätzen seiner Regierung von kirchlichen und religiösen Motiven und Anschauungen leiten; sein Beichtvater, der Luxemburger Lamormain (Lämmermann), der auch das Leben seines Herrn im Stil und Ton der Legenden und Heiligengeschichten beschrieben, war die einflußreichste Person am Hofe und im Rathe. „Er hat das meiste Gewicht am kaiserlichen Hofe", sagt ein Zeitgenosse, „als derjenige, der des Kaisers Herz in Händen hat. Seine Rathschläge sind wichtiger als alle andern, sowohl in geistlichen als politischen Dingen. Ihm wird Alles und Jedes mitgetheilt. Wer ihn zum Patrone hat, ist des günstigen Erfolgs am Hofe sicher". Ehe der Kaiser den Prager Frieden abschloß, holte er das Gutachten seines geistlichen „Gewissensrathes" ein. Die verdienten und einsichtigen Staatsmänner, welchen die Regierung lange Jahre anvertraut war, wie Fürst Eggenberg, Graf Trautmannsdorff, hatten dieser geistlichen Nebenregierung gegenüber einen schweren Stand und scheiterten nur zu oft mit ihren besseren Rathschlägen. Die Ausrottung der Andersgläubigen in seinen Landen betrieb Ferdinand mit einer auch bei dem damals unter katholischen und protestantischen Fürsten gewöhnlichen Glaubensdruck seltenen Strenge und Unduldsamkeit, und wenn er sich als österreichischer Landesherr berechtigt glaubte, die Ketzerei aus seinem Territorium zu treiben, so schien ihm dies auch die höchste Aufgabe für das Oberhaupt des Reiches, wenn es die Macht und Stellung wieder erlangt haben würde, welche Ferdinand erstrebte. An einer solchen Wiederherstellung und Belebung des Kaiserthums, verbunden mit der Rückführung der katholischen Kirche zu der früheren allgemeinen Herrschaft, weidete er sich in den Tagen des Triumphes, und die Jesuiten verkündeten offen, jetzt sei es mit dem einstmals aus Schwäche

gewährten Religionsfrieden vorüber. Daß die Wiederaufrichtung des Kaiserthums auf der Grundlage kirchlicher Unduldsamkeit nicht gelang, war ein Glück für Deutschland, mochte auch seitdem durch eine lange Zeit der politischen und nationalen Ohnmacht das deutsche Reich es schwer empfinden, daß seine Kaiser von den gemeinsamen Interessen des Vaterlandes sich völlig loslösten und ihre gewaltige Hausmacht zu einem abgeschlossenen, seine eigenen Ziele verfolgenden Großstaat ausbildeten.

2. Thaten und Ausgang Bernhards von Weimar.

Nach den furchtbaren Anstrengungen des Jahres 1636 gab sich im Anfang des folgenden auf dem Kriegstheater eine gewisse Erschöpfung kund. Monatelang mühte sich der rastlose Johann von Werth ab, um die kurtriersche, von den Franzosen besetzte Feste Hermannstein zu Fall zu bringen, bis ihm endlich nach den entsetzlichsten Hungerleiden die Thore geöffnet wurden. Frankreich betrieb den deutschen Krieg wieder äußerst lässig, und die kaiserlichen Waffen waren an allen Enden siegreich. Auch Banér konnte sich des Erfolges von Wittstock nicht lange erfreuen. Die Schweden sahen sich bald genöthigt, vor der Uebermacht der Kaiserlichen Sachsen zu räumen und sich hinter die Oder zurückzuziehen; nur mit mancherlei List und Mühsal gelang es dem Heere, aus dem eingeschlossenen Lager von Torgau zu entkommen. Zu den zahlreichen Feinden Schwedens gesellte sich jetzt auch Brandenburg. Der Tod des alten Herzogs Bogislav XIV. von Pommern, des letzten seines Stammes, verschärfte den Zwiespalt zwischen den beiden Mächten, deren eine kraft des Eroberungsrechtes, die andere auf Grund von Erbverträgen auf das erledigte Land Anspruch erhob. Kurfürst Georg Wilhelm schloß mit dem Kaiser einen Vertrag, in Folge dessen auf gemeinsame Kosten und mit dem Treueid an beide Fürsten ein neues kaiserlich-brandenburgisches Heer unter dem Generallieutenant von Klitzing aufgestellt wurde, um Pommern zu erobern und die Fremden aus ihren letzten deutschen Besitzungen zu vertreiben. Bald waren die Schweden auf das Küstenland beschränkt und auch hier machten die Kaiserlichen unter Gallas' Oberbefehl reißende Fortschritte. Zu Beginn des Winters waren die nordischen Eindringlinge, abgesehen von einigen zerstreuten Besatzungen im Innern Deutschlands, auf einen schmalen Küstenstrich und wenige feste Plätze in Pommern zurückgedrängt.

[Randnotizen: Der Krieg des Jahres 1637. — 26. Juni. — Juli. — 20. März 1637. — 12. Juni.]

Inzwischen hatte auch im Innern des Reichs die kaiserliche Rache einen der eifrigsten Parteigänger der Schweden ereilt. Der Landgraf Wilhelm V. von Hessen war längst als Friedbrecher und Feind des römischen Reichs geächtet und seiner Lande verlustig erklärt worden. Von seinen Bundesgenossen verlassen, vermochte er jetzt den von allen Seiten andrängenden Feinden nicht Stand zu halten. Er schied aus dem Lande seiner Väter, mit ihm seine thatkräftige und kluge Gemahlin Amalia Elisabeth und seine Kinder. Während das unglück-

[Randnotizen: Ausgang des Landgrafen Wilhelm von Hessen. — Mai.]

liche Hessen die kaiserfeindliche Haltung seines Fürsten mit gräulicher Verwüstung büßen mußte, trieb sich der Landgraf mit zusammengerafften Heerhaufen in Westfalen umher und warf sich dann auf die Grafschaft Ostfriesland. Er eroberte eine Anzahl fester Plätze in dem entlegenen, am Kriege unbetheiligten Lande. Allein bei Belagerung eines Schlosses brach die Kraft des sechsund-
† 1. Oct. 1637. dreißigjährigen Mannes zusammen; ein zehrendes Fieber hatte längst seinen Leib zerrüttet. Die ererbte kaiserfeindliche Politik des landgräflichen Hauses, die dem hessischen Lande so schwere Wunden geschlagen, dauerte auch nach dem Tode des „beständigen" Wilhelm fort; seine Wittwe Amalie Elisabeth hielt als Regentin und Vormünderin für ihren Sohn standhaft an dem Bund mit Schweden und Frankreich fest und setzte den Krieg durch ihren Feldherrn Melander von Holzapfel fort, wenn sie gleich durch die Bedrängniß ihrer Lage bewogen wurde, zeitweilig zu trügerischen und unaufrichtigen Unterhandlungen mit dem Kaiser sich zu verstehen.

Bernhard von Weimar und Johann von Werth. Während die kaiserlichen Heere im Innern Deutschlands mehr und mehr Fuß faßten, und die Schweden an die Küste der Ostsee zurückdrängten, waren auch die Unternehmungen Frankreichs und Bernhards von Weimar am oberen Rhein von schlechtem Erfolg begleitet. Heinrich von Rohan, der tapfere huge-
1637. nottische Feldherr, sah sich im Frühling dieses Jahres genöthigt, Graubündten und das Veltlin zu räumen und damit den wichtigen Paß nach der Lombardei aufzugeben. Herzog Bernhard brannte vor Begier den Rhein zu überschreiten und das wankende Kriegsglück der Gegner Habsburgs in Deutschland wiederherzustellen; aber die ungenügende Unterstützung mit Sold und Truppen hielt ihn Monatelang mißvergnügt in der Freigrafschaft und Lothringen fest, wo er in kleinen Gefechten mit lothringischem und kaiserlichem Kriegsvolk seine Kraft aufrieb. Als endlich der Herzog gegen den Rhein vorrückte und zwischen Straß-
Ende Juli. burg und Breisach, bei den Dörfern Rheinau und Wittenweier, den Strom überschritt, fand er an Johann von Werth so festen und entschlossenen Widerstand, daß er von seinem Vorhaben abstehen mußte. Bei den Stürmen auf
Aug. Sept. die Wittenweirer Schanzen, welche Ströme von Blut erforderten, entfaltete Werth die ganze tollkühne und erbarmungslose Kriegsweise, die ihm eigen war. Während die kaiserlichen Truppen durch Zuzüge von nah und fern täglich sich verstärkten, schmolzen die zuchtlosen kampfscheuen französischen Heerhaufen Bernhards in den fortwährenden Kämpfen immer mehr zusammen, so daß der Feldherr endlich voll bitteren Unmuths über die matte Kriegführung des französischen Hofes für diesmal sein Unternehmen auf das rechte Rheinufer auf-
Oct. zugeben beschloß und sein Heer nach Lothringen und Hochburgund zurückführte. Die festen Rheinauer Schanzen, in welchen als Stützpunkt künftiger Unternehmungen Bernhard eine französische Besatzung zurückgelassen, überlieferte der feige Commandant de Privat ohne Schwertstreich an Johann von Werth, der trotz einer schweren Verwundung merkwürdige Kriegsthaten in jenen Tagen

verrichtete. Schmachvoll wurde das unbrauchbare französische Kriegsvolk, als der Gefangennahme unwürdig, mit weißen Stäben in der Hand entlassen. Bei Beginn des Winters waren die Kaiserlichen völlig Meister des Rheinstroms.

Kurz darauf fiel auch ein fester Platz im Innern, der Jahrelang getrotzt, den Kaiserlichen in die Hände: Hanau, wo der Schotte Ramsay als schwedischer Befehlshaber lag, eine fast unabhängige Gewalt ausübend und eine Wirthschaft führend, von welcher uns der historische Roman „Simplicissimus" so anschauliche Züge berichtet. Ramsay, der den zurückgekehrten Grafen Philipp Moriz von Hanau in Gefangenschaft hielt und hartnäckig die Uebergabe der Stadt verweigerte, gerieth endlich in die Hände des Grafen von Nassau-Dillenburg, der mit Kriegsvolk zum Sturm vor die Feste rückte, und starb, in Verzweiflung über sein verlorenes Abenteurerglück, im Kerker zu Dillenburg, wie man sagte, freiwilligen Hungertodes. *Fall von Hanau.* *Febr. 1638.*

Herzog Bernhard ließ sich durch die Unfälle des verflossenen Jahres nicht abschrecken, mitten im Winter seine Unternehmungen gegen die oberen Rheinlande nochmals zu versuchen. Durch einen neuen Vertrag mit dem französischen Hofe ansehnlicher Subsidien und Hülfstruppen versichert, brach er in aller Stille aus seinen Winterquartieren auf und zog durch neutrales eidgenössisches Gebiet dem Rheine zu, ohne daß die in nicht allzu großer Ferne stehenden kaiserlichen Generale, Johann von Werth, der Duca di Savelli, Adrian von Enkevort, Speerreuter, der unlängst die schwedischen Dienste verlassen, sein Vorhaben rechtzeitig erkannten. Säckingen, Lauffenburg, Waldshut u. a. O. fielen ohne Widerstand in die Hände Weimars, der auf Kähnen kleine Truppenabtheilungen über den Strom setzte. Es galt jetzt vor Allem, den wichtigen Paß von Rheinfelden, wo eine starke Besatzung lag, zu gewinnen. Einen ganzen Monat lang beschoß und berannte das gesammte Heer Bernhards die festen Mauern, und bereits schien der Fall der Stadt unvermeidlich, als endlich Johann von Werth mit den eilig aus den Winterquartieren aufgerüttelten kaiserlichen Regimentern vor dem bedrängten Platze erschien, gleichzeitig auch der Duca di Savelli, ein Mann von altrömischem Geschlecht und von der Hofgunst getragen, aber habgierig, zweideutig, wenig kriegstüchtig und im steten Hader mit Werth. Vor Rheinfelden entspann sich alsbald ein hitziges Treffen, das bis in die sinkende Nacht hin und her wogte und beiden Theilen empfindliche Wunden schlug. Doch konnten sich die Kaiserlichen den Sieg zuschreiben, Bernhard mußte die Belagerung aufheben, und die Festung konnte mit frischer Besatzung und Kriegsvorräthen versehen werden. Der Herzog von Rohan, der alte Hugenottenheld, der in Bernhards Heere kämpfte, starb wenige Tage nach der Schlacht an seinen Wunden. Allein während die Kaiserlichen um Rheinfelden sorglos lagerten und sich ihres Sieges erfreuten, kehrte Herzog Bernhard, stets unerschrocken und schlagfertig, von seinem Rückzuge gen Lauffenburg wieder um und überfiel plötzlich das kaiserliche Heer, das sich einer solchen Keckheit des geschlagenen Feindes nicht versah. Diese zweite Schlacht von Rheinfelden gestaltete sich *Kampf um Rheinfelden.* *Ende Jan. 1638.* *Februar.* *28. Febr.*

3. März 1638. nun zu einem großen Siege des tapfern Herzogs. Die erschrockenen und verwirrten kaiserlichen Heerhaufen vermochten dem unerwarteten Angriff nicht Stand zu halten. Eine einzige Stunde bezeichnete für den ganzen Krieg eine Wendung. Was nicht todt oder gefangen war, wurde in wilder Flucht zersprengt. Die obersten Heerführer, die in der Schlacht anwesend waren, geriethen sämmtlich in Gefangenschaft: Savelli, Adrian von Enkevort, Speerreuter und nach tapferster Gegenwehr auch Johann von Werth. Der Kriegsruhm Bernhards von Weimar, der bereits zu erbleichen begann, erstrahlte mit einemmal in neuem Glanze.

Savelli entkam bald wortbrüchig aus der Haft; Johann von Werth und Enkevort wurden auf Verlangen des Königs von Frankreich und Richelieu's nach Paris geführt, um das über die Kriegslasten murrende Volk durch das Schaugepränge so hervorragender Gefangener zu blenden. War doch der Name des „Jean de Wert" seit dem Jahre von Corbie (S. 981) in Frankreich einer der bekanntesten und schrecklichsten. Wie staunte das Volk allerwärts, als der wilde Reitergeneral in prunkendem Triumphzuge nach der Hauptstadt geführt wurde, wo er eines ehrenvollen und ritterlichen Empfanges genoß. Erst im März 1642 wurde Werth befreit, indem er gegen den Gefangenen von Nördlingen, Gustav Horn, ausgewechselt ward.

Erneuerung des schwedisch-französischen Bündnisses. 1638. Zur selben Zeit, als im fernsten Süden des deutschen Bodens den kaiserlichen Waffen wiederum ein siegreicher Gegner erstand, wurde im Norden der Bund der beiden fremden Kronen erneuert und damit die Fortsetzung des Krieges zu einer Zeit gesichert, da die verzweifelnden Völker auf den Knieen den Himmel um Frieden anflehten. Die Unglücksfälle des vergangenen Jahres hatten beide Kronen überzeugt, daß nur bei innigem Zusammenhalten und thatkräftiger gegenseitiger Unterstützung die Ziele langjährigen Strebens und Ringens zu erreichen seien. So kamen der gewandte französische Diplomat Graf d'Avaux und der schwedische Hofkanzler Johann Adler Salvius zu Hamburg über ein
6. März. neues Bündniß auf drei Jahre überein; Frankreich verpflichtete sich, für die verflossenen Kriegsjahre 400,000 Thaler und ebensoviel für jedes der drei folgenden zu zahlen; beide Mächte sollten mit allen Kräften, von Süden und Norden, gegen die kaiserlichen Erbländer vorzudringen trachten, im künftigen Frieden ihre Sache als gemeinsame ansehen und nichts ohne gegenseitiges Mitwissen, mit Zuziehung aller deutschen Bundesgenossen, unterhandeln. So war plötzlich, nachdem die Fremden fast schon vom Reichsboden vertrieben waren, durch die einzige Waffenthat eines kühnen Heerführers und das wiederhergestellte Bündniß zwischen den beiden mißtrauischen und eifersüchtigen Mächten, die Kriegsfurie aufs Neue entfesselt, und mit jedem Jahre mehr verlor dieser gräulichste aller Kriege den idealen Hintergrund eines Kampfes um das hohe Gut der Glaubensfreiheit und artete in wüste und rohe Eroberungslust aus.

Fortschritte Bernhards am Oberrhein. Von dem Schlachtfelde von Rheinfelden brach Bernhard gegen diese Stadt auf, die nunmehr die Thore öffnete, und schritt dann zu weiteren Eroberungen in den vorderösterreichischen Besitzungen, am Oberrheim, im Schwarzwald, im

Breisgau und in Schwaben. Freiburg fiel nach kurzer Gegenwehr; der General Taupadel besetzte auf flüchtigem Streifzug halb Würtemberg mit Stuttgart. Auch die französische Krone, welche den Herzog seine jüngsten Kämpfe allein hatte ausfechten lassen, sandte jetzt ein frisches Hülfsheer von 4000 Mann unter dem tapfern Marschall Guébriant in Bernhards Lager. Mit Mühe konnte der französische Feldherr die Scheu der Offiziere und Soldaten vor dem deutschen Kriegsschauplatz überwinden, wo es nichts als Hunger, Kälte, harte Märsche und unaufhörliche Kämpfe gab. Beim Aufbruch mußte der Zweck des Zuges verheimlicht werden, aus Furcht vor Meuterei und massenhafter Desertion. Bald nach Guébriant fand sich auch der Vicomte de Turenne mit einem zweiten Heere am Rheine ein. Inzwischen wurden auch die zerstreuten kaiserlichen Heerabtheilungen wieder gesammelt, um der furchtbaren Waffenmacht im südwestlichen Deutschland entgegenzutreten, und der Feldmarschall Graf Götz zur Uebernahme des Commandos am Oberrhein aus Westfalen herbeigerufen. Bei Wittenweier kam es zu einem neuen Zusammenstoß, und abermals siegte Bernhard von Weimar trotz der Tapferkeit der bayerischen Regimenter, aus denen die Hauptmacht des Grafen Götz bestand.

11. April 1638.

9. Aug.

Der Fall Breisachs.

Um sich aber jener Gegenden dauernd zu versichern, mußte man sich des gewaltigen Grenzbollwerks Breisach bemächtigen, des Schlüssels zu Vorderösterreich und dem Elsaß. Seit Jahren waren die alten Festungswerke der steil über dem Rhein liegenden Stadt verstärkt und mit einer ansehnlichen Besatzung unter Hans Heinrich von Reinach versehen worden, so daß der Platz für uneinnehmbar gelten konnte. Gleich nach dem Rheinfelder Siege hatte Bernhard den wichtigen Punkt ins Auge gefaßt; jetzt hielt er die Zeit gekommen, an diesem vorgeschobenen Posten der habsburgischen Macht ernstlich sich zu versuchen. Der kühne Feldherr, obwohl krank in Colmar darniederliegend, träumte im stolzen Bewußtsein seiner siegreichen Waffenthaten und von hochfliegendem Ehrgeiz erfüllt, von der Erwerbung eines großen neuen Reichsfürstenthums zu beiden Seiten des Oberrheins und wies alle Versuche des Kaisers, ihn zu gewinnen, von sich. Der Abhängigkeit von Frankreich gedachte er leicht wieder ledig zu werden, wie er denn stets im Gefühl seiner reichsfürstlichen Würde die fremde Dienstbarkeit unwillig und widerstrebend trug; er ahnte nicht, daß die Früchte aller seiner Mühen und Anstrengungen so schnell dieser Krone zugute kommen sollten und daß sein edler Name in der Geschichte mit dem schmachvollen Verluste altdeutschen Gebiets an die ländergierigen Nachbarn verknüpft sein würde. Um das feste Rheinbollwerk zu Fall zu bringen, wurde Breisach seit dem August aufs Engste eingeschlossen; gewaltige Schanzwerke, Wälle, Gräben wurden zu beiden Seiten des Stroms rings um die Stadt errichtet. Die Versuche der Kaiserlichen, die bedrängte Feste zu entsetzen oder mit Proviant, Kriegsvorräthen und frischer Mannschaft zu versehen, hatten wenig Erfolg. Als der Herzog Karl von Lothringen zum Entsatze der Stadt durch das Elsaß heranrückte, erlitt er

15. Oct. 1638. bei Tann eine empfindliche Niederlage durch Bernhard, den Schwäche und Krankheit nicht abgehalten, wieder zu Pferde zu steigen. Zugleich zogen auch Götz und Savelli mit kaiserlichem und bayerischem Kriegsvolk heran und versuchten die Belagerungslinie zu durchbrechen. Es entspann sich ein hartnäckiges und blutiges Ringen in den Schanzen selbst; allein trotz wiederholter Stürme und tapferster Angriffe vermochten die Kaiserlichen nicht durchzudringen. Vor dem entschlossenen Widerstand Bernhards und der französischen Feldherren Guébriant und Turenne mußte sich Götz zurückziehen und büßte mit dem Vorwurfe des Verraths und zweijähriger bayerischen Gefangenschaft das Mißlingen seines Unternehmens. Nachdem die Entsatzheere zurückgeschlagen, zersprengt und verlaufen waren, mußte dem standhaften Commandanten Reinach jede Hoffnung auf Rettung schwinden. Ein Außenwerk um das andere war in die Hände der Feinde gefallen, und in der Stadt wütheten Hunger und Seuchen in einer Weise, wie sie in der Geschichte der Kriegsleiden selten verzeichnet ist; die schauderhaftesten Scenen von Mord, Leichenfraß und wahnwitziger Verzweiflung werden uns glaubhaft aus der unglücklichen Stadt berichtet. Da schloß endlich
17. Decbr. Reinach die Capitulation ab, überlieferte das alte habsburgische Bollwerk, das er mannhaft vertheidigt, dem Gegner und erhielt für sich und die Besatzung ehrenvollen Abzug. Nachdem Bernhard in die öde verfallene Stadt eingeritten, setzte er Befehlshaber und Statthalter ein und traf Anstalten, eine Landesregierung einzurichten, als wolle er aus den Eroberungen ein eigenes Fürstenthum schaffen, ein Vorgang, den die Franzosen mit Aerger und Mißtrauen beobachteten.

Schlacht bei Blotho. Die Erfolge Bernhards von Weimar wirkten auch auf die nördlichen Kriegstheater mächtig ein, indem die Gefahr am Oberrhein die ganze Fürsorge der kaiserlichen Kriegsleitung in Anspruch nahm. Banér, mit der Statthalterschaft in Pommern und der Leitung des gesammten schwedischen Kriegswesens in Deutschland betraut und durch französische Subsidien und schwedischen Zuzug gestärkt, trieb den kaiserlichen Oberfeldherrn Gallas aus den festen Plätzen des Küstenlandes nach Brandenburg und dem niedersächsischen Kreise zurück und bedrohte bereits wieder die schlesischen Erblande Habsburgs. Nur an einem Punkte waren zu jener Zeit die kaiserlichen Waffen siegreich. Im Frühjahr hatte sich auch der Pfalzgraf Karl Ludwig, des Böhmenkönigs Sohn, wieder geregt. Aus dem Haag, wo er bisher gelebt, aufbrechend, hatte er mit Unterstützung seines Oheims Karl von England und der Holländer an der westfälisch-friesischen Grenze Werbeplätze errichtet und eröffnete den Krieg, in Verbindung mit den schwedischen Generalen Königsmark und King, welche in jenen westfälisch-niedersächsischen Gegenden noch vereinzelte Plätze, Minden, Nienburg, Osnabrück, besetzt hielten. Allein seinem Treiben wurde bald ein Ende gemacht. Der kaiser-
17. Oct. 1638. liche Feldmarschall Melchior von Hatzfeld schlug ihn bei Blotho unweit Minden aufs Haupt und führte seinen Bruder, den Pfalzgrafen Ruprecht, der später

in England so hohen Kriegsruhm erwarb, gefangen mit sich. Wie ein Fluch lastete das Schicksal auf dem Geschlechte des unglücklichen Böhmenkönigs, daß alle seine Unternehmungen zum Unheil ausschlugen!

Zu Beginn des Frühjahrs erhob sich Banér zu neuen Waffenthaten; sein kühnes Ziel waren jetzt die kaiserlichen Erblande. In Thüringen und Kursachsen fand er wenig Widerstand, als er und seine trefflichen Unterfeldherren Torstenson, Stålhandske, Wrangel u. A. in raschem Siegeszug diese Lande durchschritten. Bei Chemnitz wurde das kursächsische Heer in einem heißen Kampfe fast völlig aufgerieben oder zersprengt. In Oesterreich erschrak man vor dem neuen Aufschwung des schwedischen Kriegsglücks und veranstaltete umfassende Rüstungen. Schon zog unter gräulichen Verheerungen der schwedische Feldherr durch das Elbthal gen Böhmen und stand in Kurzem vor den Mauern Prags. Allein die Hoffnung, in dem zertretenen und niedergedrückten Lande noch eine starke nationale und religiöse Oppositionspartei gegen das habsburgische Regiment vorzufinden, erwies sich als völlig eitel; der trotzige Geist des böhmischen Volkes war längst in Blut und Trümmern erstickt. Gegen die wohlbefestigte Hauptstadt, in welcher Gallas und Graf Schlick mit starker Besatzung lagen, konnte Banér einen Angriff kaum versuchen; dafür wurde das offene Land weit und breit bis nach Mähren und Schlesien durchstreift und auf das Furchtbarste mit Raub, Brandschatzung und Mißhandlung heimgesucht; um Prag konnte man in einer einzigen Nacht aus hundert Dörfern und Schlössern die Flammen schlagen sehen. Gleichzeitig durchzog ein anderer schwedischer Feldherr, Liljehoek, siegreich Brandenburg und Schlesien. Erst als der Graf Hatzfeld mit frischem Kriegsvolk aus Westfalen anlangte, athmete Böhmen und Sachsen wieder auf. Freilich konnte seit Hatzfelds Abzug der schwedische Befehlshaber in Westfalen, Johann Christian von Königsmark, ein Edelmann von uraltem brandenburgischen Geschlecht, einer der kühnsten Abenteurer, wildesten Bandenführer und schonungslosesten Plagegeister dieses Kriegs, halb Deutschland, von Westfalen bis Franken, auf tollen Raubzügen ohne Widerstand durchstreifen. Die kaiserliche Kriegsleitung machte nunmehr ernstliche Anstrengungen, die Schweden aus Böhmen zurückzuschlagen. An die Stelle des alten „Heerverderbers" Gallas, der in der letzten Zeit wenig Lorbeeren erworben und jetzt das Amt eines Hofkriegsrathspräsidenten übernahm, trat der Erzherzog Leopold Wilhelm, Ferdinands III. jugendlicher Bruder, als Oberbefehlshaber über die kaiserlichen Armeen, trotz der ascetischen Neigungen und der zahlreichen Bischofsmützen (Passau, Straßburg, Halberstadt, Olmütz u. a.), die bereits sein Haupt schmückten, ein nicht unfähiger Heerführer. Zugleich wurde nicht nur Hatzfeld herbeigerufen, sondern auch Piccolomini, der bisher im Luxemburgischen gegen die Franzosen gefochten und soeben den Sieur de Feuquières, mehr Diplomat als Feldherr, bei Diedenhofen blutig aufs Haupt geschlagen hatte. Die Kraftentfaltung des kaiserlichen Heerwesens setzte dem Siegeszug Banérs bald Schranken.

Banér in Böhmen. 1639.

14. April.

7. Juni.

Planlos und abenteuernd irrte er im nördlichen Böhmen und in Sachsen umher, bestand bei Pirna heiße Kämpfe mit den kaiserlichen und sächsischen Truppen und ließ das unglückliche Land seine üble Laune entgelten. In der pesterfüllten Hauptstadt Prag starb damals auch Walter Devereux, der Mörder Wallensteins.

Anf. Oct. 1639.

Spannung zwischen Bernhard u. der französischen Krone. 1639.

Auch nach dem Falle Breisachs pflegte Bernhard von Weimar nicht der Ruhe. Mitten im Winter (Januar 1639) brach er gegen die spanische Freigrafschaft auf und gelangte innerhalb zweier Monate in den Besitz fast des ganzen Gebirgslandes mit seinen festen Städten und Schlössern, an welchen sich die französische Kriegskunst bisher vergeblich abgemüht. Allein je unklarer die Ziele und Absichten des deutschen Fürsten waren, der als französischer Söldner von Sieg zu Sieg eilte, je mehr man sich am Pariser Hofe der Besorgniß hingeben mußte, der Herzog gedenke aus seinen Eroberungen, dem Elsaß, dem Sund- und Breisgau, Stücken der Freigrafschaft und Lothringens, sich einen eigenen reichsfürstlichen Besitz zu schaffen, um so höher stieg das Mißtrauen und die Spannung zwischen dem Cabinet und dem Lager von Breisach. Noch hielt man es beiderseits nicht für gerathen, es über den Besitz der Rheinfeste zum Bruche kommen zu lassen; man spielte unter der Maske der Heuchelei und Gleisnerei ein arglistiges Spiel, um sich gegenseitig um den Preis des Krieges zu betrügen. Allein in diesem Spiele unterlag Bernhard. Schon zogen sich die Netze der ränkevollen französischen Staatskunst, welche es allezeit verstand, für geringe eigene Opfer und Anstrengungen den höchsten Preis zu ernten, über seinem Haupte zusammen. Sein Unterhändler, Johann Ludwig von Erlach, ein Berner Patrizier, der früher im Kriegsdienst der Union, Christians von Braunschweig und Gustav Adolfs gestanden, dann von Bernhard zu allerlei geheimen diplomatischen Missionen verwandt wurde, ein intriganter, zweideutiger und bestechlicher Mann, ließ sich vom französischen Hof erkaufen und verpflichtete sich, alle Handlungen des Herzogs zu überwachen und nach seinen Kräften dessen Eroberungen der Krone Frankreich zuzuwenden. Während des gespannten Verhältnisses zum Pariser Hof trug sich Bernhard mit der Idee, eine dritte Partei im Reiche zu bilden, die gleich unabhängig vom Kaiser wie von den fremden Kronen, beiden gegenüber ein gewichtiges Wort in die Wagschale legen könnte. Georg von Lüneburg, die Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen, beide im Besitze schlagfertiger Heere und stets in trügerischen Unterhandlungen mit dem Kaiser wie mit Frankreich und Schweden, dazu der Pfalzgraf Karl Ludwig, schienen im Verein mit dem waffengewaltigen Herzog von Weimar geneigt und fähig, eine solche unabhängige dritte Partei zu bilden. Auch der Gedanke einer Vermählung mit der Landgräfin scheint Bernhards Seele damals lebhaft beschäftigt zu haben. Inzwischen nahmen die diplomatischen Verhandlungen mit Frankreich über das Schicksal der Eroberungen einen so scharfen Ton an, der Herzog weigerte sich so entschieden, die Früchte seiner Waffenthaten unter die Hoheit der französischen Krone zu stellen, daß ein offener Bruch in Aussicht stand.

Allein das Alles wurde durch den jähen Tod Herzog Bernhards vereitelt. Aus dem pesterfüllten Pontarlier, wo er mit Guébriant die Unterhandlungen geführt, brach er fieberkrank gen Breisach auf und verschied zu Neuenburg am Rhein. Das plötzliche Ende des großen Feldherrn, der, obgleich längst von gebrochener Körperkraft, einen so raschen Tod doch nicht erwarten ließ, gab Anlaß zu den schlimmsten Verdächtigungen, wie jenes argwöhnische Geschlecht sie bei so vielen ähnlichen Fällen ausgestreut hat, sei es aus wirklichem Mißtrauen, sei es aus der Sucht, den Gegner zu verleumden. Man wollte wissen, der Herzog sei an Gift erlegen, das ihm französische oder, wie Andere glaubten, spanische oder österreichische Arglist beigebracht, und die Thatsache, daß dem Pariser Hofe die Größe des Mannes und seine Bestrebungen längst gefährlich geworden, daß die französische Staatskunst aus seinem Tode den besten Gewinn zu ziehen wußte, schien den Verdacht eines Verbrechens zu bestärken, den wir nichtsdestoweniger in Ermangelung jeglichen Beweises für ungegründet erklären müssen. — Das Andenken des waffenkundigen Herzogs, der unstreitig zu den hervorragendsten Heldengestalten des großen Krieges gehört, ist in der deutschen Geschichte ein nicht ungetrübtes. Bewundern muß man seine persönlichen Eigenschaften, seine Feldherrngaben, seinen Muth, seine unerschütterliche Festigkeit, auch war seine Kriegführung schonend, nach den wilden Begriffen der Zeit gemessen. Allein an seinem Namen haftet der Vorwurf, die Grenzmarken des Reichs dem ländergierigen Nachbarn preisgegeben, ihm die Wege gewiesen zu haben, auf welchen die nachfolgenden Geschlechter so namenloses Weh über die deutsche Erde trugen. Das war wenigstens der Erfolg der Waffenthaten, die er in französischem Solde verrichtete, wenn auch nicht seine Absicht. Wir sahen ja, wie der Herzog, keineswegs aller patriotischen und nationalen Regungen bar, sich mit aller Kraft gegen die Ueberantwortung seiner Eroberungen an Frankreich sträubte; in seinem Testamente vermachte er dieselben, um sie beim deutschen Reiche zu erhalten, einem seiner Brüder. Allein der Gang der Ereignisse schritt über seine Absichten und Pläne hinweg; der deutsche Reichsfürst, der auf diese Würde auch als französischer Söldner stolz war, hatte nur im Dienst der fremden Krone gearbeitet; der nationale Verlust an altdeutschem Gebiet war das Ergebniß aller seiner Waffenthaten. Das war der Jammer der Zeit, daß die Besten auf Wege gedrängt wurden, wo sie ihrem eigenen Vaterlande tiefe Wunden schlugen!

Tod und Charakter Bernhards von Weimar. 18. Juli 1639.

3. Banérs und Guébriants Feldzüge und Tod. Torstensson.

Das Erbe Bernhards, sein Heer und seine Festungen, wurde alsbald der Gegenstand eifersüchtiger Bewerbung von verschiedenen Seiten. Die weimarschen Brüder waren freilich nicht in der Lage, die vielumstrittene Erbschaft ernstlich in Anspruch zu nehmen. Dagegen versuchte sowohl Oesterreich als die Krone Schweden, welche die Truppen Bernhards für einen ursprünglichen Bestandtheil

Das Erbe Bernhards von Weimar.

von dem Heere Gustav Adolfs erklärte, die käuflichen „Prätorianer“ für sich zu gewinnen, und auch der Pfalzgraf Karl Ludwig dachte, mit englischem Gelde, die kriegsgeübten Mannschaften in seine Dienste zu ziehen, wurde aber bald darauf, als er durch Frankreich nach Breisach reisen wollte, auf Richelieu's Befehl gefangen genommen und fast ein Jahr lang zu Vincennes in Haft gehalten. Am rascheſten, geschicktesten und erfolgreichsten handelten die französischen Staatsmänner, und in ihrem Dienste der bestochene und verrätherische Erlach. Mit reichen Wechseln langte der Baron d'Oissonville in Breisach an, um die Gemüther der Offiziere zu bearbeiten; zugleich wurden französische Truppen um die Feste zusammengezogen. Die trotzigen Obersten ließen sich lange bitten und umwerben, bevor sie ihre Dienste verkauften. Allein das französische Gold, die Gewandtheit Erlachs und Guébriants, die lockenden Anerbietungen und Ver-
9. Oct. 1639. sprechungen brachten doch endlich den Vertrag zu Stande, zum Triumphe der französischen Staatskunst. Die Directoren, welche der sterbende Bernhard zu Leitern des Kriegswesens eingesetzt, darunter Erlach und der Graf von Nassau, gelobten im Namen des ganzen Heeres, dem König treu und beständig gegen Jedermann zu dienen, wogegen sie die Bezahlung einer bedeutenden Löhnung, die Verbürgung für den Unterhalt und die Kriegsbedürfnisse der Armee sowie für die Schenkungen des Verstorbenen an Ländereien empfingen. Die eroberten Plätze sollten sogleich in die Hände des Königs gegeben werden, und der Herzog von Longueville den Oberbefehl des Heeres übernehmen. Alsbald wurden die eroberten Festen, Breisach, Freiburg, Rheinfelden, Neuenburg, Lauffenburg, mit französischen Truppen belegt und die deutschen Commandanten für den König in Eid und Pflicht genommen. Erlach, der das hauptsächlichste Verdienst um jenen schnöden Vertrag sich erworben, wurde mit der Oberstatthalterwürde über das ganze vorderösterreichische Gebiet und reichen Pensionen belohnt, bald darauf aber von der mißtrauischen französischen Regierung aus seinem Amte gedrängt, damit das eroberte Gebiet noch fester und unmittelbarer an die Krone Frankreich geknüpft werden könnte. Als „Königslieutenant“ des Elsaß und der
Juni 1640. oberrheinischen Lande übernahm im folgenden Jahre der Baron d'Oissonville die Leitung des neuerworbenen Territoriums, ließ dem König huldigen und traf Anstalten, das Land gleich einer zu Frankreich gehörigen Provinz zu verwalten. So gelangten die Franzosen durch Verführung und Bestechung zu einer Stellung, die sie durch ihre matte Theilnahme am Kriege nimmermehr verdient hatten. Ein Haufen zuchtloser und käuflicher Söldlinge, die sich plötzlich ohne Oberhaupt im Besitze herrenloser Gebiete befanden, verhandelte des Reiches Grenzburgen „um ein leichtfertig Stück Geld“.

Das weimarsche Heer in der Pfalz u. im Rheingau. Bündniß mit Hessen. Nov. 1639.

Im Spätherbste brachen der Duc de Longueville und Guébriant mit dem weimarschen Kriegsvolk aus Breisach auf, um sich in der Rheinpfalz Winterquartiere zu erobern. Eine Reihe von pfälzischen und rheingauischen Städten, Neustadt, Alzei, Oppenheim, Bingen, Kreuznach, Bacharach fielen in ihre Hände,

unter steten Kämpfen mit kaiserlichen Truppen und den Bayern unter dem Feldmarschall von Geleen und dem tapfern Generalfeldzeugmeister Franz v. Mercy. In den letzten Tagen des Jahres überschritt dann das französisch-weimarsche Neujahr 1640.
Heer bei Bacharach und Oberwesel auf Schiffen den Rhein, ein Unternehmen, das in der eiteln Selbstüberhebung der Franzosen als eine der größten Heldenthaten der Weltgeschichte gepriesen wurde. Das weimarsche Kriegsvolk schlug nunmehr in Hessen und der Wetterau sein Winterquartier auf, und es zeigte sich bald, wie bedeutend die Folgen der unerwarteten französischen Machtentfaltung waren, zunächst indem die Landgräfin von Hessen und Herzog Georg von Lüneburg aus ihrer zweideutigen Stellung heraustraten und offene Farbe bekannten. Die Landgräfin Amalie Elisabeth, Meisterin der Kunst, nach allen Seiten zu unterhandeln und ihre wahren Absichten zu verbergen, hatte schon im vorigen Jahre den Prager Frieden angenommen und gegen Zusage der Religionsfreiheit 25. Juli 1639.
für ihr Land und der Erwerbung des Stiftes Hersfeld sich verbindlich gemacht, ihr Kriegsvolk zu entlassen und die eroberten Plätze herauszugeben. Gleichzeitig aber hatte sie mit Frankreich wegen eines Bündnisses unterhandelt, das bereits dem Abschlusse nahe gekommen, und war einen Vertrag zu gegenseitigem Schutze mit Georg von Lüneburg eingegangen. Jetzt kam auch das Schutz- und Trutz- 30. Oct.
bündniß mit Frankreich zu Stande, worin sich die Landgräfin verpflichtete, ein 1. April 1640.
Heer von 5000 Mann zu Longueville stoßen zu lassen. Die „dritte Partei", die zwischen dem Kaiser und den auswärtigen Kronen eine imponirende Mittelstellung einzunehmen gedachte, trat jetzt in offenen Waffenbund mit den Fremdlingen.

Der schwedische Oberfeldherr Banér stand zu Anfang des Jahres 1640 Banérs Rückzug aus Böhmen u. Vereinigung mit den Weimarschen in Thüringen.
noch im nördlichen Böhmen, aber die starke kaiserliche Heeresmacht, die sich allmählich zur Abwehr gesammelt, überzeugte ihn, daß seines Bleibens in dem verwüsteten Lande nicht länger sei. Als er den Rückzug aus Böhmen antrat, hatte er die Absicht, über das Erzgebirge gen Thüringen sich zu wenden, das März 1640.
hessische und lüneburgische Kriegsvolk aus der noch immer zögernden Haltung zu reißen, und auf diese Weise, mit jenen sowie den französisch-weimarschen Truppen vereinigt, eine gewaltige Heeresmacht um sich zu sammeln. In der That traten jetzt endlich Hessen und Braunschweig aus ihrer schwankenden und hinterlistigen Haltung heraus und ließen ihre Truppen, jenes unter Melander von Holzapfel, dieses unter dem aus brandenburgischen Diensten geschiedenen Generallieutenant v. Klitzing, zu Banér stoßen, und da auch Longueville das weimarsche Volk, bei dem noch viel schwedische Anhänglichkeit herrschte, heranführte, so konnte Banér in der Ebene um Erfurt ein ansehnliches streitfertiges Mitte Mai.
Heer mustern. Nicht weit davon, um Saalfeld, standen die kaiserlichen Feldherrn, Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini, die dem Schweden aus Böhmen auf dem Fuße gefolgt waren. Vier Wochen lang lagen die beiden Heere, größer als sie sonst in diesem Kriege vereinigt zu sein pflegten, hart an

einander, ohne daß es zu einer Schlacht gekommen wäre. Die Eintracht im Lager der Schweden und Verbündeten war nie groß gewesen, bald brach offener Hader aus, dazu kam der Hunger in dem ausgesogenen Lande und die drohende Vereinigung der Kaiserlichen mit den Bayern, um Banér zum Rückzug zu bewegen. Mißmuthig verließ Melander den hessischen Dienst, der Verbindung mit den Schweden war er von vornherein abgeneigt gewesen. Das Weimarsche Kriegsvolk war in offener Meuterei gegen die französischen Befehlshaber und ließ sich nur mit Mühe beschwichtigen. So herrschte Unfriede, Verstimmung und Mißtrauen unter den Verbündeten, und in planloser Zersplitterung wichen die Heere zurück, nach Hessen, Braunschweig und Niedersachsen, die Kaiserlichen ihnen auf dem Fuße nach. Von Banér schien die frühere Thatkraft und Umsicht gewichen; in wilden Ausschweifungen, Liebeshändeln und unmäßigen Trinkgelagen, dann wieder in abenteuerlichen Waffenthaten und Streifzügen vergeudete er seine Kraft und sein schönes Feldherrntalent. Zu spät erkannten die Verbündeten von Hessen und Braunschweig, die jetzt eine furchtbare Kriegslast zu tragen hatten, wie sehr sie sich in ihren Berechnungen und Hoffnungen getäuscht. Die kaiserlichen Heerführer aber, die ohne Schlacht den schwedischen Feldherrn sammt seinen Bundesgenossen von Böhmen bis Hessen und Westfalen getrieben hatten, konnten mit Befriedigung auf diesen Feldzug blicken.

Mitte Juni 1640.

Ueberfall des Reichstags in Regensburg durch Banér.

23. Sept. 1640.

Es war damals, mitten im getümmelvollsten Kriegstreiben, wieder einmal ein Reichstag nach Regensburg ausgeschrieben worden, um über das Friedenswerk zu berathschlagen. Allein kaum ein einziger von sämmtlichen Reichsfürsten fand sich persönlich ein, als die Versammlung eröffnet wurde, die denn auch unter schlechten Auspicien für eine gedeihliche Wirksamkeit ihre Sitzungen begann. Und während die Reichsboten über den Frieden berathschlagten, wurden sie in unerwarteter Weise aus nächster Nähe an den Krieg erinnert. Banér hatte den abenteuerlichen und tollkühnen Plan gefaßt, mitten im Winter aus seinen niedersächsischen Quartieren aufzubrechen, den Reichstag zu überfallen und zu zersprengen, vielleicht den Kaiser selbst gefangen zu nehmen. Im Verein mit Guébriant zog der schwedische Feldherr über eisbedeckte Flüsse und verschneite Gefilde durch Thüringen in die Oberpfalz, stand unvermuthet vor Regensburg und schreckte die Versammlung durch ein lebhaftes Geschützfeuer. Allein das Heranziehen kaiserlicher und bayerischer Truppenmassen, die eilig aus ihren Winterquartieren aufgeboten wurden, und das plötzlich eingetretene Thauwetter, welches das Eis der Donau lockerte und die Belagerung der Stadt vom Flusse aus unmöglich machte, bewogen den schwedischen Feldherrn zum schleunigen Abzug, ohne daß auch nur der Reichstag zersprengt worden wäre. Im Hader mit Guébriant, der mit seinem weimarschen Kriegsvolk dem Schweden nicht weiter auf seinen abenteuerlichen Zügen folgen wollte und sich zeitweilig von den Gefährten trennte, von den nachsetzenden Feinden unter Piccolomini und Mercy arg bedrängt, zog Banér in eilenden Märschen längs der böhmischen Grenze nach Sachsen. Vor-

Jan. 1641.

zugsweise der Aufopferung seines Obersten Erich Slange, welcher das feindliche Heer vor den Mauern von Neuenburg festhielt, bis die Stadt fiel und er selbst mit vielen Offizieren und Mannschaft in Gefangenschaft gerieth, hatte es Banér zu danken, daß er ungefährdet nach Sachsen entrinnen konnte. März 1641.

Allein seine Tage neigten zu Ende. Die Anstrengung und Aufregung einer zehnjährigen unausgesetzten Kriegsarbeit und die Folgen eines unmäßigen Lebens, der unersättlichen Hingebung an Liebesgenüsse und Zechgelage, hatten schon lange die Lebenskraft dieses, damals erst fünfundvierzig Jahre alten Mannes gebrochen. Jetzt, auf dem Rückzuge vor der kaiserlichen Armee, die ihm bis zur Saale auf dem Fuße folgte und seine letzten Stunden beängstigte, ereilte ihn der Tod. Einen Monat vorher war auch Herzog Georg von Lüneburg aus der Welt gegangen, für seine trugvolle und eigennützige Politik sein Land in Zerrüttung und Verwüstung, sein Heer in Meuterei, seine Verbündeten in rathloser Angst zurücklassend. Sein Fürstenthum wurde nach dem Testamente des Verstorbenen in die beiden Linien Celle und Hannover getheilt. Ausgang Banérs und Georgs von Lüneburg. 20. Mai 1641. 12. April.

Banér, einem der höchsten Geschlechter Schwedens entsprossen, war ein Feldherr von hervorragenden Fähigkeiten, der unter allen Wendungen des Kriegs sich aufrecht zu halten wußte, von einer unerschöpflichen Gabe, aus jeglichen Wechselfällen, aus Niederlagen und Verlusten sich stets wieder zu erholen, und von einer häufig ans Abenteuerliche streifenden Kühnheit. Es wird ihm nachgerühmt, daß er 60,000 kaiserliche Krieger und 40,000 Sachsen aufgerieben habe, daß 600 Fahnen als Trophäen seiner Siege die Kathedrale Stockholms schmückten. Banérs Eigenschaften.

„Daß Banér die deutschen Fürsten mit Hochmuth und Geringschätzung, ja mit Grobheit behandelte, hatten sie hinlänglich verdient; daß er schonungslos barbarisch den Krieg im feindlichen oder im befreundeten Lande führte, brachte der entsetzliche Charakter der Zeit mit sich. Dabei liebte er aber doch die Deutschen, deren Vaterland er züchtigte; sie waren, von ihm zu Soldaten gezogen, die besten Krieger der Welt. In ununterbrochenem Umgange mit den Deutschen hatte er das Schwedenthum, das erst später wieder spröde wurde, ganz abgestreift; sein Briefwechsel selbst mit Guébriant war deutsch, denn französisch verstand er nicht; in der Sprache der Kriegskanzlei selbst an Schweden kommt kein schwedisches Wort vor. Die deutsche Bildung hatte die Fremdlinge wider Willen unterworfen; obenein war Stab, Kanzlei, Heer nur deutsch. Wegen dieser Vorliebe entging Banér gehässigem Verdachte nicht; neben der Sage, daß er zu Hildesheim in Giftwein den Tod getrunken, schlich das Gerücht umher, der Kaiser habe ihm, als er in Cham stand, ein Reichsfürstenthum und den Oberbefehl gegen die Türken angeboten, wenn er seine Krone zum Frieden brächte."

Das schwedische Heer war nach Banérs Tod in einer ähnlichen Lage, wie das weimarsche, nachdem Herzog Bernhard aus der Welt gegangen. Ohne Oberbefehlshaber war die „Soldatenrepublik" thatsächlich unabhängig und unterhandelte gleich einer selbständigen Macht über die Bedingungen des weiteren Dienstes. Die deutschen Söldner, welche den Kern des Heeres bildeten, murrten Meuterische Stimmung im schwed. Heer.

über die unregelmäßige Löhnung, schmähten auf die schwedischen Anführer und horchten auf die lockenden Abberufungsedicte des Kaisers; es kam zeitweilig zu offenem Aufruhr und gefährlicher Meuterei im Lager. Mit Mühe hielt Guébriant die aufgeregten Gemüther im Zaum, er selbst fast verzweifelnd an seiner Aufgabe, den deutschen Krieg an der Spitze einer Handvoll Franzosen und widerwilliger, trotziger deutschen Söldner fortzusetzen. Siebenundzwanzig Obersten unterzeichneten damals eine Verbrüderungsurkunde, sich nicht von einander trennen zu lassen, sondern gegen Beeinträchtigung Einzelner für Einen Mann zu stehen, und schickten Abgeordnete mit ihren Klagen und Forderungen nach Stockholm. Noch ehe über die künftige Leitung des schwedischen Heeres entschieden war, kam es zu einem heißen Zusammentreffen mit den Kaiserlichen, in deren Lager auch der Erzherzog Leopold Wilhelm sich eingefunden hatte. Um Wolfenbüttel, das, von einer kaiserlichen Besatzung vertheidigt, seit Jahren das Ziel des Strebens der welfischen Politik war, zogen sich die Heere zusammen. Noch hielten die braunschweigischen Herzöge, wenn gleich in bedenklicher Unterhandlung mit dem Kaiser, bei dem französisch-schwedischen Heere aus. Die
29. Juni 1641. Schlacht in den Linien von Wolfenbüttel endete zwar nicht mit einem entscheidenden Siege; immerhin aber hielten die Kaiserlichen nach schweren Verlusten
Nov. es für gerathen, von der Feste abzulassen. Dann wandte sich der Krieg weiter nach Hessen und in die welfischen Lande, und die Erfolge Piccolomini's vergrößerten die rathlose Verlegenheit der Landgräfin Amalia und der braunschweigschen Herzöge.

Torstensson Oberbefehlshaber. Waffenstillstand mit Brandenburg.

Bald darauf erschien, von der schwedischen Königin ernannt, der neue Generalissimus im Lager, Linnard Torstensson, der talentvollste, genialste Schüler Gustav Adolfs, welcher trotz seines leidenden Körperzustandes, der ihn nöthigte meist in einer Sänfte den Kriegsereignissen beizuwohnen, die Welt durch die Schnelligkeit seiner Feldzüge, die Beweglichkeit seiner Entwürfe und Schlachtpläne in Erstaunen setzte und das wankende Kriegsglück wieder an die schwedischen Waffen fesselte, wie in alten Tagen. Zudem hatte jetzt die brandenburgische Politik eine Richtung eingeschlagen, welche für das Uebergewicht der Schweden in Norddeutschland entscheidend war. Der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm, der im vorigen Jahre den brandenburgischen Thron bestiegen, entließ den alten Diener seines Vaters, den Grafen Adam Schwarzenberg, und sagte sich von der bisherigen Politik los, die der allmächtige Minister so lange im kaiserlichen Sinn geleitet hatte. Die gänzliche Erschöpfung seines Landes und der Gedanke, durch eine Vermählung mit der schwedischen Königin Pommern und eine entscheidende Stellung im Norden zu erringen, waren die vorzüglichsten Beweggründe des jungen Fürsten, als er sich Schweden näherte und einen zwei-
24. Juli 1641. jährigen, später erneuerten Neutralitäts- und Waffenstillstandsvertrag mit dieser Krone abschloß. Doch mußte der Kurfürst zugestehen, daß in mehreren märkischen Städten schwedische Besatzungen blieben, und den Durchzug durch das Land

ihnen frei stellen. Zugleich wurde auch das französisch-schwedische Bündniß abermals, bis zur Herstellung eines ehrenvollen Friedens, erneuert und die jährlichen französischen Hülfsgelder auf 1,200,000 Livres festgesetzt. 29. Juni 1641.

Während jener kriegerischen Vorgänge in Niedersachsen hatte in Regensburg der Reichstag seine Berathungen über den Frieden fortgesetzt, deren Ergebniß der Reichstagsabschied (9. Oct. 1641) zusammenfaßte: Als Versammlungsorte für die Friedensverhandlungen mit den fremden Kronen wurden Osnabrück und Münster festgesetzt und sämmtliche Stände zur Beschickung des Congresses eingeladen. Von der allgemeinen Amnestie nahm der Kaiser nur seine Erblande, das Erzstift Magdeburg und die pfälzische Sache aus; als Termin für die Restitution der weltlichen Güter wurde das Jahr 1630, der geistlichen der 12. November 1627 aufgestellt. Inzwischen mußten jedoch zur Fortsetzung des Kriegs 120 Römermonate bewilligt werden. — Um dieselbe Zeit kamen auch nach mehrjährigen Verhandlungen zu Hamburg die Gesandten des Kaisers, Frankreichs und Schwedens, Konrad von Lützow, Graf d'Avaux und Adler Salvius, über einen Präliminarfriedensvertrag überein, der die Festsetzungen über die Form der Geleitsbriefe und über Zeit und Ort der Friedensverhandlungen enthielt, welche danach am 25. März 1642 in Münster und Osnabrück beginnen sollten. Der Kaiser verwarf zwar Anfangs den Tractat, rief Lützow ab und sandte an dessen Stelle den Grafen Auersperg; allein die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz im folgenden Jahr verstärkten auch in Wien die Friedensliebe und bewogen den Kaiser zur Bestätigung des Präliminarvertrags. Zur Auswechselung der Geleitsbriefe wurde nunmehr Ende März 1643 als Termin festgesetzt, und drei Monate darauf, Anfang Juli, sollte der Congreß eröffnet werden. Aber so zögernd fanden sich die Gesandten in den westfälischen Städten ein, daß erst im April 1645 die Verhandlungen ihren Anfang nehmen konnten.

Der Regensburger Reichstag u. der Hamburger Präliminarfrieden. — *25. Dezbr. 1641.* — *22. Juli 1642.*

Im Braunschweigschen hatte sich mittlerweile Guébriant mit seinem weimarschen Kriegsvolk von Torstensson getrennt, war, mit den Hessen unter dem Grafen Eberstein vereinigt, durch Westfalen dem Rhein zugezogen und hatte den Strom mitten im Winter auf einer Schiffbrücke überschritten. Nach zweijährigen Irrfahrten in Deutschland zählte das weimarsche Heer noch immer 2000 Mann zu Fuß und 2500 Reiter. Tiefer als ursprünglich in seiner Absicht gelegen, war der französische Feldherr in die Wirren des deutschen Krieges hineingerissen worden, während die Verwicklungen im Innern Frankreichs, wo noch immer der Herzog Karl von Lothringen ein gefährlicher und ränkevoller Gegner war, wo der Aufstand des Grafen von Soissons und anderer unzufriedenen Großen den Bürgerkrieg entzündete, wo der Kampf mit Spanien im Süden und Norden heftiger ausbrach, der französischen Regierung die Betheiligung an den deutschen Händeln erschwerten. Zum Lieutenant-Général des Heeres und bald darauf zum Marschall ernannt, machte nunmehr Guébriant dem Amte der Directoren, welche seit dem Tode Bernhards noch immer in gewissen Grenzen den Oberbefehl geführt und eine verderbliche Spaltung der höchsten militärischen Leitung erzeugt hatten, durch Bestechung der namhaftesten Obersten, eines Taupadel, Schönbeck, Ehm, Reinhold von Rosen, ein Ende und fesselte so das weimarsche Heer noch inniger an die französischen Fahnen. Auf die Kunde, daß die Feinde sich im Clevischen und Jülichschen festgesetzt, eilte der kaiserliche Feldherr Lamboy aus den spanischen Niederlanden herbei, erlitt aber bei Kempen eine schwere Niederlage, die das kaiserliche Heer vernichtete und den General selbst mit 4000 Soldaten in Gefangenschaft führte. Von Neuß aus, das dem Sieger die Thore öffnen mußte, schaltete Guébriant ungehindert im Herzogthum Jülich und dem Erzbisthum Köln, Gegenden, die verhältnißmäßig noch wenig vom Krieg gelitten.

Guébriant am Niederrhein. — *Jan. 1642.* — *17. Jan. 1642*

Weithin ergaben sich die Städte und festen Plätze, nur vor Lechenich mußte der Mar-
April. Mai 1642. schall nach mehrwöchiger Belagerung unverrichteter Dinge abziehen. Im Sommer trat auf dem niederrheinischen Kriegsschauplatz Johann von Werth wieder auf, aus der Gefangenschaft befreit (S. 988) und vom Kaiser und Maximilian von Bayern zum Generallieutenant der Reiterei bei der Reichsarmee ernannt. Die Stärke der feindlichen Truppenmacht und die Noth in der ausgehungerten Gegend bewogen endlich
Anfg. Oct. Guébriant, über den Rhein zurückzuziehen und sich wieder in Niedersachsen einzulagern.

Torstenssons Eroberungen in Schlesien. Aussöhnung des welfischen Hauses mit dem Kaiser.

Der rasche, unternehmende Torstensson war inzwischen aus seinen armen niedersächsischen Quartieren aufgebrochen. Sein Plan war, sich über Schlesien, das der kaiserliche Feldherr Franz Albrecht von Lauenburg dem Schweden Stålhandske entrissen hatte, einen Weg in die österreichischen Erblande zu bah-
Mai. Juni 1642. nen. Dem unerwarteten Angriff des genialen Feldmarschalls erlagen alsbald die festen Plätze in Schlesien, Großglogau, Schweidnitz, Neiße, Oppeln; dem Sieger stand der Weg nach Böhmen und Mähren offen. Selbst Olmütz fiel in seine Gewalt und mußte die reiche Jesuitenbibliothek wegführen lassen. Drohend stand Torstensson im festen Lager bei Guben, frischer Verstärkung aus Schweden harrend. Zu gleicher Zeit gelang es jedoch endlich der kaiserlichen Politik, den Reichsfeinden die Bundesgenossenschaft des welfischen Hauses zu entziehen.
Juli. Nach langen Unterhandlungen kam jetzt die Aussöhnung der Herzöge Christian Ludwig von Hannover und Friedrich von Celle mit dem Kaiser zu Stande. Dem braunschweigschen Hause wurde volle Neutralität und die Freiheit von der Kriegshülfe gegen die Reichsfeinde zugestanden und die Herausgabe der von den Kaiserlichen besetzten Festungen, Wolfenbüttel, Einbeck u. a. zugesichert, dagegen mußte Hildesheim dem Bischof zurückgegeben werden. Damit schied das welfische Haus von dem Kriegsschauplatz, auf welchem es so lange eine ränkevolle, trügerische und für sich selbst verderbliche Rolle gespielt.

Schlacht bei Leipzig.

Aus Schlesien wich Torstensson plötzlich vor der kaiserlichen Heeresmacht, die ihm unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini entgegengezogen, nach Sachsen und stand unerwartet vor Leipzig, der zweiten Stadt des Kurfürstenthums. Um den Verlust des wichtigen und reichen Platzes zu verhindern, eilten die kaiserlichen Generale schleunig herbei; vor der Stadt und um das nahe Breitenfeld, auf der alten Siegesstätte Gustav Adolfs, kam es zu einer
2. Nov. 1642. Schlacht, welche abermals mit einem glorreichen Siege der Schweden endete. Fast das ganze kaiserliche Fußvolk war vernichtet, zersprengt, gefangen, viele Offiziere gefallen; der Erzherzog selbst entkam mit Mühe, Geschütz und Gepäck zurücklassend. Aber auch Torstenssons Armee war so erschöpft, daß er an eine Verfolgung des Siegs zunächst nicht denken konnte und sich vorerst mit der Belagerung der Stadt Leipzig begnügen mußte, welche denn auch nach einigen
6. Dezbr. Wochen sich vertragsweise ergab. Kursachsen kam durch diesen Sieg völlig in die Hand der Schweden, und schon begannen die Unterhandlungen über die Neutralität des Kurstaats; die Stimmung des Volks und die Gesinnung des

Kurprinzen hatten sich dem Kaiser, dessen Hülfe in der Noth stets vergeblich erwartet wurde, mehr und mehr abgewandt; nur der alte Kurfürst hielt in traditioneller Loyalität an dem kaiserlichen Bündniß noch fest.

Torstensson faßte jetzt den Plan, im Einverständniß mit Guébriant, auf zwei verschiedenen Wegen gen Süddeutschland vorzudringen und sich in Bayern zur Unterdrückung des Kurfürsten Maximilian die Hand zu reichen. Allein während der Schwede vor dem festen Freiberg wochenlang Kraft und Zeit vergeudete, fand der französische Feldherr, als er über den Main gerückt war, an dem bayerischen General Franz Mercy, zu dem sich Johann von Werth und der heimatlose landesvertriebene Karl von Lothringen mit seinen zusammengerafften Abenteurerhaufen gesellten, solchen Widerstand, daß er in größter Noth und Bedrängniß, in der eisigen Winterkälte auf Würtemberg, Baden und endlich bis in den Breisgau zurückwich, an Geld, Truppen, Kriegs- und Lebensbedürfnissen den äußersten Mangel leidend, von den bisher mühsam festgehaltenen hessischen Truppen verlassen und vom Pariser Hofe nur mit schönen Worten vertröstet. In Frankreich verursachte um jene Zeit der Tod Richelieu's und des Königs Ludwig XIII. so gewaltige innere Umwälzungen und Wirren am Hof und in der Regierung, daß für den deutschen Feldzug wenig geschehen konnte, zumal auch der Krieg gegen Spanien, in Artois und Picardie, heftiger ausbrach und die Kräfte der französischen Krone in Anspruch nahm. Während die Waffen Frankreichs in Deutschland wenig Ruhm ernteten, während Guébriant mit seinem murrenden und zuchtlosen Kriegsvolk bei einem zweiten Versuch auf Schwaben und Bayern von Mercy und Werth bis nach dem Elsaß zurückgetrieben wurde, schlug der junge Enghien (Condé) die Spanier vor der Feste Rocroy in einer entscheidenden Feldschlacht, eroberte Diedenhofen, das Bollwerk von Luxemburg, nach muthigster Vertheidigung und rückte bis in die Nähe von Trier vor. Erst im Spätherbst erhielt Guébriant in seiner verzweiflungsvollen Lage im Elsaß französischen Zuzug aus Enghiens Heere. Der Prinz, der gleichmäßig an wildem Kriegsgetümmel wie an den Genüssen und Intriguen des Hoflebens Gefallen fand, eilte jedoch, nachdem er die Hülfstruppen, 4000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter, dem Marschall Guébriant im Elsaß zugeführt, nach Paris zurück. An seiner Stelle befehligte der holsteinische Graf Josias Rantzau, ein tapferer Abenteurer und berühmter, über und über mit Wunden und Narben bedeckter Haudegen, der abwechselnd in dänischen, kaiserlichen, schwedischen und endlich in französischen Diensten seit langen Jahren den Krieg mitgemacht, und als Marschall von Frankreich zwei Jahre später die höchsten militärischen Ehrenstufen erstieg. In der Marschallsgallerie zu Versailles fällt das Bild des deutschen Generals zu Pferde mit dem Stelzfuß und dem einzigen Arme sofort dem Beschauer auf. Ein weitverbreitetes und vielgeglaubtes Gerücht wollte wissen, der stattliche Kriegsmann habe der Königin Anna sehr nahe gestanden und sei der eigentliche Vater Ludwigs XIV.

Guébriant am Oberrhein. Condé im deutschen Krieg.

Jan. Febr. 1643.

19. Mai.

10. Aug.

October.

Guébriants Tod. Schlacht bei Tuttlingen. Voll Siegeszuversicht zog jetzt das vereinigte französisch-weimarsche Heer Anfang November über den Rhein, um in Schwaben und Bayern den kaiserlich-bayerischen Armeen unter Mercy, Werth, Hatzfeld entgegenzutreten. Aber die stolzen Hoffnungen sollten arg zu Schanden werden. Zwar wurde die Feste Rothweil, zu deren Belagerung die französischen Generale zunächst schritten, nach heftiger
19. Nov. 1643. Beschießung erobert, allein der Marschall Guébriant wurde zwischen den Schanzkörben einer Batterie durch eine Kugel so schwer verwundet, daß er wenige Tage
24. Nov. darauf den Geist aufgab, ein ritterlicher Mann von großer Tapferkeit und edlen Sitten. Zugleich erlitt der Generalmajor Reinhold von Rosen durch den bayerischen Obersten Johann von Sporck, einen Westfalen, der sich von niederster Herkunft zu hohen militärischen Würden aufgeschwungen, in einem kühnen Ueberfall eine empfindliche Niederlage, das Vorspiel eines plötzlichen und erschütternden Unglücks. Als das französisch-weimarsche Heer um **Tuttlingen** an der Donau sorgloser Ruhe pflegte und eines Angriffs in der strengen Winterkälte nicht gewärtig war, ersah Johann von Werth in aller Heimlichkeit die Gelegenheit, das
24. Nov. zerstreute und arglose feindliche Heer zu überfallen. Der Anschlag glückte vollkommen. Ehe die Ueberraschten sich zur Wehre setzen konnten, sahen sie sich umringt und jeder Möglichkeit beraubt, zu entrinnen oder sich zur Schlacht zu sammeln. Fast das ganze Heer mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben; ein paar Reiterregimenter allein entkamen; das gesammte Fußvolk war todt oder gefangen, das alte berühmte weimarsche Heer so gut wie vernichtet; fast alle Generale, auch Rantzau, eine Menge Offiziere, alles Geschütz und Gepäck fielen in die Hand der Sieger, die seit Tilly's Tagen einen ähnlichen Erfolg im Felde nicht errungen. Auch die Festung Rothweil wurde alsbald den Bayern wieder übergeben.

Turenne und Condé an der Spitze des franz. Heeres. Kämpfe um Freiburg. In Paris gerieth man in Angst wegen der oberrheinischen Eroberungen; kein anderes Heer stand bereit der siegreichen kaiserlich-bayerischen Macht die Stirn zu bieten. Um die gefährdete Rheingrenze zu schützen, wurde eilig der Vicomte de **Turenne** aus Piemont herbeigerufen, daß er den Marschallsstab und den Oberbefehl übernehme. Während er im Elsaß und Sundgau die Reste des weimarschen Heeres sammelte, Werbungen veranstaltete und Truppen aus Frankreich an sich zog, schritten die Bayern zur Bewältigung der festen Plätze diesseit des Rheins, die Frankreich als Erbschaft Bernhards von Weimar an sich ge-
20. Mai 1644. bracht. Ueberlingen mußte nach harter Belagerung capituliren; in Breisach meuterte die französische Besatzung und wurde mit Mühe abgehalten, das Rheinbollwerk den Bayern in die Hände zu liefern. Inzwischen hatte sich Turenne so weit verstärkt, daß er glaubte dem Feinde die Spitze bieten zu können. Als Mercy und Werth vor Freiburg rückten, kam auch der Marschall mit 12,000 Mann über den Rhein; mit ihm vereinigte sich aus dem Luxemburgi-
28. Juli. schen und Trierschen her Enghien. Die Stadt **Freiburg** erlag zwar dem Geschütze Mercy's; aber vor der Stadt, wo sich die Bayern in fast unüberwind-

licher Stellung verschanzt, kam es zu einem Kampfe, wie der ganze Krieg erbitterter und blutiger nicht viele aufzuweisen hat. Mit schonungsloser Tollkühnheit stürmte der unbarmherzige Enghien die bayerischen Schanzen hinan, nicht achtend der Tausende, die das entsetzliche Wagstück mit dem Leben bezahlten. Selbst Johann von Werth äußerte, seit zweiundzwanzig Jahren sei er mit dem Bluthandwerk vertraut, einem so mörderischen Treffen aber habe er niemals angewohnt. Und trotz aller Opfer und Anstrengungen gelang es nicht, die Bayern aus ihren Schanzen herauszuschlagen. Erfolgreicher waren die Unternehmungen Enghiens, als er, von Freiburg ablassend, seine Waffen den Rhein abwärts trug. **Philippsburg**, eine starke Festung, aber an allem Nöthigen Mangel leidend, von einer kriegsunlustigen zuchtlosen Besatzung unter dem alten Kaspar Bamberger bewacht, öffnete die Thore; in rascher Folge fielen Mannheim, Worms, Oppenheim, Mainz, Bingen, Kreuznach u. a. O.; der ganze Mittelrhein war in den Händen der französischen Marschälle; triumphirend konnte der stolze Enghien von seinem Siegeszuge nach Paris eilen und sich an der Bewunderung des Hofes weiden. In München aber dachte man ernstlich an Neutralität und Frieden mit Frankreich; die bayerische Politik gerieth in eine bedenkliche Unsicherheit und Unentschlossenheit.

3–5. Aug. 1644. — *12. Septbr.*

Während der geschilderten Vorgänge war das schwedische Heer unter Torstensson in Schlesien und Mähren ohne sonderliche Erfolge der kaiserlichen Hauptarmee gegenübergestanden. Die letztere wurde jetzt nicht mehr vom Erzherzog Leopold Wilhelm und von Piccolomini befehligt; jener war in sein Bisthum Passau zurückgekehrt, dieser aus kaiserlichen Diensten nach Spanien gegangen. An ihrer Stelle führten der alte, stets unglückliche Matthias Gallas und Johann Götz den Oberbefehl. In Schlesien traf den schwedischen Feldherrn plötzlich die Weisung seiner Regierung, nach Holstein zu ziehen. Denn der dänische Krieg war wieder ausgebrochen. Längst hatte Christian IV. von Dänemark die schwedischen Siege in Deutschland mit Mißgunst und Neid betrachtet, in seiner Friedensvermittelung die Früchte der Eroberungen dem Nachbarn zu verkümmern gesucht und sich mancherlei Feindseligkeiten gegen ihn zu Schulden kommen lassen. Um den gefährlichen Mann durch einen raschen Feldzug zu schrecken und von fernerer Begünstigung der deutschen Feinde Schwedens abzuhalten, wurde jetzt Torstensson an die Elbe berufen, der denn auch bereits um Weihnachten die Herzogthümer sammt dem dänischen Festlande mit seinen Truppen überschwemmt hatte. Ihm nach zog Gallas, nachdem sein Aufbruch lange durch den Fürsten von Siebenbürgen, Georg Ragoczy, den Nachfolger Bethlen Gabors, verzögert worden, der, gewonnen durch schwedische und französische Ränke, in Oberungarn eingefallen war. Als Gallas in Holstein angelangt war und sich mit dänischen Truppen vereinigt hatte, zog der rasche Torstensson wieder nach Deutschland zurück, den kaiserlichen Feldherrn hinter sich herlockend. Den dänischen Krieg überließ er den Generalen Karl Gustav Wrangel und Horn, welche im

Torstensson in Holstein. Dänisch-schwedischer Krieg. — *Decbr. 1643.* — *Juni 1644.* — *Febr. 1644.*

23. Aug. 1645. folgenden Jahre den König Christian zu dem nachtheiligen Frieden von Brömsebro zwangen, wodurch Schweden einige Landschaften und Inseln (Gothland) und für alle seine Unterthanen Befreiung von dem lästigen Sundzoll erhielt.

Torstensson in Böhmen. Schlacht bei Jankau. Wiederum lagerte sich nunmehr das ganze Kriegsgetümmel über die unglücklichen Lande des Kurfürsten von Sachsen. Im Magdeburgschen eingeschlossen, gelang es Gallas kaum, mit einem furchtbar geschwächten, fast aufgelösten Heere nach Böhmen zu entrinnen, wo er mißmuthig und in Ungnade das Commando niederlegte. Jan. 1645. Ihm folgte auf dem Fuße Torstensson mit 16,000 Mann in das fast wehrlose Böhmen. Bestürzt eilte der Kaiser selbst nach Prag und raffte zusammen, was an Streitkräften zu erreichen war, das Hatzfeldsche, das Götzsche Corps, eine Truppenabtheilung Bayern unter Johann von Werth. 6. März. Allein in der furchtbaren Schlacht von Jankau unweit Tabor erlitten die Kaiserlichen eine Niederlage, die über den ganzen österreichischen Staat das Verderben herabzuziehen drohte. Götz war gefallen, Hatzfeld in Gefangenschaft, das Heer vernichtet, die Erblande jedem Angriff offen. Innerhalb weniger Wochen war ganz Böhmen, Mähren und Oesterreich bis an die Donau erobert; bis in die Nähe von Wien drangen schwedische Truppen. Gleichzeitig brach Ragoczy mit seinen wilden Horden aufs Neue in Ungarn ein und zog, fast ohne Widerstand zu finden, gegen Oesterreich heran. Aber die unerschöpfliche Lebenskraft des Kaiserstaates hielt auch diesen Schlag aus, und die überraschenden Schicksalswechsel dieses wunderbaren Krieges fügten es, daß noch vor Ende des Jahres die Schweden auf ihrem kühnen Siegeszuge Umkehr machten und die österreichischen Erbstaaten räumten.

Torstensson legt den Oberbefehl nieder. Waffenstillstand mit Sachsen. Mangel an Truppen, Kriegs- und Lebensmitteln, der tapfere Widerstand der belagerten Stadt Brünn, welche wochenlang die Schweden vor ihren Mauern festhielt, die Besorgniß, von den sich allenthalben sammelnden kaiserlichen Heerhaufen in dem fernen Lande abgeschnitten zu werden, und der Friedensschluß des Kaisers mit dem Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen, das Alles bewog Torstensson zum Rückzug nach Böhmen. Krank und voll beleidigten Ehrgeizes, daß er mit dem verhaßten Oesterreich nicht fertig werden konnte, legte der Feldmarschall sein Dec. 1645. Commando nieder; sein Nachfolger war der tapfere Karl Gustav Wrangel. Einen größeren Erfolg hatte inzwischen Königsmarck errungen. Auf einem seiner abenteuerlichen Raubzüge war er nach Sachsen gekommen und hatte den Kurfürsten, dessen Land wie kein anderes gelitten hatte und fast gänzlich in Feindes Hand war, so geschreckt, daß er muthlos und verzweifelnd einen sechsmonat- 6. Sept. lichen Waffenstillstand mit den Schweden unterzeichnete und ihnen Contributionen, Getreide, Durchzug durch sein Land und die Besetzung Leipzigs und Torgau's gegen Rückgabe der übrigen Städte gewährte. Im folgenden Frühjahr wurde trotz der Gegenbemühungen des Kaisers der Stillstand bis zum allgemeinen Frieden verlängert.

4. Der Ausgang des Kriegs.

Als Johann von Werth von dem mißlungenen Ritt nach Böhmen und dem Schlachtfeld von Jankau zu dem bayerischen Heere zurückkehrte, fand er auch hier den Krieg wieder in vollem Gange. Zu Beginn des Frühjahrs überschritt Turenne bei Speier aufs Neue den Rhein, um nach Schwaben und Bayern vorzudringen und, gleich Torstensson, den Feind in seinen Erblanden anzugreifen. Allein bei Mergentheim oder dem Dorfe Herbsthausen erlitten die Franzosen durch Mercy und Werth eine empfindliche Niederlage und zerstreuten sich in wirrer Flucht an den Rhein und Main. Hätten nicht die Hessen unter Geiß und das schwedische Corps des Freibeuters Königsmarck sich mit Turenne vereinigt, so wäre in diesem Augenblicke die französische Kriegsmacht auf deutschem Boden vernichtet gewesen. In Paris, wo man in leichtsinniger Zuversicht nur Siegesbotschaften aus Deutschland zu hören erwartete, erschrak man über die Kunde von Turenne's schwerer Niederlage; Enghien riß sich aus dem lustigen Hofleben los und eilte mit einem Heere von 12,000 Mann an den Rhein. Am Neckar vereinigte er sich mit Turenne und den Hessen und stand nun schlachtbereit und siegessicher an der Spitze eines stattlichen, streitbaren Heeres. der kampfbegierige Sinn des Prinzen aber mußte sich lange durch die kaltblütige Ruhe Mercy's ermüden lassen; erst an der Grenze des bayerischen Landes, bei Allersheim, unfern der alten Wahlstatt von Nördlingen, machten die Bayern Halt und stellten sich in festen Positionen auf. Begierig den jüngsten Schimpf der französischen Waffen zu rächen, begann der Prinz den Sturm auf die bayerischen Stellungen, wie bei Freiburg seine Truppen unbarmherzig und schonungslos opfernd. Ganze Regimenter wurden niedergemäht, ohne daß es den Franzosen gelungen wäre, die Bayern zum Weichen zu bringen, bis der Fall des umsichtigen und tapfern Mercy Verwirrung und Bestürzung erzeugte. Während Johann von Werth mit der Reiterei den rechten französischen Flügel unter dem Marschall Grammont (Guiche) in die Flucht schlug, sich aber im Eifer der Verfolgung zu weit fortreißen ließ, führte Enghien die Hessen gegen den rechten Flügel der Bayern, der auf einer Anhöhe aufgestellt war, und erreichte in todeskühnem Sturm durch die deutschen Truppen, was er mit seinen französischen nie erreicht hätte: nach mörderischem Kampf stoben die Bayern auseinander. Als der siegreiche Johann von Werth am Abend von der Verfolgung zurückkehrte, fand er knirschend vor Zorn die Seinen zerstreut, gefangen oder todt, und mußte sich auf Donauwörth zurückziehen. Allein auch das französische Heer hatte so furchtbar gelitten, daß man in Paris keinen Siegesjubel hörte. Das ganze Fußvolk fast war vernichtet, viele Offiziere aus hohen Familien gefallen, der Marschall Grammont gefangen.

[Randnotizen: Schlachten bei Mergentheim und Allersheim. — 5. Mai 1645. — 3. Aug.]

In der Reichsstadt Nördlingen sammelte Enghien die zerstreuten Haufen, die diesem Pyrrhussieg entronnen waren, und ließ sich dann krank und nieder-

[Randnotiz: Rückzug der Franzosen über den Rhein.]

geschlagen nach Paris bringen. Grammont wurde alsbald gegen den gleichfalls bei Allersheim gefangenen Feldmarschall Geleen ausgetauscht und der letztere an Stelle des gefallenen Mercy mit dem Oberbefehl über das bayerische Heer betraut. Johann von Werth, welcher die nächsten Ansprüche auf diese Stelle hatte, war von zu unbesonnener Tollkühnheit, als daß ihm Maximilian seine ganze Heeresmacht hätte übertragen mögen, und anderseits schien er dem Kurfürsten, der in seiner Noth lebhaft an Unterhandlungen und Aussöhnung mit Frankreich, an Trennung von Habsburg dachte, allzu kaiserlich gesinnt. Zu guter Stunde, um gefährliche Entschlüsse Maximilians abzuwenden, erschienen damals Erzherzog Leopold Wilhelm und Gallas mit bedeutender Verstärkung in Bayern und halfen Johann von Werth, die Franzosen über den Rhein in
Oct. 1645. fluchtähnlichem Rückzug zu drängen. Doch gelang es Turenne mit dem Reste
18. Nov. seines Heeres die Spanier aus der Stadt Trier zu vertreiben und den Kurfürsten Philipp Christoph, der soeben vom Kaiser aus zehnjähriger Gefangenschaft (S. 974) auf Betreiben der französischen Friedensgesandten entlassen worden,
19. Juli 1646. in seine Residenz zurückzuführen. Im folgenden Jahre vergalt der unpatriotische und käufliche Prälat seinen Beschützern dadurch, daß er der französischen Krone gegen eine Geldsumme das Recht der unbeschränkten Verfügung über die Festung Philippsburg sowie die Schutzherrlichkeit über das Bisthum Speier und alle seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer abtrat, eine selbst in jener Zeit der vaterlandslosen Gesinnung und des verrätherischen Eigennutzes empörende Handlung.

Die Friedensverhandlungen. Unter diesen kriegerischen Vorgängen wurden in den westfälischen Städten schwerfällige Friedensverhandlungen geführt. Während das Blut in Strömen floß und die Völker verzweifelten, beschäftigte man sich mit den nichtigsten Rang- und Ceremonienstreitigkeiten oder erhob von allen Seiten so maßlose Forderungen, daß von vornherein das Friedenswerk aussichtslos oder doch überaus langwierig erschien. Insbesondere stellten die französischen Gesandten Bedingungen, die in keinem Verhältniß zu ihren, noch dazu großentheils mit deutschem Blute erkauften militärischen Erfolgen standen; im diplomatischen Ränkespiel, in politischen Trugkünsten waren sie Allen überlegen. Wir werden den Gang der Verhandlungen und das endliche Ergebniß später im Zusammenhang überblicken. Während die Friedensboten haderten und feilschten, schritt der Krieg weiter auf seiner blutigen Bahn.

Das schwedisch-französische Heer in Bayern. Der schwedische Oberfeldherr, Karl Gustav Wrangel, hatte alsbald die Pläne seines Vorgängers Torstensson wieder aufgenommen und den Kriegsschauplatz in des Kaisers Erblande, zunächst nach Böhmen verlegt. Hier trat
Jan. 1646. ihm zu Anfang des Jahres 1646 Erzherzog Leopold Wilhelm entgegen, vereinigt mit bayerischem Kriegsvolk unter Geleen und Johann von Werth, und trieb durch seine Uebermacht die Schweden zum Lande hinaus, nach Sachsen und Thüringen. Wieder ergoß sich jetzt das Kriegsgetümmel über Westfalen und Hessen, wo überdies die Hausfehde um die Marburger Erbschaft zwischen Georg

von Darmstadt und der Landgräfin Amalie mit furchtbarer Erbitterung ausbrach. Bei Fritzlar vereinigten sich die Schweden mit den Truppen Turenne's, Juli 1646. und Wrangel gedachte, an der Spitze eines Heeres von 40,000 Mann, die Donau hinab nach Bayern und dann nach Oesterreich zu ziehen. Der kaiserlichen und bayerischen Hauptmacht, die sich ebenfalls aus Böhmen in die Maingegenden begeben hatte, den Vorsprung abgewinnend, zog das schwedisch-französische Heer durch Franken und Würtemberg nach der Donau und drang ohne großen Widerstand in Bayern ein, das in den letzten Kriegsjahren so unsäglich viel gelitten hatte. Erschrocken flüchtete der Kurfürst aus seiner Residenz. Die Reichsstadt Augsburg sah sich wiederum einer schwedischen Belagerung preisgegeben und war schon dem Fall nahe, als das bayerische und kaiserliche Heer October. endlich zum Entsatze heranrückte.

Maximilian von Bayern und andere Fürsten schließen Waffenstillstand mit den fremden Kronen.

Die furchtbare Verheerung der bayerischen Lande bis hinauf in den Bregenzer Wald und die entlegensten Alpenthäler steigerte bei dem alten Kurfürsten Maximilian, der seit Beginn des Krieges zu der kaiserlichen Fahne gestanden, die Sehnsucht nach Frieden, auch getrennt von Oesterreich. Die schon mehrmals angeknüpften Verhandlungen mit den beiden fremden Kronen wurden jetzt eifriger wieder aufgenommen und führten im Frühjahr zu dem Ulmer Waffenstillstand zwischen Bayern einerseits, den beiden Kronen und der Land- 14. März 1647. gräfin von Hessen anderseits. Gegen Rückgabe der Eroberungen verpflichtete sich Maximilian, die Schweden in die Reichsstädte Memmingen und Ueberlingen und die Franzosen in Heilbronn einzulassen, seine Besatzung aus Augsburg zurückzuziehen und dem Herzog Eberhard von Würtemberg die Festungen Urach, Tübingen und Hohenasperg zurückzugeben; er gelobte ferner, nicht ohne Anzeige bei den Verbündeten sein Heer zu entlassen, damit es von jenen in Dienst genommen werden könnte. Auch der Kurfürst Ferdinand von Köln erklärte nach einigen Wochen seinen Beitritt zu dem Vertrage, endlich verstand sich auch der alte Anselm Casimir von Mainz zur Neutralität und Landgraf Georg von Darmstadt streckte erschöpft die Waffen. So trennte sich einer nach dem andern unter den deutschen Fürsten von der kaiserlichen Sache und schloß seinen Separatfrieden mit den Feinden; war schon der Waffenstillstand mit Sachsen ein schwerer Schlag, so noch viel mehr der bayerische, durch welchen der älteste Kriegsgenosse Habsburgs kampfmüde aus dem Felde schied. Solche Erfolge steigerten die Ansprüche der fremden Kronen immer höher und bereiteten dem allgemeinen Friedenswerk neue Schwierigkeiten und Verzögerungen.

Verrath Johanns von Werth.

Am Wiener Hofe erregte die Kunde von dem Ulmer Vertrage großen Unwillen; offen beschuldigte man den Kurfürsten der Undankbarkeit und Bundbrüchigkeit; „er habe sich eines schwärzeren Majestätsverbrechens schuldig gemacht, als selbst der so hart bestrafte Pfälzer“. Voll Mißmuth legte der Feldmarschall Graf Geleen sein Commando nieder, das fürder nicht mehr Ehre und Ruhm verhieß, und in der Seele Johanns von Werth kämpfte die Erge-

benheit an den Kaiser mit der militärischen Treue einen schweren Kampf, bis die Kriegslust und der Zorn gegen den abtrünnigen Kurfürsten überwog und den ritterlichen Mann am Ende eines ruhmvollen Lebens zu Verrath und Treubruch führte. Das bayerische Heer war unter dem Oberbefehl des Kurfürsten zugleich auf Kaiser und Reich verpflichtet, Werth konnte sich in gewissem Sinn als kaiserlichen General und Anführer von Reichsvölkern betrachten und mit diesem Vorwand seinen Abfall einigermaaßen beschönigen. Als der Kaiser an die hohen Offiziere des bayerischen Heeres Abberufungsschreiben ergehen ließ, welche zum Gehorsam gegen das Reichsoberhaupt aufforderten, entschloß sich Johann von Werth, dem jesuitische Einflüsterungen das Verdienstliche eines solchen Schrittes vorstellten, die ganze bayerische Macht dem Kaiser zuzuführen, den alten Gebieter wehrlos zurückzulassen, wenn nicht gar in seine Gewalt zu bringen. Der Anhänglichkeit der Soldaten mochte er, der volksthümliche Liebling des Heeres, sich völlig sicher glauben, als er den Anschlag auszuführen beschloß und die Regimenter nahe der böhmischen Grenze zusammenzuziehen begann. Allein die kurfürstlichen Commissarien beim Heere erfuhren das Vorhaben zeitig genug,
2. Juli 1647. um die Truppen vor dem Verrath ihres Befehlshabers zu warnen und ihrem Kriegsherrn wieder zuzuführen. Der Kurfürst gerieth in die äußerste Wuth gegen Johann von Werth, der in seinen Diensten so hoch gestiegen war; er erklärte den ungetreuen Diener für vogelfrei und geächtet, setzte einen Preis aus, wenn Einer ihn todt oder lebendig einliefern würde, und ließ seine Güter einziehen oder verwüsten. Nach und nach von sämmtlichen Regimentern, selbst seinem eigenen, verlassen, flüchtete Werth, in Begleitung seines Generalwachtmeisters Johann von Sporck, nach Böhmen. Der Kaiser nahm den berühmten Kriegsmann, der statt an der Spitze eines Heeres einsam, beschimpft und niedergeschlagen bei ihm eintraf, gnädig auf, ernannte ihn zum General der Cavallerie und vertheidigte seine beleidigte Ehre in einem Schreiben an den Kurfürsten Maximilian. Den Oberbefehl des bayerischen Heeres übernahm nach diesen Vorgängen der Feldmarschall Graf Gronsfeld, aus niederländischer Familie, ein wackerer Kriegsmann, der sich schon unter Dampierre und Tilly hervorgethan, dabei von gelehrten Kenntnissen und diplomatischen Fähigkeiten.

Aussöhnung des Kurfürsten von Bayern mit dem Kaiser.

An der Spitze des kaiserlichen Heeres stand damals, nach des alten Gallas Tode († 25. April 1647), Melander von Holzapfel, den wir früher als landgräflich hessischen General kennen gelernt haben (S. 986), ein tapferer und fähiger Feldherr, dessen Verdienste und Talente am Wiener Hof auch seinen reformirten Glauben vergessen ließen. Nachdem er das Heer verstärkt und Zucht
Juli 1647 und Ordnung hergestellt, brach er, in Begleitung Kaiser Ferdinands selbst, gegen die Schweden auf, welche im nördlichen Böhmen standen, die Festung
17. Juli. Eger mit harter Belagerung bedrängten und zur Uebergabe zwangen. Wenn die Erfolge der Kaiserlichen in diesem böhmischen Feldzug nicht von großem Belang waren, so trugen sie doch um dieselbe Zeit einen politischen Sieg von hoher

Bedeutung davon. Der Kurfürst Maximilian kam bald zur Erkenntniß, daß ihm aus dem Waffenstillstand nicht die Vortheile erwuchsen, die er erwartet hatte, daß die fremden Kronen dadurch nur anspruchsvoller und habgieriger geworden und das Friedenswerk erschwerten und verzögerten. Zudem schien das Kriegsglück der Franzosen eine Wandlung erfahren zu sollen. Die militärische Lage in den spanischen Niederlanden bewog die französische Regierung, den Marschall Turenne vom deutschen Kriegsschauplatz abzurufen. In dem alten weimarschen Heere erwachte bei der Kunde, daß man auf ferne Schlachtfelder geschleppt werden sollte, wiederum der trotzige Soldatengeist. Eine gefährliche Meuterei unter der Führung des tapfern Reinhold von Rosen brach aus, die Juli 1647. damit endete, daß der größte Theil des Heeres sich zu dem Grafen Königsmarck in schwedische Dienste begab, ein schwerer Schlag für Frankreich, das mit diesen alten Truppen seine besten Kriegsthaten vollbracht hatte. Der Abzug der Franzosen, die Fortschritte der kaiserlichen Truppen in Oberschwaben und die Besorgniß, von den ausländischen Kronen endlich doch übervortheilt zu werden, dazu religiöse Bedenken und die alte Anhänglichkeit an das Kaiserhaus ließen in Maximilian den Entschluß reifen, sich von den Fremden loszusagen. Er kündigte, gleichzeitig mit dem Kurfürsten von Köln, den faulen Waffenstillstand auf und schloß ein neues Bündniß mit Ferdinand. Johann von Werth wurde als Sept. Opfer dieser Versöhnung einige Zeit vom kaiserlichen Heere entfernt. Allein der Kurfürst, dem die frühere Festigkeit und Sicherheit abhanden gekommen war, nahm auch jetzt eine halbe, unentschiedene Haltung an, die ihm zum Verderben gereichte. In der Meinung, mit Frankreich den Waffenstillstand aufrecht erhalten, mit Schweden den Krieg fortsetzen und so die Kronen trennen zu können, sah er sich bitter getäuscht und zog aufs Neue die furchtbarsten Kriegsleiden über sein unglückliches Land. Denn auch Frankreich kündigte dem Bayern den Frieden auf und die beiden fremden Mächte waren nun um so erbitterter über den Abfall des Kurfürsten.

Als die Bayern unter Gronsfeld und die Kaiserlichen unter Holzapfel sich wiederum vereinigt hatten, sah sich Wrangel genöthigt, seine Pläne auf die kaiserlichen Erblande aufzugeben und mit Zurücklassung einiger Besatzungen in den eroberten Städten aus Böhmen nach Niedersachsen und Westfalen abzuziehen, auf dem Fuße ihm nach die Feinde. Um die gefährlichste Widersacherin der kaiserlichen Macht, die Landgräfin Amalia Elisabeth, zu züchtigen und zum Frieden zu zwingen und zugleich dem hartbedrängten Landgrafen Georg Erleichterung zu verschaffen, überschwemmte Holzapfel das Land seiner früheren Gebieterin mit seinen Truppen. Allein Zerwürfnisse mit dem bayerischen General hinderten entscheidende Erfolge, und der Mangel in dem verwüsteten Lande nöthigte zum Abzug. Inzwischen hatte Wrangel sein Heer in Niedersachsen verstärkt und neu ausgerüstet, vereinigte sich mit Turenne, der bei Oppenheim den Rhein wieder überschritten, und schickte sich an, den Krieg aufs Neue in die Do- März 1648.

Wrangel u. Turenne aufs Neue in Bayern. Bedrängniß des Kaisers. Oct. 1647.

naugegenden zu tragen. Angstvoll sah der Kurfürst Maximilian seine Lande der furchtbarsten Gefahr preisgegeben, als sich das französisch-schwedische Heer verwüstend durch Franken und Würtemberg gen Bayern heranwälzte. Die Kaiserlichen und Bayern, welche aus Hessen zum Schutze der Donauländer herangeeilt waren, wagten vor der Uebermacht nicht Stand zu halten und wichen bis an den Lech zurück. Beim Marktflecken Zusmarshausen unweit Augsburg er-
17. Mai 1648. eilte sie die schwedische Reiterei Königsmarcks; ein hitziges Treffen entspann sich, das mit der Niederlage der Kaiserlichen und dem Tode des Grafen Holzapfel endete. Auch am Lech wagte das kaiserlich-bayerische Heer eine Entscheidungsschlacht, von der Bayerns und Oesterreichs Schicksal abhing, nicht zu liefern. Ueber die Isar, dann den Inn zurückziehend, überließen sie das offene Land der schonungslosesten Verwüstung und Plünderung; angstvoll flüchtete sich das Landvolk mit seiner letzten Habe in die Berge; Maximilian selbst suchte in Salzburg Zuflucht; das Heer gerieth in volle Auflösung und Zerrüttung, zumal als der Kurfürst seinen obersten Feldherrn Gronsfeld wegen des Abzugs vom Lech verhaften ließ. Aber auch der Nachfolger, Graf Hunolstein, wußte keine Rettung aus der furchtbaren Noth. Erst der hochgeschwollene Inn hielt den Siegeszug der Feinde auf, die sich vermessen hatten, die Donau abwärts bis vor Wien zu rücken, und verschaffte dem geängstigten Kaiser Zeit, zum Schutze seiner Erblande frische Streitkräfte zu sammeln. Bayern aber mußte die schwankende und feige Politik seines Fürsten mit entsetzlichen Verheerungen büßen. „Denn das war nun das Geschick von Deutschland, daß das culturzerstörende Verderben keine Provinz verschonen sollte"; jeder Theil suchte den Boden, den er verließ, für den Gegner, der nach ihm kam, unwirthlich zu machen. — Gleichzeitig waren auch im Norden die kaiserlichen Staaten bedroht. Königsmarck, der Mann der kühnen Handstreiche und Abenteurerzüge, hatte sich von dem Hauptheere getrennt, war nach Böhmen geritten und bemächtigte sich durch kecken Ueberfall, geführt von einem ehemaligen durch Zurücksetzung beleidigten
5. Aug. kaiserlichen Oberst, Ernst Odowalski, der Kleinseite von Prag, wobei eine überreiche Beute in die Hände der Schweden fiel; den Sturm auf die Alt- und Neustadt schlugen jedoch die Bürger, die Studenten und die Besatzung muthig ab. Auch aus den spanischen Niederlanden kam damals böse Zeitung. Bei
20. Aug. Lens erlag in jenen Tagen der Erzherzog Leopold Wilhelm den Waffen Condé's. So war, als sich in den westfälischen Friedensstädten die Verhandlungen zum Ende neigten, die kaiserliche Macht allenthalben in argem Gedränge.

Die Feinde aus Bayern getrieben. Nach Holzapfels Tod trat der alte Ottavio Piccolomini, Herzog von Amalfi, aus den spanischen Niederlanden herbeigerufen, an die Spitze des letzten kaiserlichen Heeres, das mit Aufbietung der erschöpften Kräfte Oesterreichs zusammengebracht worden; neben ihm befehligte Johann von Werth, mit dem Kurfürsten einigermaßen ausgesöhnt, wiederum die Reiterei. Als bayerischer Feldmarschall war Adrian von Enkevort an Gronsfelds und Hunolsteins Stelle

getreten. Vor dieser neuen kaiserlich-bayerischen Heeresmacht unter den berühmtesten Feldherrn der Zeit, wichen die Schweden und Franzosen aus ihrer vorgeschobenen Stellung am Inn zurück, zumal auch der Hunger in dem furchtbar verwüsteten Lande sich fühlbar machte. An der Isar standen sich die Heere mehrere Wochen unter kleinen Gefechten und Streifzügen gegenüber. Bei Dachau, unweit München, ereignete sich noch einmal ein bedeutenderes Treffen. 6. Oct. 1648. Aus einem Ueberfall, den Johann von Werth und Enkevort auf die der Jagdlust fröhnenden Feldherrn und hohen Offiziere des feindlichen Heeres machten, entspann sich ein blutiges Gefecht, worin die Schweden empfindliche Verluste erlitten, und die Führer nur mit Mühe, den Spuren eines flüchtigen Hirsches durch einen tiefen Morast folgend, der Gefangenschaft entgingen. Auch in dem grauenvoll verödeten Lande zwischen Isar und Lech vermochten sich Wrangel und Turenne auf die Dauer nicht zu halten; sie räumten Bayern, das noch Jahrzehnte lang dieses Besuches mit Schrecken gedachte, und zogen nach Schwaben zurück, verfolgt von dem rastlosen Johann von Werth, der zuletzt in diesem Kriege das Schwert einsteckte. Der tapfere Reitergeneral überlebte den Friedensschluß nicht lange; auf seiner böhmischen Herrschaft Benatek verbrachte er noch vier Jahre in stiller Zurückgezogenheit und im Genusse großer Reichthümer, die ihm das Waffenhandwerk eingebracht († 16. Sept. 1652).

Ende des Kriegs in Böhmen. Wrangel hatte den Plan, den Angriff auf die österreichischen Erbstaaten, der von Bayern aus mißlungen war, nunmehr von Böhmen her zu versuchen, wo Königsmarck bereits so erfolgreich vorgearbeitet hatte. Doch war es trotz der heftigsten Anstrengungen und auch als der Pfalzgraf Karl Gustav, der Schwestersohn Gustav Adolfs, der neue schwedische Generalissimus, mit frischem Kriegsvolk vor Prag erschien, den Schweden nicht gelungen, der tapfer vertheidigten Hauptstadt Meister zu werden. Als sich nun auch das Reichsheer gen Böhmen in Bewegung setzte, stand das Land, wo der Krieg begonnen, wiederum in Gefahr, der Schauplatz eines gewaltigen Kampfes zu werden: da erscholl die frohe Kunde, daß der Frieden abgeschlossen worden. Beim Klang der Friedensglocken erwachte in dem verzweifelnden deutschen Volke der fast erstorbene Lebensmuth; nur die verwilderte Soldatesca vernahm mit Ingrimm die Botschaft, daß ihr Treiben auf deutschem Boden jetzt zu Ende sei; zornig soll selbst Wrangel seinen Generalshut zu Boden geworfen und mit Füßen getreten haben. Daß der Friede, den die meisten der Lebenden nur von Hörensagen kannten, im Ernste wiederkehren könne, war ja Allen nachgerade als ein hoffnungsloser Traum erschienen! Das Gefühl, das in Tausenden von gedrückten Gemüthern auflebte, kleidete der fromme Paul Gerhard in die nachfolgenden tiefempfundenen Verse:

Gottlob nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord!

Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor!
O Deutschland, singe Lieder
Im hohen vollen Chor!

Erhebe dein Gemüthe
Zu deinem Gott und sprich:
Herr deine Gnad und Güte
Bleibt dennoch sicherlich.

Das drückt uns Niemand besser
In unsre Seel' und Herz hinein,
Als ihr zerstörten Schlösser
Und Städte voller Schutt und Stein;

Ihr vormals schönen Felder,
Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder
Und dürre wüste Haid';

Ihr Gräber voller Leichen
Und blut'gem Heldenschweiß —
Der Helden, deren Gleichen
Auf Erden man nicht weiß.

X. Der westfälische Friede und Deutschlands innere Zustände.

1. Der Abschluß des Friedens. Territoriale Veränderungen und Religionsverhältnisse.

Zusammentritt der Friedenscongresse. 25. Dez. 1641. Wir haben erwähnt (S. 999), daß eine in Hamburg tagende Versammlung von Gesandten der kriegführenden Mächte nach jahrelangen Verhandlungen über Friedenspräliminarien übereingekommen war, worin die Zulassung sämmtlicher deutschen Reichsstände ausgesprochen und die Orte des definitiven Friedensschlusses sowie die Art und Weise der Vollmachten und Sicherheitsbriefe bestimmt waren. In Folge dessen wurden, fortwährend unter den blutigen Wechselfällen des Kriegs, im April des Jahres 1645 zu Münster und Osnabrück die Congresse eröffnet, die nach vierthalbjähriger Thätigkeit das Friedenswerk zu 24. Oct. 1648. Stande brachten. Welche Fülle hochwichtiger Aufgaben war dieser Versammlung gestellt! Die zahlreichen Mißhelligkeiten politischer und religiöser Natur in dem zerrütteten zerwühlten Reiche, zwischen Kaiser und Reichsständen, zwischen diesen unter sich, zwischen Evangelischen und Katholischen, Fragen von entscheidender und prinzipieller Bedeutung so gut wie territoriale Händel und locale Zwistigkeiten harrten der Heilung und Beilegung; dazu kamen die Forderungen der fremden Kronen für ihre Opfer und Kriegsmühen, und überdies erwartete halb Europa von dem großen Völkercongresse die Schlichtung oft jahrhundertealter Streitfragen. Der Hader zwischen Spanien und den Niederlanden, zwischen Frankreich und Spanien, zwischen Frankreich und Lothringen, zwischen Spanien und Portugal, das unsichere Verhältniß der Schweizer Eidgenossenschaft zum deutschen Reich, das Alles sollte auf dem Friedenscongreß geordnet und geschlichtet werden; kein Wunder, daß Jahre über unfruchtbarem Hin- und Widerreden vergingen, zumal das wechselnde Kriegsglück stets neue Ansprüche erzeugte und die schwerfällige und peinliche Etikette der Zeit alle Verhandlungen ins Unabsehbare verlängerte. Stritt man doch, während die Völker verbluteten, über die nichtigsten Ceremonien, über Vortritt, Rang und Titel, mit einem Ernst, als ob davon das Heil der Welt abhänge. Schon die Scheidung des Friedensgeschäfts, also daß zu Münster mit Frankreich unter päpstlicher und venetianischer Vermittelung, zu Osnabrück mit Schweden unmittelbar unterhandelt wurde,

eine Maßregel, die man wegen der Collisionen zwischen päpstlichen und evangelischen Gesandten und anderer Fragen des Ceremoniells, wie wegen des zwischen Schweden und Frankreich herrschenden Mißtrauens für nöthig hielt, erschwerte den Fortgang der Vereinbarung.

Die Gesandten.

Der großen Zahl und Bedeutung der Aufgaben entsprach auch der Glanz der Versammlung, das Ansehen der abgeordneten Staatsmänner und Rechtsgelehrten. In der stattlichen Zahl von Diplomaten, politischen Geschäftsträgern und Agenten waren die hervorragendsten: Fabio Chigi (nachmals Papst Alexander VII.), der päpstliche Botschafter, der mit dem venetianischen Gesandten Contareno die Vermittelung zwischen Frankreich und dem Kaiser führte; die kaiserlichen Gesandten Graf Johann Ludwig von Nassau und Isaak Volmar zu Münster, zu Osnabrück der Graf Max von Trautmannsdorff, Ferdinands erster Minister und gleich den beiden andern Convertit, dessen maßvolle und verständige Rathschläge den Frieden wesentlich beförderten, aber auch seine baldige Abberufung auf Betreiben der mit seiner Nachgiebigkeit unzufriedenen Jesuiten bewirkten; für Frankreich der Graf d'Avaux, der unermüdliche, gewandte und feingebildete Unterhändler, der seit mehr als zwei Jahrzehnten an allen europäischen Höfen in diplomatischen Geschäften verkehrte, und der geistreiche aber anmaßende Abel Servien, Graf de la Roche des Aubiers. Um die häufig gestörte Eintracht zwischen beiden herzustellen und durch den Glanz seines Namens und Auftretens die französische Krone würdig zu vertreten, wurde den berufsmäßigen Staatsmännern ein Prinz von Geblüt in der Person des Herzogs von Longueville hinzugefügt. Schwedens Sache vertraten Johann Oxenstierna, seinem Vater, dem Reichskanzler, an Energie und Großartigkeit der politischen Entwürfe nicht gewachsen, aber von verständigem Sinn, und Adler Salvius, eine schleichende ränkevolle Natur. Neben diesen Botschaftern ersten Ranges, die den von den andern vielbeneideten Titel „Excellenz" führten, bewegte sich eine bunte Schaar kleinerer reichsständischer Gesandten und Agenten, die katholischen meist zu Münster, die evangelischen zu Osnabrück, durchgängig kenntnißfeste Doctoren der Rechte, die aber vergeblich mit dem Gewicht ihrer Gelehrsamkeit gegen den erdrückenden Einfluß der stolzen Herren vom hohen Adel, der prunkenden Vertreter mächtiger Höfe ankämpften. Unter den reichsständischen Gesandten ragten hervor: Adam Adami, der gemeinsame Vertreter der Reichsprälaten, der Verfasser werthvoller Aufzeichnungen über den Frieden, der braunschweig-lüneburgische Gesandte Jacob Lampadius, ein namhafter Staatsrechtslehrer („De republica Romano-germanica") u. A. Schon überwog auch im diplomatischen Verkehr die leichte und gewandte französische Art, wie sie das Zeitalter Ludwigs XIV. kennzeichnet, vor der schwerfälligen deutschen Wissenschaft, und die französische Sprache begann damals den Anspruch zu erheben, das Organ der internationalen Verhandlungen zu werden, wenn gleich das offizielle Mittel der Verständigung noch immer die

lateinische Sprache war und die amtlichen Aktenstücke in die ungelenken Formen der von classischem Wohllaut weit zurückgekommenen Rede Cicero's gegossen wurden.

Ausführung des Friedens. Auch nachdem endlich die Unterschriften unter die Friedensinstrumente gesetzt waren (24. Oct. 1648), verging noch geraume Zeit, ehe alle Schwierigkeiten und Bedenken gehoben waren, welche sich über die Friedensexecution, die Abdankung des Kriegsvolkes, die Auswechselung der Gefangenen, die Räumung der Festungen, die Restitution der Eroberungen, die Zahlung der Kriegsentschädigungen u. A. ergaben. Erst drei Monate später (8. Febr. 1649) erfolgte die Auswechselung der Ratificationen, und bis ins Jahr 1650 wurden über die Ausführung der Bestimmungen des Friedens Edicte erlassen und Recesse geschlossen (Nürnberger Friedensexecutionsrecesse vom 23. September 1649 und 16. Juni 1650). Um schließlich für die Aufrechterhaltung und Sicherheit des Friedens feste Schutzwehren zu errichten, wurde verordnet, daß derselbe als Reichsgrundgesetz in den nächsten Reichsabschied und die kaiserliche Wahlcapitulation eingerückt, jede Zuwiderhandlung mit der Strafe des Landfriedenbruchs belegt werden, und alle Theilnehmer verbunden sein sollten, den ganzen Inhalt gegen einen Jeden zu schützen und zu vertheidigen; ein bedenklicher Satz, denn er sprach den fremden Mächten die Garantie fast der gesammten Reichsverfassung und damit das Recht steter Einmischung in die deutschen Dinge zu. Papst Innocenz X. protestirte gleich Anfangs gegen einen Frieden, der ohne sein Zuthun über geistliche Sachen verfügt habe und den Evangelischen Sicherheit für ihre ketzerische Religion gewähre. Die Bulle „Zelo Domus Dei" (publicirt am 3. Jan. 1651), welche das Friedenswerk verdammte, durfte freilich in Deutschland niemals bekannt gemacht werden. Allein die Jesuiten waren während der Verhandlungen und nach dem Abschluß unablässig bemüht, den Frieden zu verhindern oder zu untergraben und zur Erneuerung des gottseligen Unternehmens zu hetzen, welches über Blut, Leichen und Trümmern die Einheit der Kirche zurückführen wollte. Schon damals sprachen verschiedene evangelische Reichsstände das Verlangen aus, der verderbliche Orden möge aufgehoben oder aus Deutschland verbannt werden.

Territoriale Veränderungen. 1) Schweden. Der westfälische Friede enthielt zunächst sehr bedeutende Territorialveränderungen, wobei zur Befriedigung der verschiedenen Ansprüche in erster Linie die säcularisirten Stifter herhalten mußten. Die Krone Schweden, deren Forderungen sich Anfangs auf ganz Pommern und Schlesien erstreckten, erhielt, außer einer Kriegskostenentschädigung von 5 Millionen Thaler zur Befriedigung der Miliz, Vorpommern mit Rügen und einige Stücke von Hinterpommern mit Stettin, Garz u. a. St., der Insel Wollin und dem frischen Haff, dazu die Stadt Wismar von Mecklenburg und die Bisthümer Bremen und Verden, in weltliche Herzogthümer verwandelt, sowie für den Fall des Aussterbens des brandenburgischen Mannsstammes das Anrecht auf das gesammte pommersche Herzogthum; der Stadt Bremen wurde ihre bisherige Reichsfreiheit zugesichert. Die schwedischen Besitzungen in Deutschland sollten jedoch nicht

vom Reichsverband losgerissen werden, sondern Schweden sollte für diese Gebiete ein deutscher Reichsstand mit Sitz und Stimme auf Reichs- und Kreistagen werden. Um vor nachtheiligen und ungerechten Erkenntnissen der Reichsgerichte geschützt zu sein, erhielt Schweden das sonst nur dem Kläger zustehende Recht der Wahl zwischen Reichshofrath und Kammergericht, falls diese Krone wegen ihrer deutschen Besitzungen an einem Reichsgericht verklagt würde; auch sollte aus den schwedisch-deutschen Landen keine Appellation mehr an Reichsgerichte zulässig sein. Gustav Adolf hatte einst gesagt: Pommern und die Seeküste seien „gleich einer Bastion für die Krone Schweden". Jetzt war der leitende Gedanke seiner Politik, Erwerbung der Herrschaft über die Ostsee in Erfüllung gegangen. — Den Rest von Hinterpommern erhielt **Brandenburg**, 2) Brandenburg. welches auf das Herzogthum kraft alter Erbverträge gegründete Ansprüche hatte, und als Compensation für die abgetretenen pommerschen Gebietstheile wurden dem Kurfürstenthum die Bisthümer Magdeburg, Halberstadt, Minden und Camin als weltliche Fürstenthümer zuerkannt. Magdeburg blieb jedoch noch bis zu dem Tode des damaligen Administrators, des sächsischen Prinzen August († 1680) in dessen Besitz, und die Stadt selbst wurde bei ihrer alten Freiheit belassen. — Als Entschädigung für Wismar erhielt Herzog Adolf Friedrich I. von **Mecklenburg-Schwerin** die säcularisirten Bisthümer Schwerin und Ratzeburg; die Seitenlinie Güstrow wurde mit einigen Dompfründen in verschiedenen Stiftern abgefunden. Das Haus **Braunschweig**-Lüneburg bekam als Vergütung für die Coadjutorstellen und die daraus entspringende Anwartschaft auf die Nachfolge, welche mehrere Glieder dieses Geschlechtes bereits in verschiedenen jener abgetretenen norddeutschen Bisthümer besaßen, die Klöster Walkenried und Gröningen, sowie das Recht, abwechselnd mit einem katholischen Bischof im Bisthum Osnabrück zu succediren. Der natürliche Sohn Gustav Adolfs, Gustav von Wasaburg, den der Schwedenkönig hier zum Bischof eingesetzt, wurde mit einer Geldsumme abgefunden. **Hessen-Kassel** erhielt für die standhafte Anhänglichkeit des Landgrafen Wilhelm V. und seiner Wittwe Amalie Elisabeth an Schweden auf Betreiben dieser und der französischen Krone neben einer Geldentschädigung die gefürstete Abtei Hersfeld und die Grafschaft Schaumburg, die seit dem Tode des letzten Grafen (1640) zwischen Hessen und dem Bisthum Minden streitig gewesen. — **Bayern** blieb im Besitze der Oberpfalz und der Kurwürde; die **Unterpfalz** mit der neugeschaffenen achten Kurwürde und dem Erzschatzmeisteramte, nebst der Zusicherung völliger Restitution im Falle des Erlöschens des bayerischen Hauses, wurde dem Sohne des geächteten Pfalzgrafen Friedrich, Karl Ludwig, zurückgegeben. Die völlige Amnestie nach Maßgabe des Jahres 1618 konnte gegen den entschiedenen Widerspruch des Kaisers und der katholischen Reichsstände nicht durchgesetzt werden; wäre doch in diesem Falle das katholische Uebergewicht im Kurcollegium wieder aufgehoben worden und überdies das bayerische Pfandrecht auf Oberösterreich aufs Neue in Kraft getreten. Markgraf Friedrich V. von **Baden-Durlach** († 1659), der Sohn des bei Wimpfen geschlagenen Georg Friedrich, blieb im Besitze der Durlach'schen und Hochberg'schen Gebiete; aber auch der Baden-baden'sche Landestheil, der einst von der Durlacher Linie in Besitz genommen (1595), und trotz mehrfacher reichsgerichtlicher Erkenntnisse festgehalten worden, wurde den rechtmäßigen Erben restituirt und erhielt sich bis zum J. 1771 als getrenntes Gebiet. Auch das Haus **Würtemberg**, das einst vom Prager Frieden ausgeschlossen worden, wurde jetzt in allen seinen Besitzungen sammt den eingezogenen Stiftern hergestellt. Während Herzog Eberhard III. seit der Nördlinger Schlacht in Straßburg ziemlich sorglos dahinlebte, hatte der tapfere Befehlshaber Konrad **Wiederhold**, aus Hessen gebürtig, die würtembergische Veste Hohentwiel standhaft und erfolgreich bis zum Ende des Kriegs gegen die Kaiserlichen vertheidigt. — Die Krone

3) Mecklenburg, Braunschweig, Hessen.

4) Bayern, Pfalz, Baden, Würtemberg.

5) Frankreich. **Frankreich** endlich erhielt im Frieden von Münster die volle Hoheit über die Städte und Bisthümer Metz, Toul und Verdun, die sie thatsächlich bereits seit dem Jahre 1552 besaß, ferner die österreichische Landgrafschaft im obern und untern **Elsaß** nebst dem Sundgau, der Stadt Breisach, dem Besatzungsrecht von Philippsburg, die Früchte der Eroberungen Bernhards von Weimar, sowie die Landvogtei über die elsässischen Reichsstädte (Straßburg, Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaisersberg, Oberehenheim, Roßheim, Münster im Gregorienthal und Türckheim); diesen Reichsstädten selbst sowie den Bischöfen von Straßburg und Basel, den unmittelbaren Abteien, Grafen, Herren und Rittern im Elsaß wurde ihre Verbindung mit dem Reich und ihre reichsfreie Stellung vorbehalten. Nicht eine Abtretung des ganzen Elsaß, sondern nur der mannichfachen österreichischen Besitzungen und Rechte in jenem Lande wurde zugestanden, dies jedoch in voller Unabhängigkeit vom Reich; allein die Folgezeit lehrte, daß auch das Uebrige dem mächtigen Nachbar vorzuenthalten das morsche Reich nicht mehr fähig war. Eine Geldentschädigung von drei Millionen Livres für die Söhne des Erzherzogs Leopold war der dürftige Ersatz, den Oesterreich für die Abtretung der althabsburgischen Besitzungen und Rechte erlangte. —
6) Niederlande. 30. Jan. 1648. Zwischen Spanien und den **Niederlanden** kam es zu Münster ebenfalls zum Frieden, worin die Unabhängigkeit der letzteren und der damalige Besitzstand in und außer Europa anerkannt wurde, ein Vertrag, der in der Folge auch vom Kaiser und vom Reiche bestätigt wurde (Reichsschluß vom 22. März 1654). — 7) Schweiz. Auch die **Schweiz** erlangte die Anerkennung ihrer völligen Unabhängigkeit vom Reich, wie sie dieselbe thatsächlich schon seit Kaiser Maximilian I. besaß. Wenn seitdem noch bisweilen der Versuch gemacht worden war, die Competenz der Reichsgerichte über die Eidgenossenschaft auszudehnen, so wurde jetzt in beiden Friedensschlüssen die völlige Befreiung der Schweiz vom Reich und den Reichsgerichten anerkannt. Nur der Bischof von Basel blieb noch ein deutscher Reichsstand. — Die Streitigkeiten **Spaniens** mit Frankreich und Portugal, sowie die zwischen **Frankreich** und **Lothringen**, deren Lösung ebenfalls zu den Aufgaben des Congresses gerechnet worden, blieben unerledigt.

Jülich und Donauwörth. Zwei Angelegenheiten, die zur Entstehung des Krieges wesentlich beigetragen, die **Jülichsche Erbfolge** und die **Donauwörthische Achtserklärung**, wurden auch im westfälischen Frieden nicht geordnet. Der Jülichsche Handel führte wenige Jahre nach dem Frieden zu neuen Thätlichkeiten und erst am 9. Septbr. 1666 zu dem Erbvergleich von Cleve, welcher Cleve, Mark und Ravensberg bei Brandenburg, Jülich und Berg bei Pfalz-Neuburg beließ. Die Reichsstadt Donauwörth blieb trotz aller Bemühungen des schwäbischen Kreises und der evangelischen Stände bei Bayern. Eine andere Angelegenheit, die seit nahezu einem halben Jahrhundert spielte, war der Hessischer Hausstreit. **Hessische Hausstreit** über die Marburgsche Erbschaft. Seit dem Tode des kinderlosen Landgrafen Ludwig IV. von Marburg, des Sohnes von Philipp dem Großmüthigen († 1604), haderten die beiden hessischen Linien über die Vertheilung der Erbschaft; Kassel suchte seine Ansprüche mit Hülfe der Union und dann der fremden Kronen, Darmstadt durch Anschluß an den Kaiser durchzusetzen. Der im J. 1627 zu Darmstadt geschlossene „Hauptaccord" wurde von der Landgräfin Amalie wieder 24. April 1648. umgestoßen. Während der westfälischen Friedensverhandlungen kam endlich zu Kassel ein Vergleich zwischen den feindlichen Stammesvettern zu Stande, der in das Friedensinstrument mit aufgenommen wurde. Die Stadt Marburg, Katzenellnbogen, Schmalkalden kam danach an Kassel, der Rest der streitigen Lande an Darmstadt.

Amnestie und Restitution. Abgesehen von den obigen territorialen Veränderungen setzte der Friede eine unbeschränkte **Amnestie und Restitution** nach dem Besitzstand des Jahres 1618 fest. Alle Feindseligkeiten, in Worten oder Thaten, sollten vergessen sein und wegen der

Schäden und Kosten, die durch den Krieg entstanden, keine Ansprüche erhoben werden. Nicht nur alle Reichsstände, sondern auch ihre Vasallen und Unterthanen sollten in Allem hergestellt werden, wie es vor den böhmischen Unruhen gewesen, sowohl in geistlichen als weltlichen Dingen, es betreffe Länder, Gebiete, Güter, Lehen oder Eigen, oder auch Gerechtsame, Würden, Freiheiten und Privilegien. Erzwungene Schuldverschreibungen oder Contrakte sollten null und nichtig sein und Niemand, in Anbetracht der Kriegsdrangsale und Vermögenseinbußen, weder bei Reichs- noch Territorialgerichten mit unmäßigen Executionen beschwert werden. Von der Restitution sollte nur ausgenommen sein, was sich nicht mehr herstellen ließ, was vernichtet, niedergerissen, verschleudert worden, und unsäglich viel war es, was unwiderbringlich zu Grunde gegangen und verloren war. Auch hinsichtlich der Confiscationen in den österreichischen Erblanden weigerte sich der kaiserliche Hof hartnäckig, die unbeschränkte Restitution zuzulassen; man einigte sich schließlich dahin, daß diejenigen confiscirten Güter in den Erblanden zurückerstattet werden sollten, welche nach dem Eintritt ihrer Besitzer in feindliche Kriegsdienste, nicht aber diejenigen, welche vorher eingezogen worden.

Religionsverhältnisse.

Was die großen religiösen Fragen betrifft, so bestätigte der Osnabrücksche Friede, der diese Artikel allein enthielt, zunächst feierlich den Passauer Vertrag und den Augsburger Religionsfrieden, dessen Rechtsgültigkeit ohne päpstliche Zustimmung die Jesuiten mit immer steigender Heftigkeit bestritten, und schloß, die alte Streitfrage endlich lösend, ausdrücklich auch die Reformirten in die den „Augsburger Confessionsverwandten" gewährte Rechtsstellung mit ein. Hinsichtlich der Stellung der beiden Bekenntnisse zur Reichsverfassung wurde der Grundsatz der vollkommenen gegenseitigen Gleichheit anerkannt, so daß bei Reichsgerichten, Reichsdeputationen und andern Reichsinstitutionen Katholische und Evangelische in gleicher Anzahl vertreten sein sollten. Um auf den Reichstagen eine Schutzwehr für die evangelische Minorität aufzurichten, wurde, wie wir unten noch näher erfahren werden, die Stimmenmehrheit in Religionssachen und allen Angelegenheiten, wo die beiden Bekenntnisse sich in zwei Lager trennten, ausdrücklich ausgeschlossen und nur gütlicher Vergleich zugelassen. — Die Streitigkeiten zwischen Katholischen und Evangelischen über den Besitz der geistlichen Stifter und Güter wurden durch Aufstellung eines Normaljahrs ausgeglichen; man einigte sich nach langen Verhandlungen auf das Jahr 1624. Falls nicht im Frieden über ihre künftige Verwendung eine andere Bestimmung getroffen worden, sollten alle geistlichen Stifter in dem Religionsverhältnisse und Besitzstande bleiben oder restituirt werden, in welchem sie sich am 1. Januar 1624 befunden. Wer an jenem Tage im factischen Besitze einer geistlichen Stiftung, einer mittelbaren oder unmittelbaren, gewesen, der solle fürderhin darin verbleiben, Katholische sowohl als Evangelische. Damit war das Restitutionsedict vom Jahre 1629 aufgehoben und auch der alte Streit über den geistlichen Vorbehalt erledigt, indem nun selbstverständlich die künftige Religionsveränderung eines geistlichen Würdenträgers den Verzicht auf seine Stelle in sich schloß. Auf diese Weise beugten die Katholischen dem weiteren Abfalle geistlicher Fürsten zum protestantischen Glauben vor und ließen die Ansprüche auf Länder und

Gebiete fahren, in denen doch selbst das Restitutionsedict nicht mehr vermocht hatte, das festgewurzelte Evangelium zu unterdrücken. So blieben Lübeck, Magdeburg, Bremen, Verden, Halberstadt, Meißen, Naumburg, Merseburg, die brandenburgischen Bisthümer, Minden, Schwerin, Ratzeburg, die Abteien Hersfeld, Quedlinburg, Herford, Gandersheim u. a. dauernd in protestantischen Händen. Aber freilich waren diese Stifter fast sämmtlich säcularisirt oder landsässige Prälaturen geworden. Der weitaus größte und bedeutendste Theil der geistlichen Territorien und deren mächtige Stellung in der Reichsverfassung blieb den Katholiken erhalten. — Die geistliche Gerichtsbarkeit, namentlich in Ehesachen, und die bischöflichen Diöcesanrechte über evangelische Reichsstände und ihre Unterthanen wurden aufgehoben.

Landesherrliche Gewalt u. freie Religionsübung.

Auch in den einzelnen Territorien gewährte der Friede den Evangelischen den ruhigen Besitz aller bis zum 1. Januar 1624 eingezogenen oder reformirten geistlichen Güter und Institute, entzog aber auch diejenigen, welche zu dieser Zeit noch in den Händen der Katholischen gewesen, für die Zukunft jeder religiösen Vergewaltigung. Denn auch das Verhältniß des landesherrlichen Reformationsrechts zu der freien Religionsübung der Unterthanen regelte der Frieden. Hierfür wurde ebenfalls das Jahr 1624 als entscheidender Termin angenommen, also daß andersgläubige Unterthanen, welche in jenem Jahre ihren Gottesdienst gehabt, denselben ferner behalten sollten. Gegen den Besitzstand des Jahres 1624 sollte kein Landesherr die Religionsübung seiner Unterthanen beschränken; nur auf die unterdrückten österreichischen Protestanten wurde diese Regel nicht angewendet. Unterthanen, welchen das Normaljahr keine Religionsübung sicherte, zur Auswanderung zu zwingen, blieb ein Recht der Landeshoheit; doch sollten sie, wenn sie geduldet wurden, in ihren bürgerlichen Rechten und Ehren keinen Nachtheil leiden, und ihnen Hausandacht und der Besuch des Gottesdienstes an benachbarten Orten gestattet sein. Der Reichsritterschaft wurde in religiösen Dingen dieselbe Rechtsstellung gegen ihre Unterthanen eingeräumt wie den Reichsständen. Auch für die Reichsstädte sollte das Normaljahr 1624 gelten und für solche von gemischtem Bekenntniß wurde Religionsgleichheit in Besetzung der obrigkeitlichen Stellen vorgeschrieben. Hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Reformirten und Lutheranern wurde noch ausdrücklich festgesetzt, daß ein reformirter Landesherr in einem lutherischen Lande oder umgekehrt zwar seinen Glaubensgenossen freie Religionsübung zu gestatten berechtigt sei, den Unterthanen anderer Confession aber weder ihre öffentliche Religionsübung benehmen, noch in ihren bisherigen Kirchenordnungen etwas ändern, noch ihre Kirchen, Schulen und deren Einkünfte seinen Glaubensgenossen zuwenden oder jenen Prediger anderer Confession aufdrängen solle. Doch wurden keineswegs alle Zweifel und Unsicherheiten über das Verhältniß der landesherrlichen Gewalt zum religiösen Bekenntniß durch den westfälischen Frieden vollständig beseitigt. So erhob sich gleich auf dem nächsten Reichstage, im Jahr 1654, der Streit über das sogenannte „Simultaneum“, d. h. die Frage, ob an einem Orte, wo in dem Entscheidungsjahr 1624 nur die evangelische Religion in Uebung gewesen, ein katholischer Landesherr daneben die Uebung seiner Religion einführen könne. Der Friede hatte in dem Verhältniß der Reformirten und Lutherischen eine solche Bestimmung ausdrücklich festgesetzt. Dagegen ordnete er nur als Ausnahme an, daß ein katholischer Landesherr, der ein ehedem verpfändetes Land, worin während der Pfandschaft die evangelische Religion Eingang gefunden, wieder einlöse, in diesem Lande seinen Gottesdienst aufs Neue ein-

zuführen berechtigt sei. Der westfälische Friede stellte es, in dem Fall daß Herr und Land einerlei Religion waren, in die Befugniß der landesherrlichen Gewalt, auch eine andere Religionsübung zuzulassen; wenn aber Landesherr und Unterthanen verschiedenen Bekenntnisses waren, setzte er das Normaljahr 1624 fest, nach dem sich der Stand der Religionsübung zu richten habe. Wenn also an einem Orte im Jahr 1624 nur einerlei Gottesdienst gewesen und nunmehr zweierlei zugelassen wurde, so lief diese Einführung des „Simultaneums" unstreitig dem Geiste des Friedens zuwider, allein die katholische Reaction bediente sich in der Folge dieses Mittels zu sehr erfolgreicher Propaganda und Beeinträchtigung des evangelischen Glaubens in protestantischen Ländern, die unter einen katholischen Landesherrn kamen, ohne daß eine authentische und bindende Erklärung über den Sinn des Friedens in dieser Hinsicht erfolgt wäre.

2. Die deutsche Reichsverfassung.

Die conföderative Natur des Reichs.

Fünf Jahrhunderte vor der Zeit, von der wir sprechen, lief ein Prophetenwort einer niedersächsischen Nonne um: „Es werden die Kaiser von ihrer alten Hoheit herabsteigen, ihr Scepter wird zerbrechen und niemals wieder hergestellt werden. Der Verfall des Reiches wird kommen und jedes Volk und jedes Land wird sich einen König setzen und sagen, das heilige Reich brachte uns mehr Last als Ehre". Wenn je in der deutschen Geschichte, so war dies Seherwort erfüllt in der Periode nach dem dreißigjährigen Kriege, in den staatsrechtlichen Zuständen Deutschlands, wie sie der westfälische Friede geschaffen. Die Anstrengungen, welche noch einmal das Haus Habsburg gemacht, die monarchischen Bestandtheile der Reichsverfassung zu beleben und zusammenzufassen, waren für immer gescheitert; als Herrscher des weiten österreichischen Ländergebiets, nicht als Träger der heiligen Krone des Reichs, sprachen fortan die Kaiser ein gebietendes Wort auf der Weltbühne. Die Centralgewalt war vernichtet, der deutsche Reichsstaat aufgelöst. Von nun an wandelte jedes deutsche Territorium seine eigenen Wege, die Reichsstandschaft schloß sich nach Innen und Außen zur vollen Landeshoheit ab, und je weniger alle diese unzähligen fürstlichen, geistlichen, städtischen, ritterschaftlichen Gebiete die innere Fähigkeit der Staatsbildung besaßen, um so traurigeren und unwürdigeren Zuständen ging das zerbröckelte deutsche Gemeinwesen entgegen, zumal in einer Zeit, wo sich allenthalben der moderne, straffcentralisirte nationale Staat über die ungebundenen politischen Bildungen des Mittelalters erhob. Die staatsrechtliche Form, wie sie der westfälische Friede für Deutschland schuf, entsprach ganz dem Zustande, wie ihn die Politik der fremden Kronen, insbesondere der französischen, erstrebte; ein zur ernsten Gegenwehr, zu gemeinsamen Unternehmungen so unfähiger Nachbar war ja ein überaus günstiges Ziel für die Eroberungssucht, die aggressiven Gelüste, denen die französische Politik seit den Tagen Franz' I. huldigte. Bald fehlte es nicht an Gelehrten, wie Cassan und Aubery, welche das Recht der französischen Krone auf den größten Theil Deutschlands geschichtlich und wissen-

schaftlich zu begründen sich erdreisteten. Wir werden im Verlaufe der folgenden Darstellung sehen, wie das Deutschland des westfälischen Friedens unter dem schrankenlosen Uebermuth dieser mächtigen und gewaltthätigen Monarchie zu leiden hatte. Die Hand der Fremden ist denn auch auf jeder Seite des Friedensvertrags zu erkennen. Freilich wurde in den westfälischen Städten nichts durchaus Neues geschaffen; es war eine jahrhundertelange Entwicklung, die hier reichsgesetzliche und völkerrechtliche Anerkennung und Besiegelung fand. Die conföderative Natur des Reichs war auch schon vorher eine praktisch und wissenschaftlich festgestellte Thatsache, und die Versuche Karls V. und Ferdinands II., das monarchische Prinzip wieder zur Geltung zu bringen, zeigten nur, wie fest der deutsche Staatenbund bereits gewurzelt war. Wo das Reich fortan noch als politische Einheit auftrat, war es nur in der Form einer Association der einzelnen Landesherren. Das höchste Reichsgericht beruhte auf ständischer Grundlage, das Reichsheer bestand aus einer Vereinigung landesherrlicher Contingente, das Reichsfinanzwesen war auf die Beiträge und den guten Willen der Reichsstände gegründet. Das Reich als solches besaß nicht einen einzigen Soldaten und nur wenige tausend Gulden jährlicher Einkünfte.

Stellung des Kaisers in der Reichsregierung.

Noch lief der deutsche Staatenbund der Form nach in eine monarchische Spitze aus; allein in allen wichtigen Regierungshandlungen war der Kaiser an die Zustimmung und Mitwirkung der Gesammtheit der Stände gebunden; bei Kaiser und Reich ruhte die höchste gemeinsame Staatsgewalt, das Imperium. Die Schranken, welche schon früher Gesetz und Herkommen aufgerichtet gegen die selbstherrliche Ausübung der Hoheitsrechte des Reichs von Seiten des Kaisers, wurden im westfälischen Frieden in klarer und bestimmter Fassung als Reichsgrundgesetz erneuert: „Die Reichsstände sollen ohne Widerspruch in allen Berathschlagungen über Reichstagsgeschäfte eines freien Stimmrechts sich zu erfreuen haben, besonders wenn es darauf ankommt, Gesetze zu machen oder zu erklären, Krieg zu führen, Steuern aufzulegen, Werbungen oder Einquartierungen von Soldaten zu veranstalten, neue Festungen in der Stände Gebieten anzulegen, Frieden oder Bündnisse zu schließen oder anderes dergleichen vorzunehmen". So beruhte die gesammte Reichsverfassung auf dem Einverständniß des Kaisers und des Reichstags; keiner von beiden konnte die Hoheitsrechte, welche die Gesammtheit noch besaß, allein ausüben. Die „Comitialrechte" des Kaisers, d. h. solche, die er in Gemeinschaft mit den Ständen ausübte, waren an sich bedeutend genug. Noch konnte ohne ihn kein Reichsgesetz sanctionirt und publicirt werden, kein Reichstagsbeschluß Gesetzeskraft erlangen; noch immer galt er als Haupt und Beschützer der Reichsgerichte, noch immer hatte er die Vertretung in Krieg und Frieden nach Außen, noch immer übte er die lehnsherrlichen Rechte des Reiches aus. Allein wenn einerseits die Ausübung aller dieser Machtbefugnisse an die Mitwirkung der Reichsstände gebunden und dem souveränen Willen des Kaisers entrückt war, so schwanden in Wirklichkeit diese Hoheitsrechte der

Kaiserkrone noch weit mehr durch die Thatsache, daß überhaupt das politische Leben in Deutschland längst nicht mehr von den abgestorbenen Organen der Centralgewalt geleitet und beeinflußt wurde, sondern daß gegenüber der selbstherrlichen und trotzig abgeschlossenen Landeshoheit die Machtvollkommenheit des Einheitsstaates selbst, mochte sich nun der Kaiser oder der Reichstag als deren vorzüglichsten Träger betrachten, zu einem wesenlosen Schatten herabgesunken war. In Wahrheit äußerte sich in den letzten Jahrhunderten des Reichs die einstige souveräne Machtfülle des Kaisers in rein formalen Dingen und in einer Reihe wenig bedeutender Befugnisse, nichtiger „Reservatrechte", aus denen die Reichspublicisten mit geringem Erfolg sich bemühten, die monarchische Natur des deutschen Staatswesens herzuleiten, in der Besetzung einiger Stellen bei den Reichsgerichten, in der Verleihung von Privilegien, wie des Zoll-, Stapel- und Münzrechts, in Standeserhöhungen und Adelstiteln, in der Bestätigung landesherrlicher Hausgesetze, in der Präsentation bei gewissen geistlichen Pfründen, wo eine solche Herkommens war u. dergl. Zudem gehörte auch zur Ausübung mancher dieser Rechte die kurfürstliche Einwilligung; das Recht, uneheliche Kinder zu legitimiren und Verbrecher zu begnadigen, nahmen die Landesherren so gut wie der Kaiser in Anspruch; auf Schritt und Tritt standen ferner das Herkommen und wohlerworbene Rechte einer freien Machtäußerung hemmend im Wege. Die Einnahmen, die das Reich seinem Oberhaupte gewährte, waren äußerst gering, nachdem die Reichsdomänen längst sämmtlich abhanden gekommen waren; man berechnete sie in den letzten Zeiten auf noch nicht 14,000 Gulden, Beiträge der Juden und einzelner Reichsstädte.

Der Reichstag.

Mit dem Verfall des Kaiserthums hielt der des andern Trägers der Centralgewalt, des Reichstags, gleichen Schritt. Aus den starren Formen dieser Versammlungen, wie sie Gesetz und Herkommen aufgerichtet, verschwand in den Zeiten nach dem Kriege mehr und mehr jeder frische Lebenshauch. Für die früher schwankende Berechtigung zu Sitz und Stimme wurde jetzt observanzmäßig eine feste Norm aufgestellt. Haftete vorher die Stimme an der Person des Fürsten, so daß bei Ländertheilungen jeder regierende Herr ein Votum führte, bei Vereinigungen mehrerer Fürstenthümer in Einer Hand doch nur Eine Stimme zugelassen wurde, so wurde jetzt der Grundsatz geltend, daß Sitz und Stimme auf dem Lande hafte und somit bei Theilungen und Vereinigungen die Stimmenzahl sich nicht verändere. Der Reichstag vom Jahr 1582, einer der letzten zahlreich besuchten (S. 783), wurde als Normaljahr für die Stimmenführung angesehen; die Pfalzgrafen bei Rhein, die Herzöge von Sachsen führten seitdem je fünf Stimmen, weil in jenem Jahre so viele regierende Herren vorhanden waren, während z. B. Anhalt trotz nachheriger Theilungen nur ein Votum besaß. Stimmen, die vor 1582 erloschen waren, wie die der Herzöge von Zähringen, Meran, Steiermark, Kärnthen, wurden nicht fortgeführt, wohl aber die der später eingegangenen Fürstenhäuser, wie Henneberg (1583),

Pommern (1637), Leuchtenberg (1646), Lauenburg (1689). Auch das Recht des Kaisers, Reichsstände zu ernennen, wurde jetzt sehr beschränkt. Als Ferdinand III. auf seinem ersten Reichstage (1641) die neuen Fürsten Hohenzollern, Eggeberg und Lobkowitz in den Fürstenrath einführen wollte, weigerten sich die Stände, die beiden letztern aufzunehmen, welche als bloße österreichische Landsassen keine unmittelbaren Güter im Reiche besäßen. Erst 1654 wurde der Nachweis von der Erfüllung dieser Bedingung geliefert und zugleich eine Anzahl anderer neuer Fürsten, Salm, Dietrichstein, Piccolomini, Auersperg, Nassau-Hadamar und -Dillenburg eingeführt. Seit der Wahlkapitulation Ferdinands IV. (1653) wurde gegen die fernere Zulassung von „Personalisten“ und österreichischen Landsassen die Bestimmung getroffen, daß der wirkliche Besitz einer für die dingliche Grundlage der Reichsstandschaft genügenden Immediatherrschaft und die Zustimmung der Reichscollegien der Introduction neuer Stände vorangehen müsse.

Die Reichscollegien. Kurfürsten. So war der Bestand der drei Reichscollegien nach dem Frieden ein ziemlich constanter: 1) Das kurfürstliche Collegium zählte seit der Wiederherstellung der Pfalz acht Mitglieder, unter welchen der Kurfürst von Mainz das Directorium führte. Doch wurde Böhmen, dessen Stimme Jahrhunderte lang factisch geruht, erst im J. 1708 feierlich „readmittirt“ und zugleich die (1692) geschaffene neunte Kur des Hauses Braunschweig-Lüneburg anerkannt. Fürsten. 2) Der Reichsfürstenrath zerfiel in die geistliche und die weltliche Bank, unter welchen die Abstimmung von einer Stimme zur andern wechselte. Auf der geistlichen Bank saßen (eine der vielen Sonderbarkeiten des Reichsstaatsrechts!) Oesterreich und Burgund; jenes alternirte mit dem Erzbischof von Salzburg im Vorsitz; darauf folgte, wenigstens dem Namen nach, der Erzbischof von Bisanz (Besançon), dann der Hoch- und Deutschmeister, einundzwanzig gefürstete Bischöfe, neun gefürstete Prälaten mit Virilstimme, und endlich die beiden Curiatstimmen der schwäbischen und rheinischen Prälaten. Auf der weltlichen Bank saßen die Nebenlinien der kurfürstlichen und die alten und neuen fürstlichen Häuser; dazu kamen dann die Stimmen der im westfälischen Frieden säcularisirten Erz- und Hochstifter, endlich die vier Grafenbänke, die wetterauische, schwäbische, fränkische, westfälische, mit ihren Curiatstimmen. Der Fürstenrath zählte, mit mannichfachen Abänderungen, etwa hundert Stimmen, von denen fünfundfünfzig entschieden katholisch waren. 3) Das Collegium Reichsstädte. der Reichsstädte, einundfünfzig an Zahl, zerfiel in die rheinische und die schwäbische Bank, und jede Stadt hatte eine Virilstimme. Das Directorium führte diejenige Stadt, wo der Reichstag gehalten wurde, in der Folge immer Regensburg. Während die höheren Collegien den Städten früher nur eine berathende Stimme hatten einräumen wollen, setzte der westfälische Frieden fest, daß den Reichsstädten gleich den andern Ständen ein entscheidendes Stimmrecht zukomme.

Geschäftsordnung. Die Einberufung des Reichstags und die Aufstellung der „Propositionen“, d. h. der Berathungsgegenstände, war Sache des Kaisers. Doch waren die Reichsstände weder an die Ordnung der kaiserlichen Vorlagen gebunden, noch hatten sie der selbständigen Initiative entsagt. Die Berathung und Abstimmung der Collegien war gesondert. Erst suchten sich die beiden höheren, das kurfürstliche und das fürstliche, durch Re- und Correlation über einen gemeinsamen Schluß zu einigen; war dies gelungen, so wurden die Reichsstädte zugezogen, und durch Uebereinstimmung der drei Collegien kam ein Reichsgutachten zu Stande, welches durch die kaiserliche Ratification

zu einem Reichsschluß wurde. Das also Vereinbarte wurde dann als Reichsabschied publicirt. Unter den Collegien selbst galt keine Stimmenmehrheit; war eines von diesen dreien mit den beiden andern zwiespältiger Meinung, so kam ein Reichsschluß überhaupt nicht zu Stande. In den einzelnen Collegien galt zwar Stimmenmehrheit; ausgenommen waren jedoch: 1) Religionssachen; 2) alle Fälle, wo die Stände nicht als ein Corpus betrachtet werden konnten, d. h. wenn von den Rechten der Einzelnen die Rede war; 3) wenn die Reichsstände sich der Religion nach trennten und zwei Parteien bildeten, die Frage mochte auch mit der Religion an und für sich nichts zu thun haben (Itio in partes). In allen diesen Fällen sollte nach der Bestimmung des westfälischen Friedens allein gütliche Vergleichung den Streit entscheiden, ohne die Mehrheit der Stimmen zu achten. Nicht nur in Religionssachen war damit die Ueberstimmung der evangelischen Minorität auf dem Reichstage ausgeschlossen, sondern auch in politischen Fragen, welche durch die Trennung der beiden Religionen sich als im ausschließlichen Interesse des einen Bekenntnisses liegend kundgaben.

Reichsdeputationen.

War ein rascheres Handeln erforderlich, so waren schon früher vom Reichstage Deputationen gebildet worden, welche regelmäßig aus sämmtlichen Kurfürsten und einer Anzahl von andern Reichsständen zusammengesetzt waren. An die Stelle dieser „ordentlichen Reichsdeputation" traten seit 1662 die außerordentlichen, welche nach freiem Ermessen von den Ständen gewählt wurden und hinsichtlich der Zahl und Befugnisse jedesmal sich nach einem besondern Reichsschluß richteten; doch mußte auch hier nach Anordnung des westfälischen Friedens die Religionsgleichheit beobachtet werden.

Der permanente Reichstag in Regensburg.

Eine entscheidende Wendung trat für den Reichstag ein, als er im Jahr 1663 permanent in Regensburg beisammen blieb und nun nicht mehr von den Fürsten persönlich, sondern von ständigen Gesandten besucht wurde. Die Weitläufigkeiten und Förmlichkeiten, die von der Instruction und Vollmacht bis zur Vollendung eines Reichsschlusses bei etwa dreihundert schlaffen, gleichgültigen oder widerwilligen Reichsständen sich ergaben, machten die Verhandlungen dieser Versammlung, welcher vor dem Kriege noch ein großes politisches Gewicht beiwohnte, in dem Jahrhundert nach dem Frieden zum Zerrbild einer gesetzgebenden und regierenden Macht. „Da Hunderte von politisch todten und daher eifersüchtigen und mißtrauischen Reichsständen zu stimmen hatten, sagt Perthes, da für jede neue Anordnung in jedem Reichscollegium, um dessen Ja zu erhalten, sich eine Majorität gebildet haben mußte, da ferner alle drei Reichscollegien, das der Kurfürsten, der Fürsten und der Städte, übereinstimmen und endlich auch der Kaiser einwilligen mußte, um einen sogenannten Reichsschluß hervorzurufen, so war es fast eine Unmöglichkeit, daß für die gemeinsam deutschen Angelegenheiten jemals eine kräftige und belebende Anordnung getroffen ward. Die kaiserlichen Wahlcapitulationen und der westfälische Frieden, sowie die politischen Bedürfnisse Deutschlands, hatten dem Gesandtencongreß zu Regensburg Angelegenheiten von höchster Wichtigkeit für die Reichsconföderation zur Berathung und Erledigung vorgelegt; aber nur selten wurden sie in anderer Weise als auf dem Ansagezettel zur Sprache gebracht und dann durch den Beschluß beseitigt: Stände wollten sich baldigst mit Wegräumung der betreffenden Uebelstände beschäftigen. Kam wirklich einmal ein Reichsschluß von einiger Bedeutung zu Stande, so war es längst Reichsherkommen geworden, die Reichsgesetze entweder gar nicht zu befolgen oder ihre Befolgung doch nur als einen Act der Gnade zu betrachten." Statt ernster Arbeiten behandelte dann der Reichstag die erbärmlichsten Dinge, Etikette- und Ceremoniellfragen, Rang- und Titelangelegenheiten mit einer geradezu lächerlichen Gründlichkeit. Ein berühmter Streit, der die Regensburger Gesandten mehr als die wichtigsten Fragen der Politik beschäftigte und aufregte, entspann sich z. B. darüber, welcherlei Vertreter auf grünen oder auf rothen

Sammetstühlen zu sitzen das Recht hätten. Es kam schließlich dahin, daß der Reichstag selbst von den deutschen Reichsständen kaum mehr beschickt, von den Fremden aber mit offenem Hohn behandelt wurde.

Reichsjustizwesen. Wie die Organe der Reichsgewalt nach dem westfälischen Frieden das Bild des Verfalls und der Ohnmacht darboten, so auch ihre Aeußerungen auf denjenigen Gebieten des öffentlichen Lebens, wo überhaupt von einer gemeinsamen staatlichen Thätigkeit noch die Rede sein konnte, zunächst im Justizwesen. Die alte Rechtsanschauung, daß der König der höchste Richter im Reich, die Quelle aller Jurisdiction sei, war längst in der Praxis dahin umgewandelt worden, daß die Gerichtsbarkeit innerhalb der einzelnen Territorien ein landesherrliches Recht, ein Bestandtheil der Landeshoheit wurde und höchstens noch einer obersten Aufsicht der Reichsgewalt unterworfen war. Als wichtigster Inhalt der kaiserlichen Justizhoheit blieb nur die Gerichtsbarkeit über Reichsunmittelbare, doch auch diese nur in höherer Instanz, wenn den Verklagten das Recht der „Austräge" zustand. Hinsichtlich der Mittelbaren war jede Appellation an die Reichsgerichte in Kriminalsachen ausgeschlossen, und in Civilsachen nur in höherer Instanz gestattet.

Doch waren auch in dieser Beziehung fast alle größeren Territorien durch besondere privilegia de non appellando eximirt; nur Beschwerden wegen verweigerter oder verzögerter Justiz und Klagen wegen unheilbarer Nichtigkeit konnten auch aus solchen privilegirten Ländern vor den Reichsgerichten angenommen werden. Nur in Ausnahmsfällen, wie Landfriedensbruch- und Fiscalsachen, konnten gegen Mittel- und Unmittelbare die Austräge und die untern Instanzen zu Gunsten der Reichsgerichtsbarkeit umgangen werden. Im Uebrigen traf der Frieden ausdrückliche Vorsorge, daß die beiden Reichsgerichte nicht ihre Competenz durch Eingriffe in das Recht der Austräge oder die erste Instanz der Territorialgerichte überschritten. Nur geringe Ueberreste der mit der ordentlichen Gerichtsbarkeit der Landesherren concurrirenden Jurisdiction des Kaisers über Landesunterthanen in erster Instanz erhielten sich als „kaiserliche Landgerichte" an einzelnen Orten, wie das Hofgericht zu Rothweil, das kaiserliche Landgericht in Schwaben, das Landgericht des Burggrafenthums Nürnberg zu Anspach, des Herzogthums Franken zu Würzburg und Bamberg, eine seltsame Justizanomalie, die zu vielen Klagen Anlaß gab. Immerhin hätte die Justizhoheit des Reichs damit noch einen umfassenden Wirkungskreis gehabt, wenn nicht ihre Organe, die beiden Reichsgerichte, einem immer unheilbareren Verfall entgegengegangen wären. Wir haben mehrfach von der Gründung, Zusammensetzung und Wirksamkeit der beiden höchsten Justizhöfe, des Reichskammergerichts und des Reichshofraths, gehandelt, sowie von den vielfachen Uebelständen, die sich bei denselben zeigten und zu unaufhörlichen Klagen und Besserungsversuchen führten. Der westfälische Frieden ordnete zwar das Reichsjustizwesen in mehreren Punkten, die völlige Reform aber wurde dem nächsten Reichstag überlassen, ohne daß die tiefliegenden Schäden jemals gründlich geheilt worden wären. Das Reichskammergericht sollte nach den Stipulationen des Friedens fortan zu gleichen Theilen aus Beisitzern beider Religionen bestehen und durch Präsentation der Stände gebildet werden, so daß dem Kaiser nur die Besetzung der Präsidenten- und zweier Assessorstellen überlassen wurde. Das Kammergericht erhielt in der Folge bis zum Ende des Reichs (1689—1806) seinen Sitz in Wetzlar, allein ein

Tribunal, dessen Jurisdiction die größeren Territorien sich allmählich zu entziehen wußten, das niemals vollzählig und regelmäßig besoldet war, das der Bestechung und Parteilichkeit Thür und Thor öffnete, bei dem im Laufe der Jahre viele tausende von unerledigten Prozessen aufliefen, bei dem die Visitationen eine bodenlose Corruption zu Tage brachten, bis diese selbst einschliefen und unterblieben, ein solches Tribunal artete allmählich zu einem wahren Zerrbild aller Rechtspflege aus. Auch hinsichtlich des Reichshofraths, dessen mit dem Kammergericht concurrirende Gerichtsbarkeit der Kaiser als das Palladium seiner Justizhoheit betrachtete, wurden im Frieden einige Reformen angeordnet, und endlich die vielbestrittene Gerichtsbarkeit dieses Collegiums reichsgrundgesetzlich anerkannt. Die Prozeßordnung des Kammergerichts wurde auch auf ihn übertragen und dann mit einigen Abänderungen als „Reichshofrathsordnung" publicirt; auch in diesem ausschließlich vom Kaiser ernannten Gerichte wurden einige evangelische Beisitzer angestellt, freilich nicht genug, um, wie das Friedensinstrument wollte die Parität zu wahren. Dem Kurfürsten von Mainz wurde das Recht der Visitation zugesprochen und als Rechtsmittel für Parteien, die sich widerrechtlich benachtheiligt glaubten, anstatt der beim Kammergericht üblichen Revision die Appellation an kaiserliche Majestät und die nochmalige Prüfung ihrer Sache durch andere Räthe eingeräumt, Reformen, die allerdings zum großen Theile auf dem Papier blieben oder in verkümmerter Gestalt ins Leben traten. Mit der reichsgrundgesetzlichen Anerkennung des Reichshofraths wurde auch dessen mit dem Kammergericht völlig concurrirende Gerichtsbarkeit nicht mehr bestritten, so daß die Wahl unter beiden dem Kläger oder Appellanten freistand. Eine ausschließliche Jurisdiction übte der Reichshofrath nur in allen italienischen Sachen, in Prozessen, wo es sich um Absprechung ganzer Reichslehen handelte, und in allen Criminalsachen der Reichsunmittelbaren. In einzelnen Fällen sollten ferner die Parteien von den Reichsgerichten an den Reichstag verwiesen werden, so wenn über den Sinn der Reichsgesetze ein Zweifel entstand oder wenn unter den Richtern beider Confessionen eine Meinungsverschiedenheit eintrat, so daß sämmtliche katholische Stimmen sämmtlichen evangelischen gegenüberstanden. Ueber die Achtserklärung von Reichsständen und die Entsetzung von der Landeshoheit, die während des Kriegs anstatt des früher üblichen „Fürstenrechts" lediglich aus kaiserlicher Willkür oder höchstens durch einen Spruch des Reichshofraths erfolgt war, sollte nach der Bestimmung des Friedens der nächste Reichstag eine Entscheidung treffen. Erst im Jahr 1711 kam jedoch hierüber ein Reichsschluß zu Stande, wonach die Reichsgerichte zwar den Prozeß führen, das Urtheil aber vom gesammten Reichstag gefällt und im Namen des Kaisers verkündet werden sollte.

Die traurigste Seite der gesammten Reichsverfassung war unstreitig das Kriegswesen. Nur im Falle eines Reichskriegs aus den unzusammenhängenden und ungleichmäßigen Contingenten der einzelnen Stände gebildet, ohne übereinstimmende Bewaffnung, Disciplin und Uebung, von gegenseitiger Mißachtung und Eifersucht erfüllt, im Augenblicke der Noth erst bunt zusammengewürfelt und der einheitlichen Führung entbehrend, diente die Reichsarmee nur zum Gespött und Aergerniß, wo sie im Felde erschien; die gemeinsame Wehrkraft der großen streitbaren und kriegstüchtigen deutschen Nation stellte sich dar als ein kläglicher Haufen zusammengelaufenen, zuchtlosen, feigen Gesindels. Durch einen Reichsschluß des Jahres 1681 wurde die Reichsarmee im „Simplum" auf 40,000 Mann, 12,000 zu Pferd und 28,000 zu Fuß, festgesetzt, Reichskriegswesen.

diese Mannschaft auf die zehn Kreise vertheilt und jedem der letzteren die weitere Vertheilung auf die kreisangehörigen Stände überlassen. Bei Ausbruch eines Reichskriegs wurde dann beschlossen, ob das Doppelte, Dreifache u. s. w. dieser Quote zu stellen sei. Der oberste Befehlshaber wurde von Kaiser und Reich auf dem Reichstage ernannt; die unteren Führer aber waren von den einzelnen Ständen eingesetzt, oft von verschiedenen in demselben Regiment. Für die innere Einrichtung und Disciplin des Heeres war die Reiter- und Fußknechtbestallung Maximilians II. aus dem Jahre 1570 maßgebend. Ueberdies sorgte der westfälische Friede noch ausdrücklich dafür, daß die ohnehin unbeholfene und unbrauchbare Militärmacht des Reichs der freien Verfügung des Reichsoberhauptes möglichst entzogen wurde, durch die Bestimmungen, daß der Kaiser in der Reichsstände Landen keine neuen Festungen errichten oder bereits vorhandene wiederherstellen oder mit Besatzung belegen dürfe (Kehl und Philippsburg waren in der Folge die einzigen Reichsfestungen, und diese im kläglichsten Verfall) und daß ein Reichskrieg, auch ein Executionskrieg gegen Reichsstände, nur unter Zustimmung des Reichstags beschlossen werden könne, ebenso wie ein Reichsfrieden. Es ist nicht zu verwundern, daß die Reichskriegsverfassung, die sich auf diesen Grundlagen erhob, in den folgenden Zeiten dem Inland und dem Ausland ein Spott und Aergerniß wurde.

Reichs-finanzwesen. In demselben Verfall wie das Kriegswesen befand sich auch das Finanzwesen. Eigene Einnahmen besaß das Reich so gut wie nicht, und auch dauernde und feste Steuern waren, mit Ausnahme der höchst unregelmäßig einlaufenden „Kammerzieler“ zur Unterhaltung des Reichskammergerichts, nicht vorhanden. Trat das Bedürfniß ein, so mußten außerordentliche Reichssteuern mit Bewilligung des Reichstags ausgeschrieben werden. Zu diesem Zwecke wurde bis zum Untergang des Reichs das seltsame und unbillige Steuersystem beibehalten, welches unter dem Namen der „Römermonate“ bekannt ist. Als Kaiser Karl V. im Jahr 1521 zur Krönung nach Rom ziehen wollte, wurde ein Verzeichniß der Reichsstände angefertigt und jedem derselben die Stellung einer bestimmten Anzahl Mannschaften und der dazu erforderliche monatliche Sold auferlegt. Auf Grund dieser Wormser Reichsmatrikel bestimmte man auch in der Folge die Geldbeiträge der Reichsstände zu außerordentlichen Reichsbedürfnissen. Gleich anfangs ungenau und ungerecht und keineswegs mit der Aussicht auf jahrhundertelange Dauer angefertigt, wurde diese Matrikel mit der Zeit, je nachdem einzelne Reichsstände in die Höhe kamen oder in Verfall geriethen, zu einem höchst unbilligen Steuerfuß, der zu den manichfachsten und gegründetsten Klagen Anlaß gab. Allein die Heilung so tiefliegender und eingewurzelter Schäden verschob man von einem Reichstag zum andern. Der Erfolg von Reichssteuern war denn auch danach. Ein Römermonat sollte 128,000 Gulden ertragen, wenn aber 50,000 wirklich eingingen, konnte man froh sein. Fiscalische Prozesse und Executionen waren

unendlich weitläufig und führten dennoch in den meisten Fällen nicht zum Ziele. Dazu kam, daß der alte Rechtsstreit, ob in Contributionssachen die Stimmenmehrheit gelte oder nur freie Einwilligung jeden einzelnen Stand verpflichte, niemals entschieden und somit die wichtigste Frage des Reichsfinanzrechts ungelöst gelassen wurde. In der That war es so ziemlich in das Belieben jedes einzelnen Reichsstandes gestellt, ob er zahlen wolle oder nicht, und die großen pflegten mit dem schlechten Beispiel voranzugehen.

Unerledigte Fragen des Reichsstaatsrechts.

Wie mehrfach aus obigen Andeutungen hervorgeht, waren die Bestimmungen und Reformen, welche der westfälische Frieden hinsichtlich der Reichsverfassung enthielt, durchaus ohne System, Plan und Vollständigkeit, zufällige Festsetzungen, nichts weniger als eine umfassende Codification des Reichsstaatsrechts, für welches nach wie vor zum großen Theil das Herkommen die einzige gesetzliche Norm war. Eine ganze Reihe der wichtigsten Fragen wurden nur angeregt und besprochen, auf künftige Reichsversammlungen vertagt und meistens gar nie erledigt. Außer andern bereits angeführten verschobenen und zweifelhaft gelassenen Punkten kam damals auch die Abfassung einer beständigen kaiserlichen Wahlcapitulation zur Sprache, die als Reichsgrundgesetz von sämmtlichen Reichsständen, nicht wie bisher allein von den Kurfürsten entworfen werden sollte, ein Vorschlag, der nach mehreren vergeblichen Versuchen endlich im J. 1711 zur Ausführung gebracht wurde. Ferner äußerten die Reichsstände Bedenken, ob eine römische Königswahl bei Lebzeiten des Kaisers, das Mittel, wodurch die Kaiserkrone seit zwei Jahrhunderten im Hause Oesterreich erblich geworden, der freien Entscheidung der Kurfürsten gleich den Kaiserwahlen überlassen bleiben solle, oder ob über die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer römischen Königswahl die gesammten Reichsstände zu beschließen hätten. Auch hierüber kam es erst im Jahr 1711 zu einem Vergleich, wonach den Kurfürsten vorgeschrieben ward, nur in dringenden Fällen eine solche Königswahl vorzunehmen. Noch eine Reihe anderer wichtigen Fragen der Reichsverfassung wurden damals vertagt, ohne freilich auch nachher ihre Erledigung zu finden, wie die Revision des Reichssteuerwesens, wie die Verbesserung der Reichspolizeiordnung, die Einrichtung der Reichsdeputationen, die Regelung des Directoriums in den Reichscollegien und Kreistagen, die Reform des Reichspostwesens, welches sich seit Kaiser Maximilians I. Zeit im Besitz des Hauses Taxis befand, aber durch Einrichtung landesherrlicher Posten in den größeren Territorien in seinem Wirkungskreis sehr beschränkt wurde. Fast alle diese Reformpläne schleppten sich als gute Vorsätze von einem Jahr zum andern hin, bis das Reich zusammenbrach und das Reichsstaatsrecht mit allen seinen erledigten und unerledigten Fragen als historische Ruine dastand.

Die deutsche Reichspublicistik.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie spät in Deutschland eine wissenschaftliche Erforschung und Darstellung des Staatsrechts erwachte, und als man sich endlich mit solchen Studien abgab, wie lange es dauerte, bis man aus dem Dunstkreis mystischer Phantasie und philosophischer Abstraction den Weg zu nüchterner Kritik und unbefangenem praktischen Urtheil fand. Wir kennen die mittelalterigen Ideen von einer christlichen Universalmonarchie, von einer Weltherrschaft, die sich von den Römern auf die Griechen und von da durch Karl d. Gr. auf die Deutschen fortgepflanzt habe, alle Könige und Völker der Christenheit umfasse und dauern werde bis an das Ende der Dinge. Diese phantastischen Ideen wurden fortgesponnen von Geschlecht zu Geschlecht, auch in Zeiten,

da die Träger der Krone des heiligen Reichs längst von der stolzen Höhe der großen Kaisergestalten des Mittelalters herabgestiegen waren. Der deutsche Reichsstaat, wie er sich seit dem Untergang der Hohenstaufen gestaltet, widersprach freilich in jedem Zuge dem kunstreichen Bilde, welches Philosophen, Dichter und Staatsgelehrte von dem allumfassenden und allmächtigen römischen Reich entwarfen; aber dennoch dauerte es unendlich lange, bis man das deutsche Staatsrecht auf treuem historischen Studium und unbefangener Würdigung der concreten Thatsachen aufzubauen lernte. Die alten Philosophen und Kirchenväter, Aristoteles und Cicero, Augustin und Thomas von Aquino, das kanonische und das langobardische Lehnrecht, und insbesondere das Corpus juris und die Glossatoren galten als Quellen für das deutsche Staatsrecht, nicht aber Reichsgesetze und geschichtliche Thatsachen. Unbedenklich wurden nicht nur die privat-, sondern auch die staatsrechtlichen Grundsätze der späteren römischen Kaiserzeit auf die gänzlich anders gearteten deutschen Verhältnisse unmittelbar übertragen, das absolute Cäsarenrecht den ohnmächtigen und auf Schritt und Tritt gebundenen deutschen Kaisern beigelegt, der Reichstag als Senat, die Fürsten als Präfecten oder Statthalter betrachtet. So entstand eine tiefe Kluft zwischen der Wissenschaft und dem realen Leben, und noch ein Jahrhundert nach dem westfälischen Frieden gab es Köpfe, die es nicht anerkennen wollten, daß die Summe und der Inbegriff des deutschen Staatsrechts nicht in dem Gesetzbuch Justinians enthalten sei, und daß man einen modernen Staat auch nach andern Gesichtspunkten betrachten könne als nach dem Schema des Aristoteles. Erst mit der Reformation zeigten sich die Anfänge einer kritischen und historischen publicistischen Betrachtungsweise.

Andlo c. 1460. Während **Peter von Andlo** (Andlau im Elsaß), den man an der Spitze der systematischen Darstellungen des deutschen Staatsrechts aufzuzählen pflegt, noch ganz in den alten Anschauungen lebt und die Theorie von den beiden Schwertern in einer Zeit ausspinnt, da die zwei Häupter der Christenheit ein klägliches Bild des Verfalls und der Ohnmacht darboten, gab die Kirchenerneuerung zuerst den Anlaß, den kaiserlichen Ansprüchen gegenüber Recht und Freiheit des deutschen Fürstenthums, auf welchem das Heil der evangelischen Lehre beruhte, zu verfechten. Um dieselbe Zeit ging auch von dem neugegründeten Reichskammergericht die Anregung aus, praktische Fragen des deutschen Staatsrechts nach juristischen und historischen Grundsätzen zu untersuchen. Zugleich wurde die Geschichtswissenschaft durch die Thätigkeit der Humanisten vertieft und erweitert. Seit dieser Zeit begann man nun an der unmittelbaren Gültigkeit des Corpus juris und der Autorität des Bartolus und Baldus zu zweifeln. Zu Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts erschienen eine Reihe systematischer Darstellungen des deutschen Staatsrechts, in denen sich durch den überkommenen Wust falscher Quellen, unpraktischer Methoden und unhaltbarer Theoreme eine richtige, nüchterne und gesunde Anschauung vom deutschen Staat Bahn zu brechen beginnt. Auf **Andreas Knichen** und **Regner Sixtinus**, welche die fürstliche Landeshoheit wissenschaftlich festzustellen unternahmen, Paurmeister 1553—1608. folgten **Tobias Paurmeister**, geboren zu Kochstädt bei Halberstadt, der eigentliche Begründer der deutschen Reichsstaatsrechtslehre in seinem Werk De Jurisdictione imperii Romani, welches bereits durchaus auf deutschen Rechts-

quellen beruht, und Dominicus Arumäus (aus dem friesischen Geschlechte von Arum), der Stifter einer eigenen staatsrechtlichen Disciplin und publicistischen Schule auf der Universität Jena. Arumäus 1579—1637.

Des letztern bedeutendster Schüler war Johann Limnäus aus Jena, das „Oraculum in jure publico" genannt, der Verfasser einer systematischen Darstellung des öffentlichen Rechts in Deutschland, welche mehr als ein Jahrhundert wissenschaftlich und praktisch die höchste Anerkennung genoß. Mit Entschiedenheit und Consequenz führt er den Grundsatz durch, daß das deutsche Staatsrecht lediglich auf deutschem Gesetz und Herkommen aufzubauen sei, nicht auf fremden Rechten, daß die kaiserliche Gewalt keine schrankenlose, sondern eine gesetzlich gebundene, daß die Form des Reichs keine rein monarchische, sondern mit überwiegenden aristokratischen Bestandtheilen vermischte sei. Der Streit, in welche der drei aristotelischen Kategorien, Monarchie, Aristokratie, Demokratie, das deutsche Reich zu rechnen sei, erhitzte um jene Zeit und noch tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein höchlich den Geist der Schulgelehrten, seitdem der französische Publicist Jean Bodin im Reformationszeitalter den ketzerischen Satz von der aristokratischen Natur dieses Staatskörpers in die wissenschaftliche Welt geschleudert. Um die Untersuchung dieser Frage drehte sich seitdem recht eigentlich die ganze publicistische Forschung und Darstellung der deutschen Staatsrechtslehrer, die sich erfolglos zermarterten, die modernen Staatenbildungen in dem klassischen Schematismus des griechischen Alterthums unterzubringen. Man half sich meist damit, daß man in Deutschland einen „gemischten Staat" erkannte, bis unbefangene Kritiker zu der Ueberzeugung kamen, daß man überhaupt mit den veralteten Begriffen klassischer Staatsweisheit in den modernen Zuständen nicht mehr operiren könne. Allein auch noch nach dem westfälischen Frieden fand die monarchische Natur des Reichs eifrige und begeisterte Verfechter, so namentlich an dem Kurländer Theodor Reinkingk. Limnäus 1592—1663. Reinkingk 1590—1664.

Gegen diese kaiserliche Publicistik hat Keiner feuriger und fanatischer die fürstliche Landeshoheit und das Recht der Reichsstände vertheidigt, als ein Mann, welcher mitten in den Kriegswirren (im J. 1640) unter dem Namen Hippolithus a Lapide ein schneidendes Libell in die Welt sandte und darin die ganze Summe des seit Menschenaltern gegen das habsburgische Kaiserthum angehäuften Hasses in schwertscharfen Worten dem „Tyrannen" ins Gesicht schleuderte, die Sünden dieses Geschlechts an Deutschland seit zwei Jahrhunderten in unerbittlichster Weise vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung brachte und in flammenden Ergüssen die deutschen Fürsten und die fremden Kronen zur Rache, zur Abwehr der Knechtschaft, zur Rettung der deutschen Freiheit und Reichsverfassung aufrief. In der deutschen Fürstenaristokratie sei das Kaiserthum von Rechtswegen nur ein wesenloser Schatten, ein glänzender Zierrath ohne jede thatsächliche Macht, gleich der Würde des Dogen in Venedig oder des Königs der polnischen Adelsrepublik; aber von Anbeginn an habe das Haus Oesterreich die Schranken des Gesetzes und Herkommens zu durchbrechen und auf den Trümmern des Fürstenrechts ein absolutes Dominat zu gründen gesucht; nur durch die Vernichtung dieses Hauses oder seine Vertreibung aus Deutschland könne die gewaltige Gefahr von dem Reich abgewendet werden. Der große Krieg hatte auch die Leidenschaften der Gelehrten und Literaten mächtig aufgeregt; Legionen von Flugblättern, Streitschriften, Brandbriefen, Satyren und Pasquillen voll Hohnes und Zornes, waren von beiden Seiten ausgegangen; keines dieser flüchtigen Kinder der Tagesschriftstellerei aber hat einen so nachhaltigen und tiefen Eindruck hinterlassen, als das kleine Werk „De ratione status in imperio nostro Romano-Germanico", von einem Verfasser, der das gründliche Wissen des mit Beweisstellen und Argumenten wohlausgerüsteten Schulgelehrten mit dem glühenden Haß des Parteimannes verband. Je weniger gegen die Hippolithus a Lapide.

vielen treffenden Wahrheiten des Buchs einzuwenden war, um so mehr reizte die „lästerliche Scharteke" den ganzen Zorn der Reichspublicisten alten Schlags. Man meinte, eine verlorene Schlacht habe dem Kaiser nicht weher thun können, als dies Libell, welches auf den Triumph der antikaiserlichen Tendenzen im westfälischen Frieden von unverkennbarem Einfluß war. Noch in unserm Jahrhundert wurde der Name des Hippolithus a Lapide benutzt, um das Haus Oesterreich vor der Welt mit Anklagen und Schmähungen zu überhäufen. Als den Verfasser der pseudonymen Schrift hat man mit gutem Grund Philipp Bogislaus von Chemnitz vermuthet, der in Stettin geboren, in holländischen und schwedischen Kriegsdiensten emporgekommen und als schwedischer Rath und Historiograph gestorben ist; seine äußerst umfangreiche Geschichte der schwedischen Waffenthaten in Deutschland ist ein gründliches und verdienstliches, wenn gleich ebenfalls von Parteieifer nicht freies Werk.

Chemnitz 1605—1678.

Pufendorf 1632—1694.

Ein ähnliches, jedoch ruhiger gehaltenes Buch ist das im J. 1667 erschienene Schriftchen „über die Staatsform des deutschen Reichs" von Severinus de Monzambano, unter welchem Namen sich der berühmte Samuel Pufendorf verbirgt. Wir werden auf den gefeierten Begründer des Natur- und Völkerrechts, den gelehrten und gründlichen Historiographen der schwedischen und brandenburgischen Geschichte in der Folge, bei Darstellung der wissenschaftlichen Literatur dieses Zeitraums, zurückkommen. Der erwähnte Abriß des positiven deutschen Staatsrechts zeugt von dem außerordentlich scharfen und klaren Blick dieses Denkers, vor welchem die realen Verhältnisse sich darstellen, wie sie sind, frei von allen Phantasien und conventionellen Doctrinen. Das Reich ist ihm weder eine Monarchie, noch eine Aristokratie, es paßt überhaupt nicht in die engen Kategorien des Aristoteles, sondern nähert sich dem Bunde selbständiger Staaten, ein unregelmäßiges Gebilde, ein „Monstrum", das einzig in seiner Art dastehe. Gleich dem Hippolithus erregte diese staatsketzerische Behauptung den höchsten Abscheu der Reichspublicisten vom alten Schlag. Die geschichtliche Entstehung des deutschen Fürstenthums, das Verhältniß von Reichsgewalt und Landeshoheit, die Rechtsstellung des Kaisers und der Reichsstände wird in ungemein treffender und scharfer Weise skizzirt, und mit wahrhaft staatsmännischem Blick werden die Schäden dieser Staatsbildung aufgedeckt und die Heilmittel angedeutet.

Seckendorf 1626—1692.

Um dieselbe Zeit fand das deutsche Territorialstaatsrecht eine treffliche Bearbeitung in dem „Fürstenstaat" des Veit Ludwig von Seckendorf, geheimen Rathes unter Herzog Ernst dem Frommen von Gotha, einem Buch voll gesunder staatsrechtlicher Ansichten und verständiger wohlmeinender Regierungsgrundsätze, das in der Zeit des schrankenlosen fürstlichen Absolutismus dem Landesherrn einen weisen und maßvollen Gebrauch seiner Gewalt und Achtung vor den Rechten der Stände und Unterthanen zur Pflicht macht.

Leibnitz 1646—1716.

Die völkerrechtliche Stellung der deutschen Reichsfürsten, wie sie der westfälische Friede gesetzlich anerkannte, begründete der große Leibnitz unter dem Namen Cäsarinus Fürstenerius in einer im J. 1677 gelegentlich des Nimweger Friedenscongresses geschriebenen Abhandlung (De jure suprematus etc.) nach einer neuen, freilich mehr auf geistreichen Hypothesen als historischen Wahrheiten beruhenden Theorie. Er unterschied von der gewöhnlichen, allen Reichsständen gemeinsamen Landeshoheit die Souveränetät oder den Supremat, welcher solchen größeren, kurfürstlichen und altfürstlichen Ständen zukomme, die ein Heer aufzustellen und an den europäischen Staatshändeln theilzunehmen die Fähigkeit und das Recht hätten. Solche Reichsstände seien andern unabhängigen europäischen Mächten gleichzuachten und bei internationalen Congressen durch Gesandte ersten Ranges zu vertreten; die kaiserliche Oberhoheit

und der Reichsverband, welcher nur eine Union sei, thue dieser souveränen Machtstellung der großen Landesfürsten keinen Eintrag.

Während in den zuletzt besprochenen Werken die politische Tendenz in den Vordergrund trat, hatte der Ostfriese Hermann Konring, Professor zu Helmstädt, eine streng wissenschaftlich-kritische Behandlungsweise des deutschen Rechts angebahnt. In seinem berühmten Werke „De origine juris germanici" erkannte er die Geschichte des römischen Rechts mit genialem Blick, wie dasselbe in Deutschland niemals durch ein Gesetz eingeführt worden, sondern erst seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts als subsidiäres und Gewohnheitsrecht Eingang gefunden habe, daher auch nicht die bindende Kraft eines Gesetzbuchs beanspruchen könne, am allerwenigsten im Staatsrecht. An die Stelle der fremden Rechte und der privatrechtlich-civilistischen Behandlungsmethode des Staatsrechts setzt er in seinen zahlreichen Monographien („Ueber die Grenzen des deutschen Reichs" u. v. a.) durchweg praktische Erforschung der einheimischen Rechtsquellen und Staatszustände und kritische historische Untersuchung, wie er denn auch als Urheber einer wissenschaftlichen Statistik gilt. Gleichzeitig begründete der Niederländer Hugo Grotius (S. 682) das allgemeine philosophische Staatsrecht, eine wissenschaftliche That, die auch für die richtige Auffassung und methodische Durchforschung des positiven Staatsrechts in Deutschland von tiefgreifendem Einfluß war. Konring 1606—1681.

Die deutsch-historische Richtung, welche Konring der Behandlung des Staatsrechts gegeben, wurde in der Folge insofern übertrieben, als man auf die antiquarische Ergründung der früheren Rechts- und Staatszustände einen allzu großen Werth legte, das praktische Recht der Gegenwart, die historischen Thatsachen der jüngsten Vergangenheit darüber vernachlässigte und vielfach geistreiche Hypothesen und willkürliche Conjecturen an die Stelle nüchterner kritischer Forschung setzte. In diesen Fehler verfielen namentlich Heinrich Cocceji, der Vater des noch berühmteren preußischen Großkanzlers und Justiz- und Rechtsreformators Samuel v. Cocceji, und der Kanzler der Universität Halle, Joh. Pet. v. Ludewig, der im Verein mit seinem wahrheitsliebenderen und kritischeren Collegen und literarischen Gegner Gundling diese neugegründete Hochschule zum Mittelpunkt publicistischer Studien machte. Erst nachdem auch jene Gefahr überwunden war und die praktische Jurisprudenz, die zweckmäßige Verwerthung der neuern Rechtsgeschichte die antiquarisch-historische Forschung aus ihrem allzubreiten Platze gedrängt hatte, konnte die deutsche Staatsrechtswissenschaft mit ächtem Material und richtiger Methode aufgebaut werden. Das ist insonderheit das Verdienst der beiden Heroen der deutschen Publicistik Johann Jacob Moser und Johann Stephan Pütter, deren wissenschaftliche Bedeutung wir in der Folge werden kennen lernen. H. Cocceji 1644—1715. Ludewig 1668—1743.

3. Die deutschen Territorien. Brandenburg bis zur Thronbesteigung des großen Kurfürsten.

Während die Centralgewalt gelockert, der Reichsstaat zu einer gewaltigen Ruine geworden war, hatte sich schrankenlos und üppig die Landeshoheit entwickelt. Indem der westfälische Friede sämmtlichen Reichsständen die freie Ausübung der Territorial- und Hoheitsrechte verbürgte und die Landesherrschaft thatsächlich fast unabhängig von Kaiser und Reich stellte, schuf er zwar keine neuen staatsrechtlichen Formen, gab aber einer jahrhundertelangen Entwicklung die reichsgrundgesetzliche Sanction. Der Kaiser sträubte sich lange, auch Die deutsche Landeshoheit im westfälischen Frieden.

die Fragen, welche das Reich im Innern betrafen, zum Gegenstand der Verhandlungen mit fremden Kronen zu machen; allein diese wollten nicht davon abstehen, Schutzwehren für die ihnen so nützliche „Freiheit" der deutschen Reichsstände zu errichten. Wenn bisher die kaiserliche Publicistik den Inbegriff des Territorialrechts nur in einzelnen, besonders verliehenen Regalien und Privilegien erblickt hatte, so wurde jetzt im westfälischen Frieden die volle Landeshoheit sämmtlicher Reichsstände anerkannt. Ausdrücklich wurden auch die Reichsstädte hinsichtlich der territorialen Rechte den höheren Ständen gleichgestellt und durch die Erklärung der Uneinlösbarkeit von Reichspfandschaften in ihrer reichsfreien Stellung gesichert; und auch die unmittelbaren Glieder des Reichs, welche keine Reichsstandschaft und Vertretung auf dem Reichstage besaßen, die Reichsritterschaft und das wunderliche Gebilde der „Reichsdörfer", das sich in mehreren Exemplaren in Schwaben erhalten hatte, verschmähte der Frieden, in seinem Bestreben die Reichsgewalt zu zersetzen, nicht, in ihrer Selbständigkeit sicher zu stellen. Insbesondere wurde auf Betrieb der fremden Kronen ausdrücklich das Recht der Reichsstände anerkannt, sowohl unter sich als mit auswärtigen Mächten Bündnisse zu schließen, wofern dieselben nur nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet waren, eine Bestimmung, welche das Reich nach Außen jeden gesammtstaatlichen Charakters entkleidete und es als eine lockere Conföderation selbständiger Gewalten hinstellte. Und wie nach Außen die deutschen Territorien als souveräne Staaten auftraten, so schlossen sie sich auch nach Innen mehr und mehr in absoluter Machtfülle ab. Die Untheilbarkeit und Primogeniturordnung, die in jenen Zeiten allgemein eingeführt wurde, hinderte fortan die Zersplitterung der Territorien. Das absolutistische System, nach dem Vorbild der großen europäischen Monarchien, fand auch in den engen Verhältnissen der kleinen deutschen Fürstenthümer Nachahmung. Seit dem siebenzehnten Jahrhundert war die Bedeutung der Landstände entschieden im Sinken begriffen. Bei der Landesgesetzgebung hielt man ihre Mitwirkung schon nicht mehr für erforderlich. Nur die Unmöglichkeit, die ständische Bewilligung bei der Besteuerung zu umgehen, gab eine Zeitlang noch Veranlassung zur Einberufung der Landtage. Zwar strebten die Regierungen danach, auch den Aufwand für die Landesbedürfnisse lediglich von ihrem Gutdünken abhängig zu machen und sogar durch Reichsgesetze ein solches Recht bestätigen zu lassen, doch vermochten sie mit diesem Grundsatz damals noch nicht völlig durchzudringen. Nur zur Bestreitung dessen, was zur Reichs- und Landesvertheidigung gehörte oder regelmäßig hergebracht, waren die Landstände von Reichswegen verpflichtet, was darüber hinausging, konnten die Landesherren nur mit freier Einwilligung ihrer Stände erlangen. Allein mit dem Verfalle des ganzen Instituts schwand auch die Widerstandskraft gegen unbillige landesherrliche Zumuthungen, zumal die höheren Gattungen der Landstände, Prälaten und Ritterschaft, sich im Besitze fast voller Steuerfreiheit zu erhalten wußten und darum den pecuniären An-

sprüchen ihrer Landesherren energisch entgegenzutreten kein Interesse hatten. So fiel die ganze Last auf die Städte und Bauern und wurde um so drückender, je kostspieliger das höfische Leben und der Aufwand auch der kleineren Herren wurde, je größere Summen die moderne Regierungsweise mit ihren zahllosen überflüssigen Beamten und Hofleuten und der ganze souveräne Flitter in thörichter Nachahmung des französischen Hofes erforderte. Das gesammte landständische Wesen kam mit der Zeit in den meisten Territorien ab oder wurde doch höchstens noch als eine ehrwürdige Form ohne wirkliche Bedeutung beibehalten, wie in Würtemberg, Kursachsen, Braunschweig, Mecklenburg u. a. L., wo die landständische Verfassung sich verhältnißmäßig am kräftigsten fortpflanzte. Ein wirksames Mittel zur Begründung des fürstlichen Absolutismus war die Unterhaltung stehender geworbener Heere, die seit dem westfälischen Frieden Sitte wurde.

Wir dürfen nicht verkennen, daß in vielen der größeren Territorien, in Brandenburg, Sachsen, Bayern, Würtemberg, Hessen, den welfischen Herzogthümern u. a. die Landeshoheit nach den neuen Begriffen zur Bildung lebensfähiger und geordneter Staaten benutzt wurde, daß bei der Unfähigkeit und Ohnmacht der Reichsgewalt, die nicht mehr zum Leben zu erwecken war, das nationale Heil, die öffentliche Wohlfahrt auf der kräftigen Entwickelung der größeren Gebiete beruhte, die zur Erfüllung ihrer Aufgaben die hinreichenden Mittel besaßen. Es trat auch nach dem dreißigjährigen Kriege und in den letzten Jahren desselben eine Fürstengeneration auf, die viele treffliche Mitglieder zählte, darunter der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Herzog Ernst der Fromme von Gotha, Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt, der Kurfürst von Mainz Johann Philipp von Schönborn, der alte August von Braunschweig-Wolfenbüttel; auch an den beiden im Kriege so hart geprüften Fürsten von der Pfalz und Würtemberg, Karl Ludwig und Eberhard III., war trotz ihres natürlichen Leichtsinns die harte Schule des Lebens nicht ganz spurlos vorübergegangen, und der Anblick ihrer verwüsteten und entvölkerten Länder erinnerte sie doch bisweilen an ihre landesherrlichen Pflichten. Allein lange hielt das furchtbare Gericht des großen Krieges bei der deutschen Fürstenschaft nicht vor; bald kam die Zeit des maßlosen Absolutismus, der frevelhaften Volksbedrückung, der sündigen Ueppigkeit und Verschwendung, wodurch sich die meisten Fürsten im Zeitalter Ludwigs XIV. schändeten. Und doch vermochten trotz aller Verirrungen ihrer Landesherren die großen Reichsfürstenthümer immer ihrer staatlichen Aufgabe einigermaßen gerecht zu werden. Allein über die Hälfte deutscher Unterthanen lebte in politischen Mißbildungen, die zu keiner Zeit die Fähigkeit in sich trugen, Staaten im würdigen Sinne dieses Wortes zu sein. Weitaus die meisten Reichsstände, die mit diesem Anspruch auftraten, fristeten als abgestorbene und erstarrte Glieder ein trauriges Dasein, das nur durch die wunderbare Ungunst der politischen Verhältnisse und Ereignisse so lange Bestand haben konnte. Dahin gehören in erster Linie die reichsritterlichen Gebiete, die

Charakter der verschiedenen Territorien.

sich am Rhein und in Süddeutschland, mehr als tausend an Zahl, ausdehnten, große Grundbesitzungen mit umfassenderer Gewalt über die Bauern als bei andern Grundherren, aber nimmermehr Staaten, und doch von jeder Unterordnung unter eine Landesherrschaft befreit und mit den in solcher Hand verderblichen Attributen der Souveränetät ausgerüstet. Nachdem die kriegerische Bedeutung dieses Standes gänzlich abhanden gekommen war, verbrachten die Besten der freien Reichsritter ihre Tage in Bewirthschaftung ihrer Güter und patriarchalischer Fürsorge für ihre Bauern oder in fremden Hof- und Kriegsdiensten, die Meisten aber in tollen Ausschweifungen, in Jagd und Trunk und einem unmäßigen Aufwand, der mit den drückendsten Steuern, Leistungen, Frohnden der Unterthanen nicht bestritten werden konnte und alle diese Territorien in schwere Schuldenlast stürzte. Nicht viel besser waren die Reichsgrafschaften, welche sich in den vielzersplitterten Kreisen Schwaben, Oberrhein, Franken, Westfalen mitten zwischen reichsritterlichen Gebieten, freien Städten, Reichsabteien und Fürstenthümern, meist wenige Quadratmeilen groß, ausbreiteten. Es gab auch solche, welche, wie das Burggrafenthum Rheineck, nur ein Schloß, zwölf arme Unterthanen, einen Juden und ein paar Höfe und Mühlen umfaßten. Die Reichsstandschaft, die sie freilich nur in wenigen Curiatstimmen ausüben durften (S. 1022), unterschied sie von der freien Ritterschaft. Auch hier war im günstigsten Falle ein patriarchalisch-einfaches familiäres Leben des ganzen Staatsgebiets möglich, meistens aber führte die Nachahmung größerer Höfe und fürstlicher Ansprüche in namenlos erbärmlichen Verhältnissen, der Aufwand mit unnützen Beamten und Hofleuten zu unerträglichem Druck. Von einem würdigen staatlichen Leben konnte auch in den geistlichen Gebieten, im stolzen Kurfürstenthum so wenig als in der bescheidenen Reichsabtei, die Rede sein. War es doch zu natürlich, daß die Bischöfe und Capitel, beide ausschließlich aus dem stiftsfähigen Adel genommen, ihre Pfründen zu ihrem und ihrer Familien Nutzen ausbeuteten, daß sie in der Regierung ihrer Lande, an welche sie kein anderes Interesse band, lediglich eine einträgliche und bequeme Versorgung erblickten. Der ewige Regierungswechsel in diesen Wahlfürstenthümern, deren Landesherren meist in höherem Alter erst zur Herrschaft kamen, stand überdies einer gedeihlichen inneren Politik, einer stetigen und planmäßigen Fürsorge für die geistige und materielle Wohlfahrt der Unterthanen im Wege, auch wenn einmal einer oder der andere der geistlichen Herren einen Versuch dazu machte. Es war eine offenkundige Thatsache, daß die geistlichen Gebiete, obwohl sie die von Natur gesegnetsten Gaue Deutschlands umfaßten, die ärmste, geistesträgste und verkommenste Bevölkerung enthielten, und nur die stumpfeste Gleichgültigkeit, welche in der Abwesenheit mancher Opfer und Anstrengungen, die anderwärts zum Heil des Staates und Volkes erfordert wurden, einen Segen erblickte, wenn auch darüber alle Anstalten für Recht, Sicherheit und öffentliche Wohlfahrt verfielen, konnte den Satz aussprechen, unterm Krummstab sei gut

wohnen. Zu den abgestorbenen und erstarrten Gliedern des Reichs müssen aber auch seit diesen Zeiten die freien Städte gerechnet werden. Das handel- und kunstverständige, kräftige und wohlhabende deutsche Bürgerthum war durch den Krieg zu Grunde gegangen. Die gewaltige See- und Handelsmacht der Hansa war durch die nordischen Nebenbuhler, England, Holland, Dänemark in den Hintergrund gedrängt worden; eine Stadt um die andere sagte sich von dem Bunde los, bis allein Hamburg, Lübeck und Bremen übrig blieben. Noch mehr hatten die Reichsstädte im Binnenlande gelitten, das blühende regsame Leben war geknickt, der Wohlstand auf lange Jahre vernichtet, Handel und Industrie lag darnieder; die einstigen Sitze des Reichthums, der Bildung, des Patriotismus und der politischen Einsicht, waren fortan der Kleinlichkeit und Spießbürgerlichkeit verfallen. Wie ein Bleigewicht hielten auch die Reichsstädte einen politischen Aufschwung der Nation nieder. In den engherzigen Vetterschaften, welche nunmehr die Stadträthe besetzten, waren nur wenige Züge des früheren stolzen Patrizierregiments. Selbst die mächtigsten dieser Republiken, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Köln, die Hansestädte, waren nicht mehr fähig und würdig selbständige Staaten zu bilden, wie viel weniger klägliche Gemeinwesen, wie Giengen, Zell am Hammersbach, Leutkirch, Isny, Wangen, Buchhorn, Bopfingen, Aalen, Buchau am Federsee, kleine Land- und Ackerstädte von wenigen tausend Einwohnern, die trotz ihrer gänzlichen Bedeutungslosigkeit und Unfähigkeit als souveräne Mächte bis zum Ende des Reichs ihr Dasein hinschleppten. Gegen die um sich greifende Macht der Landesherren vermochten die Reichsstädte schwer Stand zu halten; manche, die bisher ihre Freiheit oder doch eine nahezu reichsfreie Stellung aufrecht erhalten, kamen noch nach dem westfälischen Frieden unter fürstliche Botmäßigkeit, so die Stadt Münster (nach mehrjährigem Hader und offenem Krieg, wobei der geistliche Demagoge Domdechant Mallinkrodt auf Seiten der Bürgerschaft eine einflußreiche Rolle spielte) unter ihren Bischof Bernhard von Galen (1661), Erfurt mit französischer Hülfe, nach langen bürgerlichen Wirren unter Kurmainz (1664), Magdeburg unter Brandenburg (1666), die Stadt Braunschweig unter das braunschweigsche Herzogshaus (1671); auch Bremen und Köln erwehrten sich nur mit Mühe der Angriffe der Schweden und des Kurfürsten auf ihre Reichsunmittelbarkeit.

Es genüge hier an diesen Andeutungen über die Schäden der politischen Verfassung und die zahlreichen abgestorbenen, hemmenden, erstarrten Kräfte des Reichs, welche einen Aufschwung des nationalen Lebens und des öffentlichen Rechts niederhielten. Wir werden in der Geschichte der folgenden Zeiten, wo diese Mißstände bis zum Zusammensturz des unterwühlten morschen Baues noch deutlicher und abschreckender hervortraten, Gelegenheit haben, die traurigen und unheilvollen Zustände in unserm öffentlichen Leben zu ausführlicherer Darstellung zu bringen. Hier seien nur noch die Geschicke desjenigen Staates in übersichtlichem Rückblick vorgeführt, welcher in der nächsten Zukunft alle andern

an Macht und Bedeutung überragte und den Kern und Mittelpunkt des nationalen Lebens in Deutschland bildete, die Entwickelung des brandenburgisch-preußischen Staates.

Das Herzogthum Preußen. **Albrecht † 1568.** Das ehemalige Ordensland Preußen fristete seine Tage als eigener weltlicher Staat unter polnischer Oberlehnsherrlichkeit (IX, 67) nicht gar lange. Der erste Herzog, Albrecht von der fränkischen Linie der Hohenzollern, unter dem die evangelische Lehre sich fast des gesammten Landes bemächtigte, war ein schwacher, von Günstlingen beherrschter, mehr und mehr jeder eigenen geistigen Thätigkeit entfremdeter Fürst. Dem ehemaligen Ordensadel, der sich in den Genuß großer Privilegien zu setzen gewußt und die landesherrliche Regierungsgewalt auf alle Weise einschränkte, mißtraute der Herzog und umgab sich daher mit ausländischen Räthen, unter denen keiner größeren Einfluß erlangte, als der fremde Abenteurer Paul Skalich, ein Mann von zweifelhafter Herkunft, der von den Scala abzustammen vorgab und sich durch allerlei Ränke und Künste in dem Vertrauen des schwachen Herrn festzusetzen wußte. Der Uebermuth der auswärtigen Günstlinge verletzte endlich den preußischen Adel dermaßen, daß er sich um Hülfe nach Polen wandte. Auf polnische Veranstaltung wurde ein Gerichtsverfahren gegen die herzoglichen Räthe eröffnet und drei derselben enthauptet; Skalich hatte sich bereits vorher aus dem Lande gerettet. Unter dem jetzt vorherrschenden Einfluß des harten und stolzen einheimischen Adels, der mit dem Landesherrn in fortwährendem Hader lag, wurde die Regierung freilich nicht viel besser. Als der alte Herzog körperlich und geistig gebrochen ins Grab sank, **1568.** folgte ihm sein fünfzehnjähriger Sohn Albrecht Friedrich. Zugleich aber erlangte Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der Gemahl der polnischen Königstochter Hedwig, die vorher auf die fränkische Linie beschränkte Mitbelehnung für sich und seine Nachkommen, im Falle der verwandte preußische Herzogsstamm aussterbe. Der Sohn war ebenso schwach und geistig wenig begabt wie der Vater. Die adligen Regimentsräthe hielten den Herzog in schimpflicher Bevormundung und behandelten ihn auf die unziemlichste Weise; die Angst vor Gift, die Furcht vor seinen Zuchtmeistern, der Aerger über sein unwürdiges Dasein brach endlich seine ohnedies nicht starken Geisteskräfte völlig, so daß sein Seelenleben zuletzt in unheilbare Störung gerieth. Trotzdem vermählte man ihn mit der Prinzessin Marie Eleonore von Cleve (S. 892), eine Ehe, aus welcher vier Töchter, aber keine männlichen Nachkommen hervorgingen.

Erwerbung Preußens. Wir haben früher gesehen, welche Territorialvergrößerung am Niederrhein dem Kurhause Brandenburg aus dieser Verbindung erwachsen ist. Und noch vorher sollte die Aussicht auf Erwerbung des Herzogthums Preußen sich verwirklichen. Zwar der alte Kurfürst Johann Georg erlebte diese Grundsteinlegung zu der Größe des Hohenzollernstaates nicht mehr. Nachdem er noch die Vermählung seines ältesten Enkels Johann Sigismund mit Anna, der erstgebornen Tochter des gemüthskranken Herzogs bewirkt hatte, starb **Jan. 1598.** der greise Herr, der Vater von dreiundzwanzig Kindern. Eine seiner Töchter war jene Dorothea Sibylle, die Gemahlin des Herzogs Johann Christian von Brieg, welche unter den fürstlichen Frauen Deutschlands durch edle weibliche Sitte, Güte des Herzens und anmuthiges verständiges Walten eine hervorragende und anziehende Erscheinung bildet, ein fürstliches Musterbild aus dem brandenburgischen Hause, wie später die Königin Luise. Da der verstorbene Kurfürst in seinem Testamente den Versuch gemacht, noch einmal die Neumark als eigenes Fürstenthum abzuzweigen, so entstanden hierüber Streitigkeiten in der fürstlichen Familie, die endlich zu dem Geraer Hausvertrag (1598, allseitig angenommen 1603) führten, worin das alte Hausgesetz des Kurfürsten Albrecht Achilles erneuert, die Untheilbarkeit der Marken und der dazu

gehörigen Herrschaften nach dem Recht der Erstgeburt anerkannt wurde. Da die fränkische Linie des Hauses Hohenzollern dem Aussterben nahe war, so sollten die beiden ältesten Brüder des Kurfürsten und ihre männliche Nachkommenschaft hier succediren, jedoch niemals mehr als zwei Linien bilden; nach dem Erlöschen ihres Mannsstammes sollten die beiden fränkischen Fürstenthümer (Ansbach und Baireuth) an das Kurhaus fallen, wie es denn auch in der Folge stattgefunden hat. Das fränkisch-brandenburgische Fürstenthum Jägerndorf in Schlesien ging während des dreißigjährigen Krieges dem Kurhause verloren, ohne daß freilich jemals die Ansprüche gegen das Haus Habsburg aufgegeben worden wären. Kurfürst **Joachim Friedrich**, der frühere Administrator des Hochstiftes Magdeburg (der Gründer des Geheimerathscollegiums, einer obersten Regierungsbehörde als Vorbild des späteren Staatsministeriums, und des Joachimsthaler Gymnasiums, das nachmals nach Berlin verlegt wurde), ließ sich, um seine Ansprüche und Aussichten auf das Herzogthum Preußen zu verstärken, nicht nur mit großen Opfern von der polnischen Krone die Regentschaft für den unglücklichen Herzog übertragen, sondern er vermählte sich auch mit dessen dritter Tochter, der um sieben Jahre jüngeren Schwester der Gemahlin seines Kurprinzen. Sein Sohn und Nachfolger **Johann Sigismund** überkam auch die Vormundschaft über seinen schwachsinnigen Schwiegervater in Preußen, und erlangte von Polen gegen große Geldopfer, Zugeständnisse hinsichtlich der katholischen Religionsübung und Verpflichtungen gegen die Landstände die Belehnung mit dem Herzogthum. Damit war die Vereinigung Preußens mit Brandenburg in nächste Aussicht gestellt, zur selben Zeit, da der Kurfürst Johann Sigismund als Gemahl der ältesten Tochter Marien Eleonorens von Cleve auch auf jene niederrheinischen Lande erfolgreiche Erbansprüche erheben konnte (S. 892). Die Erwerbung Preußens, eines etwa 670 Quadratmeilen großen, aber von Brandenburg durch Polen und Pommern getrennten, tiefzerrütteten und unsicheren Besitzes, kam nach dem Tode des Herzogs Albrecht Friedrich ohne sonderliche Schwierigkeiten zu Stande, dagegen führten die Ansprüche auf die **Jülich-Clevischen Lande**, wie erwähnt, zu langen Verwicklungen und Kämpfen. Mit der Festsetzung am Niederrhein und am baltischen Meere waren bereits die äußersten Grenzen des preußischen Staates abgesteckt, innerhalb deren er sich im Laufe der folgenden Zeit ausdehnen und erstarken sollte. Die Ländermasse war unter dieser Regierung um mehr als das Doppelte vergrößert worden.

Joachim Friedrich. 1598—1608.

Johann Sigismund. 1608—1619.

Nov. 1611.

Aug. 1618.

Das wichtigste Ereigniß in der innern Regierung Johann Sigismunds ist der Uebertritt zum reformirten Bekenntniß. Man hat diesen Glaubenswechsel, der in dem strenglutherischen brandenburgischen Lande gewaltige Aufregung hervorrief, mit den Jülichschen Händeln in Verbindung gebracht. Wie sich der pfalzneuburgische Nebenbuhler durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche der Unterstützung des Kaisers und der Liga zu versichern gedachte, so der Brandenburger der Gunst der reformirten Jülicher und der benachbarten Holländer. Wohl mag auch diese politische Erwägung auf den Religionswechsel nicht ohne Einfluß gewesen sein, in erster Linie aber entschied sicherlich die innere Ueberzeugung von der Wahrheit der calvinischen Lehre, zu welcher Johann Sigismund schon früher Hinneigung gezeigt. Die lutherische Geistlichkeit, voran der Hofprediger und Dompropst Simon Gedicke, gerieth über den Abfall des Kurfürsten in die äußerste Wuth; auf den Kanzeln und in Flugschriften ergoß sich in Brandenburg und Preußen eine Fluth von Schmähungen und Vorwürfen; schon pflegte ja allenthalben das strenggläubige Lutherthum zu sagen: lieber papistisch, als calvinisch. In Berlin kam es sogar darüber zu einem offenen Volksaufruhr. Ernst und würdig wies der Kurfürst, unterstützt von einigen wenigen Theologen, wie dem Frankfurter Professor Pelargus, die Angriffe und Schmähreden zurück und vertheidigte

Uebertritt zur reformirten Lehre.

Weihnachten 1613.

sein neues Glaubensbekenntniß, ohne darum über die Gewissen seiner Unterthanen einen Zwang zu üben. In Brandenburg wurden seitdem die Ideen von confessioneller Duldsamkeit und Verträglichkeit zu einem leitenden Grundsatz der Politik.

Johann Sigismund erlebte noch den Anfang des großen Kriegs und trat, freilich als schwankendes und unsicheres Mitglied, in die Union ein. Als er in einem Augen-
Decbr. 1619. blicke entscheidungsvollster europäischer Verwickelungen aus dem Leben ging, folgte
Georg Wilhelm. 1619–1640. ihm sein Sohn Georg Wilhelm, ein Mann, der die geistigen Fähigkeiten und die Festigkeit des Willens nicht besaß, den Staat in so schwierigen Zeiten einsichtsvoll und würdig zu leiten. Wir haben die unsichere und verderbliche Haltung Brandenburgs im dreißigjährigen Kriege hinlänglich kennen gelernt; hin und her schwankend zwischen den großen Mächten, dem Kaiser und der Union, den Schweden und den Polen, fand der Kurfürst auf keiner Seite Dank und Hülfe und mußte sein armes, dem Landesfürsten überdies wegen der Religion auffässiges Volk allen Leiden und Gräueln des Krieges preisgeben. Zur Werbung von Söldnern hatte der schuldenbelastete Staat kein Geld; der Adel und die Bürgerschaften waren der Waffen entwöhnt; versuchte man den alten Lehnsdienst der Ritterschaft oder die wehrfähigen Mannschaften in den Städten zur Landesvertheidigung aufzubieten, so kamen kaum ein paar Tausend unbewaffneter, ungeübter und untauglicher Leute zusammen. Als der Kurfürst einmal den ritterlichen Heerbann aufbot, glaubte er hinzufügen zu müssen, sie sollten dies für keinen Scherz halten. Vielleicht in keinem deutschen Lande war damals die Wehrverfassung in einem so traurigen Zustande wie in dem nachher so waffengewaltigen Brandenburg. Hatte der Kurfürst Anfangs noch einigen Eifer für die Union und seinen unglücklichen pfälzischen Schwager gezeigt, so gerieth die brandenburgische Politik mehr und mehr in den kaiserlichen Bannkreis, als der Graf Adam Schwarzenberg die Leitung der Regierung in die Hände bekam. Schwarzenberg, ein Jülicher von katholischem Glauben, war nach dem Tode des letzten Herzogs in brandenburgische Dienste getreten und hatte seitdem nicht nur die Jülichschen Angelegenheiten geleitet, sondern bald erlangte der gewandte und schmiegsame Mann auch den überwiegenden Einfluß auf die gesammte Staatsregierung, den er andauernd im kaiserlichen Interesse ausübte. Es war zu viel gesagt, wenn man den Grafen später des Landes- und Hochverraths anklagte; immerhin aber hat er sich der Habsucht, des Eigennutzes und einer oft verdächtigen Verbindung mit den Generalen und dem Hofe des Kaisers schuldig gemacht, und seine Politik ließ Brandenburg eine Haltung annehmen, die seinem Interesse und seiner Ehre während einer der wichtigsten Perioden der deutschen Geschichte nachtheilig war. Unter allen Wechseln der Ereignisse wußte sich Schwarzenberg zu behaupten oder, wenn zeitweilig aus seinem beherrschenden Einflusse zurückgedrängt, wieder emporzuschwingen.
1. Decbr. 1640. Erst nach dem Tode des Kurfürsten Georg Wilhelm wurde der gebietende Minister entlassen, und als er gleich darauf starb, entstand sogar die ungegründete Volkssage, er habe einen heimlichen gewaltsamen Tod im Kerker erlitten. Unter Georg Wilhelms Sohn Friedrich Wilhelm, dem „großen Kurfürsten", schlug dann die brandenburgische Politik jene erfolgreichen Bahnen ein, welche den noch immer kleinen und armen Staat bald unter die Zahl der europäischen Mächte einreihten. Die Erwerbungen des westfälischen Friedens in Pommern und den säcularisirten Bisthümern (S. 1015) erweiterten den Besitz um ein Viertheil, so daß der brandenburgische Staat, ein Gebiet von nahezu 2000 Quadratmeilen umfassend, schon damals an Größe alle andern deutschen Territorien, mit Ausnahme Habsburgs, überragte.

4. Die inneren Culturzustände Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege.

Die schädlichen Folgen des Kriegs für die materielle Cultur.

Es wurde früher nachgewiesen, daß das wirthschaftliche, gewerbliche und commercielle Leben Deutschlands noch im Zeitalter der Reformation in hoher Blüthe gestanden. Weder die Auffindung des Seewegs nach Ostindien, noch die Festsetzung der Türken in der Levante und an den Küsten des Mittelmeeres waren vermögend gewesen, den italienisch-deutschen Handel zu vernichten, den Wohlstand und die Bildung der großen Bürgerstädte zu brechen. Und wie war nun diese reiche schöne Cultur durch den fürchterlichen Krieg verwandelt! Statt blühender Felder und Wiesen gewahrte das Auge meilenweit Wüsteneien und mit Dorngestrüpp überdecktes Haideland, statt volkreicher Städte und freundlicher Dörfer Steinhaufen, Schutt und Asche. Schwert, Hungersnoth und Seuchen hatten über die Hälfte des deutschen Volkes weggerafft. Die Stadt Augsburg zählte einst über 90,000 Einwohner, nach dem Krieg schlichen noch 6000 Menschen durch die weiten stillen Gassen; in der pfälzischen Rheinebene, dem prangenden Garten Deutschlands, soll der fünfzigste Theil der Bevölkerung übrig geblieben sein, und auch der starrte verwildert, stumpfsinnig, muth- und hoffnungslos auf eine trümmerbedeckte Einöde. Und so sah es allenthalben in Deutschland aus. Wie erstaunt der „Simplicissimus", der Held jenes anziehenden und ergreifenden Sittenromans aus dem dreißigjährigen Kriege, als er die Schweiz betrat: „Das Land kam mir gegen andere deutsche Länder so fremd vor, als wenn ich in Brasilien oder China wäre! Da sah ich Leute in Frieden handeln und wandeln, die Ställe standen voll Vieh, die Bauerhöfe liefen voll Gänse, Hühner und Enten, die Straßen wurden sicher von den Reisenden gebraucht, die Wirthshäuser saßen voll Leute, die sich lustig machten; da war gar keine Furcht vor Feinden, keine Sorge vor Plünderung und keine Angst, sein Gut, Leib und Leben zu verlieren". Ein solches Bild ungetrübten Friedens kannte man in Deutschland höchstens noch als Mähr aus Vätertagen. Gab es doch keine Gegend des Reichs, die nicht mindestens ein- oder zweimal, die meisten aber dauernd oder alljährlich der Schauplatz des Kriegsgetümmels, der Schlachten, Durchzüge, Verwüstungen, Brandschatzungen gewesen. Wer ein Land betrat, ob Freund oder Feind, war am Ende ziemlich einerlei; die Kriegspraxis hatte es so weit kommen lassen, daß beide nicht gar verschieden hausten. Das zusammengelaufene Kriegsvolk aus aller Herren Ländern, wie wir es auf den obigen Blättern kennen gelernt, ohne nationale und religiöse Zusammengehörigkeit, selbst ohne militärischen Corpsgeist heute um diese, morgen um jene Fahne sich schaarend, war auch durch einen gewaltigen Geist und Willen nicht immer in Ordnung und Zucht zu halten, um so viel weniger, als die militärische und moralische Autorität eines Wallenstein, Tilly und Gustav Adolf dahin gegangen und schwächeren Händen die Leitung des Kriegswesens anvertraut war. Wir haben mehrfach gesehen, wie das Lager selbst Kriegspolitik trieb und die

Soldaten oder unteren Offiziere dem Oberfeldherrn die Bedingungen des weiteren Dienstes vorschrieben. Bei solcher Lockerung der militärischen Disciplin und Ordnung konnte, selbst wenn ein oder der andere General dazu den Willen gehabt hätte, den zuchtlosen Banden nicht gewehrt werden, daß sie in rohen Grausamkeiten, in wilden Ausschweifungen, in gierigen Erpressungen und Räubereien Erholung von den Mühen des Krieges suchten und Hab und Gut, Leib und Leben der Bürger und Bauern der Soldatesca verfallen erklärten.

Finanzielle Noth des dreißigjähr. Kriegs.

Zu der bösen Lust und den wilden Begierden gesellte sich die Noth. Das rasende Treiben des Kriegsvolks wird einigermaßen dadurch entschuldigt, daß von einer regelmäßigen Verpflegung und Löhnung zuletzt gar nicht mehr die Rede war, daß die Soldaten sich darauf angewiesen sahen, des Lebens Unterhalt und den Preis für ihre Dienste zu suchen, wo sie ihn fanden. Steuern, Anleihen, Subsidien der fremden Mächte mit besserer Finanzwirthschaft reichten lange nicht aus, die kostspieligen Heere der deutschen Fürsten zu unterhalten; im Anfang des Kriegs war die Münzfälschung ein beliebtes Mittel, die fürstlichen Kassen zu füllen; geringhaltiges Geld wurde für voll ausgegeben, und wenn dann diese Blech- und Kupfermünzen aus der dünnen Silbertünche zum Vorschein kamen, wurden sie plötzlich, oft auf ein Zehntel des Nennwerths, herabgesetzt. „Kipper- und Wipperwesen“ war der Spottname für dieses unehrliche Handwerk, das namentlich im Braunschweigschen in Blüthe stand, für Handel und Wandel, für Credit und Wohlstand von den verderblichsten Folgen war. „In jenen Jahren“, so lautet eine Schilderung dieses Münzwesens in Böhmen, „ließ der Kaiser Münzen von Kupfer, nur mit ein wenig Silber versetzt, schlagen, und zwar in so großer Menge, daß das Volk, der Täuschung sich nicht bewußt, reich zu sein wähnte. Die guten Geldstücke aber wußten die Soldaten den Leuten aus den Händen zu winden. Der Werth des Goldes und Silbers war aufs Zehnfache gestiegen. Doch plötzlich, 1624, setzte der Kaiser die Münzen auf ein Zehntel ihres Nennwerths herab, und daraus entstand unsägliche Noth. Man rühmte sich, man habe dadurch die Böhmen trefflicher ausgebeutelt, als wenn sie zehn Jahre beständige Soldateneinquartierung gehabt hätten. Auch urtheilten sachverständige Männer, es sei mehr Schaden geworden, als wenn halb Böhmen abgebrannt wäre“. Als jedoch auch diese Falschmünzerkünste nicht mehr verfingen, wurde, namentlich seit Wallenstein, das landverderbende System der organisirten Plünderung, der Contributionen und Brandschatzungen in größtem Maßstabe eingeführt. Das Beispiel von Oben befolgte dann der Soldat nach seiner Weise und hielt es nicht für Schande, dem Bauer, bis in die verborgensten Schlupfwinkel nachspürend, den Rest der Habe und Nahrung abzunehmen.

Kriegsgräuel und Verwüstungen.

Und mit dem beutegierigen Raub ging teuflische Peinigung meist Hand in Hand. Als Beispiel der entsetzlichen Kriegspraxis des entmenschten Soldatenvolks sei hier aus den unzähligen Schaudergemälden, wie sie die Geschichtsbücher der Zeit entrollen, eine

einzige Stelle eines Schreibens der niedersächsischen Landstände aus dem Jahr 1637 mitgetheilt. Dort heißt es: „Es stehet leider noch vor Augen, wie die Croaten und andere kaiserliche Truppen mit Feuer und Schwert das ganze Land, zu einem im römischen Reich und auch bei den Türken unerhörten Exempel, erbärmlich verderbet, fast Alles, so unter ihre Hand gekommen, niedergehauen, den Leuten die Zungen, Nasen und Ohren abgeschnitten, die Augen ausgestochen, Nägel in die Köpfe und Füße geschlagen, heiß Pech, Zinn, Blei und allerhand Unflath durch die Ohren, Nasen und den Mund in den Leib gegossen, etliche durch allerhand Instrumente schmerzlich gemartert, Viele theils mit Stricken aneinander gekoppelt, ins offene Feld gestellt nnd mit Büchsen auf sie zum Ziel geschossen, theils mit Pferden geschleift, das Weibsvolk ohne Unterschied des Alters, ehelichen und ledigen Standes, geschändet, die Brüste abgeschnitten, wie die wilden Thiere in die Kinder gefallen, sie gesäbelt, gespießet und in den Backöfen gebraten, Kirchen und Schulen zu Cloaken gemacht, viele Wohnungen, Städte, Flecken und Dörfer angezündet und verbrannt, anderer barbarischer Verübungen, so in die Feder nicht alle zu fassen, zu geschweigen". Und solche Gräuelthaten werden uns aus allen Gauen Deutschlands berichtet, von den Kaiserlichen so gut wie von den Schweden und Franzosen. Bei solchem Wüthen kann man freilich das grauenvolle Bild begreifen, welches das zertretene und zerwühlte Reich darbot, als man endlich die Schwerter einsteckte. „Wie jämmerlich stehen die Städte", ruft ein Zeitgenosse; „da zuvor tausend Gassen gewesen, sind nun nicht mehr hundert, da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstört, daß weder Dach, Gespärr, Thüren oder Fenster zu sehen sind. Ach Gott, wie jämmerlich stehts auf den Dörfern. Man wandert bei zehn Meilen und siehet nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann und Kind oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voller todten Leichname gelegen, von der Pest und Hunger erwürgt, von Wölfen, Hunden, Raben gefressen, weil Niemand gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat." „Das blühende Bayerland", heißt es in einer andern Schilderung, „glich einer Wüste; da lebte kaum noch der zehnte Mann, und wer noch lebte, stillte den Hunger mit dem Fleisch von Hunden, Katzen, Gewürmen und den Leibern der schon Verhungerten. Die reichen Getreidefluren lagen ungebaut, voller Disteln und Dornen. Es setzte sich Wald über den Acker, weil ihn kein Pflug mehr aufbrach. Wo die Menschen seltener geworden, mehrten sich die Wölfe und reißenden Thiere. Sie zogen furchtlos aus den finstern Schlupfwinkeln zu den Brandstätten ehemaliger Dörfer, und wühlten in der Erde nach den Leichnamen. Zigeuner, Gauner und Strolche aller Gattung schwärmten bandenweise im Lande frei umher. Wollte der Kurfürst betfahrten, mußte er vorher zur eigenen Sicherheit Streifen gegen das Gesindel anordnen, die Straße zu säubern." In der Verzweiflung rotteten sich die Bauern, wo sie nicht selbst unter das Kriegsvolk gingen, zu Räuberhaufen zusammen, und noch lange Jahre zeugte das Banditenwesen und die Unsicherheit der Straßen von der Auflösung aller bürgerlichen und geselligen Ordnung.

Geistige und sittliche Zustände. Religiöses Leben.

Auch auf das geistige und sittliche Leben des deutschen Volks hatte der Krieg die verderblichsten Wirkungen. Die schöne Culturblüthe der Reformationszeit war völlig verschwunden. Der lebendige und schöpferische Geist, den die Reformatoren der Kirche eingeflößt, wich einer starren Verehrung des Buchstabens der symbolischen Bücher und einem neuen knechtischen Autoritätsglauben; eine enge, mit rechthaberischer Heftigkeit verfochtene Orthodoxie trat an die Stelle der innern Glaubenswärme, und statt des geistigen Lebens und der schaffenden

Seelenthätigkeit des sechzehnten Jahrhunderts herrschte nunmehr ein dürrer Dogmatismus und eine protestantische Scholastik, bis einerseits die Gemüthswelt der Pietisten, andererseits die Speculation der Philosophen sie bemeisterten. Hand in Hand mit diesen Erscheinungen in den gebildeten Kreisen ging im Volke frivoler Unglaube oder finsterer Aberglaube. Es war wohl zu begreifen, wenn die von allen denkbaren Schrecken heimgesuchte Menschheit am Ende an Gott irre ward und sich wahnwitzigem Zauber- und Dämonenglauben ergab. Als grausigstes Denkmal dieser Verirrung steht der Hexenwahn da, welcher während und nach dem dreißigjährigen Kriege seine entsetzlichen Orgien feierte. Der Teufel- und Hexenglauben war freilich auch dem vorigen Zeitalter nicht fremd gewesen, schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hatte man im „Hexenhammer" (Malleus maleficarum) eine Art juristischen Kanons zur Beurtheilung und Behandlung dieser unglücklichen Opfer des Aberglaubens aufgestellt. Allein seinen eigentlichen Höhepunkt und zugleich massenhafte praktische Anwendung mit allen Martern und Gräueln, die der Krieg kennen gelehrt, erreichte dieser furchtbare Wahn doch erst in den nächsten Jahrzehnten vor und nach dem westfälischen Frieden. Die zahlreichen Criminalacten dieser Zeit über die gerichtlichen Prozeduren an solchen Angeklagten entrollen ein grausenhaftes Bild von dem Mißbrauch der Justiz im Dienste eines finstern Aberglaubens. Waren auf thörichte Verdachtsgründe oder nichtswürdige Verleumdungen hin Anklagen erfolgt, so wurden mit entsetzlichen Folterqualen Geständnisse erpreßt und stets lautete der Spruch der Hexenrichtercollegien, dem häufig selbst die Juristenfacultäten der Universitäten ihr zustimmendes Gutachten ertheilten, auf Schuldig, worauf die „Bundesgenossen des Satans" unbarmherzig dem Scheiterhaufen übergeben wurden. In den Jahren von 1627—1629 ließ der Bischof von Würzburg, Philipp Adolf von Ehrenberg, neunhundert Hexenleute verbrennen, in der Grafschaft Neisse starben in einem Jahrzehnt tausend desselben Todes; oft waren es junge Mädchen, sogar kleine Kinder. Trat irgendwo Mißwachs oder Ungewitter ein, so wüthete man gegen die Unglücklichen, denen der Volksmund die Schuld an diesen Unfällen zuschrieb. Vergebens eiferten wohlgesinnte und aufgeklärte Männer, wie Friedrich von Spee, einer der wenigen Menschenwohlthäter aus dem Jesuitenorden, (in seiner „Cautio criminalis") gegen diese Gräuel, die erst in der nachfolgenden fortgeschritteneren Generation abkamen.

Hexenverfolgungen.

Verfall des wissenschaftlichen, künstlerischen, literarischen Lebens.

Und wie das religiöse Leben vernichtet oder auf traurige Abwege gerathen war, so auch das nationale. Der verwitterte Bau des deutschen Reichsstaats, wie wir ihn oben kennen gelernt, vermochte begreiflicher Weise das nationale und patriotische Gefühl nicht zu stärken und zu beleben. Vaterländischer Sinn, deutschnationales Bewußtsein waren für lange Zeit vollständig erstorben; daß das deutsche Volk unfähig sei, politisch eine Rolle zu spielen, ein mächtiges Staatswesen gleich andern zu gründen, wurde seitdem fast ein Glaubenssatz.

Und selbst die Blüthe geistigen und künstlerischen Lebens, die für politische Ohnmacht oft einen Ersatz bieten mußte, war unter dem eisigen Hauch des großen Krieges erstarrt und verdorben. Die Kunst, die noch im vorigen Zeitalter so schöne Früchte gezeitigt, war auf lange zu Grunde gegangen; die Wissenschaften waren verknöchert, in unfruchtbarem Formelkram und geistloser Pedanterie erstickt; die Universitäten, einst die strahlenden Leuchten der Bildung, waren während des Krieges fast eingegangen und erholten sich nur langsam wieder zu einiger Bedeutung; unter den Professoren herrschte geist- und gedankenlose Schulgelehrsamkeit oder erschreckende Unwissenheit, unter den Studenten, die während des Krieges häufig vorübergehend oder dauernd der Fahne folgten, eine entsetzliche Rohheit und Wüstheit der Sitten und jene in der Geschichte der pädagogischen Verirrungen berühmte Erscheinung der systematischen Ausnutzung, Mißhandlung, geist- und leibverderbenden Verführung der Neulinge durch die älteren Genossen, die als „Pennalismus“ bezeichnet wird und sogar den Reichstag in Regensburg zum Einschreiten gegen dies Unwesen veranlaßte. Das Volksschulwesen endlich, für welches die Reformationszeit so viel gethan, war im tiefsten Verfall, im traurigsten Niedergang begriffen, und es bedurfte der eifrigen und hingebenden Fürsorge wohlmeinender Fürsten, verständiger Pädagogen und Staatsmänner, um das deutsche Unterrichtswesen wieder in die Höhe zu bringen. In der Literatur verdrängte die Nachahmung fremder Unnatur die nationalen Geisteserzeugnisse; die Sprache und der literarische Geschmack Frankreichs beherrschten das geistige Leben des vordem so reichen und schöpferischen deutschen Volks, und es dauerte lange, bis sich die zurückgedrängte vaterländische Natur und Geistesart wieder Bahn brach. Auch im äußern Auftreten herrschte die fremde, insbesondere die französische Mode. Mit der oberflächlichen Politur, welche die jungen Herren der vornehmen Stände auf ihren zum guten Ton gehörenden Reisen nach Paris sich aneigneten, brachten sie auch die Kleidermoden, die geschmacklosen Trachten, die gepuderten Haare und Perrücken, und häufig auch die leichtfertigen Sitten der dortigen eleganten Welt in ihr deutsches Vaterland zurück. Im innersten Kerne war das deutsche Wesen vergiftet und entstellt, politisch, geistig und sittlich die deutsche Nation krank und gebrochen. Es bedurfte der ganzen inneren Lebenskraft dieses Volkes und Landes, um aus dem tiefen staatlichen, materiellen und geistigen Verfalle sich wiederum zu erheben.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Weber, Georg, 1808-1888

Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen
Bd.: 11

Leipzig 1875